This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

D20.W3

Weltgeschichte

von

Prof. Dr. Joh. Bapt. v. Weiß,
k. k. Hofrath, Ritter des Ordens der eis. Krone, Besitzer des k. k. Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft.

Dritte verbesserte Auflage.

Neunter Band.

Nordeuropa. Dreißigjähriger Krieg. Literatur, Kunst, Sitte.

Graz und Leipzig.
Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung ‚Styria'
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.
1892.

LOAN STACK

Alle Rechte vorbehalten.

D20
W463
v. 9

Vorwort.

Dieser neunte Band besteht aus drei Theilen.

Der erste behandelt die Geschichte des Nordens und Ostens von Europa von der Mitte des vierzehnten bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Nach langem Ringen mit dem Heidenthum hat die Kirche im Großen gesiegt, der Synodalverband ist geschlossen, das Gaukönigthum ist der Bildung der drei größeren Staaten gewichen, die um den Vorrang streiten. Da bricht sich der Gedanke Bahn, alle drei Staaten zu einem einzigen großen Staate zu vereinigen. Eine Nordlandssprache, eine Literatur hätte sich gebildet, und dem Vordringen Russlands nach Europa wäre Halt geboten worden. Die Calmarische Union entsteht, ist aber von kurzer Dauer wegen der nationalen Eifersucht und der Unfähigkeit der Herrscher, und weil der Streit zwischen Erbrecht und Wahlrecht es nicht zu einer sicheren Erbfolge-Ordnung und gesunden Bundes-Verfassung zu bringen vermochte. Auf den Clerus konnten die Unionskönige rechnen, aber nicht auf den Adel; jener begriff den Wert der Einigung und trat für dieselbe ein, aber der Adel konnte nicht vergessen, dass seine Ahnen einst Gaukönige gewesen, und ergriff jedes Mittel, um die Einheit zu sprengen und die Macht des Königs zu lähmen, um selbst wieder eine große Rolle zu spielen.

Der fähigste der Unionskönige war Christian II., 1513—1523; er hat eine Reihe von vortrefflichen Gesetzen gegeben, war aber eine willkürliche Natur. Der Ärger über die Unbändigkeit des schwedischen Adels gab ihm, wie Kaiser Heinrich VI. die Verschwörungslust in Sicilien, den grausamen Entschluss ein, seine Gegner mit einem Schlage zu vernichten. So befahl er 1620 das Blutbad zu Stockholm; drei Tage wüthete dort das Schwert des Henkers, und so gieng es durch das ganze Land: ungefähr 600 Häupter fielen. Die Bauern mussten ihre Waffen ausliefern, ihre Armbrüste zerbrechen. Christian glaubte gesiegt zu haben und kehrte nach Dänemark zurück, um auch dort das Königthum zur alleinigen Macht umzuschaffen; auch dort hatte der Adel Vorrechte, unter welchen die Monarchie und die Bauernschaft und die Städte gleich sehr litten.

Aber unter den dem Tod geweihten war ihm ein hochbefähigter junger

Mann entkommen, Gustav Wasa, der die Schweden zu einigen und zum Sieg gegen ihn zu führen wusste. Die Niederlage in Schweden gab dem unzufriedenen Adel in Dänemark Muth. Dazu kam, dass Christian II. zu vielerlei in gleicher Zeit unternahm: er wollte den Adel zermalmen, aber auch die Macht des Clerus brechen; er wollte Bürger und Bauern heben, aber auch die Macht der Hansa vernichten, Holstein erwerben und Schweden erobern; zudem war er nicht beharrlich in der Wahl der Mittel: er griff bald zur Gewalt, bald zur List, bald zum Recht, und war auf einmal verzagt, wo die größte Kühnheit nöthig war. Da fielen die Jüten von ihm ab, dann die Dänen und wandten sich seinem Oheim Friedrich zu. Christian II. musste 1523 zu seinem Schwager Karl V. fliehen, der früher vergebens ihn durch eine eigene Gesandtschaft ermahnt hatte, die Königin Isabella zu behandeln, wie es das Gebot Gottes, das Gewissen und die Ehre verlange, und die Düweke und deren Mutter Sigbritt von sich zu entfernen.[1]) Karl V. war kühl gegen ihn, und Christian endete in ewiger Haft. — Friedrich empfieng in Wyborg die Huldigung von Dänemark. Als er auch von den Schweden die Huldigung forderte, antworteten diese, sie hätten schon einen König, Gustav Wasa, und so wurde die Union nach 126jähriger Dauer aufgelöst.

Die Wasas hatten jetzt den Thron Schwedens inne und diese Dynastie hat hochbefähigte Männer und ein geniales Weib aufzuführen. Gustav ward durch Schlauheit mächtiger als irgend ein König vor ihm. Den Adel hatte er nicht zu fürchten, denn er war gebrochen durch das Stockholmer Blutbad, wohl aber die Bauern, die ihn auf den Schild erhoben und ein hohes Selbstgefühl hatten. „Mit Gott und Schwedens Bauernschaft!" war seine Losung. Sie durfte er ja nicht mit Steuern drücken. Wie sich helfen in der Noth? nur mit Kirchengut. Da konnte ihm nur die Reformation helfen, denn sie belobte den Raub des Kirchengutes. Dem Adel bot er Aussicht auf die Beute, der Clerus war nicht beliebt, weil er für die Einheit der drei Reiche war. Darum ließ sich Gustav durch den Westeräser Recess volles Recht über die Kirche ertheilen und zögerte keinen Augenblick, Güter von Kirchen und Einkommen von Klöstern an sich zu ziehen. Durch die Westeräser Erbvereinigung wurde das Königthum erblich im Hause Wasa und Gustav durch Demagogie und Despotismus mächtiger als irgend ein schwedischer König vor ihm.

Auch in Dänemark lechzten König und Adel nach dem Kirchengut, und wurde 1536 der Beschluss gefasst, das Kirchengut einzuziehen, „um die Schulden des Reiches zu bezahlen und die Lasten des gemeinen Mannes zu erleichtern." König und Adel theilten jedoch die Beute und Bürger und Bauern giengen

[1]) Ein ausführlicherer Bericht Herbersteins über diese seine Gesandtschaft ist von meinem Collegen Luschin von Ebengreuth in den Herbersteinischen Papieren gefunden und eben in einer Broschüre „Herbersteiniana" veröffentlicht worden. S. 116—122.

leer aus. Norwegen war zu schwach, sich gegen die Raubsucht der Dänen zu wehren, — es verlor seine Selbständigkeit und ward fortan von einem Statthalter regiert. Auch Island musste die Reformation annehmen, obschon es vom neuen Glauben nichts wissen wollte. Nachdem der Bischof von Holum 1551 hingerichtet war, fügte sich das arme Volk. So wurden aus dem Reich der Calmarischen Union zwei Reiche, Schweden und Dänemark, das über Norwegen und Island gebot. Der Streit der Gewalten endete in Dänemark 1660 mit dem absoluten Königthum. Die katholische Religion aber, welche den Norden von Menschenopfern entwöhnt, dem Seeraub ein Ende gemacht, ein geordnetes Leben und den Gottesfrieden zu Land und See hergestellt, Kunst und Bildung gebracht hatte, wurde geächtet. Schweden gelangte zu Ansehen, ein Wasa wurde König von Polen, und Russland wollte in den Wirren, die der falsche Demetrius erregte, sogar einen Wasa zum Czaren haben.

Der zweite Theil behandelt den dreißigjährigen Krieg, das große Trauerspiel der deutschen Geschichte. Wie reich war Deutschland bevölkert am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wie glänzend, wie vielgestaltig, wie heiter war das Leben in den vielen Städten, wie war ein Aufschwung im geistigen Leben, in Kunst und Wissenschaft! Wir waren auf dem Weg zu einem nationalen Drama, wie England ein solches erreichte! Welch ein heiterer Sinn, welch hohes Nationalgefühl spricht sich in den Volksfesten aus! Nach dem großen Kriege aber ist das Volk wie zu Staub zertreten, Deutschland ein großer Kirchhof. Tausende von Ortschaften sind verschwunden, andere stehen noch, aber in Trümmern, und erscheinen wie Grabsteine, zwischen denen hohläugige Gestalten furchtsam einherschleichen. Es schien auch jetzt noch nicht zum Frieden kommen zu sollen, so unverschämt waren die Forderungen der Schweden und der Franzosen. Nur dem Scharfblick, der Ruhe, der Gewandtheit Trauttmansdorffs[1]) ist es zu verdanken, dass noch ein Friede zustande kam, wenn auch unter schmerzlichen Bedingungen. Schweden und Frankreich gaben den Ton an in Europa, Deutschland machte ein Jahrhundert der Demüthigung und der Schwäche durch. Welch starke Mahnung an die

[1]) Woher der alte Name dieses um Österreich hoch verdienten Geschlechtes stamme, „Stüchse", habe ich nicht finden können. Graf Brandis sagt in seinem Werke: „Tyrols immer grünendes Ehrenkranzel", II, S. 94: „Ritter, jetzt Grafen Trauttmansdorff sind zwar in unterschiedlichen Linien entschieden, doch alle aus Tyroll und von dem Schloße Trauttmansdorff ursprünglich." Auch Imhof stimmt dieser Ansicht bei. Andere Genealogen, als Lazius, „De migratione gentium", und Jul. Cäsar Aquilinus, „Annal. Styr.", II, behaupten den Ursprung des Geschlechtes aus dem unweit Vorau liegenden Schlosse Trauttmansdorff. Im Widerspruch mit beiden leiten ihn Martin Zeiller, „Die deutschen Reichskreise", und Buccellin, „Stemmatographiae Germ.", II, von dem in Niederösterreich an der ungarischen Grenze liegenden Schlosse Trauttmansdorff insofern als die Ritter Trauttmansdorff mit den alten bereits angeblich ausgestorbenen Stüchsen für eines und das nämliche Geschlecht zu halten seien. Familientradition ist, dass die ursprüngliche Familie der Stüchse, mit den Dynasten Tirols von Meran in weiblicher Linie verwandt, den Namen Trauttmansdorff von dem Schlosse, dass sie dort besaß, angenommen hat, und sich im elften und zwölften Jahrhunderte in Steiermark und Österreich verbreitete.

Deutschen, einig zu sein, tönt nicht aus der Geschichte dieser Zeit, die man nicht ohne Thränen schreiben und ohne Wehmuth lesen kann!

Was ich Seite 352 von der Jugend eines der herrlichsten Helden dieser Zeit als Sage bezeichnet habe, darüber belehrt mich eben ein Brief eines preußischen Postmeisters zu Cronberg, Hoppe, dass es buchstäblich wahr sei, aber sich auf den General Johann Spork beziehe und sich auf einem Hof bei Delbrück im Kreise Paderborn erfüllt habe. Ich danke Herrn Hoppe für diese Theilnahme und habe das Buch, auf das er mich verweist, mir sogleich bestellt. Held Spork begegnet uns wieder im nächsten Band in der Schlacht zu St. Gotthard.

Der dritte Theil befasste sich mit der Literatur und Kunst im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, insbesondere mit der classischen Philologie. Unsere Jugend liest die alten Classiker in der Regel ohne eine Ahnung von der Riesenarbeit, welche die Herstellung des echten Textes und der richtigen Erklärung, dann die Aufstellung einer sicheren Chronologie erforderte. Die Humanisten des siebzehnten Jahrhunderts sind in der Regel fern von der Wildheit derer des sechzehnten, von ihrem Hasse gegen die Kirche; nur Scaliger, der Goliath der Hugenotten, macht eine Ausnahme unter den philologischen Größen dieser Zeit.

Eine andere große Frage, mit der diese Zeit rang, war die über die Richtigkeit des Copernikanischen Weltsystems, welches anfangs die Geister erschreckte, seine volle Sicherstellung aber erst durch Newton erlangte. Was die Stellung des genialen Kepler in den daran sich knüpfenden Fragen anlangt, ist im Verlag der k. k. Universitäts-Buchdruckerei ‚Styria', eine durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Klarheit ausgezeichnete Schrift erschienen: „Johannes Kepler und die großen Kirchenstreitfragen seiner Zeit. Eine Keplerstudie von Dr. Leopold Schuster, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der k. k. Universität zu Graz. 1888." Bei Newton kommen diese Fragen im nächsten Bande wieder vor.

Graz, 24. September 1892.

Dr. J. B. v. Weiß.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Schweden, Norwegen, Dänemark . . . . . 1—121
Schweden 3
Norwegen. — Island 7
Dänemark. Erich IV. Pflugpfennig, Abel, Christoph I., Erich V. und Erich VI., Christoph II., Waldemar III. — Die Landeshandfeste. — Der Kirchenstreit 18
Das Interregnum. Holstein. Waldemar IV. — Magnus von Schweden 26
Vereinigung von Dänemark und Norwegen 31
Die Calmarische Union 33
Verfall der Union von Calmar 39
Christoph der Bayer. — Karl Knudson. — Christian von Oldenburg 44
König Hans. — Die Ditmarschen 52
Christian II. 1513—1523 57
Gustav Wasa 62
Fall Christians II. 64
Gustav Wasa, König. — Die Reformation in Schweden 66
Friedrich I. von Dänemark (1523—1533) 71
Noch einmal Christian II. und Christian III. 73
Friedrich II. — König Erich XIV. von Schweden 79
König Johann III. von Schweden (1568—1592) 84
Sigismund, König von Schweden und Polen, und Karl IX. 91
Ende des Stammes Rurik, die Geschichte des falschen Demetrius und das Emporkommen des Hauses Romanow 96
Basil Schuyski und der zweite falsche Demetrius 103
Michael Romanow wird Czar, 3. März 1613 107
Die Anfänge Gustavs II. Adolfs 108
Der dänische Krieg. Christian IV. Der russisch-polnische Krieg 111
Wie Gustav II. Schweden zu heben sucht 116

Der dreißigjährge Krieg . . . . . 122—497
Rudolf II. (1576—1612). Tycho de Brahe. Kepler 122
Donauwörth. Maximilian I., Herzog von Bayern 127
Union und Liga 134
Der Bruderzwist im Hause Habsburg 137
Die Union. Christian von Anhalt 153
Folgen des Bruderzwistes. Der böhmische Majestätsbrief 1609 159
Der Jülich-Clevische Erbfolgestreit 165
Heinrich IV. und die Union 170
Nochmals der Bruderzwist! 172
Das Passauer Kriegsvolk. Matthias gegen Rudolf 176
Kaiser Matthias 1612—1617 180
Der böhmische Krieg 182
Ferdinand II. 186
Der Winterkönig 188
Die Schlacht am Weißen Berge vor Prag 8. November 1620 195
Der Krieg in Ober-Deutschland 200
Der Krieg in Nieder-Deutschland 206
Frankreich. Maria von Medici. Ludwig XIII. 210
Die Stände von 1614 215
Aufstand Condes. — Die spanische Heirat. — Die Hugenotten. — Ende Concinis 220
Luynes. Maria von Medici 224
Richelieu leitet Frankreich 1624—1644 230
Der Krieg in Norddeutschland. — Wallensteins erstes Generalat 244

Seite

Gustav Adolf und Tilly. — Magdeburg. Breitenfeld 264
Gustav Adolf und Wallenstein. — Die Schlacht bei Lützen 296
Richelieu, Oxenstjerna. — Der Bund zu Heilbronn 306
Der deutsche Krieg 312
Wallensteins Verrath und Ende 318
Zwei junge Habsburger als Feldherren. — Regensburg. — Sieg bei Nördlingen. Der Tag zu Frankfurt. — Der Friede zu Prag 350
Die Verträge mit Frankreich 337
Der Prager Frieden 1635 342
Die dritte Coalition gegen Habsburg. — Ferdinand III. 345
Don Fernando und Johann von Werth auf dem Zuge gegen Paris 352
Kaiser Ferdinand III. 358
Bernhard von Weimar 359
Die Kämpfe um Breisach 362
Baner. — Erzherzog Leopold Wilhelm. — Der Reichstag zu Regensburg 1640 367
Der dänisch-schwedische Krieg 1643—1645 374
Aufstand in Catalonien 378
Portugal. Die Braganzas 381
Aufstand in Neapel. — Masaniello 383
Die Verschwörung Cinqmars. — Tod Richelieus und Ludwigs XIII. 386
Anna d'Austria Regentin. — Mazarin 394
Irrung Maximilians. Johann von Werth. Rückkehr des Kurfürsten zum Kaiser . 412
Sehnsucht nach Frieden. Die letzten Kämpfe. Allgemeines Elend 420
Der Westfälische Frieden 424
Christina von Schweden, 1632—1654 439
Karl X. Gustav von Schweden, 1654—1660. — Johann Kasimir von Polen, 1648—1669. — Der große Kurfürst 444
Dänisch-schwedischer Krieg 1657—1660 450
Eine unblutige Revolution 456
Frankreich. Die Fronde. Mazarin. — Deutschland. Leopold I. 463
Sieg der Monarchie über Adel und Parlament 479
Mazarin. Condés. — Der Krieg von 1653 483
Tod Ferdinands III. Ferdinand IV. Leopold I. 486
Der Pyrenäische Frieden 490

Literatur, Kunst, Sitte . . . . . 498—722
Schweden 498
Holland 509
Justus Lipsius 510
Joseph Scaliger 519
Isaak Casaubonus 540
Frankreich. — Montaigne 551
Das französische Drama 557
Memoiren 563
Cujacius 566
Dionysius Petavius 571
Descartes 579
Deutschland 583
Die Welser. Venezuela 595
Die Eggenberge 602
Nürnberg 607
Frauen Nürnbergs. Charitas Pirkheimer 630
Nikodemus Frischlin. — Die satirische Poesie 641
Schwänke, Faustsage, Zauberei und Hexenwesen 661
Geschichtschreiber und Reiseberichte 668
Italien. Die Pest. — Spanien und Portugal 676
Die Musik 683
Die Malerei. Albrecht Dürer 690
Hans Holbein 713
Lukas Cranach 720

Register . . . . . 723—748

Schweden, Norwegen, Dänemark.

Von Kunst und Literatur wenden wir uns wieder zur Darstellung des Staatslebens und der durch dasselbe bedingten Kriege. Vom farbenreichen heiteren Süden weg gehen wir jetzt nach dem rauhen und ernsten Norden Europas. Wir nahen der Zeit, da er zum drittenmale auf Mittel- und Südeuropa sich stürzt und es mit dem Ruhme seiner Tapferkeit erfüllt. Das erstemal war es in der Völkerwanderung, wo der Norden seine Scharen ausgoss über Europa und Staaten wie Töpfergeschirre zerschmetterte und neue bildete. Dann trat Erschöpfung ein und Ruhe — bis in die letzten Jahre der Regierung Karls des Großen. Da wehten auf einmal die Segel der Wikinger auf allen Meeren, fuhren ihre langen und schmalen Boote alle Flüsse hinauf und waren sie der Schrecken aller Länder. Wir sahen ihr einfaches Leben in der armen Heimat, ihre kühnen Fahrten, ihre Zuversicht auf der brausenden Woge, ihre Tollkühnheit im blutigen Kampfe und welchen Jammer sie über viele Länder verbreiteten. Die heidnische Heldenzeit der Nordmänner steht in der Erinnerung der Menschheit in blutrothem Schimmer. Nur das Christenthum vermochte diese wilden Kräfte zu bändigen, dem Seeraub ein Ende zu machen und den Gottesfrieden auf dem Meere herzustellen.

Die Völker des Nordens hatten es nicht zu bereuen, als sie ihrem grimmen Odin und seinem Geschlechte absagten und vor dem Gotte der Liebe ihr Haupt beugten und ihr Schwert senkten. So still und selbstlos die Prediger der neuen Lehre, umso mächtiger und nachhaltiger war ihr Wirken: die Sclaverei, die Vielweiberei, das Aussetzen der Kinder hört auf wie der Menschenhandel, der Einzelne steigt aber in seinem Werte. Man lebt nicht mehr bloß von Raub, von Jagd und Fischfang, sondern der Ackerbau verbreitet seine Segnungen über das Land, die Wälder verwandeln sich in Wiesen und Felder, der Handel kommt empor, gedeiht, Künste und Wissenschaften beginnen sich zu regen. Die Saga hört auf, die Geschichtschreibung fängt an, eine neue nationale Literatur sprosst nach und nach empor. Das Alphabet, welches die Priester bringen, kann weit mehr Töne ausdrücken, als die Runen, und hilft der Sprache zu schnellerer und reinerer Articulierung. Die Sitte wird edler. Nicht mehr die Gewalt entscheidet, sondern Gesetz und

Recht kommen nach und nach zur Geltung, in mancher Hinsicht selbst rascher, als in Mitteleuropa, der allgemeine Landfriede z. B. ein Jahrhundert früher, als in Deutschland, das gerichtliche Gottesurtheil wird früher eingeführt, die Gesetzgebung kommt bald zu höherer Vollendung als in Deutschland, während — was von der Natur des Landes zu erklären ist — das Städtewesen und städtische Verfassungen schwerer aufkommen. — Der Episkopalverband wird geschlossen; das Gaukönigthum endet, große Staaten entstehen, die ihre Grenzen erweitern. Schweden erwirbt Länder jenseits der Ostsee; statt auf Seeraub, zieht es zur Bekehrung der Finnen aus. Zuletzt bricht sich der Gedanke einer Vereinigung aller drei Staaten zu einem Reiche Bahn. Die Fehden von Staat gegen Staat sollen aufhören und alle drei einen Bund zu Schutz und Trutz bilden. Die Calmarische Union hätte bei längerer Dauer eine Nordlandssprache, eine Literatur, einen Staat erzeugt, welcher der aufsteigenden Macht Russlands hätte trotzbieten können. Sie scheiterte am Mangel der Bundessatzung, an der nationalen Eifersucht, wie an der Unfähigkeit der Könige.

Im vierten und fünften Bande wurde die Geschichte des Nordens vorgeführt, bis das Christenthum im Großen den Sieg errungen hatte. Der Durchbildungsproceſs dauerte aber Jahrhunderte. Die Entwicklung folgt nicht immer der geraden Linie, sondern geht in Wendungen, hat ihre Umwege. Die Schwierigkeiten waren groß. Wie mächtig die alten Anschauungen nachwirkten, sieht man daraus, dass z. B. in Schweden lange kein König eines natürlichen Todes stirbt, dass die Familien von Swerker und Erich lange im blutigen Kampfe ringen und sich aufreiben. Nicht minder reich an wilden und tragischen Scenen ist die Geschichte der Folkunger: von sieben Königen werden fünf entthront und sterben im Gefängnis oder in der Verbannung. Wie lange währt es nicht, bis eine geordnete Thronfolge eintritt! welche Irrungen walten ob, bis das Verhältnis der Stände sich ausgeglichen hat, bis der Gebrauch aufhört, dass jeder freie Mann bewaffnet überall einhergehe, denn sonst ist des Blutvergießens kein Ende! Allerdings verliert der Gemeinfreie dadurch in seinem gesellschaftlichen Wert. Früher waren alle gleich, jetzt bildet sich ein Dienstadel heran. Wer ein Pferd zu halten und auf ihm an des Königs Seite zu streiten vermag, erlangt Steuerfreiheit und ist höheren Ranges, aber mehr und mehr hört die Ungebundenheit der Mächtigen auf, wenn auch Königthum und Adel an Macht gewinnen.

Dieser inneren Durchbildung der drei nordischen Reiche sind die nächsten Blätter gewidmet. Wir fassen zuerst

Schweden

ins Auge, welches wir 1250 bei dem Tode König Erichs Erichssohn[1]) verließen, mit dem das Geschlecht Erichs des Heiligen erlosch. Die jetzt kommenden Folkunger bezeichnen eine neue Epoche in der Geschichte Schwedens: Königthum und Adel gewinnen an Macht auf Kosten des Volkes. Folkunger.

Unter dem letzten Könige schon war der Folkunger Birger Jarl,[2]) mit einer Schwester des Königs Erich vermählt, so mächtig, daſs durch ihn, nicht durch den König, das ganze Land regiert wurde. Der König starb gerade, als Birger Jarl auf einem Kreuzzug in Finnland war. Durch Zuthun des Ritters Iwar Bla zu Gröneborg wurde, um einem Bürgerkrieg vorzubeugen, Waldemar, das Söhnlein Birger Jarls, zum Könige ausgerufen. Als der Vater nach der Rückkehr, über diese Raschheit zornig, fragte, wer es gewagt, einen König zu ernennen, so antwortete Herr Iwar: „Ich habe es gewagt und bist du es nicht zufrieden, so wissen wir schon, wo ein König zu haben ist.“ — „Wen wollet ihr denn zum König machen?“ fragte Birger Jarl. — „Unter diesem Mantel, den ich trage“, entgegnete Iwar, „könnte man wohl auch einen König finden.“ — Natürlich ergriff Birger Jarl die Zügel der Regierung für seinen Sohn. Widerstand fand er nur in der eigenen Familie. Es waren andere Folkunger, die den Thron ansprachen und mit Hilfe fremder Kriegsvölker zu erobern suchten. Als es zur Schlacht kommen sollte, bot Birger Frieden und Vergleich an. Die Gegner trauten und kamen waffenlos, doch Birger ließ sie ergreifen und ihnen die Köpfe abschlagen und seitdem wagte es niemand mehr in Schweden, sich gegen ihn zu erheben. Um den Eindruck dieser That zu verwischen, beschützte Birger Jarl die Religion, baute Kirchen und Klöster, gründete und befestigte, zum Schutz gegen finnische Seeräuber, welche 1187 Sigtuna zerstört hatten, auf einer Insel des Mälarsees die Stadt Stockholm, welche die Hauptstadt des Königreiches wurde, und erließ im Namen seines Sohnes wohlthätige Gesetze: so die Aufhebung der Probe mit glühendem Eisen als gerichtlichen Beweises, so das Verbot, sich freiwillig in Knechtschaft zu begeben, so das Verbot unrechtmäßiger Rache. Er führte einen allgemeinen Landfrieden[3]) ein, wer ihn breche, solle im ganzen Reich für friedlos erklärt werden und all sein Besitz oberhalb der Erde verwirkt sein. Birger Jarl, der letzte und mächtigste aller schwedischen Jarle, starb den 1. October 1266. Alt und Jung trauerte um ihn, namentlich die Weiber beteten für seine Seele, wie die im vierzehnten Jahrhundert verfaſste große schwedische Reimchronik erzählt, denn er hatte das Erbrecht der Frauen erhöht. Früher erbte eine Tochter nur dann, wenn sie keinen Bruder hatte, und galt der Spruch: „Tritt der Hut hinzu, so tritt die Haube ab.“ Von nun an erbte die Schwester halb soviel als der Bruder. Birger Jarl. Waldemar I. 1251 bis 1279. Stockholm. Erbrecht der Frauen.

Waldemar I. trat jetzt wirklich die Regierung an, gerieth aber bald mit seinen älteren Brüdern in Zwist, weil er sich ganz den Weibern hingab und nur auf sein Vergnügen sann. Die Königin nannte seinen Bruder Erich einen „Garnichts“ und den tüchtigen Magnus wegen seiner dunklen Gesichtsfarbe einen

[1]) Vergl. Bd. IV, S. 337—344 dieses Werkes.
[2]) Geijer, Geschichte Schwedens, I, S. 158.
[3]) Eidsöret genannt, „weil durch den Eid des Königs und der ersten Männer des Reiches befestigt“.

„Kesselflicker". Als der König sich strafbare Vertraulichkeit mit der schönen Schwester seiner Gemahlin erlaubte, die ihr Kloster verließ, so setzte er sich der Abneigung des Volkes und der Ahndung der Kirche aus. Um sein Vergehen zu sühnen, unternahm Waldemar eine Wallfahrt ins heilige Land. Magnus übernahm indes die Regentschaft, bisher war er Herzog von Gothland. Als der König zurückkehrte, klagte er seinen Bruder öffentlich an, nach dem Reiche gestrebt zu haben. Es kam zum Krieg. Waldemar überließ sich zur Unzeit völliger Sicherheit. Der König schlief, sagt die Reimchronik, und die Königin spielte Schach und machte sich lustig über den Herzog Magnus, als ein blutiger Bote die Niederlage und die Flucht des Heeres verkündete. Waldemar floh und wurde gefangen und musste sich mit Gothland begnügen. 1279 wurde Magnus zu Upsala gekrönt. Auch jetzt, durch sein Unglück nicht gestählt, gieng Waldemar nach Dänemark — um einer gewissen Christina willen. Von 1288 bis zu seinem Tode war er gefangen auf Schloss Nyköping.

Wallfahrt des Königs.

Magnus I. 1279 bis 1290.

Magnus I. regierte 1279—1290 als „König der Schweden und der Gothen", und diesen Titel haben seine Nachfolger fortan bewahrt. Upländer haben ihn namentlich erhoben im Gefühle des alten Rechtes, Könige zu ernennen, und alter Streitlust.

Magnus erregte aber bald Unzufriedenheit durch den Vorzug, den er Fremden vor den Schweden gab. Folkunger waren es wieder, die sich gegen den König erhoben und geneigt schienen, Waldemar wieder einzusetzen. Sie zwangen die Königin, in ein Kloster zu fliehen, nahmen den Schwiegervater des Königs gefangen, ermordeten seinen Günstling. Die Gefahr des Königs war groß. Er verbarg seinen Groll, rüstete sich insgeheim, lockte die Häupter seiner Gegner durch Vertraulichkeit in seine Nähe, nahm sie gefangen und ließ vier in Stockholm 1280 enthaupten. Dies war die letzte Erhebung der Folkunger, deren Name von da an erlischt, obschon ein Folkunger auf dem Throne saß, weshalb man den Namen als Parteinamen für den mächtigsten jener kriegerischen Bünde nimmt, welche infolge der lange dauernden bürgerlichen Kriege entstanden. — 1285 wurden alle Parteiverbindungen oder geheimen Vereine bei den stärksten Strafen verboten und das Fehdewesen strengstens unterdrückt.

Magnus aber gewann die Liebe des Volkes durch die Strenge, mit der er es vor den Großen schützte; durch das Verbot der Unsitte, dass alle, die im Lande reisten, seien sie noch so reich, vom Bauern Kost ohne Bezahlung fordern konnten, bekam er den Namen Ladulas (= Scheunenschloss), „denn", sagt die schwedische Chronik, „dieses Gesetz war das Schloss vor der Scheune des Bauern, während früher Ladubrott (= Scheunenbruch) immer allgemein gewesen war".[1] — Wegen seiner Freigebigkeit gegen die Kirche erhielt er den Beinamen „heiliger König Magnus". Die königliche Macht wurde unter ihm so stark, dass das römische Majestätsgesetz[2] angewendet wurde[3] und eine Versammlung der Geistlichen des

Ladulas.

[1] Geijer, l. c. I, S. 162.
[2] Lex Julia majestatis.
[3] Irrig aber ist, dass die Krone 1282 das Besitzungsrecht auf alle Bergwerke,

Reiches zu Telje 1279 erklärte, daſs künftig ein jeder, der einem gekrönten ſchwediſchen König Gewalt anthue, dem Bannfluch anheimfallen und nie als geſetzmäßiger König anerkannt werden ſolle. — Die Hofhaltung war glänzend, ritterliche Übungen kamen jetzt auch in Schweden auf; Ritterromane kamen ſchon unter Birger Jarl nach dem Norden. Der König war beſtrebt, den Adel in Dienſtadel zu verwandeln, den Dienſt als Bedingung adeligen Vorrechts feſtzuſtellen. Der Dienſt zu Roſs erwarb die Steuerfreiheit für ſich und ſein Geſchlecht; verſäumte Dienſtleiſtung dagegen machte jener Freiheit verluſtig. Im Gegenſatze dazu ſtanden Zins und Gebüren als Bauernleiſtung. Der Bauer aber kann durch Dienſt zu Roſs gleichfalls die Steuerfreiheit erwerben. — Magnus ſtarb 1290, hochgeachtet auch im Ausland; ſein letzter Wunſch war, daſs ſein Andenken nicht mit den Glockentönen über ſeinem Grabe erſterben möge.

Birger II. (1290—1320), war erſt zwölf Jahre als er zum Nachfolger ſeines Vaters erwählt wurde. Der Marſchall Torkel Knutsſon führte für ihn die Regentſchaft ſo gut, „daſs es in Schweden nicht wohl beſſer hätte werden können“.[1]) Er ſelbſt führte das Chriſtenthum in Finnland ein, er beſiegte die Karelier und gründete Wiborg, um dieſe Eroberung zu ſichern. Er veranſtaltete eine Sammlung der ſchwediſchen Geſetze. In den älteſten Zeiten beſtanden die Geſetze aus kurzen Erinnerungsregeln in Stabreimen, ſie hatten den Namen Flockr. Die Landſchaftsrichter hatten den Beruf, dem Geſetz die Form zu verleihen und es dem Volke vorzuſagen und in ihrer und anderer Erinnerung aufzubewahren, daher der Name Lagſaga (= Geſetzſage) und heißt der älteſte Geſetzgeber Lagayrkir. Infolge der Einführung des Chriſtenthums trat die Schrift an die Stelle des Gedächtniſſes und kamen auch neue Abſchnitte in die Geſetze, der Kriſtnabalk oder Kyrtobalk: „Durch das Chriſtenthum kam Chriſtus voran in unſeren Geſetzen“, heißt es im Geſetze der Weſtgothen.[2]) Aus zerſtreuten Sammlungen entſtand aber 1295 das Uplandgeſetz — es wurde bei der Verſammlung von allen Männern genehmigt und dann von König Birger beſtätigt.

Birger II. 1290 bis 1320.

Geſetze.

Lagſaga.

Lange Zeit war die Regierung Birgers II. beliebt, „bis ſeine Brüder Erich und Waldemar ſich zu erinnern anfiengen, wie ihr Vater, einſt ſelbſt Herzog, ſeinen Bruder Waldemar entthront habe, und mit andern ſich darüber zu berathen begannen“. Der König ſtützte ſich auf Torkel Knutsſon, aber auch die herzoglichen Brüder hatten Große auf ihrer Seite. 1305 muſsten die Herzoge die Verſicherung ausſtellen, nicht ohne Erlaubnis des Königs das Reich zu verlaſſen, nicht ungerufen und mit größerem Geleit vor ihm zu erſcheinen,

Auflehnung der Brüder.

Fiſchereien in großen Gewäſſern und Strömen, alle Anbauungen nicht urbar gemachter Waldungen und Felder erhalten habe. Vergl. Geijer, l. c. I, S. 166.

[1]) Geijer, l. c. III, S. 171.

[2]) Ibid. I, S. 174.

als von ihm bestimmt worden. Ein innerer Krieg folgte, bis 1305 eine Versöhnung stattfand, deren Opfer der Marschall Torkel Knutsson wurde. „Schande habt Ihr aus diesem, Herr König, solange Ihr lebt", rief er, als er in Gegenwart Birgers II. verhaftet wurde, um in Stockholm enthauptet zu werden. — Kaum acht Monate nach dieser That wurde der König auf seinem Hof Hatuna in Upland überfallen und gefangen genommen. 1308 wurde er wieder frei, musste sich aber verpflichten, sich mit einem Drittel des Reiches zu begnügen, während die beiden andern seinen Brüdern zufielen. Birger suchte Hilfe bei seinem Schwager Erich Menved, dem König von Dänemark, und unter Vermittlung der Könige von Norwegen (Hakon) und Dänemark (Erich Menved) kam es 1310 zu einem Vergleich zu Helsingborg, wonach die Brüder zwar ihre Herzogthümer behielten, aber Birger als ihren Lehensherrn anerkannten.

Das Land hatte jetzt drei Höfe auszuhalten, die in Freigebigkeit und Pracht miteinander wetteiferten. Der Bauer hatte dreimal des Jahres zu zahlen und dreifach den Druck der Höflinge zu empfinden. Doch hatte Birger nicht auf Rache. Rache und auf die Hoffnung verzichtet, das Ganze wieder zu gewinnen. 1317 ließen sich die Brüder durch freundliche Einladung bewegen, den König zu Nyköping zu besuchen. Als sie hier nach frohem Empfang, schwer vom Wein, zur Ruhe gegangen, wurden sie auf des Königs Befehl ergriffen und unter der Frage, ob sie wohl noch des Hatunaspiels gedächten, in Bande gelegt. Freudig [1]) meldete Birger den Fang der Königin, die ihm dazu gerathen, mit den Worten: „Jetzt hab' ich Schweden in meiner Hand." — Als der Unmuth über diese That vier Monate später viele zum Aufruhr gegen ihn trieb, floh der König, nachdem er den Kerkerthurm verschlossen und die Schlüssel in den Strom geworfen hatte. Erich starb 1318 unter den Qualen des Hungers nach drei, Waldemar nach eilf Tagen. Der Anblick der Leichen steigerte die Erbitterung gegen den König, er musste mit seiner Gemahlin und zwei Töchtern nach Dänemark entfliehen. Sein Sohn Magnus wurde, obschon 1303 als Thronfolger anerkannt, dennoch in Stockholm, als ob er mitschuldig wäre am Frevel seines Vaters, am 28. Ende Birgers II. October 1320 mit dem Schwerte hingerichtet. Der Jammer darüber stürzte 1321 Birger selber ins Grab. „Die Rache war nicht weniger schrecklich, als das Verbrechen." [2])

Indes hatten am 24. Juni 1319 die Großen des Reiches, die Bürger aus den Städten, die hier zum erstenmal an der Königswahl theilnahmen, und die Bauern, vier aus jedem Gerichtsdistrict, zu Upsala das dreijährige Söhnlein Erichs, dessen ritterliche Art und Schönheit und Milde das Volks- Magnus II. 1320 bis 1374. lied preist und dessen Tod den tiefsten Schmerz erregte, den Magnus Erichsson, zum Könige ausgerufen; auf der Wiese bei dem Morasteine zeigte der Reichsverweser Mats Kettilmundson auf seinen Armen den zum Könige erkorenen Knaben. — Zu gleicher Zeit hatte dieses Kind als Erbschaft von seinem mütterlichen Großvater, König Hakon, Norwegen erhalten.

---

[1]) „Eben als wäre er ein Amblode", sagt die Schwedenchronik. Geijer bemerkt dazu (l. c. I, S. 178): „Dieser Amblode ist Saxos Amlethus, der durch Shakespeare unsterblich gewordene Hamlet, und die Worte zeigen, wie allgemein in Schweden die Sage von jenem dänischen Prinzen war."

[2]) Geijer, l. c. I, S. 180.

Für beide Länder wurden Regentschaften eingesetzt. In Schweden dauerte eine solche bis 1333 und steht in gutem Andenken: der Friede wurde hergestellt, der Bauer vor willkürlichen Steuern geschützt. Im ganzen aber waltete eine Verbindung von fünfunddreißig geistlichen und weltlichen Herren.

In seinem achtzehnten Jahre trat Magnus Erichsson selber die Regierung an, 1336 ward er gekrönt. Unter den Gesetzen, die er erließ, ist auch das wichtige, dass niemand, der von christlichen Eltern geboren, ein Sclave sein oder heißen solle. 1327 kam Erichssons Landesgesetz in Gebrauch. Sein Sohn Hakon ward 1343 als Thronerbe von Norwegen, sein ältester Sohn Erich als Thronerbe von Schweden anerkannt.

Doch jetzt hörten die guten Tage dieser Regierung auf. Das Volk klagte über schwere Auflagen. Eine lasterhafte Neigung für schöne Günstlinge zog dem König den Beinamen Smek (= Liebkoser) zu und raubte ihm die Achtung des Volkes. Vergebens warnte ihn die heil. Brigitta,[1]) seine Anverwandte, und sagte ihm sein Schicksal voraus. Ein Kreuzzug, den der König, um seinen Ruf wiederherzustellen, gegen die Russen unternahm, hatte wenig Erfolg und erschöpfte seine Kräfte, er entkam den Russen mit Mühe und unter großen Verlusten. Die Reimchronik erzählt, wie er allen Russen, die er überwand, den Bart scheeren und die Taufe ertheilen ließ, wie aber die Russen bald zeigten, dass ihnen „die Bärte wieder angewachsen seien". Dazu kam 1349 und 1350 die Pest oder der Großtod von Norwegen aus über das Land und raffte so viele Menschen hinweg, dass man nach langer Zeit Kirchen wieder in Wäldern auffand und in manchen Gegenden die Leute in solcher Menge todt niederstürzten, dass die Lebenden die Verstorbenen nicht zu begraben vermochten. Missvergnügte reizten den Sohn Erich gegen den Vater auf. Dieser musste ihm einen Theil des Reiches überlassen. Als 1350 Erich plötzlich sich vergiftet fühlte, klagte er sterbend die Mutter an: „Diejenige, welche mir das Leben gab, hat es mir auch genommen!" Nach Erichs Tod ward Magnus wieder Herr über das ganze Reich, aber nicht lange, gegen einen verhassten Günstling riefen die Schweden seinen Sohn Hakon, den König von Norwegen herbei, welcher 1361 den Vater gefangen nahm und Schweden mit Norwegen vereinte.[2]) —

Smek. Erich. Hakon.

Norwegen. — Island.

Damit kommen wir an Norwegen, welches wir bei dem Tode Olaf Kyrres 1093 verließen.[3]) Das Reich ward getheilt zwischen Olafs Sohne Magnus III., Barfod (Barfuß) genannt, welchen die in Wigen als König anerkannten, und Hakon, dem Sohne Magnus II., welchen die Upländer und die Drontheimer auf dem Schild erhoben. Hakon wäre ein gefährlicher Nebenbuhler geworden, zumal seine Milde ihm das Volk gewann, doch starb er schon 1095 und Magnus bemächtigte sich jetzt des ganzen Reiches. Dieser

Magnus III. Barfod 1093 bis 1103. Hakon.

[1]) Vergl. Bd. VI, S. 618 dieses Werkes.
[2]) Geijer, l. c. I, S. 183—189.
[3]) Vergl. Bd. IV, S. 344—353 dieses Werkes.

Magnus war ein kriegerischer Fürst, sein Wahlspruch war: „Nach Ruhm muſs ein König trachten, nicht nach langem Leben.“ „Von seinen Hofbedienten“, sagt Sturleſon, „war er sehr geliebt, aber die Bauern hielten ihn für hart.“ Mit einer starken Flotte unterwarf er die Orkaden, nahm er die Hebriden, die Inſel Man, selbſt Angleſea. Dieſe Inſeln, sammt denen im Osten von Schottland, übergab er als eigenes Königreich seinem Sohne Sigurd.

Königreich der Inſeln.

Auch gegen Schweden richtete er seine Waffen, allein ohne Glück; er rächte zwar seine Niederlage durch einen Sieg, erlangte aber nur den Frieden dadurch, daſs er sich mit der Tochter seines Gegners Inge, mit Margaretha, vermählte, welche davon den Namen Fridkulla oder die Friedensſtifterin bekam. Auf dem Zuge nach den schottiſchen Inſeln nahm der König mit seinem Gefolge die Tracht der Bergschotten an, was aber dem Geſchmacke seiner Norweger zuwider war, sie nannten ihn darum Barfuß. Nun trachtete Magnus nach der Eroberung Irlands. Er verlangte vom Könige Murdog, er solle zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit ein Paar Schuhe seines Lehensherrn am Weihnachtstage im eigenen Palaſte über den Schultern tragen, und Murdog soll sich gefügt haben. Magnus nahm Dublin, als er sich aber unvorsichtig zu tief ins Land wagte, wurde er plötzlich von Iren umringt und fiel nach tapferſtem Widerſtande am 24. Auguſt 1103. In der letzten Schlacht trug er auf einem goldenen Schilde einen rothen Löwen und einen seidenen Mantel, auf welchem vorn und hinten ein goldener Löwe gestickt war. Man leitet daher den goldenen Löwen im rothen Felde im Wappen Norwegens her.[1])

Margaretha Fridkulla.

Irland.

Wappen.

Magnus III. war dreißig Jahre alt, als er fiel. Aus seiner Ehe mit Fridkulla war kein Sohn vorhanden, dagegen drei Söhne aus unehelichen Verbindungen, Eyſtein fünfzehn, Sigurd vierzehn, Olaf vier Jahre alt. Alle drei Brüder hießen Könige und theilten die Einkünfte des Landes und hielten gemeinſamen Hof.

Magnus Barfods Söhne 1103 bis 1130.

Der Geiſt der Kreuzzüge fieng auch in Norwegen an zu zünden und Sigurd ſtellte sich 1107 an die Spitze derer, die das heilige Land beſuchen wollten.[2])

Mit sechzig Schiffen fuhr König Sigurd aus, brachte den ersten Winter in England, den zweiten in Gallicien in Spanien zu und bekämpfte die Blaumänner oder Mohren, segelte durch die Straße von Gibraltar, schlug sich mit saracenischen Raubschiffen herum, landete bei den Normannen in Sicilien und Neapel und erreichte nach dreijähriger Fahrt glücklich das heilige Land. Er verrichtete seine Andacht am Grabe des Erlöſers, er schwamm über den Jordan, er half Balduin bei der Eroberung von Sidon (= Saett) und erhielt von ihm ein Stück des heiligen Kreuzes, verſprach ihm auch, ein Erzbisthum in Norwegen zu errichten und den Kirchenzehnten einzuführen. Von da giengs nach Conſtantinopel (= Miklagard), wo ihn Alexius glänzend empfieng. Viele ſeiner

Sigurds Kreuzzug 1107.

[1]) Dahlmann, Geſchichte von Dänemark, II, S. 136.

[2]) Willermi Tyriensis archiepiscopi hist., X, 14. — Vergl. Bd. V S. 48—49 dieſes Werkes. — Snorre — in „Jorsalafaras-Eysteins“ und „Olafssaga“, 2.

Normannen traten in die Dienste des Kaisers. Sigurd verehrte ihm all seine Schiffe und zog über Bulgarien, Ungarn, Schwaben in seine Heimat. Von diesem Zuge hat er den Namen Jorsalafara (= der Jerusalemfahrer).

Sein Bruder Eystein hatte indes mit Klugheit und Milde regiert, in Halogaland Kirchen erbaut und ausgestattet, um das Heidenthum zu verdrängen, hatte für Häfen und Schiffsbau gesorgt, armen Fischern Strandhütten errichtet und Holzhaufen auf den höchsten Bergen und Herbergen zur Bequemlichkeit der Reisenden angebracht. Olaf war schon früher gestorben. Eystein starb 1122, so ward Sigurd alleiniger König von Norwegen. Auch er erreichte nur ein Alter von vierzig Jahren und in der letzten Zeit war er zuweilen seines Verstandes beraubt; stolz und eitel, aber auch tapfer, war er immerdar gewesen. Als er neben der rechtmäßigen Königin, einer russischen Prinzessin, eine Inländerin ehelichen wollte, lud ihn der Bischof Magnus von Bergen vor und drohte ihm mit dem Banne, ohne Furcht vor dem gezückten Schwerte des Königs. Sigurd starb 1130. Eystein.

Was eine gute Erbfolge-Ordnung für ein Volk wert sei, zeigen die Ereignisse nach Sigurds Tode. Ein grauenvoller Abschnitt in der norwegischen Geschichte beginnt. „Der Grund ist, dass die jetzt geläufigen politischen Begriffe, Untheilbarkeit des Reiches, Recht der Erstgeburt, unerlässliche Forderung der ehelichen Abkunft, in den starren Volkssinn noch nicht eingedrungen waren. Man hielt am Manne fest, dass er allein herrschen dürfe, ingleichen am hergebrachten Erbrechte des Königshauses. Allein alle Heilsamkeit der Vererbung der Krone gieng unter, weil man den gemeinen Erbgang auf sie anwandte, mehrere Erben sich in Reichs- und Regierungsrechte, als ob es Bauerngüter gelte, theilen ließ, und da einmal die Erbfolge an die unehelichen Kinder gekommen war, sich auch unbedenklich unter die Herrschaft der Bastarde stellte, mit der einzigen Abweichung, dass ihr Vater, und nicht etwa ein anderer Ahnherr, König gewesen sein musste.“ [1] Wert geordneter Erbfolge.

Magnus IV. Sigurdsson, war ein harter, habsüchtiger, grausamer Mann, der Völlerei ergeben. Die Unzufriedenheit darüber gab seinem angeblichen Bruder Harald IV. oder Gille (1130—1136) auf einmal Bedeutung. In den letzten Regierungsjahren Sigurds war nämlich ein junger Irländer am Hofe plötzlich aufgetreten, der sich Gille-Krist nannte und sich für einen Sohn des Königs Magnus Barfuß ausgab; seine Mutter behauptete, er heiße Harald. Die Wahrheit seiner Behauptungen bewies er dadurch, dass er in Gegenwart des Hofes mit bloßen Füßen, unter Anrufung des heil. Columba, über neun glühende Pflugeisen gieng, ohne dass seine Füße verbrannt wurden. Sigurd behandelte ihn von da an wohlwollend, ließ ihn aber feierlich geloben, nie einen Anspruch an das Königreich zu machen. Jetzt aber, als der König todt war und sein Sohn Magnus, als habsüchtig, grausam und als ein Trinker missliebig, wandten sich viele dem freigebigen und lebenslustigen Harald zu und zwangen den König, diesem die Hälfte des Reiches zu überlassen. Drei Jahre dauerte der Friede, im vierten wollte Magnus wieder Alleinherrscher sein, griff Harald an und zwang ihn zur Flucht. Dieser aber bekam Hilfe von Dänemark und überraschte am 7. Januar Magnus der Blinde. Harald Gille.

[1] Dahlmann, l. c. II, S. 140.

1135 den Bruder in Bergen und nahm ihn gefangen. Dem Unglücklichen wurden die Augen ausgestochen, der Fuß abgehauen und zuletzt ward er entmannt.

Aber auch der Sieger regierte nicht lange, auch ihm drängte sich ein angeblicher Bruder auf, Sigurd, der früher Geistlicher war, der aber, als ihm die Mutter eröffnete, er sei der Sohn des Königs Magnus Barfuß, dem geistlichen Leben absagte und unstät auf weiten Reisen sich umhertrieb, selbst nach Jerusalem kam. Zuletzt hieß es, er habe in Dänemark seine Geburt durch den Gang über glühendes Eisen bewiesen. Wie es sich aber auch mit seiner Bruderschaft verhielt, jedenfalls war der Slembi-diakn oder Slemme-degn oder der schlimme Diaconus ein gefährlicher Bruder. Einem Versuche, ihn gefangen zu nehmen, glücklich entronnen, sammelte Sigurd Unzufriedene, überfiel den König im Bette und erschlug ihn. Als er aber in Bergen, sich zum Morde des Bruders bekennend, Anerkennung als König verlangte, entgegnete das Volk einstimmig: „Wir werden nie einem gehorchen, der seinen Bruder getödtet hat. Bist du aber nicht sein Bruder, so hast du keinen Anspruch an das Königthum!“ Allein andere Norweger begrüßten Sigurd als König.

Sigurd Slemmedegn.

So kam das Land zu vier Königen. Harald Gille nämlich hinterließ drei Söhne: Eystein II., Sigurd II., Inge I. Sigurd wurde von den Drontheimern, Inge von denen in Wigen anerkannt. Der schlimme Diaconus aber holte den blinden König Magnus aus dem Kloster, um seinen Anhang zu verstärken, und nun kam es zu verschiedenen Treffen. In einem derselben wurde der kleine König Inge I., während ihn ein Krieger hinter dem Banner auf dem Arme trug, so verletzt, dass er mit krummem Rückgrate und einem kürzeren Beine aufwuchs. In einer Seeschlacht wurde der blinde Magnus von einem Wurfspeere durchbohrt, der schlimme Sigurd aber gefangen und nachher zu Tode gemartert. Die beiden Knaben, Sigurd II. und Inge I., waren Sieger. Jetzt meldeten sich aber erwachsene, ältere Brüder, Eystein, der aus Schottland zurückkam, und Magnus, der jedoch bald starb.

Harald Gilles Söhne 1137 bis 1161.

Damals erschien als päpstlicher Legat Nikolaus Breakspear in Norwegen[1]) und ordnete das Kirchenwesen des Reiches. Nidaros ward Erzbisthum, unter welchem sechs Bischöfe, der von Skalholt und der von Holum in Island, der in Gaarde auf Grönland, der auf den Faröer-Inseln, der auf den Orkaden und der von der Insel Man standen. Auch ward der Zehnten und das Cölibat eingeführt und zugleich durchgesetzt, dass in den Städten künftig die Waffen abgelegt werden sollten und allein den zwölf Begleitern des Königs vorbehalten blieben. Auch der Peterspfennig ward wie in Schweden bewilligt. Nikolaus, später als Papst Hadrian IV., war unter den norwegischen Gegenkönigen für Inge, obschon dieser ein Krüppel war, denn er schätzte seinen Geist. Sein Feldherr Gregorius brachte den Sigurd und Eystein zu Fall und Norwegen schien wieder ein Reich werden zu wollen. Allein die Thrönder nahmen Sigurds Sohn Hakon II. Herdebred (1161—1162) oder Breitschulter zum Könige. In der Schlacht bei Oslo am 3. Februar 1161 wurde Inge geschlagen und getödtet: „Gott mag über mein Leben bestimmen,“ rief er, „wie lange es dauern soll, aber nie will ich fliehen.“

Nikolaus Breakspear.

Kirchenwesen.

Hakon Herdebred.

Inge.

[1]) Vergl. Bd. V, S. 72 dieses Werkes.

Dem Sieger Hakon Breitschulter trat aber Erling Skakke oder der Schiefe entgegen, ein Getreuer des gefallenen Inge; seine Gattin Christina war die Tochter Sigurds, des Jerusalemfahrers. Nicht für sich sprach Erling Skakke, sondern für sein fünfjähriges Söhnlein Magnus V. Erlingsson (1162—1184), und diesmal entschied also die Abstammung von einer Königstochter. Dem Dänenkönige versprach er Wigen und erhielt Hilfe; nun schlug er den fünfzehnjährigen Hakon und ließ ihn tödten und Magnus wurde zum Könige von ganz Norwegen ausgerufen; doch traute der Vater noch nicht ganz, denn das königliche Blut der Mutter hatte bisher nicht über die Krone entschieden. Um dem Königthume seines Sohnes Festigkeit zu geben, verband sich Erling mit dem Erzbischofe, welcher 1164 zu Bergen den achtjährigen König feierlich salbte. Norwegen ward für Erbe und Eigenthum des heil. Olaf erklärt, für ein Wahlreich und die Bischöfe für Kurfürsten, und der alte Parteihass schien sich zu legen, in welchem man bisher die Gegner nicht bloß bis aufs Blut verfolgt, sondern auch feierlich der Hölle überantwortet hatte.[1])

Erling Skakke.

Magnus Erlingsson 1162 bis 1184.

Allein da jetzt nicht bloß Söhne von Königen, sondern auch von Königinnen Anspruch an die Krone machen konnten, so traten nach kurzer Ruhe neue Prätendenten auf. Mehrere fielen als Opfer der Klugheit und Thatkraft Erlings. Dies schreckte jedoch Eystein Meyla (der Kleine) nicht ab, sich für den Sohn Eysteins II. auszugeben und nach der Krone zu greifen. In Tellemarken rief man ihn 1163 zum Könige aus, da er aber arm war und seine Anhänger wild und raubsüchtig, so wurden sie von Bauern in Wälder und Einöden getrieben und mussten ihr Leben unter unzähligen Entbehrungen fristen. Von den Rinden der Birke, mit welchen sie in Ermanglung der Schuhe ihre Beine umbanden, bekamen sie den Namen Birkenbeiner. 1177 wurden sie jedoch von Magnus überrascht und geschlagen und Eystein Meyla auf der Flucht getödtet. Die Herrschaft des jungen Königs schien gesichert.

Eystein Meyla.

Birkenbeiner.

Allein jetzt trat dem jungen König ein Mann von seltenem Ehrgeize, Muth und einziger Verwegenheit und Geistesgegenwart entgegen, Sverrir, Sigurds Sohn, wie er selber angab, und berufen, den Mannsstamm Harald Gilles fortzusetzen.

Sverrir Sigurdsson.

In der That war er der Sohn eines Kammachers in Norwegen, geboren 1151, und wurde auf den Faröer-Inseln, wo sein Oheim Bischof war, für den geistlichen Stand erzogen. Von maßlosem Ehrgeiz getrieben, gab er an, seine Mutter Gunhild habe ihm geoffenbaret, dass er ein Sohn Sigurd Munds sei; er warf sein geistliches Gewand ab und floh zu den Birkenbeinern, deren Anführer er wurde und die ihm am 13. März 1177 den königlichen Namen verliehen. An der Spitze von siebzig dieser Geächteten begann er nun den Kampf um die norwegische Krone, unternahm mit unglaublicher Kühnheit und Ausdauer um Ostern einen Zug durch die schwedischen Einöden nach Nidaros; seine Genossen stillten den Hunger mit Beeren, mit der inneren Rinde der Birken. Mit

[1]) Außer den norwegischen von Oslo, Bergen, Stavanger und zu Hammer.

seiner kleinen Schar, die indes auf 200 Mann angewachsen war, schlug er gar 1440 Gegner und erlangte, dass ihn das Volk auf dem Örething nach dem Siege zum Könige ausrief. Aber Erling Skakke trieb ihn in die Berge zurück, wo er zwei Jahre hindurch, stets verfolgt und stets entrinnend, ein Räuberleben führte, bis es ihm gelang, Nidaros wiederum zu überfallen und mit 360 Birkenbeinern 600 Mannen des Königs zu schlagen und den greisen Erling zu tödten, 9. Juni 1179. Jetzt kam der Name Birkenbeiner auf einmal zu Ehren, sie prangten in prächtigen Kleidern und erhielten ihren regelmäßigen Sold. Sverrir aber zwang durch einen neuen Sieg zu Ilewold (19. Mai 1180) den Magnus, nach Dänemark und den Erzbischof Eystein, der ihn gebannt hatte, nach England zu fliehen. Als, von Dänemark und der Anhänglichkeit derer in der Wig unterstützt, Magnus wieder zurückkehrte, bot ihm Sverrir Theilung des Reiches an, — vergebens, Magnus wies sie stolz zurück. Jetzt musste das Schwert entscheiden! Wieder ward Magnus gezwungen, nach Dänemark zu entfliehen, wieder kehrte er von dort mit Hilfe zurück, aber am 15. Juni 1184 verlor er bei Fimreid nach heldenmüthigem Widerstande die Seeschlacht und das Leben. Sverrir, dem von seinem früheren Leben im geistlichen Stande die Liebe zum Predigen geblieben war, hielt dem Gegner die Leichenrede, worin er heuchlerisch Gott bat, demselben zu verzeihen, was er gegen ihn gethan habe. Fortan bis zu seinem Tode (1202) wusste sich Sverrir als König von ganz Norwegen zu behaupten, aber nicht ohne stete Kämpfe mit verschiedenen Parteien, die gefährlichste

Bagler. war die der Bagler,[1]) der geistlichen Partei, welche ihm einen König Inge, einen Sohn des Magnus Erlingson, entgegenstellte. Papst Innocenz III. hatte nämlich Sverrir als Gottlosen, als Kirchenschänder, als Abtrünnigen gebannt und die Norweger des Gehorsams gegen ihn entbunden.[2]) Durch Klugheit und Tapferkeit überwand jedoch Sverrir jegliche Gefahr, aber die steten Anstrengungen erschöpften früh seine Lebenskraft, er starb 9. März 1202, einundfünfzig Jahre alt, nachdem er noch feierlich erklärt hatte, dass er keinen andern Sohn mehr am Leben habe, als Hakon, wenn auch später einer sich so nennen möchte, um Zwist im Lande zu erregen.

Hakon III. 1202 bis 1204.

Sein Sohn Hakon III. fand, nachdem er sich mit der Geistlichkeit verglichen, ob seiner edlen Eigenschaften, — er war tapfer und gerecht, gestrenge und milde — allgemeine Anerkennung, doch starb er schon 1204, wahrscheinlich von seiner Stiefmutter Margaretha, der Tochter des Schwedenkönigs Erichs des Heiligen, vergiftet. Der Sohn seines ältesten, schon 1200 verstorbenen Bruders

Guthorm Sigurdson.

Sigurd Laward, Guthorm Sigurdson, wurde nun zum Könige ausgerufen, ein vierjähriges Kind, das schon 1204 dem Gifte erlag. Die Parteien der Birkenbeiner und Bagler oder Krummstäbler hatten sich wieder erhoben, das ganze Land war voll Mord und Brand. Durch die Vermittlung der Bischöfe vereinten sich die kühnsten unter den Birkenbeinern und Baglern zu einem Kriegszuge gegen die Inseln, welche Norwegens Oberhoheit wieder anerkennen mussten, und fand

Inge II. 1204 bis 1217.

der milde Inge Baardson, ein Sohn von Sverrirs Schwester Cäcilia und dem Drontheimer Baard, allgemeine Anerkennung.

Der hundertzehnjährige Thronstreit in Norwegen (1130—1240) fand endlich unter Hakon IV. Hakonson oder dem Alten (1217—1263)

---

[1]) Von Bagall = baculus = Bischofsstab.
[2]) Hurter, Innocenz III., Bd. I, S. 205—208.

sein Ende. Er war ein Enkel Sverrirs, ein Sohn Hakons III. und der schönen Inga in Sarpsborg, 1204 erst nach dem Tode seines Vaters geboren und vom Priester seines Geburtsortes erzogen, dann mit der Mutter, im Vertrauen auf die Güte des Königs, an den Hof gesendet und von diesem, obschon er selber einen unehelichen Sohn und einen Bruder Jarl Skule hatte, dem nach dem Throne gelüstete, sammt der Mutter mit Wohlwollen behandelt. Der Knabe war schön und wacker und erwarb sich durch sein verständiges und zugleich munteres Wesen aller Gunst, besonders die der Birkenbeiner, denen er nicht schnell genug zu wachsen schien. Bei Inges Tod wurde der dreizehnjährige Liebling des Landes zum Könige gewählt. Seine Mutter bestand für die Echtheit seiner Abstammung glücklich die Eisenprobe, Jarl Skule erhielt ein Drittel Norwegens als Herzogthum und der König vermählte sich mit dessen Tochter Margaretha. Als Jarl Skule desungeachtet, mit seiner Entschädigung unzufrieden, zu den Waffen griff, fand er nach einer Niederlage bei Opslo 1240 den Tod. Zur Bekräftigung seines Rechtes wünschte Hakon IV. die Weihe der feierlichen Krönung. Als aber der Erzbischof verlangte, er solle dafür Norwegen als Lehen des heil. Olaf und die fünf geistlichen Kurfürsten anerkennen, wandte sich der König an den Papst und dieser sandte den Cardinal Wilhelm von Sabina, welcher ihn am Olafstage oder 29. Juli 1247 ohne Bedingung feierlich krönte. Des Legaten Anwesenheit wurde eine Wohlthat für das Land: einmal schaffte er die Eisenprobe ab, als unanständige Versuchung Gottes, in menschlichen Angelegenheiten Zeugnis abzulegen; dann milderte er die Lasten der Bauern gegenüber den Bischöfen, auch sollten die Bischöfe den Priestern nicht mit Bewirtungen zur Last fallen. Den Bann der Kirche sprach er über alle Unruhestifter im Reiche aus, dagegen musste der König die unabhängige Gerichtsbarkeit des Clerus zugestehen. Endlich forderte er die Bischöfe von Island auf, sich dem Könige zu unterwerfen.

Hakon IV.

Wilhelm von Sabina.

Dieser merkwürdige Inselstaat[1]) ward 1262 mit Norwegen vereinigt. Die Grundsäulen des Freistaates waren hier längst gebrochen. Aus dem freien Bauernstande hatte sich eine Aristokratie hervorgebildet.

„Wenn der Reichthum bloß ein Mittel für sinnliche Genusssucht wäre, so möchte der Isländer seinen Versuchungen entgangen sein, aber er gewährt auch Macht und vielfache Befriedigung des Selbstgefühls und der Eitelkeit. Die Reichen des Landes, die es durch ererbte Landgüter und Herden schon waren und durch Verbindung mit reichen Erbtöchtern immer mehr zu werden wussten, hatten nicht mehr genug daran, an der Spitze ihrer sich freiwillig anschließenden Hardes- oder Viertelsmänner den Landtag glänzend zu bereiten, sie schufen sich durch Gunst und Schutz und Druck thatsächlich eine in Eid und Pflicht genommene Gefolgschaft und verwickelten ihre Insel in unaufhörliche bürgerliche Kriege zu derselben

Island.

[1]) Vergl. Bd. III, 77; IV, S. 304, 321—325, 330—337 dieses Werkes.

Zeit, da ihr Mutterland die lange Reihe derselben endlich todmüde abschloss.“ [1] Das hervorragendste Geschlecht war damals das des weisen Sämund, des Sammlers der älteren Edda (gestorben 1133), und der geistreichste, aber auch

Snorri Sturluson.

ehrgeizigste Vertreter dieses Hauses Snorri Sturluson, geboren 1178, seit seinem dritten Jahre, da er seinen Vater verlor, unter der Obhut John Loptsons, damals des gelehrtesten Isländers, des Enkels von Sämund dem Weisen, erzogen. Als jüngerer Sohn ohne Vermögen, vermählte er sich 1108 mit der

Gode.

Tochter eines Goden, was in heidnischen Zeiten soviel als Tempelgott, Priester, in christlicher soviel als Bezirksbeamter bezeichnete; sie brachte ihm ein Vermögen von 4000 Thalern und dies galt in jener Zeit als ein großer Reichthum und er wusste ihn wohl zu vermehren, erwarb Hof an Hof, so 1209 das Gut Reykiaholt, das er mit Befestigungen umgab. 1213 wurde er Gesetzsprecher, 1218 begab er sich nach Norwegen, wo Jarl Skule ihn als Skalden und Geschichtskundigen in hohen Ehren hielt. In der That kannte niemand besser die geschichtlichen und religiösen Überlieferungen der Heimat, davon zeugt die „Snorra-Edda“ und

Heimskringla.

das große Werk, mit dem er schon damals beschäftigt war, die „Heimskringla“, die Chronik der wahren und der mythischen Könige von Norwegen, die Grundlage für die Geschichte des Nordens, ein Werk, das an Sinn für echte Sage und an Kunst der Darstellung den Verfasser in eine Linie setzt mit Herodot und Livius.[2] Einige Norweger waren damals von Isländern erschlagen worden und Jarl Skule wollte deshalb eine Flotte ausrüsten, um die Insel zu unterwerfen. Snorri brachte ihn davon ab: leichter als durch Gewalt würden die Isländer durch Ehrenbezeugung und Gaben zur Unterwerfung vermocht; er, Snorri, und sein Bruder gelten am meisten im Volke, die Menge würde ihnen schon nach-

Verrath der Heimat.

folgen. Der Jarl schenkte ihm ein Schiff und Kleinode und ernannte ihn zum Drosten gegen ein Lobgedicht und das Versprechen, insgeheim für ihn zu arbeiten — und das war er wohl imstande, denn er war Gode in vier Bezirken und konnte mit 800—1000 Mann im Felde auf dem Allthing erscheinen. Sein Neffe Sturla hatte aber dem Könige Hakon ähnliche Zusagen wegen der Unterwerfung der Insel gegen Lohn gemacht — und bei solchen Gesinnungen war an die Dauer des Freistaates nicht zu denken.

Unter den Wirren, welche die Herrschsucht der Großen hervorrief, mussten Bischöfe und Bauern die Ruhe der Freiheit, die norwegische Herrschaft der Unabhängigkeit der Insel vorziehen. Snorri wurde auf seinem Gute Reykiaholt, als Hakon seinem Anhange Befehl sandte, den gefährlichen Mann zu fangen und nach Norwegen zu senden, am 22. September 1241 erschlagen. Um Blutrache und um sein Vermögen wurde mehrere Jahre auf der Insel gestritten. Alle steuerten indes auf das gleiche Ziel zu, ob sie für oder gegen den König von Norwegen waren. Die Mahnung des Legaten Wilhelm und die Erschöpfung führten 1262 zur Ergebung der Isländer in das Unver-

Island norwegisch.

meidliche. Die Bedingungen waren, dass die Isländer nicht außer Landes vor Gericht geladen werden, dass ihre Oberrichter und Beamten Eingeborne sein, dass die Isländer an Wehrgeld und Achtung den Besten in Norwegen

[1] Dahlmann, l. c. II, S. 283.

[2] Finn Magnussen schildert sein Leben im 19. Bande der „Denkwürdigkeiten der scandinavischen Gesellschaft“. Kopenhagen 1829.

gleichgestellt sein, dass keine neuen Steuern und Zinse erhoben werden sollten. Würden diese Bedingungen verletzt, so wären auch die Isländer ihrer Verpflichtung ledig. Die Leistung der Heeresfolge ward erst unter dem Könige Erich, dem Priesterfeinde, durchgesetzt.[1])

So endigte die Unabhängigkeit der Insel, nachdem sie ihren welthistorischen Beruf, die treueste Hüterin und Pflegerin altgermanischen Wesens zu sein, während dieses in den scandinavischen Königreichen vor der Bildung des Südens erblasste, erfüllt hatte. 1261 erkannte auch Grönland die Oberhoheit Norwegens an. Hakon hatte ein Ansehen und eine Macht, wie selten ein König dieses Landes vor ihm. Kaiser Friedrich II. beehrte ihn mit seiner Freundschaft, Ludwig der Heilige trug ihm den Oberbefehl über die Flotte für den Kreuzzug an, Alfons der Weise warb um die Hand seiner Tochter. Norwegen besaß damals 300 wohlgerüstete Schiffe, Ackerbau und Handel blühten. Selber fromm, zog der König zur Bekehrung der noch heidnischen Biarmier aus. Den letzten Zug unternahm er nach den Suderinseln wider einen Angriff Alexanders III. von Schottland, auf der Rückfahrt erlag er 1263 einer Krankheit auf den Orkaden nach sechsundvierzigjähriger Regierung. Grönland norwegisch.

Sein Sohn Magnus IV. empfieng schon 1257 als sein Nachfolger die Huldigung und ward nicht erst auf einem Öreting gewählt. Über seine Regierung (1263—1280) haben wir wenig Nachrichten, weil seine Sage oder die Schrift, welche sein Leben schilderte, durch eine schmähliche Nachlässigkeit zugrunde gegangen ist.[2]) Wir kennen ihn nur aus seinem Friedenswerke und da verdient er auch in den Augen der Nachwelt den Namen Lagabätter (Gesetzverbesserer), den ihm seine Zeitgenossen gaben. Er vereinigte Norwegen unter einer Gesetzgebung. Das Reich war in vier große Gerichtsbarkeiten und Landtage vertheilt, das Frostethingsgesetz galt für den Bezirk Drontheim, das Gulathingsgesetz galt für das westliche Norwegen, das Heidswiagesetz für Upland und das Borgathingsgesetz für Wigen; alle wurden (1274) in Übereinstimmung gebracht, Rechtsgleichheit und gleichförmige Rechtspflege hergestellt. Zugleich wurde die übertriebene Strenge der alten Gesetzbußen herabgesetzt. Die Geschlechtsbuße, welche auf der Verbindung aller Mitglieder eines Geschlechtes miteinander beruhte, ward aufgehoben, nur der nächste Erbe eines Erschlagenen erhielt noch eine Entschädigung. Die früher üblichen vielen Eide wurden abgeschafft und in Ermanglung von Zeugen allein der Reinigungseid und der Eid des Anklägers übrig gelassen. Kannte das alte Landrecht kein Erbrecht der Töchter, so galten nach dem neuen zwei Töchter einem Sohne gleich, es wäre denn, dass eine Tochter wegen verletzter Keuschheit ihren Erbanspruch verlöre. Der Sohnessohn hat das halbe Recht Magnus Lagabätter 1263 bis 1280.

[1]) Dahlmann, l. c. II, S. 283—291.

[2]) Der Codex von 1278, welcher seine Regierung darstellte, ward von einem Amtmann in Island zu Briefcouverten verbraucht.

des Vaters. Unter mehreren Brüdern erbt der älteste den Haupthof, die anderen Brüder bekommen das übrige, aber alle gleich viel. Die Stellung des Weibes wurde eine würdigere; wenn die Jungfrau nein sagt, darf sie zur Ehe nicht gezwungen werden. Die Strafen wurden gemildert: brachte früher ein kleiner Diebstahl schon den Tod, so jetzt erst der vierte Diebstahl, Entwendung von Lebensmitteln zur Stillung des dringenden Hungers blieb jedoch unbestraft. Die Städte hoben sich, Bergen erhielt 1276 ein eigenes Stadtrecht, es war die erste Handelsstadt des Reiches, die Engländer brachten dahin Weizen und Honig, feines Mehl und Tuch, die von den Orkaden und Schottland, von Island Leinwand, Flachs, Wachs und Kessel, die Südmänner — so hießen die Deutschen — brachten Wein und holten Butter und dürre Fische. Viele Gewerbe blühten hier und Bergen wurde die Krönungsstadt. Weil kein anderes Land von falschen Königen so viel gelitten habe als Norwegen, so ward die Thronfolge im Landrechte geordnet. Nur ein Diener Gottes, d. h. ein Christ, soll König in ganz Norwegen sein. Das Reich ist untheilbar. Die Mannslinie hat den Vorzug vor der weiblichen, das Alter bei gleichem Grade der Verwandtschaft, und eheliche Geburt vor unehelicher. Ist aber kein Erbe vom rechten königlichen Stamme mehr vorhanden, dann sollen Herzoge und Jarle, Bischöfe und Äbte, jeder Bischof mit zwölf der verständigsten Männer seines Bisthums, die er auswählt, und jeder Sysselmann mit einer gleichen Anzahl aus seinem Bezirke, im ersten Monat nach des Königs Tod nach Nidaros kommen, um hier nach bestem Wissen und Willen den geeignetsten Mann Norwegens zum Könige zu wählen. Bei mangelnder Einstimmigkeit gilt die Mehrheit.

Stadtrecht. Bergen. Thronfolge.

Der König waltete zum Frommen des Reiches in Eintracht mit den Bischöfen und griff nicht in die Rechte der Kirche ein: „Gott hat zwei seiner Diener als sichtbare Bevollmächtigte eingesetzt, den einen über weltliche Dinge, den andern über geistliche, den König und den Bischof.“ Keine Einmischung in die geistliche Gerichtsbarkeit und die freie Wahl zu kirchlichen Ämtern! — dem Bischof steht in seiner Diöcese die Verleihung aller Priesterstellen zu ohne Genehmigung von weltlicher Hand. — Auch ein Hofrecht (Hirdskraa) ward von Magnus aufgestellt. Danach müssen die Herzoge, die er ernennt, von königlichem Geschlechte sein. Jarle werden nur ernannt für die Orkaden oder ein anderes Schatzland, nicht für Norwegen. Die Lehensmänner, die nach diesen kommen, führen schon den Titel Barone, Ritter und Herren, — der Ritterschlag war schon seit Sverrir in Gebrauch. Von Lehensmännern und großen Grundeigenthümern wurde der Rossdienst gefordert, welcher die Bedeutung des Adels erhöhte. Jeder Lehensmann durfte sich zum Troste und dem König zur Stärke vierzig Huskerle oder Mannen halten. Erhaltung des Kirchenfriedens und Frauenfriedens ist im Kriege geboten. Wer im Kriege die Leiche des Gegners weiter plündert als bis auf Hemd und Hosen, wird

Kirche.

bestraft. Der König mahnt strenge, dass Lehen Lehen und nicht Eigen sind. Im Eide der Lehensmänner steht: „Halten will ich alle Eide, die der König dem Landvolke geschworen hat". Die Huskerle stehen unter den Landesgerichten, die Barone unter den Hardesgerichten, mit anderen Worten, der Staat geht nicht in Lehenshoheiten auf und ruht auf der breiten Grundlage der Gemeinfreien![1])

Magnus war friedliebend. Statt den Plänen des Königs von Schottland in Waffen entgegenzutreten, verzichtete er 1266 im Frieden von Perth auf das Königreich Man und die Hebriden für eine Geldsumme — 4000 Mark Sterling und eine jährliche Abgabe von 100 Mark —; dagegen behielt Norwegen die Herrschaft über die Orkaden und Shetlandsinseln. Magnus starb nach siebzehnjähriger Regierung 1280 in einem Alter von zweiundvierzig Jahren. Er hinterließ zwei Söhne, die ihm nacheinander folgten. Man an Schottland.

Zuerst Erich II. Priesterfeind (1280—1299), so genannt, weil er das unter Magnus so friedliche Verhältnis zwischen Staat und Kirche störte. Der Primas musste 1288 den Huldigungseid leisten, sich zum Jarl des Königs ernennen lassen, sich zur alten Kriegspflicht wieder bequemen, sich dem Hofgericht unterwerfen, also selbst die Beibehaltung seiner Würde in des Königs Hand legen. Die Mannen des Bischofs wurden der Kriegslast wieder unterworfen. Kriege führte dieser König gegen Dänemark um das Erbe seiner Mutter und gegen die Hansa, weil sie mit Dänemark hielt. Der König verbot der Hansa seine Häfen und nahm ihre Güter in Beschlag, doch bald zeigte sich, dass die Norweger das deutsche Bier und Getreide und andere Waren und den Absatz ihrer Fische nach dem Süden nicht entbehren konnten, und Erich II. musste nicht bloß die Güter wieder zurückgeben, die alten Freiheiten bestätigen, sondern auch neue hinzufügen. Ebensowenig glücklich war der König in seinem Bestreben, die Krone von Schottland zu erhalten. Von seiner Gemahlin Margaretha, der Tochter des Schottenkönigs Alexander III., hatte er eine Tochter (the maid of Norway), die nach dem Tode ihrer Mutter als Erbin von Schottland anerkannt wurde, aber auf der Reise in ihr Reich 1290 auf den Orkneyinseln starb. Erich erreichte nur ein Alter von einunddreißig Jahren und hinterließ keinen Sohn.[2]) Erich II. Priesterfeind. Hansa. The maid of Norway.

Sein Bruder Hakon V. Haleggr (Hochbein) folgte ihm 1299—1319, er schloss 1303 Friede mit Dänemark und erhielt für das Erbe seiner Mutter Halland als Unterpfand; er schloss Friede mit der Kirche, erließ die Huldigung und das Jarlthum der Bischöfe und gestattete dem Papste wieder die Besetzung der hohen geistlichen Stellen. Den Hansastädten entriss er einen Theil ihrer bisherigen Rechte. Hakon V.

Da mit ihm der Mannsstamm der Könige von Norwegen ausstarb, so kam die Krone an den Sohn seiner Tochter Ingeborg, an den Schwedenkönig Magnus Smek, und wurden Schweden und Norwegen durch Personalunion vereinigt, jedes Reich behielt aber seine Selbständigkeit. Man war in Norwegen zufrieden mit der Regierung, aber nicht mit dem leichtsinnigen

[1]) Vergl. Bd. VI, S. 162—163 dieses Werkes.
[2]) Dahlmann, l. c. II, S. 370—376.

Hakon VI. und unwürdigen König, der seinen jungen Sohn Hakon VI. (1360—1380) zum Regenten bestellen musste. Magnus behielt sich bloß Halogaland, Island, die Faröer- und Shetlandsinseln vor.[1]) Mit seinem Sohne Olaf V. dagegen kam Norwegen in Verbindung mit Dänemark. —

Dänemark. Erich IV. Pflugpfennig, Abel, Christoph I., Erich V. und Erich VI., Christoph II., Waldemar III. — Die Landeshandfeste. — Der Kirchenstreit.

Die Geschichte der Könige dieses Landes wurde früher[2]) bis zum Tode Waldemars des Siegreichen 1241 fortgeführt. Dass dieser Waldemar das Reich unter seine Söhne zerstückelte, so dass Abel Südjütland, Christoph Laland und Falster, Knut Blekingen und Nikolaus Nordhalland bekam und der eigentliche Thronfolger Erich nur Schoonen, Seeland, Fünen und Nordjütland behielt, war ein Fehler, der sich am Lande bitter rächte. Die Brüder suchten im Gefühle ihrer Stärke sich unabhängig zu machen, der König aber die Einheit des Reiches zu wahren, und so wurde der innere Krieg, in den aber bald auch das Ausland hineingezogen wurde, eine Nothwendigkeit.

Grund der Wirren.

Erich IV. Pflugpfennig. Abel.

Erich IV. Pflugpfennig (1241—1250) war fünfundzwanzig Jahre alt, als er den Thron bestieg, vom besten Willen beseelt, fromm, aber eigenwillig und ohne Berechnung. Sein Bruder Abel dagegen war weltklug, ehrgeizig und seine Macht dadurch verstärkt, dass er nach dem Tode seines Schwiegervaters, des Grafen Adolf IV. von Holstein, die Vormundschaft über dessen drei unmündige Söhne erhielt. Der Streit begann 1242, als Erich von Abel die Lehenspflicht und Huldigung für Südjütland forderte und dieser das Land als ein von Diensten freies Erbgut erklärte, und der Krieg, in welchem namentlich Jütland und Fünen verheert wurden, währte einige Jahre. Die anderen Brüder folgten Abels Beispiel und erklärten einmüthig, sie besäßen ihre Gebiete als Erbgüter und seien zu keinerlei Huldigung und Pflichten verbunden. Erst 1249 erreichte es der König, dass Abel und Knut sich der Huldigung unterwarfen und freundliche Verhältnisse mit den Nachbarn hergestellt wurden.

Esthland. Reval.

Jetzt unternahm Erich einen Zug nach Esthland zur Verbreitung des christlichen Glaubens. Von der Steuer, die er hiezu auf einem Tage zu Roeskilde von jedem Pfluge Ackerlands forderte, hat er den Namen Pflugpfennig, sie war den Bauern verhasst entweder wegen der drückenden Art der Erhebung oder weil sie eine Steuer zahlen mussten, die sie nicht bewilligt hatten, weil der Tag zu Roeskilde (Rothschild) ein bloßer Herrentag, kein Reichstag war.[3]) Der Zug verlief übrigens glücklich, der König gründete das Bisthum Reval und begabte diese Stadt mit Lübischem Rechte. Als er aber 1250 dem von den holsteinischen Grafen bedrohten Rendsburg oder Reinoldsburg zu Hilfe kommen

[1]) Dahlmann, l. c. II, S. 376—382.
[2]) Vergl. Bd. V, S. 493—495 dieses Werkes.
[3]) So muthmaßt Dahlmann, l. c. I, S. 403.

wollte, ließ er sich von seinem Bruder Abel, der eigentlich die Grafen dazu angetrieben hatte, zur Einkehr in Schleswig verleiten. Der Unvorsichtige gieng in die Schlinge. Nach dem Mahle sagte Abel zornig: „Erinnere dich, wie du vor zwei Jahren, als du diese Stadt plündertest, meine Tochter zwangst, barfuß und nackend umherzulaufen und sich zu verstecken." — „Gib dich zufrieden, lieber Bruder," antwortete der König, „ich habe, Gott sei Dank, so viel, um ihr ein Paar Schuhe dafür geben zu können." — „Nein, das sollst du mir nicht ein zweites Mal anthun!" rief Abel, und ließ den König in Ketten legen, in ein Boot bringen und die Schlei hinabführen. Als ein zweites Boot mit einem vom König verbannten Dänen, Lauge Gudmundson, nachkam, begann Erich das Ärgste zu fürchten und bat um einen Priester, damit er vor seinem Tode noch beichten könne. „König Erich," fuhr Lauge ihn an, „du sollst wissen, dass du ohne Aufschub sterben musst!" Mit einer Axt hieb ihm einer das Haupt ab, die Leiche ward im Meerbusen versenkt, tauchte aber nach zwei Monaten wieder empor und zeugte gegen diejenigen, welche von zufälligem Umschlagen des Bootes sprachen. In der Meinung des Volkes galt der König für einen Märtyrer und Heiligen. Ende Erichs.

Also wurde Abel König (1250—1252), doch des Lohnes dieser That nicht lange froh. Zwar wurde er auf dem Krönungsreichstage zu Roeskilde, an welchem zum erstenmale auch Bevollmächtigte der Städte theilnahmen, zum König ausgerufen, als der nächste vom Mannsstamm, nachdem er jede Schuld an der Ermordung seines Bruders abgeleugnet und vierundzwanzig Ritter seine Unschuld beschworen hatten. Uber allen Verdacht des Brudermordes siegte die Erwägung, dass durch Abels Wahl Südjütland mit Dänemark vereint bleibe und ein gutes Verhältnis mit den holsteinischen Grafen angebahnt werde. Im Gefühle seiner Schuld suchte der neue König nach allen Seiten den Frieden zu wahren. Abel, König.

Ihm war es genehm, als zwölf Schiedsrichter die Frage, ob Rendsburg königlich oder holsteinisch sei, 1252 zu Gunsten Holsteins entschieden; er trat streitige Gebietstheile an den deutschen Orden ab; er bestätigte seine Brüder in ihren Lehen, wenn sie nur seinen Sohn Waldemar als Thronfolger anerkannten. Allein, als er wegen der Loskaufung dieses Waldemar, der auf der Rückreise von Paris vom Erzbischof von Köln gefangen genommen war, eine Landsteuer ausschrieb, empörten sich die Nordfriesen. Der König schwor, die Halsstarrigen zu beugen. 1252 musste er aber im Frühjahre mit Verlust sich zurückziehen und, als er im Sommer mit großer Macht wieder in Eyderstedt einbrach, wurde er bei Coldenbüttel zurückgedrängt und auf der Flucht spaltete ihm ein Radmacher mit der Axt das Haupt. Seine Leiche ward in einen Morast versenkt. Rendsburg. Friesen. Coldenbüttel.

Abels Sohn Waldemar, weil noch immer gefangen, wurde nicht König, ebensowenig der zweite Sohn Erich, sondern der dritte Sohn Waldemars des Siegers, Christoph I. (1252—1259). Waldemar. Christoph I.

Die Übergehung der Söhne Abels hatte schwere Folgen für Dänemark, denn die Grafen von Holstein nahmen sich ihrer Rechte an und Südjütland

blieb von dem Reiche getrennt. 1254 ward der Kampf damit beigelegt, daſs an Christoph die Vormundschaft über die Kinder Abels übertragen, daſs aber Waldemar mit dem Herzogthum Südjütland belehnt wurde. Waldemar versprach, dem König hold und treu zu sein, ihm mit einer bestimmten Mannschaft in den Krieg zu folgen; von seinem Gerichte konnte an den König appelliert werden. Die eigentliche Frage jedoch, ob das Lehen erblich oder persönlich sei, blieb unentschieden, und darum der Anlaſs zu späteren Wirren.

Südjütland.

Kirchenstreit.

Viel mehr Schärfe und Dauer hatte ein anderer Streit, der zwischen Staat und Kirche, welcher in anderen Ländern längst ausgekämpft war, aber damals erst in Dänemark begann. Es fehlte der Geistlichkeit nicht an Grund zu berechtigten Klagen: Priester wurden von Laien zum Tode verurtheilt oder verstümmelt, Abendmahlsbecher wurden bei Schmäusen gebraucht, Klöster wurden mit königlichen Besuchen und denen ihres Gefolges beläſtigt. Der König besetzte Kirchenstellen, auch wo er kein Patronatsrecht besaſs, und mit unbefähigten Personen; die Schulden König Erichs an Kirchen und Geistliche säumte er zu bezahlen.

Erlandson.

Ein Mann jedoch, der das Recht der Kirche in aller Schärfe zu vertheidigen den Muth hatte, fand sich in Jakob Erlandson:[1]) von vornehmer Herkunft, reich gebildet, besonders mit dem canonischen Rechte vertraut, viel gereist, dem Papste Innocenz IV. befreundet, faſste er muthvoll den Entschluſs, dem Kirchenwesen in Dänemark eine bessere Geltung zu verschaffen.

Synode zu Veile.

Erlandson wollte von keiner königlichen Bestätigung etwas wissen, als er — bisher Bischof zu Rothschild — zum Erzbischof von Lund erwählt wurde; er weihte dann die Bischöfe zu Rothschild und Schleswig, ohne dem Könige davon Anzeige zu machen. 1256 schrieb der König einen Reichstag nach Nyborg, der Erzbischof eine Synode nach Veile aus — auf den gleichen Tag. Die Bischöfe müssen sich schwerer Gewaltthaten versehen haben, denn es wurde in Veile der Beschluſs gefaſst, aller Gottesdienst müsse aufhören und das Land mit dem Interdict belegt werden, wenn ein Bischof gefänglich eingezogen, verstümmelt oder sonst persönlich vom König gekränkt werde, oder wenn es wahrscheinlich sei, daſs der König durch That oder Zulassung daran theil habe. Der König sah in diesem Beschlusse eine offene Kriegserklärung: er fuhr die Prälaten, als sie verspätet auf dem Reichstage eintrafen, vor der ganzen Versammlung an; er klagte vor dem Danehof den Erzbischof des Aufruhrs an, er wolle das Schonische Kirchenrecht ändern, er verbiete seinen Bauern, ihm Kriegsdienste zu leisten. Der Erzbischof verantwortete sich mit Hinweisung auf seine Pflicht und auf die Missstände. Mehrmals kam ein Vergleich zustande, aber keiner hatte Dauer, der Riſs gieng immer tiefer. Als 1259 der Erzbischof sich weigerte, den Sohn des Königs zu krönen, und auch seinen Bischöfen verbot, die

[1]) Die Geschichte dieses Streites bei Langebek, Scriptores rerum Danicarum. V, p. 582—614: Processus litis inter Christophorum I. et Jacobum, Erlandi filium.

Krönung zu vollziehen, ließ der König ihn verhaften, ihn des geistlichen Gewandes entkleidet auf ein Pferd binden und unter Verhöhnung — man setzte ihm eine Mütze mit einem Fuchsschwanze auf den Kopf — durchs Land nach Hagenskov führen. Zwei Bischöfen gelang die Flucht ins Ausland, nachdem sie mit dem Interdict das Reich belegt hatten. Der Papst bestätigte es, wenn nicht binnen eines Monates die Loslassung erfolge, und drohte den jütischen Bischöfen, die dem König treu blieben. Fürst Jaromar von Rügen rüstete sich zum Einfall in Seeland. Inmitten dieser Wirren starb der König plötzlich, wie behauptet wurde, an Gift[1]) am 29. Mai 1259.

Erlandson gefangen.

Interdict.

Die Wirren stiegen unter der Regierung seines Sohnes Erich V. (1259—1286); er heißt Glipping,[2]) entweder weil er blinzelte oder weil er ohne Treue und Glauben war. Da er erst zehn Jahre alt war, führte seine Mutter, die Pommer'sche Margaretha,[3]) die Regierung klug und unerschrocken, aber die Schwierigkeiten überstiegen die Kraft einer Frau.

Erich V. Glipping.

Margaretha.

Sie gab den Erzbischof frei, dieser aber wollte weder den König krönen, noch von einem Vergleiche hören, ehe der Papst entschieden hätte; er zog sich nach Schweden zurück und hätte gerne Erich, dem zweiten Sohne König Abels — Waldemar war 1257 gestorben — auf den Thron geholfen. Indes verwüstete Jaromar von Rügen Seeland, erschlug bei Nestved 10.000 Bauern, verheerte dann Schonen, fand aber hier durch die Hand einer Bäuerin den Tod.

Aber auch jetzt ward nicht Friede, bald stand ein anderer Feind im Felde, Erich, Abels Sohn, weil Margaretha ihm Südjütland wohl als persönliches, nicht aber als erbliches Lehen überlassen wollte. Auf der Lohhaide bei Schleswig schlugen er und die Holsteiner 1260 den König und führten ihn wie seine Mutter als Gefangene fort, den König nach Alsen, die Mutter nach Hamburg. Aber aus der Haft ernannte sie ihren Vetter, Herzog Albrecht von Braunschweig, zum Reichsverweser und brachte es durch ihre klugen Unterhandlungen dahin, dass zuerst sie und dann ihr Sohn wieder frei wurden. Gegen den Erzbischof wandte sie sich jetzt nach Rom. Urban IV. gewann die Überzeugung, dass Erlandson die Grenzen der Billigkeit überschritten habe, und berief ihn zu seiner Rechtfertigung nach Rom. Als dieser jedoch nach Rom kam, bestätigte Clemens IV. das Interdict. Erst 1274 auf dem Concil zu Lyon hob Gregor X. das Interdict auf, das siebzehn Jahre auf dem Lande gelastet hatte; dem Erzbischof wurde Wiedereinsetzung in seine Würde und für seine Verluste eine Entschädigung von 25.000 Mark löthigen Silbers zuerkannt.

Lohhaide.

Vergleich.

Aber auch jetzt gewann das erschöpfte Land noch keinen Frieden. Der König von Norwegen führte, um das Erbe seiner Mutter Ingeborg zu erlangen, einen verheerenden Krieg, der an die Härte der alten Wikinger erinnert. Und bei aller Schwäche zu Land und zur See mischte sich Erich noch in die Kronstreitigkeiten Schwedens. Der Adel war unbändig, schon Erlandson hatte das Wort hingeworfen, dass ohne den Rath der Großen nicht über Krieg und Frieden entschieden werden dürfe. Waldemar, Erichs Sohn, verlangte Süd-

Norwegen.

[1]) Dahlmann, l. c. I, S. 415.

[2]) Auch clepping, Glippingh genannt.

[3]) Gewöhnlich wegen ihrer dunklen Farbe die schwarze Grete, oder wegen ihres kühnen Reitens Sprengheft (= Sprengpferd) genannt.

jütland als Erblehen und dazu noch Arroe, Alsen und Fehmarn. 1282 mußte der König auf dem Reichstage zu Nyborg geloben, eine gerechtere Regierung zu führen. 1283 starb seine Mutter. Seine Wortbrüchigkeit und Zügellosigkeit rief 1286 eine Verschwörung gegen sein Leben hervor. Sieben als Mönche verkleidete Edelleute erstachen den König in einer Scheune bei Wiborg, während er von der Jagd ausruhte, mit 56 Wunden; dem einen hatte er die Gattin verführt, dem andern die Erbschaft vorenthalten; der eigene Kammerdiener hatte seinen Aufenthalt verrathen.[1])

Ende Erichs V.

Erich VI. Menved.

Erich VI. (1286—1320), Menved (= Manneswitz)[2]) genannt, war erst zwölf Jahre alt, als er dem Vater auf dem Throne folgte; seine Mutter, die Brandenburgerin Agnes, führte die Regentschaft. Um den Herzog Waldemar von Südjütland zu gewinnen, ernannte sie ihn zum Mitvormund und trat ihm Arroe, Alsen und Fehmarn ab. Die Zeit seiner Regierung war eine unglückliche für Dänemark.

Die Königsmörder.

Zuerst wurde auf einem Reichstage zu Nyborg über den Königsmord verhandelt, neun Männer wurden als schuldig für friedlos erklärt, darunter der Marschall Stig, Graf Jakob und andere Vornehme. Die Geächteten flohen nach Norwegen, wo Erich der Priesterhasser sich ihrer annahm: man habe ihnen das Verbrechen angeschworen und ihnen nicht gestattet, sich durch Geschlechtseide davon zu reinigen. Von einer Reihe von Burgen aus verheerten sie dann als Seeräuber die Küsten ihres Vaterlandes, von Norwegen kräftigst unterstützt: später trat auch Herzog Waldemar auf Seite der Gegner seines Königs. Erst 1295 kam es zu einem Vergleiche: die Verbannten durften heimkehren, aber nie dem Könige vor das Antlitz treten. Herzog Waldemar mußte Arroe, Alsen und Fehmarn wieder abtreten.

Vergleich.

Neunzehn Jahre hatte dieser Krieg gedauert, nur durch kurze Waffenstillstände unterbrochen. Aber als wäre des Elends noch nicht genug, begann der König einen Streit mit der Kirche.

Johann Grand.

Zum Erzbischof von Lund wurde 1289 Johann Grand gewählt,[3]) ein Verwandter des Jakob Erlandson und einiger Königsmörder. Der König fügte sich dieser Wahl erst, als der Erzbischof sich durch einen Eid vom Verdacht der Theilnahme am Königsmord gereinigt und gelobt hatte, sich in keine Verbindung mit dem Könige von Norwegen und den Friedlosen jemals einzulassen. Bald wurde ihm jedoch Begünstigung der Königsmörder vorgeworfen, er erklärte sie als des Mordes nicht für überwiesen, er leiste nicht den schuldigen Lehensdienst gegen sie und die Norweger, und er habe geäußert, es sei schlimm, daß König Erich V. nicht sechzehn Jahre früher getödtet worden sei, dann hätte er

---

[1]) Dahlmann, l. c. I, S. 415—422.

[2]) So deutet Langebek den Namen, andere nach einer ihm üblichen Betheuerung: „Ney som mend", wie der Babenberger Heinrich den Beinamen Jasomirgott bekam.

[3]) Eine Vita metrica „De Johanne Grand Archiepiscopo" gab zuerst Lindenbrog in seinen „Scriptores septentrionales" heraus; wieder abgedruckt ist sie im sechsten Bande S. 266—293 bei Langebek. Bei letzterem, VI, S. 273—374, sind die Urkunden dieses Streites: „Actiones adversariae Erici regis Daniae et Johannis Grand, archiepiscopi Lundensis coram curia et sede Romana institutae 1296".

keine Kinder hinterlassen. Der König war am 9. April 1294 in Lund anwesend, als sein Bruder Christoph den Erzbischof Grand und dessen Domprobst Jakob Lange überfiel, den ersteren auf ein Pferd setzte, ihm die Füße unter dessen Bauche so fest zusammenschnürte, dass er einen Bruch davontrug, ihn so nach Seeburg auf Seeland schleppte und da in einen dunklen feuchten Thurm warf. Zwei Jahre lang lag Grand hier schwer gefesselt, Geschwüre und offene Wunden brachen am ganzen Körper aus. Jakob Lange war indes frei geworden und mit der Anzeige der That nach Rom zu Bonifaz VIII. geeilt, der sogleich den König mahnte, den Erzbischof freizulassen. Grand war indes durch den Schlosskoch und Geistliche von Kopenhagen schon befreit worden. In Rom klagte der Erzbischof gegen den König, welcher zur Entschädigung von 49.000 Mark löthigen Silbers verurtheilt wurde; bis diese Summe bezahlt sei, solle das Interdict auf dem Lande lasten. Der König vermochte diese Summe nicht aufzubringen und bat in demüthigem Schreiben um Milderung der Strafe, damit nicht das ganze Reich verderbe und das Volk zugrunde gehe, „denn sie sind nur Schafe und was haben die gethan? Lass das Schwert Petri in der Scheide stecken und Christi Statthalter oder richtiger Christus selbst mein Gehör heilen, damit ich wiederum der Kirche Christi einverleibt werden und Gottes Wort vernehmen kann. Was auch Eure Heiligkeit auf meine Schultern legen werden, so werde ich mich dem nicht entziehen, wenn es auch noch so hart ist. Sprich, Herr, und dein Diener gehorcht!“ — Der Papst milderte auch großmüthig die Strafe auf 10.000 Mark herab, versetzte den Erzbischof um des Friedens willen auf den Erzstuhl von Riga und ernannte den Legaten Isarnus zum Erzbischof von Lund.

Bonifaz VIII.

Erich Menved hatte Ehrgeiz, er wollte die Stellung seiner Vorfahren an der Nordküste von Deutschland wieder herstellen, ihn lockte der Titel eines Königs der Slaven, es gelang ihm jedoch nicht, Stralsund, Rostock, Wismar einzunehmen, nur Lübeck wählte ihn zum Schirmvogt. 1309 mischte er sich in den schwedischen Thronstreit mit einem Heer von 60.000 Mann — 1000 Mark Silbers kostete ihn dessen Unterhalt täglich. Die Unbändigkeit seines Adels hinderte ihn, große Erfolge zu erringen; man dachte ihm das Schicksal seines Vaters zu, man reizte die Bauern Jütlands zum Aufstand gegen ihn. Sein eigener Bruder Christoph war der gefährlichste Aufwiegler. Der König konnte sich zuletzt nur auf deutsche Adelige stützen, denen er einen großen Theil seines Reiches verpfändete. Sterbend mahnte er darum die Stände, da seine vierzehn Söhne alle vor ihm gestorben waren, doch ja nicht seinen unnatürlichen Bruder Christoph zum Könige zu wählen.

Übler Ehrgeiz.

Dennoch wählte die Mehrzahl — die Besseren waren für den südjütischen Erich, um durch ihn das Herzogthum wieder an das Reich zu bringen, — gerade Christoph II. (1320—1326), aber unter welchen Bedingungen! Gegen eine Handfeste, welche das Königthum lähmte, ihm die Macht nahm, etwas Gutes zu thun, nicht aber die Macht nahm, etwas Böses zu thun. Nicht den Städten, nicht den Bauern wurden große Freiheiten gesichert, als Christoph II. am 25. Januar die Landeshandfeste unter-

Christoph II.

Die Landeshandfeste.

schrieb, welche 340 Jahre bis auf Friedrich III. Reichsgesetz blieb, wohl aber dem Clerus und Adel. Dem Clerus ward zugestanden, was er damals in

Clerus.

vielen Staaten Europas längst besaß und um was er in Dänemark seit Jahrzehnten kämpfte: eigene Gerichtsbarkeit, Freiheit der Wahlen, Freiheit von Lasten und Abgaben. Kirchenzehnten, heißt es in der Wahlcapitulation, sollen nicht gefordert werden, Geistliche sollen nicht vor ein weltliches Thing, noch vor einen weltlichen Richter geladen werden; keiner, der eine fremde Zunge spricht oder von unreifem Alter ist, soll ein Kirchenamt bekommen; niemand soll einen Geistlichen an einer Kirche anstellen, er habe denn das ausschließliche Patronatsrecht. Kein Bischof oder Geistlicher soll gefangen oder des Landes verwiesen werden, außer auf besonderen Befehl des Papstes oder seines ordentlichen Richters nach canonischem Rechte. — Ungewöhnlich

Adel.

sind jedoch die Rechte, welche der Adel dem Könige abdrang: die Adeligen können von ihren Bauern die drei Markbußen und höhere erheben. Ferner sind die Adeligen nicht verpflichtet, außerhalb des Reiches Kriegsdienste zu leisten, und wenn sie auf des Königs Geheiß, sei's innerhalb, sei's außerhalb des Reiches, auszogen, soll der König sie, wenn sie in Gefangenschaft fallen, alsobald loskaufen, spätestens in Jahresfrist, und wegen ihrer Verluste entschädigen, ehe sie abermals zum Auszuge entboten werden, ohne Nachtheil für ihre alten Freiheiten, wenn sie nicht mitziehen. Der König darf mit niemand Krieg anfangen, als nach dem Rathe und der Zustimmung der Prälaten und Vornehmen des Reiches. Kein Deutscher darf Schlösser, Festungen und Lehen erhalten, noch in des Königs Rathe sein. Einmal im Jahre soll ein Parlament in Nyborg gehalten werden. Niemand soll unmittelbar vor des Königs Thing geladen werden, sondern zuerst vor Thing und Recht seiner Harde, und wenn er sein Recht weiter sucht, vor das allgemeine Thing des Landes, und wenn er seines Rechtes hier nicht ersättigt ist, so soll auf seine Berufung vor dem König seine Sache untersucht werden, und hat er auch da des Rechtes nicht genug, geht er weiter an das allgemeine Parlament. Niemand soll gefangen genommen, noch zum Tode verurtheilt oder seiner Güter beraubt werden, als nach gesetzlicher Ladung oder Gefährde, nach öffentlicher Anklage und gesetzlicher Verurtheilung, wie die Gesetze des Landes vorschreiben. Keine neuen Gesetze sollen erfunden werden, außer mit Zustimmung des ganzen Reiches.

Es ist dies keine Magna charta, keine Rechtsgrundlage eines großen Staatslebens wie in England. Der Adel hat Rechte, über die Bauern zu Gericht zu sitzen, Schlösser zu bauen u. dgl., aber fast keine Pflichten; der König hat fast nur Pflichten, aber wenig Rechte. Er muss seine Schlösser niederreißen, soll die ersetzten Güter ans Reich bringen, aber es sind ihm keine Mittel gegeben, es ins Werk zu setzen. Der Krone ist hier die Kraft gebrochen.

Christoph II. unterschrieb diese Bedingungen, weil er entschlossen war,[1]) sie nicht zu halten. Er nahm alsbald einen Deutschen in seinen Rath auf, er forderte Schatzung von den Geistlichen, den zehnten Pfennig von sämmtlichen Einkünften des Adels. Als man ihm die Handfeste zeigte und ihn an seinen Eid erinnerte, entgegnete er: „Die Reichseinkünfte sind von meinem Bruder verpfändet; soll ich Schulden bezahlen, so muss man mir mit Schatzung helfen.“ Als man widerstand, erklärte er: „Gut, so bezahle ich auch keine Schulden“, und warf sich mit Gewalt auf diejenigen, welche Pfandschaften inne hatten, jagte sie aus ihrem Besitz und strafte Widerstand mit Gut und Blut. Die Unzufriedenheit war allgemein, der Aufstand brach aus, als der König nach dem Tode des Herzogs von Südjütland die Vormundschaft über dessen Sohn Waldemar mit Gewalt an sich zu reißen trachtete und Graf Gerhard von Holstein die Königlichen zurückschlug. Geistlichkeit und Adel kündeten den Gehorsam und verboten dem gemeinen Manne, irgend eine Pflicht an Christoph zu leisten. Des Königs Sohn Erich ward gefangen und in Fesseln geschlagen, Christoph selber entfloh nach Rostock.

Bruch des Vertrages.

Aufstand.

Graf Gerhard von Holstein ward im Mai 1326 zum Reichsverweser ernannt und sein Schützling, der junge Waldemar III., 7. Juni 1326 auf dem Reichstag zu Wiborg zum König erwählt, nachdem er eine Handfeste unterschrieben, in welcher die Rechte des Adels noch schärfer bestimmt und die des Königs noch mehr gemindert waren.[2]) Bei Lebzeiten und während der Regierung eines Königs dürfe sein Nachfolger nicht gewählt und auch deshalb keine Zusage gegeben werden. Während jedweder und auch die Städte das Recht hatten, Befestigungen von Holz und Stein aufzuführen, mussten die königlichen Schlösser geschleift werden. Nur in seinen eigenen Wäldern darf der König jagen, nur in seinen eigenen Gewässern fischen. Jährlich solle vierzehn Tage vor Johannis ein Reichstag in Nyborg gehalten werden. Jeder solle friedlos sein, welcher auf des Königs Befehl jemanden, der nicht gerichtlich verurtheilt ist, gefangen nimmt. Der Adel erhielt ferner das Recht, neun Markbußen und die Friedensbußen bei Todtschlägen zu erheben. Die Geistlichkeit wurde ganz unabhängig vom Staate, nur sollte sie auch keine weltlichen Ämter bekleiden dürfen.

Waldemar III.

Der junge König musste seine Helfer belohnen und da trug vor allen Gerhard einen hohen Preis davon, Südjütland als erbliches Fahnenlehen mit allen Regalien und der wichtigen Bestimmung: es solle das Herzogthum Südjütland niemals wieder mit dem Reiche und der Krone Dänemark so vereinigt werden, dass ein Herr über beide sei. Der Reichsverweser führte jetzt den Titel „Gerhard der Große, Herzog von Jütland, Graf von Holstein und Stormarn, Vormund des dänischen Reiches und des Rügischen Fürstenthums“. Andere bekamen andere Gebiete.

Schleswig.

---

[1]) Dahlmann, l. c. I, S. 449—455 — gibt die vollständige Urkunde.
[2]) Das ist die Constitutio Waldemariana. Dahlmann, l. c. I, S. 465.

Zerstückelung des Reiches.

Diese Zerstückelung des Reiches erregte bittere Gefühle, die sich in noch erhaltenen Liedern Luft machen: die Magd (Holstein) sei jetzt Herrin geworden.[1] Als der Reichsverweser eine Schatzung von den Bauern forderte, stieg der Unmuth bis zur Empörung. Christoph landete und fand Anhänger, und Gerhard bequemte sich 1330 zu einem Vergleich: Waldemar legte die Krone nieder und begnügte sich mit Südjütland, für dieses erhielt Gerhard Fühnen als erbliches Leben und einen großen Theil von Nordjütland: sollte Waldemar ohne rechtmäßige Erben aus dieser Welt scheiden, so solle Gerhard für Fühnen Südjütland zurückbekommen. Johann der Milde von Holstein-Kiel, welcher von seiner Mutter her ein Halbbruder Christophs war und ihm zum Reiche wieder verholfen hatte, erhielt Schonen und einen großen Theil von Seeland zum Lohn. So war demnach das Reich wieder zertrümmert. Als Christoph in Verzweiflung 1331 Krieg mit Gerhard begann, fand sein Sohn Erich den Tod, wurde er selber geschlagen und mußte dem Sieger auch noch Fühnen und Nordjütland abtreten. Dem König blieb nur der kleinste Theil seines ehemaligen Reiches und er lebte in Ohnmacht und Verachtung bis zum 2. August 1332. Zwei Edelleute überfielen ihn in seinem Hause und lieferten ihn an den Grafen Johann aus, welcher aber den wertlosen Gefangenen freigab. Diese Kränkung zog Christoph II. den Tod zu. —

Das Interregnum. Holstein. Waldemar IV. — Magnus von Schweden.

Zwischenreich.

Die Zeit von 1332—1340 nennen die dänischen Geschichtschreiber das Interregnum, Dahlmann sagt jedoch mit Recht: „Wo es kein Reich gibt, gibt es auch kein Zwischenreich.“[2] — Dänemark blieb in vier von einander unabhängige Gebiete getheilt. Zwei davon gehörten den holsteinischen Grafen Gerhard und Johann, Südjütland dem ehemaligen Könige Waldemar III., Schonen gehorchte dem Schwedenkönige Magnus Smek. Magnus und Waldemar waren noch unmündig, das große Wort führten also in Dänemark eigentlich die Grafen von Holstein.

Holstein.

Die Schauenburger.

Diese sind aus dem Geschlechte der Schauenburger. Land Holsten ist ein Theil des späteren Herzogthums Holstein, zwischen Eyder und Stör. Im Süden der Stör lag das Land Stormarn, das Land der Ditmarschen gehörte zur Grafschaft Stade. Die Bevölkerung in diesen drei Gebieten war meist altsächsisch, auch friesisch, die in Wagrien aber war wendisch. Stormarn und Holsten bildeten früher eine Grafschaft, erst zur Zeit Heinrichs des Löwen kam auch Wagrien hinzu. Als 1110 der Graf Gottfried von Stormarn gegen die Wenden gefallen war, ertheilte Herzog Lothar von Sachsen die Grafschaft nebst Holsten dem Adolf I. von Schauenburg. Ihm folgte der Sohn Adolf II. 1128 bis 1164, welcher Wagrien gewann und mit Anbauern aus Flandern, Holland,

[1] Planctus de statu regni Daniae sub rege Christophoro II. — bei Langebek, Scriptores, VI, p. 551—557.

[2] Dahlmann, l. c. I, S. 479.

Friesland und Westfalen besetzte, vor denen das Wendenthum rasch abnahm. Sein Sohn Adolf III. legte auf der Eyderinsel Rendsburg an, verlor aber sein Land 1205 an die Dänen. Erst der Sieg bei Bornhöved gab Adolf IV. das Land seiner Väter zurück (1224—1239). Später trat eine Theilung des Geschlechtes ein, es gab eine Linie zu Kiel unter Johann I. (1239 bis 1263) und eine zu Itzehoe unter Gerhard I. (1239—1290). Die Kieler Linie zerfiel wieder in zwei: Adolf V., der Sohn Johanns I., hauste auf Segeberg (1273—1308), sein Bruder Johann II. oder der Einäugige in Kiel (1273—1321). Gerhards I. Geschlecht hingegen spaltete sich 1290 in eine Linie Plön, wo Gerhard II. der Blinde bis 1312 hauste; sein Sohn ist Johann III. oder der Milde (1313—1359), welcher 1316 Kiel erhielt. Adolf VI., Gerhards I. zweiter Sohn, gründete eine Linie Pinneberg und Schauenburg, und der dritte Sohn Heinrich I. (1290—1304) die Linie Rendsburg; sein Sohn ist der obengenannte Gerhard III. oder der Große (1314—1340), der so mächtig war, dass er sein Gebiet ein Königreich nannte. Eben wollte er Nordjütland gegen Südjütland vertauschen und sein Gebiet dadurch abbrunden; allein ein dänischer Edelmann, Niels Ebbesen überfiel den Sorglosen in Randers 1. April 1340 und tödtete ihn. — Die Dänen preisen diesen Ritter, der übrigens Gerhard früher Fehde angekündigt hatte, als den Retter ihres Vaterlandes.

Gerhard der Große.

Diese That und das allgemeine Gefühl der Noth und der Zusammengehörigkeit verschaffte dem zweiten Sohne Christophs II., Waldemar IV.,[1]) den Thron — der ältere Bruder Otto war damals noch gefangen und trat später in den Deutschen Orden. — Waldemar war damals fünfzehn Jahre alt, längere Zeit hatte er am Hofe Kaisers Ludwigs zugebracht, dessen Sohn, Ludwig der Brandenburger, mit seiner Schwester vermählt war. Auf einem Thing zu Wiborg wurde Waldemar gewählt, statt einer Handfeste wurde Vergeben und Vergessen alles bisher Geschehenen festgestellt. Das Ziel des Königs war, das zerstückelte Reich wieder zu vereinigen. Zu diesem Zwecke vermählte er sich mit Hedwig, der Tochter Waldemars von Südjütland oder Schleswig, die Aussteuer 24.000 Mark Silbers ward von den 100.000 Mark abgezogen, für welche Fühnen und Nordjütland verpfändet waren; Aalborg und die drei nördlichsten Syssseln von Jütland kamen aber sogleich in den Besitz des Königs. Durch Kauf, durch Gewalt, durch listige Benützung der Umstände gelang es ihm nach und nach Nordjütland, Seeland, Fühnen, Laaland, Falster wieder mit dem Reiche zu vereinigen; in den Mitteln wenig wählerisch, war er auch imstande, eine gegebene Zusage zu brechen. Große Lasten mussten deshalb aufgelegt werden, doch als der König auf der Landesversammlung zu Ringsted sagte, wer gegen Schatzungen zu solchem Zwecke etwas einzuwenden habe, möge nur auftreten, gab man sich zufrieden. Esthland überließ er den Deutschen Rittern um die geringe Summe von 19.000 Mark, einmal zugleich als Aussteuer für seinen älteren Bruder, der

Waldemar IV. 1340 bis 1375

stellt das Reich wieder her.

[1]) Dahlmann, l. c. I, S. 485 ff.

in den Orden eintrat, dann um über Fernliegendem nicht die Befestigung des dänischen Reiches zu versäumen. Als Magnus Smek mit seinen Schweden in Streit und Noth gerieth, bot Waldemar IV. Hilfe gegen das Versprechen der Abtretung Schonens und verlobte seine Tochter Margaretha mit Hakon, dem Sohne des Magnus; 1360 besetzte er Schonen und so war das dänische Reich in der Ausdehnung wie es Gorm der Alte gründete, wieder hergestellt. Das war der große Erfolg seines umsichtigen, nüchternen, beharrlichen Strebens nach einem Ziele.

Waldemars IV. Regierung musste den Unterthanen oft hart erscheinen. Ein zeitgenössischer Chronist klagte: „Weder der Soldat, noch der Bauer, noch der Kaufmann hatten Ruhe; es blieb niemand Zeit zum Essen, Schlafen oder Ruhen übrig, sondern alle wurden bei Strafe königlicher Ungnade zu beständiger Mühe und Arbeit angetrieben." — Viele nannten den König nur den Bösen, den Tyrannen; die Bauern in Jütland schlugen los, und konnten von ihm lange nicht bezwungen werden. Es galt eben ein Reich aus der Zerrüttung wieder zusammen zu bringen, solche Zeiten sind keine glücklichen. Die verpfändeten Landschaften mussten losgekauft, eine Flotte musste erst neu geschaffen, die Wildlinge mussten wieder an Ordnung gewöhnt, Schlösser und Festungen angelegt werden. Wir staunen, wie der König noch Mittel auftrieb, Landstraßen und Canäle anzulegen, und wie er Zeit fand zu einer Wallfahrt nach Palästina, zu Reisen nach Deutschland, nach Avignon. Und doch war Waldemar nicht hastig, erwog wohl die Zeit, überstürzte nichts.

Atterdag. „Morgen ist wieder ein Tag", äußerte er so oft, dass er davon den Beinamen Atterdag bekam.[1])

Neuer Verfall. Doch der Mensch erträgt viel leichter das Unglück als das Glück. Im Übermuth auf seine Erfolge unternahm der König einen Raubzug gegen Gothland, durch welchen er die Arbeit seines Lebens, die Frucht zwanzigjähriger Bemühungen, selber vernichtete.

Gothland. Die Insel Gothland war ein wichtiger Stapelplatz des Handels zwischen Russland und den Hansastädten. Die Tücher und Eisenwaren wurden hier ausgetauscht gegen Leder und Pelzwerk, von hier drangen die Kaufleute der Hansa nach Nowgorod, die Überschüsse des dortigen Handelshofes hinterlegten sie in

Wisbn. Wisby, dem Hauptmarkt der Insel, die, ziemlich frei, der Krone Schweden nur zu einem jährlichen Zins und zu einer Heerfahrt mit sieben Schiffen verbunden war, welche indes abgekauft werden konnte. Diese Insel beschloss jetzt Waldemar IV. wegzunehmen, wohl nur aus Begier nach ihren Schätzen; denn der Grund, dass man in Wisby Spottlieder auf ihn gesungen, ist nur Vorwand, der König war ja auch sonst für seine Ehre nicht so empfindlich. Ohne Warnung und Ansage griff Waldemar Juli 1361 Wisby an, seine Mannschaft ermuthigte er damit, es gehe jetzt in ein Land, wo Goldes und Silbers die Fülle

[1]) Dahlmann, l. c. I, S. 485—514 ff. — Heinze, Diplomatische Geschichte Waldemars IV. Leipzig 1781.

sei, wo die Schweine aus silbernen Trögen fräßen. In drei Treffen geschlagen, boten dann die Gothländer Huldigung und die Schlüssel der Stadt, dann aber wäre das Eigenthum sicher gewesen. Doch rauben wollte Waldemar. Darum zog er durch eine Bresche als Eroberer in die Stadt und nahm, was er bekommen konnte, belud seine Schiffe mit Gold, Silber, mit Pelzwerk und anderen Waaren, und fuhr davon. Wisby hat sich von diesem Schlag nie mehr erholt, es verfiel, seit der Glaube an die Sicherheit des hier Hinterlegten geschwunden war. Der Handel gieng nun von den Häfen der Ostsee geradezu nach Nowgorod, Waldemar aber nannte sich fortan König der Dänen, Slaven und Gothen.

Hansa.

Aber damit hatte Waldemar mächtige Feinde gegen sich aufgerufen, die gesammte Hansa, deren Drittelsvorstand Wisby war. Auf einem Tage zu Greifswald belegten die Ostseestädte alles dänische Gut mit Beschlag und verboten bei Verlust der Ladung und des Lebens allen Handel nach Dänemark. Schweden und Norwegen traten in Bündnis mit der Hansa, die Verlobung Hakons mit Margaretha ward gekündigt, dagegen Hakon mit Elisabeth von Holstein verlobt. Die Könige verpflichteten sich auf dem Tage zu Greifswald zu 2000 Rittern und Knechten und versprachen, Schonen nie wieder zu verpfänden ohne den Rath der Städte, die auch die nächsten zum Pfande sein sollten, dagegen sollten die Hanseaten auf Schonen mit ihren Waffen frei umhergehen dürfen und unter eigener Gerichtsbarkeit stehen.

Erster Hansakrieg.

Von 77 Hansastädten erhielt Waldemar IV. zu gleicher Zeit Fehdebriefe; er antwortete mit einem Spottverse, in welchem er sie mit einem Haufen schreiender Gänse verglich.[1]) 1362 begann der Ernst des Krieges; die städtische Flotte erschien im Sunde; um Rache zu nehmen für Wisby, wurde Kopenhagen geplündert. Des Königs einziger Sohn Christoph erlag einer Wunde, die er im Kampfe erhielt. Dann wandten sich die Städter gegen Schonen und belagerten Helsingborg, aber keiner der Könige war zur Stelle, Geldmangel war schuld an ihrer Langsamkeit. Während die Städter vor Helsingborg stritten, überraschte Waldemar IV. die unbewaffnete Flotte und führte sie weg. Die Hanseaten mussten wegen dieses Unfalls um freien Abzug unterhandeln und kehrten heim. Der Bürgermeister von Lübeck wurde nach seiner Rückkehr wegen der Verluste auf öffentlichem Markte enthauptet. Die Klage über die Wortbrüchigkeit der Könige war allgemein. Die Hansa schloss mit Dänemark einen Waffenstillstand, der bis Dreikönig 1364 in Kraft bleiben sollte. Gerade damals sollte die Holsteinerin Elisabeth nach Schweden geschafft werden: ein Sturm warf sie an die Küste von Schonen und brachte sie in die Gewalt Waldemars. Er ließ sie nicht mehr abreisen und sie endete in einer Klosterzelle; dagegen lud er die Könige von Schweden und Norwegen nach Rothschild und von da nach Kopenhagen, und hier wurde 9. April 1363 Hakon mit Margaretha vermählt!

Elisabeth und Margaretha.

[1]) Langebek, Scriptores, VI, p. 228:

„Seeuen und seuentigh Hensen
hefft seeuen und seuentigh gensen.
wo mi de Gensen nich en biten
na de Hensen vrage ick nich en schiten."

Magnus II. fällt.

Ob solcher Charakterlosigkeit spuckte in Schweden jung und alt vor König Magnus, warf mit welkem Kohl nach ihm und sang Spottlieder auf ihn. Verbannte Reichsräthe betrieben seine Entsetzung, sie boten Heinrich dem Eisernen von Holstein die Krone an, und als dieser ablehnte, auf seinen Rath dem jungen Herzog Albrecht von Mecklenburg, dem Sohne der Euphemia, der Schwester des Magnus. Dieser wurde am 29. November 1363 mit seinem Sohne Hakon für abgesetzt erklärt und an seiner Stelle Albrecht zum König gewählt und auf den Moraštein gehoben, 8. Februar 1364.

Albrecht von Mecklenburg.

Die letzten Folkunger aber hatten noch eine starke Partei für sich, und mochten den Thron nicht ohne Schwertstreich aufgeben, besonders da sie noch im Besitz von mehreren Städten und Provinzen waren. Bei Enköping kam es am 24. Februar 1365 zur Schlacht, sie wurde für Albrecht entschieden. Hakon wurde verwundet und rettete sich durch die Flucht. Magnus wurde gefangen nach Stockholm gebracht und schmachtete hier in harter Haft, bis Hakon durch einen verheerenden Zug bis vor Stockholm 1371 seine Freilassung erzwang. Magnus lebte jetzt bei seinem Sohne in Norwegen vom Ertrage einiger Güter in Schweden, 1374 ertrank er auf einer Fahrt von Lyngholm im Hardangerfjord. Die Norweger, welche mit ihm zufrieden waren, nannten ihn Magnus den Guten und den Mächtigen.

Enköping.

Hakon VI.

So endeten die Folkunger in Schweden. Der tapfere Hakon VI. waltete über Norwegen bis zu seinem Tode 1380 und erlebte noch, dass sein Sohn Olaf zum König von Dänemark auserkoren wurde. Für den noch jungen Albrecht aber herrschte in Schweden der Reichsrath.

Auch in Dänemark spielte der Reichsrath bald die Hauptrolle, dies hatte Waldemar IV. durch sein willkürliches Verfahren verschuldet und nach seinem Sieg über die Hansa durch längere Abwesenheit aus seinem Reiche. Der bloß durch die Säumigkeit der Könige Magnus und Hakon errungene Sieg über die Hanseaten ließ ihn die Macht dieses Bundes zu gering anschlagen. Bei einer Verhandlung zu Falsterbo behandelte er die Gesandten der Hansa abschätzig und die Städte beschlossen jetzt auf einem Tage zu Köln, November 1367, Krieg gegen Dänemark und Norwegen zugleich, denn der König nehme ihnen ihre Schiffe und ihr Gut trotz Friede und Sicherheit. Zu gleicher Zeit hatte sich in der Stille eine Verbindung des jütischen Adels gegen den König gebildet: der Herzog Heinrich von Schleswig, der Sohn des 1365 verstorbenen Waldemar III., war im Einverständnis, desgleichen die Grafen Heinrich und Klaus von Holstein, König Albrecht von Schweden und die mecklenburgischen Herzoge. Als der Ausbruch des Krieges bevorstand, ließ Waldemar sein Reich im Stich und fuhr am 6. April mit all seinen Schätzen davon, „unköniglich, aber schlau wie immer. Er ließ ein Feuer in sich ausbrennen, welches er nicht zu löschen vermochte. Aber welcher Frevel, es anzuzünden!“ [1])

Zweiter Hansakrieg.

Waldemar flieht.

Jetzt kamen üble Zeiten über Dänemark. Nachdem die Gegner zuerst die Südküste von Norwegen verheert hatten, bis dieses um Waffenstillstand bat,

[1]) Dahlmann, l. c. II, S. 32.

fuhren sie vor Kopenhagen, welches die Stelle von Wisby einzunehmen drohte, plünderten die Stadt, eroberten das Schloss und suchten den Hafen durch versenkte Schiffe zu verderben, verheerten dann Seeland und nahmen die wichtigsten Städte des Reiches weg. König Albrecht besetzte das fruchtbare Schonen und benahm sich als Landesherr. Dänemarks Kraft war gebrochen, der Reichshauptmann Henning Pudbusk schloss, da vom Könige keinerlei Hilfe kam, am 24. Mai 1370 in Stralsund einen demüthigenden Frieden. Volle Entschädigung ward verheißen und fünfzehn Jahre lang, bis sie eingetrieben sei, sollten zwei Drittel des Reiches von den Feinden besetzt bleiben. Der dänische Reichsrath versprach, der Friede sollte gelten, auch wenn der König ihn nicht annehme; er versprach, dass Waldemar bei seinem Leben das Reich keinem andern verleihen dürfe, ohne dass die Hansa zustimme; er versprach sogar, dass die Dänen nach dem Tode ihres Königs ohne die Zustimmung der Hansa keinen Herrn wählen würden. Dänische Schiffahrt, Handel, Gewerbe waren auf Jahre hin gelähmt durch die harten Friedensbedingungen, welche den Hanseaten den Handel im großen und kleinen über ganz Dänemark gestatteten, ferner durch das Recht, alle Arten fremder Handwerker in den Städten ansässig zu machen, ihnen alle Bedürfnisse zollfrei zuzuführen, endlich durch die Aufhebung des Sundzolls von Fischen und Herabsetzung derselben von den übrigen Waren.

Kopenhagen. Frieden zu Stralsund. ohne und wider den König.

Waldemar IV. genehmigte diesen Frieden nach langem Zögern und kehrte 1372 nach vierjähriger Abwesenheit in sein Reich zurück, aber seine Macht war gebrochen, die Früchte seiner früheren dreißigjährigen Wirksamkeit waren vernichtet. Er suchte die geschlagenen Wunden zu heilen, verpfändete Städte und Landschaften zurückzukaufen. Am 24. October 1375 starb er an der Gicht und mit ihm endete der Mannsstamm des Königs Svend Estrithson, der sich 400 Jahre gehalten hatte; im September gleichen Jahres war die schleswigische Linie ausgestorben.[1]) —

Waldemar IV.

Vereinigung von Dänemark und Norwegen.

Das Reich war ohne König, das Herzogthum ohne Herzog. Schnell setzten sich die holsteinischen Grafen, Gerhards Söhne, Heinrich der Eiserne und Klaus, in Besitz der Schlösser des Herzogthums und der Insel Alsen und nannten sich Herren von Südjütland. Hinsichtlich des Reiches waren zunächst berechtigt: Albert von Mecklenburg, ein Sohn Ingeborgs, der älteren Tochter Waldemars, und des Herzogs Heinrich von Mecklenburg, und Olaf, der Sohn Margerethas, der jüngeren Tochter König Waldemars IV., und König Hakons von Norwegen. Beide Tochtersöhne Waldemars IV. waren unmündig; für den ersten trat sein Vater ein, Heinrich, wegen seiner Strenge

Königswahl. Olaf.

[1]) Dahlmann, l. c. II, S. 1—47.

gegen Friedensstörer Suspensor oder der Hänger genannt, für den zweiten seine Mutter, die kluge und muthige Margaretha, von der ihr Vater oft sagte, die Natur hätte sich in ihr geirrt, sie hätte ein Mann und keine Frau werden sollen. Aber der Mecklenburger fehlte, dass er sogleich den Königstitel annahm und den Holsteiner Grafen Schleswig und Alsen zusagte und um ein Darlehen andere Reichstheile verpfändete. Die Hansa hatte eine Stimme bei der Königswahl, griff aber nicht ein — wenn sie nur aus dem Ausgang Nutzen zog! Für Olaf wirkte der kluge und angesehene Henning Pudbusk und Margaretha ließ es nicht an Geschenken und Versprechungen fehlen, und so ward auf dem Reichstage zu Slagelse im März 1376 der sechsjährige Olaf gewählt.[1])

Handfeste. Vor der Krönung wurde eine Wahlhandfeste im Geiste der Wahlcapitulation Christophs unterzeichnet; zu Gunsten der Bauern war darin bestimmt, dass sie nicht nach Willkür zur Erbauung von königlichen Höfen, Schlössern und Mühlen gezwungen werden dürfen. Die Hansa anerkannte Olaf gegen die Bestätigung ihrer alten Freiheiten und einer neuen, nämlich, dass kein Häringsfischer an der schonischen Küste an jemand andern als an ihre Kaufleute den gesalzenen Häring verkaufen dürfe.

---

[1]) Stammtafel der Könige von Dänemark (vergl. Bd. V, S. 21 dieses Werkes).

Waldemar II. der Sieger, † 1241

- Erich Pflugpfennig, † 1250.
- Abel, † 1252
- Christoph I., † 1259

Erich Glipping, † 1286

- Waldemar III., Herzog von (Süd-)Jütland, † 1257.
- Erich, Herzog von (Süd-)Jütland, † 1272

Waldemar IV., † 1312

- Erich Menved, † 1319.
- Christoph II., † 1332
- Richitza, vermählt mit Nikolaus Herrn zu Werle

Erich, † 1325

Waldemar IV. Atterdag, † 1375

Sophia, Gemahlin Gerhards V. des Großen, † 1340,

Waldemar V., als König von Dänemark Waldemar III., † 1364

Heinrich, † 1385.

- Ingeborg, vermählt mit dem Herzoge Heinrich von Mecklenburg
- Margaretha, † 1412, vermählt mit dem Könige Hakon von Norwegen

Maria, vermählt mit dem Herzoge Wratislaw von Pommern

Olaf, † 1387.

Herzog von (Süd-)Jütland, Graf v. Holstein

Heinrich der Eiserne, † 1381

- Erich von Pommern, † 1459.
- Katharina, verm. mit dem Pfalzgrafen Johann von Bayern

Christoph III. von Bayern, † 1448.

Gerhard VI., † 1404, Herzog von Schleswig, Graf von Holstein

- Adolf VIII., † 1459.
- Hedwig, vermählt mit Dietrich, Grafen zu Oldenburg

Christian I.

Als Hakon VI. 1380 starb, war Olaf V. in seinem zehnten Jahre auch König von Norwegen. Er schrieb sich „König von Dänemark und Norwegen und wahrer Erbe von Schweden". Dänemark blieb fortan mit Norwegen 434 Jahre vereinigt. Margaretha war die Vormünderin in beiden Reichen. Übergriffe wagte sie nicht, jedes Jahr ward ein Reichstag in Nyborg gehalten. „Die Regierung war so gut, als sie den Umständen nach sein konnte, aber die Verhältnisse ließen wenig Gutes froh gedeihen." Margaretha.

Um die Verbindung der Holsteiner mit Mecklenburg und Albrecht von Schweden zu lösen, welche Dänemark gefährdete, entschloss sich Margaretha 15. August 1386, den Grafen das Herzogthum Schleswig als ein erbliches, aber zugleich nie theilbares Lehen zu überlassen; nur ein einziger regierender Herr aus dem Hause der Holsten solle Herzog von Schleswig sein, dafür aber dem Reiche Dänemark Heeresfolge und Dienste leisten; zwischen beiden Theilen solle künftig keine Fehde mehr stattfinden, im Falle eines Unfriedens sollen die Dänen zwei aus dem Rathe der Holsten und diese zwei aus dem Reichsrathe der Dänen wählen und diese vier als Schiedsgericht den Fall entscheiden. Graf Gerherd VI. leistete als Herzog von Schleswig (früher hieß dies Gebiet Südjütland) dem Könige Olaf die Huldigung. Schleswig.

Die Lübische Stadtchronik schreibt über Margarethens Walten:[1] „Jetzt fiel Angst und Leid auf die Mannschaft, weil sie die Weisheit und Stärke in der Frau erkannten, und sie erboten sich ihr und ihrem Sohne zum Dienste. Sie entbot nun die Vögte im Lande zu sich und zog von Schloss zu Schloss und ließ sich huldigen und versetzte immer den Vogt des einen Schlosses auf das andere, ganz wie der Vorgesetzte die Mönche von Kloster zu Kloster versetzt. Das ward in einem Vierteljahre vor Lichtmess vollbracht und es steht das hoch zu verwundern an einer Frau, die so arm war, dass sie nicht eine Mahlzeit ohne Freundes Hilfe zu geben vermochte, denn alle ihre Schlösser standen aus und waren beschwert mehr mit Gewalt als mit Recht; nun aber ward sie mit ihrem Sohne des ganzen Reiches so mächtig binnen eines Vierteljahres, dass ihr im ganzen Reiche nichts abgieng." — Der junge Olaf V. erregte große Hoffnungen, als er plötzlich siebzehnjährig zu Falsterbo in Schonen starb am 3. August 1387. — Olafs V. Tod.

Die Calmarische Union.[2]

So groß war das Ansehen Margarethas, dass die Dänen beschlossen, sie in Betracht ihrer vielfältigen, allgemein erprobten Verdienste zur Frau Fürstin und selbstregierenden Vormünderin des Reiches Dänemark zu erwählen, ihr zu huldigen und treu zu dienen, wie gute Mannen ihrer Herrin, ihrem wahren Könige und Herren dienen müssen, und nie vom Gehorsame gegen sie zu lassen, es wäre denn, dass Frau Margaretha sie selbst an einen Margaretha 1387 bis 1400.

[1] Dahlmann, l. c. II, S. 59.
[2] Münchberg, Historia pragmatica pacti Calmariensis. Hafniae 1749.

König wieſe. Ebenſo ſprach ſich der Reichsrath von Norwegen für ſie aus. Als ſie aber den Wunſch ausdrückte, daſs im Falle ihres Ablebens ihrer Schweſter Ingeborg Sohn, der Herzog Albert von Mecklenburg, König würde, verweigerte dies der Reichsrath, weil Albert und ſein Vater und Großvater Feinde Norwegens geweſen ſeien, ſprach ſich dagegen für den Sohn der Schweſter jenes Albert, für Erich von Pommern aus. Margaretha nahm den ſechsjährigen Erich ſogleich zu ſich, um ihn zum Nachfolger zu bilden. So kam ein deutſches Fürſtenhaus auf den Thron von Norwegen.

Erich von Pommern.

Margaretha hielt ſich, indem ſie gut Freund blieb mit beiden Reichsräthen und jedem Lande ſeine einheimiſchen Beamten ließ. Bald boten ihr auch zwölf weltliche Reichsräthe aus Schweden die Regierung an als ſelbſtherrſchender Fürſtin mit dem Verſprechen, die Wahl eines Königs ganz in ihre Hand zu legen. Was bisher kein Mann vermochte, die drei Reiche zu vereinigen, das ſollte alſo einer Frau gelingen.

Schweden.

Wie muſste das dem ehrgeizigen Sinne Margarethas ſchmeicheln, die überdies an Albrecht rächen wollte, daſs er ihren Gemahl Hakon aus Schweden verdrängt hatte. Albert von Mecklenburg hatte die Schwierigkeiten, welche eine ſtolze Ariſtokratie der Krone in den Weg legte, nicht zu bewältigen vermocht. Von den ſchwediſchen Großen gönnte keiner dem andern die Krone, darum beriefen ſie Ausländer auf den Thron, aber gehorchen wollten ſie einem Könige auch nicht, darum ſuchten ſie den Berufenen ſogleich zu ſchwächen. Bei dieſem Sinne der Großen und da Magnus und Hakon lange noch eine Partei unter dem Volke hatten, konnte ſich Albert nur auf die Deutſchen ſtützen, die er mitgebracht, aber ſogleich loderte die Eiferſucht über dieſe Begünſtigung der Fremdlinge empor. Die Verlegenheit, in welche Hakons Zug bis vor Stockholm 1369 den König brachte, benützte der Rath, um alle Gewalt ſeinen Händen zu entwinden. Der Rath verfügte fortan über die Schlöſſer und Feſtungen des Reiches und beſetzte die Stellen, natürlich ja mit keinem Ausländer. Ein Großer, Bo Jonsſon, war der eigentliche Herr, verfügte über die Höfe und Einkünfte des Königs, welcher ihn zu „ſeinem mächtigen Geſchäftsmanne“ hatte ernennen müſſen mit dem Rechte, auch am Leben zu ſtrafen. Dieſer Bo Jonsſon beſaß außer einem unermeſslichen eigenen Vermögen ganz Finnland und einen großen Theil Schwedens als Pfand für Anleihen an die Krone. Als Albert nach dem Tode Bo Jonſons, der mit ſeinem Winke Schweden beherrſcht hatte, ſich Luft machen wollte und die entriſſenen Krongüter zurückforderte, zerfiel er mit dem Reichsrath und dieſer bot Margaretha die Krone an.

Albrecht.

Bo Jonsſon.

Albert glühte von Haſs gegen Margaretha, die ſeinen Vetter um die däniſche Krone gebracht hatte und jetzt das gleiche Los ihm zu bereiten gedachte. Er nannte ſie König Ohnehoſe, das Mönchsweib, er ſandte ihr einen Schleifſtein, an dem ſie ihre Nadeln wetzen möge, und ſchwor, nicht eher wieder eine Mütze zu tragen, bis er ſie bezwungen hätte. Es kam aber ganz anders, als er erwartet hatte. Das Heer von Dänen und Norwegern und ſelbſt Schweden, welches Margaretha gegen ihn ins Feld führte, war dem ſeinigen überlegen. Als es am 24. Februar 1389 bei Falköping zwiſchen dem Wenner- und Wetterſee zur Schlacht kam, wurde Albert geſchlagen, und, indem er in unzeitiger Hitze ſich in den Kampf ſtürzte, mit ſeinem Sohne Erich gefangen. Um ſich für ſeinen Spott zu rächen,

Falköping.

ließ Margaretha dem Überwundenen eine Narrenkappe aufsetzen und empfieng ihn höhnend. In der nächsten Nacht wurde Albert gefoltert, bis er den Befehl zur Übergabe dreier Schlösser unterschrieb. Im Thurme zu Lindholm hatte er dann sieben Jahre Zeit, über seine Fehler nachzudenken.

Der Clerus Schwedens fügte sich dem Gottesurtheile der Schlacht und Margaretha gab willig Schenkungen, um Anhänglichkeit zu gewinnen. Schloss fiel auf Schloss, nur Stockholm leistete Jahre hindurch Widerstand. Dahin hatten sich die deutschen Reste des Heeres zurückgezogen, deutsche Kaufleute waren da seit lange ansäßig, selbst Mitglieder des Stadtrathes geworden. Von Mecklenburg aus geschah das Äußerste, um Stockholm mit Lebensmitteln zu versehen, und in der Noth griff man auch zu einem sehr bedenklichen Mittel. Stockholm.

Damals wimmelte die Ostsee von Abenteurern, die unter kleinen Seekönigen den Kauffahrern auflauerten und das Leben der alten Wikinger erneuerten. Schon 1377 fassten die Hansastädte auf einem Tage zu Lübeck den Beschluss, es sollten Friedeschiffe oder Friedekoppen ausgerüstet werden, um die Handelsschiffe zu sichern, und zur Bestreitung der Kosten solle ein Pfundzoll in allen ihren Häfen erhoben werden. Aber die politischen Wirren im Norden und der Umstand, dass nicht alle Hansastädte gleichen Eifer zeigten, und der Reiz des Abenteurerlebens, des leichten und reichen Gewinnes, ließen das Übel immer stärker werden.[1]) Die Eifersucht auf die Macht der Hansa verleitete die Dänen, den Seeräubern Zuflucht zu gewähren, und 1382 schon musste die Hansa mit den Häuptlingen der Raubscharen unterhandeln, eine Art Seefrieden bis Februar 1383 abschließen: keine Macht solle gegen die andere feindlich auftreten, ohne vier Wochen zuvor feierlich aufgesagt zu haben; die Seeräuber sollen die Absagebriefe an den Rath zu Lübeck, die Hansastädte die ihrigen an den dänischen Drosten Hennig von Pudbus senden. Das Raubvolk hielt Wort und wurde zu einer politischen Macht und dem Handel zuletzt so lästig, dass auch die Königin Margaretha ihre Hilfe gegen sie zu gewähren beschloss. Wie einst die Römer dem Pompejus gegen die Seeräuber Kilikiens volle Macht übertrugen,[2]) so übergaben die Hansastädte dem Bürgermeister von Stralsund, Wulf Wulflam, die Befreiung zur See: sie selbst übernahmen die Ausrüstung der Schiffe und deren Bewehrung mit schweren Geschossen, er aber stellte die Mannschaft und lieferte deren Beköstigung, wofür ihm allein alles gehören solle, was er den Seeräubern an Beute abgewinne, außerdem sicherten sie ihm einen Jahresgehalt von 5000 Mark. Den abgejagten Raub, der erweislich einem Kaufmanne oder einer Hansastadt gehöre, solle er zurückgeben; die Räuber aber und alle, die sie hegten, herbergten und speisten, ohneweiters richten, das heißt mit dem Tode bestrafen. Wulflam that gute Dienste, 1386 war die Fahrt auf der Ostsee wieder sicher. Viele Seeräuber wurden hingerichtet, viele flüchteten sich aufs feste Land.

Seeräuber in der Ostsee. Die Hansa. Seefrieden. Wulflam. Ende der Räuber.

Da brachte das Jahr 1389 einen neuen Aufschwung in das Raubwesen. Um den gefangenen König Albrecht zu befreien, die Deutschen in Stockholm, welches Margarethas Heer aushungern sollte, zu retten

[1]) Johannes Voigt, Die Vitalienbrüder. Raumers „Historisches Taschenbuch". 1841. S. 1—159.

[2]) Vergl. Bd. II, S. 767—768 dieses Werkes.

und der Königin Margaretha Verlegenheiten zu bereiten, erließen in Ein-
Mecklenburg. stimmung mit dem Herzog Johann von Mecklenburg die Städte Rostock und Wismar einen Aufruf an „alle, die auf Freibeuterei auf eigene Kosten, Gefahr und Gewinn gegen die Reiche Dänemark und Norwegen abenteuern wollten, um da zu rauben, zu plündern und zu brennen, zugleich aber auch Stockholm mit der nöthigen Zufuhr von Lebensmitteln zu versorgen, sich bewaffnet in Rostock einfinden möchten, wo man sie mit Raubbriefen versehen und ihnen die Häfen der beiden Städte zur Aus- und Einfahrt öffnen werde, damit sie dort ihren gemachten Raub bergen und nach Belieben verkaufen könnten." — Der Herzog bot ihnen seine Häfen Ribnitz und Golnitz an.

Da trafen schnell alte Raubgesellen zusammen; „es ist nicht zu beschreiben, was des losen und bösen Volkes zu Hauf' lief aus allen Landen von Bauern und Bürgern, Hofleuten und Amtsknechten und anderem Volke, weil alle, die nicht arbeiten wollten, sich bedünken ließen, sie würden von den armen dänischen und norwegischen Bauern reich werden."[1]) — Weil sie Stockholm mit Victualien
Vitalienbrüder. versehen sollten, bekamen sie den Namen Vitalienbrüder; auch Liekendeler, d. h. Gleichtheiler, Gleichbeuter nannten sie sich, weil sie den Raub zu gleichen Theilen unter allen Genossen einer Rotte vertheilten. Ihre Hauptleute erhielten die Anweisung, nur die Lande und Leute der Königin von Dänemark durch Raub und Gefangenschaft zu befehden und diejenigen, welche die Königin durch Zufuhr von Lebensmitteln, Kriegsbedürfnissen und Mannschaften unterstützen wollten, sonst aber keinen Kauffahrer auf der See in irgend einer Weise feindlich zu behandeln und zu berauben. Das unterschieden aber die Raubgesellen selten, wer Feind, wer Freund; nur wer sich bei ihnen als Bürger von Wismar und Rostock ausweisen konnte, fand bei ihnen Sicherheit und Schonung. Ihr Losungswort war: „Gottes Freunde und aller Welt Feinde."
Gothland. Die Ostsee wimmelte von ihren Schiffen, bald machten sie die Insel Gothland zum Mittelpunkte ihrer Raubherrschaft — mit kleinen Flotten griffen sie jetzt ihre Gegner an; sie plünderten die Küsten von Dänemark und Norwegen, erstürmten Malmö, verheerten Bergen, sie warfen sich auf die Küsten von Livland und Esthland, landeten auf der Insel Ösel und im Gebiete von Reval und raubten und mordeten ohne Schonung und Gnade. Sie hoben den Bischof von Strangnäs auf und führten ihn mit seinem Hofgesinde gefangen nach Stockholm, wo er an Händen und Füßen gefesselt der Bewachung des Herzogs Johann von Mecklenburg überliefert und festgehalten wurde, bis
Bann. er mit einem großen Lösegelde seine Freiheit erkaufte. Der Bann des Papstes Bonifaz IX. war bei diesen verhärteten Räubern ohne Wirkung. Der Kaufmann wagte ohne Begleitung einer Kriegsflotte sich nicht mehr auf die See, die Küsten aber mussten stets bewacht werden mit zahlreicher Mannschaft.

Solchem Übel zu steuern, waren große Mittel nöthig, nicht bloß dass die Hansa kleine Kriegsflotten ausrüstete, dass man mit gefangenen Seeräubern nach kurzem Verhöre ein Ende machte.[2]) Drei Wege kamen in Vor-

[1]) Reimar Kocks Chronik — bei Voigt, l. c. S. 21.
[2]) Sie wurden in der Regel in der nächsten Stadt enthauptet. Nach dem Fange

schlag: entweder müsse man dem Streite zwischen der Königin Margaretha und den Mecklenburgern ein Ende machen, die Hansastädte müssten Stockholm besetzen und Albrecht müsse gegen eine Summe, welche die Städte verbürgen, freigegeben werden, oder die Hansa müsse den Krieg gegen die Seeräuber im großen Maßstabe führen, oder die Schiffahrt vorerst völlig eingestellt werden. Die Fahrten unterblieben zunächst, die Unterhandlung mit Margaretha und den Mecklenburgern kam indes 1395 zum gewünschten Abschlusse, der dem Raubleben der Vitalienbrüder den Schein einer gewissen Rechtmäßigkeit wieder nahm. Wismar und Rostock nahmen ihre Erlaubnis zurück, die Herzoge wiesen die Räuber streng aus ihren Häfen. — Verhandlung.

1395 ward Albert mit seinem Sohne frei gegen das Versprechen eines Lösegeldes von 60.000 Mark Silber; die Hansa übernahm Stockholm als Pfand; wenn Albrecht binnen drei Jahren diese Summe nicht bezahle, solle Stockholm an Margaretha überliefert werden, oder Albert wieder ins Gefängnis zurückkehren. Die Frauen in Mecklenburg opferten sogar ihr Geschmeide für das Lösegeld, doch ward nur ein Theil aufgebracht, das übrige erließ Margaretha gegen Überlieferung von Stockholm. Albert entsagte seinen Ansprüchen 1405 und starb 1412; sein Sohn endete schon 1397 auf Gothland. Albert verkaufte sodann Gothland an den Deutsch-Orden, der dem Seeräuberwesen auf der Insel mit dem Schwerte ein schnelles Ende machte. Albert frei. Gothland.

So kam Gothland in die Gewalt des Deutsch-Ordens. Solche Ruhe wie seit 1401 hatte man auf der Ostsee schon lange nicht mehr erlebt. Dem Treiben der Vitalienbrüder, welche in Friesland eine Zuflucht gefunden hatten, machten die Hamburger 1402 ein Ende. Die Piraten wurden erschlagen oder in die See gestürzt, achtzig, darunter ihr Häuptling, der berüchtigte Störtebecker, nach Hamburg gebracht und an einem Tage enthauptet. Der Deutschorden. Störtebecker.

Jetzt kam die Frage wegen der Union an die Schweden. Es waren unglückliche Zeiten für das Land ob des Krieges und der Nothjahre: „Nichts wuchs aus der Erde und das Wenige, was hervorgekommen, schwand dahin durch Raub und gewaltsames Gasten, so dass man wohl hundert Landbauern antreffen konnte, die zusammen nicht eine halbe Tonne Gerste oder ein Fuder Heu besaßen.“ [1]) — Raubschlösser und Zwiespalt überall, der Vater wider den Sohn, der Bruder wider den Bruder. Dennoch fügte man sich nur zögernd dem Wunsche Margarethas, Erich als König anzunehmen: solange sie lebe, hieß es, bedürften sie keines Königs und sie wünschten ihr ein recht langes Leben. Erst am 11. Juli 1396 erhielt Erich auf dem Moraštein die Huldigung. Die Zögerung ist leicht begreiflich, wenn wir Noth in Schweden. Erich, König.

zur See wurden sie eingetonnt, d. h. jeder in eine Tonne gesteckt, in welcher der Körper stack, aus der aber der Kopf herausschaute, dann wurden die Tonnen wieder aufeinandergestappelt. Man wollte so einem Befreiungsversuch der Gefangenen auf dem Schiffe vorbeugen.

[1]) Geijer, l. c. I, S. 195.

Macht der Krone. hören, dass die Krongüter zurückgestellt, dass die Raubburgen gebrochen, dass die Kronbauern, die der Adel sich unterworfen, wieder an den König zurückgegeben werden mussten. Neben großen Gebieten wurden der Königin auch Kupfer- und Eisenberge zugesichert, mit anderen Worten: die Krone wurde wieder eine Macht.

Die drei Reiche waren vereinigt, aber die Vereinigung sollte auch Dauer haben. Deshalb entbot Margaretha die drei Reiche 1397 nach Calmar, Union von Calmar. wo Erich von den Erzbischöfen von Lund und Upsala als König der drei Reiche gekrönt wurde. Am 20. Juli, dem Namenstage der Königin, wurde, von siebzehn Großen besiegelt, die Acte veröffentlicht, welche die Union von Calmar heißt. Danach sind König Erich und Königin Margaretha mit den Rathgebern und Männern der drei Königreiche über folgende Punkte einig Grundgesetz. geworden: Fortan und bis auf ewige Zeiten soll nur ein König über die drei Reiche sein und nicht mehrere. Nach König Erichs Tod soll keine einseitige Königswahl, sondern eine solche stattfinden, die im Namen der drei Königreiche gemeinsam vorgenommen wird. Hinterlässt der König Söhne, so soll einer von ihnen zum Könige gewählt werden, die anderen Söhne sollen Lehen erhalten, die Töchter aber nach dem Herkommen jedes Landes versorgt werden. Stirbt der König kinderlos, so sollen die Stände der drei Reiche einen anderen zum gemeinsamen Könige wählen. Jedes der drei Reiche bleibt bei seinem eigenen Gesetze und Recht; Krieg vom Auslande her ist aber allen drei gemein; soll eines angegriffen werden, so kommen ihm die beiden anderen zu Hilfe zu Wasser und zu Lande. Die zu Hilfe Kommenden erhalten im angegriffenen Lande Speise und Futter zur Nothdurft durch die Beamten des Reiches; für Sold, Kriegsschaden und Gefangenschaft hat jedoch der König einzustehen. Zwischen den drei Reichen findet keine Fehde statt, wer aber in dem einen friedlos ist, ist es auch in den beiden anderen. Verträge mit auswärtigen Fürsten sind für alle drei Reiche verbindlich, wenn der König bloß den Reichsrath des Landes, wo er sich gerade befindet, oder einige von den Rathgebern aller drei Reiche zu Rathe zieht.

Vorzüge. Dies ist die weltberühmte Union von Calmar, ein Entwurf, auf Grundlage dessen fähige Herrscher fortarbeiten und die Verschmelzung der drei Reiche — dahin zielte Margaretha — vollständig machen konnten. Dann bildeten die drei Reiche eine starke Macht und waren imstande, die aufsteigende Größe Russlands, wie die jetzt schon drückende Macht der Hansa zu brechen, sich im Handel und Gewerbe vom Auslande freizumachen und die Nord- wie Ostsee zu beherrschen. Aus allen drei Völkern wäre dann ein Volk, aus drei Dialecten eine Nordlandssprache entstanden. Hindernisse waren allerdings die Schwäche der Union. Eifersucht der drei Völker und die Mitregierung der drei Reichsräthe, allein Margaretha verstand ja den unbändigen Adel Schwedens fügsam zu machen und den Vortheil der Dänen mit dem der Schweden zu vereinigen. Die

Schwäche der Urkunde lag in dem Mangel jeder Bestimmung über die Wahl, wo, durch wen und wie sie vorgenommen werden solle, endlich darin, dass sie in dem jetzt regierenden Hause nicht eine strenge Thronfolge-Ordnung aufstellte und dadurch den Übergang aus dem Wahlreiche in ein Erbreich vermittelte. Auf den Clerus konnte man rechnen, da er den Wert der Einigung begriff und für dieselbe eintrat, aber nicht auf die weltlichen Großen, von denen man voraussetzen musste, dass sie eine Wahl nur benützen würden, um die Einheit zu sprengen, die Königsmacht zu lähmen, um selbst wieder eine große Rolle zu spielen. —

Verfall der Union von Calmar.

Die Aufgabe war schwer, aber nicht unlösbar! Zum Unglücke für die Union waren die nachfolgenden Könige durchschnittlich wenig begabt, und der einzige begabte, Christian II., eine willkürliche Natur. Übrigens, solange Margarethe lebte, gieng es gut; sogar Schleswig ans Reich zurückzubringen, wäre bei längerem Leben ihr gelungen. Schleswig.

Die Erhebung Erichs zum Unionskönig machte eine Erneuung der Lehen nothwendig. Bei der Belehnung mit Schleswig in Assens 1396 wurde nun schlauer Weise keine Fahne überreicht, sonst war alles in Ordnung. Der damit belehnte Graf Klaus hatte keinen Gedanken, dass das Mangeln der Fahne einst das Recht seiner Familie verdächtigen könnte. Es war dies Margarethens Art, ihre Pläne von weit her anzulegen. Als der Nachfolger Gerhard gegen die Ditmarschen fiel und seine Witwe mit ihren unmündigen Kindern auch noch durch den Ehrgeiz eines Schwagers ins Gedränge kam, half ihr Margaretha, aber nur gegen Verpfändung eines wichtigen Ortes nach dem anderen in Schleswig, so dass die Holsteiner bald aus dem ganzen Lande und gar nicht in auffallender Art verdrängt worden wären. Da starb Margaretha 1412 und König Erich griff die Sache hastig an, so dass ein langjähriger Krieg entstand, der ihn zuletzt um alle drei Reiche brachte.[1]) Margarethas Tod.

Nach einem verheerenden Kriege in Schleswig kam es zu schiedsgerichtlichen Verhandlungen in Nyborg 1413, wo Erich den Holsteinern das Herzogthum vollständig absprach, denn es gehöre ihm durch Abstammung von Waldemar IV., außerdem mangle die rechtskräftige Belehnung und hätten die Herzoge nicht Heeresfolge geleistet, im Gegentheile Feinde ins Land geführt, also das Lehen verwirkt. Die Holsteiner hielten diesen Spruch für ungerecht und griffen deshalb zum Schwerte, unbekümmert um das Urtheil des Königs Sigismund, welcher dem Dänenkönig Recht gab. Die Holsten zeigten sich zäh und kühn. Die Friesen mochten um keinen Preis dänisch werden und die Erbitterung des Krieges stieg mit jedem Jahre. Seit 1417 trat auch Hamburg in richtiger Würdigung der Gefahr dänischer Übermacht auf Seite der Holsteiner mit seiner Flotte und die Streit um Schleswig 1413 bis 1435. König Sigismund.

[1]) Acta processus inter Ericum regem Daniae ab una et Ducem Slesvicensem ac Comites Holsatiae ab altera parte de Ducatu Slesvicensi. 1424 — in Langebek (Suhm), VII, p. 268–349, 429.

Herzoge von Braunschweig und Lüneburg. Waffenstillstände wurden von Zeit zu Zeit geschlossen, aber immer wieder gebrochen. Noch einmal 1423 mischte sich der König Sigismund in den Streit und zog ihn vor sein Gericht. Erich reiste selber zu Sigismund nach Ofen und war des günstigen Entscheides so sicher, dass er sogar einen Ausflug nach Jerusalem von da unternahm. In der That entschied Sigismund, dass das ganze Jütland mit Einschluss von Schleswig und der Provinz Friesland dem Könige und Reiche Dacien gehöre, den Holsteinern hingegen habe kein Lehenrecht darin weder zugestanden, noch stehe es ihnen zu. Diese aber legten Berufung ein an den Vater der Christenheit, als den Beschützer der Waisen und Unterdrückten, und in der That nahm sich auch Martin V. ihrer Ansprüche an, worüber Sigismund bitter klagte.[1])

Martin V.

Krieg.

Doch der Entscheid konnte nur im Erfolge der Waffen liegen. Erich bot 1426 auch die kriegerische Kraft von Norwegen auf, die Lübecker hingegen brachten wider ihn die ganze Hansa in Waffen, und der Krieg bekam damit einen größeren Umfang, für Erich aber eine Wendung zum Schlimmen. Schweden und Norwegen klagten, dass sie in einemfort für Dänemark zu Feld ziehen, und die Dänen, dass sie in einemfort Schweden und Norwegen ernähren müssten. Anfangs populär in allen drei Reichen, wurde der Krieg jetzt verwünscht. Die Söldnerscharen erschöpften die Casse des Königs, die Abgaben der Landleute wurden jetzt in Geldgaben verwandelt und mit Härte eingetrieben, was umso bitterer empfunden wurde, als das Geld alles aus dem Lande nach dem Kriegsschauplatze abgieng. In der Noth ließ der König geringeres Geld prägen, zwang aber die Leute, es in vollem Nennwerte anzunehmen. Die Kaufleute des Auslandes hielten gegen solches Geld ihre Waren zurück und die Noth an gewissen Waren war allgemein. 1427 erschien eine große Flotte der Hansa in der Ostsee, man war daran, Flensburg wegzunehmen, bei einem nächtlichen Kampfe fiel jedoch Herzog Heinrich, der kühne, immer ehrbare, in seinen Zusagen getreue, tapfere Führer der Holsten. „Mit diesem ungemeinen Mann erlosch der freudige Glanz des Hauses."

Erich missliebig.

Sein Bruder Adolf ward jetzt regierender Herzog von Schleswig. Auf der anderen Seite rettete Philippa, Erichs Gemahlin, die Schwester Heinrichs V. von England, durch ihre Kühnheit die bedrängte dänische Flotte bei Kopenhagen. Eine Wendung zum Frieden gab die Eroberung von Flensburg im Jahre 1431. Der König zeigte sich nachgiebiger, und als gar die Botschaft von einem Aufstande der Schweden eintraf und die Hanseaten gemeinsame Sache mit den Schweden zu machen drohten, schloss der König schnell Frieden mit der Hansa ab im Namen aller drei Reiche. Er gewährte den deutschen Kaufleuten die Zollfreiheit wie vor hundert Jahren. Damit fiel auch die Erhöhung des Sundzolls weg. Sogar Schadenersatz versprach Erich den Städten, nur sollte seine Ehre in der Form gewahrt werden. Es hieß deshalb in der Friedensurkunde, zum gemeinen Besten der Welt habe der König den vier Städten allen Unmuth und Verdruss und Fehde gütig verziehen und alle ihre Freiheiten bestätigt. Es waren dies aber Freiheiten, welche den Groß- und Kleinhandel in den drei Reichen nicht nur beschränkten, sondern wesentlich schädigten. Auch in der Friedensurkunde mit Adolf wurde die Form

Frieden 1435.

[1]) Processus in Curia Romana in causa arbitralis sententiae ab Sigismundo Romanorum Rege inter Ericum Daniae et Comites Holsatiae super Ducatu Slesvicensi Regi adjudicato latae, quam Comites ad Papam appellaverant. — Langebek (Suhm), VII, p. 426—456.

gewahrt. Der König verleiht ihm alles, was er vom Herzogthume Schleswig in seiner Gewalt hat, dazu Fehmarn und ganz Friesland zum friedlichen Besitze bis zu seinem Tode, und noch zwei Jahre darüber hinaus seinen Erben. Der Graf hält dafür Frieden mit den nordischen Reichen und über weitere Dienste soll ein Vergleich geschlossen werden. Der eigentliche Streitpunkt war also damit noch nicht erledigt.

Schleswig-Holstein.

Die Holsteiner hatten gesiegt und Erich in diesem dreißigjährigen Streite sein Vermögen, seine Kriegsehre und die Ehre seiner Unterthanen eingebüßt. Erich war gerade das Gegentheil von Margaretha: war diese klug, vorsichtig bei jedem Schritte und geschickt, die Geister zu versöhnen und zu gewinnen, und immerdar reich an Auskunftsmitteln, so war Erich unbesonnen, hartnäckig, schroff und mußte zuletzt brechen, weil er sich nicht biegen wollte. Für Schleswig-Holstein hatte der lange Krieg Erichs die Bedeutung, „daß sie, obschon verschieden redend und von verschiedenen Gesetzen, sich in der gemeinsamen Noth des Widerstandes dennoch zusammenfanden. Der Grund zu Schleswig-Holstein ward damals gelegt.“ Was zum Herzogthume noch fehlte, nämlich Hadersleben, Arroe und die erbliche Belehnung, ja sogar das Recht der Mitwirkung bei der nächsten Königswahl, all das erhielt der Herzog Adolf in den Wirren der nächsten Jahre vom dänischen Reichsrathe zugestanden, weil er für eine Stütze der Ordnung galt. Die Folgen dieses Krieges kamen jetzt auf einmal über Erich, der unglücklich war in all seinem Thun, seit er die Königin Margaretha verloren.

Herzog Adolf.

Norwegen.

Die Unzufriedenheit mit dem Unionskönig war allgemein.[1]) Norwegen war unzufrieden ob der Opfer, die es seit Jahren bringen mußte, ob des schlechten Geldes, daß es ferner seinen König nicht im Lande sah, daß dieser harte Vögte schickte, daß kein Stellvertreter des Königs, kein Droste da war, daß man, um für Urkunden das königliche Siegel zu bekommen, außer Landes gehen mußte.

Dänemark.

Dänemark war unzufrieden, nicht bloß wegen des Krieges und seines unglücklichen Verlaufes, sondern auch weil der König pommer'schen Vettern Reichsschlösser anvertraute, weil er Bogislaw, den Sohn vom Bruder seines Vaters, ihnen als seinen Nachfolger geben wollte und hingegen den Sohn seiner Schwester Katharina, den Pfalzgrafen Christoph von Bayern, welcher die Zuneigung der Dänen erworben hatte, gerade dieser Beliebtheit wegen aus dem Lande wies.

Schweden.

Den Siedepunkt hatte aber der Unmuth in Schweden erreicht. Man war erbittert, daß der König immer in Dänemark weile, daß dieses der Mittelpunkt der Union sei. Man klagte über die Opfer an Geld und Mannschaft, welche der Krieg verschlang, über die Fremdlinge, welchen der König Stellen im Lande verleihe, und an argen Mißgriffen hat es in der That Erich nicht fehlen lassen.

Jerichini.

Ein lasterhafter Mensch, Johann Jerichini, ein Däne, wurde zum Erzbischof von Upsala ernannt, der durch sein Treiben seine Würde schändete. Als auch der Papst einschritt, wollte der König den Mann doch nicht gänzlich fallen lassen und sandte ihn als Bischof nach Skalholt auf Island. Durch diese Herabsetzung nicht gewarnt, häufte Jerichini auch in Island Frevel auf Frevel, bis

[1]) Dahlmann, l. c. III, S. 94–199.

das erbitterte Volk ihn ungeachtet der geweihten Hostie, die er in der Hand hielt, vom Altare wegriss, in einen Sack steckte und mit einem Steine um den Hals im Flusse versenkte.[1]) Den nächsten Anlass zum Ausbruche der Unruhen gab der Vogt Jens in Dalekarlien, dem man nachsagte, dass er, ein Däne von Geburt, die schwedischen Bauern wie Pferde und Ochsen gebrauche, sogar Weiber vor schwere Heuwagen spanne, anderen Nase und Ohren abschneiden lasse, wieder andere, so lange in Rauch hänge, bis sie erstickten. Die tapferen Männer des Landes beauftragten den Grubenbesitzer Engelbrecht Engelbrechtson, dass er ihre Sachen in Kopenhagen vor dem König führe. Das that Engelbrecht mit kühnen Worten und setzte sein Leben zum Pfande, wenn das nicht wahr sei, wessen er den Vogt anklagte. Der König übertrug die Untersuchung dem Reichsrathe, der den Vogt schuldig fand, aber im Dienste ließ. Jetzt gieng Engelbrecht zum zweitenmale nach Dänemark und verlangte Bestrafung des Schuldigen mit so strengen Worten, dass der König erzürnt ihn anfuhr: „Du kommst stets mit deinen Anklagen, geh deiner Wege und komme mir nicht mehr vor die Augen!“ Engelbrecht gieng, aber mit der Drohung: „Ich werde schon wieder kommen“, und rief die Eisenmänner seiner Thäler auf, sich selbst Recht zu verschaffen. Zwar wurde der Vogt abgesetzt, allein Engelbrecht wollte mehr, Vertreibung des Königs. Um Johanni 1434 erhoben sich alle Thalleute wie ein Mann. In Wärmeland trat Erich Puke an die Spitze der Aufständischen; Vertreibung der königlichen Vögte, Minderung der Abgaben war die Losung. Den Adeligen, die nicht beitreten wollten, wurden die Schlösser gebrochen. Eine zahlreiche Volksversammlung zu Stockholm billigte das Geschehene. Der Reichsrath in Wadstena suchte zu vermitteln, der Bischof von Linköping mahnte an den Treueid, den man dem König geschworen. „Der König hat seinen Eid als Tyrann gebrochen und so das Volk der Treue entbunden!“ rief Engelbrecht und packte den Bischof am Hals, als dieser meinte, das Unrecht des Herrn dürfe man nicht mit einem Aufstande beantworten, und warf ihn zur Thüre hinaus unter die Bauern und schickte ihm zwei andere Bischöfe nach. Jetzt fügte sich der Reichsrath und unterschrieb den Absagebrief, worin man dem König den Gehorsam aufkündete. Übrigens hielt Engelbrecht, der allmählich 100.000 Mann unter seinen Fahnen hatte, die Ordnung aufrecht. „Keiner verlor ein Huhn durch seine Bauern“ — erzählt die Reimchronik. Ein Schreiben an den Reichsrath von Norwegen und die Hanseaten forderte sie auf, gemeinschaftliche Sache mit den Schweden zu machen; der König wolle dem Reiche den Herzog Bogislaw aufzwingen und Schweden in ewige Sclaverei stürzen und von den Dänen plündern lassen.

Vogt Jens.

Engelbrecht.

Aufstand.

Erich Puke.

Der Reichsrath

sagt dem Könige ab.

So war die Stimmung des Volkes in Schweden, aber nicht die der Großen, welche Sorge hatten ob der Macht des gemeinen Mannes. Als Erich im November 1434 nach Stockholm zurückkam, trat die Mehrzahl der Reichsräthe auf seine Seite und machte es ihm möglich, Frieden mit Holstein und den Hanseaten zu schließen, nur musste der König versprechen, die Gesetze und Verfassung des Reiches aufrecht zu erhalten, die Schlösser und Lehen des Reiches keinem andern als einem Schweden zu übertragen und die Stellen eines Droste und Marschalls wieder zu besetzen, aber nur im Einverständnis mit dem Reichsrathe. Beide Stellen wurden sogleich besetzt.

Vermittlung.

[1]) Dahlmann, l. c. III, S. 153—156. — Geijer, l. c. I, S. 291—292.

Christian Nielsson Wasa ward zum Droste oder Civilgouverneur und Oberrichter bestellt und Karl Knudsson Bonde, ein schöner, hochbefähigter, aber auch ehrgeiziger Jüngling, zum Marschall, der die Verfügungen des Droste zu unterstützen und die gesammte Kriegsmacht zu befehligen hatte. Dem letzteren gab Erich die Weisung, die Füße nur nach der Decke zu strecken. Erich Engelbrecht und Erich Puke erlangten Verzeihung und einige Lehen. Als aber der König die Schlösser Stockholm, Calmar und Nyköping Ausländern übertrug, da er keinem Schweden traute, und der Reichsrath wegen der darüber sich regenden Unzufriedenheit Vorstellungen machte, entgegnete Erich: „Ich bin kein Jabruder; hätte der Reichsrath dem Engelbrecht nicht so vielen Vorschub gethan, so wäre mir nicht so viel Schaden von ihm geschehen", und fuhr nach Dänemark ab. Karl Knudson.

Darob neuer Aufruhr, neue Absage an den König: mit dem Gehorsam sei es vorbei, wenn er bis Fastnacht nicht dem Stockholmer Vertrage nachkomme. Engelbrecht nahm mit seinen Bauern die Schlösser des Königs, dann fand in Stockholm die Wahl eines Reichsverwesers statt. Fünfundzwanzig Stimmen fielen auf Karl Knudson, drei auf Engelbrecht, zwei auf Puke. Die Bauern murrten darob und der Reichsrath musste Engelbrecht zum Mitregenten annehmen, der jetzt sogar einen Zug nach Schonen unternahm. Neuer Aufruhr.

Erich erfuhr davon in Dänemark. Dem Reichstage sagte er dort, er sei alt, satt und übermüde der Welt, sie möchten seinen Vaterbrudersson Bogislaw zum König wählen. Des weigerten sich die Dänen, Erich aber entfloh plötzlich nach Danzig. Die Dänen sandten ihm nach, er möge doch nicht selber Hauptschuld sein an einer Zersplitterung des Reiches und sich mit den Schweden vertragen. Nach vielem Bitten gab der König nach und kehrte in sein Schweden zurück. Dänemark.

Dort war Engelbrecht dem Karl Knudson schon erlegen. Dem letzteren darf man den Antrieb zum Meuchelmorde, durch welchen Mans Bengtsson den kranken Engelbrecht, 27. April 1436, fällte, wohl zuschreiben, da er den Thäter in seinen Schutz nahm. Das Volk verehrte Engelbrecht als einen Märtyrer für die Freiheit des Landes und glaubte an Wundererscheinungen bei seinem Grabe. Erich Puke führte nun die Bauern gegen die Partei Karl Knudsons, welcher Gift und Meuchelmord anwendete, um auf den Thron zu gelangen, und alle Schrecken eines Bürgerkrieges kamen über das arme Schweden.[1] Engelbrechts Tod. Bürgerkrieg.

Dies führte viele wieder zum König zurück und zu gleicher Zeit (1436) wurden in Calmar Versuche gemacht, durch ergänzende Bestimmungen die Union der drei Reiche zu erhalten.[2] In jedem der drei Reiche solle ein Droste und ein Marschall sein, welche in des Königs Abwesenheit seine Gewalt ausüben; in jedem ein Hofmeister, der seine Güter beaufsichtige, in Verbesserung der Union.

[1] Geijer, l. c. I, S. 202—204.

[2] Peter Paludan-Müller, Observationes criticae de foedere inter Daniam, Sueciam et Norwegiam auspiciis Margarethae reginae icto. Hafniae 1840. — Allen, Geschichte des Königreiches Dänemark. Kiel 1841, S. 188—190.

jedem ein oberster Kanzler, der das königliche Insigel führe, und in jedem Reiche solle der König mindestens drei Monate zubringen und stets zwei Reichsräthe aus den Reichen, wo er sich nicht befindet, um sich zu haben. Stirbt der König, so sollen der Droste und Marschall desjenigen Reiches, in welchem er verschied, zur Wahl nach Halmstadt in Halland einberufen. Jedes Reich stellt vierzig Wähler, die genau bestimmt sind. Diese hundertzwanzig Wahlmänner sind nicht an die Söhne des verstorbenen Königs gebunden, sollen sie aber zuerst an die Wahl bringen und unter ihnen wählen, wen sie wollen; verwerfen sie aber alle, so können sie einen ausländischen Fürsten oder einen Inländer wählen und das Los soll entscheiden, aus welchem der drei Reiche der Inländer gewählt werden soll. Kommt es zu keiner Einigung, so wählen die vierzig Wahlmänner jedes Reiches vier aus ihrer Mitte und diese zwölf werden dann in ein Haus gesperrt und nicht mehr herausgelassen, bis sie sich über eine Wahl geeinigt haben.[1]) Mit vereinigten Kräften aller drei Reiche, aber nur mit gemeinsamer Einwilligung, soll jeder Krieg begonnen werden. — Man sieht, die Union hatte in den Herzen vieler Anhang gefunden, und Erich hätte bei einiger Klugheit alles Verlorene wieder gewinnen können. Doch er that das Mögliche, um sich die Gemüther zu entfremden! —

Christoph der Bayer. — Karl Knudson. — Christian von Oldenburg.

Der Anstoß zur Änderung der Dynastie gieng jetzt von Dänemark aus. Als hier der Reichsrath dem Wunsche des Königs, Bogislaw, den Sohn vom Bruder seines Vaters, wenigstens zum Regenten anzunehmen, entschieden entgegen trat und die Bestrafung eines Edelmannes ablehnte, der die Geliebte des Königs, Cäcilie, beschimpft und dabei gedroht, diese lockere Wirtschaft werde Erich noch den Thron kosten, so fuhr Erich im Zorn mit den Reichskleinodien, ohne Wissen und Einwilligung des Rathes, auf und davon nach Gothland. Der Reichsrath sah sich jetzt als Herrn von Dänemark an, und trug, zumal da ein Aufstand in Seeland eine Menge Drangsale über das Reich brachte, einem Verwandten Erichs, dem Pfalzgrafen Christoph von Bayern, die Krone an, schrieb an den König einen Absagebrief und an Christoph die Bitte: „Kommt dem armen Reiche zu Hilfe, wollt Ihr aber nicht kommen, so schreibt gleich, damit wir einen andern Herrn und König wählen!“ — Christoph sagte zu. Erich eilte jetzt, wo es zu spät war, nach Schweden,

Erichs Flucht.

[1]) „Dieser Entwurf“, meint Allen, „hätte vielleicht der Vereinigung Festigkeit verleihen können; jetzt aber, als die Uneinigkeit Wurzel geschlagen und sich so weit verbreitet hatte, kam er zu spät und blieb ein bloßer Entwurf, der zu keiner Zeit gesetzliche Kraft erlangte.“

aber auch hier kündigte man ihm Treue und Gehorsam auf, 1439, und er musste froh sein, dass man ihn frei abziehen ließ. Er floh nach Gothland, wo er sich an den Schweden und Hansastädten dadurch rächte, dass er ihre Schiffe aufbrachte, und von da nach zehn Jahren nach Pommern, wo er 1459 zu Rügenwalde, vierundsiebzig Jahre alt, arm, ganz verschollen und unbeachtet aus dem Leben schied. Er war nicht böse und nicht feig, aber ohne hinlängliches Geschick, die drei Reiche zu regieren; seit Margaretha ihn nicht mehr leitete, war er unglücklich in all seinem Thun. Tod.

Christoph der Bayer (1440—1448) ward am 10. April 1440 in Wiborg von den Dänen zum König gewählt, von ihnen also, indem sie selbständig einen König erkoren, zuerst das Band der Union durchrissen.[1]) Der erste bedeutende Schritt des Königs war dann, dass er in Kolding am 30. April den Herzog Adolf mit dem Herzogthum zu Schleswig als einem rechten Erblehen mit ausgestreckter Fahne belehnte. König Albrecht II. bestätigte 15. August 1439 von Seite des deutschen Reiches seine Gerechtsame auf das Herzogthum Schleswig und so war der lange Streit endlich in aller Form Rechtens erledigt. In Schweden herrschte Karl Knudson unumschränkt, aber auch vielen verhasst. Als Christoph ihm Finnland als Lehen, Öland als Pfand für seine Forderung und Erledigung von aller Verantwortlichkeit für seine bisherige Regierung anbieten ließ, so bequemte sich dieser, einstweilen auf die Krone zu verzichten. Der Reichsrath wählte dann am 4. October 1440 einstimmig Christoph zum König, behielt sich aber fast die ganze Regierung vor. Norwegen, wo viele noch an Erich hiengen, anerkannte Christoph erst 1442 als König. Die Geistlichkeit wirkte hier für ihn wie in Schweden. Seit seiner Krönung in Upsala nannte sich Christoph, König von Dänemark, Schweden, Norwegen, König der Wenden und Gothen.

Christoph der Bayer. Schleswig. Schweden. Norwegen.

Nachdem er 1441 einen weitreichenden Aufstand der Bauern in Jütland niedergeschlagen hatte, wurde jedem untersagt, andere Waffen als gewöhnliche Messer zu tragen; die Geistlichkeit solle die Übertretung dieses Verbotes mit dem Banne bestrafen. Christoph war ein heiterer, lebenslustiger Mann, aber nicht ohne Ehrgeiz und tiefere Entwürfe. Er hatte den Plan, Lübeck an Dänemark zu bringen und die Macht der Hansa zu brechen: er bewilligte Holländern, Engländern und Schotten die gleichen Handelsfreiheiten und erhöhte den Sundzoll und legte den auswärtigen Handwerkern eine jährliche Steuer auf. Kopenhagen wurde unter ihm Hauptstadt des Reiches, während bisher Rothschild der Sitz der dänischen Könige gewesen war. Erich der Pommer hatte von Martin V. die Erlaubnis zur Gründung einer Universität für Dänemark erwirkt. Mitten in seinem Streben nach Macht und Größe ward Christoph am 6. Jänner 1448 in Helfingborg vom Tode überrascht. Seine Ehe mit Dorothea von Brandenburg war kinderlos und der Fortbestand der Vereinigung der drei Reiche kam also von neuem in Frage. Kopenhagen. Christophs Tod.

[1]) Dahlmann, l. c. III, S. 16—17.

Karl Knudson.

Diesmal waren es die Schweden, welche sich gegen die Union auflehnten. Karl Knudson traf am 3. Mai 1449 mit Bewaffneten aus Finnland in Stockholm ein und brachte es durch Umtriebe, Versprechungen und Drohungen dahin, dass die Stände am 20. Juni ihn mit großer Stimmenmehrheit zum König wählten. Das Volk jubelte, am Moraſtein fand die Huldigung, den 29. Juni die Krönung ſtatt.[1]) Die erſte Sorge des neuen Königs war, dem Erich Gothland abzugewinnen; hier ſtieß er aber mit dem erwählten Könige der Dänen, mit Chriſtian I., zuſammen.

Adolf von Holſtein.

Die Dänen wollten zuerſt Adolf von Schleswig-Holſtein zu ihrem König wählen,[2]) einmal weil er mit ihrem alten Königshauſe verwandt war,[3]) indem er im vierten Gliede von Rixa, einer Tochter Erich Glippings, abſtammte, dann weil durch ihn die Herzogthümer wieder an das Reich gekommen wären. Allein die Schleswiger wollten nicht unter die Unmittelbarkeit der Krone zurückkehren, noch weniger die Holſteiner däniſch werden, nachdem ſie ſo lange gegen Dänemark gekämpft hatten. Adolf lehnte ab, das Werk ſeiner Vorfahren ehrend, rieth aber zur Wahl des Sohnes ſeiner Schweſter Hedwig und des Grafen Dietrich von Oldenburg. Dieſer Neffe,

Chriſtian von Oldenburg.

Chriſtian (däniſch Chriſtiern, holſteiniſch Kerſten) war damals dreiundzwanzig Jahre alt, ſchön, hochgewachſen, von ſeltener Körperſtärke, regſam, tapfer. Der Vorſchlag gefiel, nur ſollte der neue Chriſtian ſich mit der verwitweten Königin vermählen, damit ihr Leibgeding bei der Krone verbleibe, und ſich auf eine Handfeſte verpflichten. Chriſtian willigte ein und empfieng am 28. September 1448 die Huldigung. So gelangte das Haus Oldenburg auf den Thron von Dänemark, den es heute noch beſitzt.

Handfeſte.

In der Wahlcapitulation, welche Chriſtian am 28. September 1448 unterſchrieb, verpflichtet er ſich nicht allen Ständen, ſondern nur dem Reichsrath gegenüber: Dänemark behält nach des Königs Tod freie Küre, einen König zu erkieſen, weil es ein freies Wahlreich iſt. Kein Ausländer darf ins Reich gezogen werden, Schloſs, Land, Lehen oder Einkünfte empfangen oder gar im Reichsrath ſitzen, ohne Einwilligung der Mehrheit des Reichsraths; keine Steuer, keine Belehnung, kein Krieg ohne Zuſtimmung des Reichsrathes.[4])

Gothland.

Kaum hatte Chriſtiern den Thron beſtiegen, ſo wurde er vom alten Erich, der ſich auf Gothland gegen Karl Knudson mit Mühe vertheidigte, zu Hilfe gerufen. Wisby war ſchon gefallen, Wiborg hielt ſich noch, da brachten däniſche Schiffe Lebensmittel, an welchen es gebrach, und nahmen Beſitz im Namen Chriſtierns, während Erich mit ſeinen Schätzen nach Rügenwalde abfuhr. Bald kam Chriſtian ſelber mit 6000 Mann und bemächtigte ſich Wisbys. Über die Frage, ob Gothland zu Dänemark oder zu Schweden gehöre, ſollte eine

---

[1]) Geijer, l. c. I, S. 212—214.

[2]) Schlegel, Geſchichte der Könige von Dänemark aus dem Oldenburgiſchen Stamme (bis 1629). I. und II. Theil. Coppenhagen 1769.

[3]) Vergl. oben S. 32 die Stammtafel der Könige von Dänemark.

[4]) Der Wortlaut der Handfeſte bei Dahlmann, l. c. III, 182—183.

Zusammenkunft in Halmstadt entscheiden. Hier kamen aber schnell viel wichtigere Fragen zur Besprechung, sowie hinsichtlich Norwegens. Als Verwandter des alten Königshauses konnte Christiern Erbansprüche machen, allein die Norweger wollten, wenn Erbrecht galt, am liebsten ihren alten König Erich wieder haben, und wenn es ein neuer König sein sollte, keinesfalls einen Dänen oder Deutschen, am liebsten denselben König mit Schweden, da Gott beide Länder so landfest miteinander verbunden habe. So sprach die schwedische Partei, die besonders im Norden ihre Stärke hatte. Im Süden aber war eine Partei für Christian, die, von Sigurd Jonson geleitet, ihn am 3. Juni 1449 zum König ausrief gegen das Versprechen, dass alle Einwohner Norwegens in ihren Gesetzen, Freiheiten und Gerechtigkeiten erhalten werden, dass kein Ausländer ohne Zustimmung des Reichsraths Schlösser, Güter oder Lehen bekomme, kein Krieg unternommen, keine Steuer erhoben werde ohne Zustimmung des Reichsraths, dass der König mindestens alle drei Jahre ins Land komme. Norwegen.

Indes kam Karl Knudson, von seinem Verwandten, dem Erzbischof von Drontheim, Aslak Bolt, gerufen, selber ins Land mit 500 Streitern, die Bauern waren für ihn, in Drontheim ward er am 23. November 1449 gekrönt, nachdem er das Gleiche versprochen hatte wie Christian, dessen Wahl für ungesetzlich erklärt wurde, und kehrte nach Schweden zurück, nachdem er zwei Ritter zu Statthaltern verordnet hatte. Karl war also König von Schweden und Norwegen. Knudson in Norwegen.

In Halmstadt sprachen ihm aber die Schweden Norwegen selber ab! Der Grund war Eifersucht der Großen, die einen ihnen gleichen nicht als mächtigen König über sich haben wollten — der Besitz Norwegens konnte ja Karl Knudson Macht verleihen! Über Gothland sollte entschieden werden, aber diese Frage wurde auf einen späteren Congress verschoben. Dagegen beschlossen die zwölf Reichsräthe aus Schweden mit den zwölf aus Dänemark, die in Halmstadt tagten, am 1. Mai 1450 ganz andere Dinge, aus denen man sieht, dass der Gedanke der Reichseinheit wieder auflebte, nämlich: Friede sei zwischen den Königen Christian und Karl. Stirbt einer der beiden Könige, so sollen zwölf Reichsräthe aus jedem Reiche binnen zwölf Wochen in Halmstadt zusammentreten, um zu entscheiden, ob der überlebende König über beide Reiche regieren solle — Karl war damals einundvierzig, Christian vierundzwanzig Jahre alt. Jedes Reich bleibt bei seinem Namen und Gesetz unter Verwaltung seiner Eingebornen und hat seinen Schatz und seine Finanzen für sich, aber im Kriege stehen die Reiche für einen Mann, nur dass kein Reich einen Krieg anfängt, ohne das andere vorher zu fragen. Kommen beide Reiche unter einen König, so soll Norwegen der Beitritt unter gleichen Bedingungen freistehen. Für den Augenblick der wichtigste Beschluss war jedoch: Karl solle um des Bestandes beider Reiche willen bis zum 29. Juli all seine Ansprüche auf Norwegen an Christian abtreten. Wenn Karl dem nicht nachkomme, wolle man sich in Schweden für Christian erklären. Jetzt hatte der Dänenkönig gewonnenes Spiel: er wurde 29. Juli Congress in Halmstadt. Tag zu Halmstadt.

Bergen-scher Recefs. in Drontheim gekrönt. In Bergen wurde sogar 29. August 1450 versprochen, dass Norwegen für alle Zukunft einen und denselben König mit Dänemark haben wolle, und solle das eine Reich nicht mehr gelten als das andere, im Kriege wolle man wie ein Mann zusammenstehen, und solle kein Reich einseitig Krieg erheben; wenn Christian Prinzen hinterlässt, sollen diese in Halmstadt zuerst an die Wahl kommen.

Karl Knudson fällt So hatte denn Karl Knudson Norwegen eingebüßt, bald sollte er auch Schweden verlieren. Er wollte die Beschlüsse von Halmstadt nicht anerkennen und an den Großen Rache nehmen. Darob kam es 1452 zum Kriege mit Christian, der anfangs für Karl glücklich verlief, später aber für Christian. „Aus einem glänzenden Parteihaupt war Karl ein schwacher König geworden." Karl war in jedem Schritt durch seinen Reichsrath gehemmt. Als

durch den Clerus. er auch die Privilegien des Clerus antasten wollte, gieng der Erzbischof in den Dom zu Upsala, legte seinen geistlichen Ornat auf den Hochaltar, zog Helm, Harnisch und Schwert an und ließ seine Kriegserklärung wider den König am Kirchenthore anschlagen und zog wider ihn zu Feld. Jetzt wankte der Boden unter Karl, das Volk hatte den Glauben an sein Glück verloren; er flüchtete mit seinen Schätzen in der Nacht des 24. Februar 1457 auf ein Schiff und fuhr nach Danzig, wo er sich sieben Jahre aufhielt. Am 29. Juni ward der Oldenburger in Upsala gekrönt.[1]) Der norwegische und schwedische Reichsrath zusammen beschlossen, dass Christians ältester Sohn, Prinz Hans, in beiden Reichen dem Vater nachfolgen solle, Dänemark hatte ihm schon 1456 die Thronfolge gesichert. So war denn Christian I. König aller drei Reiche.

Schleswig-Holstein Am 4. December 1459 starb aber auch Herzog Adolf kinderlos, mit ihm erlosch die männliche Linie des holsteinischen Hauses. Die Frage wegen Schleswig war schwierig, denn Adolf hatte sich bei der Erhebung Christians von diesem bestätigen lassen, dass nie wieder das Herzogthum Schleswig mit der Krone Dänemark unter einem Herrn vereinigt werden solle; auch konnte Christian, als nur von weiblicher Seite mit Adolf verwandt, keinen gesetzlichen Anspruch auf Schleswig machen. Schauenburgische Agnaten forderten ihr Recht auf Holstein, aber Holstein wollte von Schleswig nicht getrennt sein und Christian wünschte alle beide zu besitzen. Er ließ es nicht an Schenkungen für Prälaten und Ritter fehlen und brachte es dahin, dass die Landräthe — nicht die Stände — Januar 1460 zu Neumünster erklärten, der Rath der Holsten (Schleswig-Holsteiner) habe um des Besten ihrer Lande willen zu einem Herzog zu Schleswig und einem Grafen zu Holsten ihren

dänisch. gnädigen Herrn den König Christian von Dänemark gewählt. Übrigens suchte man die Freiheiten der Lande zu wahren. Christian stellte 6. März 1460 eine Urkunde aus, dass ihn die Holsten zum Herzog und Grafen gewählt

[1]) Dahlmann, l. c. III, S. 200—221.

hätten von freien Stücken und nicht in der Eigenschaft eines Königs von Dänemark, dass sie nach seinem Tode freie Wahl unter seinen Kindern hätten, dass die Lande ewig beisammen und ungetheilt bleiben sollen,[1]) dass die Einwohner zu keinem Kriegsdienst außerhalb dieser Lande pflichtig seien, dass keine Steuern ohne Einwilligung der Landstände erhoben werden dürften, dass in Schleswig ein Droste, in Holstein ein Marschall — beide aus den Eingebornen — den König vertreten sollten. Handfeste.

Im Gebiet der Hansa regte dieser Schritt der Holsten tiefen Unmuth auf. Folgen. Die zeitgenössische Lübische Chronik sagt: „Also wurden die Holsten Dänen, wogegen ihre Vorfahren kämpften mit wehrhafter Hand, denn sie hatten manche Fehde und hatten manchen Streit mit den Dänen, worin ihnen die Städte mit großem Volk und großen Kosten behilflich waren, bloß darum, dass sie keine Dänen sein wollten. Und mancher edle Mann ist darum im Streit geblieben. Das haben aber die Holsten ganz vergessen, daran war ihre Gierigkeit und die Verschlagenheit der Dänen schuld, denn der König und sein Rath erkauften sie mit Geld und mit Gabe und mit mancherlei Versprechungen. So wurden sie durch Eigennutz verblendet und überantworteten das gemeine Gut des Landes um kleinen Gewinst — und nachher ward ihnen das Versprochene nicht einmal gehalten." — Ein neuerer Geschichtschreiber, Dahlmann, bemerkt über diesen Schritt, der in unserer Zeit zu so ernsten Verwicklungen führte: „Man opferte den altgewohnten Segen eines sichtbaren Fürsten gegen einen seltenen Besucher auf, der mit leeren Taschen kam, um mit vollen davonzugehen, verwandelte einen sich genügenden unabhängigen Boden, den Günstling zweier Meere und eines aus dem Herzen von Deutschland dringenden Stromes, in ein Nebenland, in ein Opfer fremdartiger Strebungen; man drängte Hamburg, die wichtigste Stadt des Landes, welche während des letzten Kampfes ein lebendiges Gemeingefühl für Schleswig-Holstein aus freier Wahl mit dem Blut seiner Bürger bethätigt hatte, jetzt dahin, dieselben Wege zur Reichsfreiheit wie Lübeck zu suchen. Das zweite Auge des Landes schloss sich zu."[2])

Christian war also in kurzer Zeit sehr hoch gestiegen, vom einfachen Grafen von Oldenburg und Delmenhorst zum Herrn der Lande von der Elbe bis zum Nordcap, von der Grenze Russlands bis zu den Gestaden Islands. Aber gerade die letzte Eroberung, Holstein, verwickelte ihn in viele Schwierigkeiten. Er hatte sich mit Schulden überbürdet, er musste die Schauenburgischen Agnaten, er musste seine Brüder Gerhard und Moriz mit großen Summen abfinden, er musste zu den nöthigen Bestechungen vieles verpfänden; sein Bruder Gerhard, dessen Ansprüche er nicht befriedigen konnte, störte durch sein wilddreistes Verfahren mehrere Jahre hindurch die Ruhe und den Wohlstand von Schleswig-Holstein. Christians Machthöhe.

Seine Regierung wurde jetzt besonders in Schweden drückend. „Es ergieng", bemerkt die schwedische Chronik, „dem Lande zuerst gut unter Christian, Steuerdruck.

[1]) Dat se bliven ewich tosamende ungedelt.
[2]) Dahlmann, l. c. III, S. 209.

aber nach einigen Jahren fieng er an, dem Lande viele neue Steuern aufzulegen und alle, die einiges Geld hatten, mussten ihm große Summen leihen, bekamen aber nichts wieder. Darum zog er sich großen Unwillen hier im Reiche zu und die Leute fiengen an, ihn eine bodenlose Tasche zu nennen und sagten, er sei ein Reichsverderber, wiewohl er sonst ein frommer und sanftmüthiger Mensch war." — Als Christian nach kurzem Aufenthalte in Stockholm eine neue Steuer ausschrieb, erklärten die Bauern, sie würden lieber sterben, als ungesetzliche Abgaben leisten, und bedrohten den Erzbischof Jens, der mit der Erhebung der Steuer betraut war. Der Erzbischof von Upsala erließ die Steuer, aber jetzt nannte ihn der König einen Verräther und ließ ihn verhaften trotz der Bedrohung mit dem Banne. Die Bauern erhoben sich nun für den Erzbischof, den sie als Märtyrer für die Freiheiten des Landes betrachteten, wurden aber in Menge zusammengehauen.

Unmuth in Schweden.

Jens Bengtsen.

Schon rief das Volk nach König Karl, Schweden sei ein Königreich, aber keine Hauptmannschaft oder Pfarre.[1]) Karl kam aus Finnland, musste aber nach sechs Monaten wieder dahin zurückkehren; November 1467 ward er von den unzufriedenen Schweden wieder berufen und behauptete sich wider Christian bis zu seinem Tode am 15. Mai 1470. Sterbend soll er seinem Schwestersohne, dem volksfreundlichen und als Feldherrn erprobten Sten Sture, gerathen haben, nicht nach der Krone zu streben. Dieser aber stützte sich auf die Dalekarlier und Stockholm; der Adel war großentheils wider ihn; Bürger und Bauern, dieser innern Kämpfe müde, ernannten ihn am 1. Mai 1471 zu Arboga zum Reichsverweser. Mit 70 Schiffen und 5000 Mann kam Christian selber vor Stockholm. Sture bot Unterhandlungen an, der König entgegnete: „Wir haben oft gehört, dass die Knechte die Herren vertreiben wollen, wir aber wollen erst unsere Arme rühren, ehe dieses mit uns geschehen soll." — Am 11. October 1471 kam es auf dem Brunkeberge bei Stockholm, wo Christian sein Hauptquartier und viele Geschütze hatte, zur Schlacht. Von der einen Seite griff Sten Sture, von der anderen griffen die Stockholmer die Stellung der Dänen und der mit ihnen verbundenen Schweden an. Das „Georgslied" war bei Sten Sture Kriegsgesang; dreimal wurden die Seinen unter großen Verlusten zurückgeworfen, doch der vierte Ansturm gelang. Christian, welcher tapfer stritt und einen feindlichen Anführer niederhieb, wurde schwer verwundet weggetragen. Jetzt eilten die Dänen zu den Schiffen, die Zugbrücke brach. Viele fanden in den Wellen den Tod. 500 Leichen lagen um die Danebrogsfahne, welche in die Hände der Feinde fiel. Christian sah Schweden nicht wieder. Sten Sture blieb Reichsverweser bis 1497, er hielt klug, gerecht und strenge die Ordnung aufrecht und die Parteien im Zaume.

Karl Knudson.

Sten Sture

Reichsverweser.

Schlacht am Brunkeberg.

Nach der Reimchronik kamen jetzt gute Jahre über Schweden, Wohlfeilheit aller Bedürfnisse. Aber auch für geistige Bedürfnisse wurde gesorgt, am

[1]) Geijer, l. c. I, S. 215—224.

21. September 1477 ward die Universität zu Upsala eingeweiht, mit denselben Vorrechten, welche die Pariser besaß; Papst Sixtus IV. hatte 1476 die Genehmigung dazu ertheilt, der Erzbischof war Kanzler, 1482 wurde in Stockholm das erste Werk gedruckt, „Dialogus creaturarum". — Auch in Norwegen war Christian wenig beliebt, man klagte über stiefmütterliche Behandlung des Landes, ferner daſs der König Fremde in hohe Stellen bringe, endlich, daſs er die Orkney- und Shetlandsinseln an Schottland verpfändete, daſs in Norwegen kein Geld mehr geschlagen würde, daſs die Norweger außer Landes Kriegsdienste thun müſsten, ihre Reichsräthe nach Dänemark berufen würden. Universität zu Upsala. Norwegen.

Christian gab aber seine Pläne auf Schweden nicht auf, man sieht dies aus Verhandlungen, die er 1474 auf einer sogenannten Pilgerfahrt führte. Die Reise gieng zuerst nach Rothenburg an der Tauber, wo er mit Kaiser Friedrich III. und Erzherzog Maximilian verkehrte, dann über Mailand nach Rom, wo der König der Gast Sixtus IV. war. Nach seiner Rückkehr reiste Christian nach Köln, um zwischen dem Kaiser und Karl dem Kühnen zu vermitteln. Vom Papste hatte der König die Erlaubnis zur Gründung einer Universität in Kopenhagen erwirkt. Da er aber kein Geld besaß, so bat er die Bischöfe, zur Ehre des Reiches, zum Frommen der Kirche die Mittel herzugeben.[1]) Am 1. Juni 1479 ward sie eingeweiht, der Bischof von Roth-schild war der Kanzler der Hochschule. Sie begann mit drei Professoren, einem für Theologie, einem für Recht und einem für Arzneilehre; lange wollte sie nicht gedeihen, die Dänen hatten ihren Zug nach Paris und nach Köln. König Johann verordnete darum 1498, daſs niemand in Zukunft außer Landes studieren dürfe, wenn er nicht vorher drei Jahre an der Universität Upsala oder Kopenhagen sich aufgehalten hätte. Christian I. als Pilger. Universität Kopenhagen.

Vom Kaiser hatte Christian erbeten, daſs die Grafschaft Holstein und Stormarn zu einem Herzogthume des deutschen Reiches erhoben und er damit belehnt werde, ferner die Erklärung, daſs Ditmarschen ein Theil des neuen Herzogthums sei, nachdem er dem Kaiser vorgespiegelt, daſs dieses trotzige Bauernvolk den rechtmäßigen Landesherrn nicht anerkennen wolle. Christian nahm fortan den Titel an: „Herzog zu Holstein-Stormarn und der Ditmarschen". Vom Papste hatte er den Bann gegen Sten Sture und die Schweden als Rebellen erbeten, mit Rusland, mit Schottland, mit Polen hatte er unterhandelt zu einem gemeinsamen Angriff auf Schweden. Christian starb jedoch 22. Mai 1481, ehe er die Mittel beisammen hatte, seine Pläne gegen Schweden und die Ditmarschen auszuführen. Während die Dänen ihn zu den guten Königen rechnen, verwünschen die Schweden sein Andenken. — Holstein, Herzogthum. Ditmarschen.

[1]) Academiae Hafniensis leges ab Archiepiscopo Lundensi Joanne Brostorp sancitae — bei Langebek, l. c. VIII, p. 332—347, und ebenda p. 359—860 das „Diploma Joannis arch. Lundensis de Univ. Hafniensi anno 1479".

König Hans. — Die Ditmarschen.

König Hans.

Sein Sohn Johann (1482—1513) war schon in seiner Kindheit von den drei Reichen als Thronfolger anerkannt worden, seit 1474 führte er den Titel: „erwählter König zu Dänemark und Schweden und rechter Erbe zu Norwegen". Am 5. Mai 1482 bestätigten die Dänen diese Wahl (Prälaten, Ritter und Freie, aus jeder Stadt ein Bürger und drei Rathsherren, aus jeder Harde zwei Bauern). Schleswig und Holstein huldigten 12. September ihm und seinem Bruder Friedrich zugleich.

Theilung Schleswig-Holsteins.

Die Mutter Dorothea wollte anfangs den jüngeren Friedrich mit den Herzogthümern betheilt sehen, der König aber das Reich ungetrennt erhalten. Die Stände huldigten beiden und die Herzogthümer wurden 1490 in einen Gottorpischen und Segebergischen Antheil zerschnitten — der Landtag blieb aber gemeinsam — der König theilte, Friedrich wählte. Damit noch nicht zufrieden, nahm Friedrich den Titel eines Erben von Norwegen an — er war eine kalte, eigensüchtige Natur. Der König hatte ihn nach Köln in die Schule gethan und mit einem Canonicat ausgestattet, doch er kehrte von da zurück, um nicht Geistlicher werden zu müssen. In Norwegen war man mit Christiern I. wegen des Verlustes der Orkaden- und Shetlands-Inseln, überhaupt wegen seines willkürlichen Gebarens sehr unzufrieden, zudem stachelte Sten Sture gegen König Hans, man müsse mittelst gemeinschaftlicher Überlegung einen König wählen. Dennoch setzte es Hans mit Hilfe des Erzbischofs von Drontheim durch, dass ihn Norwegen auf einer Versammlnng zu Halmstadt am 13. Januar 1483 anerkannte, 20. Juni 1483 ward er in Drontheim gekrönt. In der Handfeste sind die Unterthanen nur insofern zum Gehorsam verpflichtet, als der König sein Versprechen hält, im Gegentheil aber zum Widerstand. Der König versprach, sich in keiner Weise in die Wahl der Bischöfe und Prälaten zu mischen und niemand seines Lehens zu entsetzen, außer mit Bewilligung der Reichsräthe.

Norwegen.

Recefs von Calmar.

Endlich trat auch Schweden bei am 7. September 1483 im Calmarischen Recefs, einer Art Erneuerung der Calmarischen Union. Danach soll die Union der drei Reiche auf Ewigkeit fortbestehen, aber die Regierung in jedem der drei Reiche solle der König durch gute einheimische Männer führen und nichts ohne den Reichsrath beschließen; wechselweise solle der König ein Jahr sich in jedem der drei Reiche aufhalten. Der ganze Stolz der schwedischen Aristokratie zeigt sich in den weiteren Bedingungen, es solle kein neues Mitglied ohne Einwilligung der übrigen in den Reichsrath aufgenommen, aus demselben aber jeder, der sich von seinen Mitbrüdern absondere, mit Schmach verwiesen werden; der König dürfe kein adeliges Gut kaufen oder durch Pfändung an sich bringen, dagegen könne der Adel Pfandgüter von der Krone ohne alle Dienstleistung und Bestätigung inne haben; er könne seine Höfe befestigen und dort dem Könige den Eintritt verweigern, dagegen eine Freistatt denjenigen eröffnen, die in des Königs Ungnade fallen möchten! und dennoch — unterschrieb König Hans alle diese schweren Artikel.

Höhe der Aristokratie.

Dessenungeachtet gelangte der König vierzehn Jahre lang nicht zur Krönung und zum Besitze Schwedens. Sten Sture erklärte, die Ewigkeit des Calmarischen Recesses beginne erst, wenn der König die Insel Gothland und andere Besitzungen zum Reiche zurückgebracht habe. Das konnte aber damals der König nicht, denn sein Vater hatte die Insel verpfändet und der Besitzer Iwar Axelsson stand in Verbindung mit Sten Sture. Erst als diese Verbindung sich löste, als Iwar Gothland an König Hans abtrat, als Sten Sture ohne Glück war im Krieg mit Russland, als er brach mit seinem früheren Waffengefährten Svante Sture, als er den Erzbischof, welcher mit dem König vermitteln wollte, in Schloss Stäket belagerte — da erhob der auf den Reichsverweser längst eifersüchtige Rath die Anklage, er habe durch seine Untreue den Calmarer Recess hintergangen, und berief den König, der mit 30.000 Mann 1497, gerade hundert Jahre nach Gründung der Union, den Boden Schwedens betrat. Wieder nahmen die Dänen Stellung auf dem Brunkeberg, wieder hoffte Sten Sture sie durch die Dalekarlier von der einen, durch einen Ausfall aus Stockholm von der andern Seite zu fassen. Aber sein Plan wurde verrathen, die 30.000 Dalekarlier wurden auf dem Heranzug bei Rotebro (der rothen Brücke) überrascht und geschlagen. Als die Sieger mit den eroberten Fahnen vor Stockholm erschienen, glaubte Sten Sture, es seien die Dalekarlier, ritt ihnen entgegen und wäre gefangen worden, hätte er sich nicht mit seinem Rosse in den Norrstrom gestürzt. Stockholm ergab sich, 26. November 1497 wurde Johann vom Erzbischof gekrönt und die Schweden anerkannten seinen Sohn Christian II. als Thronfolger. Sten Sture legte seine Stelle nieder, hatte aber doch zu viel Anhang im Lande, als dass der König dem Verlangen der Gegner nach dem Kopfe des einst so Mächtigen nachgeben konnte. Er verglich sich mit ihm, ernannte ihn zum Reichshofmeister, enthob ihn von der Verpflichtung, über seine bisherige Verwaltung Rechenschaft abzulegen, überhäufte ihn mit Lehen, zog Arm in Arm mit ihm in Stockholm ein. Nur einen Vorwurf hatte er gegen ihn: „Herr Sten, Ihr habt mir ein schlimmes Vermächtnis in Schweden hinterlassen; die Bauern, von Gott zu Sclaven erschaffen, habt Ihr zu Herren erhoben, und welche Herren sein sollten, die wolltet Ihr zu Sclaven erniedrigen.“ — Der Reichsrath bewilligte dem Könige sogar, dass er die Schlösser in Stockholm, Calmar, Nyköping und Orebro unter dänische oder norwegische Hauptleute stelle. Vergnügt über so viele Erfolge, fragte der König einen Deutschen aus seiner Umgebung, ob er noch etwas vermisse. „Nichts“, entgegnete dieser, „als den Scharfrichter, der die Häupter der Verräther hier auf diesem Seidenteppich vom Rumpfe trennt.“ — Prinz Christian, damals sechzehn Jahre alt, hörte dieses Wort — und der Same fiel auf ein nur zu fruchtbares Erdreich.[1])

Sten Sture. Gothland. Hans in Schweden. Schlacht bei Rotebro. Krönung.

Jetzt machte sich König Hans an eine andere Aufgabe, die ihm sein Vater ungelöst hinterlassen hatte, an die Bezwingung der Ditmarschen. An den Fuß des sandigen Hügellandes, der Geest, legt sich horizontal der Marschboden an, ein fetter, fruchtbarer Erdstrich, bedeckt mit üppigem Gras oder wogenden Kornfeldern, während die Geest sandig ist und heidig. Zur Vertheidigung des Landes gegen die Angriffe des Meeres hat bäuerlicher Fleiß Dämme aufgeworfen, zur Ableitung des süßen Gewässers Canäle gegraben.

Ditmarschen.

[1]) Dahlmann, l. c. III, S. 248—256.

Land und Leute.

Jetzt reiht sich in den Marschen Acker an Acker, Wiese an Wiese, die Häuser sind alterthümlich, tragen den Charakter der Abgeschlossenheit, die Bewohner sind in der Regel sehr wohlhabend. Der Kern der Bevölkerung war sächsisch, Karl der Große schlug sie mit dem gesammten Nordalbingien zum Frankenreich. Von Meldorp aus wurden die Kirchen des Landes nach und nach gegründet, im ganzen vierundzwanzig. Willerich von Bremen hielt sich oft in Meldorp auf. In weltlichen Dingen standen die Ditmarschen unter dem Grafen von Stade. Unter Adalbert von Bremen ward Stade ein Lehen des Erzbisthums, die Abhängigkeit war aber keine drückende. Friesen, die im zwölften Jahrhunderte einwanderten, vollendeten den Zusammenhang des Deichwesens. Ackerbau und Viehzucht und damit der Wohlstand hoben sich, aber auch der demokratische Geist; im dreizehnten Jahrhundert war der Adel schon im Bauernstand aufgegangen. Ditmarschen war eine kleine Bauernrepublik, die 6000 Streiter zu stellen vermochte, das Land ist nur sieben Meilen lang und höchstens vier Meilen breit. Meldorp hatte Stadtrechte, war aber nicht groß; hier wurden die Landesversammlungen gehalten, später in Heide; hier war seit dem fünfzehnten Jahrhundert der Sitz des Oberlandesgerichtes von 48 Mitgliedern; bei wichtigen Angelegenheiten leiteten diese die Verhandlungen der Landgemeinde. Nach Kirchspielen versammelte sich die Jugend vom vierzehnten Jahre an, um sich in den Waffen zu üben. Kurzes Schwert und lange Streitaxt waren Hauptwaffe: Die Deiche und Gräben, über welch letztere der Ditmarsche leicht mit Sprungstöcken setzte, waren die Befestigung des Landes. Was Tacitus, was die Gesetze vom Geschlechterverband der alten Germanen sagen, das hatte sich unter den Ditmarschen erhalten. Der Einzelne stand für das Geschlecht und dieses für den Einzelnen ein.[1])

Demokratie.

Geschlechtsverband.

Die Geschlechter, die sich in Klüfte oder Linien theilten, führten Fehden, schlossen Bündnisse, sorgten aber auch streng für das Benehmen der einzelnen Mitglieder. Dahlmann, selber ein Mann sächsischen Stammes, sagt darüber:[2]) „Diese Verbindung, der Stolz des Freien und seine Schutzwehr, war auch seine Fessel; sie sicherte ihm Ehre, Leben und Eigenthum, brachte sogar Geld ein durch erhobene Mannbußen, aber kostete auch Geld, wenn für einen Vetter einzustehen war, und wer mit seinem Beitrage zurückblieb, ward, je nachdem der Fall beschaffen war, von seinem Geschlechte oder seiner Klufft gepfändet. Ein gesundes Glied in dieser Kette zu bilden war nicht so viel Ehre, als das Gegentheil Schmach brachte. Unehrbare Weiber, die einen falschen Vater angaben, büßten mit dem Feuertode; bei der Vollstreckung halfen die Verwandten dem Gerichte. Ward eine Jungfrau verführt, so stand nichts im Wege, sie mit dem Rathe und dem Beistande der Geschlechtsfreunde lebendig unter der Erde zu verbergen oder unter dem Eise. Blutige Thaten eines Geschlechtsfreundes konnten dem Geschlechte viel zu schaffen machen, und es ergab sich darein, aber alle Un-

Wehrgeld.

[1]) Dahlmann, l. c. III, S. 258—275. — Michelsen, Urkundenbuch zur Geschichte des Landes Ditmarschen. Altona 1854. — Kolster, Geschichte Ditmarschens bis 1559. Leipzig 1873.

ehre stieß es aus, denn hatte einer das schmähliche Verbrechen des Diebstahls begangen, dann ward er ausgeschieden aus der Geschlechtsverbürgung. Niemand leistete Ersatz für den Dieb und er büßte mit dem Strange durch die Hand der Schließer. Auch durfte ein Geschlecht einen losen bösen Buben, statt für seine Verbrechen einzustehen, dem Gerichte überantworten und sich von dem kranken Gliede lossagen; er war von nun an ohne Wehrgeld, wehrlos. Aber wenn nur irgend möglich, half man einander vor Gericht und in allen Fällen, wo ein Eid der Klufftvettern oder der Geschlechtsfreunde zugelassen ward, konnte der Bedrängte auf Hilfe rechnen und müßte sie aus dem entferntesten Kirchspiele entboten werden. Denn das Zeugnis für die Ehrenhaftigkeit war Verbürgung der eigenen Ehre." Steuern gab es gar keine, nur hie und da einige Gefälle. Nominell war der Erzbischof von Bremen der Herr des Landes. Wie bedeutsam der Entschluss dieses kleinen Völkchens werden konnte, ist früher [1]) gelegentlich der Schlacht von Bornhöved verzeichnet worden. Auch Gerhards von Holstein Haupt ward von der Streitaxt eines Ditmarschen gespalten worden.

Ob frei oder nicht.

So war dieses Völklein, einfach, tapfer, frei, stolz auf seine Unabhängigkeit, als König Christian dem Kaiser vorspiegelte, Ditmarschen sei ein altes Reichslehen, nur sei es seit langem nicht empfangen worden. Der Kaiser befahl dann den Ditmarschen, den Dänenkönigen zu huldigen. Zu gleicher Zeit erschien ein Verbot an die Hansastädte, ihnen Vorschub zu leisten. Die Betroffenen waren verblüfft. Sie wandten sich an Lübeck: „Wir denken Leben und Gut daran zu setzen und wollen lieber sterben, als wir das Land hergeben. Denkt an unser Bestes. Bleibt Gott gesund, selig und zu ewigen Zeiten empfohlen!" — Die Landesversammlung richtete einen Protest an den Papst: nie seien sie unter dem Reich gestanden, sondern seit Menschengedenken unter dem Erzstift Bremen; jeder neugewählte Erzbischof empfange vom Lande 600 alte Mark, darum habe der Kaiser hier nichts zu verschenken. Er sei freilich der Herr der Welt, aber die Güter der Kirche gehören nicht der Welt, sondern Christo und seinem Stellvertreter. Christian verschob den Zug, starb aber indes, ehe noch der Kaiser jeden Schritt gegen die Ditmarschen untersagte, da er vom König nicht recht unterrichtet worden sei.

Protest.

König Johann aber rüstete jetzt in aller Stille, warb auch 6000 Fußsoldaten, die sogenannte schwarze Garde, Abenteurer aus allen Ländern Europas, und berief am 27. November 1499 nach Rendsburg die Landboten der Ditmarschen: er wolle 15.000 Mark vom Lande haben und drei Schlösser in demselben bauen. Lübeck war durch Drohungen des Königs eingeschüchtert, Hamburg ließ aus Angst die Söldlinge über die Elbe ziehen; König Maximilian verbot zwar jeden Angriff auf die Ditmarschen, aber er konnte seinen Worten keine Geltung verschaffen. Die freien Bauern durften auf niemand zählen, als auf sich selbst, und doch rückte ein Heer von 14.000 Mann gegen sie an, der Adel in schweren Rüstungen, die Fremden mit viel Geschütz und eine Menge leerer Wagen, um das Erbeutete darauf zu laden. Die Ditmarschen verzagten nicht und gaben ein Drittel des Gebietes preis, das nicht zu halten war. Melborp fiel am 13. Februar 1500 auf den ersten Angriff. Greise, Weiber, Kinder wurden niedergestochen, um Schrecken zu erregen. Die Landesversammlung in Heide, bei der diesmal auch Frauen ihre Stimmen erhoben, welche am Kampfe theilnehmen wollten, blieb unerschüttert: „Wer in Unter-

Die Ditmarschen

bei Melborp.

[1]) Vergl. Bd. V, S. 495 dieses Werkes.

thänigkeit oder Leibeigenschaft geboren ist, trachtet nach allen Kräften sich frei zu machen, und wir, die wir frei und zur Freiheit geboren sind, sollten uns zur Knechtschaft überliefern, der Schande, einer Herrschaft anzugehören, vor der ein Bauer und ein Jagdhund gleichen Marktpreis haben!" — Kein Späher der Dänen kam zurück, sie wurden erschlagen. Die Ditmarschen erfuhren aber, dass die Dänen den Weg nach der Heide über Hemmingstedt nehmen wollten. Hier beschloss ihr Anführer, der Bauer Wolf Isebrand, Widerstand zu leisten. In der Nacht warf die Mannschaft von drei Kirchspielen — 1000 Mann — eine Schanze auf. Ein Mädchen, namens Else, das zum Heil des Vaterlandes ewige Jungfrauschaft gelobte, trug in der Stunde der Gefahr das Banner, ein Crucifix. Die Losung war: „Hilf, Maria milde!" Am Sonntag den 17. Februar rückten die Dänen in drei Treffen an, mit der Losung: „Wahr dich, Bauer, die Garde kommt!" Es war statt Frostes jedoch Thauwetter, und wüster Nebel verbarg die Stellung der Ditmarschen, als diese auf einmal ihr Geschütz gegen die dichte Schlachtordnung spielen ließen. Nach allen Seiten hin waren Gräben. Man konnte die Schlachtordnung nicht ändern. Als die Garde die Stellung der Ditmarschen umgehen wollte, stürzten diese zum Todeskampfe hinter dem Wall hervor, gelangten mit ihren Springstöcken barfuß leicht über die Gräben, in welche sie ihre Gegner schleuderten. Plötzlich brach ein anderer Feind über die Dänen los, das Meer. Die Seeschleußen wurden geöffnet. Jetzt riefen die Bauern: „Wahr dich, Garde, der Bauer kommt!" — und nun begann ein gräßliches, fast widerstandsloses Morden. Die Blüte des Adels von Schleswig-Holstein wurde in drei Stunden erschlagen, die Hälfte des königlichen Heeres gieng zugrunde, während die Sieger nur 52 Tode zählten. Es war ein Sieg der Minderzahl über die Mehrzahl, wie bei Granson und Murten. Unter den Gefallenen waren die beiden Söhne des Grafen Gerhard von Oldenburg. Otto und Adolf, von der Garde waren 1400 Mann todt, vom ganzen Heere 6000. Die Beute der Ditmarschen war groß, auch den Danebrog hatten sie erobert.[1]) Schon am 15. Mai musste König Hans gegen die Einfälle der Sieger Holstein durch einen Waffenstillstand schützen.

siegen bei Hemmingstedt.

Alsbald erhoben die Gegner ihr Haupt in Norwegen und Schweden: dort zuerst unter Leitung von Knut Alfson, der aber von den Anhängern Johanns zur Unterhandlung auf ein Schiff gelockt und trotz gegebenen sicheren Geleites ermordet wurde; hier unter Sten Sture und Svante Sture. Sten Sture ward 1502 wieder Reichsverweser. Als dieser am 13. December 1509 starb, wie man sagte an Gift, das ihm die Witwe Knut Alfsons, die Verlobte Svantes, gegeben hatte, so ward Svante Sture Reichsverweser und wusste mit gleichem Geschick, vom gleichen Hasse beseelt, alle Versuche der Dänen zu vereiteln, Schweden durch Unterhandlungen oder Waffengewalt wieder zu unterwerfen; seine Stützen waren die Soldaten und die Bauern.

Aufstand in Norwegen und Schweden. Svante Sture.

Keiner wurde in die Reihe seiner Krieger aufgenommen, der beim Schlage der Streitaxt mit den Augen zuckte, dagegen beraubte sich der Führer eher seiner Kleider, als dass er eine tapfere That unbelohnt ließ. Die Bauern gewann er

[1]) Worsaae, Om Danebrog. Köln 1848. — Die kräftige Schilderung der Schlacht — bei Langebek, SS., I, p. 147 — in Petri Olai Chron.

durch Freundlichkeit, er setzte sich zu ihnen, aß und trank mit ihnen unter fröhlichen Gesprächen. Als der Reichsrath 1509 auf des Königs Bitte eingieng, ihm doch mindestens jährlich eine Abschlagssumme von 13.000 Mark zu zahlen, verwahrte sich Svante Sture dagegen, indem der gemeine Mann mit Ja und aufgehobenen Händen dem König Hans und allen seinen Nachkömmlingen abgesagt habe; er schloss ein Bündnis mit Lübeck, dem die anderen Hanseaten beitraten.

Sten Sture II.

Als Svante Sture im Januar 1512 starb, ward 23. April sein Sohn, Sten Sture II., zum Reichsverweser gewählt, jedoch nicht ohne lebhaften Widerstand zu Gunsten des alten, erfahrenen Erich Trolle, für welchen insbesondere die Prälaten sprachen. Um Erich Trolle für sich zu gewinnen, beförderte Stenon Sture dessen Sohn auf den Erzstuhl von Upsala, erntete aber keinen Dank dafür, denn der Erzbischof sprach 1517 gegen ihn als Tyrannen und Feind des Clerus den Bann aus.[1])

König Hans stirbt.

Diesen Zwist benützte der Dänenkönig, jetzt Christian II.; König Hans hatte nämlich 20. Februar 1513 das Zeitliche gesegnet. Die Dänen nennen ihn einen freundlichen rechtlichen Herrn, nur habe er in späteren Jahren Zustände von Trübsinn gehabt, die sich bis zu Wuthanfällen steigerten, in denen er zu Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten sich fortreißen ließ, welche er nachher beweinte. Er hatte übrigens einen guten Wahlspruch: „Ich will, dass jeder, der geringer ist, als ich, mich nicht fürchten, und jeder Höhere, als ich, mich nicht verachten soll." —

Christian II. 1513—1523.

Christian II.

Nach König Johanns Tod bestieg sein einziger Sohn Christian II. den Thron, der fähigste aller Unionskönige.[2])

Jugend.

Geboren 2. Juli 1481 zu Nyborg auf Fühnen, ward Christian, da der Aufenthalt der königlichen Familie beständig wechselte, einem angesehenen Bürger in Kopenhagen, Hans Metzenheim mit dem Beinamen Bogbinder, in Kost und Wohnung gegeben, ein Canonicus Hinze kam täglich ins Haus und ertheilte ihm Unterricht. — Die übersprudelnde Kraft zeigte sich in Neigung zu tollen Streichen: der Knabe kletterte oft auf das Dach des Hauses, weil er meinte, es sei eines Prinzen würdig, sich an hohen und gefährlichen Stellen aufzuhalten. Hinze wurde ängstlich und nahm den Jungen überall mit sich, auch in die Kirche, und da sah man den erwählten König der drei Reiche unter den Chorknaben stehen und singen. Der alte König ward böse darüber, verschrieb sich, da Dänemark damals arm an gelehrten Männern war, aus Brandenburg einen deutschen Magister Konrad zum Erzieher, bei dem der Prinz gutes Latein lernte und viele Classiker las, und hielt ihn streng im Schlosse. Aber Christian bestach oft den

[1]) Dahlmann, l. c. III, S. 327—350.

[2]) Chronicon s. historia Joannis regis Daniae. Hafniae 1560. — Jo. Suaning, Christiernus II Daniae rex, speculum regis magni, crudelis, infelicis, exulis, exemplum ceteris. Francof. 1658. 12., p. 111—182.

wachhabenden Hauptmann und schwärmte, während der Lehrer schlief, in der Stadt herum und hielt sich da am liebsten auf, wo der Wein am besten und die Mädchen am schönsten waren. Der Vater wandte, als er es erfuhr, die Peitsche unerbittlich an, bis der Prinz auf den Knien Besserung versprach. 1502 sandte ihn der König als Droste in das aufständische Norwegen und mit List und Gewalt, mit Herrschergeist und Grausamkeit hielt Christian zehn Jahre hindurch Ordnung in Norwegen, bis er im zweiunddreißigsten Jahre ohne Widerstand den Thron von Dänemark und Norwegen bestieg.

Norwegen.

Handfeste.

Der junge König musste jedoch eine Handfeste unterschreiben, welche die Rechte des Adels erhöhte und die des Königs minderte: er solle nämlich nie dem Reichsrath zumuthen, bei seinen Lebzeiten einen seiner Söhne zum Nachfolger zu wählen. Die Reichsräthe sollen mit den besten Lehen der Krone bedacht werden, damit sie nicht auf eigene Kosten die Lasten des Reiches tragen. Den Edelleuten sollen die Ämter bei den Landsthingen vorbehalten sein, die Unebenbürtigen dagegen ehestens abgesetzt werden. Keinem Unfreien dürfe der König ferner den Adel ertheilen. Das Gut eines Unfreien dürfe bei seinem Tode nicht an einen Verwandten fallen, sondern müsse an Adelige verkauft und der Erlös den Verwandten übergeben werden. Die Edelleute sollen von ihren Bauern die höchsten Bußen erheben können; sie sollen nicht verpflichtet sein, dem Könige außerhalb des Landes einen Dienst zu leisten, außer wenn es der Reichsrath beschließe. Der Adel habe endlich das unbeschränkte Recht, mit dem Auslande Handel zu treiben. Bei solchen Rechten des Adels konnte der König nur ohnmächtig sein. Dennoch unterschrieb Christian II. die Handfeste, weil er entschlossen war, die Fesseln zu zerreißen. Er wollte die Bürger heben, den Adel brechen; er wollte aus der Union eine Wahrheit machen, erlag aber im Versuche und die Union ertrank im Blute, das er ihretwegen vergoss. Er war reich befähigt, aber auch List und Gewalt waren hervorragend und Launen, die ihn hinderten, der Wohlthäter seines Volkes zu werden. Sein Sinnen war, die Macht der Aristokratie zu brechen. Hierin war ein Weib seine Rathgeberin.

Christian II.

Während seiner Statthalterschaft hatte in Bergen ein bildschönes, liebenswürdiges Mädchen auf einem Balle sein Herz gefesselt — es ist dies die Düweke oder das Täubchen. Ihre Mutter, die Holländerin Sigbritt Willums, früher Obsthändlerin in Amsterdam, hielt damals eine Gastwirtschaft in Bergen; sie war eine Frau von Talent und Ehrgeiz, und während die bescheidene Tochter sich in die Regierung nicht mischte, sprach Sigbritt dem König beständig vom Reichthum der burgundischen Provinzen, der vom Handel und Städtewesen herrühre, während Adel und Geistlichkeit in Dänemark das Übergewicht hätten. Der König suchte zu helfen, griff aber damit in die Rechte der Großen auf freien Handel. Trotz der Düweke lebte der König gut mit seiner Gemahlin, der 1515 ihm angetrauten Schwester Karls V., der Infantin Isabella,[1]) deren Aussteuer

Düweke.

Sigbritt.

[1]) Die gelehrte lateinische Rede, mit welcher Lago Urne, Bischof von Rothschild, die Braut des Königs begrüßte — bei Langebek, l. c. VIII, S. 483—484.

auf 300.000 Ducaten festgesetzt war. 1517 starb die Düweke plötzlich, wie der König glaubte, durch Gift, das ihr der Schlosshauptmann Torben Oxe beigebracht hätte, weil sie sich geweigert, ihm Gegenliebe zu gewähren. Der König weinte und raste vor Schmerz. Sigbritt fachte den Funken zur Flamme an. Der Reichsrath sprach den Schlosshauptmann von der Vergiftung frei, aber nicht davon, dass er um die Neigung der Geliebten des Königs sich beworben habe. Da rief Christian im Zorn: „Gotts Drost, wenn Oxes Hals auch so dick ist, wie ein Ochse, soll er doch dem Henker verfallen sein"; er ließ gegen das Recht, wonach der Edelmann nur von Edelleuten gerichtet werden durfte, Torben Oxe vor ein Gericht von zwölf Bauern stellen und ihn auf ihren Ausspruch hin: „Nicht wir, aber seine Thaten richten ihn", als schuldig enthaupten. Torben Oxe.

Das war Bruch mit dem Reichsrathe, um welchen der König sich jetzt wenig mehr kümmerte. Einfluss hatten nur die Sigbritt und die Ausländer, die sie ihm empfohlen, namentlich ein Westfale Slaghöek. Der Adel sann auf Rache und die Ereignisse in Schweden gaben Anlass und Mittel dazu.

Die dänische Herrschaft bestand in Schweden nur dem Namen nach, das Regiment war in den Händen des Adels und an der Spitze desselben stand ein Reichsverweser. Wenn es Christian gelang, in Schweden wirkliche Macht zu begründen, so bekam er dadurch Kraft, die Fesseln zu zerreißen, mit denen ihn die Aristokratie in Dänemark umschloss. Schweden.

Der König griff es schlau an. Zunächst gewann er den Erzbischof von Upsala, Gustav Trolle, aus einer Familie, die durch ihre großen Güter in Dänemark in das Interesse der Union gezogen war, durch das Versprechen der Statthalterschaft in Schweden, dass er gegen die Sturen auftrat. Es kam zum Kriege zwischen den Sturen und dem Erzbischof, oder zwischen der Partei der schwedischen Unabhängigkeit und der dänischen Partei. Der Erzbischof wurde in seinem festen Schlosse Stäket 1516 belagert. 4000 Dänen landeten 1517, um ihn zu befreien, wurden aber bei Dufwenäs geschlagen von Gustav Wasa und gezwungen, auf ihre Schiffe zurückzukehren. Jetzt musste sich der Erzbischof ergeben, auf einem Reichstage auf seine Würde verzichten, das Capitel selbst zu einer neuen Wahl auffordern, und ward dann in das Kloster Westeräs eingesperrt. 1518 erschien König Christian selber mit einer Flotte vor Stockholm, allein sein Versuch, die Stadt zu überraschen, misslang. Am 22. Juli 1518 wurde er bei Brännkyrka von Sten Sture geschlagen. — Gustav Wasa trug in der Schlacht das Reichsbanner. — Jetzt unterhandelte der König von den Schiffen aus mit Sten Sture: er versprach, sich mit dem Reichsverweser zu vertragen, wenn man ihm Lebensmittel und sechs Geiseln liefere. Sie wurden abgesendet, Christian behielt die Geiseln zurück und fuhr mit ihnen nach Dänemark ab. Unter den Sechs war der junge Gustav Wasa. Des Königs Arglist verhängte Gefangenschaft über ihn, rettete ihn aber gerade dadurch vor dem Stockholmer Blutbade und schuf ihn zum Werkzeuge der Rache und der Erhebung Schwedens. Erzbischof Trolle. Christian geschlagen.

Christian rüstete zu einem neuen Zuge. Er reiste 1519 an den burgundischen Hof, um durch Erhebung der Mitgift seiner Gemahlin Mittel zum Kriege zu gewinnen. Er unterhandelte mit Frankreich und König Franz I. sandte ihm 1000 Mann zu, „Leute, die den Teufel nicht fürchteten", nebst sechs Kanonen. Christian rüstet,

In Schottland, in Preußen, in Brandenburg wurden Mannschaften geworben, Theophrastus Paracelsus wurde angestellt, um als Regimentswundarzt den Feldzug mitzumachen. Adel und Geistlichkeit strengten sich an, denn im Bestreben, die Calmarer Union aufrecht zu erhalten, giengen sie allein Hand in Hand mit dem Könige. Im Januar 1520 ward aufgebrochen. Gleich im ersten
siegt. Gefechte wurde Sten Sture tödtlich verwundet. Bei Tiweden siegten die Franzosen über die verzweifelte Tapferkeit der schwedischen Bauern. Am 7. April schloss der Adel Schwedens mit Christians Feldherrn den Vertrag, wonach Christian König sein, alles Geschehene aber der Vergessenheit überantwortet sein solle. Am 21. März 1520 unterzeichnete Christian in Kopenhagen den Vertrag. Die Witwe des Reichsverwesers, die kühne Christina Güldenstierna, vertheidigte noch längere Zeit Stockholm. Um Pfingsten kam der König selber mit einer Flotte vor die Hauptstadt: gewinnende Freundlichkeit, Versprechungen thaten das übrige. Christina übergab die Stadt, der König gelobte, alles Ge-
In Stockholm schehene solle abgethan und vergessen sein, auch was man gegen den Erzbischof verbrochen.[1])

Am 7. September 1520 hielt Christian seinen Einzug in Stockholm. Am 4. November war hier die Krönung, zu welcher der König den schwedischen Adel durch Versprechungen aller Art gelockt hatte. Drei Tage dauerten die Festlichkeiten; erst am vierten legte Christian die Maske ab und enthüllte den furchtbaren Plan, den er insgeheim gefasst hatte, und der ihm den Beinamen „der Nero des Nordens" verschaffte.

gegen den Adel. Bei der Unbotmäßigkeit des schwedischen Adels konnte er die Herrschaft über das Land nur behaupten durch ein stehendes Heer, ein solches aber verschlang das ganze Einkommen. Darum ward beschlossen, die Blüte des schwedischen Adels zu vernichten: habe das gemeine Volk keine Führer mehr, so werde es schon gehorsam sein. Aber der König hatte ja Amnestie be-
Slaghoek. schworen! Einer seiner Räthe, der ehemalige Barbier Slaghoek, half ihm aus der Verlegenheit: man müsse unterscheiden zwischen dem König, der verzeihen kann und darf, was ihn angehe, und dem Vollstrecker der päpstlichen Bannbulle gegen alle, die der Theilnahme an der Entsetzung des Erzbischofs von
Trolle. Upsala schuldig seien. Darum erhob jetzt im Schlosse der Erzbischof Trolle, wahrscheinlich ohne zu ahnen, zu welch schrecklichen Dingen er die Hand bot, Klage wegen seiner Misshandlung an Leib und Gut. Der König ließ die Bannbulle verlesen, fuhr über Sten Sture los, dessen Witwe, um das Andenken ihres Mannes zu rechtfertigen, an den Friedensvertrag und daran erinnerte, dass der Erzbischof durch einen Reichstagsbeschluss entsetzt worden sei, und zum Beweise lieferte sie dem Könige die Urkunde mit Schrift und Siegel aus. Der König ließ alle, welche die Entsetzungsurkunde unterschrieben hatten, sogleich verhaften und ihnen am andern Morgen die Frage vorlegen, ob es nicht eine Ketzerei sei, sich wider den heiligen römischen Stuhl zu ver-

[1]) Dahlmann, l. c. III. S. 329—342.

schwören. Alle antworteten mit „Ja“ und nun hieß es, sie hätten sich selber ihr Urtheil gesprochen. Herolde ritten am gleichen Morgen durch die Straßen und verkündeten, niemand solle bei Todesstrafe sein Haus verlassen. Die Thore wurden geschlossen, Kanonen auf den öffentlichen Plätzen aufgefahren. Donnerstag den 8. November 1520, gegen Mittag, wurden die Gefangenen auf den großen Marktplatz geführt. Ein Rath des Königs erklärte, man solle nicht erschrecken über das, was bevorstehe; großes Unrecht sei begangen worden, man habe sogar Schießpulver versteckt, um den König in seinem Schlosse in die Luft zu sprengen. „Alles unwahr!“ rief der Bischof von Skara, „der König handelt mit Lüge und Verrath gegen die Schweden.“ — Sofort wurde er mit dem Bischofe von Strangnäs enthauptet; dann kam die Reihe an die Dreizehn vom Ritterstande, darunter den Vater Gustav Wasas, dann an die vom Bürgerstande, drei Bürgermeister und dreizehn Rathsherren von Stockholm; sogar ein Bürger, der bloß zusah und weinte, wurde gepackt und enthauptet, weil er nicht nach Befehl zu Haus geblieben. Olaus Petri wurde nur durch einen deutschen Officier gerettet, der ihn in Wittenberg kennen gelernt hatte und ihn für einen Deutschen ausgab. Er erzählt, er habe vierundneunzig Köpfe fallen gesehen. Die Leichen wurden in drei Haufen, nach der Ordnung der Stände, aufgeschichtet und blieben unter strömendem Regen liegen, die Hunde leckten daran, erst am Sonnabende wurden sie verbrannt. Ihren Angehörigen nahm man die Habe. Neue Schlachtopfer folgten am zweiten und dritten Tage und so gieng es durch das ganze Land; ungefähr sechshundert Häupter fielen und viele Frauen und Töchter der Hingerichteten, darunter Gustav Wasas Großmutter, Mutter und Schwester wurden nach Dänemark in Gefangenschaft gebracht. Sten Stures Witwe ward auf Trolles Fürbitte zu ewigem Gefängnis begnadigt, doch rettete sie wie ihre Mutter ihr Leben nur durch Abtretung von Hab und Gut. Den schwedischen Schlössern und Vogteien wurden Ausländer vorgesetzt. Die Bauern mussten ihre Waffen abliefern, ihre Armbrüste zerbrechen. Eine starke Schatzung ward auf das Land gelegt, um die Kosten des Heereszuges und der Besatzung, die in Schweden blieb, zu bestreiten. — All das geschah unter dem erlogenen Vorwande, die beleidigte Kirche verlange es. Blutbad.

Christian kehrte jetzt nach Dänemark zurück, um auch hier das Königthum zur alleinigen Macht umzuschaffen. Der Adel hatte Vorrechte, unter welchen die Monarchie wie die Bauernschaft und die Städte gleich sehr litten. Der König konnte kein Geschäft von irgend einer Bedeutung ohne Zustimmung des Reichsrathes vollziehen, sogar die Bestätigung oder Nichtbestätigung der Prälaten war ihm entzogen. Schlösser, Lehen und Landrichterstellen konnten nur an Adelige verliehen werden. Adelig Gut blieb adelig Gut, konnte nicht einmal mehr an die Krone zurückfallen, war steuerfrei. Der Adel hatte das Fehderecht; Bürger und Bauern hießen unfreie Stände. — Adel in Dänemark.

Gustav Wasa.

Wenn Christian die Vorrechte eines übermüthigen Adels zum Wohle der Gesammtheit einschränken wollte, so war er im Recht; dass er aber in Schweden in so schrecklicher Weise die Mittel zum Zwecke sammelte, war ein himmelschreiendes Unrecht — und nie kam die Strafe dem Vergehen schneller auf dem Fuße nach als diesmal.

Gustav Wasa. Der Rächer war ein junger Schwede, Gustav Erichsson, aus dem angesehenen Geschlechte der Wasa vom Vater herstammend, mütterlicherseits von den Sture.[1]) Der Name Wasa kommt von dem Wappen.[2]) Gustav Wasa, geboren am 12. Mai 1490 auf dem Gute Lindholm in Roslagen, machte seine Jugend. Studien in Upsala. Zeitgenossen schildern ihn als einen „edlen, schönen, verständigen, hurtigen, jungen Mann.“[3]) Wie er sich früh schon im Kriege hervorthat, wie er durch Christians Wortbruch als Geisel nach Dänemark kam, sahen wir oben. Er war einem Herrn Baner auf sein Schloss Kallö in Jütland zur Gefangen, Bewachung übergeben, blieb hier über ein Jahr und machte sich durch sein heiteres, treuherziges Wesen so beliebt, dass man ihn frei umhergehen ließ. Gerade damals wurde zum Zuge gegen Schweden gerüstet und am Tische musste er junge Krieger oft prahlen hören, wie sie die Schweden schlagen und die Mädchen verlosen wollten. „Darob ward ihm Angst,“ sagt ein Zeitgenosse, „weder Speise flüchtig, noch Trank schmeckte ihm, er fand keinen Schlaf, er dachte nur an Flucht in die Heimat.“ Im September 1519 eines Morgens gelang es ihm, als Ochsentreiber in Lübeck, verkleidet zu entfliehen und Lübeck zu erreichen, wo er acht Monate verweilte. Baner eilte ihm nach und forderte ihn vom Rathe zu Lübeck zurück. Gustav aber sprach so beredt über des Königs Wortbrüchigkeit, versprach Baner so glänzende Entschädigung und die Sorge der Lübecker vor Christians Plänen gegen die Hansa war so rege, dass diese ihn nicht auslieferten, sondern meinten, es sei besser, ihn in sein Vaterland zu entlassen; wer wisse, was er ausrichten werde.

Gustav wollte nach Stockholm, allein es war damals schon eingeschlossen zu Land und zur See. Er stieg daher bei Calmar am 31. Mai 1520 ans in Schwe- Land. Anfangs mit Wohlwollen in der Stadt aufgenommen, sah er sich aber den. doch bald genöthigt, in die Smaländische Gebirgsgegend zu fliehen. Nirgends fand er das Volk geneigt zur Erhebung. Die meisten sagten, Christians Strenge treffe Adel und Geistlichkeit nicht unverdient; auch fehle es nicht an Salz und Häringen, weshalb also Krieg erheben? „Durch Verleumden, Belügen, Verführen und Verderben halfen damals noch die Schweden gegeneinander.“[4]) Einige griffen nach Bogen und Pfeilen und schossen nach ihm. Bereits war ein Preis auf Ge- Gustavs Kopf gesetzt; er musste unter Verkleidung wandern; er suchte nach fahren. Dalekarlien zu entkommen. Seinem Schwager, den er besuchte, vermochte er nicht abzurathen von der Reise zur Krönung, wo dieser in der That auch den Tod fand. Einige Zeit hielt er sich verborgen auf seinem Gute Räfsnäs. In

[1]) Geschichte König Gustavs I. aus alten ungezweifelten Quellen Urkunden zusammengetragen von Ol. Celsius. Aus dem Schwedischen übersetzt. Leipzig 1749. 2 Bde.

[2]) Wasa = Faschine, womit man die Laufgräben füllt, woher auch das Geschlecht den Namen Sturmwasa trägt; ursprünglich war im Wappen ein schwarzer Bündel, Gustav wählte die gelbe Farbe dafür.

[3]) Geijer, l. c. II, S. 1—2.

[4]) Ibid. II, S. 9.

Bauerntracht arbeitete er um Taglohn in Dalekarlien. Die Scheune, wo er dort den Flegel führte, ist jetzt Reichsmonument. Ein goldgestickter Hemdkragen unter dem wollenen Wamms verrieth ihn und der Herr des Hofes gieng selber fort zum königlichen Vogt, um ihn anzuzeigen. Die Frau warnte, er entfloh zum Kronschützen Sven Elfsson. — Auch hier war es die Frau, die ihn rettete, als die unermüdlichen Verfolger ins Haus kamen, indem sie ihn als einen faulen Knecht mit der Backschaufel zur Thüre hinausjagte. In einem Fuder Stroh versteckt, fuhr Gustav weiter; dänische Soldaten durchstachen das Stroh und verwundeten ihn am Fuße. Damit das auf den Schnee tropfende Blut den Flüchtling nicht verrathe, schnitt Elfsson das Pferd in den Fuß. In Mora redete er zu den Bauern von der Sclaverei des Vaterlandes. Er erweckte Theilnahme, allein sie sagten, sie wollten dem Eide gegen den König treu bleiben, und baten ihn schließlich, sich zu entfernen, wo ein Weg offen sei. Die Dalekarlen.

Kaum war Gustav unter Gefährlichkeiten aller Art weitergezogen, als ein flüchtiger Edelmann nach Möra kam und die erste Kunde vom Blutbade in Stockholm brachte: jede Waffe solle jetzt dem schwedischen Bauer genommen, eine neue schwere Steuer ausgeschrieben werden, man werde den Bauern die Gliedmaßen verstümmeln, damit sie sich nicht wehren könnten. Jetzt bereuten die Bauern, dass sie den hohen Flüchtling hatten ziehen lassen, und schickten ihm Skidläufer nach, um ihn zurückzuholen. Sie trafen ihn, wie er eben im Begriffe war, sich den Weg nach Norwegen zu suchen, und brachten ihn in den Kreis der Bauernschaft zurück, die ihn zum Herrn und Hauptmann des Reiches wählte, ihm sechzehn tüchtige Männer zur Leibwache gab und einige hundert entschlossene junge Männer, mit denen er sofort den Krieg gegen Christian begann. Gustav überraschte mit ihnen Falun, bemächtigte sich der Steuergelder der Krone, schlug den Erzbischof Trolle zurück und nun schlossen sich noch viel mehre von den tapfern Thalbauern im Flussgebiete der Thalelbe an ihn an, denn Gott habe Gustav als einen Tropfen von Schwedens ritterlichem Blute vor der Tyrannei Christians gerettet. Der Aufstand griff um sich. Gustav übte seine Thalbauern, die von Kriegszucht nichts wussten, wohl ein, schlug Nothmünzen. Je weiter er vorschritt, umso größer ward sein Anhang. Bei einer Musterung am 23. April soll er schon 20.000 Mann um sich gehabt haben. Erhebung. Fortschritt.

Doch bemerkt Schwedens Geschichtschreiber[1]) zu dieser Zahl mit Recht: „Schwedens Befreiung durch Gustav Wasa ist eine Geschichte, die das Volk selbst gemacht hat, und es zählte weder sich selbst noch die Feinde.“ — Bei Westeräs schlug er den Dietrich Slaghoek zurück und dieser Erfolg war entscheidend. Das Volk erhob sich jetzt allenthalben und seine Macht war jetzt schon so groß, dass er sie theilen und die Schlösser mehrerer Landschaften einschließen konnte. Um Johanni 1521 begann Gustav die Belagerung Stockholms, sie dauerte zwei Jahre. Gustav belagert Stockholm.

[1]) Geijer, l. c. II, S. 13—18.

Geijer bemerkt: „Überhaupt war Gustavs Bahn nicht die Bahn glanzvoller Thaten, obwohl sein Leben selber eine Großthat ist. Was er vollbrachte, war das Werk großer Geduld und großer Klugheit, und fehlte es ihm nicht an Kühnheit, so war diese von solcher Art, vor welcher der bloße Krieger erblaßt. Alles übrige besteht aus Belagerungen der verschiedenen Schlösser und Schanzen des Reiches, unternommen, wie es sich thun ließ, mit aufgebotenen Bauern, deren Haufen einander ablösten und wegen eigener Haushaltungssorgen oder Noth bisweilen ganz ausblieben. Am größten war oft die Noth an Geld, die Mannschaften zu besolden. Es war eine Zeit großer Sorge und Gefahr, sagt eine zeitgenössische Chronik; Gustav mußte nach und nach sein eigenes Erbgut aufwenden und gar traurig mußte er oft, wenn das Volk nach Bezahlung rief, antworten, es sei wenig im Geldkasten. Darum blieb er nicht viele Tage an derselben Stätte, sondern reiste Tag und Nacht zwischen den Lagern."

Noth-stände.

Nach und nach traten viele vom Adel auf Gustavs Seite, so daß er einen Herrentag nach Wadstena zu berufen sich getraute. Siebzig Männer vom Adel boten ihm hier am 24. August 1621 die Krone an, er begnügte sich aber mit der Stelle eines Reichsverwesers. Wahrscheinlich wäre Gustav aber trotzdem erlegen, hätten nicht günstige Ereignisse sein Wagnis gefördert. Die Lübecker schlossen ein Bündnis mit ihm, allerdings ein eigennütziges: Mannschaft, Schiffe und Kriegsbedürfnisse ließen sie mit schwedischem Eisen und Kupfer sich theuer bezahlen. Noch wichtiger für ihn war ein Aufstand in Dänemark, in welchem Christian II. gestürzt wurde. —

Reichs-verweser.

Fall Christians II.

Nicht das Blutbad zu Stockholm allein war es, was Christian stürzte, obschon er von da an im Norden der Blutdürstige oder der Tyrann genannt wurde, sondern die Vielseitigkeit der Unternehmungen zu gleicher Zeit: Christian wollte die Macht des Clerus brechen, wollte den Adel zermalmen, wollte den Bürger und Bauer heben, die Macht der Hansa vernichten, Holstein erwerben, Schweden erobern. Das hieß zu viele Zwecke auf einmal verfolgen. Wenn er nur beharrlich in der Wahl der Mittel gewesen wäre, aber so brauchte er bald Recht, bald Gewalt, bald List, und zeigte sich schwach, als die größte Kühnheit nöthig war. Es gibt Menschen, sagt ein nordischer Geschichtschreiber, die, wie Sturmvögel vor dem Ungewitter, in der Geschichte wie Warnungszeichen eines annähernden Ausbruches großer Erschütterung hervortreten. Christian, zwischen allen verschiedenen Richtungen seiner Zeit ohne Mittelpunkt hin- und hergeworfen, ist ein solches Wesen, geeignet, Furcht oder Mitleid zu erregen.

Christians Fehler.

Die Stockholmer Blutthat scheint Christian wenig bereut zu haben. Zu Erasmus sagte er bald darauf, man richtet mit gelinden Mitteln nichts aus, die wirksamsten sind immer die, so den ganzen Körper erschüttern. Christian nahm

gleich nach der Rückkehr aus Schweden einen Anlauf, die Reformation einzuführen, und wandte sich an Luther und Karlstadt um einen tüchtigen Prediger der neuen Lehre, die ihm denn sogleich einen Magister Martin Reinhard schickten. Der Mann jedoch hatte wenig Glück und musste 1521 wieder nach Deutschland zurückkehren. Nun lud Christian den Luther und Karlstadt selber ins Land. Luther blieb auf der Wartburg, Karlstadt aber kam, hatte jedoch ebenfalls wenig Erfolg.[1]) Christian machte indes Besuch bei seinem Schwager Karl V. in den Niederlanden und erreichte von diesem ein Verbot gegen die Lübecker, in Gemeinschaft mit den schwedischen Rebellen zu bleiben. Das war aber auch das einzige, denn die reformatorischen Tendenzen des Königs waren dem Kaiser zuwider und dieser ließ harte Worte hören wegen seiner in ihrem Gewissen hart bedrängten Schwester.[2]) Die Spannung wurde groß und schien den König vollständig den Reformatoren in die Arme zu treiben. Änderung brachte die Ankunft eines päpstlichen Nuntius 1521, welcher Rechenschaft wegen der in Stockholm hingerichteten Bischöfe und Prälaten verlangte. Da schob Christian plötzlich alle Schuld auf seinen Rathgeber Slaghoek, den er kurz vorher zum Erzbischof von Lund bestimmt hatte. Ein Opfer musste fallen und der Anstifter des Blutbades wurde 24. Februar 1522 in Kopenhagen verbrannt.[3]) Karlstadt verließ jetzt Dänemark wieder. Eine Verordnung, die der König erließ, gibt ein Bild damaliger Zustände. Jede Appellation nach Rom ward verboten, der Geistlichkeit die Ehe gestattet, den Bischöfen nur ein Gefolge von zwölf bis vierzehn Gewappneten erlaubt, die Schamlosigkeit der Klöster gerügt und dem Adel verboten, die Bauern fürder zu verkaufen. Strandgut solle nicht mehr dem rechtmäßigen Eigenthümer entfremdet werden dürfen.

Reformation. Christian II. bei Karl V. Slaghoeks Ende. Reformation.

Der König suchte die Städte und den Handel zu heben. Allein, wie ein Geschichtschreiber richtig bemerkt, bei allen Verbesserungen des gemeinen Wesens kommt es darauf an, dass der Boden wohl vorgerichtet sei, ihre Saat aufzunehmen, und dass man bis zur Ernte zu leben habe. Christian hatte seinen Boden verdorben, für ihn gab es keine Zukunft zum Abwarten, zur langsamen Pflege mehr. Der Adel war aufgeregt wie der Clerus. Der Fortschritt der Empörung in Schweden verletzte den Stolz der Dänen und sie richteten ihr Augenmerk auf des Königs Oheim, Friedrich von Holstein. Eine Empörung bereitete sich allmählich in Jütland vor. — Kopenhagen wurde damals durch eine Flotte der Lübecker, Rostocker und Stralsunder bedroht, aber durch Christians thatkräftigen Widerstand gerettet. Als der König nun einen Reichstag in die Hauptstadt ausschrieb, kamen nur wenige Norweger, aber keine Jüten. Diese versammelten sich im Gegentheile in Wiborg und zählten in einer langen Beschwerdeschrift alles auf, was der König gegen geistliche und weltliche Herren verbrochen, und wandten sich an seinen Oheim Friedrich.[4]) Christian erwies sich auf einmal nachgiebig, allein

Die Dänen unzufrieden. Die Jüten. Friedrich I.

[1]) Dahlmann, l. c. III, S. 350–351.

[2]) Ibid. III, Anhang H.

[3]) Auf dem Weg zur Hinrichtung rief der Verurtheilte dem königlichen Geheimschreiber Brockman zu: „Vale magister, haec sunt praemia laborum nostrorum!“ Der aber gab zur Antwort: „Non, non, poena peccati.“

[4]) Über Friedrich vergl. oben S. 52. In dem Absagebrief wird Christian II. vor-

ohne Erfolg. Man antwortete, man traue den Versprechungen des Königs nicht mehr und habe sich jetzt schon mit einem andern Herrn versehen. Die Bewegung theilte sich anderen Provinzen mit. Friedrich empfieng im März 1523 in Wiborg die Huldigung als König von Dänemark; obschon im Herzen gut protestantisch, verhieß er doch, die ketzerischen Prediger gegen den Papst an Leib und Gütern zu strafen, und opferte die Bauern dem Adel. Christian wankte der Boden unter den Füßen: er floh mit zwanzig Schiffen in Eile aus dem Lande[1]) zu seinem kaiserlichen Schwager, 14. April 1523; in Malmö und Kopenhagen ließ er Besatzungen zurück. Friedrich belagerte bald darauf Kopenhagen und Malmö; am 6. Februar 1524 ergaben sich
Friedrich siegt. beide Festungen — am 10. August 1524 ward er von Gustav Trolle in Kopenhagen gekrönt. Als Friedrich von den Schweden gemäß der Union von Calmar Huldigung verlangte, erklärten diese, sie hätten schon einen König,
Ende der Union. Gustav Wasa, und so ward die Union nach hundertsechsundzwanzigjähriger Dauer aufgelöst. —

Gustav Wasa, König. — Die Reformation in Schweden.

Gustav, König. In Strengnäs war Gustav in der That am 7. Juni 1523 zum Könige gewählt worden; am 23. Juni zog er in Stockholm ein. Das Reich war frei von äußeren Feinden, der Kampf mit den inneren war übrig und die Lage mehr als schwierig. Die Zeit der Union war eine Zeit großer Zügellosigkeit und mehr als einmal lag der Gedanke nahe, Schweden in kleine Gau-Königthümer aufzulösen. Der Adel war stark in den Landschaften durch eigene Güter und durch Belehnung mit Domänen, wofür er aber keine Steuer mehr entrichtete. Die Kraft des Adels war nun durch das Stockholmer Blutbad gebrochen, Gustav hatte sich erhoben mit Hilfe der schwedischen Bauern. „Alles mit Gott und der schwedischen Bauernschaft!“ war fortan sein Losungswort. Seit Engelbrecht und durch Gustav selber war das Selbstgefühl der

---

geworfen, dass er ihnen sein eidliches Versprechen bei der Huldigung nicht gehalten habe: „Denn die Schlösser und Lehen hat man Ausländern, Leibeigenen und liederlichen Leuten überlassen. Wie diesem Reiche in den abgewichenen Jahren mitgespielt worden, dass weiß Gott und der heilige Laurentius. — Wir haben auch an den Stockholmischen Reichstag gedacht, wo so viele Bischöfe, Ritter und ehrliche Männer ohne Recht und Urtheil umgebracht worden, und haben daher befürchtet, dass es auf des bösen Weibes Sigbritts Rath, welche uns Edelleute hier im Reiche insgesammt als Schälke und Verräther abgemalet und uns mit Galgen und Schwert gedroht hat, eben so ergehen möchte. Wir besorgen, dass Euer Gnaden fremde Völker ins Land gerufen hat, um uns anzufallen, und zwar auf Antrieb eben desselben bösen Weibes. — — Weshalb wir Euch Huld und Treue aufsagen — ein für allemal. Wir empfehlen Euer Gnaden Gott und dem heiligen Laurentius.“

[1]) Die alte Sigbritt wurde in eine Kiste versteckt auf sein Schiff getragen. Treu in Anhänglichkeit flohen mit ihm Hans Wäß, Erzbischof von Lund, der Hofprediger Hans Moenbo und der Bürgermeister von Malmö, Hans Michelsen, welcher 1524 seine Übersetzung des Neuen Testamentes ins Dänische in Antwerpen herausgab.

Bauern sehr gestiegen.[1]) Wollte er diese Bauern noch ferner auf seiner Seite haben, so musste er sie mit Steuern verschonen. Woher nun die Mittel finden, um die Regierung zu erhalten, zumal ein Angriff von Christian oder gar von seinem Schwager, dem Kaiser, in Aussicht stand? Gustav beschloss nun in dieser Noth, sich mit dem Kirchengute zu helfen, d. h. sich der Reformation zuzuwenden, da er ohne diese einen Raub des Kirchengutes nicht wagen durfte. Da er aber die katholische Stimmung der Bevölkerung zu fürchten hatte, so suchte er den Adel durch Aussicht auf Antheil an der Beute auf seine Seite zu ziehen, — überhaupt hat er sich mit der höchsten Schlauheit und Dreistigkeit hiebei benommen. Als er sein Ziel erreicht hatte, musste der Adel dennoch leer ausgehen. Des Königs Unternehmen gegen die Kirche begünstigte der Umstand, dass der Clerus sich der Union günstig gezeigt und bei der Regung des Nationalgefühls einen Theil des Hasses gegen die Dänen auf sich geladen hatte. Gustav Trolle z. B. war der verhassteste Mann in ganz Schweden.

Reformation in Schweden.

Der König schützte darum die zwei Brüder Olaus Petri und Laurentius, welche in Wittenberg Luthers Schüler geworden waren und dessen Grundsätze sie seit ihrer Rückkehr ins Vaterland 1519 eifrigst verkündeten; er beförderte sie zu hohen Stellen, den einen in Stockholm, den andern zum Professor in Upsala; sie eiferten namentlich gegen das Kirchenvermögen mit dem Satze: „Das Geld der Gemeinde gehört dem Volke.“ Nun übergab Lübeck 1523 auf dem Reichstage zu Strengnäs eine hochlaufende Rechnung für Kriegshilfe und verlangte rasche Bezahlung unter Androhung eines Bundes mit König Friedrich, und diese Stadt rühmte sich ja, sie erhebe und entthrone die Könige des Nordens. Darum gab Gustav am 8. September 1523 dem Volke Rechenschaft über die Einkünfte des Reiches — die Kriegsschulden allein beliefen sich auf 400.000 Reichsthaler außer der Lübecker Rechnung — und verlangte Deckung. Das Kirchensilber musste hergegeben, der Zehenten für die Schuld des Reiches verwendet werden, das ganze Reich wurde schwer besteuert, was umso drückender erschien, als wenig Geld im Lande und gerade ein Nothjahr war. Man nannte Gustav den Hunger- und Rindenkönig, weil das Volk statt Brotes Baumrinde essen müsste. Viele stellten die Noth als eine Strafe des Himmels dar, weil der König die Irrlehre begünstige, und die Schwärmereien einiger Wiedertäufer, darunter Knipperdollings, gaben diesem Vorwurfe Ansehen.[2]) So konnte ein Versuch, das Haus Sture wieder zu erheben, gefährlich werden. Gerade die Dalelarlen schrieben Gustav, sie könnten es nicht länger dulden, dass er Kirchen, Klöstern, Priestern oder Schwedens gemeinem Volke noch mehr Silbersteuern auferlege. Zwei Bischöfe schlossen sich dem Aufstande an. Er wurde bezwungen und Gustav beutete den Sieg mit größter Kühnheit aus, die Hierarchie in Schweden gedachte er vollständig zu stürzen.

Reichstag zu Strengnäs.

Aufstand.

Auf einem neuen Reichstage zu Westerås, auf dem der König selbst öfters zu dem Volke von der Nutzlosigkeit des Mönchslebens gesprochen und dass die Kirche kein Recht an weltlichen Besitz und weltliche Macht habe, gieng Gustav

Reichstag zu Westerås.

[1]) Geijer, l. c. III, S. 36—38.
[2]) Die Beweisstellen bei Geijer, l. c. II, S. 43—45.

dem Clerus entschieden zu Leibe. Zunächst wurden den Bischöfen ihre Plätze nicht mehr nach dem Könige, sondern unten, beim niederen Adel, bei Bürgern und Bauern angewiesen. Bei den Verhandlungen erinnerte der Kanzler Laurentius Andreä[1]) an alles, was der König für das Reich gethan habe, und wie schlecht man ihn dafür lohne; immer sei er mit der Pfahlaxt bedroht; die Thalmänner meinten, alles sei durch sie vollbracht, und sie wollten in das Regiment des Reiches ein- und absetzen, wen es ihnen gefiele. Alles bürde man dem Könige auf: die Theuerung, die nothwendigen Steuern; namentlich aber trotzten die Bischöfe dem Könige und beschuldigten ihn des Schutzes der Ketzerei. So könne es nicht fortgehen. Der Zoll sei weg, die Bergwerke in Verfall, der Handel liege darnieder. — Entweder solle man der Krone ein höheres Einkommen sichern und dem verarmten Adel zurückgeben, was ihre Ahnen den Mönchen gestiftet, oder der König werde abdanken.

Ein Bischof trat auf: Allerdings sei man dem Könige Treue schuldig, aber ohne die Einwilligung des Papstes könne man weder in eine Veränderung der Lehre, noch in Verkümmerung des Kirchengutes einwilligen. Die weltlichen Herren gaben ihm Recht.

Gustav dankt ab,

Nun erhob sich Gustav: „Gut, dann mögen wir nicht länger König sein. Bekommen die Leute nicht Regen, so ist es unsere Schuld; fehlt ihnen Sonnenschein, so ist es desgleichen; kommen schwere Jahre, Hunger und Pest, so werden wir beschuldigt: alle wollen uns meistern. Solchen Lohn wollen wir nicht länger für unsere Mühe, unter solchem Beding möchte nicht der Schlimmste in der Hölle König sein. Entlasset mich daher aus dem Regimente und gebt mir zurück, was ich aufgewendet, dann will ich wegziehen und mein undankbares Vaterland nie wieder sehen." Dabei brach der König in Thränen aus und verließ die Versammlung.

Alles war bestürzt. Ein Bischof rief: „Niemand wird mich zum Heiden, Lutheraner oder Ketzer machen"; — ein anderer aber sagte: „Die Diener der Kirche wollen nicht solchergestalt beschützt sein, dass das ganze Reich darüber zugrunde gehe." — Die Bürger sprachen sich für den König aus und die Bauern schlossen sich ihnen an, ja erklärten zuletzt, alle todtzuschlagen, die es nicht mit ihm hielten. Ein Religionsgespräch ward von der Versammlung angeordnet, das drei Tage dauerte. Dreimal sandte man an Gustav, sich der

bleibt dennoch.

Regierung wieder anzunehmen; erst als man zum viertenmale fußfällig und unter Thränen ihn bat, gab er nach. Sein Triumph war vollständig. Den Bischöfen entsank der Muth.[2])

Recess von Westeräs.

Sofort wurden alle Forderungen des Königs bewilligt — in dem sogenannten Westeräser Recesse, Johanni 1527. Danach ist 1. die Verpflichtung gemeinschaftlich, jedem Aufruhr zu widerstehen und die gegenwärtige Regierung wider einheimische und ausländische Feinde zu vertheidigen; 2. hat der König das Recht, die Schlösser und Schanzen der Bischöfe sich anzueignen und die Einkünfte der letzteren, sowie der Domkirchen und Canoniker zu bestimmen, die bisher an die Bischöfe erlegten Strafgelder zu erheben und selbst über die Klöster zu verfügen; 3. der Adel ist berechtigt, wieder zu

[1]) Geijer, l. c. II, S. 61 ff.
[2]) Ibid. II, S. 66.

bekommen, was seit 1474 an Klöster und Kirchen gebracht worden ist, wofern der Erbe durch den Eidschwur von zwölf Männern bei dem Thing sein Geburtsrecht beweisen kann; 4. die Prediger haben das Recht, das reine Wort Gottes frei zu verkünden. Ein Zusatz bestimmte, dass alle geistlichen Ämter, nicht nur die höheren, sondern auch die geringeren, in Zukunft nur mit des Königs Einwilligung besetzt werden. Nur unter Aufsicht des Königs dürfen die Bischöfe die Kirche mit Predigern versehen. Ihm stehe es frei, diejenigen zu entsetzen, die er für nicht geeignet halte; in weltlichen Dingen sollen die Priester vollständig unter weltlicher Gerichtsbarkeit stehen; kein Theil ihres Nachlasses soll bei ihrem Sterben den Bischöfen anheim fallen; endlich soll das Evangelium in allen Schulstuben gelesen werden, dieweil sie ja christliche Schulen seien. Damit war die Krone vollkommen Herrin über die Kirche und der König zögerte denn nicht, augenblicklich Güter und Einkünfte von Kirchen und Klöstern an sich zu ziehen. Gustav Herr über die Kirche.

Der alte Glaube hatte aber noch Halt in den Herzen der Bauern, die nur überrascht und in der Überzeugung, es gehe eigentlich über ihren Verstand, die Zustimmung zu den Anträgen des Königs gegeben; sie merkten bald, dass sie nicht nur einen König, sondern auch einen Herrn hatten. Eine Reihe von Aufständen erfolgte, Adel und Clerus schoben gemeinsam die Bauern vor, die den König ebenso eifrig wieder herabzustürzen suchten, wie sie ihn früher emporgehoben. Aber Gustav siegte. Seine gewohnte Handlungsart, dem Strome zu folgen, wo dieser ihm übermäßig ward, bis er selbst festen Fuß gewinnen mochte, half ihm. Das Blutbad zu Stockholm hatte die Macht der Großen, der Reichstag zu Westeräs hatte die Macht der Bischöfe gebrochen. Doch muss man zugestehen, dass die Kirche Schwedens nicht so arm wurde, wie bei der Reformierung anderer Länder, auch hat sie von katholischen Elementen vieles beibehalten. Aufstand

Gefährlich ward für Gustav noch einmal Christian II. Sein Aufenthaltsort in den Niederlanden war der Vereinigungspunkt aller unzufriedenen Schweden; 1530 hofften sie, Christian wieder die Krone zu verschaffen. Karl V. gab Geld, die Holländer Schiffe und Geschütz.

Im October 1531 stach Christian II. mit fünfundzwanzig Schiffen in See und landete in Norwegen. Die Bewohner erhoben sich; die Bischöfe erklärten sich für ihn, der jetzt als Vertheidiger des katholischen Glaubens auftrat. Als er jedoch in Schweden eindringen wollte, wurde er zurückgeschlagen. Gustav und der Dänenkönig Friedrich vereinigten sich. Schwedische Heeresmacht rückte in das obere Norwegen ein. Die vereinigte dänische und lübische Flotte verbrannte Christians Schiffe, seine Macht schwand plötzlich. Hunger und Mangel machten sein Volk rebellisch. Am 1. Juli 1532 begab sich der König Christian II., um persönlich mit seinem Oheime in Kopenhagen zu unterhandeln, auf ein dänisches Schiff gegen Zusicherung eines freien und ehrlichen Geleites hin und zurück, wenn kein Vergleich zustande kommen sollte. Am 12. Juli kam das Schiff in Kopenhagen an, König Friedrich I. erklärte aber — was ihm zu ewiger Schmach gereicht — die Vollmachten für überschritten und verurtheilte Christian II. zu ewiger Haft in Sonderburg, wo der Unglückliche in einem elenden Kerker, in Norwegen. Friedrich I. siegt. Christian II. in Haft

der nur durch ein vergittertes Loch einige Luft erhielt, siebzehn Jahre zubrachte; seine Umgebung bildete ein norwegischer Zwerg und ein schwedischer Soldat, dem es eine Freude machte, ihn an das Blutbad in Stockholm zu erinnern.

Dalekarlen.

Kaum war Christian II. gefangen, so brach Gustav den Trotz der Thalbauern: er überraschte sie mit einem Heere; er sagte ihnen, sie dürften ihr Spiel nicht mit ihm treiben, er wolle keine feindliche Landschaft in seinem Reiche dulden; künftig solle diese entweder gehorsam oder so verwüstet sein, dass weder Hund noch Hahn darin zu hören sei. Sie waren überrascht, mussten die Anstifter ausliefern, fünf derselben wurden sogleich hingerichtet. Fortan war der Trotz der Darlekarlen gebrochen.

Wullenweber.

Einmal noch drohte Gefahr von Lübeck. Wullenweber trug sich noch einmal mit dem Gedanken, es sei Sache der Hansa, die Könige ein- und abzusetzen. Gustavs Schwager, der Graf Johann von Hoja, ließ sich von den Lübeckern gebrauchen. Dänemark wurde wie Schweden zugleich angegriffen, 1536 aber wurde Lübeck gezwungen, mit Dänemark wie mit Schweden Frieden zu schließen. Der Plan, Gustav zu ermorden und Stockholm den Lübeckern zu übergeben, wurde vereitelt. Unter denen, die als Helfershelfer zum Tode verurtheilt wurden, waren auch die Prediger Olaus Petri und Laurentius Andreä. Die Macht der Krone war fester als je. Jetzt fühlte sich Gustav so sicher, dass er auch dem Adel die Kirchenbeute abzujagen wagte. 1538 verbot er, dass jemand sich das Eigenthum der Kirche anmaße, bevor er vor dem Könige selbst sein Recht erwiesen. Viele Ländereien wurden dem Adel jetzt entrissen und Krongut.

Gustav hatte die Nation von den Dänen befreit, er hatte die Reformation eingeführt und mit Kirchengut die Krone reich gemacht, aber seine Würde war nur persönlich. Es galt jetzt, sie auch in seiner Familie erblich zu machen und dem Gebäude den Schlussstein aufzusetzen. Dieses geschah

Erbvereinigung zu Westeräs.

durch die sogenannte Erbvereinigung von Westeräs 1554, worin das Königthum in seinem Hause als erblich anerkannt wurde. Im gleichen Jahre ward beschlossen, keine andere Religion in Schweden zu dulden, als die lutherische. Die Krongewalt wurde verstärkt durch des Königs Grundsatz, dass alle Grundmarken, welche unbebaut liegen, Gott, dem Könige und der Krone Schwedens zugehören. Der Fluss gehört dem Könige (respective Fischerei), alles Erzgebiet gehört dem Könige, alles Fehderecht hört auf, mit andern Worten: Gustav war mächtiger als irgend ein schwedischer König durch die zwei entgegengesetzten, übrigens sich verwandten, Richtungen der Demagogie und des Despotismus. Versprechungen hielt er, wann es ihm nützlich war. Der Rest seiner Jahre vergieng in Ruhe. Gustav starb, siebzig Jahre alt, am 29. September 1560 in Stockholm, gefürchtet vom Adel und angebetet vom Volke. Schweden war in Frieden mit all seinen Nachbarn, stark durch die Verbindung mit Frankreich, reich durch den Handel mit allen Völkern Europas. Das Krongut war bedeutend gewachsen, die Cassen, die Waffenhäuser gefüllt, die Flotte war mächtig, die Grenzplätze waren befestigt, mit einem Worte, Schweden war seinen Nachbarn wieder furchtbar geworden. —

Friedrich I. von Dänemark (1523—1533).

Wurde in Schweden unter Gustav Wasa das Königthum stark, so wurde es dagegen schwach in Dänemark unter dem Nachfolger Christians II., unter Friedrich I. Dafür, dass ihn Adel und Bischöfe anerkannten, versprach er jenen Hals und Hand über seine Bauern, das Recht auf verwirkte Güter und alle Vierzig-Markbußen, endlich sollten nur aus dessen Söhnen die Prälaten des Landes genommen werden; den Bischöfen versprach er Vertheidigung der Kirche und Bestrafung der Irrlehrer an Gut und Blut. Den Lübeckern verlieh er für ihre Unterstützung die Rechte wieder, die ihnen Christian II. entzogen hatte. Um die Huldigung der Norweger zu erlangen, musste er auf den Titel „Erbe von Norwegen" verzichten und dieses für ein Wahlreich erklären und versprechen, die Orkney- und Shetlands-Inseln einzulösen, was er aber nie gehalten hat. Der Bürgerstand verlor am meisten durch Christians II. Sturz. Dieser hatte eine Reihe von Gesetzen gegeben, um Bildung, Sittlichkeit und Wohlstand zu heben, welche seinem Namen Ehre machen.[1])

Friedrich I. der Friedfertige.

Christian II. verbot den unchristlichen Gebrauch, Bauern wie unvernünftiges Vieh zu verkaufen; er gestattete Hörigen, die von ihrer Herrschaft unredlich behandelt wurden, sich auf ein anderes Gut zu begeben; ob ein Pachthof richtig taxiert sei, darüber solle der Lehnsherr nebst zwölf beigegebenen Bauern entscheiden.[2]) Der Bauer erhielt die Erlaubnis, seine Kinder nach der Stadt zu schicken, damit sie aus freier Wahl ein Handwerk erlernen könnten; sie wurden von der Verpflichtung befreit, zur Zeit der Ernte zu Klopfjagden und weiten Frohnfuhren zu erscheinen. Holländische Bauernfamilien wurden ins Land berufen, um Ackerbau und Gartenbau zu heben. Die Pfarrer wurden verpflichtet, die Kinder in den Hauptwahrheiten der Religion, im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Die Bürger mussten ihre Kinder ein Handwerk lernen lassen, damit sie sich forthelfen könnten, wenn Armut sich bei ihnen einstelle. Er verbot, dass die Schulkinder durch Betteln und Singen vor den Thüren ihr Brot suchen, denn das entwürdige den Charakter. Er verbesserte die Schulen und den Gehalt der Lehrer. Er verpflichtete die Kirchspiele, für Straßen und Wege zu sorgen; wenn ein Reisender durch die schlechte Straße zu Schaden kam, musste ihm das Kirchspiel Ersatz leisten. Er errichtete eine Art Postwesen durch die Verordnung, dass in jeder Stadt zwei oder drei Läufer angestellt werden müssen, um im Winter und Sommer mit Briefen zu laufen; er führte ein Maß und Gewicht im Reiche ein; er nahm dem Adel das Strandrecht, obschon er selber durch diese Verordnung ein Jahreseinkommen von 70.000 Gulden verlor. Gestrandete Güter sollten ein Jahr in der Kirche hinterlegt werden, bis der wahre Eigenthümer sich finde. Er sorgte für gute Rechtspflege, er verbot das Verbrennen von Zauberern und Hexen; er. verbot den Bettel, nur Kranke und Krüppel durften um ein Almosen ansuchen. Er befahl Straßen und Gassen reinzuhalten, am Sonnabend Tische, Bänke und den Fußboden zu scheuern. Er hob die Handelsbeschränkungen

Gesetze Christians II.

[1]) Sie haben ihm unter den Geschichtsschreibern Vertheidiger gewonnen wie Behrmann, Mallet, Allen.

[2]) Allen, Geschichte des Königreiches Dänemark. Kiel 1842. S. 230—235.

auf, die den Bürger und Bauer drückten. Er verbot der Hansa, ihre Waren
Kopenhagen. durch herumlaufende Trödler im Lande abzusetzen. Er wollte Kopenhagen zum Freihafen und zum Stapelplatze für den Handel der Ostsee machen. Er berief holländische Kaufleute dahin und lud die Fugger von Augsburg ein, dort ihren Aufenthalt zu nehmen; jährlich sollten aus jeder Stadt der Bürgermeister und ein Rathsmann dort zusammenkommen, um zu berathen, was zum Besten des Handels und der Städte dienen könne. Er beschränkte den Aufwand: die Dänen galten für ein üppiges Volk, für unmäßig im Essen und Trinken. Er verbot den Prälaten, Pfeifen und Trommeln zur Schmach der heiligen Kirche vor sich einhertragen zu lassen. Er beschränkte das Gefolge eines Bischofs auf vierzehn,
Reichstag zu Wiborg. das eines Erzbischofes auf zwanzig Personen. Die Mehrzahl dieser guten Gesetze wurde jedoch von dem Adel auf dem Tage zu Wiborg mit Zustimmung des unfähigen Königs Friedrich zurückgenommen.

Reformation. Schutz der Kirche, Verfolgung der Irrlehrer hatte Friedrich I. den Prälaten versprochen, obwohl er im Herzen zur neuen Lehre hielt. Die Habgier des Adels drängte ihn bald auf die Bahn der Reformation.

Tausen. Er schützte einen Hans Tausen, den Sohn eines armen Bauern aus Fühnen, der auf Kosten seines Klosters die Universitäten Köln und Löwen besuchen durfte, gegen das Verbot seines Priors nach Wittenberg gieng und dort die Lehre Luthers einsog, in Rostock Magister wurde, dann, von seinem Prior zurückberufen, in Wiborg gegen das Verbot des Bischofs die neuen Ansichten verbreitete. Der König machte ihn zuletzt zu seinem Kaplan. Malmö folgte dem Beispiele Wiborgs, hier predigte Claus Mortensen, genannt Tönderbinder, im Sinne Luthers. In den Herzogthümern bekannte sich sein Sohn Christian öffentlich zu der lutherischen Lehre, welche Hermann Tast verbreitete, und verbot bei Lebensstrafe jedermann, einen andern wegen seiner religiösen Meinungen zu verfolgen. In Wiborg, dann in Malmö, endlich in Kopenhagen wurden zuerst die katholischen Gebräuche beim Gottesdienst abgeschafft, und dieser in dänischer Sprache gehalten und Schulen errichtet, um Prediger zu bilden. Die
Bibel. erste Übersetzung des Neuen Testamentes wurde von Hans Michelsen gefertigt, 1524, eine bessere von Christian Petersen.

Gewissensfreiheit. Auf einem Herrentage zu Odense 1527 wurde allgemein Gewissensfreiheit den Lutheranern und Katholiken zugestanden und beiden Parteien der Schutz des Königs und der Gesetze zugesichert. Die Geistlichen sollten heiraten dürfen, die Bischöfe die Bestätigung ihrer Ämter nicht mehr in Rom, sondern beim Könige einholen. Aus der Gewissensfreiheit wurde aber bald protestan-
Glaubenszwang. tischer Glaubenszwang. Die Mönche wurden verjagt, die Bischöfe mißhandelt, namentlich zeigte sich der Adel eifrig, sich der Klostergüter zu bemächtigen. Als 1530 die Hoffnungen der Katholiken am Reichstag zu Augsburg scheiterten, berief der König einen Reichsrath nach Kopenhagen, wohin 1529 Tausen als Prediger an der Jakobikirche berufen worden war. Hier wurde den Lutheranern Freiheit zu lehren und zu predigen zugestanden, bis eine allgemeine Kirchenversammlung gehalten worden sei; nach dem, was auf derselben bestimmt würde, solle sich dann jedermann richten. Am dritten Weih-

nachtstage 1531 brachen unter Führung des Bürgermeisters Andreas Bogbinder protestantische Bürger in die Marienkirche ein, rissen die Heiligenbilder von der Wand und vernichteten den Kirchenschmuck. Der König ließ darum die Kirche schließen. Indes starb Friedrich I. schon 10. April 1533.[1])

Zwischenreich. Ein Zwischenreich folgte auf den Tod Friedrichs, 1533—1534. Auf dem Herrentag zu Kopenhagen, wo ein neuer König gewählt werden sollte, klagten nämlich die Prälaten über den Gang der Religions-Angelegenheiten und, um nicht die weltlichen Vortheile zu verlieren, nämlich das eingezogene Klostergut, willigte der Adel in den Beschluss, kein Priester dürfe in irgend einem Stifte ohne Einwilligung des Bischofs eingesetzt und die Messe solle wieder eingeführt werden, die Domkirchen und noch vorhandenen Klöster sollen auch fernerhin fortbestehen. Die weltlichen Reichsräthe wollten Friedrichs I. Sohn Christian III. zum König wählen, die Geistlichen aber nicht, weil er als eifriger Lutheraner und Frauenjäger bekannt war. Sie sprachen sich für den jüngern Sohn Johann aus, der noch ein Kind war und später Herzog von Schleswig und Holstein wurde, — sie wollten ihn katholisch erziehen lassen.

Darum wurde unter dem Vorwande, die Ankunft der norwegischen Reichsräthe abzuwarten, die Königswahl auf ein Jahr verschoben und einstweilen die Regierung vom Reichsrathe geführt. Auf dem Lande, wo die Bischöfe noch Ansehen hatten und das Volk der alten Kirche anhieng, wurden jetzt die protestantischen Geistlichen wieder vertrieben, in Kopenhagen aber standen die Bürger für die Prediger ein — und allenthalben war Zwiespalt und Verwirrung. —

Noch einmal Christian II. und Christian III.

Christian II. Unter diesen Umständen dachten viele, namentlich vom Bürgerstande, an den bürgerfreundlichen König Christian II., der im Gefängnisse zu Sonderburg schmachtete, und suchten durch einen Aufstand das Joch des Adels abzuschütteln. Die Bürgermeister von Kopenhagen und Malmö, Ambrosius Bogbinder und Jürgen Mynter, stellten sich an die Spitze. Zwei kühne Männer aus Lübeck, der Bürgermeister Jürgen Wullenweber und der Admiral Marx Meier, rissen ihre Bürgerschaft fort, mit den Aufständischen in Verbindung zu treten. Ein freies Bürgerthum auf Grundlage des Protestantismus, Wiederherstellung der Macht der Hansa durch Niederhaltung der Reiche des Nordens und freier Verkehr der Städte auf der Ostsee war das Ziel, welches dem Perikles von Lübeck vorschwebte und nach welchem er mit List und Kraft gerungen hat, wenn er auch zuletzt, die Stärke seiner Vaterstadt überschätzend, dem Hasse der Geschlechter in der Heimat und der

Wullenweber.

Lübeck.

[1]) Seit seiner Regierung haben die edlen Familien einen eigenen Beinamen, bisher setzte der Sohn zu seinem Namen den Namen des Vaters mit dem Anhängsel „sen" (= Sohn).

ungünstigen Wendung des Krieges erlegen ist. Als der Reichsrath seine Forderung, die Verbindung mit Holland abzubrechen, nicht nur abschlug, sondern auch den Holländern 50 Jahre freie Fahrt auf dem Sunde zugestand, schloss Lübeck eine Verbindung mit den Bürgern zu Kopenhagen und Malmö, um Christian II. wieder einzusetzen und die Reformation durchzuführen. — Auf der andern Seite verband sich der Reichsrath mit Gustav Wasa und schloss eine Union mit den Herzogthümern. Der Krieg, der jetzt mehrere Jahre hin-
Grafenfehde. durch währte, die letzte große Kraftanstrengung der Hansa, heißt die Grafenfehde, weil die Lübecker den Grafen Christoph von Oldenburg zu ihrem Anführer wählten.

Graf Christoph. Christoph war ein Enkel vom Bruder Christians I., Canonicus in Köln, dann hatte er sich im Kampfe gegen die unter Thomas Münzer aufständischen Bauern bei Frankenhausen hervorgethan und im Kriege gegen die Türken sich einen Namen gemacht und war dann wieder zu den Wissenschaften zurückgekehrt. Christian II. soll ihn vom Kerker aus brieflich aufgefordert haben, seine Bande zu brechen und ihn von neuem den Weg zum Throne zu bahnen. Marcus Meier war ursprünglich Hufschmied in Hamburg; sein unruhiger Geist ließ ihn aber ein besseres Glück im Kriege suchen, indem ihn seine unbezwingliche Macht, seine Gewandtheit in allen Lagen des Lebens, seine Kraft, seine hohe, stattliche Gestalt rasch voranbringen mussten. Als Lübeck dem Kaiser 1532 gegen die heranziehenden Türken 800 Landsknechte sandte, war Marx Maier als städtischer Hauptmann an deren Spitze und zeichnete sich in mehreren Gefechten aus. Nach seiner Rückkehr reichte ihm die reiche Witwe des kurz vorher verstorbenen Bürgermeisters die Hand. Marx spielte jetzt eine große Rolle in Lübeck,[1]) sein Einfluss
Jürgen Wullenweber. war schuld, dass der beredte Jürgen Wullenweber Bürgermeister wurde. Beide waren bestrebt, Lübecks alten Ruhm herzustellen und dieses Haupt der Hansa zur Gesetzgeberin des Nordens zu machen. Die widerstrebenden Reste des
Lübeck lutherisch. alten Rathes wurden entfernt, die Reformation und die Theilnahme der Gemeinen am Stadtregimente wurden durchgeführt. Die Bewegung gieng weiter, Stralsund, Rostock, Wismar, folgten dem Beispiel Lübecks. Beide setzten den Beschluss durch, dass Lübeck sich dem Grafen Christoph anschließe und Dänemark den Krieg erkläre, weil Friedrich den holländischen Schiffen die Fahrt durch den Öresund zuerst verboten, dann wieder erlaubt habe. Marx Maier fuhr mit der Flotte ab, um die holländischen Schiffe, die den Sund passierten, in den Grund zu bohren, wurde aber durch einen Sturm an die englische Küste getrieben, wo Heinrich VIII. ihn als Seeräuber in den Tower sperren ließ. Seine stolzen Pläne schienen zerrissen — aber Marx Maier wusste sich zu helfen — er verstand, den König durch die Aussicht zu gewinnen, er könne Herr von Dänemark werden, und Heinrich VIII. schlug ihn zum Ritter, nahm ihn in seine Dienste, gab ihm einen Jahresgehalt und eine wertvolle Gnadenkette. Wullenweber gewann indes als Abgesandter in Kopenhagen den Bürgermeister und andere für den Plan, beim Herannahen der lübischen Flotte mit ihr gemeinschaftliche Sache zu machen, den

[1]) Die Bedeutung Marx Meiers zeigt sich in dem Hasse, mit welchem der Aufsatz „Seditionum Daniae liber 1537“ von ihm spricht. Langebek, SS. rerum Danic., VIII, p. 515—524. Dem heldenmüthigen Vertheidiger Kopenhagens, Christoph, wirft der Verfasser Neigung zu Ausschweifungen vor.

Adel und die Bischöfe fortzujagen, Christian II. aus dem Kerker zu Sonderburg zu befreien und wieder auf den Thron zu setzen. Christoph von Oldenburg erließ jetzt einen Aufruf zur Befreiung Christians II., dessen Gefangenhaltung aller göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit Hohn spreche, und fiel mit Marx Maier in Holstein ein, nahm Eutin, Trittow, Plön und belagerte Segeberg.

Sehr geschickt machte der Graf diesen Scheinangriff auf die Herzogthümer, um dahin die Macht des Reichsrathes zu ziehen, und landete dann unerwartet am 23. Juni 1534 auf Seeland. Kopenhagen öffnete im ersten Schreck die Thore und schwor für Christian II. den Eid der Treue. Malmö vertrieb die Besatzung des Reichsrathes, Fühnen und Schonen huldigten. Überall standen jetzt die Bauern auf und fielen über die Schlösser des Adels her. „Damals", so berichtet Hvitfeld, „war es nicht gut, adelig zu sein; überall hörte man die Drohung, man solle die Wölfe todtschlagen, damit sie keine junge Brut erzeugen. Viele Edelfrauen und Fräulein mussten in Verkleidung als Bäuerinnen durch die Flucht ihr Leben retten." Kopenhagen.

Das trieb die Reichsräthe zur raschen Wahl Christians III., nur so hoffte man die Bauern niederzuschlagen und die Lübecker zurückzudrängen. Da die letzteren überall die Reformation einführten, so konnten die Bischöfe sich nur für Christian III. aussprechen; wählten sie aber diesen eifrigen Protestanten, so unterschrieben sie zugleich das Todesurtheil der Kirche. Doch siegte bei ihnen das Gefühl für das Vaterland und für Ordnung und sie gaben Christian III. ihre Stimme. Christian III.

Dieser brachte auch schnell eine neue Wendung in die Dinge. Sein Feldherr Johann Ranzau schmetterte das jütische Bauernheer bei Aalborg zusammen. Im ersten Rausche des Sieges wurden keine Gefangenen gemacht und die Flüchtigen retteten sich vor dem Tode nur durch das Opfer ihrer Habe. — 1535 gieng Ranzau nach Fühnen hinüber und schlug die Anhänger Christians II. am Ochsenberg aufs Haupt: hier fiel Gustav Trolle. Jetzt huldigte der schonische und seeländische Adel Christian III. Gustav Wasa schloss mit ihm einen Bund gegen den gemeinsamen Feind, Norwegen huldigte. Peter Skram, „Dänemarks Waghals" genannt, sein erster Admiral, schlug bei Bornholm die lübische Flotte und Ranzau fieng an, Kopenhagen zu Wasser und zu Land zu belagern. In Lübeck gaben diese Niederlagen der gedemüthigten Geschlechterpartei wieder Muth, Wullenweber wurde gestürzt und büßte mit dem Leben seine Pläne und dass er die Mittel nicht klug genug berechnet hatte.[1]) Die Stadt schloss Friede Johann Ranzau. Niederlage der Hansa.

[1]) Wullenweber wurde von den Predigern in Bremen als Verbündeter der Wiedertäufer verdächtigt, und dadurch und durch den Hass der alten Geschlechter, welche durch ihn vom Stadtregiment verdrängt waren, war, neben dem unglücklichen Gang des von ihm angeregten Krieges, seine Stellung erschüttert. 1535 erschien des Kaisers Executorialmandat, welches die alte Verfassung wieder herstellte. Wullenweber musste abdanken. Damit begnügten sich aber seine Gegner nicht: sie betrieben seine Verhaftung, als er ohne Geleitschein durch Verden reiste, um 6000 dienstlose Knechte zu werben. Wullenweber ward an Heinrich von Braunschweig ausgeliefert, von seinen Feinden angeklagt, er habe Tausende vom gemeinen Gut an sich gebracht und sich mit dem Plane getragen, seinen Nachfolger Nikolaus Brömser und dessen Anhang ermorden zu lassen und in Lübeck ein Wiedertäuferreich zu errichten, und so furchtbar gefoltert, dass er auf alle Fragen, welche ihm die Arglist seiner Gegner vorlegte, mit „Ja" antwortete. Demgemäß wurde er am 24. September in Wolfenbüttel

mit Dänemark gegen Bestätigung ihrer Handelsgerechtsame. Malmö ergab sich
Kopenhagen. am 2. April 1536, Kopenhagen aber erst am 29. Juli auf Gnade oder Ungnade, nachdem die Bürgerschaft die entsetzlichste Hungersnoth ausgestanden hatte. Graf Christoph[1]) hatte die Stadt mit Umsicht und Heldenmuth vertheidigt! Er musste durch einen Fußfall vor Christian III. Verzeihung erflehen. Bogbinder gab sich durch Gift den Tod. Marx Meier, der gefangen, wurde gerädert und geviertheilt 1536.

Ende des Katholicismus. Jetzt war es zu Ende mit der angestrebten Freiheit der Bürger und der Bauern, König und Adel hatten allein die Macht. Es war aber auch zu Ende mit einer selbständigen katholischen Kirche, König und Adel lechzten nach ihren Gütern. In einer geheimen Zusammenkunft in Kopenhagen machte der König am 12. August 1536 den Reichsräthen den Vorschlag, künftig die Bischöfe von aller Theilnahme an der weltlichen Regierung auszuschließen und die bischöflichen Güter für die Krone einzuziehen. Wie gerne willigten die Räthe ein, wenn ihnen ein Antheil an der Beute sicher war! Sie beschlossen augenblicklich, in Zukunft solle das Regiment nicht mehr von dem Erzbischofe und den andern Bischöfen, sondern allein von dem König und seinen Nach-
Adel und König gegen die Bischöfe. kommen und den weltlichen Reichsräthen und ihren Nachkommen geführt werden. Darauf wurden am 20. August 1536 die Bischöfe im ganzen Reiche gefangen genommen — später ließ man sie wieder frei gegen das Versprechen ruhigen Verhaltens, nur Roennow, Bischof von Rothschild, blieb zeitlebens in Haft. Dann ward der Bürgerstand mit zu einem Reichstag in Kopenhagen 1536 berufen und hier in vierstündiger Rede ihm seine schwere Versündigung vorgehalten, sich gegen den Adel, „seine Obrigkeit", erhoben zu haben, und wurden die Bischöfe als Urgrund aller bisherigen Unglücksfälle bezeichnet und die Einziehung des Kirchengutes beschlossen, „um die Schulden des Reiches zu bezahlen und die Lasten des gemeinen Mannes zu erleichtern", und endlich beschlossen, dass man beim heiligen Evangelium bleiben und in alle Ewigkeit unverbrüchlich daran hangen wolle. Die 42 Glaubensartikel von 1530 stimmen im wesentlichen mit dem Augsburger Bekenntnis überein, nur ist das Princip der Schrift schärfer betont.

Aber wie wurden die Lasten des armen Mannes erleichtert? Adel und

---

geviertheilt und sein Leichnam auf vier Räder gelegt. Er war 44 Jahre alt, unbeweibt. In die Wände seines Kerkers hat er die Worte eingegraben:

„Kein Dieb, kein Verräther, kein Wiedertäufer auf Erden
Bin ich niemals gewest, wills auch nimmer befunden werden.
O Herr Jesu Christ, der du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Ich bitte dich durch deine Barmherzigkeit, du wollest Zeugnis von der Wahrheit geben."

Barthold in seinem „Jürgen Wullenweber oder die Bürgermeisterfehde", Leipzig 1834, feiert ihn als den größten und kühnsten Staatsmann, den das Abendroth des freien deutschen Bürgerthums hervorgebracht habe. — Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die Politik Europas. Leipzig 1855—1856. 3 Bände.

[1]) Während der Belagerung hatte er Münzen mit dem Bilde Christians II. und der Umschrift schlagen lassen: „Manus Dei eruet me impii carceris anno 1535."

König theilten die Beute und Bürger und Bauern giengen leer aus. Zunächst hörte Dänemark auf, ein Wahlreich zu sein, und wurde das zweijährige Söhnlein des Königs Friedrich zum Thronfolger ernannt. Für diese Bewilligung überließ der König dem Adel die Bauern, um sie nach Kräften zu schinden. Der Adel hat die oberste Gerichtsbarkeit über seine Bauern und kann die Vierzig-Markbußen erheben; der Adel hat das Recht, Fischerei zu treiben und mit frischen und gesalzenen Fischen zu handeln. Der Adel hat das ausschließliche Recht, Mastochsen durch seine Bauern ausfüttern zu lassen und zu verkaufen. Aber auch Norwegen verlor seine Selbständigkeit, weil es zweimal Aufruhr gemacht habe, es stehe hinfort unter Dänemark. Der norwegische Reichsrath ward aufgehoben, es gab dort keine Landtage, keine Reichstage mehr, es wurde von einem Statthalter regiert. Nicht zufrieden mehr mit dem, was er in Dänemark gewonnen, trachtete der Adel auch nach den Gütern und Lehen in Norwegen, das war der Grund dieser Maßregel, und Norwegen war zu schwach, sich ihrer zu erwehren. Auch Island mußte jetzt die Reformation annehmen, trotzdem es nichts vom neuen Glauben wissen wollte. Der Bischof zu Holum, Jon Aresen, der Widerstand leistete, wurde gefangen genommen und 1551 hingerichtet — und jetzt fügte sich das arme Volk.

Folgen. Norwegen. Island.

Was hat Dänemark durch diese Veränderung gewonnen? Die Geschichtschreiber mahnen uns an überirdische Güter, Denkfreiheit und Aufklärung! In Wahrheit, das arme Volk ward niedergetreten zu Gunsten eines übermüthigen, schwelgerischen Adels; man zählte 700 adelige Familien und nur noch 5000 freie Bauern. Man darf nur die Berichte über Kleiderpracht, über die Unzahl von Speisen und Getränken lesen, die bei den üppigen Gastmählern verschlungen wurden! Die Priester der neuen Lehre waren der Roheit und der Habsucht ihrer Patrone preisgegeben. Kein Edelmann wurde mehr Geistlicher, denn mit dem geistlichen Stande war nicht mehr Ehre und Vortheil verbunden. Der König war jetzt der Landespapst mit der Verpflichtung, die evangelische Lehre aufrecht zu erhalten. Er ernannte die Bischöfe oder, wie sie zuerst hießen, die Superintendenten. Bugenhagen kam 1537 von Wittenberg, um den König zu krönen und sieben Superintendenten zu weihen. 1554 wurde ein Ritual und die Kirchenordnung veröffentlicht. Der bischöfliche Zehenten wurde in den Königszehnten umgewandelt, der Adel aber bekam für seine Güter Zehentenfreiheit, ja nicht bloß das, an manchen Orten zog er den Kirchenzehenten und den Königszehenten an sich, that nichts für die Kirchen, plünderte sie sogar und brach sie ab, um Herrenhäuser zu bauen. Der Bauer hatte also doppelt zu zahlen, ohne jene Rücksichten zu genießen, mit welchen die Kirche früher für die Armen gesorgt hatte. Sehr oft wurden Diener und Schreiber des Adels als Prediger angestellt; was mochten diese dem armen Volke für höhere Wahrheiten bieten!

Folgen der Reformation.

Universität. Um hierin wenigstens zu helfen, erneuerte der König 1537 die Universität zu Kopenhagen, an welcher während der letzten Wirren alle Lehrthätigkeit aufgehört hatte, und sorgte dafür, dass die ganze Bibel in die Muttersprache 1545 übersetzt wurde. Seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts wurde die dänische Sprache bei öffentlichen Verhandlungen gebraucht — so befahl König Olaf. Die dänische Reimchronik, 1470 von einem Mönche verfasst, wurde 1490 in Kopenhagen gedruckt. König Johann begünstigte die dänische Sprache, Christian II. hasste die deutsche. — Friedrich I. und Christian III. dagegen verstanden kein Wort von der Sprache des Landes, dessen Könige sie waren.[1])

In den äußeren Verhältnissen finden wir keine höhere Politik; für den Augenblick, bei einer Zusammenkunft mit Gustav Wasa zu Brömsebro 1541, Friede mit Schweden. eine innige Verbindung mit Schweden: Friede soll bestehen zwischen beiden Reichen, beide sich beistehen in Angriffs- oder Vertheidigungskriegen, jedoch solle kein Staat ohne Einwilligung des andern Krieg beginnen oder Frieden schließen. Schiedsrichter sollen Zwistigkeiten ausgleichen und jeder neue König beider Reiche bei der Thronbesteigung verpflichtet sein, diesen Bund eidlich zu bekräftigen, der auf fünfzig Jahre zunächst abgeschlossen, aber dennoch von Die drei Kronen. kurzer Dauer war, denn schon 1548 nahm Christian III. die drei Kronen in sein Wappen auf, als Zeichen des Anrechts auf alle drei Königreiche, und doch hatte er Gustav Wasa als erblichen König anerkannt. Mit Karl V. schloss Christian III. 1544 Frieden zu Speier, nachdem er 1541 mit Franz I. von Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis gegen ihn geschlossen hatte; auch wollte er allen Feinden Frankreichs die Durchfahrt durch den Sund verbieten. Bald sah er aber, dass Franz I. dem Kaiser gegenüber den Kürzeren zog und dass es vortheilhafter sei, sich mit dem Reiche zu vertragen. Der Kaiser gab Christian II. auf und erhielt für seine Niederländer freie Schifffahrt nach Dänemark und Norwegen.

Vertrag zu Speier. In Speier kam durch Granvella ein Friede zustande. Christian III. verpflichtete sich, den beiden Töchtern Christians II., der Pfalzgräfin Dorothea und der Herzogin Christine von Lothringen,[2]) den vollen Brautschatz auszuzahlen, der ihnen von väterlicher wie mütterlicher Seite zukäme, und die Gefangenschaft ihres Vaters möglichst zu erleichtern. Zwischen Christian II. und Christian III. kam 1546 der Vertrag zustande, worin der Gefangene all seine Rechte an Dänemark und Norwegen abtrat, sich mit dem Besitze des Amtes Kallundborg und der Insel Samsöe begnügte, die ihm zu seinem Unterhalte angewiesen wurde, und gelobte, nichts gegen den König von Dänemark und Schweden zu unternehmen, nie ohne dessen Wissen Kallundborg zu verlassen. Ende 1549 jedoch wurde der Gefangene nach Kallundborg abgeführt, wo er unter Aufsicht sich durch die

---

[1]) Allen, l. c. S. 273—281.

[2]) Sie war in erster Ehe mit dem Herzog von Mailand vermählt gewesen. Pfalzgraf Friedrich war ein Freund Karls V.

Jagd zerstreuen durfte, wo aber auch seine Schwermuth oft bis zur Raserei anwuchs. Erst 1559 erlöste ihn der Tod, nachdem er siebzehn Jahre in harter, zehn in leichter Haft gebüßt hatte — für das Stockholmer Blutbad. Christians II. Tod.

In Betreff Schleswig-Holsteins ist die Regierung Christians III. wichtig, weil er die Herzogthümer mit seinen beiden Brüdern theilte. Adolf erhielt den Gottorpischen Antheil und wurde der Stammvater des Holsteinisch-Gottorpischen Hauses, Johann erhielt den Hadersslebenen und der König den Sonderburgischen Antheil; die Brüder leisteten ihm aber keine Lehenshuldigung. Als Gesetzgeber hat dieser König Verdienste: er verbesserte und sammelte die Gesetze und kürzte die Dauer des Processes ab. — Der erste Artikel seines Gesetzbuches (Coldinger Receſs) lautet sehr schön: „Der König soll Gott lieben und jedem zu seinem Recht verhelfen.“ [1]) Die Dänen nennen Christian III. einen rechtschaffenen und frommen Mann. Er war in der That in seinen späteren Jahren sehr fromm. Bibellesen mit lauter Stimme füllte seine Morgenstunden aus. „Die Fürsten“, pflegte er zu sagen, „könnten wie Engel leben, wenn sie nur wollten; die meisten Kriege haben keine andere Ursache, als eine Handvoll Hoffart.“ — Theilung Schleswig-Holsteins.

Friedrich II. — König Erich XIV. von Schweden.

Friedrich II., 1559—1588, wurde ohne Widerspruch nach dem Tode seines Vaters als König anerkannt. Sobald er die Zügel der Regierung ergriffen hatte, begann er einen Kriegszug gegen die noch immer unabhängigen Ditmarschen. Sein Oheim, Herzog Adolf, trieb zu diesem ungerechten Krieg. Friedrich II.

Lange widerstand der König, zuletzt sagte man ihm, Adolf werde auch ohne ihn den Krieg führen und sich zum Herrn des Landes machen, und gewann die Geliebte des Königs, die schöne Dagmar, dass sie ihn beschwor, den Schimpf der Niederlage bei Heide zu rächen. Dagmar — glänzend wie der Tag — war der Beiname Margarethas, der schönen Tochter des Böhmenkönigs Johann, die an Waldemar II. vermählt, Mutter Waldemars III. und in Volksliedern viel gefeiert wurde. Friedrich gab diesen Namen seiner Lehrerin in der Musik und

[1]) Von der Reformation an wird auch das Reich nicht mehr Dacia, sondern Dania genannt. (Langebek, SS., VIII, p. 493—502). Noch 1527 sagt der Verfasser der Duodecim excellentiae regni — Daciae für Daniae; als Excellentiae bezeichnet er: 1. Naturalis vetustatis origo, 2. Amplissima illius speciositas, 3. Regalis originis prioritas, 4. Numerosa sobolis propagatio, 5. Sui per mundum seminis diffusio, 6. Primaeva Danici imperii per orbem amplitudo, 7. Gigantum procerumque robustorum acumuclatio, 8. Ex singulari sibi a Deo libertatis donatione, 9. Ex vexillo crucigero celitus dato, 10. Ex divitiarum naturalium et artificialium exuberatione, 11. Ex famosa piscantium lucrosa commoditate, 12. Ex plurimorum mirabilium ostentatione. Das Vexillum crucigerum ist der Danebrog, dessen Fall vom Himmel bei Felin im Jahre 1208 nach der Sage, übereinstimmend mit P. Olai Chr. bei Langebek, I, 182 erzählt wird: „Cum Dani fideles contra Livones infideles pugnarent et jam fere debellati implorarent devote divinum auxilium, statim vexillum e coelo lapsum cruce candida consignatum, vellerique impressum, recipere meruerunt vocemque in aëre audientes, quod eo in aërem altius elevato, confestim contritis adversariis plenam victoriam reportarent. — — Die Münzen Christians III. haben zuerst die Aufschrift „Dania“ statt „Dacia“.

im Französischen, der Tochter des Staatsrathes Hardenberg, für deren Geist und Schönheit er schwärmte. Sie meinte es gut mit dem König, ahnte aber nicht, welch hartes Schicksal sie mit ihrem Rath über ein braves Volk heraufbeschwor.

Zweiter Ditmarschenkrieg. 20.000 Mann unter dem ausgezeichneten Feldherrn Johann Ranzau fielen 1559 plötzlich das kleine Land an, dessen Bewohner an keinen Krieg gedacht hatten und eben jetzt den Fehdebrief erhielten, als die Feinde schon einrückten. Es war im Monat Mai, in den Gräben kein Wasser, die Moräste trocken, die Wege fest wie Stein, also zu einer Zeit, wo die natürlichen Bollwerke des Landes keine Widerstandskraft hatten. Dennoch wehrte sich das freiheitsliebende Volk mit dem Muthe der Verzweiflung. — Keiner der Nachbarn hatte den Muth, für das Recht der Ditmarschen einzutreten, nur Lübeck schlug einen Vergleich vor, der aber verworfen wurde. Zuerst kam es 1559 zum Kampfe um Meldorp, das die Frauen wie die Männer mit Löwenmuth vertheidigten, das aber am 3. Juni der Übermacht erlag. Alles, was den Anstürmenden Widerstand leistete, wurde niedergehauen. Dann giengs gegen Tileburg, von wo sich aber die Ditmarschen nach Heide zurückzogen. Hier vor dem Hauptort des Landes kam es zum erbittertsten Kampf — es galt zu siegen oder zu sterben. Die Losung war „Freiheit oder Tod!", nicht mehr „Hilf, Maria milde!" — und Tod war das Los dieser tapferen Männer: 3000 fielen, Heide gieng in Flammen auf. Drei Prediger kamen mit weißen Stäben, um die Großmuth der Sieger anzuflehen. Es hieß, die 48 Altermänner sollten am andern Morgen erscheinen und im Namen des Landes Treue und Gehorsam schwören; doch nur fünf konnten kommen, denn die anderen hatten alle den Tod der Helden gefunden. Sie mussten kniend dafür abbitten, dass sie ihre Unabhängigkeit vertheidigt hatten, versprechen, alle Siegeszeichen aus früherer Zeit abzuliefern, 600.000 Gulden Kriegskosten zu zahlen und dem König und den beiden Herzogen Adolf und Johann treu und gehorsam zu sein. Ein Vogt mit acht Räthen trat an die Stelle der „48 Verweser der Gemeine des Landes Ditmarschen". Vom ganzen Volke waren nur noch 4000 Menschen übrig. — Ein Breide Ranzau fiel einst vor Heide, sein junger Bruder Johann hatte Rache geschworen und nahm sie jetzt, sein Sohn Heinrich hat den heldenmüthigen Widerstand als Augenzeuge beschrieben.

Schlacht bei Heide.

Schweden. Diesem Kriege folgte ein zweiter gegen Schweden. Gustav Wasa hatte vier Söhne hinterlassen: aus erster Ehe mit Katharina von Sachsen-Lauenburg — Erich XIV.; aus zweiter Ehe mit der Tochter eines Reichsrathes drei Söhne: Johann, Magnus und Karl. In seinem Testamente bestimmte er Erich zum Thronfolger, Johann zum Herzog von Östergothland und Karl zum Herzog von Südermanland. Eigentlich eine bedenkliche Zersplitterung des Reiches, aber er that es, damit sie vom Neide frei sein möchten, d. h. damit die Unversorgten nicht in die Hände des unzufriedenen Adels fallen sollten. Es wäre schlimmer, meint er, wenn sie nicht mächtiger wären als die Herren; mit andern Worten, wenn ein Zwiespalt entstehe, so bleibe doch das Königshaus bestehen; wenn aber die Unversorgten Hilfe bei der Aristokratie suchten, so würde die ganze Dynastie zugrunde gehen. Gustav mahnte zu brüderlicher Einigkeit, die aber nicht zu bewirken war.

Erich XIV. 1560 bis 1568. Erich XIV., geboren 13. December 1533, hatte viele Fähigkeiten, schöne Gestalt, Scharfsinn, Redegabe, Kenntnis mehrerer Sprachen; er war Dichter,

Tonkünstler, Maler, er hat die lateinische Geschichte der Landeskönige ins Schwedische übersetzt, aber er hatte, was im Geschlechte der Wasas überhaupt hin und wieder vorkommt, Anlage zum Wahnsinn.[1]) Der Schwede Geijer nennt seine vielen Fähigkeiten „Fruchtbarkeit über unterirdischem Feuer".[2]) — Der siebenundzwanzigjährige König hatte ein stolzes Gefühl von seiner Würde und seinen Rechten: er schränkte die Macht seiner Brüder ein mit Zustimmung des Reichsrathes, er schuf Grafen und Freiherren, er liebte Pracht und Pomp. Hatte sein Vater sorgfältig die Macht im Innern begründet, so suchte Erich XIV. Schweden eine große Stellung nach außen zu verschaffen. Sein Ziel war die Herrschaft über die Ostsee; er erklärte selber, er müsse noch mehr Reiche und Länder unter sich bringen, oder er wolle seine Krone nicht haben.[3]) Er besetzte 1561 Esthland und empfieng die Huldigung von Reval und nannte sich König der Schweden, Gothen, Wenden, nebst mehrerer ihrer Angehörigen, Herr über die Livländischen Ländermarken und über Refle. Dadurch war Polen bedroht und Rußland hatte keine Aussicht mehr, die Ostsee zu erreichen. Polen wandte sich an Dänemark und dieses sah mit Ingrimm, daß das früher untergeordnete Schweden die Rolle spielen wolle, die einst Dänemark gespielt hatte.

Gothland.

Das Wappen.

Der Bund zu Brömsebro war nur durch die Sorge vor Christian II. zustande gekommen. Die Frage wegen Gothland war vertagt; auch die Frage wegen des dänischen Reichswappens nicht weiter beachtet, da noch immer darin die drei Kronen von Dänemark, Norwegen und Schweden waren, obschon Schwedens Krone, seit Gustav Wasa König wurde, für Dänemark verloren war. Gustav selber klagte noch darüber, doch entschuldigte man sich dänischerseits damit, daß nur die ehemalige Vereinigung der drei Reiche im historischen Andenken erhalten werden solle.[4]) Nun verlangte Erich Gothland zurück. Dazu kam, daß die schwedischen Gesandten, welche um Christina, die Tochter des Landgrafen von Hessen, werben sollten, in Dänemark angehalten wurden, weil sie ohne Pässe gekommen seien, und in Kassel einen Korb erhielten, weil durch dänische Vermittlung das Schreiben, worin der Schwedenkönig zu gleicher Zeit um Elisabeth von England warb, mitgetheilt wurde. So kam es denn zu einem siebenjährigen Kriege 1563 bis 1570. Er verlief anfangs ungünstig für die Dänen. Sie kämpften ohne Erfolg: ein Sturm vernichtete einen großen Theil ihrer Flotte, die Schweden hatten die Übermacht zur See. Die Gefangenen mußten, von Erichs Hofnarren geführt, gefesselt an seinem Schlosse vorüberziehen. Im Grimme darüber fiel Friedrich in Schweden ein und belagerte Elsborg, das sich am 4. September 1563 ergab. Erich warf sich dagegen auf Halmstadt und schwor, er müsse diese Stadt haben, wenn sie auch zwischen Himmel und Erde an eisernen Ketten festgeschmiedet wäre; doch wurden seine Stürme abgeschlagen. 1564 lagerten die Schweden vor Bahus in Norwegen. Eine See-

Nordischer Krieg 1563 bis 1570.

[1]) Celsius, Geschichte König Erichs XIV. Deutsch mit Zusätzen und Verbesserungen von Prof. Möller. Greifswald 1776.

[2]) Geijer, l. c. II, S. 149—150.

[3]) Droysen, Gustav Adolf. Leipzig 1867, I, S. 14—27.

[4]) Geijer, l. c. II, S. 130.

schlacht entspann sich dagegen am 18. Mai 1564 bei Öland, sie währte zwei Tage und endete zum Nachtheile Schwedens. Erich schloss jetzt Verbindungen mit deutschen Fürsten, der Kampf schien einen ganz großen Umfang zu nehmen. Da trat eine Wendung ein zu Gunsten der Dänen, seit Daniel Ranzau ihr Landheer befehligte. Auf der Falkenberger Heide bei Svarterau, an der Spitze von 5000 Mann, von 25.000 Schweden eingeschlossen, wagte
Ranzau. Ranzau am 18. October 1565 den Kampf der Verzweiflung, tödtete 5000 Schweden, eroberte 36 Kanonen und jagte die Feinde in die Flucht. 1567 stand Ranzau im Herzen Schwedens, schlug ein Heer nach dem andern und machte dann, von der Überzahl bedrängt, mitten im Winter einen glänzenden Rückzug auf dänisches Gebiet.

Durch große Erfolge nach außen hatte Erich getrachtet, der Schwierigkeiten im Innern Meister zu werden, wo der Adel unzufrieden verlangte, dass er Frieden mache, sie würden ihm sonst keine Unterstützung mehr geben. Die eigenen Brüder waren gegen ihn und ihr Hass, allerdings durch des über alles Maß verschwenderischen Königs Schuld, gefährlicher als der des
Johann. Adels. Sein Bruder Johann vermählte sich 1562 mit Katharina, der Schwester des Königs Sigismund II. von Polen, also mit einer Katholikin, und zwar
Katharina Jagellonica. einer eifrigen, mit einer Polin, und Polen trat damals als Feind Schwedens auf. Es ist nicht ohne Grund die Vermuthung ausgesprochen worden, dass diese Ehe zustande kam durch das Zusammenwirken schwedischer Edelleute mit eifrigen Katholiken, dass man darauf rechnete, Johann werde König von Polen und durch seine Gemahlin Katholik werden, und, weil Erich damals noch unvermählt war, vielleicht auch König von Schweden werden, dort den Katholicismus herstellen, aber in Warschau residieren, und der schwedische Reichsrath werde dann wieder eine Rolle spielen, wie zu Zeiten der Union von Calmar.

Gewiss ist, Erich betrachtete seinen Bruder von da an als Feind. Er ließ ihn 1563 in Finnland verhaften und in Schweden zum Tode verurtheilen,
Herzog Johann. jedoch wagte er nicht, ihn hinrichten zu lassen. Johann blieb gefangen im Schlosse Gripsholm. Seiner Gemahlin bot der König ein Schloss und fürstlichen Unterhalt an, wenn sie sich vom Herzog trenne. Statt aller Antwort wies sie auf die Inschrift ihres Eheringes hin „Keiner als der Tod" und theilte den Kerker mit ihrem Gemahl. Dort gebar sie Sigismund, später König von Polen, dort gewann sie ihren Mann für den katholischen Glauben; er vertiefte sich in das Studium der Kirchenväter und war im Herzen Katholik, als er nach vier Jahren wieder frei wurde.

Erich XIV. wahnsinnig. Indes kam der Rückschlag der politischen Ereignisse, die Unzufriedenheit des Adels, der Argwohn des Königs, der sich immer krankhafter steigerte, zumal durch Einflüsterung boshafter Diener. Zuerst berief Erich den Adel nicht mehr zu den Reichstagen. Von 1567 an tauchte er die Hand auch in das Blut der ältesten Geschlechter.[1]) Die Zahl der Verurtheilten, die als Opfer seines Argwohnes fielen, ist groß; „weil ihrer viele waren, urtheilte die Welt, sie seien alle unschuldig

[1]) Geijer, l. c. II, S. 177.

gewesen". Astrologische Grillen kamen dazu. Der König glaubte in den Sternen gelesen zu haben, dass ein Mann mit lichtem Haare ihn vom Throne stürzen würde. Herzog Johann hatte lichte Haare, aber er saß jetzt ohnmächtig im Kerker. Ein anderer musste es also sein und da fiel der Verdacht des Königs auf Nils Sture aus dem berühmten Geschlechte der Reichsverweser. Er ließ ihn plötzlich, weil er nicht gemäß seinem Befehle im Kriege eine Abtheilung deutscher Reiter niedergemacht habe, als ehrlosen und ungetreuen Mann zum Tode verurtheilen, verwandelte aber die Todesstrafe in Beschimpfung Unter dem Rufe: „Hier ist ein Verräther des Reiches!" auf einem schlechten Gaul und mit einem mit Theer bestrichenen Hut wurde Nils durch die Straßen geführt. Als die Soldaten aber laut ihren Unmuth äußerten, Nils Sture habe als tapferer Schwede gegen den Feind gestritten, bereute der König sprunghaft sein Urtheil und sandte den eben noch Misshandelten als Brautwerber an die Herzogin Renata von Lothringen. Nils Sture schrieb damals an seine Eltern: „Ich trank einen Trunk in Stockholm, welcher Sinne, Freude und all meine Wohlfahrt hier in der Welt verzehrt." Doch gieng er treu seinen Auftrag zu vollführen und brachte am 21. Mai 1567 seinem König Einwilligung, Ring und Bildnis der Prinzessin, ward aber auf einmal gefangen gesetzt, und als am 24. Mai die Nachricht eintraf, Herzog Johann sei aus dem Gefängnisse entkommen, da stürzt der König in sein Gefängnis, stößt mit einem Dolche nach ihm und trifft ihn in den Arm. Ruhig zieht Nils Sture den Dolch aus der Wunde, küsst ihn und überreicht ihn dem König, welcher ungerührt durch dieses Zeichen der Ergebenheit von seinen Trabanten den Mord vollenden lässt. Darauf stürzt der wahnsinnige Mann in das Gefängnis, wo der Vater des Opfers sitzt, mit dem Rufe: „Um Gotteswillen, verzeiht mir das Übel, das ich Euch gethan!" — „Alles," entgegnet dieser, „geschieht aber meinem Sohne etwas an seinem Leben, so müsst Ihr das vor Gott verantworten." — „Also Ihr verzeiht mir nie," ruft der Rasende, „deshalb muss Euch dasselbe geschehen" — und lässt alle Verwandten des Ermordeten, sechsundzwanzig an der Zahl, niedermachen. Von Gewissensbissen gefoltert, floh Erich in den Wald, irrte drei Tage umher in Bauernkleidern, ward endlich erkannt, während er in einemfort ausrief, „er sei nicht mehr König, er habe gleich Nero seinen Lehrer umgebracht, Nils Sture sei jetzt Reichsverweser". Er wollte nichts essen, erst als seine Geliebte, Katharina Möns, die Tochter eines Corporals, zu ihm kam, wurde er ruhiger. Betend, mit gen Himmel gerichteten Augen und Händen, zog er am 3. Juni 1567 in Stockholm ein. Hier ist Wahnsinn, nicht Verstellung, wenn auch aus dieser Zeit eine Menge ganz vernünftiger Schreiben von ihm noch vorhanden sind.

Nils Sture,

vom König erdolcht.

Die Sture erlagen dem Argwohn und zwar unschuldigerweise. Die Brüder waren es, nicht die Sture, welche den König stürzten. Johann wurde frei. Als am 8. October 1567 sich die Brüder trafen, warf Erich XIV. sich zu den Füßen Johanns und begrüßte ihn als König. Doch bald behandelte er Johann wieder als Gefangenen; er vermählte sich mit der Geliebten Katharina Möns und verlangte von den Brüdern die Anerkennung, dass die Söhne dieser Ehe die Erben des Reiches seien. Keiner der Brüder folgte seiner Einladung zur Hochzeit, weil sie Gefahr für ihr Leben fürchteten. Sie mochten sich durch die Kinder solcher Ehe nicht den Weg zum Throne versperren

Erich XIV. entthront,

lassen und erhoben sich in Waffen gegen den König. Auf die erste Kunde vom Aufstande der Brüder wollte Erich sich durch Öffnung der Adern den Tod geben, dann zog er aber in den Streit mit verzweifelter Tapferkeit. Allein das Häuflein seiner Getreuen ward immer geringer, am 30. September 1568 musste er sich in Stockholm ergeben. Die Reichsstände setzten ihn ab wegen Wahnsinns, schlossen seine Kinder wegen ihrer verächtlichen ungesetzlichen Herkunft von der Thronfolge aus und verurtheilten ihn zu beständiger, doch fürstlicher Haft.

Sieben Jahre lebte Erich im Schlosse Gripsholm und klagte oft, dass man ihn unmenschlich quäle durch Hunger, Kälte, Gestank, Finsternis, Hieb und Schlag. Die Liebe zu Katharina Möns blieb sich gleich. Seine Anhänger machten während dieser Zeit mehrere vergebliche Versuche, ihn zu befreien. Um sich aller Sorge um Erich XIV. zu entledigen, ließ Johann mit Einstimmung des Rathes den Bruder vergiften, am 26. Februar 1578. Gustav, ein Sohn Erichs und der Katharina, starb 1607 in Russland, nachdem er einen großen Theil Europas durchstreift und als Jüngling den Schutz Kaiser Rudolfs II. genossen hatte, oft so arm, dass er in Wilna im Wirtshause die Schuhe der Reisenden bürstete und auf ihre Pferde achtete, um sein Unterkommen zu finden.[1] Die Tochter Sigrid ward in ihrer ersten Ehe die Stammutter des gräflichen Geschlechtes Tott, welches Königin Christina zur herzoglichen Würde erhob. —

vergiftet.

König Johann III. von Schweden (1568—1592).

Johann III.

Zwar hatten die Brüder bei ihrer Erhebung eine gemeinsame Regierung verabredet, allein die Stände riefen 30. September 1568 Johann III. (1568 bis 1592) als alleinigen König aus; doch behielt Karl, der Herzog von Südermanland, großen Einfluss auf das gesammte Reich; er nannte sich „Erbfürst unseres Reiches" und hatte mehr scharfen praktischen Geist als sein Bruder.

Johann[2] war übrigens der reich begabteste von allen Söhnen Gustav Wasas, vieler Sprachen kundig, ein Freund der Wissenschaft, namentlich der theologischen, vertraut mit den Kirchenvätern, dabei ein großer Verehrer der Kunst; in seine Kapelle berief er die besten Musiker aus allen Ländern, seine Bauluft stürzte ihn in Schulden. Johann war aber nicht so charakterfest wie Karl.

Politik.

In der Politik stand König Johann im Gegensatze zu seinem Vater und zu seinem Bruder Erich. Gustav Wasas Losungswort war: „Mit Gott und Schwedens Bauernschaft", d. h. er stützte sich auf das protestantische Bekenntnis und auf die Gemeinfreien. Johann dagegen wollte wenigstens in der ersten Zeit seiner Regierung Schweden zum Katholicismus zurückführen und war dem Adel mehr zugeneigt. Eine Folge dieser Stimmung war, dass

[1] Geijer, l. c. II, S. 147—204.
[2] Sein Leben beschrieb Girs, Stockholm 1745.

er im Gegensatze zu seinem Bruder Erich, welcher sich auf protestantische Verbindungen stützte, mit den katholischen Staaten in Beziehungen trat.

Am 10. Juli 1569 wurde König Johann gekrönt. Vorher verlieh er dem Adel solche Privilegien, wie dieser sie längst begehrt und gewünscht hatte, insbesondere das Recht, die königlichen Geldbußen von den Bauern zu erheben, mit Ausnahme von Majestätsverbrechen und großen Unthaten. Dagegen erkannte der Adel, dass Schweden ein Erbreich sei und bleibe. Von seinem Vorgänger her hatte er den Krieg mit Dänemark übernommen. Unter Vermittlung des Kaisers kam 1570 zu Stettin der Friede zustande. Schweden gieng ab von allen Ansprüchen auf Norwegen, Schonen, Halland, Gothland, Jemteland und Herjedalen, und ließ den Streit über die drei Kronen unentschieden. Dänemark gab alle Ansprüche auf Schweden auf. Was Schweden in Livland besaß, sollte der Kaiser einlösen und Dänemark damit belehnen. Lübeck ward in den Frieden eingeschlossen und erhielt freie Fahrt nach Narwa. Der Friede war unvortheilhaft für Schweden, allein die drohende Stellung Russlands drängte, sich mit Dänemark zu vergleichen. Anfangs kam man auch mit Polen wegen Livland in Zwistigkeiten, deren Lösung nur die neue Königswahl hinausschob.

Adel. Friede zu Stettin. Lübeck.

Zunächst sei der Thätigkeit Johanns gegen die Reformation gedacht. Seine Gemahlin, die edle Katharina Jagellonica, und das Studium der Kirchenväter hatten den König für das katholische Bekenntnis gewonnen, dazu der Anblick der Unordnungen in der schwedischen Kirche. Unwissende Schüler, Trunkenbolde, Ehebrecher waren als Prediger angestellt, trieben nebenbei Handel und weltliches Gewerbe, kamen mit zerrissenen unsauberen Kleidern zum Altar, theilten das Abendmahl mit schmutzigen Händen aus. In den Kirchen wurden Thongefäße bei Austheilung des heiligen Sacramentes verwendet, die silbernen Kelche dagegen wurden von den Geistlichen und Adeligen zu Hause zum Trunke gebraucht. In vielen Gegenden hatten die Edelleute alles weggenommen, was zum Unterhalte der Kirche und der Geistlichen bestimmt war. Dabei hatte das Volk noch immer den Glauben, es sei katholisch, es sei keine neue Lehre eingeführt worden. Gustav Wasa hat ja immer so gesprochen, die alte Lehre sei nur gereinigt. Auf diese Meinung baute der König seinen Plan.[1]) Er suchte zunächst den Clerus zu heben, er gab den zerlumpten Priestern neue Kleider, er verwandte große Summen auf Neubauten von Kirchen und auf Anschaffung anständigen Kirchenschmuckes; er ordnete den Studiengang, indem er die Hochschule zu Upsala wieder herstellte.

Kirchliche Zustände. Johann katholisiert.

Als Laurentius Petri, die Stütze der lutherischen Lehre und Schwedens erster lutherischer Erzbischof, 1573 starb, gieng der König einen Schritt weiter:

[1]) Lauter Thatsachen, die auch Geijer (l. c. II, S. 217) eingesteht.

Laurentius Gothus.

er ernannte dessen Eidam, Laurentius Petri Gothus, der immer für eine Einigung zwischen Katholiken und Protestanten und ein nachgiebiger Mann war, zum Erzbischofe gegen das Versprechen, die Klöster wieder herzustellen, die Verehrung der Heiligen, die Fürbitte für die Todten zu verfechten und die Ceremonien der alten Kirche wieder aufzunehmen. Mit großer Feierlichkeit fand 1575 seine Salbung statt; Pluviale, Stab und Bischofsmütze wurden wieder gebraucht. 1576 kamen zwei Jesuiten als Lehrer der Theologie an das Collegium zu Stockholm; sie galten als Lutheraner, beriefen sich auch auf die Schriften der Reformatoren, jedoch nur um Widersprüche und Unrichtigkeiten nachzuweisen. Bei öffentlichen Disputationen griff der König den Papst an, aber nur um sich widerlegen zu lassen. An Papst Gregor XIII. stellte Johann insgeheim das Ansuchen, dass er ihn in seinem Bestreben unterstützen möge, Schweden mit der allgemeinen Kirche wieder zu vereinigen. Der Papst sandte den Jesuiten Warsevicz, dass er den König in den Wahrheiten des Glaubens unterrichte. Die Jesuiten waren ebenso gefürchtet wie gehasst und Warsevicz durfte nicht offen auftreten, sondern erschien als Gesandter des Königs von Polen am Hofe — sein Ziel war, einen Bund mit Philipp II. und die Einigung mit der Kirche zustande zu bringen. Je vier bis fünf Stunden verkehrte er sechs Tage hindurch mit dem Könige, welcher streitlustig war und gerne mit seinem theologischen Wissen prunkte. Er wollte gern die Oberhoheit des Papstes anerkennen, die Verehrung der Heiligen annehmen, verlangte aber, dass der Papst das Abendmahl unter beiden Gestalten, die Priesterehe und die Abhaltung des Gottesdienstes in schwedischer Sprache gestatte. Warsevicz berichtete darüber an den Papst und verließ Stockholm 14. August 1574 — der erste Jesuit, der sich nach Schweden gewagt hatte. 1576 sandte der Papst einen zweiten, den Norweger Lorenz Nikolai, den der König als Lehrer der Theologie anstellte. Einige Prediger verlangten die Abhaltung einer Synode, der König berief eine solche auf den Februar 1577 und sandte den Gascogner Pontus de la Gardie, einen ehemaligen Calviner, nach Rom, dass er beim Papst des Königs Begehren durchsetze und ihm seine Lage schildere, wie er von Russland, von den Dänen und seinem Bruder Karl bedroht sei. Offene Abschaffung des Lutherthums könne einen Bürgerkrieg hervorrufen, der König hatte darum vermittelnde Schritte als Oberhaupt der Kirche bereits gewagt, 1576 eine neue Liturgie veröffentlicht — „Liturgia Suecianae ecclesiae et orthodoxae conformis" — „König Johanns Rothes Buch" genannt, mit einer Empfehlung des Erzbischofs, der König hatte sie mit seinem Secretär nach dem katholischen Messbuche selber verfasst. Die Messe hatte hier wieder die Idee eines Opfers. Großer Widerspruch erhob sich. Allein der König setzte die Professoren und die Geistlichen, die dagegen aufzutreten den Muth hatten, ab und auf einem Reichstage 1577 erhielt das „Rothe Buch" Gesetzeskraft.[1]) Zu gleicher Zeit wurde der Erzbischof zu Upsala als der Patriarch der schwedischen Kirche und die andern Bischöfe als die Chorbischöfe bezeichnet. Zustimmung zur Liturgie war die Vorbedingung jeder geistlichen Beförderung. Der Papst wurde ersucht, er möge in der ganzen Welt Fürbitten für die Widerherstellung der katholischen Religion im Norden anstellen lassen, jedoch ohne Schweden zu nennen; er möge gestatten, dass die Messe zum Theile auch schwedisch gehalten werde, dass beim Abendmahle den Laien der Kelch erlaubt werde, dass die Bischöfe in Lehenssachen und Majestätsverbrechen vom Könige

Gregor XIII.

Das rothe Buch.

Patriarchat.

[1]) Messenius, Scondia, VII, p. 50—75.

gerichtet werden, dass man den unter Gustav Wasa geschehenen Kirchenraub als vollbrachte Thatsache ansehe, dass die Priesterehe gestattet werde, wenn man auch lehre, dass das Cölibat vorzüglicher sei, dass der König bis zur vollen Wiederherstellung des Katholicismus am Gottesdienste der Ketzer theilnehmen dürfe. — Schwedische Jünglinge wurden außer Landes geschickt, um in jesuitischen Anstalten erzogen zu werden, z. B. nach Braunsberg in Preußen, wohin die Königin 10.000 Reichsthaler stiftete, nach Graz in Steiermark. Luthers Katechismus wurde in den Schulen abgeschafft. Ein Auszug aus dem Kirchenrechte wurde Richtschnur für die schwedische Kirche. Das Kloster Wadstena wurde wieder hergestellt. Der Papst übergab die Beantwortung dieser Frage dem Collegium der Cardinäle und sandte indes unter dem Namen eines kaiserlichen Legaten den berühmten Antonio Possevino, der, geboren 1534 in Mantua, nach glänzenden Studien und im Beginne einer ehrenvollen staatsmännischen Laufbahn sich auf einmal entschlossen hatte, in den Orden Jesu einzutreten, und fortan als Schriftsteller, als Prediger, als Lehrer eine Zierde der Kirche war.

Possevino.

Mit schwerem Herzen folgte Possevino dem Rufe der Kirche — er misstraute seiner Kraft, aber er gehorchte — „wie Gott sich des Speichels bediente, um einem Blinden das Gesicht wiederzugeben". Am 15. September 1577 verließ er Rom, begleitet von William Good, einem Irländer, und dem Franzosen Fournier.[1]) In Prag erhielt er ein Schreiben von der Kaiserin Maria, der Gemahlin Maximilians, das er in Stockholm im Gewande eines Edelmannes, den Degen an der Seite, als ihr Abgesandter König Johann vor dem Hofe überreichte. Als Possevin mit dem Könige allein war, überreichte er ihm sein Beglaubigungsschreiben als Legate des Papstes und enthüllte ihm, welche Hoffnungen der heilige Vater von ihm hege. Alsbald begannen die Verhandlungen und Johanns letzte Zweifel schwanden vor den bündigen Schlüssen Possevins, welcher Fragen und Antworten später dem Drucke übergeben ließ.[2]) Am 16. Mai 1578 trat der Sohn Gustav Wasas zur alten Kirche zurück. Im Zimmer des Königs war ein Altar errichtet, Johann III. warf sich unter Thränen in die Arme Possevins: „Mein Vater, ich drücke Euch und die heilige römisch-katholische Kirche für immer an mein Herz." Auf seinen Knien wohnte er der heiligen Messe bei. Die Königin, der Befehlshaber von Stockholm, Nikolaus Brask, und der Geheimschreiber des Königs, Johann Heinrichsson, waren Zeugen. Der König schien ein treuer Anhänger der Kirche zu sein, nur ängstlich gegenüber seinem Volke; er bat Possevin, ihm in Rom die Genehmigung seiner Bitten zu erwirken.

Johann bekehrt.

Am 20. Mai 1578 schiffte sich Possevin mit fünf jungen Schweden, einem Litthauer und einem Russen ein. In Danzig traf er Warsevicz und Wisowsky, welche er zur Unterstützung des Königs und der katholischen Sache nach Stockholm sandte. In Prag erhielt er von Kaiser Rudolf II. das Versprechen, dass er seine Schwester dem Sohne König Johanns, dem Sigismund, in die Ehe geben wolle, das Versprechen, dass Philipp II. mit all seiner Macht den König von Schweden gegen einen Angriff der protestantischen Fürsten schützen wolle. Indes hatte ein Ausschuss der gelehrtesten Cardinäle in Rom über die zwölf Bitten des Königs entschieden: sie sprachen sich gegen die Feier der heiligen Messe

[1]) Bibliotheca selecta. Romae 1593.

[2]) Antonii Possevini Responsiones ad nobilissimi viri septentrionalis interrogationes, qui de salutis aeternae comparandae ratione ac de vera ecclesia cupiebat institui. Ingolstadii 1588.

in der Volkssprache, gegen die Ehe der Priester, gegen das Abendmahl unter beiden Gestalten, gegen die Abschaffung des Weihwassers aus und der Verehrung der Heiligen. Von der Zurückforderung des geraubten Kirchengutes könne man abstehen, aber in ihren Grundsätzen dürfe die Kirche sich nichts vergeben, sie könne nicht dem einen Volke erlauben, was sie den anderen verweigert habe. Man müsse sie hinnehmen ganz so, wie sie sei.

Nach Possevins Ankunft hielt der Ausschuss noch eine Sitzung, in welcher dieser die schwere Lage des Königs, seine Bitten auseinandersetzte. Die Cardinäle erklärten jedoch, dass sie trotz alledem an ihrem Gutachten nichts ändern könnten.

Am 14. December reiste Possevin wieder nach dem Norden ab, zugleich mit Vollmachten von Philipp II. versehen. Der Weg gieng über Bayern, wo er mit dem Herzog Albrecht verkehrte, über Augsburg, wo ihm die Fugger Unterstützung gaben für die Katholiken in Lübeck, nach Olmütz, wo er den Grund zur großen Missionsanstalt für den Norden legte, nach Prag, wo ihn Kaiser Rudolf II. empfieng, und von da nach Wilna zu Bathory. Possevin hatte vom Papste Vollmachten für den ganzen Norden, für Ungarn, Mähren, Polen, Russland, Schweden. In der gesammten Kirche wurden Gebete abgehalten für das Gelingen seiner Sendung. Am 26. Juli 1579 zog er in Stockholm ein, aber jetzt nicht mehr als Edelmann, sondern in dem Gewande seines Ordens — es galt die Eroberung des Königreiches für die Kirche zu vollenden.

Aber es war ihr indes stark entgegengewirkt worden. Der Herzog Karl von Südermanland hatte sich mit einer eifrigen Lutheranerin, Maria, der Schwester des Herzogs von Zweibrücken, vermählt und sie hatte einen Bund der Lutheraner gegen die katholischen Bestrebungen des Königs gebildet. Ungewöhnliche Naturerscheinungen wurden dem Volke als Vorboten des Antichrist gedeutet. Chyträus, Professor in Rostock, hatte durch Schmeicheleien den König zu gewinnen gewusst, ihm seine Geschichte der Augsburger Confession gewidmet und in ihm Bedenken über seine Schritte erregt.[1]) Pontus de la Gardie war insgeheim wieder zum Lutherthume übergetreten, und warnte den König vor jeder Annäherung an Rom. Johann war weich und furchtsam und in Rom war man fest: „Wir haben nachgegeben, wo wir konnten, und sind entschuldigt vor Gott, wenn unsere Hoffnung scheitert, und können in Zukunft auch ohne Schweden bestehen, wie wir es schon seit vierzig Jahren thun.“ Daher trat eine Erkältung ein beim Könige, als Possevin ihm die abschlägige Antwort von Rom ertheilen musste. Auf dem Reichstage zu Wadstena am 19. Februar 1586 zeigte Johann III. sich schwankend und muthlos, nicht minder gelegentlich einer Synode zu Lynköping. Eine viel entschlossenere Natur war da sein Sohn Sigismund, der lieber den Thron als seine Kirche aufgeben wollte. Als Missionär wäre Possevin gern geblieben, als Abgesandter des Papstes nahm er am 10. August 1580 Abschied vom Könige, um in Russland — wie wir später sehen werden — noch weitergehende Pläne zu verfolgen.

Chytträus.

Johann schwankt.

Aber bald trat die Gegenströmung ein. Johann selber war nicht mehr beharrlich, seit die gute Königin Katharina starb. „Um sich seine schweren

[1]) Die Behauptungen des Chytträus hat Possevin in einem eigenen Buche widerlegt: Ant. Possevini adversus Davidis Chytraei haeretici imposturas, quas in oratione quadam inseruit, quam de statu ecclesiae hoc tempore in Graecia, Asia, Africa, Ungaria, Bosnia inscriptam edidit et per Sueciam ac Daniam disseminare curavit. Ingolstadii 1583.

und tiefen Gedanken zu vertreiben", vermählte er sich mit der sechzehnjährigen Gunnila Bjelke, der Tochter eines Reichsrathes, einer eifrigen Lutheranerin. Der König hatte von seinem Katholischwerden politische Vortheile erwartet, welche nicht eintrafen.

ist muthlos.

Er wurde nicht Herzog von Bari und Rossano, auf welche Katharina Ansprüche hatte. Und als 1582 zwischen Polen und Russland Frieden geschlossen wurde, vermochte der Unterhändler Possevin nicht durchzusetzen, dass Schweden in denselben aufgenommen wurde. Die Hoffnung auf den Beistand der katholischen Mächte war also eitel. Den Muth der wahren Entscheidung hatte König Johann nicht, theologische Spielerei und königliche Launen waren wirksam wie die Einflüsterungen seiner zweiten Gemahlin. — So schlug der königliche Theologe auf einmal um. Jetzt wurden die Jesuiten des Reiches verwiesen, ein Pfarrer in Stockholm, der Katholik geworden war, gerade deshalb schimpflich abgesetzt, die katholischen Kirchen geschlossen und jeder, der zum Katholicismus übergehe, mit Landesverweisung bedroht. Doch gieng der König nicht zum Lutherthume zurück. Er trug sich mit dem Gedanken, Schweden mit der griechischen Kirche zu vereinigen. Schließlich blieb er bei seinem eigenen Religionssysteme, dem „Rothen Buche", stehen, einem Stücke Vermittlung zwischen Katholicismus und Lutherthum.

Johanns Interim.

Geijer sagt darüber mit Recht: „Denkwürdig und immer sich gleich in der Geschichte ist das Benehmen derer, welche ohne Selbständigkeit doch einen Stützpunkt in einem scheinbaren Gleichgewicht zwischen Gegensätzen suchen, welche ohne eigene Überzeugung in der Kunst, mit Überzeugungen zu markten, leben, von einer Seite Grundsätze aufnehmen und von einer andern die Schlussfolgen und, da ein solches Verfahren alles inneren Gehaltes entbehrt, die Lücke mit der Einbildung von ihrem persönlichen Gewicht füllen." Johann benahm sich wie ein unabhängiger Herrscher, der auch über das Gewissen seiner Unterthanen verfügen kann, und verfolgte alle die bitter, die seine Liturgie nicht beachteten, und durch das ganze Reich gieng Unruhe und Verwirrung.

Glaubensmengerei.

Einer wars, der beharrlich und schlau an den Grundgedanken Gustav Wasas festhielt und sie wieder zum Siege zu bringen wusste — Karl, Herzog von Südermanland. Den Predigern, die Johann verjagte, gab der Herzog Anstellung; die Professoren, welche der König verfolgte, nahm er mit Wohlwollen auf. Mit Johann war er in stetem Zwiste, er verbot des Königs Liturgie im Herzogthume, er hielt an der Kirchenordnung von 1571 fest; er stritt über Rechte, er verwahrte sich dagegen, dass der König die Münzen verschlechtern lasse; er kümmerte sich nicht um die Freiheiten, welche der König dem Adel ertheilte; er galt den Bauern als der Vorkämpfer ihrer Freiheit, als der echte Sohn Gustav Wasas, den Lutheranern als das Bollwerk der gereinigten Lehre.

Herzog Karl.

Da trat auf einmal ein Ereignis ein, welches Schweden auf die Bahnen des Katholicismus zurückzuführen schien. Sigismund, Johanns und

der Katharina Sohn, geboren 20. Juni 1566, wurde 1587 nach dem Tode Bathorys durch den Einfluss der verwitweten Königin, der Schwester seiner Mutter, zum Könige von Polen gewählt und am 27. December 1587 gekrönt. Ein schwedischer Edelmann, Erich Sparre, welcher vor dem polnischen Reichstag für Sigismund redete, versprach, ohne dazu bevollmächtigt zu sein, dass jener Theil von Livland, welchen der König von Schweden besitze, dem andern Theile, welcher der Krone Polen und dem Großherzogthume Lithauen gehöre, einverleibt werden sollte. Vor der Krönung bat Sigismund, die Frage wegen Livland zu verschieben, bis er nach dem Ableben seines Vaters auch die schwedische Krone erben werde. Durch die ganze katholische Welt gieng das Gefühl, Sigismund, welcher katholisch von seiner Mutter erzogen und es auch aus Überzeugung war, werde nicht bloß in Polen die Irrlehre verdrängen, sondern auch Schweden wieder zur alten Kirche zurückführen.

Erich Sparre.

Sigismund III.

Der Adel in Schweden knüpfte an diese Wahl noch ganz andere weitreichende Hoffnungen, die einer Wiederherstellung des ständischen Wesens, wie es zu Zeiten der Union von Calmar war. Derselbe Erich Sparre, welcher durch den Ruf: „Vestra erit Livonia!“ die Polen für Sigismund gewann, überreichte diesem vor seiner Abfahrt einen Entwurf künftiger Regierungsweise unter dem Namen Calmarer Statut[1]) und erlangte dazu die Unterschrift Johanns und Sigismunds.

Calmarer Statut.

Der Adel Schwedens, heißt es darin, stamme größtentheils von Königen und Fürsten ab, habe von alten Zeiten her die höchsten Würden und verdiene Hochachtung und Ehre. In Zukunft bleibe die Liturgie König Johanns neben den Gesetzen, welche künftige Reichsversammlungen aufstellen, Regel des Glaubens für das Reich. Sigismund dürfe darin keine Veränderung vornehmen, mit anderen Worten, den Raub des Adels am Kirchengute nicht rückgängig machen. In Schweden wie in Polen solle in Zukunft Gesetz und Freiheit ungekränkt und nur einheimische Regierung walten. Zwischen beiden Reichen sei Freiheit und Bündnis, gemeinsam sollen sie gegen Russland kämpfen. Während Sigismunds Abwesenheit in Polen, aber auch wenn er in Schweden sei, was alle drei Jahre stattzufinden habe, müsse Schwedens Regierung von einigen vornehmen Personen, sieben an der Zahl, geführt und diese müssten jedes zweite oder dritte Jahr umgewechselt werden, einen von ihnen möge Herzog Karl ernennen. Die hohen Reichsämter werden vom Könige nur aus der Zahl derjenigen besetzt, welche der Reichsrath in Vorschlag bringt. Staatskleinode, Kriegsvorräthe, Einkünfte dürfen nicht aus dem Lande gebracht werden. Keine neue Auflage darf in des Königs Abwesenheit ausgeschrieben werden, kein in Polen ausgefertigtes Gesetz oder Verbot gilt, ohne dass Schwedens Stände es genehmigt haben. Der Schwede kann nur in Schweden und nach schwedischen Gesetzen und von Seinesgleichen gerichtet werden. Von Livland appelliert man an den schwedischen Rath. Ein Aufstand in einem Reiche darf mit Hilfe des andern gegen Ersatz der Kosten gestillt werden.

Das war also ein Rückgreifen auf die Zeiten der Union, nur dass Polen an die Stelle Dänemarks getreten wäre. Gustav Adolf nennt diese

[1]) Geijer, l. c. II, S. 243—248.

jüngste Constitution, welche sein Vater Karl nie unterschrieben hat, ein „Sieben-Manns-Regiment, nach dem Beispiele der Kurfürsten in Deutschland, „von einigen Rathsherren erdacht, welche gern sich zufrieden gegeben hätten, wäre der König ein Spieß gewesen durch den Leib des Herzogs, wodurch sie ihrer beider quitt geworden.“ [1]) Was Gustav II. davon meint.

Das Haus Wasa war nämlich damals auf wenige Mitglieder beschränkt. Magnus war wahnsinnig geworden, Erichs Kinder waren für unfähig zur Erbfolge erklärt und Karl war damals noch kinderlos. Darum schrieb Karl 1588 an Sigismund, er möge sich doch ja verheiraten; nur drei von Wasas Stamm auf der Schwertseite seien noch übrig; sie müssten zusammenhalten, denn eine Partei dränge sich zwischen sie und richte viel Böses an. Damals näherten sich wirklich Karl und Johann einander, nur war Johann zu launisch, durch Überdruss und Ungeduld über die Regierungsgeschäfte oft verbittert. Frühjahr 1589 fuhr er mit einer Heeresabtheilung nach Reval ab, wo sein Sohn Sigismund bald eintraf. Der Vater wollte den Sohn mit nach Schweden nehmen, damit er dort bleibe, ohne Rücksicht auf Polen. Dadurch wären alle Pläne des Adels vereitelt worden und darum gab sich dieser alle Mühe, den Vater vom Sohne zu trennen, den einen zur Rückkehr nach Schweden, den andern zur Rückkehr nach Polen zu veranlassen. Johann gab nach, wiewohl mit Ingrimm, er sah seinen Sohn nicht mehr. Auch Schweden regierte er eigentlich nicht mehr, dies that Karl. Johann glühte vor Unmuth über den Reichsrath, den er nur Reichsunrath nannte. Er suchte sich von den Schranken, mit denen ihn der Reichsrath hemmte, loszumachen. Kleinmuth und die Erinnerung an den Brudermord trübten die letzten Tage des schwachen Mannes, er bereute die Unruhe und das Ärgernis, das er durch das Festhalten an der Liturgie erweckt hatte, und starb den 17. November 1592.[2]) — Haus Wasa. Johanns Ende.

Sigismund, König von Schweden und Polen, und Karl IX.

Jetzt war Sigismund von Polen König von Schweden. Allein der Umstand, dass er Katholik und entschiedener Katholik war — durch keine Drohung hatte ihn der Vater vom Glauben, den ihn die Mutter gelehrt, abbringen können — öffnete eine Kluft zwischen ihm und den Schweden und führte Karl auf den Thron. Sigismund 1592 bis 1604.

Dieser übernahm, da der Herrscher abwesend war, sogleich wieder die Regierung. Sigismund hatte nichts dagegen, obgleich er von vielen Seiten her vor dem Ehrgeize des Oheims gewarnt wurde. König Johann hatte 1590 versprochen, zur Beilegung des Religionszwistes eine Kirchenversammlung zu berufen. Der Reichsrath war dagegen, Karl dafür. „Die Religion und die Freiheit“, sagte er, „waren meines Vaters Wohlthaten gegen das Vaterland. Aus Dankbarkeit gegen diese haben die Schweden das Königthum im Hause Wasa erblich gemacht. Nur der ist ein rechter Erbkönig des Schwedenreiches, der sie dem Reiche erhält. Jetzt hat man aber einen König, der in seinem Gewissen der Macht und dem Karl als Regent.

[1]) In einer eigenhändig geschriebenen Geschichte der Regierung Karls IX. Geijer, l. c. I, S. 246.

[2]) Geijer, l. c. II, S. 254—266.

Willen des Papstes unterworfen ist. Darum ist es nothwendig, wegen der Religion und der Freiheit dem Könige Bedingungen zu machen, wie sie von altersher die Schweden ihrem Könige vorzulegen berechtigt waren.“ [1]) — In ähnlicher Weise schrieb Karl offen an Sigismund.

Kirchenversammlung zu Upsala.

Die Kirchenversammlung begann am 25. Februar 1593 zu Upsala. 4 Bischöfe, 300 Geistliche, viele vom Adel, von der Bürgerschaft und den Bauern waren anwesend. Nachdem man übereingekommen, die heilige Schrift aus sich selbst erklärt sei einzig Grund und Regel der evangelischen Lehre, und sich für das unveränderte Augsburgische Bekenntnis ausgesprochen hatte, betheuerten die Anwesenden, dafür Gut und Blut einsetzen zu wollen, und rief der Vorsitzende: „Nun ist Schweden ein Mann geworden und wir haben alle einen Gott.“ Damit war die Liturgie verworfen, bisher sei es mit Gottes Wort im Lande beschaffen gewesen, wie wenn einer ein Licht im starken Sturmwetter tragen müsse. Also war die Reformation im Sinne Luthers befestigt. Es wurde beantragt, Zwinglianer und Calviniſten für Ketzer zu erklären. Die Beschlüsse wurden streng durchgeführt und merkwürdigerweise waren die Bischöfe, welche sich früher als die größten Eiferer für die Liturgie gezeigt hatten, jetzt am eifrigsten bereit, die Upsalaer Beschlüsse durchzuführen. [2])

Sigismund in Stockholm.

Karl forderte den König auf, diese Beschlüsse zu bestätigen. Sigismund weigerte sich, kam aber am 30. September 1593 mit einem großen Gefolge von Danzig nach Stockholm. Von Bedingungen für den König wollte er nichts wissen, er sei ein geborener Erbkönig, wolle aber den Andersgläubigen dieselben Freiheiten gestatten, die man den Katholiken zugestehe. Auf dem Reichstage zu Upsala sollte es zur Entscheidung kommen. Karl erschien mit einem Gefolge von 3000 Bewaffneten und erklärte den Ständen: „Ich trenne mich nicht von euch! will Sigismund euer König sein, so muss er euer Begehren erfüllen.“ — Alles, was der Hof erlangen konnte, war, dass katholischer Gottesdienst in der Kapelle des Königs gestattet wurde, aber kein Katholik solle in Schweden irgend ein Amt bekleiden; welcher Schwede zur katholischen Lehre übergehe oder seine Kinder darin erziehen lasse, der solle sein Bürgerrecht verlieren. Als man bestimmte Antwort forderte, und zwar binnen vierundzwanzig Stunden, gab der König nach; so erlangte er Huldigung und Krönung, 19. Februar 1594. Als Sigismund während des Eides die Hand senkte, erinnerte ihn Karl, sie aufrecht zu halten.

Krönung.

Unter solchen Umständen konnte Sigismund der Aufenthalt in Schweden nicht angenehm sein — es trieb ihn nach Polen zurück. Aber wer sollte regieren an seiner Stelle? Nur ungern stellte der König eine Vollmacht aus, welche Karl ermächtigte, mit dem Reichsrathe der Regierung vorzustehen. Sigismund rechnete auf den Zwiespalt, der zwischen dem Reichsrathe und dem Herzoge ausbrechen würde, und soll überdies die Statthalter gemahnt haben, auf dieses Regiment wenig zu achten. Erich Sparre richtete in der That im Sinne des

Karl als Regent

[1]) Geijer, l. c. II, S. 271.
[2]) Ibid. II, S. 273—275.

alten Adelsregimentes eine Vorstellung an den König, welcher hierauf die Richterstellen und alle hohen Ämter des Reiches dem Adel vorbehielt. Damit war denn Karls Macht wieder gebrochen. Am 14. Juni 1594 begab sich der König zu Schiff, um nach Polen zurückzukehren.[1])

gegen den Adel.

Jetzt griff aber Karl durch: dieses Adelsregiment sei gegen Schwedens Gesetz und Schwedens Sitte; als schwedischer Erbfürst sei er berechtigt, während der Abwesenheit des Königs die Regierung zu führen. Er endete den sechsundzwanzigjährigen Krieg mit Russland 1595 durch den Friedensschluss zu Tenjin, welcher den Schweden Narwa, Reval und Esthland beließ, den Russen dagegen Kexholm.

Reichstag in Söderköping.

Karl schüttelte den Reichsrath bald von sich ab: „Ich bin Königssohn, und, wenn ihr nicht gutwillig folgt, so lasse ich euch gebunden zur Ständeversammlung führen." In Söderköping hielt er im October 1595 eine Reichsversammlung ab. Hier forderte er von allen Anwesenden, dass sie den Beschlüssen dieses Tages nachkommen möchten, und dass alle für einen und einer für alle einstehen sollten. Das Volk schwor zuerst, Bischöfe und Adel folgten zaudernd. Karl erhielt den Namen eines Reichsverwesers und Vollmacht, die Beschwerden, die er darlegte, abzustellen und eine Steuer zu erheben. Sofort wurde katholischer Gottesdienst überall im Reiche abgeschafft, die katholische Geistlichkeit des Landes verwiesen, das Kloster Wadstena aufgehoben. Noch weiter gieng der Regent, als einige Statthalter nicht gehorchten, auf einem Reichstage zu Arboga.[2]) Karl hatte die Bauern für sich gewonnen. Die Dalekarlen schrieben an die übrigen Landschaften: „Wir wollen nicht mehrere Regenten haben, über ganz Schweden darf nur einer sein. Da der König selbst nicht im Reiche ist und sein Sohn und Bruder unmündig, so können und wollen wir nicht einen andern als Reichsverweser anerkennen, denn Herzog Karl" — und in der That erhoben sie sich sogleich für ihren Beschluss. Ein Krieg, der darüber ausbrach, heißt der Knittelkrieg von den Waffen, die sie gebrauchten. Auf dem Reichstage erklärten sie, sie wollten Karl vertheidigen, so lange ihr Blut noch warm sei. Jeder, der gegen die Versammlung wäre, wurde für einen Reichsfeind erklärt, und mehrere Edelleute, die Widerstand geleistet, mussten in den Tod gehen. Ein anderer Beschluss forderte den König auf, in sein Reich zurückzukommen.

Abschaffung des Katholicismus.

Dalekarlen.

Knittelkrieg.

Sigismund landete mit 5000 Mann polnischer Truppen am 30. Juli 1598 bei Calmar. Nach längeren Unterhandlungen zwischen ihm und Karl kam es zum Kampfe. Das erste Gefecht am 8. September 1508 verlief ungünstig für den Herzog. Karl war umgangen, aber Sigismund brachte es nicht übers Herz, streng zu sein, ein Fehler, der ihm die Krone Schwedens entriss. Er ließ dem Oheim sagen, er könne sich zurückziehen, was auf diesen zuerst einen solchen Eindruck machte, dass er erklärte, er wolle mit Frau und Kindern aus dem Reiche gehen, wenn dadurch die Einigkeit hergestellt werden könne. Doch wurde er andern Sinnes, als Verstärkung eintraf. Bei der Staugebrücke in der Nähe von Linköping kam es am 25. September

Sigismund.

Krieg.

[1]) Geijer, l. c. I, S. 274—291.
[2]) Ibid. II, S. 302—303.

Schlacht bei Stangebro. 1598 zur Schlacht. Karl siegte und Sigismund verlor 2000 Mann. In Linköping kamen dann der König und der Herzog zusammen. Hier wurde

Vertrag zu Linköping. am 28. September beschlossen: das Vergangene solle vergeben und vergessen sein, nur fünf Rathsherren, die den König wider den Herzog aufgereizt hätten, sollten ausgeliefert werden. Die Regierung solle wieder an Sigismund kommen, dieser aber schwören, sie nach den Söderköpinger Beschlüssen zu führen. Der König verließ dann Schweden, statt nach Stockholm zu gehen.

Bruch. Nach Calmar warf er eine polnische Besatzung. Dies sahen die Anhänger Karls als Bruch des Vertrages von Linköping an, worin der König zugleich versprochen hatte, die fremden Kriegsscharen mit Ausnahme seiner Leibwache

Absage. fortzuschicken. Ein Reichstag in Jönköping sagte Sigismund Treue und Gehorsam auf. Dasselbe that ein Reichstag zu Stockholm am 24. Juli 1599 mit dem Beisatz: wenn Sigismund innerhalb sechs Monaten nicht seinen Sohn Wladislaus nach Schweden schicke, um in der evangelischen Lehre zum König erzogen zu werden, so solle sein Stamm auf ewige Zeiten des Erbrechtes auf die schwedische Krone verlustig sein. Dagegen wurde Karl als regierender Erbfürst des Reiches anerkannt und beschlossen, jeder sei ein Verräther, der sich den Beschlüssen der Stände widersetze. Die Finnen sollten zum Gehorsam gezwungen werden, wenn sie sich nicht freiwillig unterwerfen würden.[1])

Entscheidung. Damit hatte sich Schweden entschieden in die Reihe protestantischer Reiche gestellt, was in Madrid ebenso bitter empfunden, als in London mit Freude begrüßt wurde. Das spanische Cabinet hatte gehofft, mit Hilfe Schwedens die katholische Sache im Norden siegreich zu machen, die Niederlande zu unterwerfen und Rache zu nehmen an Elisabeth. Damit war aber auch das Haus Wasa in zwei Linien, eine katholische und eine protestantische, gespalten und ewige Feindschaft zwischen beiden gesetzt. An List und Thatkraft hatte sich Karl seinem Neffen Sigismund überlegen gezeigt. Die Briefe des letzteren zeigen, wie erbittert er gegen den ersteren war. Sigismund war frei von der Härte des Herzens, mit welcher jetzt Karl seine eigenen Feinde als Verräther des Reiches bestrafte; seine Milde gieng ins Fehlerhafte, dass er seine eigenen Anhänger preisgab; Karls Härte gieng soweit, dass er jetzt eine allgemeine Verfolgung der königlichen Partei begann.

Die Großen, die ihm Widerstand geleistet, mussten es mit ihrem Kopfe büßen. Erich Sparre, die beiden Brüder Bauer und Bjelke und andere Große wurden enthauptet — sie giengen unerschrocken dem Tode entgegen. Calmar ward im Sturm genommen und der erste auf der Leiter, der die Mauern erstieg, war der Herzog selber. Auf dem Reichstag zu Linköping, 1600, boten

Karl IX. König. die unadeligen Stände und die unadeligen Officiere des Heeres Karl die Krone an, die er jedoch zurückwies, weil sie mit besserem Rechte Sigismunds jüngerem Bruder, dem Herzog Johann, gehöre. Sigismund dagegen schenkte aus Rache

[1]) Geijer, l. c. II, S. 303—308.

das schwedische Esthland an Polen und erhielt dafür von den Ständen das Ver- Esthland.
sprechen, ihn im Krieg gegen Schweden zu unterstützen. Säumnis war Karls Sache ebensowenig, als Vergeben und Vergessen. 1600 brach er mit einem Heere nach Livland auf, binnen sechs Monaten hatte er Polen die meisten Festungen weggenommen. 1601 kam Sigismund selber mit einem polnischen Heere nach Livland, aber er hatte keine Ausdauer. „Unser König ist kein Krieger", sagten die Polen, „und kann Mühe und Beschwerden nicht ertragen." 1602 huldigte der Adel von Finnland dem Herzog Karl. Damals erklärte er vor einem Reichsrath in Stockholm seine äußere Politik: mit dem Dänen könne man Äußere Politik.
im Frieden leben, wenn man ihm die drei Kronen im Wappen lasse, mit den Polen, wenn man ihnen Pernau und Dorpat wiedergebe, mit Rußland, wenn man ihm Reval und Wiborg lasse. Nur ungern bewilligten die Stände Hilfe zur Fortsetzung des Kampfes. Sigismund hatte noch immer Anhänger, das Land litt durch Pest und Hungersnoth und die lutherischen Geistlichen hielten den Herzog für einen „gemeinen Calviner".

Erst 1604 nahm Karl die Krone an, nachdem der Herzog Johann auf sein Recht verzichtet hatte; bei seinem Geschlecht solle die Krone bleiben, sein Sohn Gustav ihm nachfolgen. Aber Karl hatte keine rechte Ruhe: er bot 1606 dem Herzog Johann abermals die Krone an, 1607 hingegen ließ er sich in Upsala krönen, 1608 machte er seinen Erichsritt oder seine Königs- Krönung.
reise durch das Land. Bei dem Erbvertrage 1604 hatten die Stände noch festgesetzt, in Zukunft solle niemand, der nicht desselben Glaubens sei, wie sie, die Krone Schwedens tragen; jeder Erbfürst, der die Religion ändere, der von den Grundgesetzen abweiche, der eine nicht lutherische Frau nehme, habe sein Erbrecht verwirkt; jeder, der einen Erbfürsten zu einer Religionsveränderung verleite, sei ein Feind und Verräther des Vaterlandes; jeder, der seinen Glauben ändere, verliere seine Güter und müsse das Land verlassen. Schweden solle nie mit einem anderen Reich von einem Oberhaupt regiert werden. Der König müsse seine Residenz in Schweden haben.[1])

Die tiefe innere Bewegung, welche Schweden durchgemacht hatte, endigte demnach mit dem Sieg des Lutherthums, mit der Demüthigung des Adels. Karl hatte schrecklich aufgeräumt unter den Gaukönigen, wie er seine Gegner nannte. Die Macht der Krone war höher gestiegen als je. Das regierende Glück der Wasa.
Haus war durch eine Revolution emporgekommen und suchte natürlich seine Stärke im Innern durch Eroberung von außen zu befestigen. Gustav II. Adolf ist der treue Fortsetzer der Politik seines Vaters. Wie rasch war dieses Haus Wasa gestiegen! Vor kurzem noch wenig genannte Edelleute, trugen die Wasa jetzt die Krone von Schweden und von Polen. Und gerade zu dieser Zeit ward ihnen die Krone des riesenhaften russischen Reiches angeboten. Damit greifen wir ein Stück[2]) aus der russischen Geschichte heraus und kommen an das

[1]) Geijer, l. c. II, S. 335—354.
[2]) Im Zusammenhang ist die russische Geschichte im XI. Bande dieses Werkes dargestellt.

Ende des Stammes Rurik, die Geschichte des falschen Demetrius und das Emporkommen des Hauses Romanow.

Iwan IV. Iwan IV. (1533—1585), auch der Henker und von den Russen der Schreckliche genannt, ein roher und grausamer Tyrann, hinterließ bei seinem Fedor I. 1585 bis 1598. Tode 1585 zwei Söhne, Fedor und Demetrius, von denen der erstere, zweiundzwanzig Jahre alt, ihm nachfolgte, der zweite, Dmitry, aus seiner letzten Ehe mit Maria Nagoy, die Stadt Uglitsch und ihr Gebiet als Leibgeding erhielt. Für Fedor ward vom Vater eine Art Regentschaftsrath ernannt aus fünf Personen: Bogdan Bielsky, den Fürsten Iwan Schuysky und Iwan Mstislawsky und den Bojaren Nikita Romanowitsch Juryew, Boris Godunow. dem Bruder der Mutter des Fedor, und dem Tataren Boris Godunow, dem Bruder seiner Gattin Irinia, welcher an Klugheit und Thatkraft die vier anderen Mitglieder des Rathes übertraf. Alle Versuche der anderen, ihn zu stürzen, befestigten nur seine Macht und endeten mit ihrer Verbannung.

Fedor I. war ganz das Gegentheil des Vaters, sanft, schüchtern, fromm, seine liebste Freude war, sich Legenden vorlesen zu lassen und die Glocken zum Gottesdienst selber zu läuten. Der Vater sagte oft von ihm: „Er ist ein Küster und kein Czarewitsch." Die Regierung überließ der Czar seinem Günstling und Schwager Boris Godunow, den er sogar zum Regenten des Reiches ernannte. Der Majordom dieses neuen Merowingers war ein hochbefähigter, unermüdlich thätiger Mann, streng und ernst, aber auch voll glühenden Ehrgeizes, den er jedoch unter dem Schein der Frömmigkeit zu verhüllen wusste; ein Eiferer für die Größe und Macht Russlands und mit Erfolg, war er trotz seiner glänzenden Eigenschaften dem Adel, dem die alte Unordnung lieber war, ein Gegenstand des Hasses. Die Hoffnung seiner Gegner war bei der Schwäche und Kinderlosigkeit Fedors I. der Czarewitsch Demetrius. Demetrius, dessen Mutter und Oheim den Günstling zu stürzen suchten, von diesem aber nach der Stadt Uglitsch verwiesen wurden. Am 15. Mai 1591 spielte der zehnjährige Demetrius mit vier anderen Kindern im Hofe des Palastes, als seine Wärterin auf einmal bemerkte, dass er in seinem Blute gebadet am Boden lag; er hatte eine Wunde an der Kehle und starb, ohne ein Wort zu sprechen.

Auf ihr Geschrei eilte die Czarin Maria herbei, schlug im ersten Grimm die Wärterin und, als auf das Geschrei der Frauen Bitiagowski, der Hausmeister, der aber für einen Spion des Boris galt, den Aufruhr zu beschwichtigen suchte, schrie die Czarin, er sei der Mörder, und dieser ward von den Dienern niedergehauen. Alle, die herbeikamen und für ihn sprachen, wurden für Mitschuldige erklärt und ermordet. Als der erste Zorn der Czarin sich gelegt hatte, kam sie zur Überzeugung, dass Bitiagowski unschuldig sei. Die Untersuchung, die der Regent anstellen ließ, wandte sich gegen eine Ermordung. Es stellte sich heraus, dass der Knabe Demetrius mit einem Messer gespielt und vielleicht in

einem epileptischen Anfalle sich selber verwundet habe. Die Czarin musste den Schleier nehmen, weil sie ihren Sohn nicht hinlänglich bewacht habe, ihre Brüder wurden aus der Hauptstadt verbannt. Was schuld war am Tode des Knaben, ist nie ermittelt worden. Aber die Feinde des Regenten schrieben diesem den Mord zu, weil er ihm nützte, denn er entferne die letzte Schranke zwischen ihm und dem Thron. Was Boris auch thun mochte, es ward ihm übel gedeutet. Halb Moskau verbrannte damals, er ließ auf eigene Kosten es wieder aufbauen; man sagte jedoch, er selber habe den Brand angestiftet, um die Menge durch den Neubau zu gewinnen. Die Tataren drangen damals bis vor Moskau. Alle russischen Heerführer verloren den Kopf, nur Boris bewies die Besonnenheit und Thatkraft, welcher die Feinde erlagen; desungeachtet hieß es, er selber habe die Tataren gerufen, nur um als Retter des Reiches den Tod des Demetrius vergessen zu machen. Tod Dimitrys.

Fedor starb 1598 in den Armen des Regenten und seiner Gemahlin, der Schwester desselben, nachdem er kurz vorher Boris ermahnt hatte, sein rechtgläubiges Volk mit Weisheit zu leiten. Mit Fedor erlosch das Haus Rurik, das durch 52 Abkömmlinge 736 Jahre hindurch über Russland geherrscht hatte. Ende der Rurik's.

Die Großen versammelten sich, um der verwitweten Czarin Irene zu huldigen, die jedoch erklärte, dass sie aus Ekel an der Welt sich in ein Kloster zurückziehen wolle. Jetzt forderten die Großen Boris auf, den Thron zu besteigen. Wie willkommen war ihm diese Mahnung! — Aber auch er zog sich in ein Kloster zurück, bis ihn die Bojaren anflehten, bis die Menge seinen erheuchelten Widerstand mit dem Geschrei der Verzweiflung beantwortete — dann willigte er am 21. Februar 1598 mit Thränen ein, „ein Opfer des Thrones zu werden", und folgte „dem Willen Gottes". Von einer Wahlcapitulation war da keine Rede, Boris war unumschränkter Herr. Boris, Czar.

Boris regierte (1598—1605) nicht minder kräftig als Czar, denn vorher als Regent. Seine äußere Politik war klug und weise.

Boris suchte die Türkei, er suchte Persien und Polen zu beschäftigen; um in Schweden Unruhen zu erwecken, zog er den flüchtigen und armen Sohn Erichs XIV., Gustav Erichsson, nach Moskau, bot ihm sogar seine Tochter Xenia zur Ehe an, dieser aber liebte wohl die Wissenschaft, kannte aber keinen Ehrgeiz und wurde, weil er auf seinen Plan nicht eingieng, von Boris wieder fallen gelassen. Boris suchte Gewerbe und Künste zu heben und begünstigte darum die Einwanderung der Deutschen, um seinen Russen die Bildung des Abendlandes zuzuführen. Dafür nannten ihn die Altrussen einen Verräther an seinem Vaterlande und an seiner Religion. Als er achtzehn junge Edelleute zum Studieren je sechs nach Deutschland, Frankreich und England sandte, beweinte man sie als dem Untergange geweihte Opfer. Als er, um der Trunksucht zu steuern, das Brantwein-Monopol mit Strenge durchführte, reizte er die große Masse. Die Bauern hassten ihn, weil er, um die Auswanderung nach den Provinzen des Südens zu verhindern, welche den Norden zu entvölkern drohte, 1593 ihnen das Recht nahm, ihren Wohnsitz zu verändern, und 1597 strenge Nachforschungen gegen flüchtige Leibeigene anordnete. Die Freizügig- Schweden. Leibeigenschaft.

keit war bisher der einzige Schutz des Bauern gegen Überbürdung, denn seine Verpflichtungen waren noch nicht genau bestimmt. Ursprünglich war er nur dem Landesherrn verpflichtet, der seine Leistung einem Krieger — dem Grundherrn — als Besoldung verlieh; dann kamen zu dieser Verpflichtung der Tatarenzins und später neue Steuern. Der Grundherr haftete für das Eingehen der Steuern; was er mehr erhob, war seine Sache. So wurde der Bauer in einigen Gebieten mehr, in anderen weniger belastet, in einigen steuerte er die sechste, in andern die vierte Garbe, wozu noch mehr oder weniger Frohndienste kamen.

Bauern und Herren.

Am besten hatten es die Bauern auf den großen Gütern, auf denen der Bisthümer und Klöster, am schlimmsten bei kleinen Herren. Fühlte der Bauer sich allzusehr gedrückt, so konnte er gegen eine Abzugssteuer fortgehen. Diese Freizügigkeit war sein letzter Schutz. Liefen ihnen aber die Bauern fort, so konnten die kleinen Besitzer oft ihre Steuern nicht bezahlen, darum ward das Recht der Freizügigkeit schon 1497 auf einen Tag im Jahr, den Georgitag, 26. November, beschränkt. Wenn der Bauer das Abzugsgeld, das „Wohngeld", nicht aufbringen konnte, so musste er bleiben. Große Grundbesitzer suchten aber oft Bauern von andern Gütern dadurch zu bekommen, dass sie ihnen das Abzugsgeld heimlich vorschossen. Dadurch waren die kleinen Grundbesitzer geschädigt, und wenn die nicht zahlen konnten, der Staat. Deshalb hoben 1592 Boris und Fedor das Recht, aus einer Botmäßigkeit in eine andere auszuwandern, überhaupt auf. Die Bauern waren jetzt an die Scholle gebunden, glebae adscripti, krepostnye. Die Folge war harter Druck, gegen welchen Boris bei Gelegenheit der Krönung die Armen durch die genaue Bestimmung zu schützen suchte, was die Bauern an Zinsen und Frohnden überhaupt zu leisten hätten. Diese Verordnung ist merkwürdigerweise aus allen Archiven verschwunden.[1]) 1597 minderte die Zahl der Freien noch ein anderes Gesetz, wonach jeder freie Diener, wenn er seinem Herrn sechs Monate und länger gedient hatte, als Knecht auf Lebenszeit in Anspruch genommen werden konnte.

Adel.

Wie Iwan III., welcher dem alten Adel gegenüber den neuen persönlichen Adel erfunden hatte, so suchte auch Boris die Kraft des alten Adels zu brechen und verordnete, dass ein Adeliger aus alter Familie nicht mehr ohne seine Erlaubnis heiraten dürfe. Als er seine Tochter Xenia dem Herzog Johann von Dänemark zur Ehe anbot, schrien die Altfrommen Zeter, dass der Herrscher des heiligen Russland seine Tochter einem Heiden gebe. Je mehr Boris Widerstand fühlte, umsomehr suchte er in der Stimmung des Volkes Halt zu gewinnen. Das Kirchengebet, das er für sich anordnete, enthielt unter anderem auch den Satz: „Für das Körper- und Seelenheil des einzigen christlichen Monarchen der Welt, dem alle übrigen Souveräne als Sclaven dienen, dessen Geist ein Abgrund von Weisheit und dessen Herz von Liebe und Langmuth erfüllt ist" — aber nichts wollte mehr anschlagen, die Stimmung der Nation war gegen ihn. Eine Hungersnoth, die 1601 bis 1603 dauerte, die ihren Grund nicht in einer Nachlässigkeit der Regierung, sondern in den Nachtfrösten, in dem Mangel an Handel und Verkehrswegen hatte, und die darauf folgende Pest trieb die Unzufriedenheit bis zum Siedepunkt.

Der falsche Demetrius.

Da scholl durch Russland die Kunde, der Czarewitsch Demetrius sei nicht in Uglitsch ermordet worden, sondern ein anderer Knabe an seiner

[1]) Bernhardy, Geschichte Rußlands, II, 1, S. 330—356.

Stelle, und, aus Fährlichkeiten aller Art gerettet, befinde er sich in Polen an der Grenze des Reiches.

In der That erklärte 1603 zu Brahin in Lithauen der Stallmeister zuerst dem Hauskaplan bei der Beicht in einer Krankheit, dann dem Fürsten Wisznowiecki selber, er sei der Czarewitsch Demetrius, auf wunderbare Art gerettet, während an seiner Stelle der Sohn eines Popen ermordet wurde, in einem Kloster lange erzogen worden, und wies eine Urkunde und ein goldenes, mit Edelsteinen geschmücktes Kreuz zum Beweise seiner Herkunft vor, außerdem zwei Male an der Stirne und am rechten Auge, die an dem jungen Demetrius allgemein bekannt waren. Wie stolz war der Fürst, dass der Sohn Iwans des Schrecklichen sein Stallmeister war! Wenn er auf den russischen Thron gelangte, was konnte der verschuldete Mann nicht alles von ihm erwarten! Die letzten Zweifel hoben sich, als ein russischer Flüchtling in das Schloss kam und beim Anblick des Stallmeisters erklärte, dass dieser Demetrius sei, denn er kenne ihn, er sei früher in seinen Diensten gestanden. Der Prätendent spielte seine Rolle vortrefflich; er kannte die Geschichte Russlands und der Czarenfamilie, er sprach mit Geringschätzung von der russischen Kirche und schmeichelte den Polen; er war ein vortrefflicher Reiter, Fechter und Jäger; er hatte keine hohe, aber eine kräftige Gestalt, Festigkeit und Thatkraft. Während er den Adel Polens für sich gewann, predigte bei den donischen und zaporogischen Kosaken ein russischer Mönch, Otrepiew, für den falschen Demetrius gegen Boris und setzte sie für ihn in Bewegung. Die Kosaken sind Slaven, sprachen von je die russische Sprache, nahmen gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts die militärische Organisation und die halb nomadischen Sitten der Tataren an, um diese besser bekriegen zu können. Kosak, russisch kasak, ist soviel als Krieger. Die Zaporoger sind die strengsten unter den Kosaken, was die Spartaner unter den Griechen. Sie hatten keine Frauen, ergänzten dagegen ihre Lücken durch ruhm- und beutesüchtige Männer aus allen Gebieten; sie waren tüchtige Fußgänger und noch tüchtigere Reiter, ein ausdauerndes Pferd war ihr liebster Besitz. Ihr Vorstand oder Hetmann war bald der Vasall Polens, bald Russlands und bald der Pforte.

Lebensgang.

Otrepiew.

Kosaken

Während Wisznowiecki für seinen Schützling all seinen Einfluss aufbot und die Gunst des Königs ihm zu gewinnen suchte, warb dieser um die Liebe seiner schönen Tochter Marina (Maria Anna) und diese gab ihm ihr Herz zu eigen. Da die Jesuiten mächtig waren, versprach er ihnen, wenn er auf dem Thron seiner Väter sitze, die russische Kirche mit der katholischen wieder zu vereinen, nur verlangte er ein gewisses Geheimnis, um bei den Russen nicht anzustoßen. Der päpstliche Gesandte in Warschau, Rangoni, verwandte sich für ihn, seit er 1604 in seine Hand das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt hatte. Der Kanzler Zamoiski hielt Demetrius für einen Abenteurer, allein die Ansicht siegte, dass, wenn er auch ein Betrüger sei, er doch für Polen nützlich werden könne. Die Nachricht, Demetrius sei ein natürlicher Sohn Stephan Bathoris, ist nur erfunden worden, um die Anhänger dieses Monarchen für Demetrius zu gewinnen. Nachdem Demetrius das morgenländische Schisma abgeschworen und sich verbindlich gemacht hatte,

Marina.

den katholischen Glauben in Russland einzuführen und Marina zur Czarin
Sigismund II. zu erheben, wurde er dem Polenkönig Sigismund vorgestellt, der ihn als Fürsten der Moskowiten begrüßte, ihm einen Gehalt von 40.000 Gulden anwies und ihm erlaubte, die Dienste seiner Unterthanen anzunehmen. Mit einem Heere selber für ihn aufzutreten, wagte Sigismund nicht.

Feldzug. Am 23. October 1604 überschritt Demetrius den Dnjepr mit einem kleinen Heere von Polen und Kosaken. Proclamationen, in welchen er alle guten Russen aufforderte, ihm als ihrem wahren Herrscher zu huldigen, giengen ihm voraus. Die Einwohner brachten Brot und Salz entgegen, die Zeichen der Unterwürfigkeit. Die Statthalter, die sich ihm nicht anschließen wollten, wurden ihm in Ketten ausgeliefert. Bei Nowgorod leistete Basmanow muthigen Widerstand, Putiwel jedoch ergab sich. Dort kam Otrepiew zu Demetrius, beide werden mit großem Unrecht von vielen Geschichtschreibern identificiert. Da
Nowgorod. der Prätendent kein schweres Geschütz hatte, so vermochte er Nowgorod nicht einzunehmen, wies aber wohl einen Versuch zurück, Verstärkung in die Festung zu werfen. Am 31. December 1604 kam es mit einem heranrückenden russischen Heere zur Schlacht. 700 polnische Reiter brachten durch ihre stürmische Tapferkeit unter den 40.000 Moskowiten einen panischen Schrecken hervor — unter dem Rufe: „Der Czarewitsch, der Czarewitsch!“ stob alles auseinander. Demetrius bewies Muth und Umsicht, doch war eigentlich noch wenig gewonnen, da viele Polen wieder heimkehrten, allein bei Dobrinitschi wussten die Russen einen Sieg nicht zu benützen, oder vielmehr waren ihre Generale Verräther. Nur die Geistlichkeit blieb Boris getreu. Demetrius aber erklärte: wenn Boris von seinem Insurgenten-Thron herabsteige und sich in der Stille des Klosters mit dem Himmel zu versöhnen suche, so werde er ihm seine Verbrechen vergessen und sogar ihm seinen allmächtigen Schutz zusichern. Durch die Wahrnehmung des Verrathes auf allen Seiten angegriffen, durch Arbeit erschöpft,
Boris' Tod. starb Boris am 13. April 1605, oder nahm er Gift, um nicht das Ende seiner Herrschaft zu erleben. „Er hat gelebt wie ein Löwe, regiert wie ein Fuchs und stirbt wie ein Hund“, sagte das Volk und wandte sich dem Fremdling zu.

Fedor. Die Großen schwuren Boris' Sohn, dem sechzehnjährigen Fedor, den Eid der Treue, der ein junger und sehr gebildeter Mann war und von dessen Hand noch eine Karte von Russland vorhanden ist; allein niemand wollte mehr gehorchen. Je weiter Demetrius vorrückte, desto mehr wandte sich ihm die Menge zu, und als Basmanow, der Befehlshaber von Fedors Heer, selber ihn für den wahren Nachkommen Ruriks erklärte, riefen die Truppen: „Es lebe Demetrius, der Czar von Russland!“ — Fedor bewohnte noch den Kreml und Moskau gehorchte ihm noch kurze Zeit. Als aber Demetrius der Hauptstadt nahete, wurde Fedor mit seiner Familie gefangen genommen, der Kreml wurde geplündert, Fedor erdrosselt von Leuten, die bei Demetrius Gunst erwerben wollten, ohne dass er es befohlen.

Demetrius Czar. Am 3. Juni beschloss Moskau, den wahren Herrscher in seine Mauern einzuladen. Der ehemalige Stallmeister war jetzt Herr von Russland, doch benützte er seinen Sieg mit Milde. Sein Benehmen war klug. Alle fanden Zeichen der echten Abstammung in seinem Gesichte, als er am 20. Juni 1605 in den Kreml einzog. — „Er ist unser Czar,“ rief die Menge, „der Stamm

Ruriks wird nicht erlöschen." — Als Demetrius auf dem Grabe Iwans sich niederwarf und rief: „O mein Vater! Dein verwaister Sohn sitzt auf dem Throne und er dankt dies deinen heiligen Gebeten!" — so sagte die Menge: „Er ist wirklich der Sohn des Schrecklichen."

Gute Regierung.

Was die frühere Regierung gefehlt hatte, suchte Demetrius gut zu machen. Verbannte wurden zurückberufen, die Gehalte der Staatsbeamten wurden vermehrt, der Sold der Armee verdoppelt, Verbindlichkeiten, die Iwan IV. eingegangen, wurden erfüllt, Verordnungen zum Schutze der Leibeigenen erlassen. Demetrius war großmüthig: alle sollten fröhlich von ihm weggehen, der Schatz, den die alten Czaren im Kreml aufgehäuft hatten, nahm rasch ab. Tüchtige Vorkehrungen für Handel und Transport des Getreides wurden getroffen. Zweimal in der Woche nahm der Czar auf der Freitreppe seines Palastes Bittschriften huldvoll in Empfang. Das gefiel dem Volke und der letzte Zweifel an der Echtheit des Demetrius schien zu schwinden, als er Maria, die Witwe Iwans IV., als seine Mutter aus dem Kloster abholte. Was ihr versprochen, womit ihr gedroht wurde, bis sie ihn als ihren Sohn anerkannte, ist nicht überliefert; gewiss nur, sie zeigte die Bewegtheit der Mutter und er die Ehrerbietung des Sohnes und beide umarmten sich auf das zärtlichste.

Maria.

Fehlgriffe.

Bald aber wurde der Adel unzufrieden: der neue Czar hatte keinen Günstling und wollte sich von niemandem bevormunden lassen, er wollte alles selbst prüfen, er duldete keinen Widerspruch; er zeigte Vorliebe für das Ausland, er sagte den Bojaren ins Gesicht, sie seien Wilde, die civilisiert werden müssten; er hieß sie ins Ausland reisen; er kümmerte sich nicht um die russischen Ceremonien, er ließ sich nicht aufs Pferd heben, wie ein Kind, sondern sprang selber hinauf; es war seine Freude, ein widerspenstiges Pferd zu bändigen, einen wilden Bären mit einem Stoß niederzumachen. Er ließ durch fremde Musiker während seiner Mahlzeiten Symphonien aufführen, er gieng nicht regelmäßig Sonnabends ins Bad. Er stand vom Tische auf, ohne sich die Hände gewaschen zu haben; er war beim Gottesdienste zerstreut, seine Rechtgläubigkeit wurde verdächtigt, man munkelte von Unterhandlungen mit dem Papste. Die Jesuiten lasen Messe in dem Kreml, den deutschen Lutheranern und Calvinisten ward Duldung ihrer Religion gewährt, er sprach von Aufhebung der Klöster, wo träge Mönche lebten. Er wollte durch Einziehung des Kirchengutes die Mittel gewinnen, um ein stehendes Heer zu halten und den Krieg gegen die Türken zu beginnen. Eine Verschwörung ward von einem Verwandten der Czarin-Witwe, Fürsten Basil Schuysky, angezettelt. Demetrius war nicht grausam, er schenkte ihm die Strafe, er wollte durch Großmuth gewinnen, ohne zu bedenken, dass eine Natter Natter bleibt. Die hohen Geschenke, die der Czar den Polen gab, welche er mitgebracht hatte, reizten die Eifersucht der Russen. Doch der größte Greuel war

Verschwörung.

Marina, Czarin. dem Volk, als Demetrius sein Versprechen hielt und seine Braut Marina kommen ließ. Sie war unvorsichtig, sie mochte nicht russische Tracht tragen, sich nicht an russische Küche bequemen, nicht russische Fasten halten. Das große Gefolge von Polen, mit dem sie kam, reizte von neuem den Nationalhass. Als die Polen bei ihrer Vermählung und Krönung am 18. Mai 1606 in der Kathedralkirche von Moskau laut sprachen, lachten, sich über den russischen Cult lustig machten und sich laut der Versprechungen Dmitrys rühmten, erreichte die Erbitterung des Volkes den höchsten Grad.

Fürst Basil Schuysky trug im Herzen keinen Dank für die Begnadigung, wohl aber Hass für die Demüthigung und Ehrgeiz nach der Krone. Jetzt schien der günstige Augenblick gekommen. Zu den Soldaten, Kaufleuten, Bojaren, welche der gemeinsame Hass wider die Polen um ihn versammelte, sagte er: „Der jetzt über uns herrscht, ist nicht der Erbe unserer glorreichen Czaren, er ist nicht einmal ein Russe, er ist ein Betrüger, der das heilige Russland an den König von Polen verkauft hat! Er wird euch den letzten Rubel, er wird euch eure Weiber, eure Religion rauben, denn sein Gott ist der Papst in Rom und er hat versprochen, den wahren Glauben zu vernichten." — Der Plan zum Angriff auf den Kreml wurde verabredet. Zu seinem Unglücke glaubte Demetrius den Anzeigen von der Verschwörung nicht, traf nicht einmal, obschon vielfach gewarnt, die allernöthigste Sorge, um seinen Palast vor einem Handstreich zu wahren; nur fünfzig Hellebardiere waren um seine Person. In der Nacht vom 26. Mai 1606 wurde auf einmal die große Glocke des Kreml geläutet, welcher bald die 3000 Glocken Moskaus antworteten. Der Ruf erscholl: „Tod dem Ketzer!" Die Verschworenen unter Schuysky erstürmten den Kreml. Demetrius vertheidigte sich mit seinen Leibwächtern wie ein Löwe, aber ein Gemach nach dem andern ward erstürmt, bis auf das letzte, aus dessen Fenster Demetrius zu entkommen suchte, doch im Sprunge brach er ein Bein. Strelizen hoben ihn auf, vertheidigten ihn anfangs, mussten ihn aber zuletzt ausliefern. Einer der Verschworenen schoss ihm eine Kugel durch das Herz. Über tausend Polen wurden in der ersten Wuth vom Pöbel in ihren Wohnungen überfallen und niedergemacht. Wo mehrere beisammen waren, wehrten sie sich bis zum nächsten Mittag, da das von Blut und Brantwein trunkene Volk müde zu werden anfieng. Marina wurde durch ihre Oberstthofmeisterin gerettet. Drei Tage lag die Leiche des Demetrius auf dem Platze vor dem Kreml; als sie endlich bestattet wurde, gieng das Gerede, der Czar sei ein Vampyr. Die Leiche ward ausgegraben, verbrannt, die Asche in eine Kanone geladen und auf der Straße nach Polen hin abgeschossen, von wo Demetrius gekommen war. In vielen Gegenden war aber das Volk empört über den Mord: „Der Czar war ein wackerer Mann, er hat nur ein Jahr regiert, aber schon zitterten unsere Feinde! Gott wird unsere Bojaren richten, die zwei Kaiser nacheinander ermordet haben."

Ausbruch der Verschwörung

am 26. Mai 1606.

Demetrius' Tod.

Polenmord.

Demetrius hatte in der That schon Anordnungen getroffen zu einem Kriege gegen die Türken. Er schien nicht mehr gesonnen, den Polen eine Provinz abzutreten. Die unglaublichen Erfolge hatten ihn jedoch in eine falsche Sicherheit eingewiegt: mit einigen hundert seiner deutschen und polnischen Truppen wäre er Meister des Aufstandes geworden. So endete der

merkwürdige Abenteurer, über dessen Herkommen bis zur Stunde noch Dunkel herrscht. Er ist nicht der Mönch Otrepiew, wie meist angenommen wird, er ist auch kein Jesuitenzögling und Werkzeug der Jesuiten, wie einige russische Geschichtschreiber behaupten; ebensowenig ist er ein natürlicher Sohn Bathorys. Prosper Merimée vertritt mit gewichtigen Gründen, dass er ein Student aus der Ukraine war, dass er aber eine unvollständige Erziehung erhalten und der Schulzucht müde bei den Zaporogern ein abenteuerliches und freies Leben gesucht habe. Wie der Gedanke, die Rolle des falschen Demetrius zu spielen, in ihm erweckt worden sei, bleibt natürlich Sache der bloßen Vermuthung. Jedenfalls war er ein fähiger Betrüger, hatte einen hellen Kopf und ein muthiges Herz, war verwegen bis zur Tollkühnheit und mild und verschwenderisch bis zur Sorglosigkeit. Aber er war immerhin ein Betrüger, wenn auch sein Betrug welthistorisch ist und er keinen Befehl zur Hinrichtung seiner Feinde geben wollte. Im dreiundzwanzigsten Jahre Herr eines ungeheueren Reiches, verlor er in kurzer Zeit Thron und Leben. — Er war ein Meteor, das nur einen Augenblick leuchtete und dann erlosch.

Wer ist Demetrius?

Basil Schuysky und der zweite falsche Demetrius.

Fürst Basil Schuysky war Herr der Situation. Die Verschworenen riefen ihn zum Czaren aus. Viele Bojaren aber wollten eine aristokratische Republik gründen, wie die polnische. Doch musste der Czar versprechen: 1. Niemand mit dem Tode zu bestrafen ohne ein wahres gerechtes Urtheil der Bojaren, 2. bei Anklagen klare Beweise zu verlangen und die Verleumder der Strafe des von ihnen angedichteten Verbrechens zu unterwerfen, 3. das Vermögen der Verbrecher nicht einzuziehen, sondern ihren Frauen und Kindern zu überlassen. Viele Städte jedoch forderten die Polen auf, Rache zu nehmen am Usurpator Schuysky. Die Hauptstütze des neuen Czaren war der Clerus, aber desungeachtet wankte der Thron. Auf einmal trat jetzt ein neuer falscher Demetrius auf und verbreitete sich die Sage, der Czar Demetrius sei nicht erschossen worden, sondern sei noch am Leben.

Basil Schuysky. Wahlcapitulation.

In Sambor hatte Demetrius einen Iwan Bolotnikow, der früher im slavonischen Corps der Republick Venedig gedient, zum Oberbefehlshaber bestellt und dieser schlug in seinem Namen in zwei Gefechten die Moskowiten aufs Haupt. Kosaken und Bauern wünschten aber Demetrius zu sehen und erlahmten in ihrem Eifer, als er nicht kam, so dass Bolotnikow von einem jungen Russen Skopin Schuysky gezwungen wurde, sich in Kaluga einzuschließen. Wo war Demetrius? Man suchte einen Demetrius und diesmal war König Sigismund wahrscheinlich mit bei der Intrigue betheiligt. Indes kam es zum Kampfe um Tula, das von Bolotnikow mit seltenem Muthe und einziger Standhaftigkeit vertheidigt und erst übergeben wurde, als alle Lebensmittel aufgezehrt waren. Bolotnikow wurde ertränkt gegen die Bestimmung der Capitulation.

Der zweite Demetrius. Skopin Schuysky.

Basil Schuysky wähnte sich Sieger, als der neue Demetrius auf einmal sichtbar wurde. Der Fürst Wisznowiecki führte ihm 2000 Reiter zu, andere polnische Große verstärkten seine Macht ebenfalls. Alle wussten, dass sie es mit einem Betrüger zu thun hatten, und sie verhehlten auch ihren Ekel über seine gemeinen Sitten und niedrige Sprache nicht, allein es galt, das Blutbad in Moskau zu rächen und Eroberungen zu machen in dem durch den innern Krieg zerrütteten Russland. Fürst Sapieha prahlte, sie könnten den Moskalen einen solchen Landstreicher als Fürsten aufzwingen. Der zweite Demetrius war eigentlich ein Jude, Michael Moltschanow, den man auf die Rolle, die er spielen sollte, eingeübt hatte. In seiner Gestalt hatte er manches Ähnliche mit dem ersten Demetrius, an Geist und Charakter stand er weit unter ihm. Er musste thun, was die Edelleute, die ihn vorgeschoben, verlangten, Güter und Bojarentöchter verschenken, wie sie es wünschten. Wäre Basil Schuysky thatkräftiger gewesen, er hätte dem ganzen Unwesen trotz der polnischen Unterstützung bald ein Ende machen können. Fürst Roman Rozynski war der Heerführer des Prätendenten, der auch darin dem ersten Demetrius unähnlich war, dass er nie selber in die
Tuschino. Schlacht gieng. Bei Wolchow schlug er die Russen und drang dann bis Tuschino vor, wo er ein befestigtes Lager bezog. Von diesem Aufenthalte heißt der zweite falsche Demetrius der Dieb von Tuschino[1]) in den russischen Annalen. Schuysky bezog dagegen ein verschanztes Lager vor Moskau und wandte sich in der höchsten
Schweden. Noth an Karl IX. von Schweden, welcher aus Hass gegen Sigismund der Bitte entsprach.

So wurde also der Zwist des Hauses Wasa auf den Boden Russlands
De la Gardie. hinübergespielt. Karl sandte 4000 Mann unter Jakob de la Gardie, dafür erhielt er Kexholm als ewiges Eigenthum. Der Vertrag wurde zu Wiborg am 28. Februar 1609 abgeschlossen.

Um sich hinwieder zu verstärken, suchte der falsche Demetrius die Witwe
Marina des Vorgängers, Marina, in seine Gewalt zu bekommen. „Kommt zu mir," schrieb er ihr, „statt Euch in Polen zu verbergen, um der Verachtung der Welt zu entgehen." Schuysky hatte nämlich Marina und ihren Vater gegen das Versprechen, den Betrüger in keiner Hinsicht zu begünstigen, gegen Polen geleiten lassen. Beide wurden von einer Abtheilung der Truppen des zweiten Demetrius abgefangen. Der Betrüger bot Marina Mniczech seine Hand an — und sie nahm sie an, gegen den Rath ihres Vaters, nicht aus Furcht, durch eine Weigerung den Betrüger vor der Welt zu entlarven, nicht aus Rachsucht, um für den Mord ihres ersten Gatten den Russen zu schaden, sondern aus Eitelkeit: „Sie sah in der Rolle der Czarin hauptsächlich die Diamanten und Brokatkleider derselben und mochte sich als Enttäuschte in Polen vor den Augen ihrer Freundinnen nicht zeigen, deren Neid sie einige Monate früher erregt hatte." — Während der Vater nach Polen zog und in der Stille den Schmerz über seine Enttäuschung verbarg, spielte die Tochter im Lager von Tuschino eine Erkennungsscene
auch beim zweiten Demetrius. mit dem zweiten Demetrius, verschaffte ihm dadurch einen neuen Zulauf und tröstete sich mit den Huldigungen der rohen Menge dafür, dass sie statt eines jungen Helden einen rohen Räuber zum Manne hatte, der ein bloßes Werkzeug einiger polnischen Soldaten war. Der zweite Demetrius wurde umso blutgieriger, je mehr er Macht erlangte, und Marina lässt sich wenigstens das Gute nach-

[1]) Tuschinsky wor.

reden, daß sie durch ihre Bitten und Thränen manche Verurtheilte vom Tode rettete. Während Schuysky im befestigten Lager vor Moskau und der zweite Demetrius im Lager von Tuschino stehen blieben, belagerte Johann Sapieha das Kloster der heiligen Dreieinigkeit in Troiza, in welchem aber die Mönche und die Bauern mit einem Enthusiasmus ohnegleichen sechzehn Monate siegreich sich zu behaupten wußten. Die gefangenen Polen wurden von den Bauern im Flusse ertränkt mit den Worten: „Geht, ihr Schurken, ihr habt unsere Ochsen und Kälber verzehrt, jetzt eßt auch unsere Fische!“ Troiza.

Der Krieg bekam eine neue Wendung, als das Häuflein Schweden unter unglaublichen Anstrengungen bis nach Moskau sich Bahn brach. Fürst Skopin, Schuysky und Jakob de la Gardie vereinten sich und Sapieha wurde zurückgeschlagen. Skopin hatte die Talente eines Feldherrn, starb aber, vierundzwanzig Jahre alt, am 25. April 1610, wahrscheinlich an Gift, das ihm Schuysky hatte beibringen lassen, weil er ihn fürchtete, und er fürchtete ihn, weil ihm Fürst Liäpunow die Krone anbot, die Skopin übrigens ablehnte. Der Czar Schuysky verlor durch diesen Mord alles Vertrauen, laut zieh ihn dessen die Bevölkerung der Hauptstadt und die Schweden verloren ihr Vertrauen auf ihn. Skopin. Schuysky.

Weil Karl IX. für Schuysky kämpfte, trat König Sigismund 1609 gegen ihn in die Schranken und brach mit einem bedeutenden Heere in Rußland ein, indem er die Ansprüche Polens an Smolensk erneuerte. Schuysky und der falsche Demetrius erschraken vor dem neuen Gegner, zumal Sigismund den letzteren öffentlich für einen Betrüger erklärte und die Polen aus seinem Lager abrief. Demetrius entfloh 1610 nach Kaluga, rührte durch seine Erklärung, daß er gegen Polen für russische Nationalität und Religion kämpfe, die Bewohner, und Marina floh ihm in Mannskleidern nach, und nun stand in Rußland ein Czar Schuysky mit einem Heere und ein Czar Demetrius mit einem anderen; König Sigismund belagerte Smolensk und die zurückgebliebenen Krieger in Tuschino trugen sich mit dem Plane, eine Soldatenrepublik zu bilden. Überdies trat im Riäsanischen Gebiet Fürst Prokop Liäpunow als der weiße Czar, d. h. als der nationale Fürst, als der echte Russe, auf, und führte gegen Demetrius, gegen die Polen, wie gegen Schuysky den Krieg. Die Tataren in der Krim giengen über die Oka und schleppten Männer und Weiber in die Gefangenschaft. So wurde Rußland um die Wette von verschiedenen Heeren verwüstet, und das Volk litt Unsägliches. Von dem Heere des weißen Czaren sagt eine Chronik: „Wo sein Pferd gegangen war, da wuchs das Gras nicht mehr.“ Schuysky sammelte, was er an Mannschaft zusammenbringen konnte, zu einem Zuge gegen Sigismund, gegen welchen sich die Russen in Smolensk bis im Juni 1611 heldenmüthig vertheidigten. Mangel an Geld und Nahrungsmitteln brachte den Polenkönig in große Gefahr, und jetzt rückten zwei Heere gegen ihn und stand eine Entscheidungsschlacht bei Smolensk bevor; deshalb war Sigismund geneigt, gegen eine kleine Gebietsabtretung Frieden zu schließen. Allein sein Angebot machte Schuysky gerade zuversichtlich. So blieb denn Sigismund. Liäpunow. Verheerung Rußlands.

den Polen nichts als der Muth der Verzweiflung. Eine Abtheilung unter Stanislaus Zolkiewski gieng dem russischen Vortrab entgegen und überraschte und zersprengte ihn beim Dorfe Kluschino am 24. Juni 1611, und der Heldenmuth, mit dem das Häuflein Polen die russische Übermacht besiegt hatte, machte auf das russische Hauptheer einen solchen Eindruck, dass es auseinanderlief. Die fremden Söldner aber, 19 Fahnen Reiter und 10 Compagnien Fußvolk giengen zu den Polen über. Jakob de la Gardie erreichte auf einem kühnen Rückzuge mit 400 Schweden und Finnländern unter Entbehrungen aller Art die schwedisch-livländische Grenze.

Schlacht bei Kluschino.

Der Czar hatte nach vierjähriger Herrschaft kein Heer mehr. Die Bojaren wandten sich am 17. Juli gegen Schuysky, rissen ihn aus dem Palaste, schnitten ihm das Haar ab und zwangen ihn, Mönch zu werden. Fürst Mstislawsky, den die Bojaren wählen wollten, wies die Krone mit den Worten ab: „Russland gleicht seit drei Jahren einem von gefräßigen Wölfen zerrissenen Schafe. Unter den Fürsten ist kein einziger, der die Macht hat, den übrigen Gehorsam zu gebieten. Wir wollen einen Fremden, dem unter uns keiner gleichsteht, zum Czaren ernennen.“ Wladislaw, der älteste Sohn Sigismunds, kam in Vorschlag, denn er sei ein Slave und darum würdiger wie ein Deutscher, und noch jung genug, um die Sitten und die Religion des Volkes anzunehmen. Der Prinz war damals sechzehn Jahre alt. Wladislaw wurde gewählt, sofern er die Religion und Sitten des Volkes zu achten verspreche. Der Wirrwarr wurde aber noch größer, als der falsche Demetrius, nachdem die Polen seinen Antrag, ihnen Smolensk abzutreten und gegen Anerkennung als Czar der Vasall Polens zu werden, abgewiesen hatten, in Eilmärschen gegen Moskau aufbrach. Jetzt riefen die Bojaren Zolkiewski zu Hilfe, welcher vor dem Betrüger Moskau erreichte und mit den Russen für Wladislaw dahin abschloss, dass dieser gegen Haftung aller Kriegskosten das Reich unverletzt erhalten und die Nationalreligion schützen, keine Kirchen für einen fremden Gottesdienst bauen, der russischen Kirche keine Güter entziehen, ohne Rath der Bojaren kein Gesetz ändern oder keine neue Steuer auflegen, den russischen Glauben annehmen, mit einer rechtgläubigen Russin sich vermählen, alle Verbindung mit dem römischen Stuhle aufgeben und jeden, der vom russischen Glauben abfalle, mit dem Tode bestrafen wolle. Solchen Hass und solchen Einfluss hatte die russische Geistlichkeit.

Schuysky Mönch.

Wladislaw.

Kampf um Moskau.

Der Pole Sapieha im Heere des Demetrius vertrug sich mit Zolkiewski gegen eine Schadloshaltung für Demetrius, welche aber Marina stolz zurückwies. Beinahe wäre dann Demetrius gefangen genommen worden, es gelang ihm aber noch nach Kaluga zu entkommen, wo er jedoch von einem beleidigten Tataren am 11. December 1610 ermordet wurde. Marina floh mit ihrem Söhnlein Iwan und dem Hetman Sarutzky nach dem südlichen Russland. Die Polen besetzten Moskau.

Tod des Demetrius II.

Jetzt hieng der Entscheid über Rußland von Sigismund ab. Wenn er sich an den Vertrag hielt, den Zolkiewski für ihn abgeschlossen hatte, so war sein Sohn Czar und gehorchte auch Rußland den Wasas. Allein Sigismund war entweder eifersüchtig auf seinen Sohn, oder mochte den Jüngling einem so wankelmüthigen Volke nicht überlassen: er verlangte die Krone für sich selber und nahm plötzlich den Titel eines Selbstherrschers aller Reußen an; er wollte für Polen unter diesem Vorwande nur so viel russisches Land gewinnen als möglich, denn die Bedingung, mit Rom zu brechen, konnte und mochte er nicht halten. Gekränkt legte Zolkiewski die Regentschaft nieder und kehrte in das Lager von Smolensk zurück. Das Benehmen der polnischen Truppen in Moskau erbitterte die Russen. Das Nationalgefühl erwachte. Der achtzigjährige Patriarch Hermogen rief für den Glauben und das Vaterland das Volk zu den Waffen, der Krieg begann von neuem. Ganz Rußland war ein Wirrwarr. Liäpunow wurde erschlagen und jetzt war kein Fürst da, der ein Heer befehligen konnte. Nowgorod unterwarf sich deshalb den Schweden. De la Gardie schlug den Russen Gustav Adolf oder dessen Bruder Karl Philipp zum Großfürsten vor. Eine Deputation der Russen erschien in Stockholm. Karl IX. aber war indes gestorben und Gustav König geworden — wenn er seinen Bruder Czar werden ließ, so war es um schwedische Eroberungen an der Ostsee geschehen. Der Vortheil Schwedens verlangte Ablehnung des Antrages. Die Gesandten wurden lange hingehalten. Indes hatte Sigismund Smolensk, aber nur als Trümmerhaufen, erstürmt und Moskau war im Kampfe zwischen Russen und Polen in Flammen aufgegangen. Das Volk weigerte sich zuletzt den Bojaren zu gehorchen. Keine Ordnung waltete mehr.

Czar Sigismund.

Rußlands Erhebung.

Ein schwedischer Czar.

Michael Romanow wird Czar, 13. März 1613.

In dieser furchtbaren Krisis wurde Rußland einzig durch seine Religion und Nationalität gerettet. Ein Metzger Kosma Minin[1]) in Nischney-Nowgorod erließ einen Aufruf zur Erhebung in Masse: „Wir wollen unsere Häuser verkaufen, Weiber und Kinder verpfänden, um Soldaten zu bezahlen und das Land zu befreien.“ Das Volk erhob sich unter ihm, kein Fremder wurde in die Reihen aufgenommen. Die Russen fiengen wieder an, sich selber zu vertrauen und nach viertägiger Schlacht unter den Mauern Moskaus errangen sie den Sieg am 20. August 1612. Am 22. August mussten die Polen die Waffen strecken und den Kreml übergeben, und wurden sie von Ort zu Ort aus dem Lande geschlagen.

Kosma Minin.

[1]) Ihm ist, als dem Wiederhersteller Rußlands, in neuerer Zeit in Moskau ein Denkmal gesetzt worden. Er hieß „der erwählte Mann des Moskauischen Reiches“. Die Ehre des Denkmals theilt mit ihm Fürst Posharsky, den er zum Heerführer bestellte.

Czarenwahl. Am 3. März 1613 fand in dem von den Fremden befreiten Moskau die Wahl eines Czaren statt; denn nur ein Czar schien die Einheit der Nation erhalten zu können. „Die besten und verständigsten Leute, so viel ihrer vonnöthen, kamen zusammen." Fürst Mstislawsky und Trubetzky kamen in Frage, aber jeder hatte viele Gegner. Da lenkte die Geistlichkeit die Wahl auf einen Jüngling, der noch keinen Hass erregt hatte, aus dem alten Hause Romanow, dessen Vater von Boris Godunow verbannt worden war, auf Michael Romanow, den Sohn des Metropoliten Philaret Romanow von Rostov, wegen entfernter Verwandtschaft mit dem Hause Rurik. Bebend betrat der sechzehnjährige Jüngling den blutbespritzten Thron. Ein harmloser Jüngling, der im Kloster erzogen war, schien wenig befähigt, das Steuer des durch furchtbare Stürme erschütterten Russland zu führen. Doch täuschte das Geschick des Erwählten die Befürchtungen, er wusste den Frieden im Innern und mit dem Auslande herzustellen und ist so der Begründer des noch jetzt über Russland waltenden Kaiserhauses geworden.[1] Seine Generale schlugen auch Sarutzky an den Ufern des Jaik — er wurde als Verräther in Moskau gepfählt. Marina starb als Gefangene in Astrachan. Ihr Kind Iwan wurde, drei Jahre alt, erwürgt.[2]

Romanow.

Ende Marinas.

Das ist das Ende der Wirren Russlands nach dem Erlöschen des Geschlechtes Rurik. —

Die Anfänge Gustavs II. Adolfs.

Kehren wir von den Romanow wieder zu den Wasa zurück und wenden uns zum begabtesten von diesem Geschlechte, zu Gustav Adolf.

Gustav Adolf. Er ist geboren zu Stockholm, 9. December 1594. Er bekam den Namen Gustav zu Ehren des Großvaters, den Namen Adolf vom Vater der Mutter.[3] In einem Gedenkzettel an seinen Sohn schreibt der Vater den Namen Göstaff Adolff. Den Charakter des Vaters kennen wir schon. Die Mutter[4] war eine

---

also die Grundlage einer parlamentarischen Verfassung — wie die Moskauer Schule betont. — Dagegen behauptet N. Turgeniew, Michaels Wahl sei eine unbedingte gewesen, das Reich sei ihm als Erbeigenthum ohne Beschränkung übergeben worden. Über den Namen Romanow — vergl. in Bernhardy, Geschichte Rußlands, Bd. II, 1. Abth., Beilage IX, S. 444—445.

[1] Nach einer alten Angabe wurde dem neuerwählten Czaren eine Art Wahlcapitulation vorgelegt: 1. Er solle die Religion erhalten und schützen; 2. alles vergessen und vergeben, was seinem Vater widerfahren sei; 3. keine neuen Gesetze machen, keine alten abändern (ohne den Rath der Bojaren); 4. nicht Krieg oder Frieden mit den Nachbarn für sich allein vornehmen; 5. seine Landgüter, um Processe mit Privatpersonen zu vermeiden, entweder seiner Familie abtreten, oder mit den Krongütern vereinigen. Das wäre

[2] Prosper Mérimée, Les faux Démetrius, Episode de l'histoire de Russie. Paris 1853.

[3] Der Name wird lateinisch Gustavus geschrieben, aus welchem man durch Versetzung Augustus heraus brachte.

[4] Christina, Tochter Herzog Adolfs von Schleswig-Holstein, Enkelin Friedrichs I. von Dänemark.

schöne, stolze, gestrenge Frau, sehr sparsam, noch als Königin forderte sie täglich das bestimmte Gespinst und Gewebe von ihren Hoffräulein und maß ihnen den Faden zum Nähen mit der Elle zu. Dem talentvollen Knaben ward die erzieherische Sorgfalt und die reichste Ausbildung durch vortreffliche Lehrer zutheil. Schon im zwölften Jahre sprach Gustav lateinisch, deutsch, holländisch, italienisch und französisch, auch etwas russisch und polnisch und sogar griechisch. Den Xenophon las er in der Ursprache und erklärte ihn für einen vortrefflichen Schriftsteller im Kriegswesen. Der Vater sah strenge auf die sittliche Haltung des Sohnes. In dem Gedenkzettel mahnt er ihn: „Vor allem fürchte Gott, ehre Vater und Mutter, beweise deinen Geschwistern brüderliche Zuneigung, liebe die treuen Diener deines Vaters, belohne sie nach Gebür, sei gnädig gegen deine Unterthanen, strafe das Böse, liebe das Gute und Milde, traue allen wohl, doch nach Maßgabe, und lerne erst die Personen kennen. Wache über das Gesetz ohne Ansehen der Person, kränke keines Menschen wohlerworbene Privilegien, insoweit sie mit dem Gesetze übereinstimmen, schmälere deinen fürstlichen Unterhalt nicht ohne mit der Bedingung, dass die, denen es zu Gute kommt, dessen eingedenk sein mögen, woher sie es bekommen." In einem noch erhaltenen Schreiben vom 12. Juli 1608 mahnt der Vater den Sohn: „Sei denen gewogen so deine Hilfe suchen, so dass du sie nicht trostlos von dir gehen lassest; versäume nicht, wenn einer eine gegründete Klage dir zu erkennen gibt, dass du sie anhörest, und uns sie vernehmen lassest und, soviel auf dir beruht, jedem zu seinem Rechte verhelfest und solches fleißig betreibest bei unseren Statthaltern, Vögten und Beamten: so wird dir Glück mit Gottes Hilfe." Es liegt ein theologischer Ton in diesen Ermahnungen. König Karl hatte, wie viele Wasa, einen schriftstellerischen Trieb: er verfasste eine Geschichte Schwedens, beschrieb sein eigenes Leben in Versen; er dichtete geistliche Lieder, er schrieb eine Reihe von Gebeten auf, ja er wagte sich sogar an einen Katechismus. In der politischen Literatur waren das Lieblingsbuch des jungen Gustav die Schriften des Hugo Grotius, namentlich die Abhandlung über das Recht des Krieges und des Friedens.

Erziehung.

Mahnung des Vaters.

Karl IX. schriftstellert.

Zwei Richtungen drängten sich in der Person zweier Lehrer an den Thronfolger, die demokratische und die aristokratische. Johann Skytte, von den Ständen zum Lehrer des Prinzen ernannt, in der schwedischen Geschichte namentlich und in der Gesetzkunde und im Latein, war ein vielgereister Mann und Secretär in der Reichskanzlei, seiner politischen Gesinnung nach Demokrat. Von ihm heißt es, er wollte vollends Kohlen machen aus dem alten vornehmen Adel, dessen Anmaßung König Karl IX. gänzlich gebrochen. Axel Oxenstjerna aus einer alten adeligen Familie, die den Schweden viele Reichsräthe gegeben, auf deutschen Universitäten gebildet, im sechsundzwanzigsten Jahre schon Reichsrath, eilf Jahre älter als Gustav Adolf, suchte ihm seine aristokratischen Anschauungen beizubringen. Gustav Adolf selber meinte, der alte Adel sei jetzt nicht mehr gefährlich, der König könne Aristokraten und Demokraten gut gebrauchen, wenn er sie gut halte und ihnen schmeichle, dass sie einander gegenseitig beobachten, damit keine Partei über die andere die Oberhand gewinne.[1]) Die Demokraten könnten darauf verfallen,

Skytte.

Oxenstjerna.

[1]) Geijer, l. c. III, S. 19—21. — Gfrörer, Gustav Adolph, König von Schweden. 3. Aufl. Stuttgart 1852. — Zwischen Skytte und Oxenstierna war ein großer Gegensatz und gab es viele Stichelreden. Als einmal Skytte zu spät in den Rath kam, sagte Oxenstjerna: „Ihr habt Euch vermuthlich in das Lesen Machiavells vertieft und darum verspätet." — „Ihr kennt ihn von Natur", erwiderte Skytte. Als nach

ohne einen König zu regieren, während die Aristokraten wenigstens zum Schein einen haben wollten. Die Demokraten seien blutdürstig, wenn sie zur Macht gelangen, über ihrem ewigen Streiten und Zanken grüne kein kriegerischer Lorbeer. Der König, der sich von ihrer Lockspeise bethören lasse, sei beklagenswert, sie sei schlimmer als der harte Händedruck der anderen.

Anlagen. Aber nicht bloß der Geist, auch das Gemüth des Thronfolgers war reich. Wir hören, dass er fleißig betete, dass er sanfte Musik liebte, dass er die Laute vortrefflich schlug. Früh auch zeigte sich die kriegerische Neigung, durch die er als Erfinder im Kriegswesen und als Sieger in mancher glücklichen Schlacht so großen Ruhm erwerben sollte. Niemand lauschte eifriger den Erzählungen fremder Officiere von Kriegen zu Land und zur See, von Schlachten und Belagerungen, von Eigenthümlichkeiten fremder Völker als der Kronprinz.[1] In seinem fünfzehnten Jahre wurde er von seinem Vater zum Großfürsten von Finnland, zum Herzog von Esthland und Westmanland ernannt. Im achtzehnten Jahre beim Tode des Vaters 1611, war er schon „auserwählter König und Erbfürst der Schweden, Gothen und Wenden".

Es war ein schwieriges Erbe, das der Jüngling antrat. Wie blutig, wie voll Zwiespalt und Bürgerkrieg war bisher die Geschichte Schwedens! Es galt, alten Hass zu beschwichtigen, blutige Wunden zu schließen. Gustav benahm sich mit vieler Klugheit und Milde, obschon er eigentlich nur in den Bahnen seines Vaters fortwandelte, die er nicht mehr verlassen konnte, ohne sich selbst den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Auf dem ersten Landtage zu Nyköping versprach er das Land in der bestehenden Glaubenslehre zu bewahren — die Ausübung jeder anderen Religion solle weder öffentlich noch heimlich gestattet sein; den Bischöfen gab er das Recht, priesterliche Weihen zu ertheilen, die Pfarren zu besetzen, kein Geistlicher solle ohne Verurtheilung durch Bischöfe und Domcapitel entsetzt werden. So gewann der König den Clerus für sich. Die Geistlichen, sagt ein Zeitgenosse, behandelte er immer wie Volkstribunen und sie thaten denn auch fortan das Mögliche, um den gemeinen Mann trotz der ungeheuren Steuerlast und des schweren Blutzehnten, welchen des Königs Eroberungspolitik erforderte, bei gutem Muthe zu erhalten. Aber auch der Adel wurde gewonnen durch das Versprechen, seine Vorrechte zu schützen, die Ämter nur mit Edelleuten zu besetzen.[2] Den Bauer lockte das Versprechen des Königs, dass keine Steuer ohne Genehmigung des Reichsrathes ausgeschrieben werden solle. —

Gustav als König.

Gustavs II. Tod Oxenstjerna aus Deutschland heimkehrte und bei Skytte aß, sagte dessen kleiner Enkel: „Ist das einer der fünf Könige?" — Skytte verwies es dem Knaben. Oxenstjerna lächelte und sagte: „Das Ferkel grunzt der Sau nach." — Skytte wurde, wo Scharfblick nöthig schien, vom König oft verwendet. Oxenstjerna wurde der Freund des Königs, dessen Hitze er oft dämpfte. Auf Gustavs Vorwurf: „Tu nimis frigidus semper cunctis in negotiis currenti moram injicis", entgegnete der Kanzler: „At ego nisi hoc frigore calorem tuum subinde restringerem, totus olim conflagrasses." Moeser, Patriotische Phantasieen, V, 8. — Droysen, Gustav Adolf, S. 60.

[1]) Geijer, l. c. III, S. 20.

[2]) Ibid. S. 1—34.

Der dänische Krieg. Christian IV. Der russisch-polnische Krieg.

Der König hatte von seinem Vater her drei Fehden geerbt: eine mit Dänemark, eine mit Rußland, eine mit Polen. Der erste Krieg, den Gustav führte, war der gegen Dänemark. Der junge König bewies Tapferkeit und Umsicht, aber auch Christian IV. und seine Dänen ließen es an diesen Eigenschaften nicht fehlen. Däni-scher Krieg.

Früher schon wurde des Stettiner Friedens gedacht,[1]) vom 13. December 1570, in welchem Schweden sich alles Rechtes an Norwegen, Schonen, Halland, Blekingen, Jemteland, Herjedalen begab und Dänemark auf alle Ansprüche an Schweden verzichtete und beiden Reichen das Recht zuerkannt wurde, die drei vereinigten Kronen Dänemarks, Norwegens und Schwedens fortzuführen, so jedoch, daſs sich keines von beiden Reichen ein Recht auf das andere anmaße; die Grenzen zwischen beiden Reichen sollten vielmehr so sein, wie sie zur Zeit Christians II. und Gustavs I. waren. Schweden mußte 150.000 Reichsthaler Kriegsentschädigung zahlen. Stettiner Frieden.

Dänemark erholte sich rasch wieder von den Wunden, denn der Reichsrath Peter Oxe, ein Verwandter des Torben Oxe, ordnete seine Finanzen und wurde für seinen Wohlstand, was Sully und Colbert für Frankreich, indem er die Kräfte des Landes hob. Dänemarks eigentlicher „Weinberg" wurde der Sundzoll. Diese Steuer auf die Durchfahrt soll schon in alter Zeit ein Seekönig Helsing erhoben haben, das Meer ist an der engsten Stelle bei dem nach ihm benannten Helsingborg nur 6340 Ellen breit. Bis auf Christian I. wurde der Zoll in Waren erlegt, der Oldenburger dagegen verlangte Geld. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sprachen nach der Weise Dänemarks viele Staaten das Hoheitsrecht über das Meer auf hundert Meilen an ihrer Küste an, mindestens über Kanonenschussweite; hatte doch Portugal früher die Hoheit über das Meer zwischen seiner Küste und Brasilien und Spanien das Hoheitsrecht über den atlantischen Ocean angesprochen. Peter Oxe. Sund-zoll.

Peter Oxe erhöhte den Sundzoll. Friedrich II. erhielt dadurch die Mittel, Kronborg, eine Festung, die mit Recht ein steinerner Riese genannt wurde, dann die Schlösser Frederiksborg und Antvorskop zu erbauen, seinem Vater Christian im Dome zu Rothschild ein prachtvolles Marmordenkmal zu errichten, an der Universität Kopenhagen eine Communität zu gründen, wo hundert Studenten frei beköstigt wurden, die dafür am Hofe zur Erheiterung der königlichen Familie die Lustspiele des Terenz in der Ursprache aufführen mussten. Großentheils auf des Königs Kosten wurde für Tycho de Brahe auf der Insel Hvenn das Schloss Uranienborg mit dem hohen Thurme zur Beobachtung des gestirnten Himmels erbaut. Bauten. Frede-riksborg.

Der Wohlstand förderte den Aufschwung der Wissenschaften. Nils Henningsen wird als Dänemarks Melanchthon gerühmt. Arrild Hvitfeld (gestorben 1608), in späteren Jahren Reichskanzler, schrieb in dänischer Sprache die Chronik des Reiches. Vedel (Domherr zu Ripen, Vellejus genannt) gab 1575 eine dänische Übersetzung des „Saxo Grammaticus" heraus. Erasmus Wissen-schaft.

[1]) Oben S. 85.

Laetus erwarb sich in lateinischen Dichtungen[1]) einen Ruf. Der Holsteiner
Heinrich Rantzau. Heinrich Rantzau (1526 bis 1599) galt als Größe in vielseitiger Gelehrsamkeit, schrieb er doch ebenso fertig Lateinisch,[2]) Griechisch, Hebräisch, als Dänisch, Deutsch, Französisch und Italienisch. Rudolf II., Heinrich IV., Friedrich II. standen mit ihm in gelehrtem Verkehre. Zugleich beutete er die Bergwerke aus, baute Brücken und Straßen, beförderte er die Industrie und war auch der Rothschild seiner Zeit. Karl V., Elisabeth von England, Christian III. waren seine Schuldner. Seine Bibliothek umfasste 7000 Bände seltener Werke, seine Landgüter waren mit antiken Statuen geschmückt.

Friedrich II. segnete das Zeitliche am 4. April 1588. Sein und der
Christian IV. Sophia von Mecklenburg Sohn, Christian IV., regierte bis 1648 mit Kraft und königlichem Sinne. Ob dem Glanze seines Waltens, der vielen Bauten und Stiftungen, heißt er bald der Ludwig XIV., bald der Augustus Dänemarks.[3])

Jugend. Geboren am 12. April 1577 auf dem Schlosse Frederiksborg, war Christian IV. beim Tode des Vaters erst eilf Jahre alt. Vier Reichsräthe führten acht Jahre für ihn die vormundschaftliche Regierung. Seine Jugend verlebte er zu Koldingen. Seine Lehrer in Sprachen und Literatur waren ein Deutscher,
Lehrer. Ramel, und ein Däne, Michelsen. In wenig Jahren besaß der junge König große Fertigkeit im Latein, im Italienischen, im Französischen, gerne las er insbesondere die Dichtungen Ronsards, des Fürsten unter den Dichtern und Dichter unter den Fürsten,[4]) wie ihn seine Zeitgenossen nannten. Als der Reichsrath Ramel seiner Stelle enthob, bloß weil er ein Deutscher war, vergoss Christian Thränen; als aber Kaiser Rudolf ihn mit Holstein, Stormarn und Dithmarsen belehnte, ernannte er Ramel zum Kanzler der Fürstenthümer. Neben der Literatur
Marine. schenkte er seine Aufmerksamkeit besonders der Marine, er brachte die Reichsflotte auf 21 Kriegsschiffe mit 580 Kanonen. 1597 wurde Christian großjährig
Handfeste. und trat selbständig die Regierung an, nachdem er in der Reichshandfeste gelobt hatte, die Mitglieder des dänischen Reichsrathes zu lieben, vorzuziehen, mit ihnen das Reich zu beherrschen, sie durch Lehensgüter der Krone zu versorgen, damit sie nicht nöthig hätten, auf eigene Kosten die Reichstage zu besuchen oder andern Beschwerden unterworfen zu sein; keine Ausländer außer mit Genehmigung in den dänischen Reichsrath aufzunehmen oder mit einem Lehen der Krone zu belehnen; keinen Ritter aufgreifen, binden, fesseln oder ins Gefängnis setzen zu lassen, wenn ihn nicht vorher das Gesetz verurtheilt habe, ausgenommen, wenn er auf

---

[1]) Er besang in zehn Büchern die Gründerin der Calmarischen Union: „Margarethicorum h. e. de conflictu gothico, in quo Margarethae Danorum reginae auspiciis Albertus Megalopolensis Sueciae rex captus regnoque exutus est, libri X." Francofort. 1574. 4°.

[2]) Bedeutend sind von ihm die „Historia belli Dithmarsici", Basel 1570, Straßburg 1574, im „Chronicon regnorum aquilonarium" von Kranz; „Catalogus imperatorum, regum ac principum, qui artem astrologicam amarunt", Antv. 1530: „Epigrammata et carmina varia", Leipzig 1585; „De origine et gestis Cimbrorum". 1594; „Cimbricae Chersonesi descriptio", Leipzig 1793, und andere.

[3]) Niels Slange, Geschichte König Christians IV. Aus dem Dänischen von Schlegel. II. Theil. Coppenhagen 1757.

[4]) Prince des poëtes und poëte des princes, weil er der Liebling des französischen Hofes war.

frischer That ertappt werde; keinen Krieg anzufangen oder fortzusetzen — ohne Zustimmung des Reichsraths; keinem unfreien oder nur bürgerlichen Mann eine Bedienstung einzuräumen, welche nur Rittern oder Edelleuten gebürt, ohne einstimmige Einwilligung des Reichsraths, es müsste denn sein, dass sich jemand ein Recht dazu auf dem Felde der Ehre (d. h. in Kriegszeiten) erwürbe; weder der König, noch seine Gemahlin, noch seine Nachkommen seien berechtigt, ein freies Gut der Krone oder ein Rittergut in Dänemark auf irgend eine Weise anzukaufen oder als Pfand anzunehmen, wie solches vor alten Zeiten üblich gewesen; dagegen solle aber auch der dänische Reichsrath und Adel, von diesem Tage angefangen, kein freies Bauerngut ankaufen oder als Unterpfand annehmen dürfen ohne Zustimmung des Königs. Wolle ein Bürgerlicher einen Adeligen belangen, so müsse er ihn vorher in einem offenen Briefe warnen und höflich ermahnen, seine Schuldigkeit zu bezahlen. Christian verspricht, die orkadischen und Shetlands-Inseln einzulösen und erklärt, dass Dänemark seit uralten Zeiten ein freies Wahlreich sei und bleibe. — Der Adel hatte also gut für sich gesorgt. In Friedrichs II. Handfeste war ausbedungen worden, dass die Ritterhöfe zehentfrei seien, und dazu war das Gesetz gekommen, dass, wenn ein Adeliger mit einer Bürgerlichen Kinder erzeuge, diese des Adels und der adeligen Erbgüter verlustig seien. Adelsherrschaft.

Nachdem er diese Wahlcapitulation beschworen, wurde Christian IV. gekrönt. Von seinem Reichthume gibt die Nachricht einen Begriff, dass dabei 2200 Gäste mit 2200 Pferden mehrere Tage hindurch freigehalten wurden. Nicht minder glänzend waren die Feierlichkeiten bei seiner Vermählung mit der Prinzessin Anna Katharina von Brandenburg, 1597. Im Hochgefühle seiner Macht nahm Christian IV. englische Schiffe weg, die in der Ostsee Handel trieben, und schien, als Elisabeth mit Krieg drohte, ernstlich gesinnt, den Engländern den Sund ganz zu verschließen. Zum Glücke starb Elisabeth schon 1603 und ihr Nachfolger war furchtsam und zugleich durch Anna der Schwager des Dänenkönigs. Christians IV. Ansehen war so bedeutend, dass Boris Godunow die Vermählung seiner Tochter Xenia mit seinem jüngeren Bruder Johann betrieb. Der Prinz reiste nach Moskau, erlag aber dort nach wenig Tagen dem Fieber. Der König forderte die Huldigung Hamburgs und erhielt sie 1603. Der Sundzoll warf damals 140.000 Reichsthaler ab, die anderen Staatseinnahmen 411.000 Thaler. Reichthum. Macht.

Christian IV. hatte Mittel, seine Baulust zu befriedigen und für die Vertheidigung seines Reiches zu sorgen. Er stellte die Befestigungen von Bahus, Warberg und Aggerhus wieder her, er legte zum Schutze der Blekinger Grenze die Festung Christianopel an. Seine Kriegsschiffe werden als schwimmende Schlösser gepriesen. — Große Summen wurden auf die Verschönerung des Schlosses Frederiksborg verwendet; unter den Kunstwerken ist der berühmte metallene Löwe, der ein Pferd zerreißt, die Leistung eines unbekannten Künstlers. Schlösser und Schlüssel waren von gediegenem Silber. Der große Thurm des Schlosses hatte ein Uhrwerk, das Tag und Nacht alle Stunden die Melodien von fünfzig verschiedenen Psalmen spielte. Nicht minder berühmt ist die von Inigo Jones erbaute Rosenburg, 1519 ausländische Gewächse zierten den großen Garten. Die Universität Kopenhagen hob der König durch Schenkungen und Stiftungen — eine Professur für Metaphysik ward gestiftet, griechische, hebräische Bücher wurden gedruckt, aber auch solche mit prachtvollen Kupferstichen. Die Regierung gab unentgeltliche Wohnung für 120 Studenten. 1624 ward die Börse in der Hauptstadt gebaut, 1604 das Zeughaus, 1605 Bauten. Stiftungen.

das Rathhaus, 1607 wurde Halmstadt befestigt, 1614 Christianstadt, 1620 Glückstadt, 1624 Christiania erbaut, als eine Feuersbrunst das alte Opslo zerstörte. 1623 wurde die Ritter-Akademie zu Soroe gegründet. Cluver, der Herausgeber einer Weltgeschichte,[1]) die er der Handschrift eines Jesuiten entlehnt haben soll, war Professor an derselben, dann Meursius, früher Professor der Geschichte in Leyden und Lehrer Oldenbarnevelds (gestorben 1639). Großartiges geschah für die Universitäts-Bibliothek, die jetzt 400.000 gedruckte Bücher und 15.000 Handschriften, 140 Bände des Realkataloges zählt und für die viertgrößte in Europa gilt. — Das waren schöne Werke des Friedens.

Krieg. Aber auch im Kriege bewährte sich der König. Als Karl IX. den Dänen allen Handel mit Livland verbot, sandte Christian IV. 1611 die Kriegserklärung.

Calmar. Bei Calmar kam es zum Zusammenstoße, und dieser Ort musste sich den Dänen ergeben.[2]) — Der hitzige Wasa forderte den Oldenburger am 12. August 1611 zum Zweikampfe heraus und erhielt nicht minder derbe Antwort.[3]) „Du hast ohne Ursache den Stettiner Frieden gebrochen und unsere Festung Calmar belagert, das Schloss aber nebst Öland und Bornholm durch Verrätherei erobert

Karl IX. fordert Christian IV. und dadurch Veranlassung zu großem Blutvergießen gegeben. — Ich fordere Dich auf, nach der alten Griechen Weise, mit uns in freiem Felde mit zweien Deiner Diener zu einem Zweikampfe Dich zu stellen. Wir wollen Dir in einem ledernen Koller ohne Helm und Harnisch entgegentreten, bloß mit dem Degen in der Faust." — Christian IV. antwortete: „Wir hatten uns keines solchen Briefes von Dir versehen, aber wir merken, dass die Hundstage noch nicht vorbei sind und dass sie annoch mit aller Macht in Deinem Hirne fortwirken. — — Nur die äußerste Noth hat uns zu diesem Kriege gedrängt — — in welchem Du Dir Calmar hast vor der Nase wegnehmen lassen. — Deine Herausforderung kommt uns lächerlich vor, da wir wissen, dass Du schwächlich bist. Bleib lieber hinter dem warmen Ofen sitzen und lass Dir von einem Arzte Dein Hirn curieren" u. s. w. — Beide vergaßen, dass Würde und feiner Ton den Herrschenden geziemen.

Die Niederlage, die Kränkung beschleunigten das Ende Karls IX.; er starb am 30. October 1611. Gustav II. Adolf musste den vom Vater angefangenen Krieg fortsetzen und auch unter ihm verlief er nicht glücklich. Zwar fiel er 1612 in Schonen ein und lieferte in einem Passe bei Warberg am 21. Februar eine blutige Schlacht, in welcher die Dänen ihre drei besten Anführer, darunter einen Johann Rantzau, verloren, aber am 5. Mai nahm Christian IV. Elfsborg, am 1. Juni Gulborg und zwang Uhlfeld im August die schwedische Flotte zum Rückzuge bis vor Stockholm. Da vermittelte

Friede zu Sjöröd. Jakob von England den Frieden von Sjöröd, worin Gustav II. dem Titel eines Königs der Lappen entsagte und für Calmar, Elfsborg und Guldborg, „die Schlüssel zu seinem Reiche, von wo der Däne den Schweden immer in die Ferse beißen konnte", eine Million Reichsthaler zahlte. Beide Kronen behielten das Recht, die drei Kronen im Wappen fortzuführen. Die Bauern waren in diesem Kriege treu zum Könige gestanden, aber der schwedische Adel hatte sich im Dienste zu Ross sehr säumig gezeigt, weshalb Gustav sich

---

[1]) Epitome historiarum totius mundi. Er starb 1638.
[2]) Christian IV. ließ Münzen prägen mit der Umschrift: „Cedo majori Calmar".
[3]) Geijer, l. c. II, S. 358.

auch bald daran machte, dessen Rechte zu beschneiden, um ihn der Krone unterwürfig zu machen.

Russischer Krieg.

Viel besser gieng es im Kriege mit Rußland. Hier hatte de la Gardie, wie wir oben sahen, die Sache der Schweden so glücklich geführt, daß Nowgorod und andere Städte 1611 an Karl IX. von Schweden eine Gesandtschaft schickten, um einen seiner Söhne sich als Herrn zu erbitten. Gerade damals starb aber Karl IX. und Gustav II. wurde König und hatte jetzt die Gelegenheit, seinen Bruder Karl Philipp als Czaren in Rußland einzusetzen. Allein der junge König wies den Antrag ab, nicht aus Mißgunst gegen seinen Bruder, wohl aber aus Eifer für Schweden; denn wenn Karl Philipp Czar von Rußland wurde, so mußte Schweden auf die Eroberung der Ostseeprovinzen verzichten. Verletzt durch die Ablehnung, wollten die Russen nun auch von den Anträgen Gustav Adolfs nichts wissen und wählten Michael Romanow zum Czaren. Sofort mußten die Schweden, was sie bisher errungen hatten, gegen die aufsteigende Kriegsmacht Rußlands vertheidigen.

Karl Philipp.

Friede zu Stolbowa.

Der Krieg begann 1614 und Gustav Adolf gieng selber nach Esthland hinüber. Die Schweden hatten Glück. Am 27. Februar kam der Friede zu Stolbowa zustande. Schweden anerkannte den neuen Czaren, verzichtete auf Groß-Nowgorod, Ladoga, Gdow und das Gebiet von Semero, erhielt aber dafür Iwangorod, Jama, Koporie, Nöteborg, 20.000 Rubel bar, Kexholm, und der Czar entsagte allen Ansprüchen auf Livland zu Gunsten Schwedens. Das Strandrecht wurde aufgehoben. Beide Mächte verpflichteten sich, den Polen nicht beizustehen.

Gustav Adolf sprach damals: „Jetzt ist Rußland von der Ostsee ausgeschlossen, und ich hoffe zu Gott, es wird dem Moskowiter von nun an schwer werden, über diesen Bach zu springen. Er ist ein gefährlicher Nachbar, seine Marken erstrecken sich bis an das nördliche und kaspische Meer und kommen nahe dem Schwarzen. Er hat einen mächtigen Adel, Überfluß an Bauern, volkreiche Städte und vermag große Heere ins Feld zu stellen. Nun aber kann unser Feind ohne unseren Willen mit keinem einzigen Boote die Ostsee befahren. Die großen Seen Ladoga und Peipus, die narwische Au, dreißig Meilen breite Moräste und starke Festungen trennen uns von ihm.“ [1])

Polnischer Krieg.

Viel hartnäckiger war der dritte Krieg, der gegen Polen. Sigismund III. war zäh in seinem Hasse gegen seinen Neffen, wie gegen den Bruder. Aber der Abneigung gegen den jüngeren Zweig des Wasastammes entsprach weder sein staatsmännisches Geschick, noch seine Kriegsmacht.

Er bat seinen Schwager Don Philipp III., auf alle schwedischen Schiffe in spanischen Häfen Beschlag zu legen und mit einer spanischen Flotte Schweden anzugreifen; er bat seinen Schwager Kaiser Ferdinand II., den König von Dänemark zum Angriffe auf Schweden zu reizen. Brandschriften, voll Hass gegen

[1]) Aus der Rede an die Stände — in Geijer, l. c. III, S. 79.

den jungen König, wurden von seinen Anhängern in Schweden vertheilt. Sigismund III. selbst wollte mit einem Heere nach Schweden hinüber kommen, um seine Rechte an den Thron geltend zu machen: aber aus all diesen Plänen wurde nichts, denn er versäumte meist den rechten Augenblick. Die Polen hatten wenig Lust, Gut und Blut für die Pläne ihres Königs hinsichtlich Schwedens herzugeben, zumal ihre Kräfte in Russland bei der Geschichte des falschen Demetrius lange in Anspruch genommen waren. Ein Mann wie Gustav war nicht gesonnen, den Feind im eigenen Lande zu erwarten, er griff 1618 die Polen in Esthland und Livland an. Bald bequemten sich die Polen zu einem Waffenstillstande, der von Michaelis 1618 bis 1620 dauern sollte. —

Wie Gustav II. Schweden zu heben sucht.

Innere Einrichtungen.

Diese zwei Jahre der Ruhe benützte der junge König, um eine Reihe innerer Einrichtungen zu treffen, welche Gewerbe und Handel und den gesammten Nationalreichthum heben und zugleich die königliche Macht befestigen sollten, denn seinem kühnen, eigenmächtigen Sinne waren die Kräfte Schwedens

Ihr Ziel.

zu gering und jeder Widerstand verhasst. — Sein Zielen gieng auf absolute Monarchie los: Alles für, nichts durch das Volk, Hebung von Handel und Gewerbe, Vermehrung der Bevölkerung, ihrer Tüchtigkeit und Bildung, nur um eine große Rolle in der Welt zu spielen! In Hebung des Handels und Ackerbaues schwebte ihm damals Holland vor, — es war das reichste Land in Europa, wie arm war dagegen sein Schweden! Wieviel Mühe kostete es, um nur die Million Thaler aufzubringen, welche im Frieden zu Sjöröd an Dänemark versprochen waren! — Bestand doch beim Tode König Johanns die gesammte Einnahme der Krone aus 96.108 Thalern.

Staatshaushalt.

Die steten Kriege der letzten Zeit hatten die Bevölkerung vermindert, viele Städte lagen in Trümmern. Gustav Adolf hat nun während seiner kurzen Regierung siebzehn Städte theils neu begründet, theils mit städtischen Vorrechten ausgerüstet. Er berief Ausländer in das Reich, um Handel und Gewerbe zu heben,

Handel und Gewerbe.

er gründete eine Handelsgesellschaft, er schuf eine für jene Zeit gute Handelsordnung, er suchte die Ausfuhr von Pech, Eisen, Brettern, Roggen aus Schweden nach fremden Ländern zu befördern; er unterhandelte deshalb mit Venedig, Holland und Spanien. Bisher führten die Schweden ihre Metalle roh aus und kauften sie verarbeitet von Deutschland um theuren Preis wieder ein. Gustav berief tüchtige Metallarbeiter aus Deutschland und Holland; Hammerschmieden, Eisenschmelzen, Gewehrfabriken, Stückgießereien entstanden jetzt im Lande selber und lieferten vortreffliche Arbeiten. Er ließ aus Deutschland Widder kommen und bald hatte Schweden nicht bloß gute Wolle, sondern auch gute Tücher. Bisher giengen große Summen für Bier nach Deutschland und England, jetzt wurden Brauereien nach deutscher und englischer Art eingerichtet.[1]) 1612 entstand die erste Papiermühle in Upsala, die

[1]) Geijer, l. c. III, S. 64. — Rühs, Geschichte von Schweden, S. 97, 287 (65. Band der „Allgemeinen Welthistorie").

Lumpen wurden umsonst geliefert, dafür aber musste der Meister die schwedischen Lehrlinge unentgeltlich unterrichten. —

Hand in Hand mit den Bestrebungen, den Nationalreichthum zu heben, Schweden von Deutschland unabhängig zu machen, gieng der Eifer für Ordnung des gesammten Staatswesens und für Befestigung der königlichen Macht.

Staatsordnung. Die Behörden wurden genau gegliedert, ein Obergericht eingesetzt, ein Stadtrecht veröffentlicht, den Richtern wurde rücksichtslose Unparteilichkeit geboten, aber auch den Ständen 1617 das Recht genommen, Vorschläge zu machen, dasselbe sei ausschließlich der Krone zu überlassen. Die Stände. Dagegen kam der Gebrauch auf, dass die Stände am Schlusse des Reichstages Beschwerden eingaben. Und wie dadurch die Macht der Stände sank, so auch die Macht des Reichsrathes durch Gründung von fünf höchsten Regierungs-Collegien für Justiz, Krieg, Admiralität, Kanzlei- und Rechenwesen. An die Spitze dieser Collegien kamen allerdings Mitglieder des Reichsrathes, allein sie waren in das Interesse der Krone gezogen und der Reichsrath als Krongewalt. solcher setzte dieser keine Schranken mehr. Nur durch diese Änderung der Verfassung war es Gustav Adolf möglich, als Eroberer aufzutreten.[1])

Steuerdruck. Erhöhung der Geldmittel und der Wehrkraft bezwecken eine Reihe von Verordnungen, die der König 1622 erließ. Da ward die Accise eingeführt, eine Abgabe von den zum täglichen Gebrauche bestimmten Lebensmitteln, ferner eine Mahlsteuer, die den neunten Theil vom Werte des gemahlenen Getreides betrug. Dennoch wurden die Bedürfnisse des Schatzes nicht gedeckt. Gustav musste Staatsländereien verpfänden oder verkaufen. Der Steuerdruck war so hart, dass Aufstände ausbrachen.[2]) Seine steten Feldzüge waren dem Volke gründlich verhasst, denn der Bauer musste nicht bloß den Recruten stellen, sondern ihn auch ausrüsten, und 40.000 Mann waren für das kleine Wehrkraft. Schweden, das kaum drei Millionen Einwohner zählte, eine fürchterliche Last. Darum suchte Gustav Adolf all diese Kriege als Religionskriege darzustellen, zu denen die Ehre, wie die Christenpflicht auffordere.

Adel. Der Adel fand sich in diese Kriege viel eher, er gewann Befehlshaberstellen, Beute und Ruhm. Um aber auch den Adel gefügiger zu machen, führte der König eine Ritter-Hausordnung ein, 6. Juni 1626, welche den Adel in drei Classen gliederte und in Grafen und Freiherren, Reichsrathsfamilien und niederen Adel eintheilte. Früher hatten alle schwedischen Edelleute an Rang für gleich gegolten, jetzt war der Zunder der Eifersucht und des Hasses unter sie geworfen; und da nur der König Adelsbriefe ertheilen oder aus einem niederen in einen höheren Rang erheben konnte, so war dafür schon gesorgt, dass der Adel fügsam wurde. Jakob de la Gardie sagte später vom Könige: „Es lag in seiner Natur, seine eigene Hoheit zu mehren und die Rechte anderer zu stutzen.“[3]) — Das Gleiche geschah den Bischöfen, denen er nach und nach Clerus. die Macht wieder entriss, die er ihnen bei seinem Regierungsantritte verliehen hatte, durch Errichtung eines Consistoriums. Die Bischöfe wehrten sich zwar nach

[1]) Geijer, l. c. III, S. 167. — Rühs, l. c. S. 212—213. — Gfrörer, Gustav Adolf, I, Cap. 3.
[2]) Geijer, l. c. III, S. 36—50.
[3]) Ibid. III, S. 29. — Gfrörer, l. c. S. 120—127.

Kräften gegen die Allgewalt der Krone, aber vergebens, denn kein Papst stand
Schulwesen. ihnen helfend zur Seite. Auch die Aufsicht über die Schulen entzog er den Bischöfen und übergab sie dem Consistorium. Für die Universität Upsala sorgte er übrigens glänzend: er schenkte ihr 350 Bauernhöfe, erhöhte die Zahl der Lehrer auf siebzehn, gab ihnen einen für jene Zeit glänzenden Gehalt bis zu 600 Thalern und jedem Professor einen Bauernhof als Besoldungszulage.[1]) Er stiftete viele Stipendien für fleißige und Freitische für arme Studenten. Er gründete eine Reihe von Gymnasien. Das gesammte Leben des Volkes hob sich.[2])

Die Schweden. Zu seinem Ziele, das geistige Haupt des Lutherthums in Europa zu werden, trug die Tüchtigkeit und Folgsamkeit der Schweden, deren Blut er keineswegs schonte, ebensosehr bei, als die geniale Begabung und der glühende Ehrgeiz des Königs.

Die Schweden. Wilhelm Usselinx, welcher damals, von Moriz von Oranien gesendet, sich in Schweden aufhielt, sagt über die Einwohner: „Sie sind ein abgehärtetes Volk, das Hitze und Kälte ertragen kann, gelehrig, behende, keck. Dazu sind sie der Obrigkeit gehorsam und geringen Hanges zu Meuterei und Aufruhr. Sie haben zu allem Verstand, Geschick und Muth. Man sieht die Bauern tüchtig in allerlei Handwerk, sie zimmern, schreinern, schmieden, backen, brauen, weben, färben, machen Schuhe und Kleider, worin sie allen anderen Nationen in Europa überlegen sind, weil in anderen Ländern fast keiner sich unterfienge, Hand an irgend ein Handwerk zu legen, das er nicht gelernt. Frauen und Töchter machen mancherlei künstliche Sachen, im Weben und Nähen und anderen lustigen Künsten, woraus erhellt, dass sie gar verständig und sinnreich sind."

So war das Volk des Nordens, das jetzt auf einmal eine große Rolle in Mitteleuropa spielen sollte. Seine Kriegsschule war der Streit mit Polen, der im Herbst 1620 mit Ablauf des Waffenstillstandes wieder begann.

Polnischer Krieg. Polen und Dänemark warben für diesen Krieg um den Beistand der Generalstaaten. Aus der Rede, welche Skytte im Haag vor den Hochmögenden hielt, erkennt man die hohe Befähigung des Redners und die großen Ziele der
Skyttes Rede. schwedischen Politik: „Keiner, der nicht wüsste,[3]) dass der König von Spanien bereits seit vielen Jahren die Idee einer Universal-Monarchie erfasst habe. Die Größe seiner Macht und seines Reiches Lage haben nicht geringe Hoffnung auf Erfolg gegeben. Der Papst ist ihm verbunden; die verschiedenen italienischen Fürsten sind auf verschiedene Weise an ihn gefesselt; das übrige Italien gehört ihm zu eigen. Das Haus Österreich ist ihm nicht allein durch den gemeinschaftlichen Ursprung, sondern mehr noch durch Verschwägerung und sonstige Verträge

---

[1]) Der Streit der Professoren Messenius und Rudbeck parteite damals die Universität. Gustav entfernte beide: Messenius wurde Reichshistoriograph und Rudbeck Bischof zu Westeräs. Messenius kam als Anhänger Sigismunds und des Katholicismus 1619 in Haft und blieb bis zum Tode 1634 im Kerker. Viele historische Werke sind von ihm noch vorhanden, so „Scandia illustrata, seu chronologia de rebus Scandiae": — „Genealogia Sigismundi III."; „Chronicon Episcoporum"; „Sueopentaprotopolis" und andere.

[2]) Geijer, l. c. III, S. 78—79.

[3]) Droysen, Gustav Adolf. Leipzig 1867. I, S. 112—114.

ergeben oder vielmehr untergeben. Wie aber die verschiedenen von ihm angewandten Mittel alle demselben Ziel zustreben, kann niemand besser bezeugen als Ihr, deren Glauben er während so langer Jahre anfangs durch jede Art von Strafe, dann durch feindliche Waffen verfolgt hat; als Frankreich, das so oft durch spanische Künste in Verwirrung gebracht worden; als das so oft von ihm angefeindete England oder Irland, und als das nachbarliche Savoyen, das er durch die Wucht seiner Waffen darniederhält. — Und dem Könige von Spanien durch Verwandtschaft, durch Freundschaft und Verträge gebunden, ist König Sigismund von Polen, so dass der Schluss leicht zu machen ist, was Ihr, was die übrigen Könige und Staaten von ihm zu erwarten haben, wenn seine Macht weiter anwächst. — Wenn der König von Spanien recht erwägt, so hat er kein besseres Mittel zum Ziele zu gelangen, als wenn das Königreich Schweden in die Hände des Königs von Polen kommt. Denn dann ist der größte Theil des Baltischen Meeres und der angrenzenden Länder in seiner Gewalt, und nichts fehlte ihm, leicht eine Flotte auszurüsten. Denn Holz, Eisen, Hanf und die übrigen Lebensmittel bringen diese Gegenden reichlicher als jede andere hervor; sie haben überaus reiche Häfen und Nationen. Wenn auf solche Weise Spanien durch seinen treuesten Freund im Baltischen Meere herrscht: welche Handelsfreiheit, glaubt ihr, werden dann noch Eure Unterthanen behalten? Da Land und Meer in Feindeshand sind, wird der Handel genommen oder gehindert sein; und es braucht nicht ausgeführt zu werden, wie Eure Macht, die nicht zum geringsten auf dem Handel beruht, dadurch wird geschwächt werden. Ja alle evangelischen Reiche, von feindlichen Waffen gleichsam umlagert, werden sich nur noch mit Mühe vertheidigen können, wenn sie dann überhaupt noch an Vertheidigung denken. Da dem Könige von Spanien soviel daran liegt, dass der Pole sich Schwedens bemächtige, hat er ihm große Hilfe versprochen. Jetzt handelt es sich für sie beide nur noch darum, Euren Bund mit uns und den Hansastädten zu lösen. Denn dieser Bund ist fest und stark genug, die Ausführung ihrer Pläne aufzuhalten, sie zu vereiteln. Auch in des Königs von Polen Unternehmen gegen Russland wird der sorgfältigere Blick nicht sowohl Bemühungen, seine Herrschaft nach Osten zu erweitern, sehen, als vielmehr ein Mittel zu leichterem Übergang nach Schweden. Der zwischen Schweden und Polen entbrannte Krieg — darüber kann nach dem allem kein Zweifel sein — ist eine unabweisliche Nothwendigkeit. Er ist unvermeidlich, er ist gerecht."

Anklage Spaniens

und Polens.

Sigismund III. bewies die alte Hartnäckigkeit, indem er den schwedischen Königstitel fortführte und ihn seinem Verwandten verweigerte, den er aber doch nicht zu besiegen vermochte. Zuerst war Livland der Kriegsschauplatz, Dünamünde ward bezwungen, Riga musste sich den Schweden ergeben 1621, dann wandte sich Gustav gegen Kurland. 1622 war abermals Livland Kriegsschauplatz. Eine Krankheit, die Gustav ergriff und die auch im Heere aufräumte, hemmte den raschen Fortschritt. Es ward unterhandelt und dabei war die Rede von einem gemeinsamen Kriege gegen die Türken. Gustav versprach, alle Eroberungen herauszugeben und niemals ein Bündnis mit Russland gegen Polen einzugehen, wenn Sigismund III. jeden Anspruch an Esthland aufgebe. Allein Sigismund wies den Vorschlag zurück, doch wurde ein Waffenstillstand geschlossen, der bis 1625 dauern sollte.

Sigismund III.

Dann begann der Krieg von neuem in Livland; Dorpat, Mietau fielen in die Hände der Schweden. Die Polen wurden vollständig aus dem Lande vertrieben und dasselbe wie eine schwedische Provinz behandelt. Sofort wurde der Krieg nach Preußen hinübergespielt, welches damals unter polnischer

Livland.

Preußen. Oberhoheit stand, Pillau von den Schweden genommen, Braunsberg, Frauenburg, Marienburg. Endlich erschien ein polnisches Heer und es kam zu mehreren kleinen Gefechten, welche in der Regel zum Vortheile der Schweden ausfielen.[1])

Verhandlungen. Wieder fanden Verhandlungen statt. Die Polen schlugen vor, dem Schweden Thron und Titel nur auf Lebenszeit zu lassen, nach seinem Tode falle die Krone an Sigismund, die Kinder Gustavs aber sollten nach dem Tode ihres Vaters das Herzogthum Südermanland zum ewigen Besitz erhalten. Schweden solle dafür sogleich Esthland und alle gemachten Eroberungen an Polen abtreten. Die Schweden würdigten diese Vorschläge keiner Antwort und der Krieg dauerte fort. Die Stände Schwedens, welche Gustav 1627 berief, wollten nichts von einem Rechte Sigismunds an die schwedische Krone wissen und erklärten Gustavs Tochter Christina. Christina (geboren am 18. December 1626) zur Erbin des Thrones. Gustav hatte sich nämlich 1620 mit der schönen Maria Eleonora, der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, vermählt.

Spanien. Die Abneigung Sigismunds III. gegen Gustav II. wurde von Spanien und Österreich genährt. Wenn der Krieg in Polen fortdauerte, so konnte der Schwede sich nicht in die deutschen Angelegenheiten mischen, was damals namentlich die Niederländer wünschten, die sogar durch drei Gesandte Sigismund zu einem Friedensschluss geneigt zu machen suchten. Spanien dagegen versprach eine Flotte in die Ostsee zu schicken, um 12.000 Wallensteinische Soldaten nach Schweden überzuführen, und der Kaiser schickte einige tausend Mann unter Adolf von Holstein zu Hilfe. Was zu erwarten war, geschah: Sigismund wies jetzt alle Friedensvermittlungen zurück.

Der Krieg begann also von neuem. Bei Dirschau war Gustav Adolf am 8. August 1627 im Siegen, als er eine Kugel in die Schulter bekam und das Schlachtfeld verlassen musste. Die Seinen bestürmten ihn, sich nicht mehr derart der Gefahr auszusetzen — vergebens. Gustav erklärte, die Soldaten vergessen völlig, was Gefahr sei, wenn der König sie nicht scheue; wenn der Feldherr nicht zugegen sei, so werde das Heer nie Ruhm einernten. 1628 und 1629 währte der Krieg fort. Gustav sandte den Stralsundern Hilfe, seine Reiter streiften tief nach Masowien hinein, nahmen Thorn. Hinwiederum sandte Wallenstein. Wallenstein 10.000 Mann unter Arnim den Polen zu Hilfe.[2]) Die Polen hatten kein Glück, das Reich war durch die langwierigen Kriege erschöpft.

Da gelang es Richelieu Frieden zu stiften, um Gustav die Hände frei zu machen und ihn gegen Deutschland verwenden zu können. Sein Unterhändler Charnacé brachte zu Altmark am 16. September 1629 einen Waffenstillstand bis 1635 zustande, wonach die Schweden alles zurückgaben, was sie in Kurland erobert hatten, dagegen alles behielten, was sie in Livland gewonnen hatten, und einige Städte in Preußen. Die Hoffnungen, welche die Gegner des Kaisers einst auf den Dänen Christian IV. gesetzt, hatten

Altmarker Waffenstillstand.

[1]) Gfrörer, l. c. I, Cap. 5.
[2]) Geijer, l. c. III, S. 123—136.

sich als Seifenblasen erwiesen. — Gustav hingegen hatte mit seinen Schweden in diesem Krieg so viel Ruhm und Zutrauen auf sein Glück erworben, dass man ihn als Feldherrn aufzustellen und mit seinem Schwert die gefürchtete Kaisermacht zu beschneiden gedachte. Richelieu erzählt:[1] „Dieser schwedische König war eine neu aufgehende Sonne, jung, aber von großem Ruhme. Deutschlands Fürsten erhoben den Blick zu ihm in ihrer Noth wie der Schiffer zum Nordstern."

Jetzt rüstete Gustav mit glühendem Eifer zum Kriege gegen den Kaiser. — Damit verlassen wir den Norden und begeben uns nun nach dem Lande, in welchem die Reformation entstanden ist und wo der Streit über ihren Bestand ausgekämpft werden sollte.

---

[1] Mémoires de Richelieu, V, p. 119—123.

Der dreißigjährige Krieg.

Wir kommen nun an das schmerzlichste Blatt der deutschen Geschichte, an den Riesenkampf, der dreißig Jahre hindurch in unserer Heimat wüthete: er hat das deutsche Volk aus dem ersten zum armseligsten gemacht. Ehe derselbe begann, war Deutschland dicht bevölkert, bedeckt mit glänzenden Städten und wohlhabenden Dörfern. Der Ackerbau, Handel und Gewerbe führten zu Reichthum, der rege Kunstsinn hatte allenthalben eine Fülle des Schönen geschaffen und gesammelt; Hohe und Niedere machten Aufwand in Kleidern, Speisen und Getränken. Als der Krieg endete, war Deutschland ein großer Kirchhof, eine Wildnis; zwei Drittel der Bevölkerung waren im Kampf gefallen oder durch Krankheiten dahingerafft worden, und der armselige Rest, der sich unter Trümmern oder in dem verwilderten Lande bleich umhertrieb, erschien völlig verdumpft, entnervt, alle Schnellkraft, alles edlere höhere Streben, alles Selbstgefühl, alle Befähigung, alle Hoffnung einer besseren Zukunft verloren zu haben.

Die Vorspiele dieses Krieges begannen schon unter den Kaisern Rudolf II. und Matthias. Fassen wir beide näher ins Auge! —

Rudolf II. (1576—1612). Tycho de Brahe. Kepler.

Rudolf war vierundzwanzig Jahre alt, als er die Regierung von Ungarn, Böhmen und Österreich antrat und damit auch die Kaiserwürde verband. Mehrere Jahre (1564—1570) hatte er in Spanien zugebracht und die Eindrücke, die er dort empfangen, hafteten tief. Die Protestanten hegten deshalb Besorgnisse, auch ertheilte der Kaiser die wichtigsten Posten der Regierung nur an Katholiken und zwar von der strengeren Richtung. Allein seine Neigungen waren friedlich. Er kümmerte sich weniger um den Kampf der Bekenntnisse und lebte in einer Welt für sich.[1])

Der Kaiser war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und begünstigte Kunst und Wissenschaft. Prag, wo er seine Residenz aufschlug,

[1]) Vergl. Gindely, Rudolf II. und seine Zeit. Prag 1863. I. Bd., S. 27. — Chlumezky, Karl von Zierotin und seine Zeit 1564—1615.

wurde unter ihm ein Mittelpunkt geistiger Strebungen. Rudolf II. hatte einen feinen Sinn für Kunst, und Meisterwerke alter und neuer Zeit wurden ohne Rücksicht auf die Kosten gesammelt: Statuen, Gemälde, Cameen, Mosaiken. Seine Gemäldesammlung war eine der reichsten und gewähltesten; unter den seltenen Büchern, die er erwarb, war auch die Bibel des Ulfila, die später nach Schweden wanderte. Zahlreiche Maler waren an seinem Hofe immer beschäftigt, die Kunst des Kupferstiches ward mit steigendem Erfolge gepflegt. Unter allen Wissenschaften fesselte ihn am meisten die Astronomie, die allerdings in jener Zeit noch mit der Astrologie verbunden war, und die Chemie, die aber damals mehr Alchemie war. Dem berühmten Astronomen Tycho de Brahe wies Rudolf das Schloss Benatek für seine Beobachtungen und Instrumente und einen jährlichen Gehalt von 4000 Ducaten an. Tycho de Brahe.

Aus dem Leben dieses berühmten Mannes nur einige Züge! Tycho oder Tyge war der älteste Sohn des Ritters Otto de Brahe, geboren am 13. December 1547 auf dem Gute Knudstrup in Schonen unfern Helsingborg, erzogen aber von seinem reichen Oheim, dem kinderlosen Jürgen Brahe. Während der Vater in Tycho gerne einen Kriegshelden gesehen hätte, wollte der Oheim in ihm einen Rechtsgelehrten heranbilden und ließ ihn schon im siebenten Jahre im Latein unterrichten. Die Fortschritte Tychos waren glänzend: schon nach einem Jahre las er Cornelius Nepos und wusste er den halben „Catilina" des Sallust auswendig; mit dreizehn Jahren bezog er die Universität Kopenhagen zum Studium der Rhetorik und Philosophie. Eine Sonnenfinsternis, am 21. August 1560, gab jedoch seinem Studium eine andere Richtung — sein höchster Genuss war es, die Erscheinungen des Himmels zu beobachten. Bald hatte er die „Theorie der Sphären und der Ephemeriden" von Stadius bewältigt und die Bemerkung gemacht, dass gewisse Angaben der Alfonsinischen Tafeln über den Stand der Planeten irrig seien. An der Universität Leipzig, die er im sechzehnten Jahre bezog, betrieb er das Studium des Rechtes nur nothdürftig, um seinen Oheim nicht zu reizen; mit einem umso größeren Eifer hörte er dagegen Vorlesungen über Mathematik und Algebra von Homelius. 1565 starb der Oheim und erbte Tycho sein bedeutendes Vermögen. Dies gab ihm die Mittel, die Universitäten Wittenberg und Rostock zu besuchen. In letzterer gerieth er wegen eines schönen Mädchens bei einer Festlichkeit mit einem jungen Landsmann, Manderup Parsberg, „dem dänischen Krakehler", in einen Wortwechsel, dann in einen Zweikampf, bei welchem ihm der Gegner die halbe Nase abhieb, um ihn für seine Eitelkeit zu züchtigen. Mit einer wächsernen Nase mochte sich der stolze Tycho nicht begnügen, er ließ sich eine aus Silber und Gold machen, so künstlich, dass sie von einer natürlichen kaum zu unterscheiden war. Dann folgte Tycho einer Einladung nach Lauingen, wo er die Vorlesungen des Cyprian Lwowsky, lateinisch Leovitius genannt, mit Erfolg besuchte. 1572 kehrte Tycho in die Heimat zurück, dem Studium der Mathematik, Astronomie und Astrologie sich ganz hinzugeben — sein Vater, Befehlshaber auf Schloss Helsingborg, war indes 1571 gestorben.

Tychos Jugend. Studien. Duell. Reisen.

Sein Ruf als Sternkundiger war schon so verbreitet, dass in Dänemark das Sprichwort entstand: „Er ist so klug wie Tycho de Brahe." Kaum zwei Jahre litt es ihn zu Hause, da begab er sich auf Reisen, zuerst nach Kassel, wo

ihn Landgraf Wilhelm, selbst ein Sternkundiger, mit Feierlichkeit empfieng, dann über Frankfurt und die Schweiz nach Mailand, Venedig, von da nach Rudolf II. Augsburg und Regensburg, wo gerade die Krönung Rudolfs II. stattfand. Der gelehrte Kaiser zog ihn zur Tafel und fand großes Wohlgefallen am Dänen, der ihm das Horoskop stellte und ihn gewarnt haben soll, ja sich nicht zu vermählen, denn es werde ihm mit einem Sohne geradeso ergehen, wie Philipp II. mit dem undankbaren Don Carlos. Über Kassel, wo ihm der Landgraf eine Empfehlung an Friedrich II. mitgab, kehrte unser Astronom dann in die Heimat zurück. Sein König fand solches Wohlgefallen an ihm und war so eifrig, die Sternkunde zu fördern, dass er ihm die Insel Hven mit 32 Bauernhöfen Uranienborg. schenkte, und ihm darauf ein Lustschloss Uranienborg oder Sternstadt mit Sternwarte, Laboratorium und einer Buchdruckerei erbaute — der Bau dauerte vier Jahre und soll über zwei Tonnen Goldes gekostet haben. Der König legte 1576 selber den Grundstein, Dancey, der Gesandte Heinrichs II. von Frankreich, den zweiten Stein. Tycho schildert in einem Briefe mit Entzücken die Insel, auf welcher er unumschränkter König sei, ihre lachende Umgebung, die Fernsicht auf dem Thurme auf das dahinrauschende Meer und den Wald von Masten, der sich auf dessen schaukelndem Rücken bewege; dann das in Form eines vierReichthum. strahligen Sternes erbaute Schloss, den großen achtfensterigen Studiersaal mit der Bibliothek und den mathematisch-astronomischen Instrumenten und den Bildern des Hipparchos, Ptolemäos, Albarete und Copernicus, des Gönners Wilhelm von Kassel und des Lieblingsdichters Buchanan. Kopenhagen liegt drei Meilen südwestlich der Insel; um die Fahrten des Gelehrten nach der Hauptstadt zu erleichtern, schenkte ihm der König ein Schiff mit der nöthigen Geräthschaft, und damit ihn nie eine Nahrungssorge drücke, wies er ihm einen Jahresgehalt von 2000 Thalern aus dem Ertrage des Sundzolles an, verlieh er ihm das Lehensgut Nordfiord in Norwegen und das 1000 Thaler ertragende Canonicat der Dreikönigskapelle in Rothschild, jedoch mit der Verpflichtung, die Königsgräber in gutem Stand zu erhalten. Der König und Ehren. die Königin Sophia kamen oft zu Besuch und selten gieng es ohne ein neues Geschenk ab. Die Königin hatte ihre Freude an chemischen Experimenten und war so vertraut mit Tycho, dass sie ihn bat, ihr dereinst seine silberne Nase zu vermachen. Selten erhielt der Hof einen vornehmen Besuch, ohne ihn nach der Insel zu führen und ihm „Dänemarks Stolz“ zu zeigen: Hven wurde ein WallBesuche. fahrtsort für gelehrte Reisende und Tycho klagt, dass er vor lauter Neugierigen, die sein Schloss zu sehen wünschen, den Tag über kaum zur Arbeit komme. Selten gieng es ohne Geschenke ab, König Jakob I. verlieh ihm zwei prachtvolle Doggen, Friedrich II. seine goldene Kette mit dem Elephanten-Orden, der junge Christian IV. sein in Diamanten gefasstes Bildnis an goldener Kette. Auch an Vermächtnissen fehlte es nicht.

Feinde. Doch der Neid folgt dem Verdienst wie der Schatten der Sonne; so ergieng es auch unserem Astronomen. Im Regentschaftsrathe war ein Christoph Walkendorf, der bei einem Besuche, indem er frühe neugierig in das Schlafzimmer des Astronomen dringen wollte, von einer Dogge gebissen wurde. Von da an hasste er den „Sterngucker“, lauerte, wo er eine Blöße fände, und diese fand er nur zu bald darin, dass Tycho in seinem Geldgeiz nichts that zur InstandVor- haltung der Dreikönigskapelle. Seine Anhänger im Reichsrath starben, Feinde würfe. traten an ihre Stelle. Von da an begannen Reibungen mit dem Hofe und Vorwürfe, er sei nicht rechtmäßig verheiratet, sondern lebe mit einem unfreien

Weibe in wilder Ehe. Tycho war in seinem Stolze fähig eher zu brechen, als sich zu biegen: er hielt es unter seiner Würde, sich gegen Verleumdungen zu vertheidigen, und hauchte seinen Unmuth bloß in Versen aus. Als er endlich von der Regierung Genugthuung verlangte, hatten seine Gegner schon Boden gewonnen — Tycho erhielt spitzige Antwort, die ihn so sehr verdroß, daß er einpackte und am 29. April 1597 die Insel Hven verließ mit Weib und acht Kindern und seinen Karten und Instrumenten — nur ein treuer Schüler, Christian Longberg, begleitete ihn — und in Wandsbeck bei seinem Freunde Heinrich Rantzau Obdach und Gastfreundschaft suchte und fand, bis auf Empfehlung des Thaddäus Hayek zu ihm die Einladung Kaiser Rudolfs II. nach Prag gelangte. Tycho reiste sogleich ab. Vor den Thoren der Hauptstadt Böhmens begrüßten ihn feierlich die ersten Männer des Hofes und führten ihn im Wagen des Kaisers nach dem Hradschin, wo ihn Rudolf II. entblößten Hauptes mit lateinischer Anrede empfieng. Zum Geschenk erhielt der Flüchtling einen Jahresgehalt von 4000 Ducaten und zur Einrichtung seines Hauswesens 2000 Ducaten und ein Haus, das der Kanzler Curtius bewohnt hatte. Indes solle er auf dem Hradschin wohnen. Rudolf II. und Tycho waren ein Herz und eine Seele, der Kaiser hatte jetzt seinen Mann, er stellte mit ihm Beobachtungen an und beide grübelten über die Flammenschriften am Himmel. Tycho sagte das Erscheinen eines Kometen für 1606 voraus und soll die Ermordung Heinrichs IV. auf 1610 voraus verkündet haben. Als 1600 die Pest ausbrach, stellte der Kaiser seinem Lieblinge drei Schlösser zur Verfügung; Tycho wählte das schöne Benatek. Auguſt 1600 kehrte er nach Prag zurück, wo ihm aber nicht lange in Ruhm und Ehren zu glänzen bestimmt war, er erlag schon am 24. November 1601 einer Krankheit. Sein Leichenbegängnis war glänzend, er fand seine Ruhe in der Teinkirche; Jessenius hielt die Rede. Sein Denkmal enthält seinen Wahlspruch: „Esse potius quam haberi“ und den Vers: „Non faces, nec opes, sola artis sceptra perennant.“

Tycho verläßt Dänemark,

in Prag,

bei Rudolf II.

Bei Rudolf fand auch Kepler[1]) eine Zuflucht und für ihn bearbeiteten diese Astronomen die berühmten Rudolfinischen Tafeln. Tycho starb am 24. November 1601 und Kepler, dem dessen astronomische Ansichten zur Last waren, athmete freier. „Jede Beobachtung auf der kaiserlichen Sternwarte“, schreibt er, „ist eine Widerlegung des Tychonischen Systems[2]) und eine Bestätigung des Copernicanischen.“ Kepler erhielt jetzt Tychos Stelle und in den Schwierigkeiten seiner Lage stärkte er sich mit dem Gedanken, daß er nicht dem Kaiser allein, sondern dem ganzen menschlichen Geschlechte diene, daß er nicht bloß für seine Zeitgenossen, sondern auch für die Nachwelt arbeite. Und in der That fand er in Prag die Gesetze, welche eine Grundlage der Astronomie geworden sind. Statt mathematischer Hypothesen enthielt seine 1609 erschienene „Neue Astronomie oder Physik des

Kepler.

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 167, 216, 337 und Bd. XI dieses Werkes; ferner Reuschles Jubiläumsschrift über Kepler. Leipzig 1871. Littrow, l. c. S. 195, 200, 202, 209, 211.

[2]) Daß nämlich die Erde im Mittelpunkt des Sternenhimmels stehe, der Mond aber und die Sonne sich um sie bewegen, um die Sonne jedoch die fünf Planeten, welche man damals kannte. Littrow, Wunder des Himmels, S. 52, 126, 191, 394, 549, 653, 715, 827–828.

Himmels" die wirklichen Gesetze der Natur: das Gesetz, dass die Planeten sich in elliptischen Bahnen um die Sonne bewegen und diese selbst im Brennpunkte der Ellipse steht, und das Gesetz, dass die Planeten sich mit ungleichförmiger Geschwindigkeit um die Sonne bewegen und zwar so, dass der Radius vector, d. h. die Linie, die vom Brennpunkte nach der Peripherie gezogen wird, in gleichen Zeiten immer gleiche Flächen beschreibt. Tychos Beobachtungen über die Bewegung des Mars gaben Kepler die Handhabe zu seiner Entdeckung. Sie verhalten sich aber, nach Kästners richtiger Bemerkung, zu den Leistungen Keplers wie ein Block parischer Marmor zu einer Statue des Phidias. Rudolf II. glaubte an den Einfluss der Gestirne auf das Leben des Menschen. Und wie Rudolf gern auf der Sternwarte in Betrachtung der Constellationen verweilte, so auch beim Schmelzofen über Metallblicken; er war ein Eingeweihter in der Kunst und glaubte an die Verwandlung der Metalle, wie an die Kunst, die Geschicke der Menschen in den Gestirnen zu lesen.

Kepler und Tycho de Brahe.

Was seine persönliche Erscheinung anlangt, so hören wir, dass sie sehr einnehmend war. Er war klein von Gestalt, behend in seinen Bewegungen, blasser Gesichtsfarbe, die Stirne edel geformt, das Haar fein gekraust, das blaue Auge groß und mild; er war ernst wie Philipp II., lärmende Gesellschaft war ihm zuwider. Sein Urtheil war scharf und treffend. Er war der lateinischen, französischen, böhmischen, namentlich aber der spanischen Sprache mächtig, am liebsten war ihm die deutsche.[1])

Rudolf war anfangs vom besten Willen beseelt, nicht zurückzubleiben hinter der Größe seines Berufes. Das Reich gegen die Türken zu schützen und diese zurückzudrängen, that er, was in seinen Kräften stand. Ihm den Frieden im Inneren zu geben, war aber die schwierigste der Aufgaben. Folgte er seiner religiösen Überzeugung (seine Mutter Maria, die Tochter Karls V., hatte ihm Liebe zum alten Glauben eingeflößt und mehrjähriger Aufenthalt in Spanien, 1564—1570, hatte seine Abneigung gegen die neue Lehre nicht vermindert), so hatte er die Mehrzahl der Fürsten gegen sich; folgte er der Stimmung auf den Reichstagen, so brach er mit den Katholiken und mit seinem Gewissen. Die Entzweiung im Reich schritt immer weiter. War einmal auch beim Reichstag die Stimmenmehrheit bei den Katholiken, so erklärten die Andersdenkenden, die Stimmenmehrheit sei ein unerträgliches Joch, und giengen weg. Dabei verlor das Reich nach außen immer mehr an Ansehen.

Rudolfs Charakter.

„Wie hätte man in diesem Zwiespalt die allgemeinen Interessen sorgsam wahrnehmen sollen?[2]) Den Handel auf dem Belt zerstörte Schweden durch unauf-

[1]) Gindely, l. c. I, S. 27 — die Schilderung nach venetianischen Berichten.

[2]) Vergl. Ranke, Zur deutschen Geschichte vom Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Krieg. Leipzig 1869.

hörliche Feindseligkeiten. Dänemark erschwerte die Fahrt durch den Sund mit willkürlichen und starken Zollerhöhungen. Der erste Gebrauch, den die Holländer von einer Freiheit machten, die sie zum Theil mit Hilfe der Oberdeutschen erworben, war, dass sie uns den Rhein verschlossen, den sie nie wieder geöffnet haben. England vernichtete nicht allein die Privilegien der Gildehalle, es nahm die Schiffe, die den Canal nach Spanien passierten, zugleich sendete es seine Monopolisten nach Emden, um den englisch-deutschen Verkehr allein zum Nutzen der Engländer einzurichten. Schritt für Schritt sah man ihre Übermacht kommen, aber man sah ihr zu. Da war keine Abwehr, keine kräftige Maßregel; es war keine Einheit. Fieng man doch im Inneren jetzt erst recht an, ein Gebiet vom anderen durch Zölle zu scheiden. Man hat einmal den Gedanken gehabt, einen Reichsadmiral im mittelländischen und westlichen Meer aufzustellen und die Vorrechte des Reiches wahrzunehmen — es blieb ein leerer Gedanke." — Rudolf vermochte diese Gegensätze nicht zu überwinden, die Überzeugung von seiner Ohnmacht schnitt ihm ins Herz und wirkte lähmend auf seine Kräfte. Der Hang zur Grübelei und Zurückgezogenheit, den er mit seinem Ahn Kaiser Friedrich III. theilte, wurde dadurch krankhaft gesteigert. Er schloss sich ab, er speiste allein; tagelang brachte er in seinen Gallerien und Laboratorien zu, in seinen Gewächshäusern; er wurde menschenscheu, er kam nie zum Entschluss sich zu vermählen. „Es ist das seltsamste Hageſtolzenleben, in welchem das Kaiserthum gleichsam sich selber abhanden kam. Rudolf ward mürrisch, argwöhnisch, eigensinnig, empfindlich für jede Zugluft der Welt; zuweilen hatte er Momente einer mit Jähzorn gemischten Melancholie, in denen man an seinem gesunden Verstande zweifelte." Zur Spaltung im Reiche kam zuletzt noch der Zwist in der eigenen Familie. — Verfall des Reiches.

Donauwörth. Maximilian I., Herzog von Bayern.

Die damalige Spannung der Parteien bezeichnet die Geschichte von Donauwörth.[1]) Diese schwäbische Reichsstadt hatte bei Ausbruch des schmalkaldischen Krieges einen katholischen Magistrat, nur ein Theil der Bürger war protestantisch. Die Bundesverwandten setzten einen protestantischen, Karl V. dagegen nach seinem Siege wieder einen katholischen Magistrat ein. Nach und nach gewannen jedoch die Protestanten das Übergewicht und ließen keinen mehr zum Bürgerrecht zu, der nicht an ihrem Gottesdienst theilnahm. Katholischer Gottesdienst wurde nur in einem Benedictinerkloster noch abgehalten, außerhalb desselben durfte aber keine katholische Religionshandlung vorgenommen, selbst bei Beerdigungen kein Kreuz und kein Licht vorangetragen werden. Donauwörth

Das gieng so bis zum Jahre 1605, wo ein vom neuen Geist in der alten Kirche angeregter Abt, Leonhard, das alte Recht des Klosters wieder geltend zu machen, eine Procession durch die Stadt führte. Der Magistrat untersagte eine Wiederholung des Umzugs bei Strafe der Aufhebung des Klosters. Der Bischof von Augsburg klagte deshalb beim Reichshofrath, welcher der Stadt bei Strafe der Acht verbot, den Abt zum heiligen Kreuz in einer Religionshandlung zu stören. Desungeachtet wurde eine zweite Procession am 11. April

[1]) Ritter, Geschichte der deutschen Union von den Vorbereitungen des Bundes bis zum Tode Kaiser Rudolfs II. 1598—1612. 2 Bde. 1867. S. 73. — Lossen, die Reichsstadt Donauwörth und Herzog Maximilian, S. 66.

1606 von der Bürgerschaft gewaltthätig unterbrochen, wurden die Kreuze zertrümmert, die Fahnen zerrissen; nur durch ein Seitengäßchen über Düngerhaufen und bedroht von Steinen und Stöcken erreichten der Abt und die Mönche wieder ihr Kloster. Kaiserliche Bevollmächtigte, welche die Bürgerschaft beschwichtigen sollten, konnten sich selber kaum vor Unbill schützen. Es hieß, die Stadt werde keine Neuerung dulden, und wenn Christus selbst mit der Procession komme, wolle man ihn mit Prügeln werfen.

in der Reichsacht. Maximilian I. von Bayern.

Der Kaiser sprach am 3. August 1606 selber die Acht gegen die Stadt aus und beauftragte den Herzog Maximilian von Bayern mit der Ausführung. Gern hätte der Kaiser die Stadt verschont, wenn sie sich zu einem Versprechen verstanden hätte, fortan gegen die Katholiken gerecht zu sein: allein die Bürger waren wie toll, die Abgesandten wurden verhöhnt, der Abt und die Mönche mussten sich durch die Flucht retten. Vom Unmuth schlug aber die Stimmung schnell in die schmählichste Verzagtheit um, als Maximilian am 16. December 1606 mit 6000 Mann zu Fuß, 600 Reitern und 14 Geschützen vor der Stadt erschien. Donauwörth ergab sich ohne jeglichen Widerstand auf Gnade und Ungnade. Als Ablieferung der Waffen geboten wurde, brachten die Fleischhauer sogar ihre Messer. Noch höher stieg der Schrecken, als auf dem Markte ein Galgen errichtet wurde — doch Max erklärte, er sei nur für diejenigen seiner Söldner bestimmt, welche sich an Hab und Gut der Bürger vergreifen würden. Überhaupt verfuhr er mild, denn er wollte die Stadt für sich gewinnen — begreiflich ist, dass der Magistrat abgesetzt wurde. Die protestantischen Geistlichen waren entflohen und so hörte der Besuch ihrer Kirchen von selbst auf. In kurzer Zeit war die Stadt wieder überwiegend katholisch.

Der Mann, welcher dem Gebote des Kaisers so schnell Geltung verschaffte, Maximilian, war einer der tüchtigsten Fürsten Bayerns, ein Sohn Herzog Wilhelms V. oder des Frommen, der ihm 1598 die Regierung freiwillig übergab, um sich ins Kloster zurückzuziehen.[1]) Ein Zögling der Jesuiten, vereinte Maximilian glühenden Eifer für seine Kirche mit classischer Bildung und staatsmännischem Blick, Sittenstrenge und Ordnung im Staatshaushalt mit Glanz in der Regierung, Ehrgeiz mit Treue gegen Kaiser und Reich. Zeitgenossen nannten ihn den Großen und den Salomo Deutschlands, Bayern erlangte unter ihm eine Bedeutung, wie es sie seit lange nicht besessen. — Maximilian war eine der Hoffnungen der Kirche, Papst Clemens VIII. hatte ihm schon früher Hut und Degen gesandt mit einem Schreiben voll väterlicher Zärtlichkeit.

Bayern. Albrecht V.

Bayern war durch das Walten des Herzogs Albrecht V. an Ansehen sehr gestiegen; er leitete im Namen Ferdinands I. die Reichsversammlungen; in der großen Frage seiner Zeit, in der religiösen, war er sehr entschieden: er führte die Beschlüsse des Concils von Trient in Bayern durch, er übergab den Jesuiten die Universität Ingolstadt; er förderte Kunst und Wissenschaft, er sammelte Alterthümer, schöne Gemälde, Bücher, die Bibliothek seines Schlosses

[1]) Dr. Fr. A. W. Schreiber, Geschichte des bayrischen Herzogs Wilhelms des Frommen.

war reichhaltig; die Musik stand damals in München durch die Leitung Orlando di Lassos auf ihrer Höhe. Das Leben an seinem Hofe war glänzend.

Wilhelm V.

So gieng es fort unter seinem Sohne, dem Herzog Wilhelm V., in religiöser Entschiedenheit und äußerem Glanze. Bayern war das Land des deutschen Katholicismus, eine bayrische Armee unter Herzog Ferdinand entriss Köln den Händen des protestantischen Erzbischofs Gebhard und ein Jahrhundert hindurch kamen Wittelsbacher auf den Erzstuhl zu Köln. Wilhelm V. förderte die Gegenreformation mit Eifer; seine Schwester, die geistvolle Maria, wirkte in gleichem Sinne in der Steiermark;[1]) er baute in München den Jesuiten ein prachtvolles Collegium und die St. Michaelskirche, er unterstützte mit vollen Händen die Missionen bis nach Abyssinien und Japan; er selber war fromm, streng gegen sich selbst bis zur Askese.

Maximilian I.

Ihm wurde 17. April 1573 der Sohn Maximilian I. geboren, der auf seine Zeit eine so mächtige Wirkung ausüben sollte. Die Erziehung war streng religiös, die Entwicklung der reichen Anlagen rasch — im siebenten Jahre schrieb der Prinz schon lateinische Briefe, bald war er daheim in den Classikern; mit Vorliebe las er Cicero, Tacitus, Xenophon; aus letzterem machte er Auszüge, wo er auf Stellen über Grundsätze der Regierung oder der Kriegführung stieß. Doch nicht bloß der Verstand und das Gedächtnis wurden gepflegt, sondern auch das Gefühl, der Sinn für das Schöne: der Knabe widmete sich dem Orgelspiel, der Malerei, der Drechslerkunst. Dabei wurden körperliche Übungen nicht vernachlässigt, um den Prinzen an Muth und Tapferkeit zu gewöhnen.

Universität Ingolstadt.

Vom vierzehnten Jahre (1587) an, weilte Maximilian acht Semester hindurch auf der Universität Ingolstadt, welche damals in hoher Blüte stand. Nicht bloß aus Deutschland, sondern auch aus Spanien, aus England, aus Belgien, Frankreich, Italien strömten lernbegierige Jünglinge zu, oft aus den höchsten Geschlechtern. Ein Fürstensohn oder ein Reichsgraf war in der Regel der Rector. — Die theologische Facultät war von Jesuiten besetzt: Heinrich Canisius, ein Neffe des berühmten Peter Canisius, lehrte das Kirchenrecht, Gregor von Valencia Dogmatik. In der philosophischen Facultät glänzte Christoph Schreiner, welcher die Sonnenflecken entdeckte und mehrere astronomische Instrumente verbesserte: Als Jurist und Philologe hatte Giphanius von Geldern einen Namen, in der Arzneikunde der Engländer Eduard Holling.[2]) Maximilian verlegte sich insbesondere auf das Studium des Rechtes, des Genieweſens, der französischen, italienischen und spanischen Literatur; er betheiligte sich mit regem Interesse an den öffentlichen Disputationen und glänzte durch den Scharfsinn, womit er in lateinischer Sprache wichtige Rechtsfragen behandelte. Er stand unter strenger Aufsicht, war ernst, sprach selten und wenig, aber klug und traf den Kern. 1590 traf der fünf Jahre jüngere Erzherzog Ferdinand, später als Kaiser der Zweite genannt, aus Graz in Ingolstadt ein; gleiches Streben, gleiche Grundsätze, nicht die bloße Verwandtschaft, brachte sie bald einander näher. Diese Jugendfreundschaft bekam später welthistorische Bedeutung.

Ferdinand II.

Vom Vater abberufen, musste Maximilian, was er im Rechte erlernt

[1]) Friedrich Hurter, Bild einer deutschen Fürstin, Maria Erzherzogin von Österreich. Schaffhausen 1860.

[2]) Schreiber, Maximilian I. der Katholische, Kurfürst von Bayern, und der dreißigjährige Krieg nach den Acten und Urkunden der k. k. allgemeinen Reichs-, Staats- und Provincialarchive. München 1868. — Hurter, Ferdinand II., Bd. II, S. 231—260.

hatte, in der Regierung anwenden und den Sitzungen des geheimen Rathes beiwohnen, dann sollte er auf Reisen seine Ausbildung vollenden und freundschaftliche Verbindungen anknüpfen. Kaiser Rudolf II. empfieng in Prag den Jüngling mit Auszeichnung. In Innsbruck überreichte ihm ein römischer Gesandter im Namen Clemens VIII. Hut und Schwert, an der Grabesstelle der Apostel feierlich eingesegnet, wie um ihn zum Vorkämpfer der Kirche einzuweihen. Nicht minder glänzend war der Empfang in der Lagunenstadt und von Johann von Medici in der reizenden Stadt am Arno; Kunst- und wissenschaftliche Sammlungen wurden vor allem besucht. Über Pisa und Siena gieng es dann nach Rom, wo zwei jüngere Brüder studierten, Philipp, für die Inful von Regensburg bestimmt, und Ferdinand für den Stuhl von Köln. Wichtig war der Eindruck der Peterskirche, hier soll Maximilian gelobt haben, wenn es gelte, für die heilige Idee der Religion einzutreten. Claudius Aquaviva war sein Führer in Rom. Torquato Tasso ward besondere Gunst bewiesen, der Dichter pries hinwieder den deutschen Fürstensohn in einem Sonett. Unermüdlich war Maximilian im Studium der Meisterwerke Michelangelos, Raphaels, Leonardo da Vincis. Dann giengs nach Neapel, und zurück über Mailand, die Schweiz nach Lothringen. Der Prinz sollte für die Wahl seines Schwagers zum König von Frankreich thätig sein, fand aber schon Heinrich IV. auf dem Throne. Über Breisach, Ulm, Augsburg gieng es dann nach München zurück.

Reisen. Heimkehr.

Dem Vater war die Regierung lästig, er ernannte den Sohn, dem er mehr Einsicht und Stärke zur Regelung der Finanzen zutraute, zum Mitregenten. Beifällig nahmen die Stände den jungen Herzog auf, welcher längst die schönsten Hoffnungen erweckt hatte. Gern bewilligten ihm die Stände einen außerordentlichen Beitrag, dass er mit gegen die Türken zu Felde ziehen könne. Das erhöhte das Ansehen des Herzogs auch außerhalb Bayerns, und Einsicht und kluges, aber zugleich entschiedenes Auftreten am Reichstag zu Regensburg 1594 machten ihn zum Haupte der katholischen Partei. — Erschreckt durch den Stand der Schulden (5 Millionen Gulden), welche seine Freigebigkeit und seine vielmissbrauchte Güte verursacht hatte, legte Wilhelm V. im Jahre 1598 die Regierung nieder.

Mitregent.

Max I. tritt 1598 die Regierung an.

Maximilian I. war jetzt alleiniger Regent, fünfundzwanzig Jahre alt, wie sein Biograph seine Gestalt schildert, „mittlerer Größe,[1]) mit gedrungenem, muskelfestem Gliederbau in gleichförmigem Ebenmaß; die Stirne wölbte sich hoch und gebieterisch, das blaue geistvolle Auge war in der Nähe durchdringend, die Gesichtszüge waren markiert, die Stimme klang klar und fest. Sein Gefühl blieb leidenschaftsfrei; ehe er über andere zu herrschen begann, hatte er sich selbst zu beherrschen gelernt"; in seinen Grundsätzen unerschütterlich, war er groß in seinen Entwürfen; was er mit tiefem Blick entworfen, führte er zäh und unerschrocken aus. Sein Fleiß war unermüdlich; vom ersten Grauen des Tages bis um Mitternacht arbeitete er in einem zierlosen Gemach, jedem Geschäfte wollte er auf den Grund dringen. Was er schrieb, brachte er in klarer gefälliger Form vor, Weitschweifigkeit in Berichten war ihm verhasst. Sein Land gründlich zu kennen, bereiste er es

Gestalt. Eifer.

[1]) Schreiber, l. c. S. 23.

viel, ohne Prunk, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Er war einfach und schlicht, mäßig in Speise und Trank, strenge Sitte und Gottesfurcht war Gesetz am Hofe, so erreichte er trotz Arbeit und Gefahr ein Alter von neunundsiebzig Jahren. Während damals an den deutschen Fürstenhöfen Völlerei in der Mode war, wurde die Hofhaltung zu München mit 40.000 Gulden und Naturalien im Werte von 13.000 Gulden bestritten. Wenige, aber tüchtige Beamte zu verwenden, war sein Grundsatz; er bezahlte hoch, damit sie sich von Bestechlichkeit und Betrug freihalten könnten. Verletzer des Dienstgeheimnisses ließ er unerbittlich am Galgen aufknüpfen.

Mäßigkeit.

Sparsamkeit.

Strenge hielt der Herzog auf das Gleichgewicht von Ausgaben und Einnahmen, er wurde deshalb als Geizhals verschrien, während seinen Vater die verschwenderische Freigebigkeit beliebt gemacht hatte. Max I. pflegte zu sagen: „Nächst Gott und der Liebe des Volkes sind gefüllte Cassen und tüchtige Kriegsheere die besten Festungen und die sichersten Stützen eines Fürsten!“ [1]) — Die kleinste Ausgabe wurde verrechnet und oft ein Cassasturz vorgenommen. So war es möglich, dass der Herzog in Zeiten der Feindesnoth stets bei Mitteln war, während er doch immer den Armen und Bedürftigen seine wohlthätige Hand öffnete. Er wusste Hilfsmittel zu schaffen, durch kunstvolle Soolenleitung, z. B. die Einnahmen vom Salz auf jährliche 400.000 Gulden zu steigern. Die ganze Jahreseinnahme betrug nach amtlichen Ausweisen 3,170.000 Gulden, die Ausgaben 1,250.000 Gulden; die Gesammteinnahmen während der ganzen Regierung 164,000.000 Gulden, die Ausgaben 64,000.000 Gulden. Für die Liga hat der Herzog 64,000.000 Gulden verausgabt, für Kriegszwecke 61,500.000 Gulden; 1,464.000 Gulden waren am Schlusse des alles verzehrenden dreißigjährigen Krieges noch in seinen Kästen. [2])

Staatshaushalt.

Dass die allgemeine Gährung zu einem Entscheide in Waffen dränge, war Überzeugung Maximilians I. Er wollte gerüstet sein, wenn der große Kampf losbreche, sein Bayern sollte in Ehren dastehen. Darum suchte er den kriegerischen Geist im Volke zu wecken und es in Waffen zu üben. Die Bevölkerung ward auf 1,700.000 Seelen berechnet, durch Bewaffnung und Einübung der kriegsfähigen Mannschaft brachte es der Herzog dahin, dass er jederzeit über 45.000 Mann verfügen konnte.

Landwehr.

Das ganze Herzogthum wurde in zwölf Landwehrbezirke eingetheilt. An Sonn- und Feiertagen musste sich in Städten und Dörfern die Mannschaft in Waffen üben. Kein Bürgers- oder Bauernsohn durfte heiraten, ehe er nicht seine Muskete wohl zu handhaben verstand. Keinem Bauernburschen war der öffentliche Tanz erlaubt, wenn er sich nicht, wie vorgeschrieben war, kleidete; den Schneidern wurde das Handwerk gelegt, bis sie die Kleider nach der vorgeschriebenen Form zu fertigen verstanden. Durch hohe Preise für den besten Schuss wurde der Schützeneifer angeregt. Der ausgewählte Landwehrmann erhielt Vorrechte bei Jahrmärkten, Hochzeiten, beim Schuldwesen, wurde aber auch unerbittlich drei Tage bei Wasser und Brot eingesteckt, wenn er auf einer verschwenderischen Handlung ergriffen

[1]) Schreiber, l. c. S. 38.
[2]) Ibid. S. 57.

wurde. Für die genaue Vollziehung dieser Befehle waren die Oberhauptleute bei exemplarischen Strafen verantwortlich gemacht. Anfangs klagten die Bauern über die Unkosten, über den Verlust der Sonntagsruhe, der Arbeitszeit; nach und nach fanden sie sich in die Ausrüstung und hatten Freude am Kriegsspiele und bewiesen sich tüchtig, wenn es zum Ernst kam. Es gab stets ein tüchtiges Loch, wo der Bayer dreinschlug, und das Herzogthum, das nicht zwei Millionen Bewohner zählte, spielte im dreißigjährigen Riesenkampfe eine ruhmreiche Rolle, ganz anders als z. B. das Herzogthum Sachsen, obschon dieses noch so groß war. Auch
Adel. in dem Adel, der in Verweichlichung auf seinen Gütern lebte, wusste der Herzog einen kriegerischen Geist zu wecken. Die jungen Edelleute wurden in fremde Kriege, als eine Kriegsschule, gesendet, so zogen 240 Ritter 1604 nach Ungarn gegen die Türken. Das weichliche Fahren in Kutschen wurde verboten, der Edelmann sollte reiten; wenn er, ohne über fünfundfünfzig Jahre alt zu sein, in einer Kutsche betroffen wurde, so wurde sie ihm sammt den Pferden weggenommen. In kurzer Zeit hatte Maximilian 1000 wohlgerüstete, gutgeübte Reiter unter zehn Rittmeistern. Um nicht Misstrauen zu erregen, ließ man ausbreiten, diese Rüstungen gelten den Türken.[1])

Officiere. Ebenso besorgt war Maximilian für Anwerbung tüchtiger Officiere, welche schon Feldzüge mitgemacht hatten — da musste er Ausländer herbeirufen. Seine erste Wahl fiel auf den kaiserlichen Feldmarschall Hermann von Rußwurm, welcher aber in Prag den Ränken eines Italieners aus Mailand, des Grafen Belgiojoso, erlag und von der demoralisierten Camarilla Rudolfs II. geopfert wurde. Dann gewann er tüchtige Reiteroberstenin Benighausen, Lindelo, Ludwig von Sachsen-Lauenburg und Franz von Hercelles. Zum Artillerie-General gewann er Alexander von Groote: da wurde kein Geld gespart. Den besten Griff machte er aber, als er im Juni 1610 den General-Lieutenant Freiherrn
Tilly. Johann Tserklas von Tilly für sein Heer gewann.

Dieser merkwürdige Mann aus alter Familie war 1559 auf der Burg Tilly, nahe bei Brüssel, geboren, kam zehnjährig unter die Jesuiten, die damals für die besten Erzieher der Jugend galten. Die große Frömmigkeit des Knaben, seine Neigung zur Askese schienen ihn dem geistlichen Stande geneigt zu machen, aber frühzeitig erwachte seine Lust am Kriegerstande, er bewahrte jedoch sein ganzes Leben hindurch seinen Lehrern warme Anhänglichkeit.[2]) Nicht unter Alba begann Tilly von Pike auf zu dienen, denn damals saß er noch auf den Schulbänken, sondern unter Alexander von Parma machte er als Freiwilliger in dem Regimente des Grafen Octavius von Mansfeld seinen ersten Feldzug mit. Seine Tapferkeit und seine militärische Befähigung machten ihn dem großen Feldherrn

---

[1]) Schreiber, l. c. S. 54—59.

[2]) Villermont, Tilly und der dreißigjährige Krieg, 1618 bis 1632. Schaffhausen 1862. S. 1—10. Von Tilly hat Onno Klopp im Bestreben, „volle Gerechtigkeit zu üben über das Gedächtnis eines Mannes, der in seinem Leben hochgeachtet von Freund und Feind, am Schlusse desselben und mehr noch nach seinem Tode dem befangenen Urtheile der Parteileidenschaft und der Unkenntnis anheimgefallen ist", ein so scharf gezeichnetes und vollendetes Bild entworfen, dass in aller Zukunft der Name Onno Klopp mit dem Namen des edlen Helden Tilly dankbar genannt werden wird.

bald bemerklich, welcher ihn bei mehreren Gelegenheiten auszeichnete. Als der Herzog Ernst von Bayern, Bischof von Freising, Hildesheim und Lüttich, den abtrünnigen Gebhard aus dem Erzbisthum Köln verdrängte und hiezu spanische Hilfe bedurfte, finden wir Tilly als Obersten beim Regiment Lynden, wie er bei mehreren Gelegenheiten den Haupthelfer Gebhards, den Pfalzgrafen Kasimir, zurückschlägt. Nach Beendigung dieses Krieges finden wir ihn wieder unter Alexander von Parma bei der Belagerung von Antwerpen; dann an der Spitze einer Compagnie Küraſſiere dem Herzog von Guise zu Hilfe geschickt, zeichnete er sich aus in der Schlacht bei Auneau[1]) und verfolgte die Trümmer der deutschen Armee unter Dohna bis an die Grenze. Dann begegnen wir ihm in Diensten des Herzogs von Lothringen, tapfer kämpfend bei Arques und Ivry,[2]) und später als Statthalter von Dun und Villefranche. Vergebens suchte ihn Heinrich IV. durch glänzende Anerbietungen für sich zu gewinnen, Tilly hatte ein höheres Ziel, er wollte gegen den Erbfeind im Osten kämpfen und trat in die Dienste Kaiser Rudolfs II. — In Ungarn sehen wir ihn als Feldmarschall, später im Streite zwischen Rudolf und Matthias als Gegenstand des Hasses und der Verleumdung für die Feinde des Kaisers. Als Rudolf II. sich selber aufgab und sein Bruder Matthias ihm eine Krone nach der andern entwand, zog sich Tilly zurück, betheuerte jedoch, dass, wo es Gelegenheit gebe, er stets bereit sei, Österreich mit Gut und Blut zu dienen. Er nahm damals das Angebot Maximilians I. an. Der Mann, der sich in alten Tagen rühmte, nie ein Weib berührt zu haben, nie vom Weine überwältigt worden zu sein, der stille, ernste, dabei aber doch zur Milde geneigte Soldat, oder vielmehr Mönch im Gewande eines Feldherrn — war für den gleich ihm nüchternen, mäßigen und wohlthätigen, aber hochstrebenden Maximilian durch sein Feldherrntalent, durch seine Treue, durch seine Macht über die Herzen der Krieger unschätzbar. — Wir würden ihn nicht ganz zeichnen, wollten wir nicht betonen, dass er ein Heiliger war unter dem Harnisch, dass er, wo es angieng, stundenlang, wie ein Mönch, dem Gebete oblag, dass er mit der Glut einer reinen, edlen Seele seine Verehrung der unbefleckten heiligen Jungfrau kundgab, dass er seine Leidenschaften bezähmte, sich selbst verleugnete, dass er, während er seine Gäste reichlich bewirten konnte, selber wenig genoss, auf hartem Lager schlief, dass er aber am Tage der Schlacht furchtlos im Kugelregen stand, und dass er einen Lorbeer nach dem andern um seine Schläfe wand. Von Gestalt war er klein und mager, aber wohlgewachsen, nervig; sein blaues Auge voll Feuer, die breite Stirne verrieth Nachdenken, der Ausdruck des Gesichts Ernst und Edelmuth. Die Adlernase fein gebogen, die Lippen dünn, das Kinn spitz — ließen ihn als Spanier erkennen. Am schmalen Gürtel hieng ein schweres Streitschwert, auf dem Kopfe saß ein kleiner runder Hut mit langer Feder. — „Was ist das für eine Mode?“ fragte ein übermüthiger Höfling. — „Es ist meine Mode“, antwortete Tilly lakonisch.

So war der Mann, der seinen Namen so tief in die Geschichte dieser Zeit eingraben sollte. An der Wahl solcher Männer erkennt man das Herrschertalent Maximilians: er fühlte, welche Kämpfe in der Zukunft drohten, und rüstete sich lange vor dem Ausbruche auf den Krieg. —

---

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 475 dieses Werkes.
[2]) Vergl. Bd. VIII, S. 491 dieses Werkes.

Union und Liga.

Der Herzog schrieb an Papst Clemens VIII., durch die Besetzung Donauwörths sei der katholischen Sache ein großer Vorschub geschehen, und so sahen die Protestanten auch die Sache an, sie fürchteten weitere Pläne, der gesammte Protestantismus sei bedroht. Rudolfs Bitte um Hilfe gegen die Türken auf dem Reichstage zu Regensburg 1608 führte zu erbitterten Verhandlungen. Erklärten die Protestanten, vorerst müsse allen Beschwerden abgeholfen und der Religionsfriede erneuert werden, so entgegneten die Katholiken, alles müsse vor einer neuen Bestätigung des Religionsfriedens in den Zustand gestellt werden, in dem es war vor dem Passauer Vertrage, denn seitdem hätten die Protestanten widerrechtlich viele Kirchen und Stiftsgüter eingezogen.

Noch war dieser Reichstag nicht geschlossen, als mehrere protestantische Union. Fürsten am 4. Mai 1608 zum Abschlusse eines Bündnisses — Union genannt — im Kloster Ahausen im Anspachischen zusammenkamen, nämlich der Kurfürst Mitglieder. Friedrich IV. von der Pfalz, Fürst Christian von Anhalt, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der Markgraf Friedrich von Baden, die Markgrafen Christian und Joachim Ernst von Brandenburg und Herzog Johann Friedrich von Wirtemberg. Das Bündnis sei nicht gegen Kaiser und Ziel. Reich, sondern zum Schutze der deutschen Freiheit und des Protestantismus geschlossen; die Mitglieder versprachen, einander auf die Gefahren aufmerksam zu machen und in der Noth zu unterstützen; in Friedenszeiten solle der Kurfürst von der Pfalz die Oberleitung haben, in Kriegszeiten der Angegriffene selbst, außerhalb des Landes aber ein zu ernennender Kriegsrath; jedes Mitglied solle sich bemühen, noch andere evangelische Stände zum Beitritte zu bewegen. Auf einem zweiten Unionstag zu Rothenburg an der Tauber wurde der Markgraf Joachim von Brandenburg zum General der Union außerhalb der unierten Lande ernannt und zum General-Oberst-Lieutenant Fürst Christian von Anhalt. Nach und nach traten dem Bunde bei: die Reichsstädte Straßburg, Ulm, Nürnberg, Rothenburg u. a., der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg, der Landgraf Moriz von Hessen und viele Grafen und Freiherren.

Liga. Diese Union rief einen katholischen Gegenbund hervor, die Liga, abgeschlossen am 10. Juli 1609 zu München. Der Stifter und die Seele des- Maximilian I. selben war Maximilian, mit ihm verbanden sich die drei geistlichen Kurfürsten, die Bischöfe von Konstanz, Straßburg, Würzburg, Augsburg, Regensburg, Passau, der Abt zu Kempten und der Probst zu Ellwangen. Zur Erhaltung des Religionsfriedens und zum Schutze des Glaubens wolle man alle Rechtsmittel anwenden, im Nothfalle aber Gewalt mit Gewalt vertreiben. — Zum Bundesoberst wurde anfangs Maximilian allein, später als zweiter der Erz-

bischof von Mainz, Johann Schweikard, gewählt, welcher ein treuer Anhänger des Kaisers, eigensüchtige Pläne von Seite Maximilians fürchtete. Hatte sich die Union um Hilfe an England, Frankreich, Venedig gewendet, so bat die Liga den Papst und Spanien um Unterstützung; letzteres bot Hilfe, wenn man Don Philipp III. zum Protector des Bundes ernenne, — eine Bedingung, die gegen den Ehrgeiz Maximilians gerichtet schien. — Die Union verfügte über eine größere Macht, die Liga aber hatte einen fähigeren Anführer und mehr Einheit und Entschiedenheit.

Urheber der Union.

Die eigentlichen Gründer der Union sind König Heinrich IV. und Fürst Christian von Anhalt. Die Art, wie der Bearner seine Gegner unterwarf und wie Frankreich unter ihm schnell sich wieder erholte, gab den unbändigen deutschen Fürsten, die sich dem Kaiser und Reich nicht fügen wollten, Hoffnung, durch Verbindung mit ihm ihre Macht vergrößern zu können. Als ehemaliger Hugenotte stand Heinrich IV. den Protestanten immer noch nahe, viele Katholiken wusste der Neubekehrte zu seinen entschiedensten Anhängern zu machen, auch wurde er ein Freund des Papstes. So war er den von den Protestanten gehassten Habsburgern gegenüber im Vortheile, hatte die Geldmittel und war so imstande, bald auf Ausdehnung seiner Macht zu denken, der Bewegungslust der Franzosen sollte er ohnedies Raum geben. So kam er denn auf Eroberungsgedanken.[1]

Heinrich IV.

Feindschaft gegen Habsburg.

Überall stieß jedoch das damalige Frankreich an habsburgisches Gebiet, demnach Kampf gegen Habsburg, wie zu Zeiten Ludwigs XII., Franz' I. und Heinrichs II.; also Verdrängung der Habsburger aus Deutschland oder Italien und Beschränkung derselben auf Spanien und Österreich-Ungarn — wurde das Ziel der französischen Politik, und diese Richtung nach ihm durch Richelieu und Mazarin und Ludwig XIV. nur fortgesetzt. Der Hass der französischen Dynastie gegen das Haus Habsburg wurde ein Hebel der Schicksale Europas.[2] Wollte er in Italien erobern, so musste Heinrich IV. eine Union der italienischen Fürsten gründen; wollte er in Deutschland vorschreiten, musste er die deutschen Fürsten um sich vereinigen, mit denen er, seit dem Kampfe gegen die Liga, ohnehin in Verbindung war. So drückte er 1603 dem Landgrafen Moriz von Hessen, der ihn auf einer Reise nach Frankreich besuchte, den Wunsch nach einer Verbindung mit den deutschen Fürsten aus, man sollte das Haus Österreich bei der nächsten Kaiserwahl ausschließen und Bayern an seine Stelle setzen.[3] Die feindselige Haltung Bouillons und der Umstand, dass Rudolf noch wenig in die Angelegenheiten Deutschland eingriff, verzögerte damals den Abschluss des Bundes. Doch blieb Verdrängung der Habsburger aus Deutschland sein Ziel, dabei unterhandelte er fortwährend mit den italienischen Fürsten, welche die Übermacht Spaniens ebenso gründlich hassten. Trotz aller Pensionen, die Philipp III. austheilte — Savoyen allein bezog jährlich 200.000 Scudi — waren die italienischen Fürsten immer geneigt, sich mit Frankreich gegen Spanien zu verbinden — nur die Herzoge von Savoyen waren stets auf der Hut und schlugen sich, je nach ihrem Vortheil, bald zu Spanien, bald zu Frankreich.

Moriz von Hessen.

Italien.

---

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 567 dieses Werkes. — Cornelius, Der große Plan Heinrichs IV. Münchener „Historisches Taschenbuch" 1866.

[2]) Gindely, Kaiser Rudolf II., Bd. I, Cap. 3.

[3]) Vergl. Bd. VIII, S. 567 dieses Werkes. — Gindely, l. c. I, S. 102.

Der Papst. Ohne den Papst konnte aber Heinrich IV. in Italien nichts durchsetzen, darum seine Bemühungen um einen Frankreich wohlgeneigten Papst, darum das ganze Jahrhundert hindurch im Cardinals-Collegium der Streit zwischen einer spanischen und französischen Partei. Als 1605 Clemens VIII. starb, war große Parteiung; Spanien bezeichnete unter den Männern, deren Wahl es nicht anerkennen würde, drei, welche zu den Zierden der Kirchen gehörten, Baronius, Bellarmin und Borromeo, weil es sie der spanischen Herrschaft in Italien für abgeneigt hielt. Cardinal Medici wurde nach langem Schwanken gewählt; er Leo XI. nannte sich Leo XI. Schon wollten Toscana und Savoyen von ihm den Königstitel haben und sollte die Vermählung eines Sohnes des Großherzogs von Toscana mit einer Schwester des Erzherzogs Ferdinand von Graz rückgängig gemacht werden, als Papst Leo XI. nach einer Regierung von nur sechsundzwanzig Tagen hinwegstarb. Wieder starke Parteiung und langes Schwanken der Wahl, bis der Car- Paul V. dinal Borghese, unter dem Namen Paul V., am 16. Mai 1605 den päpstlichen Stuhl bestieg. Er galt als sanft und freundlich, als Muster von Sittenreinheit, seine Erscheinung war majestätisch; er drang auf Durchführung der Beschlüsse von Trient, auf musterhafte Pflichterfüllung bei Bischöfen und Priestern. Von den politischen Händeln wollte er nichts wissen, dagegen in allen katholischen Staaten streng die Kirchengesetze durchführen. So gerieth er 1605 in den bekannten Streit Venedig. mit Venedig, das sein Kirchenwesen von Rom so viel als möglich unabhängig machen wollte, in jenen Streit, in welchem Paolo Sarpi eine so hervorragende Rolle spielte.[1]) Wie waren da die Hugenotten regsam, den Riss zwischen Papst und Venedig unheilbar zu machen und einen Bund von Staaten gegen den Papst und die Habsburger zustandezubringen, namentlich Duplessis-Mornay, welcher Oldenbarnevelt mahnte, und mit Friedrich IV. von der Pfalz und Christian von Anhalt deswegen in Verbindung trat, und mit Karl von Zierotin, einem mährischen Magnaten. Der englische Gesandte in Venedig, Wotton, bot sein Haus als Herberge für reformierte Prediger an, von Genf aus wurden Bibeln und andere Bücher eingeschmuggelt; nicht weniger als 300 Edelleute und 15·000 Personen sollen schon in der Lagunenstadt für Sarpi. die neue Lehre gewonnen gewesen sein.[2]) Von Paolo Sarpi erwarteten die Reformierten das meiste, aber er hielt nichts auf die Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformierten, er mochte keine ähnlichen in Italien aufkommen sehen und blieb liberaler Katholik: er eiferte gegen das, was er Anhängsel des Papstthums nannte. Für Heinrich IV. war dieser Streit unangenehm, er spaltete Italien, während der König eine Union zustande bringen wollte, darum that er das Mögliche, ihn zu beschwichtigen. Karl Emanuel IV. von Savoyen, welcher Mailand den Spaniern zu entreißen hoffte, machte deshalb 1608 an Venedig Vorschläge zu einer Union mit dem Bearner gegen Spanien.

Umso besseren Erfolg hatte Heinrich IV. mit seinen Plänen einer Union in Deutschland, denn da fand er einen Helfer von hoher diplomatischer,

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 686—690 dieses Werkes. — Gindely, l. c. I, S. 114—116.

[2]) Gindely bemerkt mit Recht (l. c. I, S. 128): „Es ist in diesem ganzen venetianischen Protestantismus etwas Gemachtes und Eisiges; Doge, Senat, Hunderte von Edelleuten, Tausende aus dem Volke scheinen bereit zu sein, sich ihm in die Arme zu stürzen, und werden nur durch Rücksichten, welche mehr ihre Einbildung als die Wirklichkeit zur Grundlage hatten, davon zurückgehalten. Die ganze Opposition gegen Rom hatte doch nur in Fremdlingen und Politikern ihren Halt und ging mit derselben politischen Strömung wieder unter, welche sie emporgehoben hatte."

wenn auch geringer militärischer Begabung in Christian von Anhalt-Bernburg. Christian von Anhalt.

Geboren 1568, war Christian IV. ein alter Bekannter des Bearners von seinen Kämpfen gegen die Liga her, war dreiundzwanzig Jahre alt dem von Spanien Bedrängten mit einem Heere von 16.000 Mann zu Hilfe gekommen und bei der Belagerung von Rouen am Fuße verwundet worden. Dann trat er in die Dienste Friedrichs IV. von der Pfalz, war Statthalter der Oberpfalz mit dem Sitze in Amberg, nachdem er in weiten Reisen die Welt, auch Constantinopel, gesehen hatte. Ohne eigentlichen Sinn für das religiöse Element in den Fragen seiner Zeit, nahm Christian an denselben Antheil, nur insoweit sie einen politischen Gewinn abwerfen konnten. Doch hegte er einen gleich glühenden Hass gegen die katholische Religion, wie gegen das Haus Habsburg — beide traten schon durch ihren Bestand seinen Strebungen entgegen. Hierin war Friedrich IV. von der Pfalz mit ihm einverstanden; es handelte sich nur um die Art und Weise, wie dieser Hass zu befriedigen sei. Läßt sich das Haus Habsburg aus Deutschland verdrängen, oder hat es irgend eine schwache Seite, welche der Gegner benutzen könne? Man sprach damals von einer Absetzung des Kaisers und beschäftigte sich mit der Frage, wer von seinen Brüdern an seine Stelle treten sollte, während Heinrich IV. kurzweg bedeutete, er wolle gar keinen Habsburger mehr auf dem deutschen Throne, sondern einzig den Herzog Maximilian I. von Bayern. —

Hass gegen Habsburg.

Kaiserwahl.

Der Bruderzwist im Hause Habsburg.[1]

Die Frage wegen einer Kaiserwahl lag darum den Staatsmännern nahe, weil Rudolf II. seit 1600 Spuren von Geisteskrankheit zeigte. Der sonst geistig so rege, reichbegabte Mann litt an Trübsinn, der Umgang mit dem sternkundigen Tycho hatte diese Richtung nur gesteigert.[2]

Rudolf II. gemüthskrank.

Der Däne hatte in den Sternen gelesen, dass Rudolf II. wie Heinrich III. von einem Mönche würde ermordet werden — und wer es fest glaubte, war der Kaiser — und die Folge davon, dass er gegen alles religiöse Leben Widerwillen empfand und keinen Geistlichen mehr sehen wollte. Hatte er sonst in der Jagd Zerstreuung gefunden, so blieb der Kaiser jetzt auf seiner Burg, in deren Gärten er gedeckte Gänge aufführen ließ, um von keinem neugierigen oder feindseligen Auge gesehen zu werden. Von Geschäften war keine Rede mehr, niemand wurde vorgelassen, die wichtigsten Fragen harrten Monate lang der Erledigung; der Kaiser konnte beim geringsten Anlass in einen Zornausbruch verfallen, in welchem er das nächste Beste auf die Umstehenden hinwarf. In seinen Seelenängsten rief der Arme oft um Hilfe. Der Cardinal Dietrichstein glaubte ihm dieselbe durch die Gebete eines berühmten Predigers, des Laurenz von Brindisi, zu vermitteln, den er vor zwei Jahren berufen hatte, um gegen die Unkatholischen zu predigen. Aber durch dessen Gebete, so heißt es, wurde das Übel nur noch ärger. Rudolf zeigte

Hass gegen Geistliche.

[1] Vergl. Bd. VIII, S. 219, 222, 417, 457, 459 dieses Werkes.

[2] Onno Klopp, Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs 1632. Paderborn 1891.

Widerwillen gegen die heilige Messe, ergoss sich in Schmähungen, rief den Teufel herbei. In der Nacht schrie er im Schlafe auf, er werde von bösen Geistern gepeinigt. Die Kapuziner, welche in seiner Gegenwart Gebete halten mussten, wollte er aus dem Lande jagen. Bald warf er seinen Zorn auf die Geistlichen überhaupt: er hielt sich für verzaubert, dabei quälte ihn die Angst, man wolle ihn vom Throne stürzen. Dass bei diesem Gemüthszustande der Kaiser nicht fortregieren konnte, lag auf der Hand.

Die Verwandten Rudolfs II.

Aber, wer von seinen Verwandten sollte an seine Stelle treten und mit seinem Rathe ihn unterstützen? Hier kommen wir an die Frage: wer von seinen Verwandten damals ihn zu leiten imstande war. — Seine Mutter Maria war, durch seine Unfreundlichkeit verletzt, nach Spanien zurückgekehrt und hatte sich in einem Karmeliterkloster in Madrid niedergelassen. Von den sechs Söhnen Maximilians II. war Ernst, der älteste Bruder Rudolfs, frühzeitig nach Spanien gekommen und von Philipp II. zuletzt mit der Statthalterschaft in den Niederlanden betraut, 1594 gestorben. — Matthias, der zweite Bruder, hatte durch Edelleute aus den Niederlanden sich zur Reise nach Belgien verleiten lassen und dadurch den Unmuth Philipps II. und Rudolfs II. auf sich gezogen. Bald war er enttäuscht und kehrte in seine Heimat zurück (1580). Es kostete die Mutter viele Mühe, ihn mit Philipp II. und dem Kaiser wieder auszusöhnen, der ihn später wieder zum Statthalter von Österreich ernannte und ihm Befehl über die kaiserlichen Truppen in Ungarn ertheilte. — Maximilian, der dritte Bruder, war in der Bewerbung um den polnischen Thron Sigismund III. aus dem Stamme der Wasa erlegen. Für seine Familie hat er selbstlos vieles gethan: er führte die kaiserlichen Truppen gegen die Türken, er war Vormund der steirischen Prinzen, ohne seinen Verzicht wäre Ferdinand II. nicht Kaiser geworden: er war Hoch- und Deutschmeister; nach dem Erlöschen der Tiroler Linie übernahm er 1595 die Verwaltung Tirols. — Albrecht, der vierte Bruder, war ein Liebling Philipps II., der ihm die Statthalterschaft von Portugal übertrug, dann das Erzbisthum Toledo, schließlich seine Lieblingstochter Isabella zur Gemahlin gab, nachdem der Erzherzog in den Laienstand zurückgekehrt war. Mit der geistreichen Infantin führte Albrecht, wie wir früher sahen,[1]) die Regierung Belgiens in friedlichem Geist zum Frommen des Landes. — Der fünfte Bruder, Erzherzog Wenzel, war in seinem siebzehnten Jahre gestorben. — Von den drei Töchtern Kaiser Maximilians II. wurde Anna die vierte Gemahlin König Philipps II., die Mutter Philipps III., der als ihr Sohn Ansprüche auf Ungarn und Böhmen machte, obschon Anna vor ihrer Ehe feierlich auf alle Erbansprüche verzichtet hatte. Nur aus diesen Ansprüchen ist zu erklären, dass Ferdinand II. einmal sich verpflichtete, das Elsass an Spanien abzutreten, ja sogar, wenn er einmal Kaiser würde, Philipp III. und seine Nachkommen mit allen neu erledigten Reichslehen in Italien zu belehnen, sowie ferner, dem König von Spanien, mit Ausschluss von Ferdinands Brüdern und ihren männlichen Nachkommen, das Erbrecht auf ganz Österreich zuzugestehen, ein Versprechen, das Ferdinand II. nicht ausführen konnte, von dessen Unausführbarkeit sich auch Philipp IV. überzeugte und darum den Kaiser entband.[2]) — Die zweite Tochter Maximilians II., die schöne Elisabeth,[3]) wurde die Gemahlin des unglücklichen Karl IX. von Frank-

Erzherzog Ernst, Matthias, Maximilian, Albrecht.

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 414—415, 533—534, 568 dieses Werkes.
[2]) Gindely, l. c. I, S. 38.
[3]) Vergl. Bd. VIII, S. 246, 423 dieses Werkes.

reich, der sie die tugendhafteste aller Frauen nannte, an dessen Hof sie sich aber ganz vereinsamt fühlte; nach dem frühen Tode ihres Gemahls kehrte sie nach Österreich zurück, wo sie als Wohlthäterin der Armen 1592 starb. Margaretha, die dritte Tochter, lebte mit ihrer Mutter im Karmeliterkloster zu Madrid; sie starb 1633. Das waren die Mitglieder der österreichischen Linie. — Daneben gab es aber eine Tiroler und eine steirische Linie.[1]) Ferdinand, der Sohn Ferdinands I., hinterließ aus erster Ehe mit Philippine Welser zwei Söhne, die jedoch nach den Bestimmungen des Kaisers nicht successionsfähig waren: Andreas, der Cardinal, starb 1600, und Karl, Markgrafen von Burgau, welcher ohne Nachkommen starb. Aus der zweiten Ehe hatte er zwei Töchter: Anna, die ältere, wurde die Gemahlin des Matthias und Kaiserin; Anna Katharina, die jüngere, starb im Kloster. Tiroler Linie.

Erzherzog Karl, Sohn Ferdinands I., wurde der Begründer der steirischen Linie mit seiner Gemahlin Maria,[2]) der Schwester Herzog Albrechts V. von Bayern. Die steirische Linie.

Reich mit Kindern gesegnet war die Ehe des Erzherzogs Karl mit der bayrischen Maria, sie gebar ihm sechs Söhne und neun Töchter;[3]) doch nur Kaiser Ferdinand II. und Leopold, Bischof von Passau, und später Landesherr von Tirol, haben hier für uns Bedeutung.

Unter diesen Mitgliedern des Hauses sollte jetzt eines zum Nachfolger und Coadjutor gewählt werden, zumal der Kaiser ohne legitime Erben war. Rudolf hatte sich nie vermählt; seine langjährigen Unterhandlungen um die Hand von Philipps II. Tochter, Isabella Clara Eugenia, waren an seiner Forderung, dass ihm mit derselben ein Land als Mitgift gegeben werde, gescheitert, wie an der Zuneigung Philipps II. zu seiner Tochter, von welcher er sich nicht gerne trennen mochte. Auch die früheren Kaiser hatten die Wahl ihres Nachfolgers schon während ihrer Regierung vornehmen lassen. Darum mochte Matthias, der älteste Bruder Rudolfs II., hoffen, dass er jetzt schon zum Nachfolger erwählt werde, zumal des Kaisers treueste Räthe diesen Wunsch theilten. — Aber Rudolf zeigte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Wahl eines Nachfolgers. Rudolf II. soll einen Nachfolger wählen, will aber nicht.

---

[1]) Hurter, Ferdinand II., Bd. II. S. 229—230.

[2]) Vergl. Bd. VIII, S. 216 dieses Werkes.

[3]) Der erste Sohn, Ferdinand, geb. 15. Juli 1572, starb nach wenigen Tagen. Anna, geb. 16. August 1573, wurde die Gemahlin Sigismunds III., Königs von Schweden und Polen, sie starb 1598. Maria Christina, geb. 1574, wurde die Gemahlin des siebenbürgischen Fürsten Bathory — und starb 1621 als Klosterfrau in Hall in Tirol. Katharina Renata, geb. 1576, starb unvermählt 1595. Elisabeth, geb. 1577, starb schon mit drei Jahren. Ferdinand, geb. 19. Juli 1578, starb als Kaiser 15. Januar 1637. Karl, geb. 1579, starb schon 1580. Gregoria Maximiliana, geb. 1581, starb als Verlobte Philipps III. 1597. Eleonora, geb. 1582, starb 1620 als Klosterfrau in Hall. Maximilian Ernst, geb. 1583, starb 1616 als Landescomthur des Deutschordens in Österreich. Margaretha, geb. 1584, starb als Gemahlin Philipps III. 1611. Leopold, geb. 1586, Bischof von Passau und Straßburg, später säcularisirt, starb 16 3, als Landesherr in Tirol. Maria Magdalena, geb. 1587, vermählt mit Cosmus II., Großherzog von Florenz, starb 1631. Constantia, geb. 1588, zweite Gemahlin König Sigismunds III. von Polen, starb 1631. Karl, geb. 1590, Bischof zu Breslau und Brixen, Hoch- und Deutschmeister, starb 1624 zu Madrid.

Die beiden geheimen Räthe Rumpf und Trautson, welche den Plan befürworteten, wurden augenblicklich aus seinem Dienste entlassen. Matthias suchte jetzt durch die Reichsfürsten auf den Kaiser zu wirken, sie sollten ihn zur Wahl eines Nachfolgers drängen, aber diese wollten entweder sich nicht mit Rudolf verfeinden oder ein kranker Kaiser war ihnen für die Ausbeutung ihrer Stellung lieber als ein geistesfrischer und tüchtiger. Nun sollten Spanien und Philipp III. der Papst auf den Kaiser einwirken. König Philipp III. hegte jedoch damals den Wunsch, dem Erzherzog Albrecht, dem Gemahl seiner Schwester Isabella, den Kaiserthron zu verschaffen, weil er hoffte, dass dann Deutschland zur Vertheidigung der Niederlande, als des Privatbesitzes Albrechts, verpflichtet werde.[1] Er gab darum seinem Gesandten in Prag, Don Guillen de San Clemente, den Auftrag, für die Wahl eines Nachfolgers zu wirken, ohne aber jetzt schon Clemens VIII. auf Albrecht hinzuweisen. Papst Clemens VIII. sah allerdings die Herrschaft der Habsburger in Italien nicht gern, hielt aber die deutsche Kirche nur für sicher, wenn sie bei den Habsburgern verblieb, und mahnte darum in einem eigenhändigen Schreiben den Kaiser an seine Pflicht, durch die Wahl eines Nachfolgers für die Sicherheit seiner Länder und das Wohl seines Reiches zu sorgen: welchen Prinzen seines Hauses er immer zum Nachfolger bestimmen wolle, der sei ihm angenehm. Aber Rudolf wollte um keinen Preis die Herrschaft aus der Hand geben und bezeigte dem König von Spanien wie dem Papste seinen Unmuth über ihr Vorgehen. Um den Kaiser günstig zu stimmen, sandten ihm beide zum Türkenkrieg bedeutende Summen, erreichten aber damit keine Sinnesänderung. Der spanische Gesandte schrieb an seinen König, man erreiche das Ziel nur, wenn man Rudolf absetze. Als Matthias 1603 nach Prag kam, um dem Kaiser eindringlich die Frage nahezulegen, musste er unverrichteter Dinge sogleich abreisen; auch den Erzherzog Maximilian, der mit ihm über die Übelstände des Reiches sprechen wollte, suchte er als lästigen Mahner schnell loszubekommen.

Es war eine schmerzliche Lage für die Brüder. Rudolf II. steigerte sie Ungarn durch sein Missverhalten in den ungarischen Angelegenheiten, die bis zum Frieden von Zsitva Török früher schon geschildert worden sind.[2] An ihrem Unglück waren übrigens die Magyaren selber schuld: das müßige Leben, der Ehrgeiz, der Übermuth, die Raubsucht dieser Großen hätten auch ein stärkeres Reich zugrunde gerichtet. Ludwig der Große und Matthias Corvinus hatten mit eiserner Faust die Ordnung erhalten und die Blüte der unteren Stände, namentlich der Städte, herbeigeführt. Unter den Jagel- gesunken, lonen kam alles wieder in Zerfall, die Blüte der Städte, wie Sitte und Lebensweise der höheren Stände. Die scharf zeichnenden Venetianischen Berichterstatter nennen die Ungarn Menschen von böser Naturanlage, hochmüthig und treulos, ihre Herrschaft über das Volk sei geradezu Tyrannei, und bemerken, sie, welche einst den Türken allein zu widerstehen vermochten, seien jetzt so gesunken, dass zwischen ihnen und den Türken in Tracht und Gebräuchen gar kein Unterschied mehr bestehe. Nur die Angst vor den Türken

[1] Gindely, l. c. I, S. 48—58.
[2] Vergl. Bd. VIII, S. 219—222 dieses Werkes.

hatte 1526 sie zur Wahl Ferdinands I. getrieben; als er Ordnung zu schaffen suchte, fieng ein maßloser Hass an, sich gegen die Habsburger zu regen, und lauerte man nur auf eine Gelegenheit, um ohne Gefahr vor den Türken die deutsche Herrschaft abzuschütteln.[1] Die Habsburger dagegen suchten, indem sie das Land gegen die Türken schützten, sich gegen die Unbeständigkeit der Magnaten sicherzustellen. Diese klagten dann über die Verletzung der Verfassung, „aber es gab Verfassungen," meint Gindely mit Recht,[2] „wie z. B. die schwedische und dänische, deren Verletzung durch den König als eine Wohlthat für das Gemeinwesen angesehen würde." Die Folge dieser Zustände war, dass das Land in drei Theile zerfiel: einer gehörte ganz den Türken, der zweite stand unter einem türkischen Vasallen, der dritte unter Ferdinand I. Neuen Gährungsstoff brachte die Reformation, ein großer Theil der Ungarn warf sich rasch der Glaubensneuerung in die Arme; die aber katholisch blieben, suchten Schutz ihres Glaubens bei den Habsburgern, und so gewannen diese wenigstens in den Katholiken treue und standhafte Anhänger und 1606 stand die Sache der Deutschen in Ungarn kräftiger da, als seit lange her.

getheilt.

auch religiös.

So war Ungarn, als Rudolf von seinen Brüdern, vom König von Spanien und dem Papste gedrängt wurde, sich einen Nachfolger zu wählen. Da kam ihm der Gedanke, die Zügel der Regierung strenger anzuziehen und dadurch mehr Macht zu gewinnen, als früher, und so aller Welt zu zeigen, dass er zu regieren verstehe — und darum die Wahl eines Nachfolgers und Beistandes noch nicht nöthig sei.

Rudolf II.

Die Protestanten waren immer seine Gegner, darum beschloss er mit dem Protestantismus aufzuräumen in Böhmen und Mähren, wie in Ungarn. Dieser Gedanke kam ganz aus ihm selber, nicht der Papst, nicht der König von Spanien, nicht die Brüder haben ihm denselben nahe gelegt,[3] sie waren ja damals in Zwiespalt mit ihm, nicht die Geistlichen, denn Rudolf II. ließ keinen mehr vor sich. In Böhmen ließ der Kaiser eine Verordnung König Wladislaws II. vom Jahr 1508, welche alle Anhänger der Brüderunität mit dem Tode bedrohte, unter Trompetenschall in allen Straßen verkünden. Den Lutheranern in Kaschau wurde befohlen, ihre Kirche den Katholiken wieder abzutreten. 1604 auf dem Reichstag in Preßburg musste Erzherzog Matthias als königlicher Commissär die Verbannung aller lutherischen und calvinischen Prediger fordern, die Auflösung aller protestantischen Gemeinden, die Rückgabe des Kirchengutes. Zu den 21 Artikeln, welche auf jenem Reichstag vereinbart wurden, fügte der Kaiser eigenmächtig einen zweiundzwanzigsten, welcher alle Gesetze und Verordnungen König Stephans zum Schutze der katholischen Religion bestätigte und die Beschwerden der Protestanten für grundlos und un-

Die Protestanten.

Tag zu Preßburg.

Der zweiundzwanzigste Artikel.

[1] Vergl. die Stellen aus den Venetianern, welche Gindely mittheilt, Rudolf II., Bd. I, S. 61—62.

[2] Gindely, l. c. I, S. 65.

[3] Ibid. I, S. 66.

verständig erklärte und alle öffentlichen Verhandlungen über religiöse Fragen mit den schwersten Strafen bedrohte.[1])

Die Unzufriedenheit darob war groß, es bedurfte nur eines fähigen Hauptes und der Aufstand flammte auf. — Dieses fand sich in dem reichen Edelmann Bocskay. Stephan Bocskay, der bald bis nach Preßburg gebot. Die Türken, welche allein den Kaiser nicht mehr anzugreifen wagten, waren froh, als die Ungarn selber sie ins Land riefen; sie konnten, wenn sie wieder festen Fuß darin hatten, schon unter den Magnaten wieder aufräumen. 1605 übergab der Großvezir dem Stephan Bocskay eine Krone, als König von Ungarn und Siebenbürgen und Vasall des Sultans. Österreich, Steiermark und Mähren hatten sofort durch Einfälle der Türken, Tataren, Heiduken Unsägliches zu leiden — ein Schrei der Entrüstung ertönte durch die Länder.

Sie waren Familienbesitz. Begreiflich, daſs mehrere Erzherzoge in der Überzeugung, daſs kein Opfer an Geld und Gut etwas helfe, wenn Rudolf fortregiere, sich zu einer Berathung in Linz versammelten und beschlossen, Die Erzherzoge in Linz. den Kaiser zu ersuchen, dem Erzherzog Matthias die Leitung der ungarischen Angelegenheiten zu übergeben und allen Ernstes die Nachfolge zu regeln, da er selber ohne Erben sei.[2]) Rudolf war erzürnt darüber: er verbot ihnen die Reise nach Prag, welche sie gemeinschaftlich machen wollten, und als sie dennoch kamen, versprach er bloß, den Sold an die Truppen Bastas auszuzahlen. Von einer Übertragung der Regierung Ungarns an Matthias unter dem Titel eines Vicekönigs, wollte er nichts wissen. Im Gegentheile, wie um die Frage wegen seiner Nachfolge zu verhöhnen, ließ er sich damals die Bilder mehrerer Prinzessinnen senden, als wenn ihn die Lust angewandelt hätte, sich eine Gattin zu erwählen. Die Mährer und Österreicher schlossen jetzt, als vom Herrscher verlassen, auf eigene Faust einen Waffenstillstand mit den Feinden.

Magyaren, die weiter blickten, sahen bald ein, daſs ein ferneres Fortgehen auf dieser Bahn zum gänzlichen Ruin des Landes und daſs ihr eigener Vortheil sie doch zum Hause Habsburg führe. Sie unterstützten heimlich die Kaiserlichen in den belagerten Festungen, sie näherten sich Matthias, der da meinte, Matthias. vom guten Willen der Ungarn sei mehr zu erlangen, als von der Gewalt der Waffen. Noch einmal reiste Matthias mit den Erzherzogen Maximilian und Ferdinand nach Prag, damit ihm der Kaiser die Leitung von Ungarn und Österreich überlasse, und als der Kaiser sie wieder ohne einen Trost abwies, entschloſs er sich, den Ungarn die Hand zu bieten, wenn er sie dadurch gewinnen könne.

Waffenstillstand. Matthias vereinbarte in Wien mit den Ungarn einen Waffenstillstand, der bis Johanni 1606 dauern sollte,[3]) wenn bis dahin kein Friede zustande käme. Hinsichtlich eines solchen kam man am 9. Februar Frieden. 1606 unter anderem dahin überein, daſs den Protestanten gesetzliche Freiheit ihres Bekenntnisses gewährt, dem Landtag die Wahl eines Palatins anvertraut, daſs die ungarische Krone in das Land oder wenigstens näher an die Grenze gebracht, daſs Matthias, da der König außer Stand sei in Ungarn Hof zu halten, mit voller Gewalt zu seinem Stellvertreter ernannt, und

---

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 221.
[2]) Gindely, l. c. I, S. 74.
[3]) Katona, l. c. XXVIII, p. 495.

Bocskay mit Siebenbürgen und den Comitaten, die Sigmund Bathory besessen, befriedigt werden solle.

Dieser Friede konnte aber nur gelten, wenn ihn der Kaiser und Bocskay genehmigten. Rudolf II. weigerte sich nicht, Matthias als Statthalter anzuerkennen, wollte aber von den andern Friedenspunkten nichts wissen. Als nun von Prag aus die Nachricht kam, Rudolf wolle den jungen Erzherzog Leopold von der steirischen Linie zu seinem Nachfolger ernennen, unterschrieben die Erzherzoge Matthias, Maximilian, Ferdinand und Maximilian-Ernst in einem Familienrathe zu Wien am 25. April 1606 eine Urkunde, wonach sie „bei dem beweinenswerten Zustand des fast verlorenen Ungarn und der durch die Rebellen verwüsteten österreichischen Länder und bei der durch Gemüthsblödigkeit verursachten Unfähigkeit des Kaisers, kraft der bestehenden Familienverträge und nach bisherigem altem Herkommen und der von Kaiser Ferdinand I. aufgestellten Familienordnung, damit dem Hause seine Länder und der katholischen Religion die Erhaltung zugesichert bleiben", den Erzherzog Matthias als den Erstgeborenen zum Haupte und zur Stütze des Hauses im eigenen Namen und im Namen aller minderjährigen Erzherzoge erwählten und ihm anvertrauten, das Nöthige mit dem Papst, mit Spanien und dem Erzherzog Albrecht zu verabreden, und versprachen, ihm mit jeglichen, ihnen zugebote stehenden Mitteln zur Erwählung als römischer König behilflich zu sein.[1]

Familienrath in Wien.

Matthias Haupt des Hauses.

In Spanien war man von der Ansicht abgekommen, für Erzherzog Albrecht zu wirken; denn man fürchtete, Belgien ganz zu verlieren, wenn er Kaiser werde; man beschloss darum, den Dingen ihren Lauf zu lassen und Matthias zwar nicht aufzumuntern, aber auch nicht zu hindern. Albrecht stimmte dem Aprilvertrage bei. Bocskay verlangte mehr Land, als der Friedensentwurf ihm geben wollte, und Matthias gab im Vertrag vom 6. Juni 1606 nach, wie in andern Forderungen.

Der sogenannte Wiener Friede gewährte Bocskay außer Siebenbürgen und dem Lande am linken Theißufer auch noch das rechte, gewährte den Magyaren volle Selbstverwaltung des Landes, gesetzliche Freiheit ihres Glaubens und Rückgabe der eingezogenen Güter. Sie forderten und erhielten auch die Bestätigung des Friedens von Seite der österreichischen, böhmischen und mährischen Stände. Jetzt kam auch rasch der Friede mit den Türken zustande, in welchem allerdings der Kaiser, was den Umfang des Landes anlangte, die Verluste groß nennen durfte, denn die Türken besaßen infolge desselben 1859, Bocskay 2082 und der Kaiser nur 1222 Quadratmeilen. Wir begreifen, dass der Kaiser die Bestätigung verweigerte — sie ward doch erlangt, und zwar durch Bestechung seines Kammerdieners, des berüchtigten Philipp Lang, der den armen Rudolf täuschte.

Wiener Friede.

Zsitva-Török.

Philipp Lang.

Hurter hat über die Betrügereien dieses Mannes ein eigenes Buch herausgegeben[2] und spricht die Überzeugung aus, dass Lang sich beflissen habe, Un-

[1] Hammer, Leben des Cardinals Khlesl. Nr. 177. — Hurter, Ferdinand II., Bd. V, S. 91—98. — Katona, l. c. XXVIII, p. 516.

[2] „Philipp Lang, Kammerdiener Kaiser Rudolfs II. Eine Criminalgeschichte aus dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts." Schaffhausen 1851.

einigkeit zwischen den Brüdern zu stiften. „Versuchte es Erzherzog Matthias zur Zeit, da Lang in dem Zenith seiner Allgewalt stand, vergeblich mit dem Bruder zu sprechen; klagte er nachher, man habe ihm zu Prag sogar nach dem Leben getrachtet; wurde er von dort selbst weggewiesen: so liegt, bei so vielen anderen Belegen von Eigenmächtigkeit des Kammerdieners, die Frage nahe, ob derselbe nicht auch hierin wesentlichen Antheil möge gehabt haben." — Die Bestechung um einige Gulden ist seitdem nachgewiesen.[1]) — Hurter bemerkt über diesen Mann, er stelle die Verworfenheit der menschlichen Natur in ihrer ekelhaftesten Entartung dar, alle Niederträchtigkeit der Gesinnung sei in dem denkbar höchsten Grade in ihm vereinigt und alle Schlechtigkeit der That; beinahe gebe es kein Verbrechen, das dieser Mensch nicht begangen, und kein Laster, mit dem er sich nicht befleckt hatte.

Rudolf war so empört über diesen Frieden, dass er vollen Ernstes alle Mittel zum Kriege zu sammeln befahl und bei dieser Gelegenheit hören wir, dass Clemens VIII. Jahr aus Jahr ein den Kaiser mit Geld im Türkenkrieg unterstützte und Spanien immer einige Tausend Mann auf eigene Kosten hielt und mit Geld aushalf, wenn es mit den Hilfsmitteln des Kaisers zur Neige gieng.[2])

Clemens VIII.

Friedrich IV. von der Pfalz.

So war die Stellung Rudolfs zu seinem Bruder Matthias, als Friedrich IV. von der Pfalz davon hörte, dass Spanien den Erzherzog Albrecht auf den deutschen Thron bringen wolle. — Das regte diesen Kurfürsten zu eifriger Thätigkeit an, war er ja selber ein Calviner und Haupt dieser Partei in Deutschland und war ja seine Gemahlin eine Prinzessin von Nassau-Oranien. Wie, wenn nun ein Habsburger, der Belgien besaß, den deutschen Thron bestieg, und das Reich zu einem Krieg gegen die Niederländer mit fortriss — dann war ja alles vergebens, was er bisher gethan hatte, um den Kaiser machtlos zu machen und ihm den Westen von Deutschland zu sperren! Es mussten also alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um Spaniens Plan zu vereiteln. Moriz von Hessen musste zu Heinrich IV. reisen, damit dieser die geistlichen Kurfürsten gegen Albrecht aufrege: da wäre es doch besser, wenn man Matthias statt Albrecht zum Kaiser bekäme. Man erhielt aber die Antwort, dass der König von Frankreich gar keinen Habsburger auf dem Thron mehr sehen wolle, dagegen für Herzog Maximilian I. von Bayern wäre.

Auch Christian von Anhalt ward in Bewegung gesetzt; der meinte jedoch, man müsse unter die Habsburger Zwiespalt bringen, das sei das sicherste Mittel, sie insgesammt zu vernichten, und lenkte die Aufmerksamkeit auf den Erzherzog Maximilian, damals Statthalter von Tirol und Hoch- und Deutschmeister, also ohne Weib und Kinder, ein Mann des Übergangs, nach dessen Tode dann die Wahl vollkommen frei würde. Die Übergehung des Matthias würde die Habsburger tödtlich untereinander verfeinden. — Christian wusste 1606 dem Erzherzog sich zu nähern und suchte seine Bedenken durch die Vorstellung niederzuhalten, dies sei der einzige Weg, auf dem die Familie sich den Besitz von Ungarn und Böhmen wahren könne, und sah ihn schließlich — als für den Plan

Erzherzog Maximilian.

Christian von Anhalt.

---

[1]) Chlumecky, Karl von Zierotin und seine Zeit, 1564—1615. Brünn 1862. S. 367.

[2]) Gindely, l. c. I, S. 88.

gewonnen an, während Maximilian keine bestimmte Antwort gab, offenbar bloß die Pläne der Gegner kennen lernen wollte und, wie sich später zeigte, ohne Ehrgeiz für sich, den Vortheil der Familie und die Einigung derselben erkannte und förderte.

Union. Bei diesen Verabredungen wurde immer hervorgehoben, wie man zusammenhalten müsse. Eine Union sei das sicherste Mittel, um das Haus Habsburg hinunterzubringen. Wenn der Bund sich bilde, so sei der König von Frankreich bereit, zwei Drittel der nöthigen Summen beizutragen. Bei einer Versammlung zu Heidelberg, 17. September 1606, hob Christian von Anhalt hervor, wie der König von Frankreich gar nichts anderes im Auge habe, als das Wohl der deutschen Fürsten. Der wirtembergische Gesandte war naiv genug, zu bemerken, es schiene ihm doch in der ganzen Angelegenheit etwas mehr zu stecken, und es sei kaum glaublich, dass Seine Majestät so gar umsonst das Geld weggebe, ohne dafür starke Gegenleistungen zu fordern. Christian von Anhalt hätte ein Wort davon sagen können, wenn er die Wahrheit hätte reden wollen. Heinrich IV. warf nicht bloß nicht sein Geld weg, sondern er zahlte in seinem Geize auch oft das nicht, was er schuldig war. So blieb er diesem Christian zwei Millionen schuldig für 16.000 Deutsche, mit welchen ihm dieser 1591 zuhilfe zog,[1]) und auch Ludwig XIII. und XIV. lösten seinen Schuldschein nicht ein, welcher heute noch in Bernburg aufbewahrt wird. Vergebens wurde er 1815 beim zweiten Pariser Frieden vorgelegt: die Forderung sei veraltet.[2])

Angebot Heinrichs IV.

Mitglieder der Union. Zu der Union wollte man noch einladen den Kurfürsten von Brandenburg, nicht aber den von Sachsen, denn der stehe mit dem Kaiser gut, und den Herzog von Wirtemberg, vor welchem der König von Frankreich die größte Hochachtung hege, das heißt, den er besonders zu benützen gedenke. Der Pfälzer war besonders dafür, dass man die Städte „mit gebundenen Augen in die Union führe, ohne sie den ganzen Umfang dieser Verbindung merken zu lassen", d. h. die Städte waren ehrlich und eifrig für die Religion, während die Fürsten sich aus derselben nichts machten, sondern sie nur als Mittel benützten, um den gemeinen Mann ins Feuer zu führen. Auch solle man „Frankreichs anfangs gar nicht gedenken", d. h. die Bürger hatten noch ein Gefühl für die Ehre des Vaterlandes und waren für den Kaiser. Von einer Einmischung Frankreichs in Sachen des Reiches wollten sie nichts wissen, an dessen Uneigennützigkeit glaubten sie nicht. Für den nächsten Reichstag war geplant, dass man nur das Kammergericht, aber nicht mehr den Reichshofrath anerkennen, d. h. da der Reichshofrath kaiserliches Gericht war, dass man von einer Einwirkung des Kaisers nichts mehr wissen wollte.

Die Städte.

Christian als Werber. Nun galt es, in den kaiserlichen Landen Parteiung zu machen, wozu niemand besser passte, als der findige und kecke Christian von Anhalt. Er wusste mit dem reichsten böhmischen Edelmann, Peter Wok von Rosenberg, in Verbindung zu treten und ihm weiß zu machen, dass sie beide von dem römischen Adel der Orsini abstammten, und ihm ein Anleihen von 10.000 Thalern für Zwecke der religiösen und der deutschen Freiheit, und dann ein zweites Anleihen von 30.000 Thalern zu entlocken. Wok wurde stolz auf die Verbindungen, in welche ihn Anhalt brachte, und auf die Bedeutung, welche er ihm beilegte

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 495 dieses Werkes.
[2]) Gindely, l. c. I, S. 137.

Durch Wok kam dann Anhalt in Verbindung mit Häuptern des österreichischen Adels, welche er gleichfalls gegen die Habsburger aufreizte. Auch den Erzbischof von Mainz, Schweikhart, suchte er durch Einflüsterung gegen Kaiser Rudolf aufzureizen. Der Kurfürst von Sachsen dagegen blieb gut kaiserlich, machte damals in Prag einen Besuch, wurde glänzend bewirtet, und bekannte vor der Abreise an der Tafel: „Eure Majestät hielten mich so wohl, dass ich fast keine Stunde in Prag nüchtern gelebt habe."

Reichstag zu Regensburg.

Indes schrieb der Kaiser auf November 1607 einen Reichstag nach Regensburg aus. Man war verblüfft, dass er nicht seinen Bruder Matthias, sondern den Erzherzog Ferdinand von Graz zu seinem Stellvertreter ernannte.

Ferdinand von Graz.

Die Protestanten fürchteten diesen — wegen seiner religiösen Entschiedenheit. Ferdinand war eifrig bei aller Milde in den Formen. Die Briefe an seine Mutter vom Reichstag aus beweisen es heute noch; so schreibt er ihr: „Lieber wollte ich so tief unter der Erde, als über derselben mich befinden, ehe ich in etwas zum Nachtheile der Religion einwilligte. Hievon behüte mich mein Gott und mein lieber Engel. Ja ich sage es klar, dass ich eher den Reichstag wollte zerstoßen, als der Religion ein Präjudicium wollte beschehen lassen, denn das Ewige immer dem Zeitlichen vorzuziehen ist." [1] — Diese Versammlung zeigt übrigens so recht den Verfall des Reiches. Weil der Kaiser nicht kam, erschienen auch die Kurfürsten nicht und sandten selbst andere Fürsten bloß ihre Gesandten, und auch die geringeren Stände säumten so lange mit ihrer Ankunft, dass Ferdinand erst am 12. Januar 1608 die Verhandlungen eröffnen konnte, die schon im November 1607 beginnen sollten. Der Erzherzog erregte Bewunderung durch seine Gewandtheit im Latein und die Schönheit seiner Rede. [2]

Propositionen.

Der Kaiser verlangte Geldhilfe zum Kriege wider die Türken; dann wurden Änderungen am Reichskammergericht vorgeschlagen, damit es schneller Recht sprechen und seine Urtheile ungehindert vollziehen könne; ferner dass beim niederländischen Krieg das Reich seine Rechte wahren sollte; der vierte Vorschlag betraf das Münzwesen; der fünfte die Reichsmatrikel.

Verhandlungen ohne Ende.

Die Pfälzische Partei war entschlossen, den Kaiser mit keinerlei Geldhilfe zu unterstützen und alles „hinter sich zu bringen"; sie bestritten die Giltigkeit der Urtheile des Kammergerichts in Gegenständen religiöser Natur; sie rissen geistliche Güter an sich, wo sie konnten, und wollten Klagen und Urtheile darüber nicht gelten lassen, die ihrer Willkür eine Schranke setzten. Darum bestritten sie, dass der Kaiser das Recht habe, die Ordnung der Berathungen zu bestimmen, und verlangten, dass die Justizreform zuerst zur Verhandlung komme, während Ferdinand die Geldfrage zuerst und unabhängig von den anderen behandelt wissen wollte. Der Kaiser, sagten sie, solle nur den 1606 in Wien und an der Zsitvomündung abgeschlossenen Frieden halten; es sei seine Sache, wenn er sich des-

[1] Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern, Bd. V, S. 182.
[2] Ferdinandus omnium celebratur encomiis propter elegantem et gravem orationem. Hurter, l. c. V, S. 135.

ungeachtet wieder in einen Krieg verwickle. Dagegen forderten sie eine neue Bestätigung des Augsburger Religionsfriedens, das heißt daß auch die katholischen Kirchengüter, welche sie seitdem an sich gerissen hatten, ihnen nicht bestritten werden könnten. Um auch in Zukunft in ihrem weiteren Umsichgreifen ungehindert zu sein, bekämpfte die Pfälzer Partei den Grundsatz, daß die Majoritätsbeschlüsse des Reichstags die Gesammtheit verpflichteten, vielmehr habe jeder einzelne Reichsstand das Recht, den Beschlüssen beizutreten oder sie abzulehnen.[1]) In dieser Weise wäre Deutschland, was Polen, geworden; wo die Minderheit der Mehrheit sich nicht mehr fügen will, hört die Einheit eines Reiches auf. Während die Katholiken den Augsburger Religionsfrieden als Grundlage des Besitzstandes ansahen, meinten die Protestanten, noch ferner, sobald sie nur die Macht dazu hätten, Stifter einziehen und die Bewohner zu ihrem Bekenntnis nöthigen zu können, und daß katholische Prälaten, wenn sie evangelisch würden, an ihrer Stelle bleiben und ihre Unterthanen zu ihrem Bekenntnis fortreißen könnten.[2]) — Bei diesen Streitigkeiten erhielt der Kaiser keine Geldhilfe; die pfälzischen Gesandten verließen am 28. April den Reichstag, andere folgten ihnen. Die Katholiken meinten, eine bloße katholische Geldbewilligung für den Kaiser veranlasse die Protestanten, Geld unter sich zu einem Bürgerkrieg zu sammeln. So erhielt der Kaiser gar nichts und der Reichstag hatte sein Ende. Die Ungarn hatten früher an den Pfälzer gesandt, man möge Rudolf ja kein Geld zu einem Kriege in Ungarn bewilligen, und ihr Wunsch gieng also in Erfüllung.

Klägliches Ende.

Indes gieng der Zersetzungsproceß in den österreichischen Ländern weiter. Was Ungarn hatte, religiöse Gleichberechtigung und Adelsherrschaft, das sollte auch Österreich, Mähren und Böhmen bekommen. Der steigende Zwiespalt zwischen Matthias und Rudolf II. und das rücksichtslose Verfahren des Kaisers förderten den Verfall.

Auf den Juli 1607 hatte der Kaiser einen Reichstag nach Preßburg ausgeschrieben; die Magnaten kamen, warteten aber acht Wochen vergebens auf eine königliche Botschaft. Der Kaiser berief dann den Reichstag auf den Monat November, vertagte ihn jedoch abermals. Die Erbitterung wurde groß in Ungarn und in Österreich und Mähren die Angst vor einem neuen Krieg. Matthias eilte nach Prag, den Kaiser um eine Änderung seines Verfahrens zu bitten — vergebens! Jetzt berief er auf eigene Gefahr einen ungarischen Reichstag, um den Frieden zu erhalten. Er bat schließlich den Kaiser, sein Verfahren zu genehmigen, um den Untergang Ungarns zu verhindern — umsonst. Da ihn die Familienmitglieder wenig unterstützten, sah er sich genöthigt, im Verfahren gegen seinen Bruder mit bisherigen Gegnern desselben sich zu verbinden, mit Männern, welche seiner Herrschaft ein Ende machen wollten, weil sie die Verwirrung ins Endlose unterhalte.[3])

Reichstag in Preßburg.

Matthias.

Vielfach wird Khlesl als der bezeichnet, welcher Matthias zu seinen Schritten gegen Rudolf aufstachelte — dem ist jedoch nicht so. Er war

Cardinal Khlesl.

[1]) Gindely, l. c. I, S. 157—159.

[2]) Also: „Was wir euch genommen haben, behalten wir, und was wir euch noch nehmen können, das nehmen wir!" Gindely, Rudolf II., Bd. I, S. 159.

[3]) Ibid. II, S. 165.

erst gegen Rudolf, als die ganze Familie sich gegen denselben aussprach, und ergab sich erst in die Verbindung mit den Protestanten, als Matthias von der übrigen Familie keine Unterstützung erhielt.[1])

Khlesl war ein sehr begabter Mann; geboren zu Wien 1553, der Sohn eines Lutheraners, eines Bäckers, trat er bald zur katholischen Kirche über, studierte Theologie zu Innsbruck und wurde auf Empfehlung seiner Lehrer schon im sechsundzwanzigsten Jahre zum Dompropst in Wien ernannt, bald darauf zum Kanzler der Universität. Seine Sitten waren rein, sein Leben tadellos, sein Eifer für die Kirche glühend. Er gewann eine Menge Protestanten wieder für die Kirche, viele Pfarrer begeisterte er wieder für ihren Beruf, und locker lebende Mönche für die Strenge ihres Ordens. Er wurde Bischof von Wien, Cardinal, und gewann über Matthias durch seinen Geist und Geschäftseifer solchen Einfluss, dass er ihn fast ausschließlich leitete. Ihm wird insbesondere der Vertrag der Erzherzoge von 1606 zugeschrieben.

Tschernembl. Viel genannt ist der begüterte Erasmus Freiherr von Tschernembl, ein Calviner, der reiche Bildung und Weltkenntnis auf Reisen sich zu erwerben verstand, und das Wort wie die Feder gleich gut zu gebrauchen wusste. Sein Ziel war die Freigebung der Religion beim Adel und in den Städten und die Umwandlung der österreichischen Monarchie in eine föderative Republik. Die Brüder Starhemberg waren gleichfalls Calviner. Doch nicht bloß Protestanten, auch katholische Edelleute und Prälaten waren geneigt, gegen den Kaiser aufzutreten. Das Unglück, welches seine Missgriffe über das Land

Mähren. brachten, machte sie in ihrer Treue schwankend. — In Mähren war Karl

Zierotin. von Zierotin,[2]) erzogen in der Brüderunität, ein Verfechter der religiösen Freiheit. In seiner Jugend war er mit einem Theil seines Vermögens Heinrich IV. in seiner höchsten Noth zuhilfe gekommen; seit dieser aber zur katholischen Kirche zurückgekehrt war, wollte Zierotin die Religion streng von der Politik geschieden wissen. Rudolf hatte die Mährer vielfach gereizt, die Stimmung war fast allgemein gegen seine Regierung. Doch waren nicht alle Edelleute gegen den Katholi-

Dietrichstein. cismus. Franz von Dietrichstein, Bischof von Olmütz, mit neunundzwanzig Jahren schon wegen seines Geistes und seiner Verdienste von Clemens VIII. zum Cardinal ernannt, hatte viele vom Volk und vom Adel wieder für die alte

Liechtenstein. Kirche gewonnen. Auch Karl von Liechtenstein, der reichste Edelmann in Mähren, war ein Eiferer für das katholische Bekenntnis; bei Rudolf war er zuerst Obersthofmeister, aber Missgriffe trieben ihn in die Arme des Matthias, und seinem Beispiele folgte ein großer Theil des katholischen Adels. — In

Böhmen. Böhmen stand es für Rudolf noch am besten; erst als er die Brüderunität zu verfolgen begann, fieng man an, mit ihm unzufrieden zu werden, und sprach man davon, dass Böhmen keine Erb-, sondern eine Wahlkrone sei. Unter den An-

Lobkowitz. hängern seines Kaisers war Popel von Lobkowitz der zäheste und muthigste. Die Grafen Thurn und Kinsky waren sehr ehrgeizig, aber wenig befähigt und sehr eigennützig.

Bund in Rossitz. In Rossitz kamen die Häupter unter den Gegnern Rudolfs zu einer Berathung über die Lage zusammen und zum Entschlusse, seiner Herrschaft

[1]) Hammer, Khlesls, des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets des Kaisers Matthias, Leben. 1847. — Kerschbaumer, Cardinal Khlesl. 1865.

[2]) Chlumecky, Karl von Zierotin.

ein Ende zu machen.[1]) Matthias wusste davon. In seinen Diensten befand sich damals Albrecht von Waldstein, der Schwager Zierotins. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen: Matthias berief einen Ausschuss der ober- und niederösterreichischen Stände nach Wien zur Berathung über die Lage; sie riethen ihm, sich mit den Ungarn zu verständigen, und erboten sich, ihn nach Pressburg zu begleiten. Matthias folgte, traf am 15. Januar 1608 in Pressburg ein, und berief die ungarischen Stände zu einem Reichstag. Mit diesem Schritte betrat er den Weg der Empörung, denn nur Rudolf hatte das Recht, den Reichstag zu berufen. Österreicher und Ungarn kamen nun in Pressburg zur Erklärung, „alles Unheil der letzten Zeit rühre davon her, dass der Wiener und Zsitva-Töröker Friede nicht eingehalten worden seien, und dass sie die 1606 geschlossenen Verträge gegen jedermann ohne Ausnahme wider den gemeinschaftlichen Feind behaupten wollten, mit Ansetzung von Gut und Blut." — 48 Magyaren und 34 Österreicher unterschrieben diesen Bund.

Empörung.

Reichstag zu Pressburg.

Was that der Kaiser dagegen? Er sandte an den Reichstag in Pressburg den Befehl, auseinander zu gehen. Die Folge davon war, dass die Verbündeten zu ihrer Vertheidigung schnell nach allen Seiten hin Briefe und Boten sandten, auch an die Fürsten zum Reichstag nach Regensburg. Ferdinand fieng sie jedoch ab und sandte sie an den Kaiser, und zeigte durch diesen Schritt, dass er das Vorgehen des Matthias nicht billige; schreibt er doch an seine Mutter, „er könne nicht mehr glauben, Matthias sei so des Verstandes beraubt, dass er solche wider Gott und das Völkerrecht stoßende Beschlüsse durchführe".[2]) Nun veröffentlichte Matthias den Familienvertrag und sah sich Ferdinand genöthigt, seine Unterschrift beim Kaiser zu entschuldigen, er habe dem Vertrag nicht die Bedeutung zugeschrieben, die ihm Matthias jetzt beilege.

Rudolf II.

Ferdinand.

Matthias handelte jetzt rasch. Er berief einen Landtag nach Wien zur Annahme der Pressburger Beschlüsse und verlangte Ausrüstung von Mannschaften. Unter denen, die ihm Geldmittel sandten, waren nicht nur Wok von Rosenberg, sondern auch der spanische Gesandte in Prag. „Der König von Spanien stand seinerzeit erhabener, als irgend ein Sterblicher über dem Verdacht, protestantische Rebellen unterstützen zu wollen; wenn er Matthias Benehmen dennoch billigte, so erkannte er dessen eiserne Nothwendigkeit an."[3])

Aber was that denn der Kaiser in dieser schwierigen Lage? Aus dem, was er that und nicht that, geht der sichere Beweis hervor, dass er gemüthskrank war. Seine Vorliebe für Alchemie, für Astrologie, sein Hang zu geheimen Künsten zeigen ohnehin, dass schwere Schatten seinen Geist verdunkelten.[4]) Es sind Schilderungen über sein Thun aus seiner Zeit noch verhanden; manches ist sicher übertrieben, wie z. B. dass er wie ein Ochse oder Löwe gebrüllt, um

Der Kaiser gemüthskrank.

[1]) Hurter, l. c. V, S. 138 ff.
[2]) Ibid. V, S. 149—191.
[3]) Gindely, l. c. I, S. 188.
[4]) Hurter, l. c. V, S. 98.

sich geschlagen, eine Raserei gezeigt habe, als wäre er besessen. In einem stimmen jedoch alle Schilderungen überein: dass Fristen eintraten, in denen er von keinen Geschäften hören, keine Schreiben lesen, keine Gesandten vorlassen wollte, wo er sich absperrte und Vorstellungen gegen seine Unthätigkeit mit den Worten abfertigte, er könne und wolle nicht helfen. Drängte man ihn dennoch zu einem Geschäfte, so schalt er, fluchte, drohte mit Aufhängenlassen. Diese Unordnung in seinem Geiste wurde von seinen Kammerdienern aufs schmählichste missbraucht: sie verkauften den Zutritt zu ihm, unterschlugen Eingaben, verschacherten seine Unterschrift.

Nie war klarer Überblick über die Lage, kluge Verwendung aller Mittel für den Kaiser nöthiger als jetzt, um sich aus der Gefahr zu retten, all seine Länder und seine Würde als Kaiser zu verlieren. Doch Rudolf handelte rein nach Laune. Er hasste Khlesl, den er für den Urheber seines Streites mit Matthias ansah; jetzt sprach er auf einmal das Begehren aus, dass der Bischof zu ihm nach Prag komme. Khlesl folgte furchtlos dem Rufe. Nun wollte ihn aber der Kaiser nicht sehen, und ließ ihm sagen, er solle seinen geheimen Räthen mittheilen, was er zu eröffnen habe. Des weigerte sich jedoch Khlesl; sechs Tage musste er in Prag harren und dann erst wurde er zur Audienz unter der Bedingung vorgelassen, den unangenehmen Theil seiner Nachrichten dem Cardinal Dietrichstein zu eröffnen: endlich kam er vor. Der Kaiser stand an einem Tische, auf sein Papier gelehnt, und mahnte: er solle den unangenehmen Theil für sich behalten. Khlesl sagte nun offen, Matthias habe sich aufgelehnt, weil der Kaiser die Frage wegen der Nachfolge nicht ordnen wolle; die Stände aber hätten sich ihm angeschlossen, weil der Kaiser sie in den ungarischen Wirren preisgegeben, ihnen ja selbst geschrieben habe, sie sollten sich helfen, wie sie könnten; das einzige Rettungsmittel wäre jetzt, sich mit Matthias zu vergleichen, welcher gutmüthig gern die Hand reiche.

Khlesl. bei Rudolf.

Khlesl durfte dann ruhig wieder nach Wien zurückkehren, sein Rath aber wurde nicht befolgt. Der Kaiser zürnte seinem Bruder unversöhnlich. Doch nicht bloß die Österreicher halfen sich, wie sie konnten, sondern auch die Mährer. Der Adel rüstete und erklärte des Kaisers Liebling, den Landeshauptmann Berka, für abgesetzt. Nach Eibenschitz kamen Vertreter von Ungarn, Österreich und Mähren zusammen und die Mährer erklärten, der Zweck des Bundes sei nicht bloß die Aufrechthaltung des ungarischen und türkischen Friedens, sondern auch die Vertheidigung gegen andere ungerechte Angriffe. Und wie die Mährer sich für dieses Bündnis in Eibenschitz erklärt hatten, so sollten es die Böhmen in Czaslau thun, wohin der Erzherzog zu einem Landtag zu erscheinen sie aufforderte. Er brach auf mit einem schlagfertigen Heere, begleitet vom ständischen Ausschuss aller ihm verbündeten Länder.

Mähren. Bund zu Eibenschitz.

Des Kaisers Unfähigkeit, erklärte er mit einem Manifeste, und die bösen Rathschläge seiner Räthe hätten das Verderben und die Verzweiflung der gesammten Länder zur Folge gehabt, während Aller Wünsche am Frieden, an guter Regierung und den hergebrachten Freiheiten der Länder hiengen. — Als ältester Erzherzog habe er sich der Bedrängten angenommen und lade die Böhmen auf den 4. Mai zu einem Landtage nach Czaslau ein.

Manifest.

Was thaten die Böhmen? was that der Kaiser? Rudolf wollte Zeit gewinnen — er ließ dem Matthias in Znaim die Genehmigung des Friedens anbieten: bis Pfingsten sollten die Erzherzoge und einige Fürsten nach Prag kommen und den alten Streit schlichten. Matthias fand das Angebot ungenügend und zog mit seinem Heere auch gegen die böhmische Grenze. Am 11. Mai war er in Czaslau, fand aber keine böhmischen Großen, selbst Wok von Rosenberg nicht, den er noch eigens dazu eingeladen hatte, denn dieser wollte nicht bloß, dass Matthias an die Stelle Rudolfs trete, sondern dass die ganze österreichische Monarchie neu geordnet und das öffentliche Recht darin unter die Garantie des deutschen Reiches gestellt werde. Nur Ungarn solle an Matthias kommen, aber ohne den königlichen Titel, das übrige sollte Rudolf bleiben, der aber in der Regierung an einen Leiter sich halten müsse. Rosenberg war ja der Vertraute Anhalts und dessen Ansichten finden wir hier: er wollte Österreich theilen, die österreichische Frage für eine deutsche erklären lassen. Matthias sollte nur Ungarn bekommen, das andere bei Rudolf bleiben, aber von Maximilian regiert werden. Spaltung sei das sicherste Mittel, um Habsburg zugrunde zu richten.

Rudolf II. unterhandelt.

Matthias in Czaslau.

Aber nicht bloß Einzelne waren jetzt mit dem Gange der Dinge unzufrieden, die Stimmung in Böhmen wurde überhaupt dem Matthias abgeneigter, je mehr er gegen Prag vorrückte. Das Selbstgefühl der Böhmen regte sich und die Sorge vor der Plünderung der ungarischen Reiter. Wäre Rudolf besser berathen gewesen, er hätte seinen Gegnern böse Tage bereiten können. Er bat jedoch in der Noth um Hilfe da, wo keine zu haben war, bei den weltlichen Kurfürsten, — sie wollten vermitteln, sich einmischen, aber ihm nicht helfen. Dann dachte er an Flucht nach Dresden, aber der Kurfürst ließ ihm sagen, dass er auf den Empfang eines solchen Gastes gar nicht vorbereitet sei. Vom Reichstage kam keine Hilfe, er hatte sich aufgelöst. Die Niedergeschlagenheit des Kaisers benützte der spanische Gesandte zu ernsten Vorstellungen — es sei für ihn das beste, die volle und ungetheilte Herrschaft über Ungarn und Böhmen, die sich so innig mit Matthias verbunden, diesem zu überlassen und ihn als Anwärter auf die Länder der böhmischen Krone zu ernennen, welche einstweilen beim Kaiser verbleiben sollten. Rudolf überwand sich und schrieb an Matthias, „er sei es zufrieden, daß Seiner Liebden unter kaiserlicher Namenshoheit das Gubernament in Ungarn und Oestreich absolute führen“.[1]) Gegen Übertragung der Anwartschaft auf Böhmen an Matthias sprachen aber die kaiserlichen Räthe sich sehr entschieden aus, doch San Clemente siegte auch über diese Schwierigkeit, und am 8. Mai 1608 schrieb Rudolf an Matthias, dass er ihm auch die Anwartschaft auf Böhmen übertrage, falls er keine ehelichen Nachkommen hinterlassen sollte, und dass er den Mährern volle Amnestie gewähre. Dem Erzherzoge Matthias aber ließ San Clemente jetzt durch seinen Secretär Montanana bedeuten, mit dem Kaiser glimpflich zu verfahren, um der Ehre des Hauses willen,

Der Kaiser hilflos.

er gibt nach.

San Clemente.

[1]) Gindely, l. c. I, S. 214—215.

sonst würde dieses die Kaiserkrone verlieren, denn die Kurfürsten würden den Kaiser absetzen, wenn er auch Böhmen verliere, aber keineswegs den Matthias wählen, noch auch als König von Böhmen anerkennen, sondern als Usurpator behandeln. In demselben Sinne sprach der päpstliche Legat, der zu bemerken glaubte, dass Matthias nicht mehr frei sei und von seinen Verbündeten zu sehr gefährlichen Dingen für die Religion könnte fortgerissen werden.

Der Legat hatte einen nur zu richtigen Blick. Matthias war geneigt, nicht bloß „wie ein Bruder, sondern wie ein gehorsamer Sohn mit Leib- und Lebenskräften dem Kaiser beizuspringen", aber die Mährer wollten keine Beziehungen mehr zu Rudolf haben, und so machte die Frage wegen Mähren Schwierigkeiten. Indes trat noch eine andere Macht auf den Schauplatz, der böhmische Landtag, welcher am 23. Mai 1608 eröffnet wurde und der diese Gelegenheit zur Hebung vieler Beschwerden und zur Erweiterung seiner Rechte benützen wollte.

Der böhmische Landtag.

So ungern er es that, der Kaiser musste den Landtag selber eröffnen und sich dabei seinem Volke zeigen, das ihn so lange nicht gesehen hatte, dass Gerüchte umliefen, er lebe nicht mehr. Bleich und zitternd schritt er einher, seine Gestalt war gekrümmt, sein Haar grau, sein Aussehen greisenhaft. Manche weinten vor Mitleid. Doch sagte der Kaiser, er sei zu schwach, um der Vorlesung der Anträge beizuwohnen, und kehrte nach wenigen Minuten wieder in den Palast zurück. Die Regierung stellte den Antrag, „Matthias zum Anwärter des Königreiches anzunehmen, wenn er, den Privilegien und Freiheiten desselben gemäß, darum ansuchen würde". — Die Stände antworteten, zuerst müssten ihre Beschwerden behoben werden; und fünfundzwanzig Forderungen wurden überreicht, worunter die Gewissensfreiheit in Böhmen für jeden Menschen, und wäre er selbst dem leibeigenen Bauernstande angehörig, die erste war. Der Kaiser gewährte alle Artikel; nur der über die Religion sollte erst einem neuen Landtage vorgelegt, bis dahin aber jede Verfolgung zwischen Katholiken und Protestanten, ob nun höheren Ständen oder bloß dem Bauernstande angehörig, verboten werden. Der Kaiser versah dieses Versprechen mit seiner Unterschrift.

von Rudolf II. eröffnet.

Sofort traten die Böhmen für Rudolf ein; sie wollten von einer völligen Entthronung Rudolfs mit dem Ruhesitze in Tirol nichts wissen — und so kam durch Vergleich der Vertrag von Sterbohol am 25. Juni 1608 zustande, wonach Matthias die Nachfolge in Böhmen erhielt; auch Mähren sollte an ihn fallen und, sofern er vor dem Kaiser sterben würde, sollte dieses Land das Recht haben, sich einen anderen Herrn auf die Lebensdauer Rudolfs zu wählen, und die Suprematie Böhmens über Mähren während dieser Zeit ein Ende haben, nach der Wiedervereinigung aber das frühere staatsrechtliche Verhältnis wieder platzgreifen. — Der Türkenfriede von 1606 wurde genehmigt, Ungarn und Österreich kamen an den Erzherzog, Böhmen versprach eine Grenzhilfe gegen die Türken. Die Krone von Ungarn wurde an Matthias mit dem Wunsche übergeben, er möge daran in mehr Ruhe sich erfreuen, als der Kaiser.[1]) —

Vertrag zu Sterbohol.

[1]) Gindely, Rudolf II. und seine Zeit. Prag 1863. Bd. I, S. 222—232.

Die Union. Christian von Anhalt.

So wurde diesmal der Streit mit den Brüdern ausgeglichen. Daſs aber Matthias dabei Kräfte entfesselt hatte, die er nicht leicht zu beherrschen vermochte, zeigt das geheime Bündnis, welches neunzehn Große am 29. Juni 1608 zu Sterbohol schlossen, wonach sie sich gegenseitig Hilfe leisten würden, wofern ihnen Matthias die Freiheit der Religionsübung nicht gestatten wollte. Von den Böhmen ward Matthias ersucht, so schnell als möglich aus Böhmen wegzuziehen, denn die ungarischen Reiter hausten wie in Feindesland. Man sieht, der Sieger war nicht auf Rosen gebettet.[1]) Alles war übrigens so rasch vor sich gegangen, daſs den übrigen Familienmitgliedern eine Einwirkung abgeschnitten blieb: Maximilian und Ferdinand konnten nur den Wunsch ausdrücken, daſs ein Fürstenconvent in Prag die Streitfrage entscheide. Bund zu Sterbohol.

Daſs die Dinge in Böhmen so rasch zur Entscheidung kamen, war für Anhalt insbesondere schmerzlich, denn er hatte gehofft, da zu vermitteln und dabei eine Rolle zu spielen. Dem Pfälzer hatte er es insbesondere ans Herz gelegt, die Entscheidung des österreichischen Streites in die Hand zu nehmen und zwar derart, daſs der Protestantismus daselbst vollkommen freigegeben und die völlige Besiegung Rudolfs verhindert werde;[2]) Maximilian sollte die Verwaltung Böhmens erhalten. Anhalt reiste zum Erzbischof von Mainz und bewog diesen, einen Kurfürstentag nach Fulda anzusagen, auf welchem die weiteren Schritte berathen werden sollten. Ja es kam in Frage, ob Matthias nicht sogleich im Namen des Reiches aufgefordert werden solle, die Waffen niederzulegen. Anhalt wuſste sogar in Prag dahin auf den Kaiser zu wirken, daſs dieser glaubte, Anhalt werde für seinen Vortheil thätig sein. Alle diese Pläne durchriſs der rasche Zug des Matthias gegen Prag und die Nachgiebigkeit des Kaisers. Christian von Anhalt.

Aber ein findiger Kopf wie Anhalt gab seine Entwürfe nicht so schnell auf. War die Einmischung in die österreichische Frage nicht auf friedlichem Wege möglich, so gieng es vielleicht auf dem offenen Wege der Gewalt. Damals ward die Union begründet.[3]) Anhalt eröffnete am 11. Mai 1608 die Versammlung, welche der Pfälzer Friedrich IV., Johann Friedrich von Wirtemberg, Friedrich von Baden, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen Christian und Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach und Baireuth mit ihren vertrautesten Räthen beiwohnten. Damals ward die Ordnung des Bundes für kriegerische Zeiten bestimmt und verabredet, die Theologen zur Ruhe zu verweisen und keinerlei Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Calvinern zu gestatten, denn die Eintracht sei gegen die Katholiken vor allem nöthig. Anhalt hob hervor, daſs die Union bald eine Rolle in Österreich zu spielen haben werde. Der üblichen Ansicht, daſs Donauwörth den Hauptanlaſs zur Gründung der Union gegeben habe, wird neuestens entgegengehalten, daſs dieser Stadt dabei wenig gedacht wurde, daſs es ja den Fürsten nicht um die Religion zu thun gewesen sei, sondern darum, in Österreich im Trüben zu fischen; deshalb sei auch gleich die Art der Vertheilung der Beute dahin bestimmt worden, daſs, was an liegenden Gütern von der Union als solcher im Kriege erobert worden, das sollte unter die Mitglieder im Ver- Union. Donauwörth.

[1]) Klopp, Dreißigjähriger Krieg, I, S. 53. — Gindely, l. c. I, S. 234—236.
[2]) Gindely, l. c. I, S. 237.
[3]) Klopp, l. c. I, S. 49. — Gindely, l. c. I, S. 240—242.

hältnisse der Beiträge vertheilt werden, die fahrende Habe dagegen solle eine Beute der Truppen sein. Mit andern Worten, die Union sei mehr ein Bund zur Eroberung, als zur Vertheidigung gewesen.[1] Donauwörth habe gegenüber der Einziehung so vieler Bisthümer und Reichsstifte seit dem Augsburger Religionsfrieden wenig bedeutet, diese Fürsten hätten dies Ereigniss mit viel größerer Ruhe betrachtet, als die Geschichtschreiber der Gegenwart.

Anhalt fürchtete, Österreich könnte durch Matthias wieder geeinigt zu neuer Kraft gelangen, und verlangte deshalb vom Pfälzer, dass er die Kurfürsten zu einem Einschreiten in Böhmen auffordere; als Schiedsrichter und Rechtssprecher sollten sie die Entscheidung in die Hand nehmen. Schweikhart von Mainz lehnte jedoch zunächst eine bewaffnete Vermittlung ab. Anhalt will in Böhmen einrücken.

Nur 10.000 Mann Fußvolk, mahnte Anhalt, und 2500 Reiter seien nöthig, um jetzt in Böhmen einzurücken; Heinrich IV. könne verhindern, dass die Habsburger Hilfe aus Italien oder Spanien erhielten; Belgien müsse von den Holländern in Schach gehalten, und England, Dänemark und Venedig durch Gesandte gewonnen werden. Den Böhmen müsse man begreiflich machen, dass die Vermittlung zu ihrem Vortheil sei, und dem Kaiser müsse man zu Gemüthe führen, dass die ganze Unternehmung nur seine Erhaltung bezwecke; unter den gegnerischen Truppen müsse man Einverständnisse anknüpfen. Darum solle man rasch einen Unionstag nach Nürnberg ausschreiben. — Man sieht, Anhalt hätte auf seine Weise in kurzer Zeit einen Krieg in Österreich, ja in ganz Europa entzündet, nur um für sein Talent einen Schauplatz und für seine Eroberungsgier eine Beute zu finden.[2]

Doch andere Kräfte wirkten zur Beruhigung. Erzherzog Maximilian überzeugte sich in Prag sosehr von der Unfähigkeit Rudolfs, dass er ihm rieth, im Interesse des Hauses und der Länder sich in die Ruhe zurückzuziehen und alles Matthias zu überlassen. Der neue spanische Gesandte Zunniga — San Philipp III. Clemente schied damals aus dem Leben — stellte im Namen Philipps III. dem Kaiser die Nothwendigkeit einer baldigen Königswahl vor. Papst Paul V. Paul V. tröstete den Kaiser und mahnte durch seinen Legaten, den Cardinal Melino, zu hochherziger Friedfertigkeit, was der Kaiser ungern hörte, denn sein Groll gegen Matthias war unversöhnlich. Der Cardinal meldete dem Papste, nur Matthias könne im Reiche nachfolgen; bei der Gemüthsstimmung des Kaisers sei aber keine Hoffnung vorhanden, letzterer werde selbst die Hand dazu bieten, er müsste höchstens mit Absetzung bedroht werden.[3]

Um König Heinrich IV. von Feindseligkeiten abzuhalten, schlug ihm König Philipp III. durch Pedro von Toledo vor, durch eine Wechselheirat beide Königshäuser zu vereinen; der Dauphin solle eine spanische Prinzessin, Heinrich IV. der spanische Thronerbe eine Tochter des Bearners heiraten. Heinrich IV. solle von der Unterstützung der Holländer ablassen, und den Spaniern ge-

[1] Gindely, l. c. I. S. 243.
[2] Klopp, l. c. I, S. 61–62. — Gindely, l. c. I, S. 246.
[3] Gindely, l. c. I, S. 256.

statten, dieselben vollends zu unterwerfen; die Niederlande sollten nach dem unbeerbten Tod Albrechts und der Isabella dem zweiten Sohne Philipps III., der sich mit einer Tochter Heinrichs IV. vermählen würde, zu erblichem Eigenthume abgetreten werden. — So hoffte der König von Spanien des Bearners politische Eifersucht zu beschwichtigen und seine dynastischen Interessen zu befriedigen.[1] Dem Papste konnte nur daran liegen, dem Streite der katholischen Mächte ein Ende zu machen, und so förderte er diesen Plan. Heinrich IV. jedoch erklärte, er gehe sehr gern eine Familienverbindung mit den Habsburgern ein, werde aber um diesen Preis nie und nimmer die Holländer aufopfern. Also hatte die Partei der Union wieder freien Spielraum. Angebot Philipps III.

Indes traten die geistlichen Kurfürsten in Andernach zusammen und die weltlichen in Hof. Dort sprach man sich sehr entschieden gegen das revolutionäre Verfahren des Matthias aus und für Wiederherstellung des Kaisers Rudolf II. In Hof war man geneigt, gegen Matthias' weitere Ansprüche aufzutreten. Darauf kamen die geistlichen und weltlichen Kurfürsten in Fulda zusammen.[2] Die Gesandten des Kaisers klagten gegen Matthias und die Gesandten des Matthias gegen den Kaiser. Welche Stellung nahmen die Kurfürsten zu dem Streite! Sie beschlossen, über den Vergleich kein Urtheil abzugeben, für die Zukunft aber energisch zu protestieren, dass dergleichen Verträge ohne Betheiligung des Reiches abgeschlossen würden. Verhängnisvoll wurde jedoch für Rudolf, dass die geistlichen Kurfürsten ihm vorwarfen, warum er so lange gesäumt habe, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen, und ihre Versicherung, sie würden an ihm als ihrem Kaiser festhalten, solange er lebe und die Last der Regierung weiter tragen könne. Sie befestigten dadurch Rudolf in seinem Widerstande gegen das, was nicht mehr geändert werden konnte; er schrieb ihnen auch sogleich, er habe nicht einmal Zeit gehabt, um Hilfe zu bitten, so unversehens habe ihn sein Bruder überfallen, und sie befestigten ihn dadurch nur in seinem Vorsatze, das Verlorene um jeden Preis wieder zu gewinnen. — Besser begriff die Lage ihr Abgesandter Hennot, der in Prag bald zur Überzeugung kam, dass die Wiedereinsetzung Rudolfs eine bare Unmöglichkeit sei und dass seine Unterstützung der Religion nicht dienen, sondern ihr vielmehr den Untergang bereiten würde.[3] Die geistlichen Kurfürsten waren also damals offenbar ohne Kenntnis der Sachlage, und Hennot erklärte schon in Prag, man könne den Kaiser höchstens unterstützen, falls er von seinem Bruder angegriffen würde. Die Kurfürsten. Tag in Fulda. Hennot in Prag.

Über Matthias kamen bald die Folgen seines revolutionären Vorgehens. Es ist begreiflich, dass Rudolf nichts für seine Wahl an das Reich thun wollte; er erklärte vielmehr, lieber wollte er todt sein, als in Matthias seinen Nachfolger sehen. — Allerdings kamen mehrere Erzherzoge am 24. Juli 1608 in Schottwien zusammen und erklärten sich dahin, sowohl bei den Kurfürsten als beim Kaiser darum anzusuchen, dass die Nachfolge im Deutschen Reiche zu Gunsten des Matthias ohne längeres Zögern entschieden werde. Das war Matthias.

[1] Gindely, l. c. I, S. 256.
[2] Ibid. I, S. 259.
[3] Ibid. I, S. 261.

Familienangelegenheit. Die geistlichen Kurfürsten dagegen schrieben an den Papst, dass sie Matthias nie zum Kaiser wählen würden. So stand es mit der Frage wegen der Nachfolge im Reiche. Nicht minder unangenehm war es für Matthias, dass die Abgeordneten von Oberösterreich unter Tschernembls Führung in Linz beschlossen, dem Erzherzoge nicht eher zu huldigen, als bis nicht ihre Beschwerden abgeholfen und die Religionsübung freigegeben worden sei.

Oberösterreich.

Einstweilen bemächtigten sie sich des Linzer Schlosses und der Regierung, welche ihnen zustehe, solange dem Erzherzog noch nicht gehuldigt wäre. Ihrem Beispiele folgten die Niederösterreicher. Deshalb kam Matthias auf den Gedanken, sich zuerst in Mähren huldigen zu lassen. In Olmütz hatte sich der Landtag schon versammelt und war Zierotin zum Landeshauptmanne erwählt und Matthias gebeten, die freie Religionsübung als allgemeines Gesetz zu bestätigen. Doch der Erzherzog erklärte, dass er lieber auf die Herrschaft verzichte, als eine unbedingte und allgemeine Glaubensfreiheit zugestehen wolle. Da stand man sich also schroff gegenüber. Doch Zierotin vermittelte: man möge sich mit der Bestimmung begnügen, dass niemand um der Religion willen verfolgt werden solle. Solches gestand Matthias zu und empfieng darauf die Huldigung am 30. August.

Mähren. Religionsfreiheit.

Die Ober- und Niederösterreicher beriefen sich auf „die Concession Maximilians II.“,[1]) obschon jener Kaiser dieses Zugeständnis nur für seine Lebensdauer gemacht hatte. Die Oberösterreicher erklärten gar, die Regierung über das Land gebüre ihnen, nachdem Rudolf sie niedergelegt habe, so lange sie nicht seinem Nachfolger die Huldigung geleistet hätten. Die Niederösterreicher sagten, sie hätten sich von Rudolf II. nur deshalb getrennt, weil derselbe ihren Beschwerden nicht abgeholfen habe. Wolle Matthias ihren Bitten nicht nachgeben, so hätten sie auch keinen Grund zum Wechsel der Regierung, und als der Erzherzog nicht nachgab, verließen sie Wien und tagten in Horn, woher sie den Namen Horner haben, und forderten nicht bloß die Oberösterreicher und die katholischen Standesgenossen auf, nicht zu huldigen, sondern auch die Magyaren, bei welchen am 20. October die Krönung stattfinden sollte. Darum gieng es länger.[2]) Erst am 19. November ward Matthias gekrönt, nachdem er in dreiundzwanzig Artikeln den Magyaren die weitesten Zugeständnisse gemacht hatte, in denen die Zerfahrenheit gesetzlich festgestellt war. Übrigens war Matthias jetzt König von Ungarn.

Die Horner. Ungarn.

Doch in Ober- und Niederösterreich schien es zum Kampfe zwischen der Regierung und den Ständen zu kommen, denn die Herren rüsteten, ja sie sahen sich zum Kampfe nach auswätiger Hilfe um, und Tschernembl schrieb an Anhalt, sie wollten mit der Union sich verbünden und wären zu jeder Gegenleistung erbötig, sofern sich die Union der Österreicher trefflich annehmen würde.

Bitte an die Union.

Wer war froher über diese Nachricht als Anhalt! Also Vernichtung Habsburgs und Sieg der Reformation in Österreich und dessen Bund mit der Union!

[1]) Gindely, l. c. I, S. 266.
[2]) Ibid. I, S. 267—272.

„Da wären wir," schrieb Anhalt,[1]) „menschlich gesprochen, nicht bloß Anhalts Hoffnungen.
ark genug, den Gegnern Widerstand zu leisten, sondern wir könnten auch alles
nserer Religion unterthan machen und den gesammten Clerus reformieren. Das
Spiel würde allenfalls auf solche Weise seinen Anfang nehmen: sobald Österreich
nserer Union angehört, wird Bayern gegen dasselbe die Waffen ergreifen: wir
ber stürzen über Bayern her, nehmen Donauwörth, und nichts kann uns wider-
tehen. Es kommt nur auf Italien an, und vor diesem muss uns Frankreich
hützen. Ist Frankreich für uns und fassen wir die ganze Angelegenheit geschickt
uf, so können wir mit Gottes Hilfe allen die Gesetze dictieren und jene zu Herren
machen, die wir dazu bestimmen wollen." — Also weithinreichende Pläne; viel-
eicht gar eine Krone für Anhalt in Aussicht! — Er streckte wirklich nach allen
Seiten hin seine Fühlfäden aus. Christof von Dohna, ein fähiger, junger Dohna in Venedig.
Diplomat, wurde nach Venedig gesendet: es solle sich mit der Union verbünden,
m der Herrschaft des Papstes überall ein Ende zu machen; doch durfte er das
Kind noch nicht beim rechten Namen nennen, nur thun, als ob er wegen eines
Geldgeschäftes in die Lagunenstadt gekommen wäre. Bei Sarpi redete er dagegen Paolo Sarpi.
offen. Dieser entgegnete ihm aber — er komme um zwei Jahre zu spät, der
Streit der Republik mit dem Papste sei schon geschlichtet; man müsse aber die
Sache auf bessere Zeit verschieben und indessen dem Papste und dem Könige von Sarpis Pläne.
Spanien überall Feinde zu erwecken suchen, womöglich einen Waffenstillstand
wischen Spanien und den Niederländern verhindern, und es beim Sultan durch-
etzen, dass er eine Flotte an die Küsten von Granada sende, damit die Mauren
gegen Spanien sich erheben, wozu sie ohnehin geneigt seien. Indes werde ein
neuer Streit ausbrechen mit dem Papste und für diese Zeit möge jetzt schon ein
Vertreter der Union nach Venedig kommen. Auch werde es die Sache der freien
Religion sehr fördern, wenn der Kurfürst von der Pfalz den Kurprinzen
mit einer Tochter Jakobs I. von England vermähle. Bald darauf erklärte
Venedig der Union, dass es zwar nicht an Truppen, aber mit Geld gute
Dienste leisten könne und sich sogar bis zu einer halben Million Thaler jährlich
einlassen wolle.

Als Anhalt vom Streite des Matthias mit den Österreichern hörte,
glaubte er, die österreichischen Länder müsse man in die Union aufnehmen —
doch wollte Heinrich IV. jetzt noch nicht eingreifen, auch scheint er Sorge vor
Anhalts unruhigem, ihn selber überflügelndem Ehrgeize gehabt zu haben. Diesem
giengen die Dinge nicht rasch genug; er griff alle Fäden auf, die ihn nach Öster- Anhalt in Wittingau.
reich führen konnten. In Wittingau bei Wok von Rosenberg kamen die
Gleichgesinnten zusammen, darunter auch Tschernembl. Zierotin dagegen Zierotin.
kam nicht: er fand heraus, dass Anhalt unter dem Vorwande, für die Freiheit
des Protestantismus zu wirken, ganz andere Zwecke verfolge. Ihm schien genug
erreicht, und was man bisher gewonnen, galt ihm gefährdet durch eine neue
Empörung. Ja er war sogar der Ansicht, „dass es der Reinheit des religiösen
Lebens zuträglicher sei, wenn dasselbe unter einem leisen Drucke stehe, und dass
das von den Protestanten bisher eroberte Gebiet bereits groß genug sei, um ihre
Entwicklung zu sichern und die Katholiken bloß zu einem geistigen Wetteifer, aber
nicht zu einem Kampfe auf Leben und Tod aufzureizen".[2]) Er zeigt sich hier als Brüderunität.
Anhänger der Brüderunität, in der die Ansicht im Schwunge war, dass

[1]) Gindely, l. c. I, S. 272—273.
[2]) Ibid. I, S. 281.

der einzige heilbringende Zustand für die Kirche Gottes derjenige der Unterdrückung sei.[1]) Es ist das eine tiefere Ansicht, welche von der Geschichte allerdings bestätigt wird. Die menschliche Schwachheit ist eben groß und das Glück der gefährlichste Feind des einzelnen wie ganzer Genossenschaften.

Die Nachricht von der Krönung des Matthias wirkte wie ein Sturzbad auf Anhalt; auch den Böhmen traute er nicht viel Beharrlichkeit zu. Schließlich kam er zur Überzeugung, das Vortheilhafteste sei, Rudolf gegen Matthias zu unterstützen, bis man in allen Ländern die Regierungsgewalt einem ständischen Ausschusse mit einem Gouverneur an der Spitze (vielleicht gar Anhalt) übertragen könne.[2])

Neuer Plan Anhalts.

Darum hören wir bald nach der Versammlung in Wittingau die Drohung fallen, dass man wieder unter die Regierung des Kaisers zurückkehren und die Scharte auswetzen könne. Besser meinte es dagegen Zierotin, wenn er die Österreicher mahnte, mäßig und bescheiden zu sein und in ihrem Rechte nachzugeben, wenn sie damit die Hauptsache retten könnten. Matthias und die Österreicher standen sich in der That schroff gegenüber, auch die Rathgeber, denen Matthias Glauben schenkte. Sagte ihm Khlesl, er möge eher mit einem weißen Stäbchen in der Hand das Land verlassen, als den Ständen nachgeben, so hielt ihm der Magyare Illeshazy entgegen, die Länder würden wohl einen Herrn und König immer noch bekommen, Matthias aber keine Länder mehr;[3]) man möge doch andere glauben lassen, was ihnen beliebe, denn niemand werde für einen andern weder zum Himmel noch zur Hölle fahren. Sollte Matthias die Forderungen der Stände befriedigen oder nicht? Es war nicht bloß Frage der Duldung, sondern auch des Bestandes seiner Macht.

Mat-thias.

Rudolf II. hofft wieder,

Bald erfuhr Rudolf II. von den Verlegenheiten seines Bruders und war froh darüber; er hoffte, Matthias werde, von den sich steigernden Schwierigkeiten überwältigt, gerne auf alle abgetretenen Länder verzichten und sich ihm reuig in die Arme werfen. Die Befriedigung der Rache war ihm noch lieber als die Aufrechthaltung seiner Grundsätze. Der Streit der Brüder drohte aber dadurch verhängnisvoll zu werden für sie selber wie für die Sache, welche ihr Haus bisher vertreten hatte.[4])

Tschernembl meldete an Anhalt, er möge Rudolf wissen lassen, dass die Österreicher geneigt seien, unter seine Herrschaft zurückzukehren, wenn er in die Forderungen willige, die sie bis jetzt vergebens an Matthias gestellt hätten, und der Kaiser erfuhr durch aufgefangene Briefe davon, noch ehe Anhalt einen Weg der Mittheilung zu ihm gefunden, und wurde so sicher in seinen Hoffnungen, dass er den Erzherzog Leopold am 9. December 1608 an seinen Bruder schickte und die Zurückgabe des Verlorenen verlangte. Matthias gab zur Antwort, dass er sich eher zu allem als zur Abtretung der Länder verstehen könne. An

---

[1]) Gindely, Geschichte der böhmischen Brüder. 2 Bände.
[2]) Gindely, Rudolf II., Bd. I, S. 283.
[3]) Ibid. I, S. 285.
[4]) Ibid. I, S. 290—291.

Christian von Anhalt sandte Rudolf II., ihm die Wege anzugeben, auf welchen er „seine Scharte auswetzen könne", und dieser gab die seine Wahrhaftigkeit bloßstellende Antwort, er sei jederzeit, besonders aber seit dem Regensburger Reichstage, als alle Welt den Kaiser verließ, auf dessen Bestes bedacht gewesen und habe zu seiner Rettung einige so gute Gelegenheiten zu ersehen gehabt, dass er sich gerade wundern müsse, weshalb sie sonst von niemanden erkannt worden seien. Sofort ließ Rudolf II. — und dies zeigt, wie krank der Mann damals war — durch Gunderode, den Agenten des Königs von England, ihm einen großen Lohn anbieten und den Österreichern freie Religionsübung, wenn sie zu ihrem früheren Herrn zurückkehren wollten. In welche Hände gab sich und sein Haus und seine Religion der arme kranke Kaiser! Man sieht es aus dem gleißnerischen Dankschreiben Anhalts:[1]) „Seine Hoffnungen beruhen darin, dass kein römischer Kaiser so lange Jahre, so ansehnlich und so glücklich regiert und keiner seit hundert Jahren so glänzende Siege gegen die Türken erfochten habe als er, so dass der Sultan selber ihn habe um Frieden bitten müssen. Nun habe der Kaiser zwar einen Theil seiner Länder nach fürfallender Occasion theils aus Indulgenz, theils aus Gratification, theils aus Zufall abgetreten, doch könne es einen solchen Monarchen nicht viele Mühe kosten, die von Anderen beleidigten Ländern wieder durch Temporisierung dauernd an sich zu bringen, umsomehr, da das kurfürstliche Collegium auf seiner Seite sei, dieses verhoffentlich nicht ein Geringes beitragen und auch der Respect, die Dependenz und Auctorität, deren er sich bei fremden Königen und Fürsten erfreue, etwas Ansehnliches prästieren werden."

wendet sich zu Anhalt.

wird getäuscht.

Wie gewunden ist doch die Sprache der Lüge, wie einfach die Sprache der Wahrheit! — Nur sein krankhafter Zustand, auf den jedoch Anhalt rechnete, war schuld, dass der Kaiser über dieses Schreiben nicht erröthete. Natürlich stellte Anhalt auch die Bedingungen auf, unter welchen die Österreicher wieder unter die frühere Herrschaft zurückkehren könnten, und da war die erste die Freigebung des Glaubens und die vollständige Gleichberechtigung der Protestanten mit den Katholiken, und damit diese dauernd erhalten würde, sollten die protestantischen Fürsten und Kurfürsten und der König von England die Gewähr des Vertrages übernehmen, die Stände aber sollten frei mit der Union verkehren und Zusammenkünfte aller Art abhalten können. Damit war jedem Regenten in Österreich Kraft und Selbständigkeit genommen. Die schönen Länder an der Donau wären nur eine Provinz der Union geworden, ein Spielball für Ränkeschmiede wie Christian von Anhalt. Zu den Nebenbedingungen gehörte auch die, dass der Kaiser dem Erzherzog Leopold seine feindselige Haltung gegen die Protestanten verbiete. —

Folgen des Bruderzwistes. Der böhmische Majestätsbrief 1609.

So standen damals die beiden Brüder, Kaiser Rudolf II. und König Matthias. Zwischen letzterem und den Österreichern schien es in allem Ernste zum Kriege zu kommen. Tschernembl gieng nach Ungarn, um kraft des Sterboholer Bündnisses Hilfe zu fordern. Zum Glücke für Matthias war Illeshazy der Ansicht, dass jenes Bündnis nur für allgemeine, doch

Matthias und die Österreicher.

[1]) Gindely theilt dies Meisterstück von Heuchelei mit in „Rudolf II.", I, S. 292.

nicht für besondere Gelegenheiten aufgerichtet sei, weshalb ihn der, in seinen Hoffnungen bitter getäuschte Tschernembl einen Heuchler nannte. Doch hatten die Herren die Gewissheit, dass sie von den Sterboholer Bundesgenossen keinen Angriff zu fürchten hätten, wenn sie auch zunächst auf keine Hilfe hoffen durften. Zierotins Vermittlung half nicht. Tschernembl hoffte nur noch Hilfe von der Union: man könne weder mit dem König, noch mit dem Kaiser zum wahren Ziele gelangen. Schon waren Gesandte der Union auf dem Wege, um die Verhältnisse in Österreich genau zu studieren, als Vertrag. Matthias mit den Österreichern am 22. Februar 1609 sich verglich. Allen Einwohnern in Österreich wurde Freiheit des Gewissens gewährleistet, den adeligen Ständen wurde die Übung des Gottesdienstes auf ihren Gütern freigegeben; sonst wurden nur den Städten die alten Privilegien und Freiheiten neu bestätigt. Die Gerichte sollten mit Personen beiderlei Glaubens besetzt werden.

Leopold legte als Erzherzog und als Bischof von Passau Verwahrung ein gegen diese Nachgiebigkeit. Ferdinand von Graz schloss sich der Verwahrung an. Gindely bemerkt[1]) ganz richtig: „Die Nachgiebigkeit des Matthias entband seine Unterthanen bloß von der katholischen Kirchengewalt, um sie der Willkür einiger hundert Adelshäupter zu überliefern; eine wahre Gewissensfreiheit setzt einen Zustand der Gesellschaft voraus, wie er im siebzehnten Jahrhundert nicht vorhanden war. Es waren die Horner ebensowenig wahre Vertheidiger der Gewissensfreiheit, als Matthias der alleinige Gegner derselben. Ebenso hatte auch der Eifer, mit welchem der Adel für die Städte auftrat, seinen Grund in der Absicht, sie durch Einführung der Glaubensneuerung dem Herrscher abwendig zu machen. Da aber kein Regent in Europa damals seinen Thron behaupten konnte, wenn nachgerade seine Unterthanen sich ihm im Glauben entfremdet hatten, und Matthias dies wohl einsah, so wehrte er sich deshalb bis zum letzten Augenblicke, der Herrschaft über die Städte sich zu begeben und sie durch Zulassung der Glaubensneuerung dem Adel in die Hände zu spielen!“

Gewissensfreiheit.

Böhmen. Was Matthias den Österreichern zugestanden hatte, konnte Rudolf umsoweniger den Böhmen versagen, als er nicht nach festen Grundsätzen, nach einem Plane, sondern nach Stimmungen und Launen waltete. Er hatte für die Entscheidung der Religionsfrage die Berufung eines Landtages auf den November 1608 versprochen. Der November kam, aber der Kaiser hielt Landtag von 1609 sein Wort nicht. Ende Januar 1609 erst erzwang die Noth der Steuerbewilligung die Einberufung. Gleich im Eingange sollten die Stände die Religionsfrage erörtern. Es waren in Böhmen Katholiken, Lutheraner und Brüder:[2]) im Dogma hatten sich die beiden letzteren 1575 geeinigt;[3]) im ganzen lutherisch, hatten sie sich in der Lehre von der Rechtfertigung und der guten Werke dem katholischen Dogma genähert. Schlick warf den

[1]) Gindely, l. c. I, S. 308.
[2]) Ibid. I, S. 310—316.
[3]) Vergl. Bd. VII, S. 128—131 dieses Werkes.

Brüdern ein Einvernehmen mit Calvinern und Lutheranern vor; Budowec meinte, man dürfe andere Bekenntnisse nicht verdammen, sondern solle nach einer höhern Einheit in Christus suchen.[1]) Der Hof verstand es nicht, diese Spaltung auszunützen, wollte aber auch weder den Lutheranern, noch den Brüdern irgend ein Zugeständnis machen, sondern mahnte beide zum Anschlusse an den Erzbischof von Prag. Das erregte Erbitterung: Lutheraner und Brüder näherten sich wieder einander und forderten nicht bloß Gewährung der Glaubensfreiheit, sondern auch Übergabe des Consistoriums und der Prager Universität in ihre Verwaltung. Die Regierung schlug diese Forderung ab, dafür wollten die Stände sich auch nicht in die Steuerfrage einlassen und erklärten, als die Auflösung des Landtages angedroht wurde, dass sie mit Anwendung aller Kraft jedes Unrecht, das sie treffen könnte, abwehren wollten. Da wurde der Landtag aufgelöst. Die Lutheraner und Brüder aber baten Matthias und die protestantischen Kurfürsten um Vermittlung und versprachen sich, im April in Prag wieder zusammenzutreten, um, wenn es nöthig sei, mit den Waffen zum Ziele zu kommen, wie die Horner.[2])

fordert Glaubensfreiheit.

wird aufgelöst.

Der Krieg war also von den Ständen angedroht und dem Kaiser blieb nichts übrig, als entweder den Lutheranern nachzugeben oder sich zu ernstlichem Widerstand zu rüsten. Billig fragen wir da, über welche Kräfte Rudolf II. noch zu verfügen hatte, und hören, dass die Katholiken zu den Gegnern wie eins zu zehn standen, so sehr hatte die Neuerung um sich gegriffen. Unter diesen Umständen riethen dem Kaiser nur der Kanzler Popel von Lobkowitz, dann Wilhelm von Slawata und Jaroslaw von Martinitz, und unter den Geheimräthen Attems, zu einfachem Verwerfen der protestantischen Forderungen; aber ein Heer von 20.000 Mann müsse aufgestellt werden. Aber woher das Geld dazu nehmen? Der Nuntius Gaëtano wurde um die Hilfe des Papstes ersucht, verlangte aber, dass der Erzherzog Leopold von Graz schleunigst nach Prag berufen werde, um als rechter Arm Rudolfs den Kampf zu führen, denn niemand passte weniger zum Feldherrn als der Kaiser. Obschon Bischof von Passau, war der dreiundzwanzigjährige Erzherzog kriegerisch gesinnt, voll Thatendrang und Ehrgeiz und feuriger Katholik, so dass man damals in Rom, Wien und Madrid große Hoffnungen auf ihn setzte. Längst hatte Attems dem Kaiser gerathen, entweder auf Ferdinand oder auf Leopold die Nachfolge im Reiche zu lenken. Rudolf dachte damals an einen Fürsten-Convent in Prag und setzte große Hoffnungen namentlich auf den Kurfürsten Ernst von Köln und sagte in einer krankhaften Stunde zu dessen Gesandten Hennot: „Einige sagen, ich stehe in Gefahr, andere das Gegentheil, und sie machen mich mit diesem Reden ganz toll. Es ist ja wider alles Recht und alle Reichsverfassung, dass einer zur Bestimmung seines Nachfolgers gezwungen werden soll. Kein Kurfürst würde sich dazu zwingen lassen. Wie es jetzt in Böhmen beschaffen ist, wie gefährlich es mit der Religion und mit mir steht, das sehet Ihr; ich habe niemanden in der Welt, auf den ich mich sicher verlassen und dem ich

Rudolfs Lage.

Erzherzog Leopold.

Ernst von Köln.

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 157—158 dieses Werkes.
[2]) Gindely, l. c. I, S. 317.

trauen dürfte, als den Kurfürsten von Köln.“ [1]) — Bald dachte der Kaiser wieder an Flucht und beim leisesten Schimmer einer Hoffnung — sogar an Wiedergewinnung der Länder, die er Matthias hatte abtreten müssen. Liechtenstein machte ihm damals Hoffnung, dass er wieder in den Besitz von Mähren gelangen könnte.

Liechtenstein.

Indes verstrichen die vier Wochen, nach welchen der am 1. April aufgelöste Landtag in Prag wieder zusammenkommen wollte, und Rudolf hatte kein Heer beisammen und stand den drohenden Ereignissen gegenüber hilflos da. Zahlreicher als je kam der protestantische Adel Ende April in Prag zusammen und bat den Kaiser um Wiedereröffnung des Landtages. Als er es verweigerte, versammelten sie sich desungeachtet, bestimmten das Neustädter Rathhaus zum Sitzungssaale und brachen in großem Festzuge am 5. Mai dahin auf. Damit betraten sie die Bahn der Empörung, denn nach der Landesverfassung hatte nur der König das Recht, die Stände zu versammeln. Entweder musste jetzt Rudolf über die Stände, oder die Stände mussten über Rudolf siegen.

Die Stände.

Aber wie sollte Rudolf II. siegen? Er hatte ja nur eine kleine Leibwache; die Mehrzahl der Prager war der Neuerung günstig. Allerdings hatte sich viel dienstloses Volk aus Deutschland nach Prag zusammengezogen in Hoffnung, angeworben zu werden, jedoch nur die Stände hatten Geld, der Kaiser aber keines. Bei den Ständen wurden zunächst die Zuschriften der Fürsten verlesen, an welche sie sich um Hilfe gewendet hatten. Der Brief des Matthias sagte bloß, der Kaiser werde sich in seiner Weisheit am besten zu entscheiden wissen, während er, Matthias, selber keine genaue Kenntnis von dem habe, um was es sich in Prag handle. — Die Kurfürsten von der Pfalz und Brandenburg und Sachsen riethen dem Kaiser zur Gewährung der ständischen Bitten. Letzterer verlangte aber von den Ständen auch, sie sollten nie die Achtung vergessen, die sie der Würde des Kaisers schuldig seien. Dann fassten die Stände eine Rechtfertigungsschrift ab, in welcher sie die Freigebung des Bekenntnisses und die Wiedereinberufung des Landtages forderten. — Es war ein bewegtes Treiben in Prag, der Landtag wurde mit Gebet, Gesang und Predigt eröffnet; bald sah es aus, wie in einer Stadt, in welcher man einen Kampf auf Leben und Tod erwartet. Der Kaiser selbst fürchtete bei jedem Schalle von Schüssen einen Ansturm. In den Nächten hatte er Fieberphantasien und Schreckbilder. — „Wenige Menschen wussten damals, welchen tiefen Jammer die Mauern des Prager Schlosses verbargen.“ [2]) — Er schwankte schmerzzerrissen von einem Entschlusse zum andern. Der spanische Gesandte Zunniga, der gerade von einem Besuche in Graz zurückkam, bot ihm die Hilfe seines Königs an zur Erhaltung des katholischen Glaubens, und Rudolf II. war in einem Augenblicke Feuer und Flamme für den Kampf und wies alle Anträge zur Nachgiebigkeit schroff zurück. Am 10. Mai aber hatte ihn sein Rath Hannewaldt ganz für die vollständige Befriedigung der Protestanten gewonnen: er habe ja kein Heer zum Widerstande; wenn er nicht nachgebe, so werde er gewiss gestürzt werden. Den

Prag.

Rudolf II. schwankt.

[1]) Gindely, l. c. I, S. 320.
[2]) Ibid. II, S. 330.

Katholiken, die ihm Vorwürfe über diesen Rath machten, entgegnete Hannewaldt: „Aus diesem Kaiser ist nie ein Kriegsmann zu machen, und mit ihm ist keine Politik zu treiben.“ Am 14. Mai wussten die Stände schon, dass der Kaiser nachgeben werde; es fragte sich nur noch, ob der Landtag erst in sechs Wochen oder in vierzehn Tagen oder sogleich, wie sie verlangten, einberufen werde. Als der Kaiser noch einmal schwankte, beschlossen die Mitglieder des Landtages am 5. Juni, fortan in voller Kriegsrüstung zusammenzukommen und Rache an den Urhebern der neuesten kaiserlichen Sinnesänderung zu nehmen.

Kinsky.

In diesen Schwankungen spielt der unruhige Geist des Böhmen Wilhelm Kinsky eine Rolle: von Ehrgeiz getrieben, suchte er eines der höchsten Staatsämter durch Achselträgerei zu erreichen. Hier ist er für uns wichtig, weil er den Plan einer oligarchischen Adelsrepublik für Böhmen entwarf.[1]) Der König, dem man die Finanzen entwunden, wäre danach ein bloßes Scheinbild und alle Macht beim böhmischen Landtag gewesen, der die Gesetze zu erlassen und zu deuten, den Krieg zu erklären und die dafür nöthigen Summen festzusetzen, durch einen Ausschuss den Gang zu leiten, überhaupt alle Beamten auf drei Jahre zu wählen, das Recht gehabt hätte, auch wäre der Landtag oberster Criminalgerichtshof geworden: er sollte sich aus eigener Macht versammeln dürfen, wenn die Noth es erheische, auch gegen den Willen des Königs; alle drei Jahre sollte ein General-Landtag aller Länder der böhmischen Krone zusammenkommen. In den Landtag sollte nur wählbar sein, wer drei Generationen hindurch dem erbgesessenen Adel angehöre. In dieser ganzen Zeit finden wir ja ein Ringen der Aristokratie mit der Monarchie. Kinsky sprach nur die Gedanken aus, welche damals in Böhmen in vielen Köpfen gährten. Polen blieb bekanntlich eine solche Adelsrepublik. In Böhmen machte der Gang der Ereignisse und die Entschiedenheit Ferdinands II. diesem Streben ein Ende.

Böhmische Oligarchie.

Adel und König.

Die Stände rüsteten indes zum Kampfe, ernannten zur provisorischen Regierung dreißig Directoren und bestimmten drei Generale für den Krieg; sie schlossen mit den Schlesiern, welche gleichfalls die Religionsfreiheit erringen wollten, ein Bündnis zu Schutz und Trutz, und mahnten die Mährer an die altherkömmliche Stellung der Kriegshilfe. Dann vertagte sich der Landtag am 26. Juni, die meisten giengen aufs Land, um die Bewaffnung ins Werk zu setzen. Graf Thurn sollte als General-Lieutenant, Colonna von Fels als Feldmarschall, Johann von Bubna als General-Quartiermeister dieselbe leiten. Doch war die Macht, welche man aufstellte, nicht groß, 3000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter.[2]) Wie schwach muss also die des Kaisers gewesen sein!

Die Stände.

Schlesien.

Mähren.

Rudolf II. konnte keinen Widerstand leisten. „Abdanken“, rieth darum Hannewaldt, „oder nachgeben!“ Der Kaiser bot also Freiheit des Bekenntnisses und ein von den Protestanten allein abhängiges böhmisches Consistorium an, die Universität sollte geleitet werden von sechs Directoren, die er aus zwölf von den Protestanten Vorgeschlagenen wähle. Der sächsische Gesandte fand diese Zugeständnisse ausreichend, die Forderungen der Pro-

Der Kaiser gibt nach.

[1]) Gindely, l. c. I, S. 340—341.
[2]) Ibid. I, S. 352.

testanten dagegen alles Maß überschreitend. Rudolf hatte eben durch sein Schwanken diese Maßlosigkeit hervorgerufen. Wie sie den Entwurf gemacht, gerade so sollte der Majestätsbrief abgefasst werden; kaum dass sie in die Forderung des Kaisers, das Wort „lutherisch" solle in „utraquistisch" umgewandelt werden, einwilligten. Als Erzherzog Leopold gegen alle diese Zugeständnisse Verwahrung einlegen wollte, entgegnete der Kaiser: „Mein Vetter ist noch jung und hitzig und versteht die Sache nicht." — Leopold schrieb an Max von Bayern, er habe gethan, was er konnte, aber ihm wolle das Herz im Leibe zerspringen. Die Katholiken hielten den Majestätsbrief für das größte Unglück des Landes. Am 9. Juli wurde der Majestätsbrief vom Kaiser unterzeichnet, am 11. Juli erhielt er die vom Gesetze vorgeschriebene Form. Der Jubel der Sieger war groß, viele weinten vor Freude.[1])

Unterschrift.

Der Majestätsbrief.

Nach einer längeren historischen Darlegung der Stellung der Bekenntnisse, erklärte der Kaiser, er wolle, dass in diesem Königreiche unter allen drei Ständen, wie der katholischen, so auch der utraquistischen Partei, zwischen seinen sämmtlichen lieben und getreuen Unterthanen, jetzt und auch künftige Zeiten alle Liebe und Eintracht, Friede und gutes Benehmen zur Auferbauung und Erhaltung des allgemeinen Besten und Friedens bestehe, dass jede Partei ihre Religion, bei welcher sie ihre Seligkeit hofft, frei und unverhindert und ohne Bedrängnis ausüben könne. Darum solle bezüglich des Glaubens unter einer und beiderlei Gestalt niemand den anderen bedrängen, vielmehr alle als gute Freunde zusammenhalten, keine Partei die andere schmähen. Wie die Katholiken ihre Religion frei und ungehindert ausüben dürfen und ihnen die Utraquisten keinen Eintrag thun und Vorschriften geben können, so sollen auch die Utraquisten ihre christliche Religion dem unter ihnen gemachten Vergleiche und Vereine gemäß frei und nach Gefallen überall ausüben können, bei ihrem Glauben und ihrer Religion ruhig gelassen werden — bis zur christlichen vollkommen allgemeinen Vergleichung über die Religion im heiligen römischen Reiche. Der Kaiser erklärt ferner, er übergebe das untere Prager Consistorium in die Gewalt der utraquistischen Stände, dass sie es mit ihrer Priesterschaft und nach ihrem Glaubensbekenntnisse und Vereine erneuern, wie auch ihre Prediger, böhmische und deutsche, ordinieren lassen und die ordinierten, ohne einige Verhinderung des Prager Erzbischofs, annehmen und einsetzen dürfen. Ebenso übergebe er die von altersher den Utraquisten gehörige Prager Universität mit allem Zubehör der Gewalt der Stände, damit sie dieselbe mit tüchtigen und gelehrten Männern besetzen, gute löbliche Einrichtungen treffen und über beides zuverlässige Personen aus ihrer Mitte zu Beschützern anstellen mögen. — Die für den späteren Streit wegen Braunau und Klostergrab so wichtige Stelle des Majestätsbriefes lautet wörtlich: „Wenn jemand von den utraquistischen Ständen dieses Königreiches, außer den Kirchen und Gotteshäusern, welche sie jetzt besitzen und ihnen vorher schon zuständig gewesen, in Städten, Flecken, Dörfern und anderswo noch mehrere Gotteshäuser oder Kirchen zum Gottesdienste oder auch Schulen zur Bildung wollte erbauen lassen; so soll all dieses sowohl der Herren- und Ritterstand, als auch

Gleichberechtigung.

Das Consistorium.

Universität.

[1]) Gindely, Geschichte der Ertheilung des böhmischen Majestätsbriefes von 1609. Prag 1858.

die Prager, Berg- und andere königliche Städte, alle gemeinschaftlich und jeder insbesondere, ohne Hindernis von Seite irgend eines Menschen, auf alle beliebige Weise, jederzeit, frei und offen thun können. Und weil in vielen Unserer königlichen, auch Ihrer Majestät der Kaiserin Städten, als Königin von Böhmen, beide Religionsparteien, Katholiken und Utraquisten, beisammen wohnen, so wollen und befehlen Wir insbesondere, dass zur Erhaltung der Liebe und Eintracht, jede Partei ihre Religion frei und uneingeschränkt ausübe, sich von ihrer eigenen Geistlichkeit leiten und dirigieren lasse, und kein Theil dem andern in seiner Religion und deren Gebräuchen etwas vorschreibe, noch die Ausübung der Religion, Beerdigung der Leichen in Kirchen und Friedhöfen, oder das Geläute verwehre. — Vom heutigen Tage soll niemand, weder die höhern freien Landstände, noch die Bewohner unterthäniger Städte und Flecken, noch die Bauern, von ihren Obrigkeiten oder irgend jemand, sei es von geistlichen oder weltlichen Personen, von ihrer Religion abgedrängt und zu einer andern Religion durch Gewalt oder auf irgend eine ersonnene Art gezwungen werden."

So war denn Matthias erlegen, so musste Rudolf der Neuerung nachgeben. Die Sache der Reformation hatte viel gewonnen. —

Der Jülich-Clevische Erbfolgestreit.

Eine neue Frage trat auf, welche für Katholiken wie Protestanten und Calviner sehr bedeutsam ward.

Jülicher Erbfolgestreit.

Ein wichtiger Erbfall schien damals schon alle Schrecken eines langwierigen Krieges über Deutschland loszulassen. Am 25. März 1609 starb kinderlos der Herzog Johann Wilhelm von Cleve, Jülich und Berg und den Grafschaften Mark und Ravensberg. Ansprüche hatte kraft einer Urkunde Karls V. vom Jahre 1544 das sächsische Haus ernestinischer Linie und nach einer späteren Urkunde, wonach auch die Töchter oder deren männliche Nachkommen erben konnten, Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und Pfalzgraf Ludwig von Neuburg. Sachsen wandte sich an den Kaiser, Brandenburg und Neuburg aber setzten sich sogleich in den Besitz der Länder und verglichen sich nachträglich über die Theilung. Der Kaiser aber beschloss die Länder zunächst zu Handen des Reiches zu nehmen, um dann zu entscheiden, wem von den streitenden Parteien sie zuständen, und indem er durch das eigenmächtige Verfahren die Reichsgesetze für verletzt erklärte, zumal das Grundgesetz des Herzogthums die Untheilbarkeit der Lande und das Recht der Erstgeburt verlangte, so beauftragte er seinen Vetter, den Erzherzog Leopold, den Bruder Ferdinands von Steiermark, der Bischof von Passau und Straßburg und zur Heerführung befähigt war, das Land in Beschlag zu nehmen und Jülich zu besetzen. Dies geschah. Erzherzog Albrecht unterstützte ihn von den Niederlanden aus, denn es konnte Spanien nicht angenehm sein, in der Nähe Belgiens den Protestantismus um sich greifen zu sehen.

Union.

Dazu kam die Besitznahme von Donauwörth durch Maximilian I. Begreiflich, dass die Union einen Tag für ihre Mitglieder in Schwäbisch-Hall ansagte (im Mai 1609), und dass Anhalt dabei war.

Christian von Anhalt

Auf das Erliegen des Matthias den Österreichern und Ungarn gegenüber konnte Anhalt nicht mehr rechnen, seit dieser mit seinen Gegnern sich verglichen hatte. Die Beschützung des Rudolf bot weiter keine Aussicht, also machte Anhalt eine Wendung gegen den Kaiser. Der Pfalzgraf, der an seinem Leitseile gieng, beantragte, die Union auch über die österreichischen Länder auszudehnen und die Erneuerung der Reichsunmittelbarkeit von Donauwörth zu verlangen. Dies sollte eine eigene Gesandtschaft beim Kaiser betreiben, zu gleicher Zeit fordern, dass er der Gerichtsbarkeit des Reichshofrathes ein Ende mache und diejenigen Räthe entferne, welche bisher beharrlich eine feindselige Stellung gegen die Protestanten eingenommen hätten. Zum Gesandten ward begreiflich Anhalt bestimmt, und er trug sich mit großen Hoffnungen: wenn es zum Kriege käme zwischen dem Kaiser und den Ständen, konnte er der Oberbefehlshaber der letzteren werden, und wenn er siegte, konnte er König werden, wie etwa Podiebrad es geworden war, und wenn er sich behauptete, welche weitere schwindelnde Aussichten für ihn und die Union! Darum rüstete sich Anhalt schnell zur Reise.

nach Prag,

Jetzt kam aber vom Kaiser der Befehl, er solle sie vertagen, denn Rudolf II. fürchtete, den Ränkeschmied in Prag zu sehen. Aber Christian von Anhalt erkärte, er dürfe sich keinen Aufschub gestatten in Anbetracht seiner Verpflichtung gegen die Auftraggeber, und traf keck am 22. Juni in Prag ein. Die Frage wegen des Majestätsbriefes war übrigens schon erledigt: Anhalts Hoffnungen verzogen sich wieder, doch fand er bald eine Öffnung, in welcher er sich ansetzen konnte. Die Stände Böhmens wollten Entwaffnung, da sie ihr Ziel erreicht; Anhalt machte sich an einige Stimmführer und erweckte Misstrauen: man müsse gerüstet bleiben, nur dann sei man der Zugeständnisse sicher. So folgte er seinem Talent zu Ränken und erweiterte den kleinen Kreis der ihm Vertrauenden immer mehr. Statt zu entwaffnen, beschlossen die Directoren die Rüstungen zu vervollständigen.

erregt Misstrauen,

Misstrauen erwachte in den Gegnern, die sich eben versöhnt hatten. Das war es aber gerade, was Anhalt wollte. Rudolf II. begriff nicht, dass er folgerichtig jetzt verfahren müsse, nicht mehr nach Launen, denn bei den Abgeordneten waren übertriebene und unhistorische Ansichten von der Macht der

reizt die Stände

Stände im Schwunge; so erklärte ja Budowec: der Landtag in Böhmen sei der Ausfluss alles Rechtes, er gebe dem Lande Gesetze, er wähle den König, er stehe über den Gerichten, seine Gewalt sei eine allumfassende — worauf der Oberstburggraf entgegnete: unter solchen Umständen wolle er lieber Haus und Hof verkaufen und von Böhmen auswandern, ehe er sich bei den gegenwärtigen Glaubensverhältnissen unter das tyrannische Joch eines allmächtigen Landtags beugen würde, welcher bald berathende Versammlung, bald Gerichtshof sei. Bei solchen Gegensätzen musste es über kurz oder lang zu einem Zusammenstoß kommen — und im Trüben vermochte Anhalt zu fischen. Er wurde fast jeden Tag in Prag zu Gast geladen und da regte er nun die Frage an: ob die Böhmen nicht besser thäten, nicht bloß mit den Schlesiern, sondern auch mit den Mährern und

zum Bund mit der Union.

Österreichern und Ungarn sich zu verbünden, und dann an der Union eine Stütze zu suchen durch einen offenen Bund, den auch der Kaiser bestätigen müsse. Das hätte aber den Kaiser gereizt. Da schlug ihnen Anhalt einen geheimen Bund vor, und sie versprachen, mit der Union vertrauliche Beziehungen zu unterhalten, bis man ein förmliches Bündnis schließen könne. Ein solches Bündnis war aber soviel als Bruch mit dem Hause Habsburg, und den mochten die Böhmen noch nicht herbeiführen: nach dem Tode Rudolfs II. meinten sie, verstehe es sich von selber. Gute Freunde, die auf seine Pläne eingiengen, riethen

Anhalt, sich um die böhmische Landstandschaft zu bewerben. Er gehörte dann zum böhmischen Adel und konnte vielleicht unter Umständen die Krone erringen.

Schlesien.

Auf Anhalts Rath forderten die Böhmen vom Kaiser die Bestätigung ihres Bundes mit Schlesien und, als er sich des weigerte, erklärten sie, dass sie auch ohne diese das Bündnis mit Schlesien als giltig und verbindlich ansähen, und trugen es in die Landtafel ein. Der Kaiser ertheilte dagegen auch den Schlesiern einen Majestätsbrief auf das freie Bekenntnis der Augsburgischen Confession, ebenso den Ständen der beiden Lausitze, der Grafschaft Glatz, des Egerer Kreises. Die Schlesier suchten dagegen das Band zu lockern, das sie an Böhmen knüpfte; sie wollten nicht mehr untergeordnet, sondern beigeordnet sein, Antheil haben an der Königswahl, ihre eigenen Angelegenheiten selber verwalten; sie forderten Rückgabe der auf Karlstein befindlichen auf Schlesien bezüglichen Privilegien, Unabhängigkeit von jedem böhmischen Gerichte, einen eigenen Vicekanzler — das heißt Befreiung von jeder Einflussnahme Böhmens auf schlesische Angelegenheiten. Doch erreichten die Schlesier diesmal ihr Ziel nicht, der Kaiser gab ausweichende Antwort. — Am 23. Februar 1610 wurde der so wichtige Landtag Böhmens geschlossen.[1])

Majestätsbrief.

Anhalt bei Rudolf II.

Anhalt wartete den Schluss nicht ab: er hatte beim Kaiser vergebens die Wiederherstellung Donauwörths in die Reichsunmittelbarkeit, die Aufhebung der Gerichtsbarkeit des Reichshofrathes, die Entfernung einiger kaiserlichen Räthe betrieben, welche den Protestanten feindlich gesinnt wären — es waren namentlich Strahlendorf und Hannewaldt damit gemeint. Doch erreichte er nichts, man vertröstete ihn mit guten Worten, um den gefährlichen Mann zu entfernen, der offenbare Lügen dem Kaiser vortrug; wollte er doch Rudolf glauben machen, die Union sei gegründet worden, um die gewaltsame Unterdrückung fernzuhalten, welche der Kaiser von seinem Bruder erfahren habe, und der Bund der Erzherzoge sei in Rom und Madrid geschmiedet worden. Auf Rudolfs Bemerkung, Heinrich IV. wolle sich in die deutschen Angelegenheiten einmischen, entgegnete Anhalt, allerdings wolle er wie Karl der Große die französische Herrschaft über Deutschland ausdehnen; des Kaisers einziger Schutz dagegen sei, dass er sich an die Reichsstände anschließe. Der Kaiser sei die Sonne, welche alles erleuchte, seine bösen Rathgeber aber verfinsterten sie.

Rudolf II. hatte den Ungarn, den Österreichern, Mährern, hatte den Böhmen bisher ein Zugeständnis nach dem andern gemacht, nothgedrungen, nicht freiwillig; er hatte aber den Gedanken nicht aufgegeben, unter günstigen Umständen alles wieder zu gewinnen. Jetzt war der junge, thatendurstige Erzherzog Leopold seine Hoffnung. Zwei Tage nach Unterzeichnung des Majestätsbriefes empfieng Rudolf den Erzherzog, der sich ihm zu Füßen warf, ihm seine treuen Dienste anbot, hob ihn huldvoll vom Boden auf, ertheilte ihm seinen Segen und versprach ihn an Sohnesstatt zu erheben. Leopold hatte damit die Aussicht, wenigstens in den Ländern, welche dem

Rudolf II. und Leopold.

[1]) Gindely, l. c. II, S. 12—20.

Neue Pläne. Kaiser noch geblieben waren, sein Nachfolger zu werden, und Rudolf hegte die Hoffnung, dass er ihm die Gewalt, auf die er hatte verzichten müssen, wieder herstelle. In Böhmen sollte jedoch die rückgängige Bewegung nicht unmittelbar beginnen, man müsse es zur Ruhe kommen lassen: die Mittel zu einem Gegenschlag müssten in Deutschland gesammelt werden und zwar sollte Jülich die Gelegenheit bieten.[1])

Jülich. Oben wurde schon im großen Umrisse angedeutet, welche Bedeutung die Jülicher Erbfolgefrage plötzlich bekam, wie schwierig sie war, wie unter den vielen Bewerbern der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg sich sogleich in den Besitz des strittigen Erbes setzten und dann erst beim Kaiser um die Bestätigung des Besitzes nachsuchten, woher sie den Namen „die possedierenden Fürsten" bekamen. Der Kaiser war im vollen Rechte, wenn er durch das eigenmächtige Verfahren die Reichsgesetze für verletzt erklärte und die Länder zu Handen des Reiches zu nehmen beschloss, bis ein Schiedsspruch gefällt sei. Nun hatten zwar das Land jene beiden possedierenden Fürsten besetzt, aber die ziemlich starke Festung Jülich hielt noch Rauschenberg, welcher vom verstorbenen Herzog zum Commandanten ernannt worden war, und erbot sich heimlich, sie und die Besatzung dem Kaiser zur Verfügung zu stellen; dort war also zunächst eine Festung und der Anfang eines Heeres zu bekommen.

Leopold. Erzherzog Leopold reiste insgeheim mit Hennot dahin, als dessen Diener verkleidet, kam am 23. Juli 1609 vor der Festung an, fand Zutritt, gab sich als Vetter und Bevollmächtiger des Kaisers zu erkennen, ward anerkannt und nahm Besitz von der Festung. Diese That, kühn gedacht und glücklich ausgeführt, machte großes Aufsehen, denn sie ließ auf weitere Pläne schließen. Leopold musste auf Unterstützung der Katholiken rechnen, denn im Lande fand er keine günstige Aufnahme; er musste sich auf einen ernsten Kampf gefasst machen, zumal, wenn Frankreich sich auf die Seite seiner Gegner stelle, und das zeigte sich bald.

Heinrich IV. Schon baten die Gesandten der deutschen Fürsten in Paris um Hilfe und beantworteten die Minister Heinrichs IV. die Forderung des Kaisers, ihr König solle sich nicht in die deutschen Angelegenheiten mischen, mit dem schön klingenden Satze, sein Recht, die Gerechtigkeit zu schützen, reiche soweit, als seine Macht; es sei nicht seine Absicht, die Rechte des Kaisers zu schmälern, aber die possedierenden Fürsten würden ungerecht behandelt; sie hätten des Königs Schutz angefleht und er werde seine Freunde nie verlassen, sonst müsste man ihn für den ehrlosesten König auf Erden halten. Heinrich IV. wollte die Demüthigung des Hauses Habsburg, wollte Krieg, und eine bessere Gelegenheit, unter dem Vorwand, er vertheidige das Recht, auf Eroberung auszugehen, konnte er nicht finden, als die Jülicher Frage. Der Preis des Sieges konnte Belgien, ja das Elsass, die Franche-Comté werden.[2])

Tennagel und Lorenzo von Brindisi in Madrid. Von Spaniens Unterstützung hieng es ab, ob der Erzherzog Leopold ein hinreichendes Heer auszurüsten und zu unterhalten vermochte. Darum sandte er den gewandten Tennagel, einen ehemaligen Protestanten, nach Madrid, wo dieser einen andern Bittsteller in Sachen der deutschen Katholiken, nämlich den Lorenzo von Brindisi als Abgesandten Maximilians I. von Bayern in Sachen der Liga, antraf. Das Treiben der Protestanten auf dem Reichstag zu

[1]) Gindely, l. c. II, S. 29—30.
[2]) Ibid. II, S. 32—37.

Regensburg 1608 hatte in manchen Katholiken den Gedanken erweckt, gleichfalls eine Union zu gründen: sie nannten ihren Bund auch Union, der Name Liga ward ihm erst später gegeben. Maximilian ließ sich durch keine Schwierigkeiten schrecken. Im März 1609 waren nur die Bischöfe von Augsburg und Constanz, die Äbte von Kempten und Ellwangen Mitglieder, am 30. August 1609 gehörten jedoch schon die geistlichen Kurfürsten zum Bund. Maximilian und der Kurfürst von Mainz wurden Bundesoberste, Bundesfeldherr war einzig Maximilian. Der scharfblickende Zunniga hielt große Dinge auf den Herzog, nannte ihn den verschlagensten Mann, aber auch beseelt von einem ausnahmsweisen Eifer für die katholische Kirche, und befürwortete die Unterstützung der Liga in Madrid. Bruder Lorenzo unternahm, obschon von Gicht geplagt, die Reise und setzte gern sein Leben ein für „diesen Hammer,[1]) welcher den Kopf der Häresie zertrümmern sollte". Der König von Spanien sollte den Bund nicht bloß mit Waffen und mit Geld unterstützen, sondern auch auf den Papst einwirken, dass dieser Heinrich IV. von Begünstigung der Protestanten in Deutschland abhalte. Lorenzo fand in Madrid eine gute Aufnahme, nur verlangte Don Philipp III., dass auch der Papst an diesem Katholikenbund einen hervorragenden Antheil und dass die Liga den Erzherzog Ferdinand in den Kreis der Schutzbefohlenen nehme. Am 1. November 1609 erhielt Lorenzo die Antwort, Philipp III. wolle zur Liga so viel beitragen, als der Papst, vorausgesetzt, dass die deutschen Mitglieder des Hauses Habsburg und die geistlichen Kurfürsten in den Bund eingeschlossen würden, und verpflichtete sich, 3000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter für den Bund zu stellen oder den hiefür nöthigen Geldbeitrag von 360.000 Ducaten jährlich. Tennagels Ankunft erregte in Madrid nicht geringeres Aufsehen: er setzte auseinander, welche Bedeutung Jülich für den Besitz Belgiens habe; sei der Erzherzog dort Sieger, so könne er mit seinem Heere nach Böhmen ziehen, Maximilian ihm den Rücken decken. Der Herzog von Sachsen-Teschen werde mit 5000 Mann zu Fuß und 1500 Reitern zu ihm stoßen; dann könne man den Verbindungen der Protestanten in Böhmen, Mähren und Schlesien ein Ende machen und des Kaisers Hoheit aus dem Staube aufheben. Dann müsse man eine Versammlung der Prinzen des Hauses Habsburg berufen und diese sollte berathen, wie die entzweiten Brüder Rudolf und Matthias zu versöhnen seien, wie die katholische Religion geschützt, wie das Haus Österreich in dem Besitze des Reiches und aller seiner Länder erhalten werden solle. Von der Behauptung Jülichs hiengen alle diese großen Erfolge ab, darum möge der König hierin den Erzherzog Leopold mit Geld unterstützen.[2])

Die Liga. Maximilian I. Lorenzo. Leopolds Pläne.

Der Staatsrath war daran, dem König eine Geldhilfe im Betrage von 200.000 Ducaten anzurathen, sandte aber doch vorher Tennagels Entwurf an Zunniga zur Berichterstattung. Dieser erklärte jedoch, allerdings sei die Erwerbung Jülichs der katholischen Sache sehr zuträglich, aber es seien die Aussichten hiefür schlecht; den Plan, von da Böhmen zu besetzen, erklärte er für verrückt. Darum erhielt Leopold nur eine Unterstützung von 30.000 Scudi, mit denen er die Festung nicht dauernd behaupten, noch weniger Brandenburg und Neuburg aus den von ihnen besetzten Gebieten vertreiben konnte.

Zunniga.

Fra Lorenzo fand in Rom nicht die Aufnahme, welche er erwartet hatte. Papst Paul V. versprach Hilfe, ließ sich aber nicht zu einem positiven Ver-

Paul V.

[1]) Gindely, l. c. II, S. 51.
[2]) Ibid. II, S. 56—62.

trage mit der Liga herbei, denn Frankreich übte schon einen zu großen Druck auf ihn, Spanien war damals in ganz Italien verhasst. Auch die anderen Fürsten Italiens neigten damals mehr oder minder offen zu Frankreich hin. Dieser Misserfolg entmuthigte jedoch Maximilian keineswegs, er war fest und klug. Im Februar 1610 wurde in Würzburg die Bundesorganisation vollendet; klug für die Sache der Liga, aber ungünstig für Österreich, war der Beschluss, weder Matthias noch Rudolf in den Bund aufzunehmen; auch die Jülicher Frage wurde nicht herbeigezogen. Beschränkung in den Zielen war ein Meisterstück: die Liga sollte sich in keinen Streit von unübersehbarer Dauer einlassen, sonst war ihr Ende bald nahe. Als Zunniga die Mitdirection des Hauses Österreichs verlangte, drohte Maximilian mit Niederlegung seiner Stelle. Ferdinand musste sich mit der Stelle eines Bundesobersten begnügen, ohne die entsprechende Thätigkeit ausüben zu wollen; auch den Titel eines Viceprotectors erhielt er; Philipp III. den eines Protectors, und verpflichtete sich als solcher zu einem monatlichen Beitrag von 30.000 Ducaten; so lange Spanien diese Summe zahle, solle Ferdinand von einem Beitrag entbunden bleiben und an allen Verhandlungen theilnehmen, hiebei aber nur den Sitz einnehmen dürfen, der ihm als Erzherzog gebüre. Mit anderen Worten — die Einheit des Commandos wurde gewahrt und Maximilian I. von Bayern blieb das Haupt und die Stärke der Liga.[1] —

Liga.

Heinrich IV. und die Union.

Gefahr für Habsburg durch Heinrich IV.

Übrigens zog sich durch das Treiben der protestantischen Union ein schweres Wetter über unser Vaterland zusammen. Heinrich IV. trug sich mit einem großen, erfolgreichen Kriege. Sein Heer und seine Unterhandlungen verhießen ihm das Gelingen: die Fürsten Italiens wollten zum mindesten zu seinen Gunsten neutral bleiben, Savoyen aber für ihn zu Feld ziehen, England ihm Freund sein, Dänemark neutral bleiben, die Niederländer mit aller Kraft für ihn einstehen. Dem Papst stellte der König die Herrschaft über Neapel in Aussicht, wenn er ihm in seinem Streite gegen die Habsburger zur Seite stehe. Österreich war durch den Bruderzwist getheilt; die Katholischen waren eingeschüchtert, die Lutheraner voll Siegeshoffnung. Anhalt erschien im Januar 1610 in Paris, um die letzten Vorbereitungen zum großen Kampfe zu treffen. Zu gleicher Zeit, am 21. Januar 1610, erschien des Königs Bevollmächtigter Boissise in Schwäbisch-Hall bei den Mitgliedern der Union. Doch kam es nicht sogleich zu dem Abschlusse, den er wünschte, denn die Städte wollten die Jülicher Frage von den Verhandlungen ausgeschlossen, dagegen Donauwörth wieder reichsunmittelbar gemacht wissen; auch beschwerten sie sich mit den Grafen über die Art, wie die Stimmen vertheilt waren. Nur nach vielen Verhandlungen erreichte Boissise den Beschluss, dass die Jülicher Angelegenheit als eine gemeinsame behandelt werde.[2] —

Der Bund zu Schwäbisch-Hall.

[1] Gindely, l. c. II, S. 67—72.
[2] Ibid. II, S. 78—79.

Zugestanden wurde sodann, dass Brandenburg und Neuburg von Heinrich IV. so lange unterstützt werden sollten, als der Krieg dauere. Ausgemacht wurde ferner, dass die Fürsten, welche mit dem König den Bund abschlossen, trotz aller Achtserklärungen, die sie vom Kaiser erfahren könnten, beim Bündnis ausharren wollten; ferner versprachen Brandenburg und Neuburg eine Armee von 4000 Mann zu Fuß und 2000 Mann zu Pferd zu unterhalten, die Union werde eine gleich große Anzahl beistellen und Heinrich IV. mit 8000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferd beitreten, solange er im eigenen Lande nicht angegriffen werde, in diesem Falle solle er nur die Hälfte dieser Truppenzahl zu stellen verpflichtet sein. Der Krieg solle so rasch als möglich beginnen. Falls Frankreich von Philipp III. oder dem Erzherzog Albrecht angegriffen werde, erboten sich die Fürsten, ihm mit 4000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferd zuhilfe zu eilen, dafür solle jedoch Heinrich IV. dem Wirtemberger das den Spaniern ausgesetzte Mömpelgard vertheidigen helfen. Die Fürsten wollten keinen Frieden ohne des Königs Wissen und Zustimmung abschließen; er hingegen solle keinem Frieden beitreten, ohne dass dadurch die Jülicher Angelegenheit entschieden werde. Die possedierenden Fürsten versprachen, den Rechten der Katholiken in Jülich keinen Eintrag zu thun.[1])

So der Bundesvertrag von Schwäbisch-Hall. Dohna brachte ihn zur Unterschrift nach Paris. Heinrich IV. unterzeichnete, ohne einen Anstand zu erheben, denn er fürchtete dadurch den ganzen Abschluss rückgängig und die Fürsten zu einem Ausgleich geneigt zu machen und damit eine Gelegenheit zu verlieren, Österreich zu schwächen. Auch gestand er Anhalt den Oberbefehl über die französischen und deutschen Truppen im Kriege gegen Jülich zu, zugleich versprach er noch einen Artilleriepark zu schicken und sogleich in seinem ganzen Königreiche zu rüsten. Er vermisste am Vertrag nur, dass die Protestanten sich nicht verpflichtet hätten, den Hugenotten in einem Aufstand gegen die Krone nicht zuhilfe zu kommen, denn er hatte Sorge für die Zukunft seines Sohnes. Die deutschen Fürsten versprachen jedoch auf ihr Ehrenwort, dass er deshalb keine Sorge haben dürfe.

Heinrich IV.

Anhalt.

Nun griff der König die Sache mit aller Kraft an. Karl Emanuel von Savoyen versprach ihm, über Mailand herzufallen; die Holländer verhießen ihm 12.000 Mann zur Hilfe. Jakob I., der zuerst die Jülicher Frage friedlich als Schiedsrichter beilegen wollte und sich scheute, den Kaiser zu beleidigen, ward so geschickt bearbeitet, dass er 4000 Mann durch die Niederlande nach Jülich zu senden versprach. Ende Mai sollte der Krieg eröffnet werden, der eine vollständige Umgestaltung Europas zur Folge hätte haben müssen, wäre es Heinrich IV. mit dem großen Plane voller Ernst gewesen. Dem Erzherzog Albrecht erklärte der König, dass er, um den wahren

Heinrichs IV. Kriegsplan.

Jakob I.

[1]) Gindely, l. c. I, S. 80—89. — Vergl. Bd. VIII, S. 566—571 dieses Werkes

Erben der Herzogthümer Jülich, Cleve und Berg, seinen alten Verbündeten, zu helfen, seinen Marsch durch Belgien nehmen müsse. — Albrecht durfte solches nicht gestatten. Der Krieg hätte also in Belgien begonnen. Spanien war so wenig als Österreich gerüstet, Leopold hätte sich in Jülich ergeben müssen. Da machte Ravaillacs That am 14. Mai 1610 Heinrichs Plänen ein Ende. —

hat schnell ein Ende.

Nochmals der Bruderzwist!

So gefährdet war der Besitz, die Ehre des Hauses — und dazu kam noch der Bruderzwist. Mit der Hartnäckigkeit eines Gemüthskranken hielt Rudolf II. am Plane fest, Matthias wieder zu entthronen. Darin bestärkten ihn Zuschriften aus Österreich, Mähren und Ungarn. Matthias hatte es nämlich bitter zu bereuen, dass er den Forderungen der Protestanten nachgegeben.

Rudolf II.

Der Adel war unablässig bemüht, unter dem Vorwand, den Städten auch die Religionsfreiheit zu verschaffen, sie dem König abspenstig zu machen und die Regierung im Lande an sich zu reißen. Trotz seiner Versuche, nur auch einigermaßen seine Macht zu behaupten, klagte Tschernembl allenthalben bitter, Matthias halte sein Versprechen nicht und suche die Städte vom Adel zu trennen. Durch Österreich, durch Mähren, durch Ungarn hallten solche Klagen. Khlesl schrieb man die Hauptschuld zu und schon sollten Vertreter von Ungarn, Mähren und Österreich zu einer Berathung über die Lage zusammenkommen, und trat Tschernembl mit dem Pfalzgrafen in Unterhandlung, damit dieser Waffen nach Österreich sende. Die Lage wurde derart, dass der reichste Edelmann Mährens die Ansicht aussprach, nur der König von Spanien, der ein Recht auf die Nachfolge habe, könne noch Ordnung schaffen. Mit Matthias waren die Protestanten also nicht zufrieden, die Katholiken hatte er selber sich entfremdet. Der Grenzkrieg gegen die Türken verschlang ungeheure Summen und seine Verlegenheit wurde mit jedem Tag größer. Voll Verzweiflung schrieb Khlesl an Zunniga, alle Länder, die unter Matthias und Rudolf II. ständen, wollten von Habsburg abfallen und Republiken werden; die einzige Rettung liege in einer Zusammenkunft der Erzherzoge, in dem Frieden, welchen sie geben, in der Einigung, mit der sie allein den Feinden widerstehen können.[1])

Adel und Städte. Matthias missliebig. Liechtenstein. Congress.

Auch der Kaiser dachte an eine Fürstenzusammenkunft in Prag, aber nur, um an Matthias Rache nehmen zu können; als er von der Begründung der Liga hörte, äußerte er seine Freude darüber, dass Maximilian I. ihr Haupt sei; er gönne dem Herzog diese Auszeichnung mehr, als jedem Prinzen seines eigenen Hauses; ja, er würde es vorziehen, unter der Erde zu sein, als Matthias an der Spitze der Liga zu sehen. Als ihm der Gedanke kam, die Fürsten könnten ihn bei der Zusammenkunft zwingen, einen Nachfolger zu wählen, hielt Rudolf die Einladungsschreiben zum Convent wieder zurück. — Ernst von

[1]) Klopp, l. c. S. 102—112. — Gindely, l. c. II, S. 91—99.

Köln, welcher damals in Prag weilte, merkte bald, dass Rache am Bruder der Gedanke sei, an dem der Kaiser zehre, sagte ihm aber offen, die Wurzel aller seiner Leiden sei doch nur die Zwietracht im kaiserlichen Haus, und rieth ihm als Abhilfsmittel nur die Einigkeit im Hause wieder herzustellen; er möge seine Brüder, dann die Prinzen der steirischen Linie, ferner den Kurfürsten von Mainz, den Herzog von Bayern, endlich den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen zu einem Schiedsgericht einladen, damit es den üblen Streit schlichte. Doch kam der Kaiser immer wieder von jedem folgerichtigen Plan zurück, so dass Ernst voll Verzweiflung ausrief: „Der Kaiser wird nicht eher schwimmen, als bis ihm das Wasser in den Mund läuft und alles zu spät ist!" — Bald kam Rudolf wieder auf den Gedanken, mit den Waffen alles zu entscheiden, sie würden ganz Österreich zu seinen Füßen legen. Woher jedoch die Mittel nehmen? Diese Erwägung führte wieder auf den Convent zurück, auf welchem: 1. eine Vereinbarung mit dem König von Ungarn, 2. die Wahl eines römischen Königs, 3. die Wiederherstellung von Donauwörth, 4. die Ordnung der Jülicher Angelegenheit vor sich gehen sollte. Am letzten Februar sollte der Congress allerdings zusammentreten; doch erst im April waren die Fürsten in Prag. Maximilian I. von Bayern lehnte die Einladung ab. Matthias konnte nicht kommen, suchte sich aber indes mit seinen Unterthanen auf besseren Fuß zu setzen, indem er den Städten gleiche religiöse Freiheit wie dem Adel bewilligte, was ihm manche wieder gewann.

Ernst von Köln. Rudolf II.

Seit dem 1. Mai 1610 tagten die Fürsten endlich in Prag, die drei geistlichen Kurfürsten, Christian II. von Sachsen, die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand, Gamelerio, Vertreter des Erzherzogs Albrecht, dann der Herzog von Braunschweig und der Darmstädter.

Die Fürsten in Prag.

Der erste Rath, den der Kaiser von den Fürsten verlangte, betraf seinen Streit mit Matthias, „der gegen den Kaiser einen gewaltsamen Überfall aus Ungarn, Österreich und Mähren übernommen und ihm dabei Land und Leute abgerungen hätte"; die Fürsten möchten angeben, wie diesem Unwesen geholfen und des Kaisers Ansehen wieder hergestellt und ihm Genugthuung werden könne. Gerne mochten die Fürsten auf diese Frage nicht eingehen, sie riethen lange hin und her, ob man Matthias einladen solle nach Prag zu kommen, und wie die Zustimmung des Kaisers hiezu erlangt werden könne.[1]) Umso eifriger wurde die Jülicher Frage besprochen — sie war eigentlich brennend, doch hegten die Fürsten noch immer die Meinung, die Erbfolge werde sich daselbst auf ganz friedliche Weise regeln; sie scheinen die Pläne Heinrichs IV. nicht geahnt zu haben, so stille betrieb dieser seine Rüstungen. Sachsen meinte gar, jede Kriegsgefahr werde durch seine Belehnung entfernt, weder der König von Frankreich, noch irgend ein deutscher Kurfürst werde sich dagegen erheben; es solle darum eine Gesandtschaft an die possedierenden Fürsten und an Heinrich IV. abgehen, die Sache möge indes beim Reichshofrath anhängig gemacht werden. Bald kam die Nachricht, dass die Truppen des Markgrafen von Brandenburg-Anspach sich im Würzburgischen eingelagert

Matthias. Jülich.

[1]) Gindely, l. c. II, S. 111—112.

hätten. Am 25. Mai erst erfuhr man in Prag, wie Heinrich IV. geendet habe, damit war man aber auch überzeugt, dass Frankreich an den deutschen Händeln weiter keinen Antheil nehmen und die Union ruhig bleiben werde. Erzherzog Leopold sah die Unmöglichkeit ein, in Jülich sich zu behaupten, und stimmte dem Wunsch der Fürsten bei, dass Sachsen mit Jülich belehnt werde, und so erhielt Christian II. am 7. Juli 1610 vom Kaiser die Belehnung mit der gesammten Jülicher Erbschaft. Aber damit war der eigentliche Besitz noch nicht befestigt. Maria von Medici konnte die Pläne Heinrichs IV. nicht vollziehen, war aber doch entschlossen, den Markgrafen von Brandenburg und den Pfalzgrafen von Neuburg im Besitze der Jülicher Erbschaft zu schützen. Anspachische Truppen besetzten auch das Bambergische, Unionstruppen rückten in Leopolds Bisthum Straßburg ein, Ende Mai sollten die Truppen aller Verbündeten bei Jülich zusammentreffen. Da baten die Fürsten den Kaiser, zu rüsten und boten ihm vierzig Römermonate an. — Als Maximilian von Bayern den angetragenen Oberbefehl über das erst zusammenzubringende Reichsheer ablehnte, ertheilte man ihn dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Während die Fürsten in Prag noch beriethen, ob Sachsen auch Titel und Wappen von Jülich annehmen sollte, fiel Jülich am 12. September 1610 in die Hände der Union.[1] — Maximilian berief einen Bundestag der Liga nach München, die Aufstellung von 15.000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern wurde beschlossen. Es schien zum Krieg zwischen Union und Liga zu kommen. Da sandte die Union den Grafen Johann von Nassau nach München und entsagte feierlich jedem weitern Angriffe, denn sie hatte ihr Ziel erreicht. Für Jülich wollte Maximilian ohnehin nicht zu Felde ziehen. So versprachen denn beide Theile, das angeworbene Kriegsvolk bis zum 15. November 1610 zu entlassen. Damit behielt Deutschland für den Augenblick Ruhe. Sachsen hatte sich vergeblich mit Jülich belehnen lassen und das Ansehen des Kaisers war von neuem bloßgestellt; Brandenburg und Neuburg erreichten ihr Ziel so ruhig, als ob der Kaiser nie sich gegen sie gewendet hätte.[2]

Sachsen mit Jülich belehnt.

Jülich fällt.

Die Liga.

Gleich vergeblich waren andere Beschlüsse dieser Fürsten. Sie waren geneigt, des Kaisers Forderungen zu unterstützen, dass Matthias die Länder, welche er ihm entwunden, wieder zurückstelle, und auf die Nachfolge in Böhmen verzichte; sie ersuchten darum den König, dass er komme und an der Berathung theilnehme. Matthias entgegnete, dass er persönlich nicht erscheinen könne, aber sich durch Gesandte vertreten lassen wolle, wenn diesen eine genügende Sicherheit geboten würde — zugleich berief er seine Stände wegen der Prager Verhandlungen nach Wien — sie mochten jedoch nicht mehr unter Rudolfs Herrschaft zurückkehren, wozu dieser am 20. Mai die Österreicher geradezu aufgefordert hatte. Matthias wollte nicht bloß im Besitze des Errungenen bleiben, sondern der

[1] Gindely, l. c. II, S. 120—126.
[2] Ibid. II, S. 130—131.

fürstenrath sollte auch auf Rudolf II. einwirken, dass dieser das Geschehene anerkenne; reale Genugthuung könne er dem Kaiser nicht mehr geben, zu persönlicher Genugthuung sei er bereit. Seine Gesandten betonten, dass er nicht allein sei, sondern seine Stände hinter ihm ständen, und dass die beiden Verträge von 1608 vom Kaiser nicht angegriffen werden könnten. Der Fürstenrath beschloss eht, die Verhandlung mit Matthias direct in die Hand zu nehmen; der Kurürst von Köln, Erzherzog Ferdinand und der Herzog von Braunschweig reisten n Rudolfs Namen am 28. Juni 1610 nach Wien. Matthias empfieng sie Die Fürsten nach Wien.
eflich; auf der Reise wie in Wien nahmen sie wahr, dass die Bevölkerung on einer Rückkehr unter die Herrschaft Rudolfs nichts wissen wolle und dass ie Stände, auch wenn Matthias einwilligte, dies niemals dulden würden. Die Verhandlungen vom 5. bis 10. Juli in Wien hatten keinen Erfolg: die Fürsten verlangten die Wiederabtretung der Länder, Matthias berief sich auf die Verträge von 1608. Am 15. Juli wurde eine Ausgleichsformel vereinbart: Ausgleich.
Matthias sollte für die angethane Beleidigung nach einer vorgeschriebenen Formel bbitte leisten und Rudolf für die abgetretenen Länder jährlich 50.000 Gulden nd 2000 Eimer Wein liefern, wofür der Kaiser sich verpflichten solle, nicht gegen ine Türkenhilfe im Reich, ja vielmehr dafür bei einem Reichstag zu wirken.[1])

Die beiden Fürsten meldeten dem Kaiser zugleich ehrerbietig und offen, Verhandlungen.
dass dieser Entwurf das Höchste sei, was sie erreichen könnten, dass sie ihn vor jeder Anwendung der Gewalt warnen müssten, dass die Annahme, die Österreicher wollten unter seine Herrschaft zurückkehren, auf Lug und Trug beruhe, dass die Ungarn sich eher den Türken unterwerfen würden. Mit Äußerungen des Ingrimmes nahm der Kaiser diesen Bericht auf: Matthias sollte ihn wenigstens als Lehensherrn anerkennen, der Betrag der Entschädigung erhöht, die Grenzfestungen gegen die Türken sollten in des Kaisers Dienst und Pflicht genommen werden. Mit großer Geduld und hingebendem Eifer reiste Braunschweig zu neuer Verhandlung wieder nach Wien und vertrat gegen Khlesl entschieden die Sache des Kaisers. Matthias entbot sich zur Leistung der Lehenspflicht nur für Ober- und Niederösterreich; er wollte, die Zögerungen Rudolfs II. kennend, nur bis zum 31. August unterhandeln. An Winkelzügen ließ es die Prager Kanzlei auch nicht fehlen. Beide Brüder unterhandelten heimlich damals auch mit der Union und leicht konnte diese damals die Beherrscherin der Situation in Österreich werden, wäre nicht ihr Haupt, der Pfalzgraf Friedrich IV., am 9. September 1610 gestorben.[2])

Endlich am 30. September ward ein dritter Vertrag vom Kaiser unter- Vertrag.
schrieben. Die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand baten am 10. October im Namen des Matthias den Kaiser um Verzeihung. Matthias versprach, dass er die geschehene Abtretung des Landes als eine besondere Wohlthat und Gnade des Kaisers anerkenne, dass er nichts Feindseliges gegen den Kaiser unternehmen, etwaige feindselige Bündnisse aufgeben, ohne Vorwissen des Kaisers mit den Türken in keine Berathungen sich einlassen wolle. Beide versprachen ihr Kriegsvolk binnen einem Monat zu entlassen. Der Vertrag von 1606 ward vor den Augen des Kaisers in Stücke gerissen.

---

[1]) Gindely, l. c. II, S. 134—145.
[2]) Ibid. II, S. 139—150.

So schien der Streit zwischen den Brüdern ausgeglichen. Hinsichtlich der Forderung der Union, dass Donauwörth wieder reichsunmittelbar werde, stellten die Fürsten nur die Bedingung, dass Maximilian von Bayern für die Executionskosten entschädigt werde. Die Fürsten forderten auch eine Reform des kaiserlichen Regiments, aber vergeblich; Zunniga meinte, das Übel liege nicht an den Werkzeugen, sondern am Haupt. Im Einverständnisse mit dem Kaiser beschlossen die Fürsten dem Erzherzog Leopold die Nachfolge im Reiche zu sichern: er war damals dem Kaiser der vertrauteste unter seinen Verwandten; nur bedangen sich die Fürsten aus, dass der Kaiser ihm einen entsprechenden Länderbesitz zuweisen möge; und Rudolf II. soll versprochen haben, dass er seinen Neffen zum König von Böhmen, Grafen von Tirol und Herzog von Jülich machen wolle.

Leopold Thronfolger.

Spanien war mit diesem Entwurfe nicht einverstanden. Im Staatsrath war 1609 die Frage verhandelt worden, ob es nicht das Beste wäre, wenn Matthias sich auch Böhmens bemächtigen und als Kurfürst die Wahl auf seine Person lenken würde. Hervorragende Katholiken hielten es jedoch damals für Rettung Deutschlands, wenn Philipp III. die Kaiserkrone erlangte, Spanien werde ohnehin allein die Kosten eines dem deutschen Hause Habsburg angehörigen Kaisers zu tragen haben. Zunniga bezeichnete die Bewerbung um die deutsche Krone „als ein sich Stürzen in ein Meer von Schwierigkeiten, mit der Verpflichtung, allen die Stirne zu bieten"; er war für Matthias und in dessen Ermanglung für Maximilian oder Albrecht; Philipp aber habe als Nachkomme einer Tochter Maximilians II. mehr Ansprüche an Böhmen, Ungarn und Österreich, als die Grazer Seitenlinie. Daraufhin gab König Philipp III. den Gedanken an den deutschen Kaiserthron auf und beschloss, für König Matthias zu wirken.[1]) —

Philipp III. soll Kaiser werden.

Das Passauer Kriegsvolk. Matthias gegen Rudolf.

Rudolf scheint seine Nachgiebigkeit doch wieder als Schwäche bitter bereut zu haben. Beide Brüder hatten versprochen, ihr Kriegsvolk zu entlassen; die Truppen jedoch, welche Leopold im Einverständnis mit dem Kaiser in Passau gesammelt hatte, 12.000 Mann unter Althan, Sulz, Ramée, wurden nicht aufgelöst; es hieß, die nöthigen Geldmittel seien nicht beisammen, um den seit Monaten rückständigen Sold auszuzahlen. Die Vorräthe im Stift waren aufgezehrt. Nun hieß es wieder, eine Verlegung in andere Quartiere sei nothwendig, etwa in den Süden Böhmens, nach Krumau, Budweis; doch es stand keinem König von Böhmen zu, Truppen ohne Zustimmung des Landtages in das Land einzuführen. Die Böhmen waren empört, dass sie auch für die Unterbringung sorgen sollten; sie wollten dem Kaiser in Anbetracht seiner Geldnoth höchstens 200.000 Gulden vorstrecken, dass er

Die Passauer.

[1]) Gindely, l. c. II, S. 158—163.

die Truppen entlassen könne. Der Kaiser schien ihrem Drängen und dem des Herzogs von Braunschweig, der sich bei Matthias für die Entlassung verbürgt hatte, nachzugeben. Braunschweig wurde nach Passau gesendet, das Geld sollte nachkommen — der Kriegszahlmeister jedoch erschien nicht. Maximilian von Bayern bemerkte damals schon, der Kaiser und die ihn beherrschende Partei suche nur Geld aufzubringen, um dann erst recht ihre Pläne durchzuführen.[1]) Eine Woche nach der andern verstrich, schon war man im December und die Soldaten wurden ungeduldig. Offenbar wurde ein doppeltes Spiel gespielt und waren Leopold und der Kaiser entschlossen, die Passauer nach Böhmen zu bringen, dann den Landtag zu berufen, von ihm die Rückgabe des Majestätsbriefes zu verlangen, den Mitgliedern der Opposition als Majestätsverbrechern den Process zu machen, und zugleich sollte Leopold zum Nachfolger des Kaisers ernannt werden. Von Sachsen wurde Geldhilfe verlangt, wofür Christian II. in seinen Bestrebungen, Jülich zu erobern, unterstützt werden sollte. Plan.

Zunniga, welcher für die Abdankung des Kriegsvolkes 20.000 Gulden im Namen seines Herrn hergab, warnte den Erzherzog vor unüberlegten Schritten. Dieser meinte aber, er wolle jetzt auch ein Kriegsjahr verleben und dann sich zurückziehen; jetzt müsse er beim Kaiser bleiben, sonst bemächtigten sich seiner die Calvinisten. Indes schlugen die Passauer, die man seit 26. October mit der Auszahlung des Soldes vertröstet hatte, durch die Härte des Winters und die Noth an Lebensmitteln gezwungen, am 21. December ihren Weg nach Österreich ein, was Matthias nur als Bruch des Friedens ansehen konnte. Dem Kaiser hatten seine Astrologen gesagt, dass jetzt der Augenblick zum Sturze des Matthias gekommen sei; er hoffte, der Adel in Österreich werde sich jetzt für ihn erheben. Das Gegentheil geschah: die Bewohner zeigten sich sehr feindselig und Ramée wandte sich darum, nachdem Österreich großen Schaden erlitten hatte, gen Böhmen. Matthias machte dem Kaiser Vorwürfe über Friedensbruch und rüstete so schnell als möglich, forderte auch die Böhmen zur Hilfe auf. Der Landtag trat am 28. Januar 1611 in Prag zusammen und ließ in Eile rüsten. Wenn es zum Kampfe kam und die Böhmen über die Passauer siegten, so war es aus mit dem Kaiser und mit den Plänen Leopolds.[2]) Darum bat letzterer den Zunniga in seiner Verlegenheit um Vermittlung des Friedens zwischen Rudolf und Matthias, dass letzterer den Einfall in Österreich nicht für einen Kriegsfall ansehe, da derselbe gegen den Willen des Kaisers geschehen sei, und dieser den letzten Vertrag nicht gebrochen habe. Doch der kluge Zunniga lehnte es ab. Nun bat der Erzherzog, Zunniga und der Nuntius sollten zwischen dem Kaiser und Matthias ein Bündnis vermitteln; beide sollten ihr Kriegsvolk dann miteinander vereinen und die nach Gewalt strebenden Stände in allen ihnen untergebenen Provinzen zu Paaren treiben, um die königliche Macht und die Herrschaft der katholischen Religion wieder herzustellen! — Zunniga entgegnete lächelnd, wenn Rudolf und Matthias jeder so viel wert wären, als Karl V., so wäre es nicht möglich, denn das Heer des Matthias bestehe großentheils aus Protestanten und Zunniga. Leopold. Die Passauer. Matthias.

[1]) Gindely, l. c. II, S. 178—179. — Klopp, l. c. S. 113—128.
[2]) Gindely, l. c. II, S. 190.

mit dem Kaiser ließen sich keine Thaten verrichten; das beste sei, ihn in Ruhe den Rest seiner Tage genießen zu lassen.[1]) Leopold sah jetzt, wie verwegen sein Verfahren sei, doch hatte er den Muth und die Kraft nicht mehr, den abwärts-
Die Böhmen. rollenden Stein aufzuhalten. — Die Böhmen machten Ernst, sie forderten, dass Leopold, der Urheber alles Übels, Böhmen verlasse, und baten Matthias, dass er die Grenze nicht überschreite; sie hofften mit den Passauern schon selber fertig zu werden. Das war für den Landsturm, gegenüber so geübten Soldaten, nicht leicht. Am 1. Februar 1611 waren die Passauer Herren von Budweis, am 4. Februar Herren von Tabor; von da rückten sie auf Prag los. Vergebens mahnte der Nuntius im Namen des Papstes den Erzherzog an Mäßigung in seinen Ansprüchen. Leopold spielte die letzte Karte aus, während der Kaiser schon wieder unschlüssig wurde. — Rudolf sandte auf Forderung der Stände an die Passauer den Befehl, nach Krumau sich zurückzuziehen — er wurde nicht befolgt; am 15. Februar 1611 drangen die Passauer in Prag ein, doch nicht ohne Widerstand, 500 Mann sollen gefallen sein, von den Böhmen 250. Nachdem
Kampf um Prag. sie die Kleinseite hatten, hofften die Passauer auch die Alt- und Neustadt durch einen Handstreich zu bekommen; das gelang aber nicht und war verhängnisvoll für viele Katholiken, denn die Menge glaubte an Einverständnisse, dürstete nach Rache, plünderte Klöster und erschlug viele Geistliche, die ganz unschuldig waren. Das hieß nicht die Ehre Gottes und der Kirche fördern, wenn auch der Erzherzog keine Gefahr im Kampfe scheute. — Zunniga und der Nuntius erklärten solche Gewaltthat als verderblich für die Religion, den Kaiser und das ganze Haus Österreich. Den Hass des gemüthskranken Kaisers konnte man übersehen, aber die Unbesonnenheit Leopolds und die Verwegenheit der Männer, die den unerfahrenen Jüngling misleiteten, verdienten bittern Tadel.[2])

Die Passauer vermochten die Altstadt nicht zu nehmen, der Muth der Vertheidiger stieg mit jeder Stunde, Zuzug kam von allen Seiten. Mit dem Siegesgefühl stieg aber auch die Abneigung gegen den Kaiser und befestigte sich der
Folgen für Rudolf und Leopold. Vorsatz, Rudolf abzusetzen und Matthias zur Regierung zu verhelfen. Selbst die Juden verlangten nach Waffen und wollten am Kampfe für die Stadt theilnehmen; schon zählte die Altstadt 30.000 Vertheidiger. Ramée wollte die Altstadt in Brand schießen, aber Rudolf brachte es nicht übers Herz dies zu gestatten, und jetzt war die Sache der Passauer verloren; sie mussten am 22. Februar abziehen. Sie erlitten bittere Verluste, die Bauern erschlugen jeden, der böhmische Worte nicht gut aussprechen konnte, ohne Erbarmen — sie hätten es durch ihre Zerstörungswuth nicht besser verdient. Die Erbitterung steigerte sich, als Tennagel
Die Passauer. gefangen wurde und gestand, dass der Passauer Einfall kein Werk des Zufalls, sondern eines vorbedachten Planes gewesen sei. Ramée kam mit ungeheurer Beute nach Passau zurück — der Erzherzog Leopold mit Schulden und ohne Hoffnung auf eine Krone. — Spät erst vermittelte Ferdinand von Graz eine Aussöhnung zwischen Matthias und Leopold.

Matthias aber kam jetzt mit einem Heer, um die Ordnung Böhmens in seine Hand zu nehmen. Philipp III. sandte 200.000 Ducaten, um ihn zu unterstützen, und die Spanier meinten, der Teufel habe keinen bessern Ausweg finden können, als den Passauer Einfall, um der katholischen Religion und dem Haus Österreich einen unheilbaren Schaden anzuthun.

---

[1]) Gindely, l. c. II, S. 190—191.
[2]) Ibid. II, S. 195—206.

Die Folgen dieser Schwäche kamen nun bitter über Rudolf II. Am 24. März hielt Matthias seinen Einzug in Prag, ohne sich um den Kaiser zu kümmern. Die Stände drängten den Kaiser zur Abdankung und dieser musste am 11. April erklären, es sei sein freier Wille, dass Matthias auf diesem Landtage zum Nutzen und Frommen des Königreiches als König von Böhmen ausgerufen und gekrönt werde. Als Rudolf sich dazu entschließen musste, rief er: „Undankbares Prag, durch mich bist du herrlich geworden und jetzt stößest du mich, deinen Wohlthäter, von dir! Die Rache Gottes soll dich ereilen und mein Fluch über dich und ganz Böhmen kommen!“ — Fünfzehn Jahre später schilderte Freiherr von Schmidt diese Scene dem Amos Comenius mit dem Beisatz: „Wir sind undankbar gegen ihn gewesen und sein Fluch ist auf uns gefallen!“ — Rudolf hoffte noch auf die Treue der Schlesier, allein auch diese verließen ihn. Am 22. Mai musste er auch sie ihrer Pflichten gegen ihn entbinden und an seinen Bruder verweisen. Nachdem er die Acte unterschrieben, zerbiss er die Feder und warf den Hut zur Erde. Vor dem Jubel der Krönung verschloss er sich in seine Gemächer. Matthias beschwor vor derselben, 23. Mai 1611, den Majestätsbrief und begab sich dann nach Schlesien, ohne seinen Bruder gesehen zu haben. Diesem blieb nur der Genuss einiger Herrschaften, ein Einkommen von 300.000 Gulden und die Erlaubnis, auf dem Prager Schlosse Hof zu halten — und die deutsche Krone.

Matthias in Prag.

Rudolf dankt ab.

Aber auch diese gedachte man ihm zu entreißen. Als er sich in seiner Noth an eine Fürstenversammlung wendete, hieß es, der Kaiser sei selbst schuld, und kam die Mahnung, bei seinem Alter und der im Reiche herrschenden Zwietracht die Wahl eines römischen Königs einzuleiten. Dem Kaiser sanken die Knie, als die Abgeordneten der Fürsten ihm dies mittheilten. „Diejenigen, welche in meinen Nöthen nicht einmal ein Ross zu meinen Diensten sattelten, haben jetzt eine Art Leichenpredigt über mich gehalten; sie saßen wahrscheinlich im Rathe unseres Herrgottes und wissen voraus, dass ich in diesem Jahre sterben werde, da sie so stark auf einen Nachfolger im Reiche dringen.“ — Der Kummer machte eine Erkrankung tödtlich. Müde des Lebens, äußerte Rudolf, als ihn sein Vater aus Spanien abberufen, habe er vor Freude, sein Vaterland zu sehen, eine Nacht nicht schlafen können; warum sollte er sich jetzt nicht freuen, das himmlische Vaterland zu sehen, wo kein Wandel des Glückes und kein Unfall mehr zu fürchten sei. Rudolf II. starb am 20. Jänner 1612, sechzig Jahre alt; seinen Feinden, auch dem Bruder Matthias, soll er noch verziehen haben. Das Volk vergaß die Leiden des Einfalles der Passauer bald, dagegen blieben ihm die 32 Jahre des Friedens unter Rudolf II. in wohlwollendem Gedächtnis.[1]) —

Rudolfs Ende.

[1]) Rudolf II. ist von Gindely auf Grundlage bis dahin unbekannter Quellen, namentlich der Berichte der spanischen Gesandten im Archiv von Simancas, geschildert worden. Deshalb wurde Gindely neben Hurters „Ferdinand II.“ hier vorzugsweise zu Rathe gezogen.

Kaiser Matthias 1612—1617.

Matthias Kaiser.

Matthias erreichte sein Ziel: er ward einhellig am 13. Juni zum römischen König gewählt und am 24. Juni zu Frankfurt gekrönt. Man erwartete Großes von ihm und er selbst wiegte sich in schönen Hoffnungen, allein er vermochte weder die Liga und Union aufzulösen, noch die Kräfte zu lähmen, die er selbst entfesselt hatte.

Für sein unbrüderliches Auftreten gegen den Kaiser ward ihm kein Herrscherglück zutheil, weder im Reiche, noch in den Erblanden. Bathory ward am 27. October 1613 ermordet, aber Siebenbürgen fiel nicht an Österreich, wie der Frieden von Zsitva-Török bestimmte. Bethlen Gabor ward am 23. October von den Ständen erwählt und die Unzufriedenen in Ungarn bezeigten der Pforte ihre Ergebenheit und wünschten Bethlen als Fürsten des Ganzen. Zum Glück wurde in Wien der Friede von Zsitva-Török auf 20 Jahre verlängert. Cardinal Khlesl, des Matthias Minister, brachte dies zustande. Überall waren kirchliche Händel und Matthias war überzeugt, dass er sich selber die größten Schwierigkeiten bereitet habe. Seine Ehe mit Anna von Tirol war nicht mit Kindern gesegnet.

Matthias, fünfundfünfzig Jahre alt, als er die Regierung antrat, war gutmüthig und liebte, den Glanz seiner Würde zu entfalten, die Geschäfte aber überließ er dem Cardinal Khlesl; seine sonstige Liebhaberei war Musik und Betrachtung der Kunstschätze, welche ihm Rudolf hinterlassen hatte. Da Matthias kinderlos war, drangen die Katholiken — in Sorge vor einem protestantischen Kaiser und einer allgemeinen Änderung des Besitzes — auf frühzeitige Ernennung eines tüchtigen Nachfolgers. Philipp III. wünschte, dass er seinen zweiten Sohn, Don Carlos, hiefür ernenne, wenn Maximilian oder Albrecht den deutschen Thron nicht besteigen wollten. Maximilian war aber für seinen tüchtigen Neffen Ferdinand; Albrecht war alles Regieren längst verleidet, seiner Gemahlin Isabella graute vor einer Erhebung auf den deutschen Thron. Zunniga und Spinola riethen ihrem König von den Kaiserplänen ab. Philipp III. entsagte auch, verlangte aber, dass Ferdinand, als Entschädigung für das Opfer, ihm Elsass und Tirol abtrete, aus denen er mit der Franche-Comté für Don Carlos eine Secundogenitur bilden wollte. Philipp stützte sein Recht auf die Abstammung seiner Mutter Anna, der Tochter Maximilians II., welcher der älteste Sohn Ferdinands I. war, während Ferdinand vom dritten Sohne Ferdinands I., von Karl von Steiermark, abstammte. Wie Philipp III. zuletzt verzichtete, wurde oben schon erwähnt.

Die geistlichen Kurfürsten waren für Ferdinand, sein eifrigster Anwalt war aber der Erzherzog Maximilian; ihn ärgerten die Ansprüche Philipps III.: wenn er selber zum Nutzen des Hauses und der Kirche entsage, so könne dies jeder andere Prinz des Hauses auch thun. Für Don Carlos war Khlesl, er stellte ihm eine Regentschaft in Aussicht und der Cardinal liebte den Besitz der Macht. Darum legte er der Erwählung Ferdinands zum König von Ungarn und Böhmen heimlich und schlau viele Schwierigkeiten in den Weg. Maximilian, der ihm auf seine Schliche kam, hasste ihn fortan als heimtückischen Feind der Dynastie und sprach von Ermordung, von Absetzung, von Gefangennahme des gefährlichen Schleichers. Dieser Zwiespalt war umso bedenklicher, als es in Böhmen aussah.

Khlesl.

wie vor einem nahenden Sturm, in Ungarn die Regierung vollkommen machtlos war, und sie nicht wusste, ob sie den Ober- oder Niederösterreichern schlimmere Absichten zutrauen sollte. Die Protestanten hofften und die Katholiken fürchteten, dass nach Matthias Tode alles aus den Fugen gehe. Mit Mühe wurde Ferdinands Erhebung auf den böhmischen Thron durchgesetzt, mit Mühe am 16. Mai 1618 auf dem Reichstag zu Presburg die Wahl zum König von Ungarn. An der Verzögerung des Kurfürstentages zur Wahl Ferdinands, hatte Khlesl Mitschuld und Friedrich V. von der Pfalz. Treu widerstand allen Lockungen, sich gegen seinen Jugendfreund Ferdinand als Gegencandidat gebrauchen zu lassen, Maximilian I. von Bayern.[1]) Anhalt und der junge Pfalzgraf blieben dagegen immer in Fühlung mit der Opposition in Böhmen, deren Haupt damals Graf Thurn war.

Der Kaiser alterte früh und als die Erzherzoge Albrecht und Maximilian entsagten, kam die Thronfolge an die steirische Linie, an Ferdinand, der am 29. Juni 1617 als künftiger König von Böhmen, am 1. Juli 1618 als König von Ungarn gekrönt wurde. Seine Entschiedenheit brachte Klärung in die Lage — führte aber auch zum dreißigjährigen Kriege.[2]) — Ferdinand.

[1]) Nach der Wahl zum König von Böhmen kam an Ferdinand von Maximilian ein Glückwunsch, aber auch die Bemerkung, jetzt könne er ihn nicht mehr duzen; doch Ferdinand antwortete, es bleibe beim alten. Nach der Kaiserwahl beugte sich Maximilian ehrerbietig vor dem Oberhaupte der Christenheit, während Ferdinand den Herzog duzte. Gindely, Dreißigjähriger Krieg, I, S. 195.

[2]) So war das Ende der Union der große Krieg. Man darf nicht glauben, dass in den Städten, welche sich der Union anschlossen, nicht Stimmen gegen die bösen Folgen derselben laut wurden. Londorp enthält das Urtheil eines Bürgers, welches von scharfem Blick in die Zukunft Zeugnis gibt: „Krieg wird die Folge sein. Fürsten, Grafen, Freiherren werden das Kriegsvolk werben, wir Bürger und Bauern werden die Kosten zahlen, in unseren Häusern werden sie die Quartiere, aus unseren Truhen werden sie die Besoldungen, aus unseren Kornböden den Proviant nehmen. Handel und Wandel werden darniederliegen und sie werden aus uns herauspressen, was ihnen gelüstet. Man sagt uns allerdings, wir werden obsiegen: ich bin aber der Ansicht, dass wir uns vor dem Krieg noch mehr zu fürchten haben. Denn welchen Vortheil bringt es unserer Stadt, wenn von unseren Nachbarn der eine den Fürstbischof von Bamberg überwindet und ihn von Land und Leuten jagt. Wird er uns vielleicht ein Amt oder ansehnliche Vogtei einantworten, damit auch wir etwas zur Ausbeute bekommen? Selbst wenn er es thäte, so würde es doch für die aufgewendeten Kosten nicht stehen. Es ist aber nicht zu hoffen, dass solches geschehe; denn zuvor sind so viel Fürsten, Grafen, Oberste, Hauptleute u. s. w. am Brett, durch deren Faust und Blutvergießen ein solches Fürstenthum erobert wird, dass an uns Bauern die Reihe nicht kommt. Dagegen sind wir gerade bei dem jetzigen Stande unserer Freiheit sicher. Denn der eine Nachbar, ein geistlicher Fürst, ist friedliebend, würde auch nicht gerne sehen, dass der andere uns unter sich brächte und durch uns sich seine Macht vermehrte. Also ist das zwischen beiden herrschende Misstrauen unsere Sicherheit. Wenn aber der geistliche Herr von dem andern vertrieben würde, so bringt der Stärkere auch uns unter sein Joch, sobald ihn dessen gelüstet. — Unterliegt aber die Union dem Siege des Kaisers, so werden wir von den zaghaften Fürsten verlassen und verrathen. — Ich rathe also, wir bleiben bei unserem alten Stand und befleißen uns durch Gehorsam gegen den Kaiser — die geliebte Freiheit zu erhalten.“ — Onno Klopp hat auf diese Stelle wieder aufmerksam gemacht. Dreißigjähriger Krieg, I, S. 194—195. — Londorp, l. c. I, S. 191.

Der böhmische Krieg.

Ursache des böhmischen Aufstandes.

Der Krieg begann in Böhmen mit dem Ausbruche einer slavisch-aristokratischen Bewegung, bei welcher die Religion nur Maske, das eigentliche Ziel aber eine Adelsherrschaft wie in Polen und zugleich eine Verdrängung des deutschen Wesens war. Die böhmischen Herren waren schon 1614 entschlossen, mit Habsburg zu brechen, sie boten damals dem Kurfürsten von Sachsen die böhmische Krone an; sie wussten, was sie vom thatkräftigen Ferdinand zu erwarten hatten, und suchten nur einen Anlass, um die Regierung als Verfolgerin und sich als die Gekränkten hinzustellen: „Sie wollten", wie sie selber sagten, „nur nicht den Anfang machen, sondern warten, bis man sie beißen thäte."

Anlass zum Ausbruch.

Den erwünschten Anlass zum Bruche mit der landesherrlichen Gewalt gaben zwei Kirchen. Nach dem Majestätsbriefe hatten die böhmischen Grundherren das Recht, auf ihrem Gebiete die Religion zu bestimmen. Demgemäß wollte der Erzbischof von Prag den Bau einer protestantischen Kirche in dem ihm gehörigen Klostergrab ebensowenig dulden als der Abt von Braunau in dem unter seiner Botmäßigkeit stehenden Städtchen Braunau, denn sie seien geistliche Barone. Die Defensoren aber behaupteten, die geistlichen Güter gehörten zu den königlichen Kammergütern und auf ihnen bestehe Glaubensfreiheit wie in den königlichen Städten, und wiesen die Braunauer an, den Bau zu vollenden, und beschwerten sich bei dem Kaiser, der jedoch ihrer Auslegung entgegentrat. Die Kirche in Klostergrab wurde niedergerissen, die in Braunau versiegelt. Jetzt beriefen die Defensoren eine Versammlung in das Karolinum zu Prag[1]) und erklärten am 5. März 1618 das Verfahren gegen die Klostergraber und Braunauer für eine Verletzung des Majestätsbriefes und beschwerten sich beim Kaiser. Von diesem kam eine scharfe Antwort und Rüge über diejenigen, welche ihn bei seinen getreuen Unterthanen verhasst zu machen sich bestrebten, als wolle er die Freiheiten des Königreiches schmälern; es wurden die Verbreiter dieser Verleumdungen mit einer Untersuchung bedroht, dagegen diejenigen Städte gelobt, welche die Versammlung nicht beschickt hatten, wie Prag, das auch erklärte, es sei niemand wegen seiner Religion bedrängt und es erkenne nur einen Gott und einen König als Defensor an. Jedes Bündnis gegen den König ward bei Lebensstrafe verboten. Man hielt die Herren von Martinitz und Slawata für die Verfasser des Schreibens, doch war es Khlesl, der da meinte, der Kaiser dürfe nicht „schleichend wie ein Fuchs", sondern müsse „gewaltsam wie ein Löwe" auftreten.

Braunau und Klostergrab.

Mit einer Untersuchung bedroht, beschlossen jetzt die böhmischen Herren den Riss unheilbar zu machen. Am 23. Mai 1618 drangen sie unter Führung des ehrsüchtigen Grafen Matthias Thurn auf das königliche Schloss. Von den Statthaltern waren nur Sternberg, Lobkowitz, Slawata und Martinitz anwesend; sie wurden barsch gefragt, ob das beschwerliche Schreiben auf ihr Anrathen oder mit ihrer Billigung gefertigt worden sei. Als sie diese Frage

[1]) Gindely, Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Prag 1858. Bd. I, S. 251 bis 268.

eine unerhörte, die Antwort beim Diensteid eine unmögliche nannten und ein Colonna von Fels den Slawata und Martinitz ohne weiteres als die Urheber des harten Schreibens und als Feinde des kaiserlichen Majestätsbriefes bezeichnete, erhob sich der Ruf: „Werft sie nach altböhmischem Gebrauche zum Fenster hinaus!“ Sofort wurden die minder verhassten Sternberg und Lobkowitz in ein benachbartes Zimmer abgeführt, Martinitz und Slawata aber — trotz ihres Flehens um Frist zur Vorbereitung auf den Tod — aus dem Fenster 56 Schuh tief in den Schlossgraben hinabgestürzt; der Geheimschreiber Fabricius erlitt ein gleiches Los. Schüsse wurden ihnen nachgefeuert. Wunderbarerweise verlor keiner der drei das Leben. Fabricius raffte sich aus der Betäubung am schnellsten wieder auf, eilte nach Wien und machte dem Kaiser Anzeige von der Empörung; Slawata erhielt eine starke Quetschung am Kopfe, Martinitz blieb unverletzt und entkam unter Verkleidung nach Regensburg. Slawata erhielt nachträglich Erlaubnis, das Land zu verlassen gegen Ausstellung einer Urkunde, dass er für sich und seine Nachkommen auf jeden Gedanken an Rache verzichte. Man hatte ihn weiter nicht verfolgt nach dem Herkommen, dass einem Übelthäter, bei dessen Aufknüpfen der Strick reiße, das Leben geschenkt sei.[1])

Fenstersturz.

Die That war geschehen, Prag war erschreckt. Thurn ritt durch die Straßen, das Volk zu beruhigen, alles sei nur zum Besten des Kaisers, seiner getreuen Unterthanen und der bedrängten Religion geschehen. In ähnlicher Weise lauteten die Manifeste an das Publicum und den Kaiser — es galt dem Volke den Abgrund zu verhüllen, an dem man stand. Die Hand-

Die Empörung.

[1]) Der Urheber des Plans war Graf Thurn (Gindely, l. c. I, S. 273), welcher nur die Ermordung der Statthalter für eine heilkräftige Demonstration hielt. Beschlossen wurde die That am 22. Mai im Palais des Smiricky, mit ihm waren insbesondere Ruppa und Fels im Einvernehmen. Ulrich Kinsky rieth zur Niederstechung der Statthalter, man beschloss aber den Fenstersturz als alte Sitte, sich missliebiger Personen zu entledigen. Die Stände zogen in Waffen auf das Schloss, um 9 Uhr des 23. Mai, „des Schicksaltages von Böhmen“. Nur ein geringer Theil konnte in den Sitzungssaal eindringen, die meisten blieben auf der Stiege. In den Saal traten vor allen Thurn, Fels, Schlick, Ruppa, Wilhelm von Lobkowitz, Kaplir, Kinsky, Paul von Riçan. Nach stürmischen Vorwürfen erklärten die Sprecher Slawata und Martinitz für Verletzer des Majestätsbriefes, also für Feinde des Gemeinwohls. Das war ein Todesurtheil. Martinitz bat um einen Beichtvater, wenn man ihn tödten wolle. Die Antwort lautete: „Befiehl deine Seele Gott!“ — Im Sturze noch rief er: „Jesus, Maria!“ — „Wir wollen sehen, ob ihm seine Maria hilft!“ — rief Thurn, ihm nachsehend, und als er ihn vom Fall kaum beschädigt sah, rief er: „Bei Gott, seine Maria hat ihm geholfen.“ — Slawata stieß mit dem Kopf an ein steinernes Gesims und bekam eine tiefe Wunde. Unten floss ihm das Blut in den Mund und er röchelte wie ein Sterbender, bis ihm Martinitz zuhilfe kam und ihn zur Besinnung brachte und mit Fabricius in das Haus der Kanzlerin trug; von den zahlreichen Schüssen, die auf sie gerichtet wurden, traf sie keiner. Hochherzige Freunde kamen ihnen zuhilfe. Ein Domherr, Kotwa, eilte herbei, um geistlichen Trost zu spenden. Thurn eilte mit seinen Anhängern dahin, die Kanzlerin wehrte sich würdevoll für ihre Schützlinge, dass er vom Vorsatz, ihnen den Garaus zu machen, abstand. In der Nacht entkam Martinitz aus der Stadt und gelangte nach Fährlichkeiten aller Art nach München, wo ihm Maximilian die beste Pflege angedeihen ließ. Fabricius berichtete zuerst in Wien alles dem Kaiser, der ihn mit dem Beinamen „von Hohenfall“ in den Adelsstand erhob. Die Slawata bat um Schutz für ihren verwundeten Gatten die Gräfin Thurn, welche ihn gern zusagte, zumal bald die Zeit kommen werde, wo sie selbst vor ihr als Bittstellerin erscheinen müsse. Die Katholiken erklärten die Rettung der Drei für ein Wunder, Budowec für Wirkung von Zauberkünsten. Strauch und Kehrichthaufen, welche die Wirkung des Falls gemildert hätten, sind nur erdichtet. Vergl. Gindely, Geschichte des dreißigjährigen Krieges, I, S. 268—299.

lungen aber zeigten, dass man dem Hause Habsburg die Krone Böhmens entreißen wolle. Die Verschworenen maßten sich sogleich die Gewalt an, ließen den Schlosshauptmann und die Schlosswache schwören, bemächtigten sich der königlichen Kammergüter und Gefälle, setzten Beamte ein und ab, warben Truppen, ernannten dreißig Directoren (zehn aus jedem der drei Stände) zur Verwaltung des Königreiches, erwählten Thurn „als obersten General-Lieutenant" zum Anführer der gesammten Kriegsmacht des Königreiches und erließen ein Aufgebot, dass der achte Mann unter die Waffen treten solle.[1]

Der Erzbischof von Prag, der Abt von Braunau und einige andere Prälaten wurden des Landes verwiesen, die Jesuiten für immer verbannt, als Feind des Vaterlandes jeder erklärt, der ihnen Aufenthalt gewähre. Bald wurde beschlossen, dass Ausländer, die in Böhmen sich niederließen, ihre Kinder die böhmische Sprache lernen lassen sollten; nur die Kinder, welche der böhmischen Sprache kundig wären, dürften unbewegliches Gut erben. An die Ungarn, an die Reichsfürsten, nach Mähren und Schlesien wurden Gesandte geschickt und um Hilfe gebeten, selbst an den Sultan, dem die Böhmen im nächsten Jahre sich als steuerpflichtige Unterthanen antrugen. Der Sultan wies den Antrag stolz zurück.

Rathschlüsse in Wien.

Wie nahm man in Wien die Kunde von dieser antimonarchischen und antideutschen Bewegung auf? Es fehlte nicht an Leuten, die eine durchgreifende Maßregel vorschlugen: man schicke ein bedeutendes Heer nach Böhmen, befreie die dortigen Unterthanen von der Leibeigenschaft und Tyrannei der Herren, dann stehen sie auf des Kaisers Seite. Doch das war zu kühn für Matthias, zu wenig rechtlich für Ferdinand! Die Kraft des Kaisers war gebrochen, überdies waren es dieselben Elemente, mit denen er einst Rudolf gestürzt hatte, die ihm jetzt entgegentraten. — Matthias unterhandelte deshalb.

Ferdinand.

Zu durchgreifenden Maßregeln war dagegen Ferdinand entschlossen, er meinte: sei die Obrigkeit von Gott, so sei dieser Unterthanen Verfahren gewisslich vom Teufel, es sei unbillig, unrecht, abscheulich, unchristlich, harter Strafe und Execution würdig; jetzt oder nie sei Gelegenheit, sich und sein Haus von einem Joche zu entledigen und in Böhmen die landesfürstliche Gewalt herzustellen! Doch war des Kaisers Minister Khlesl allen gewaltsamen Maßregeln abgeneigt und der schwache Matthias ein Werkzeug in seiner Hand.[2] Im Einverständnisse mit den übrigen Räthen und dem Deutschmeister Maximilian wurde darum Khlesl auf Befehl Ferdinands am 20. Juli 1618 in der Burg wider Wissen und Willen des Kaisers verhaftet und als Gefangener nach Tirol gebracht. Als eine Stunde nachher Ferdinand selber dem Kaiser diese Maßregel gegen den, welcher sein Vertrauen missbraucht habe, mittheilte, nahm dieser vor Scham schweigend den Zipfel des Bettleinens in den Mund, um seinen Unwillen zu verbeißen. Die Kaiserin machte ihrem Unmuth in den Worten Luft: „Ich sehe wohl, mein Gemahl lebt zu lange." Später gelang es, sie und den Kaiser

Khlesl.

[1] Gindely, Dreißigjähriger Krieg, I, S. 300—320.
[2] Ibid. I, S. 320—340.

zu besänftigen. Khlesl blieb in Haft in Tirol bis 1622,[1]) dann gieng er nach Rom, 1627 erhielt er sein Bisthum wieder, auch Ferdinands Verzeihung, aber nie mehr die Leitung der Staatsgewalt.

So hatte denn die Partei der That über die Partei gesiegt, welche durch Nachgiebigkeit zu retten hoffte. Alle Unterhandlungen erwiesen sich als nutzlos. Krieg war auf beiden Seiten die Losung.

Dampierre und Boucquoi.

In Böhmen hielten noch Budweis, Krumau, Pilsen zum Kaiser und Thurn lagerte vor Budweis. Da erhielt der Lothringer Heinrich Dampierre den Befehl, Budweis zu entsetzen, wurde aber von den Böhmen zurückgeschlagen. Jetzt wurde Graf Longueval Boucquoi aus den Niederlanden an die Spitze des kaiserlichen Heeres berufen, doch auch er wurde von Thurn zurückgedrängt. Schon überschritten böhmische Streifparteien die österreichische Grenze.

Glück der Böhmen.

Auch von anderer Seite schien das Glück den Böhmen zu lächeln. Der Waffenstillstand zwischen den Niederlanden und Spanien gieng mit dem Jahre 1619 zu Ende und nichts konnte darum dem Oranier Moriz und den Hochmögenden im Haag willkommener sein, als wenn die habsburgische Macht anderweitig beschäftigt wurde. Darum schlossen die vereinigten Staaten am 26. Februar 1619 mit den Böhmen einen Bund, gaben Geld, versprachen noch größere Summen, nur sollten die Böhmen ohne Vorwissen und Einwilligung der Generalstaaten mit dem Kaiser nie Frieden schließen! Die Union versprach den Böhmen, den französischen und englischen Hof in ihr Interesse zu ziehen. Die Stände Schlesiens machten gemeinsame Sache mit den Böhmen.[2])

Mansfeld.

Ernst von Mansfeld, ein länderloser Abenteurer, aber tüchtiger Soldat, hatte im Auftrage Karl Emanuels, Herzogs von Savoyen, 4000 Mann geworben. Als der Aufstand in Böhmen ausbrach, über-

---

[1]) Zuerst war der Cardinal in Schloss Ambras Gefangener, dann in der Burg zu Innsbruck. Papst Paul V. sprach sein Bedauern aus über den Vorgang; Cardinal Bellarmin verfocht den Satz, dass es gestattet sei, einen Cardinal gefangen zu nehmen, wenn er den Staat einer großen Gefahr aussetzte. 1619 wurde Khlesl nach dem Kloster Georgenberg, aber als Gefangener des Papstes gebracht, der entschied, dass er in lebenslänglicher Haft bleiben solle. Begründet ist die Klage, dass er die Nachfolge nicht gefördert, sondern gehindert und dadurch dem Hause Habsburg geschadet hat, bloß um seine Macht nicht zu verlieren; auch war er von einem unersättlichen Geize beherrscht, der sein Ansehen schmälerte, wie das seines Herrn. 1622 kam er nach Rom auf die Engelsburg und bat von da Ferdinand II. um seine Freilassung, die ihm auf Fürsprache Gregors XV. gewährt wurde. 1627 erhielt er auch die Erlaubnis zur Rückkehr nach Wien, wo er jetzt seine Diöcese mit großem Eifer verwaltete. Khlesl starb am 18. September 1630, sein großes Vermögen vermachte er für kirchliche Zwecke. Gindely (Dreißigjähriger Krieg, I. S. 347) sagt mit Recht von ihm: „Khlesl stand mit seiner Überzeugung auf der Seite Ferdinands, er strebte mit ihm dasselbe Ziel an; aber da er weder den Muth, noch die Consequenz besaß, um dem damit verbundenen Kampfe kühn entgegenzugehen, gefährdeten seine kleinlichen Auskunftsmittel mehr die Sache, die er vertrat, als dass sie dieselbe gefördert hätten. Er beschleunigte nur den Ausbruch des Entscheidungskampfes und schuf damit die unerträglichsten Zustände, denn als solche muss man allemal jene ansehen, die dem letzten Kampfe vorangehen." — Reiches Material über Khlesl und seine Zeit enthalten die vier Bände von Hammer-Purgstall: „Khlesls, des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaisers Matthias, Leben. Mit der Sammlung von Khlesls Briefen, Staatsschreiben, Verträgen, Gutachten, Decreten, Patenten, Denkzetteln und anderen Urkunden, beinahe tausend, bis auf einige wenige bisher ungedruckt. Wien 1847—1851" — und Kerschbaumer, Cardinal Khlesl, Ministerpräsident unter dem Kaiser Matthias. Quellenmäßig bearbeitet. Wien 1865.

[2]) Gindely, Dreißigjähriger Krieg, I, S. 376—410.

ließ der Savoyarde diese Truppen der Union, und diese sandte sie nach Böhmen. Mansfeld erhielt eine böhmische Bestallung, zog in Böhmen ein und erstürmte am 21. November 1618 Pilsen, das bisher dem Kaiser unabwendbar treu geblieben war. So war der Stand der Dinge, als Matthias am 20. März 1619 im dreiunndsechzigsten Jahre verschied. Die Länder, die er so mühsam Rudolf entrissen hatte, standen jetzt bei seinem Tode in hellen Flammen der Empörung.

Matthias stirbt.

Ferdinand II.

Ferdinand II., Die Lage war mehr denn schwierig, als Ferdinand die Regierung antrat. In einem Schreiben an die abgesetzten Statthalter Böhmens sprach er seinen Willen aus, die Landesprivilegien zu schützen, Böhmen in Gerechtigkeit, Einigkeit und Liebe zu regieren. Die böhmischen Directoren kehrten sich wenig daran. Die seine Gefahr, Stände von Oberösterreich betonten, der Bruder des Matthias, der kinderlose Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, sei ihr Erbherr, obschon dieser Ferdinand für seinen Stellvertreter und Nachfolger erklärt hatte, und nahmen die Landesverwaltung selber in die Hand. Die Stände von Niederösterreich wollten sich mit den Böhmen verbinden und forderten gleichmäßige Besetzung der Gerichte mit Beisitzern beider Religionen. Im April überzog Thurn Mähren und erzwang Abschluss des Bundes mit Böhmen, Ernennung eines Directoriums und Vertreibung der Jesuiten. Am 5. Juni standen die Böhmen vor Wien. In der Stadt Verwirrung, die Katholiken waren verzagt, die Räthe betäubt, nirgends Soldaten! Wenn Thurn ein Thor sprengen ließ, so war Ferdinand mit seinen Kindern ein Gefangener, und man sprach davon, ihn in ein Kloster zu stecken und seine Kinder lutherisch erziehen zu lassen! Nur sein Muth, Ferdinand selber verlor den Muth nicht. In der Bedrängnis warf er sich vor einem Crucifix, das sich jetzt in der Pfarrkirche der kaiserlichen Hofburg über dem Tabernakel befindet, im Gebete nieder und erhob sich neugestärkt im Vertrauen auf Hilfe. Am höchsten stieg die Bedrängnis, als am 11. Juni[1]) eine Abordnung niederösterreichischer Stände in die Burg drang und stürmisch seine Einwilligung zu ihrem Waffenbunde mit den Böhmen verlangte. Ferdinand war unbeugsam, ihr Sprecher Thonradl[2]) jedoch so keck, dass er den König am Knopfe des Rockes fasste und zur Unterschrift nöthigen wollte. In diesem Augenblicke erklang seine Rettung, ein heller Trompetenschall, 500 Dragoner unter Sainthilliere waren durch das Wasserthor eingedrungen und stellten sich auf dem Burgplatze auf, „Engel vom Himmel für Ferdinand, Boten des Schreckens für die Meuterer, die betäubt aus der Stadt schlichen." Ein Umschwung trat ein, Bürger und Studenten be-

[1]) So Hurter, Ferdinand II., Bd. VII, S. 554. — Gindely aber verlegt auf Grundlage der Berichte des spanischen und sächsischen Gesandten diese Zusammenkunft auf den 5. Juni, an welchem abends Thurn sein Hauptquartier in der Landstraße und später auf der Wieden aufschlug. „Dreißigjähriger Krieg", II, S. 78—81.

[2]) Khevenhiller, Annales Ferdinandei IX, 398. — Lamormain, De virtutibus Ferdinandi, c. 2. — Janko, Fabel und Geschichte. Wien 1880. S. 175—177. — Onno Klopp sagt über die Audienz der Sturmpetition mit Recht, sie sei eine der wichtigsten oder vielleicht die wichtigste die jemals ein Fürst des Hauses Habsburg ertheilte, sie dauerte auch ungewöhnlich lange. Die Adresse wurde schon damals eine Sturmpetition genannt, aus dem Inhalt schaut nicht mehr eine Bitte heraus, sondern die Drohung, sie ist durchspickt mit wahrheitswidrigen Behauptungen (l. c. S. 353).

vaffneten sich. Thurn vermochte die Stadt nicht zu nehmen, er hatte den günstigen Augenblick versäumt. Eines Morgens war er mit seinem Heere vor den Mauern Wiens verschwunden. Bei Budweis hatte Boucquoi den Mansfeld aufs Haupt geschlagen und Prag in Schrecken gesetzt, das jetzt eilig seine Armee zurückberief. — Thurn hat den Ständen später vorgeworfen, dass sie nicht eingehalten, was sie früher versprochen; die Protestanten hatten ihm also Wien durch Verrath erschließen wollen.

seine Kühnheit.

Obschon Österreich gährte, Böhmen abgefallen war, Bethlen Gabor in Ungarn gegen ihn rüstete, so eilte Ferdinand doch nach Frankfurt, um die Kaiserkrone zu erringen.[1]) Ein geringerer Geist hätte zuerst nach Ordnung im eigenen Lande gestrebt; eine höhere Einsicht zeigte Ferdinand, dass die Erreichung des höchsten Zieles die des niederen bedinge.

Friedrich V. von der Pfalz.

Von der Kaiserwahl hieng damals vieles ab und Friedrich V. von der Pfalz gab sich darum auch schon längere Zeit alle Mühe, die deutsche Krone ja nicht auf das Haupt Ferdinands kommen zu lassen. Er ließ Maximilian von Bayern die Kaiserkrone anbieten; nahm dieser an, so waren Österreich und Bayern für immer verfeindet und die katholische Partei gespalten. Maximilian lehnte darum mit den höhnenden Worten ab, gerne würde er die Krone auf das Haupt seines Vetters in der Pfalz setzen, wenn dieser katholisch werden würde. Dann bot Friedrich V. dem Herzog von Savoyen die deutsche Krone an, stand aber von dem Plane ab, als dieser Böhmen für sich verlangte, nach welchem der Pfälzer selber schon längere Zeit angelte, und als es sich zeigte, dass Karl Emanuel nicht so viel Geld besitze, als man vermuthet hatte und als nöthig war, um einen Umwälznngskrieg in Deutschland zu führen. Sofort dachte der Pfälzer daran, wie eine Kaiserwahl überhaupt zu verhindern sei, ein Kaiser sei nicht nothwendig, jeder Fürst sollte wie in Italien unabhängig sein; man solle darum den König von Frankreich bewegen, dass er die Wahl nicht gestatte. All diese für die Größe der Nation so verderblichen Pläne durchriss die Eile, mit welcher der Kurfürst von Mainz dem Reichsvicariat des Pfälzers ein Ende machte und den Wahltag ausschrieb, und die Thatkraft Ferdinands.

Ferdinand und Max.

Ferdinand knüpfte in München die Bande der Jugendfreundschaft neu mit Maximilian: „Du hast mir immer treu geholfen, hilf mir auch jetzt", hatte er ihm früher schon geschrieben. Über diese Hilfe ward jetzt in München unterhandelt. Der Bayer war geneigt zu helfen, aber um einen hohen Preis: die Kurwürde und besondere Machtstellung. Ferdinand musste die Liga anerkennen und Max war das Haupt der Liga! Die Wahl fand in Frankfurt am 28. August 1619 statt. Das Begehren dreier Abgesandter Böhmens, im Namen der Directoren das Wahlrecht auszuüben, ward abgelehnt, ebenso der Antrag, bevor Ferdinand nicht im ruhigen Besitze Böhmens sei, könne er nicht an der Kaiserwahl Antheil nehmen. Die drei Erzbischöfe stimmten für Ferdinand, die weltlichen Fürsten folgten nach, selbst der charakterlose Pfälzer.

Kaiserwahl.

[1]) Abreise von Wien am 11. Juli; als seinen Stellvertretter ließ er den Erzherzog Leopold zurück. Absichtlich wurde ausgesprengt, Ferdinand reise über Graz nach München, um einen Handstreich auf ihn zu vereiteln.

Ferdinand wurde einstimmig gewählt.[1]) Als die Wähler aus dem Wahlgemache in die Kirche traten, war unter dem Volke schon die Nachricht verbreitet, dass der Kurfürst von der Pfalz am Tage vorher zum König von Böhmen gewählt worden sei. Wäre die Nachricht einige Stunden früher gekommen, die Wahl wäre vielleicht anders ausgefallen. Ein großes Stück Holz fiel aus der Höhe dicht neben Ferdinand nieder — er verlor die heitere Fassung nicht. — Am 9. September fand die Krönung statt. —

Der Winterkönig.

Königswahl in Prag.

In der That war Friedrich am 26. August 1619 zum König von Böhmen gewählt worden. Aber wie schwach war die Krone, die man ihm anbot! Am 31. Juli hatte ein Landtag zu Prag Beschlüsse über die Union des Königreichs und der einverleibten Provinzen Mähren, Lausitz und Schlesien gefasst, welche die Macht des zu wählenden Königs auf ein Nichts herabsetzten: kein königlicher Befehl sollte etwas gelten, der auf Verhinderung oder Verkleinerung der Stände ziele; den Ständen wurde die Verfügung über die Steuern, über die bewaffnete Macht des Landes überlassen. Der König sollte ein bloßer Schatten, die Feudalherren wollten alles sein. Die Masse des Volkes blieb theilnahmslos; während das allgemeine Aufgebot mindestens eine halbe Million Krieger liefern konnte, musste man Söldner mieten, den Bauern wurden sogar die Waffen abverlangt! Bei der Königswahl kamen der Herzog von Savoyen, König Christian IV. von Dänemark, der Kurfürst Johann Georg von Sachsen und Friedrich von der Pfalz in Vorschlag. Der erste versprach zwar, im Falle der Wahl seine Religion zu ändern, aber es hieß, er könnte sich doch eigentlich heimlich mit Österreich verbinden und die Böhmen um ihre Wahlfreiheit bringen. Vom Dänen wurde behauptet, er strebe nach unumschränkter Gewalt. Der Sachse war nahe und hatte große Mittel, aber gegen ihn ward eingewendet, dass er die Grafen und den Adel nicht achte. Zu Friedrichs Gunsten sprach, dass er eine wohlgefüllte Schatzkammer habe, und von England, Holland, Frankreich und Siebenbürgen Hilfe erhalte. So fiel denn die Wahl auf Friedrich, die Wähler waren lauter Protestanten.[2])

Der Winterkönig.

Der Erwählte, Friedrich V., Kurfürst der Pfalz, war damals dreiundzwanzig Jahre alt, der Enkel des Wilhelm von Oranien, der Eidam des Königs von England, ein heiterer, leutseliger Herr, — aber der Rolle, zu der ihn sein Ehrgefühl verleitete, nicht gewachsen. Um die Krone Böhmens hatte er sich längst beworben und jetzt, da sie ihm geboten ward, erschrak er: „Es sei doch etwas sehr Gewagtes."

[1]) Pfalz stimmte für Maximilian von Bayern; sollte aber die Mehrheit dem König Ferdinand oder Erzherzog Albrecht die Stimme geben, so werde er sich derselben anbequemen. Nachdem Friedrich V. Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, um Ferdinand zu verdrängen, so war diese Abstimmung charakterlos. Ferdinand stimmte zuletzt: da die Mehrheit der Wähler sich für ihn entscheide und da er nach der goldenen Bulle berechtigt sei, sich die Stimme zu geben, so wolle er sich selbst kein Ungleich thun. Über die Wahlverhandlungen vergl. Gindely, Dreißigjähriger Krieg, II, S. 162—171.

[2]) Gindely, l. c. I, S. 222—284.

Seine Geheimräthe warnten ihn: seine Macht sei nicht groß genug, so vielen Feinden die Spitze zu bieten. Seine Mutter Elisabeth, die Schwester des Moriz von Oranien, beschwor ihn unter Thränen, das gefährliche Geschenk zurückzuweisen, der böhmische Streit werde sich in einen Religionskrieg verwandeln und alle katholischen Mächte zu einem Kreuzzuge vereinigen. Max von Bayern warnte. Jakob von England sah im Unterfangen der Böhmen nur eine strafwürdige Empörung. Allein Moriz und Bethlen Gabor schürten.[1]) Die schöne und eitle Gemahlin Elisabeth erklärte: wenn er den Muth gehabt habe, um eine Königstochter zu freien, so soll er auch den Muth haben, nach einer Königskrone zu greifen; sie wolle lieber mit einem König Sauerkraut essen als mit einem Kurfürsten Gebratenes. Der Hofprediger Abraham Scultetus nannte es Gewissenspflicht, die böhmische Krone anzunehmen, wegen der Vortheile, die der wahre Glaube, der Calvinismus, daraus ziehen könne. Der Geheimrath Camerarius wies auf die großen Helden des Alterthums hin und der schwache Friedrich, der keine Ader von einem Helden in sich hatte, erklärte schließlich die Wahl für einen Ruf Gottes, in dessen Namen er ihn annehme und dem er den Ausgang empfehle. Bedenken.

In Waldsassen ließ Friedrich sich am 24. October 1619 von den Böhmen als König begrüßen, am 31. October hielt er feierlichen Einzug in Prag.[2]) Scultetus predigte „von dem Wunder über alle Wunder, dass wir einen evangelischen König in Böhmen haben; eben das ist ein Wunder, dass ich heute auf dieser Kanzel stehe und von der innerlichen Herrlichkeit der Kirche Gottes predige! Darum sage ich noch einmal: Groß ist Gott und unbegreiflich, wie er regiert." Am 4. November 1619 fand die Krönung statt. Nun folgten Festlichkeiten auf Festlichkeiten, so lange das mitgebrachte Geld hielt, Bälle und Schlittenfahrten. In Saus und Braus wurde der Winter verlebt, von dem Friedrich den Namen des Winterkönigs[3]) erhielt. Dagegen kam der, welchem er die Krone entrissen hatte, und den er in seinem Manifest nicht einmal zu nennen wagte, weil er ihn hatte zum Kaiser wählen helfen und ihm die Treupflicht des Vasallen schuldig war, um jene Zeit in die höchste Gefahr. Bethlen Gabor bemächtigte sich Oberungarns und zog im October vor Wien. Boucquoi musste aus Böhmen zurück zum Schutze der Hauptstadt. Thurn rückte ihm auf dem Fuße nach, am 24. October stand auch er vor Wien, das jetzt 80.000 Feinde umlagerten. Nur die Ankunft Ferdinands gab Muth zum Widerstande und nur die Noth an Lebensmitteln trieb seine Feinde zur Rückkehr.[4]) Der Winterkönig. Wien belagert.

Doch bald sollte es mit Friedrichs Herrlichkeit zu Ende gehen, er hatte es mit umsichtigen, thatkräftigen, kühnen Gegnern aufgenommen. Auf der

---

[1]) Anhalt auch, er sagte zu Friedrich: „Euer Liebden setzen sich nur in den Stuhl; wer wird dieselben sobald wiederum heraustreiben!" und drängte zu rascher Annahme, man habe längst mit den Böhmen sich so tief eingelassen, dass man ohne Schande nicht zurücktreten könne; bei großen Ereignissen könne nicht alles so glatt abgehen, dass nicht manches Unrecht mit unterlaufe.

[2]) „Der erste Eindruck, den der junge Mann auf die harrende Menge machte, war ein gewinnender; seine hohe schlanke Gestalt und seine einnehmenden Gesichtszüge fanden allgemeinen Beifall." Gindely, l. c. II, S. 247.

[3]) Solstitialis rex nennt ihn Pappus in seiner durch Gesinnung und Sprache ausgezeichneten „Epitome rerum Germanicarum", p. 160, herausgegeben von Arndts. Wien 1856.

[4]) Gindely, l. c. II, S. 254—290.

Vertrag zwischen Ferdinand und Max.

Rückkehr aus Frankfurt hatte Ferdinand mit Maximilian in München am 8. October einen Waffenbund geschlossen und das Versprechen der Hilfe und Rettung des Kaiserhauses und der bedrohten katholischen Religion erhalten. Die Bedingungen, die Maximilian stellte, waren schwer, aber die äußerste Noth drängte. Der Herzog erhält als Bundeshaupt den Oberbefehl frei und unumschränkt, ohne dessen Einwilligung kein Waffenstillstand, kein Friede geschlossen werden dürfe. Die Unkosten ersetzt der Kaiser und räumt einstweilen den vollen Wert pfandweise an Land und Leuten ein; verliert der Herzog sein Land, so erobert oder ersetzt ihm der Kaiser das Verlorene wieder. Alle Theile des österreichischen Gebietes, die der Herzog den Feinden Habsburgs entreißt, sollen ihm mit allen Nutzungen und Rechten so lange überlassen bleiben, bis die Kriegskosten des Bayern gedeckt sind.[1] Dieser Vertrag, der neben Ferdinand gleichsam einen andern Kaiser, Maximilian, in Deutschland aufstellte, zeigt nur, wie groß die Noth Ferdinands war! Zwei andere Bedingungen wurden nur mündlich abgemacht: Maximilian sollte die Kurwürde erhalten, wenn Friedrich V. durch Annahme der böhmischen Krone sich die Acht und damit den Verlust der Kurwürde zuziehe, und sollte jenen Theil der Pfalz bekommen, dessen er sich im Laufe des Krieges bemächtigen werde.[2]

Gefahr.

In der That hatte Ober- und Niederösterreich sich mit den Böhmen verbunden und rüstete Bethlen Gabor von neuem, um Ferdinand vollständig aus Ungarn zu verdrängen, und konnte dieser nur auf die Provinzen Kärnten, Steiermark und Krain sich verlassen. Doch Ferdinand bewies bald, welche Macht in dem Kaiserthum noch lag, wenn der, welcher den Kaisermantel trug, ein rechter Mann war.

Der Papst.

Weil die eigenen Provinzen so erschöpft waren, so wurde der Papst, so wurde Spanien um Hilfe angegangen.[3] In Rom fühlte man denn auch wohl, um was es sich handle, und Papst Paul V. gab nicht bloß monatlich 10.000 Gulden zur Hilfe, sondern legte auch für die Rettung der schwer bedrängten

---

[1] Schreiber, Maximilian I., S. 199. — Gindely, l. c. I, S. 391—392.

[2] Onno Klopp macht dazu (l. c. S. 432) die gewichtige Bemerkung: „So hoch war die Gefahr der Rebellion emporgeschwollen, dass das Oberhaupt des Reiches das Haupt der Liga um Hilfe und Rettung bittend angieng. Demgemäß schrieb dieses Haupt der Liga die Bedingungen vor, unter denen es helfen wollte. Dieser Zustand war die Consequenz der Dinge, aber es war nicht ein normaler Zustand, denn durch diese Bedingungen wurde die Liga oder das Haupt derselben eine selbständige Macht im Reiche neben dem Oberhaupt unabhängig von diesem. Bei der Nothlage einerseits, bei der Freundschaft und dem Vertrauen der zwei Häupter andererseits konnte im October 1619 kein Zweifel und kein Bedenken gegen ein solches Verhältnis aufkommen. Aber wie wurde es, wenn die zwei Häupter mit vereinten Kräften den Sieg davon trugen, wenn das Oberhaupt des Reiches dahin gelangte, sich durch eigene Macht zu erhalten? Diese Frage schlummerte damals und sie ist geschichtlich nur darum zu erwähnen, weil sie, obwohl schlummernd, dennoch früher oder später aus dem damals geschlossenen Vertrage hervorgehen musste. Für damals, für das Jahr 1619 gilt das Wort des Papstes Paul V.: „Die Liga ist das einzige Heilmittel, die katholische Religion in Deutschland zu erhalten.“

[3] Über einen christlichen Vertheidigungsbund, der im Plane war, für den Arnoldin reiste, der aber nichts Erfreuliches eintrug, vergl. Gindely, II, S. 364—367.

katholiken in Deutschland eine Steuer von sechs Zehnteln auf alles Einkommen n Italien. In Spanien kostete es bei dem friedfertigen Charakter der Regierung, bei der Erschöpfung der Finanzen alle Mühe, den Hof zur Thätigkeit fortzureißen. Alliaga, der Beichtvater, welcher das Herz des Königs lenkte, erwiderte auf Khevenhillers Drohung, dass er Madrid unverzüglich verlassen und seinem Herrn melden werde, dass er sich retten solle ohne Rücksicht auf Spanien, und dass man sich mit den Feinden auf Kosten Spaniens, nämlich seiner Besitzungen in Italien, Sicilien, Neapel und Mailand aussöhnen solle:, der Graf möge sich mit seinen Drohungen inacht nehmen, sonst rede er sich um den Kopf. „Gern will ich mein Leben lassen für diese Worte," rief Khevenhiller, „ich hätte dann für die Wahrheit, für meine Liebe zu Österreich mein Blut verspritzt. Aber mit Euch, Herr Beichtvater, möchte ich dann nicht tauschen, denn während ich die ewige Seligkeit genieße, würde für Euch der tiefste Sitz in der Hölle bereitet sein." [1] Don Philipp III. schämte sich, als er von dieser Unterredung erfuhr; man beschloss, zu handeln. 200.000 Ducaten giengen nach Wien und an den Feldherrn Spinola der Befehl ab, mit seinem Heere in den Niederlanden gegen die Kurpfalz zu ziehen, sobald der Herzog von Bayern gegen Böhmen marschiere. 5000 Italiener in spanischem Dienste waren schon im November Ferdinand zu Hilfe in Innsbruck angekommen und von da nach Passau verlegt worden.

Spanien. Frau Luis Alliaga. Philipp III. hilft.

Bisher stand das pfälzische Haus an der Spitze der Union. Diese verfügte über große Mittel, und wenn sie sich ernstlich des Böhmenkönigs annahm, so musste Maximilian mit allen Mitteln der Liga um seine eigene Existenz kämpfen, — Ferdinand musste dann den Böhmen und Bethlen Gabor preisgegeben werden.

Die Union

Eine Versammlung der Unierten fand auch im November in Nürnberg statt, der Winterkönig kam in eigener Person. Allein, es kam auch des Kaisers Abgesandter, der Reichshofraths-Präsident Graf von Hohenzollern. Alle Anwesenden giengen ihm entgegen, selbst Friedrich, der unter einem Thronhimmel saß. Der Graf setzte sich ohne Umstände sogleich auf den Thron und der König musste sich auf einen Stuhl zur Linken niederlassen und mitanhören, wie nur Ferdinand der gesalbte und gekrönte König von Böhmen sei, und wie er von seinen treuen Ständen erwarte, dass sie sich nicht in das böhmische Unwesen mischen. Diese Rede und auf der andern Seite der Neid über den Machtzuwachs des Pfälzers und der Hass der Lutheraner gegen die Calviniſten bewirkten, dass der Antrag Friedrichs, das böhmische Wesen als eine Sache der Union zu betrachten, durchfiel, und dass man ihm nur versprach, seine Pfalz zu vertheidigen, wenn diese von fremden Völkern angegriffen würde. Der ganze Kraftaufwand der Versammlung gieng in dem Beschlusse auf, man werde in Absicht auf Böhmen allenthalben gute Obacht halten und an Maximilian eine Gesandtschaft schicken, die eine bestimmte Antwort, ob Krieg oder Frieden, verlangen sollte. Der Bayer gab die Antwort, er werde mit den katholischen Ständen hegen und pflegen und müsse wegen Böhmens auf den Kaiser, mit dem er überdies durch die Bande des Blutes verwandt sei, Respect haben. [2]

tagt in Nürnberg. Matter Beschluss.

---

[1] Khevenhiller, Annales Ferdinandei IX, S. 702. — Gindely l. c. II, S. 378—380.

[2] Wolf, Maximilian, IV, S. 269 ff.

Die Liga. Wie ganz anders war der Geist, der sich bei einer Versammlung der Liga zu Würzburg[1]) kundgab! Man anerkannte hier, dass eine gemeinsame Gefahr für die Katholiken vorhanden sei, dass man sich vertheidigen müsse. Man beschloss, ein Heer von 25.000 Mann zu stellen, man bewilligte die nöthigen Gelder, man übergab die Leitung des Ganzen an Maximilian. Und nun rüstete dieser mit einem Eifer, welcher der Union hätte die Augen öffnen können.

Tilly. Zum Feldherrn des ligistischen Heeres bestimmte er Johann Tserklas (Herr Nikolaus) Freiherrn von Tilly, und diese Wahl erwies sich als eine sehr gute für die Sache des Kaisers.

Sachsen. Ludwig von Hessen-Darmstadt gewann dem Kaiser noch einen andern hochwichtigen Verbündeten, den Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg, bisher das Haupt der Lutheraner. Die beiden Lausitzen wurden ihm verpfändet und von den geistlichen Kurfürsten die Zusicherung gegeben, dass in den beiden sächsischen Kreisen die Inhaber der geistlichen Güter auf keine Weise bedrängt, noch gewaltsam beraubt werden sollten, wofür aber die Inhaber dieser Güter dem Kaiser unverbrüchliche Treue, den Katholiken gewissenhafte Achtung ihres Eigenthums versprechen mussten. Infolge dessen verhieß Johann Georg, mit einem Heere in Schlesien einzurücken, sobald Maximilian Böhmen angreife. So stellte sich denn ein großer Theil der Lutheraner auf des Kaisers Seite, auch die Reichsritterschaft blieb dem Kaiser getreu.[2])

Friedrichs Mittel. So wuchsen denn von allen Seiten die Gefahren für Friedrich. Seine Freunde halfen nicht, die Generalstaaten schickten gute Worte statt Geld. Der Winterkönig rechnete auf Bethlen Gabor, der ihm Böhmen überlassen wollte, wenn er für sich Ungarn, Österreich, Kärnten und Krain bekäme. Durch Bethlen Gabor kam Friedrich auch in Verbindung mit dem Sultan, dem er sich schmählicherweise zum tributpflichtigen Vasallen anbot. Allein der Sultan half nicht und Bethlen Gabor blieb ein unzuverlässiger Mann. Friedrichs Schwiegervater, Jakob von England, gestattete zwar, dass Freiwillige, die großentheils aus Gefängnissen zusammengelesen, jedoch von den Bischöfen und Damen Englands bezahlt waren, unter einem Obersten Grey nach Deutschland zum Dienste Friedrichs aufbrachen. Allein Seuchen, wie der Hass der Bevölkerung räumten unter diesen Wildlingen gleich stark auf, und nur ein kleiner Theil stieß zum Könige von Böhmen. Was half es dem Winterkönig, dass die Türken gegen Polen zogen, dass man sich rühmte, auch die barbarischen Völker Asiens hätten sich erklärt, zu den Böhmen stoßen zu wollen? Sein Vetter, der Brandenburger, konnte schon wegen der Stimmung des eigenen Volkes nichts für ihn thun; von Schweden erhielt er guten Rath und etwas Waffen, und im Rathe des Königs von Frankreich, von dem er sich viel versprochen hatte, brach sich eine den Bestrebungen Heinrichs IV. ganz entgegengesetzte Ansicht Bahn: zur

Jakob I.

Frankreich.

[1]) Gindely, l. c. II, S. 419.

[2]) Johann Georg forderte noch, dass die Lutheraner in den Ländern des Kaisers nicht bedrängt werden sollten, dass von ihm die Lausitzen nicht zurückgefordert werden, bevor die Kriegskosten gedeckt seien, dass der Kaiser ihn mit einem deutschen Fürstenthum, das etwa erledigt werde, wie Anhalt, belehne. Ferdinand versprach, dass er den Majestätsbrief gegen jene beobachten werde, die sich ihm unterwerfen, dass er dem Kurfürsten gewiss ein Fürstenthum einräumen werde, wenn er sogleich rüste; wegen der Lausitz stimmte er vollkommen zu. Wolf, l. c. IV, S. 319. — Gindely, l. c. II, S. 422—428.

zeit Karls V. und Philipps II. habe Frankreich, um der österreichischen Übermacht entgegenzuarbeiten, den Protestanten in Deutschland und den vereinigten Niederlanden Beistand geleistet; seitdem habe der Stand der Dinge sich gänzlich verändert und nach dem Abfalle Ungarns, Böhmens mit allen Nebenländern und selbst Österreichs, sei nicht mehr der Kaiser, sondern die protestantische Partei machtbar für Frankreich! Wenn dieselbe den Kaiser gänzlich zugrunde richte, so stehe zu besorgen, dass sie die geistlichen Fürstenthümer und Güter an sich reißen, die katholische Religion in Deutschland ausrotten und dann den Calvinisten in Frankreich zu gleichen Zwecken die Hand bieten werde. In diesem Sinne sprach sich auch die Gesandtschaft Ludwigs XIII. im Juni 1620 der Union gegenüber aus. Es schien nämlich damals zwischen der Liga, deren Heer zwischen Günsburg und Lauingen, und der Union, deren Mannschaft bei Ulm stand, zum Kampfe zu kommen, als Maximilian eine kategorische Erklärung verlangte, ob sie Krieg oder Frieden wolle. Die Unierten gaben nach: Friede solle herrschen zwischen beiden Bünden, die Ausgleichung zwischen den Katholiken und Protestanten solle auf gelegenere Zeit verschoben werden, der Friedensvertrag solle sich nicht auf Böhmen erstrecken! Den Gesandten Friedrichs gab man den Rath, er solle die angemaßte Königskrone niederlegen! Das Heer der Union löste sich auf. — Maximilian hatte jetzt den Rücken frei und konnte sich ungefährdet gegen Osten wenden.

Union und Liga.

Ulmer Vertrag.

Friedrich war also auf seine eigenen Kräfte, auf sein Böhmen angewiesen. Aber er wusste auch diese nicht zu einigen und thatkräftig zu handeln. Bald zerfiel der neue König mit dem böhmischen Adel. Die Großen steuerten auf eine Adelsrepublik los und hatten Friedrich nur gewählt, weil ein Haupt nöthig war und weil sie seine Mittel überrechnet hatten. Friedrichs Minister aber redeten davon, die Macht des Adels zu brechen, die Leibeigenschaft aufzuheben, die Bauern zu befreien und eine gerechtere Art der Besteuerung, die nicht bloß den gemeinen Mann drücke, einzuführen. So fieng denn der Adel an, Friedrich zu misstrauen und über die Fremden zu murren, welche die wichtigsten Stellen erlangten. Dazu kam eine unbesonnene Politik in religiösen Dingen: die Lutheraner, die Utraquisten wie die Katholiken, wurden gleichmäßig gekränkt durch den bilderstürmerischen Eifer, den der Hofprediger Scultetus um Weihnachten 1619 in der Domkirche zu Prag entwickelte.

Zustände in Böhmen.

Die Bilder wurden heruntergeschlagen und ins Feuer geworfen und in der vollständig geleerten Kirche im Chor ein Tisch mit zwölf Sesseln hingestellt und das Abendmahl derart genommen, dass der König zuerst sich selbst den Kuchen brach, dann die andern von den Schnitten, die auf einer Schale herumgereicht wurden, nahmen, und jeder einen Trunk aus dem Credenzbecher that. Ein wilder Ingrimm bemächtigte sich des Volkes. Als die Königin auch den großen steinernen Christus auf der Moldaubrücke entfernen wollte, denn sie könnte den nackten Baderknecht nicht ansehen, so hieß es, man könnte nicht für Aufruhr stehen. Alles war zerfahren, überall Missstimmung. Am Hofe Schlittenfahrten, lustige Aufzüge, in den Straßen von Prag jeden Tag Mord, unter den Bauern wilde Bewegung, in der Armee Meuterei, weil sie nicht Sold erhielt, die Sold-

Bilder-sturm.

rückstände betrugen 45 Tonnen Goldes; die Großen wollten nichts steuern. Ein böhmischer Edelmann jener Zeit schreibt darum: „Was hat denn auch unser König gethan? Er hat Bilder zerbrochen, das Wohl der Generalstaaten in böhmischem Bier getrunken und mit böhmischen Damen getanzt. Mögen wir Sieger sein oder Besiegte: unser Loos ist schwer. Siegen wir, so steht die lange Reihe derer da, die Friedrich geholfen haben, gierig nach Besitzthum und Geld auf unsere Kosten. Sind wir besiegt, so kommt über uns der Zorn des schwer beleidigten Kaisers. Was auch anderes ist zu erwarten? Wir haben dem Kaiser genommen, was des Kaisers ist, und was Gottes ist, haben wir den Türken dargeboten."

Im Juli 1620 brach Maximilian mit seinem Heere gegen Österreich auf, es galt zuerst das Land, das ihm der Kaiser als Pfand verheißen hatte, in Besitz zu nehmen. Vergebens waren alle Verhandlungen der österreichischen Stände, unaufhaltsam und rasch drang Maximilian vor, am 5. August stand Max in Linz. er in Linz, die gegebene Bedenkzeit war kurz — sie mussten huldigen, auf den Bund mit Böhmen verzichten und ihre Truppen zum Heere der Liga stoßen lassen.[1]) Die religiösen Verhältnisse hingegen blieben in Schwebe. Zu gleicher Zeit rückte Spinola mit 20.000 Spaniern in die Pfalz ein und der Kurfürst von Sachsen mit 15.000 Mann in die Lausitz, am 6. October musste Bauzen den Sachsen die Thore öffnen. Nachdem an den Winterkönig mit der Verheißung der kaiserlichen Gnade noch einmal die Aufforderung ergangen war, auf die Krone zu verzichten und sich Ferdinand Zug gegen Böhmen. zu unterwerfen, drang Max am 8. September ins südliche Böhmen ein und vereinigte seine Truppen mit den kaiserlichen bei Neu-Pölln.

Boucquoi schlug vor, zuerst Mähren zu besetzen, damit man dem Kaiser gegen Bethlen Gabor helfen könne; Max und Tilly aber meinten, man müsse auf das Herz des Feindes losgehen, mit Prag sei alles gewonnen. Und so drang man denn unaufhaltsam vor; am 12. October standen die Verbündeten schon vor Pilsen, um dessen Übergabe mit Mansfeld unterhandelt wurde, der damals mit Friedrich zerfallen war. Die Unterhandlungen zerschlugen sich. Auch Friedrich, der in der Nähe stand, wagte keinen Schlag. Von den böhmischen Herren, die ihm so feurig Treue zugeschworen hatten, zeigten sich nur wenige. Als die Böhmen merkten, dass die Verbündeten auf Prag loszogen, suchten sie ihnen zuvorzukommen. Obschon es zu keiner Schlacht bisher gekommen war, so litten beide Theile bereits Mangel an Lebensmitteln, durch Krankheiten und durch die Kälte; doch litten die Böhmen noch mehr, weil bei ihnen nicht, wie bei den Bayern, Ordnung und Mannszucht herrschte. —

[1]) Wolf, l. c. IV, S. 409—413. — Schreiber, l. c. S. 209—216.

Die Schlacht am Weißen Berge vor Prag 8. November 1620.

Die Schlacht am Weißen Berge.

Am 8. November 1620 standen beide Heere einander in der Nähe von Prag gegenüber.[1]) Es war gerade ein Sonntag und sein Evangelium enthielt den Spruch: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist!" Die Verbündeten waren 30.000 Mann stark, die Böhmen nur 21.000, aber diese waren in vortrefflicher Stellung am Weißen Berge aufgestellt, rechts durch den königlichen Park, links durch einen steilen Abhang und im Rücken durch die Stadt gedeckt und nur vorne angreifbar, wo überdies Verschanzungen und ein Bach sie schützten. Darum widerrieth auch Boucquoi den Angriff, Max aber und Tilly wollten schnell schlagen. Da trat unter die meinigen Führer der im Rufe der Heiligkeit stehende Karmeliter Pater Dominicus mit den Worten: „Söhne der Kirche, was zaudert ihr? warum wollt ihr sie jetzt nicht angreifen, da sie der Herr in unsere Hände gegeben hat?" und indem er ein verstümmeltes Marienbild ihnen vorhielt, rief er: „Seht, diesem Bilde, das ich in dem geplünderten Hause eines frommen Katholiken gefunden, haben die Ketzer die Augen ausgestochen, und es liegt euch ob, die Schmach, die dem Herrn in seiner Mutter angethan wurde, zu rächen; ich will es vorantragen, dasselbe wird für euch streiten und den Sieg erringen." — Der Angriff wurde beschlossen. Tilly führte selber die Seinen über die gefährliche Brücke, welche das Geschütz des Feindes bestrich. Ein lebhaftes Feuer empfieng seine Schar, als sie den Berg emporstieg. Ein Reiterangriff unter Christian von Anhalt schien den Kampf zu Gunsten der Böhmen zu entscheiden, zwei Regimenter der Verbündeten wandten sich zur Flucht, einen Augenblick schwankte die Schlacht; — da bemächtigte sich ein panischer Schrecken der Böhmen und jetzt flohen auch die 6000 Ungarn, nur die Schlesier und Mährer, die aber fast alle zusammengehauen wurden, leisteten tapferen Widerstand. In einer Stunde war der Sieg für die Verbündeten entschieden, er hatte ihnen 400, den Böhmen 4000 Mann gekostet. Unter den Freiwilligen, die bei den Verbündeten den Kampf mitmachten, war der später durch sein System berühmt gewordene Philosoph Descartes. Unter den Todten, welche die Walstatt bedeckten, lag an sechs schweren und vierzehn leichten Wunden blutend Heinrich von Pappenheim, vor der Revolution Reichshofrath in Prag, beim Ausbruch des Krieges Freiwilliger und Obrister im Heere der Liga. Schon waren die Plünderer über ihm, als ein kaiserlicher Soldat sein Leben rettete.

Die Jagd bei Prag.

Pappenheim.

Die Schlacht war verloren, aber damit noch nicht alles; wohl aber hatte der Winterkönig den Kopf verloren, er sah vom Stadtwalle der Flucht der Seinen zu und sandte sogleich einen Trompeter zu Max um 24 Stunden Waffenstill-

Friedrichs Kopflosigkeit.

[1]) Gindely, l. c. III, S. 329—348. — Schreiber, l. c. S. 228—231. — Wolf, l. c. IV, S. 436 ff. — Gfrörer, Gustav Adolph, S. 278—280.

stand zur Unterhandlung. Der Herzog bewilligte nur acht Stunden und erklärte, dass vor Niederlegung der Krone von keiner Unterhandlung die Rede sein könne. Viele riethen dem Besiegten, noch sei nicht alles verloren, er könne sich in Prag und Pilsen vertheidigen, 12.000 Ungarn ständen in der Nähe; allein Friedrich, der immer seine Sache für die Sache Gottes auszugeben liebte, hatte jetzt kein Vertrauen; er sah überall nur Verrath und Verwirrung und floh früh am Morgen und gab alles preis, Krone und Scepter, und vergaß alle geheimen Papiere, die nachher so viele seiner Anhänger bloßstellten. Am gleichen Morgen baten Abgeordnete aus der Stadt Maximilian um Schutz, weinten bitterlich und flehten um Gnade. Der Einzug der Verbündeten befreite die Bewohner aus der größten Angst vor den soldfordernden Kriegern. Maximilian hielt Mannszucht, die Böhmen mussten aber ihre Bundesurkunden ausliefern und feierlich erklären, dass sie sich gegen ihren rechtmäßigen König schwer versündiget, und geloben, ihm in allen Stücken treu und gehorsam zu sein. Maximilian meldete Papst Paul V. den Sieg seiner Waffen: „Ich selbst zwar kam und sah, Gott aber siegte." — Nach wenig Tagen kehrte er nach München zurück. Tilly blieb an der Spitze der Truppen, Fürst Liechtenstein übernahm die Regierung im Namen des Kaisers.[1])

Max in Prag.

Doch wenden wir uns wieder nach dem Flüchtling, der durch seinen unbesonnenen Ehrgeiz so viel Wehe nicht nur über Böhmen, sondern auch über Deutschland gebracht hatte — nach dem Winterkönig. Die Böhmen hatten Ferdinand wieder gehuldiget; was lag für Friedrich näher, als durch Verzicht auf Böhmen sich mit dem Kaiser zu versöhnen, um wenigstens die Pfalz zu retten? Das riethen ihm denn auch alle, die es gut mit ihm meinten; er aber, der so feige geflohen, sprach jetzt davon, dass er durch ein neues Unternehmen alles gewinnen und dass man an Ferdinands Stelle einen nichtkatholischen Kaiser, natürlich ihn, wählen müsse, und drohte mit der Ankunft von Türken und Tataren.

Friedrichs Flucht.

In Breslau äußerte er, man habe noch einen starken Fuß im Königreich und man werde es leichter wieder einnehmen, als der Feind es behaupten könne. Die Schlesier hatten auch guten Willen, doch sahen sie bald ein, dass sie allein nicht widerstehen könnten, und die im väterlichen Tone gehaltene Botschaft des Kurfürsten von Sachsen, der sie zur Rückkehr zum Gehorsam gegen die Bestätigung aller Freiheiten und Privilegien aufforderte, machten tiefen Eindruck. Friedrich erklärte nun, dass er es vorziehe, seine Person in Sicherheit zu bringen; und sie waren froh, dass er gieng, und gaben ihm noch 60.000 Gulden Reisegeld mit.[2]) — Die Verachtung des Winterkönigs und der Schrecken vor den kaiserlichen Waffen waren allgemein. Mit Mühe erhielt der König in Berlin bei seinem Schwager eine Wohnung über dem Marstalle und seine Gattin einige Zimmer, um ihrer weiblichen Bürde sich zu entledigen. Der Sohn Moriz, den sie dort gebar, endete später als Sclave in Algier. Ulrich von Wolfenbüttel verließ seinen Palast, als der Pfälzer Obdach bei ihm suchte. Von Hamburg aus mahnte der Flüchtling dennoch Bethlen Gabor, er solle

Schlesien.

---

[1]) Gindely, l. c. III, S. 367—379.
[2]) Müller, Forschungen, III, S. 444 ff.

den Krieg gegen den Kaiser fortsetzen, damit Österreich, Steier und Kärnten verheert werde. In Segeberg erwartete er Hilfe von Christian IV. von Dänemark, der ihn aber mit den Worten anfuhr: „Wer hat Euch geheißen, Könige zu verjagen und Königreiche anzunehmen? haben es Eure Räthe gethan, so haben sie gehandelt wie Schelme.“ Endlich fand er Ruhe und einiges Geld im Haag und die Holländer gedachten ihn als Brandfackel zu gebrauchen, um den Krieg in Deutschland weiter auszudehnen.

Friedrichs Acht.

War es da Ferdinand II. zu verdenken, wenn er von seinem Rechte Gebrauch machte und über den Majestätsverbrecher, bei dem alle Mahnung zur Umkehr sich als eitel erwies, die längst gedrohte Reichsacht aussprach? Am 23. Jänner 1621 ward sie über ihn, über Christian von Anhalt, den Markgrafen Johann von Brandenburg, unter Trompetenschall in den Straßen der Kaiserstadt ausgerufen: als Landfriedensbrecher und Majestätsverbrecher seien sie mit Gut, Leib und Leben der Reichsjustiz verfallen. Was Wunder, dass in die Mitglieder der Union ein heilsamer Schrecken fuhr, dass diese bei einer Zusammenkunft in Heilbronn 1621 förmlich zu Grabe getragen wurde, dass ihr Feldherr schrieb, er wolle lieber in des Kaisers Dienst die Pike tragen, als an anderen Orten commandieren, dass der Herzog von Wirtemberg erklärte, er achte nach Gott und seinem Worte nichts höher, als die kaiserliche Gnade, wofern er nur derselben gewürdiget werde.

Ende der Union.

Mähren.

Indessen hatten die Mährer schon im December des Kaisers Gnade angefleht und sie gegen Entlassung ihres Kriegsvolkes, Auslieferung der Bundesurkunden und Erlegung von 120.000 Thalern als Geldstrafe erhalten.[1]) Für die Schlesier vermittelte der Kurfürst von Sachsen; sie mussten um Verzeihung und Gnade bitten, den Kaiser als ihren rechten König anerkennen, dem Bunde mit Ungarn, Österreich und Siebenbürgen entsagen, dem Kaiser fünf Tonnen Goldes zur Bezahlung seines Kriegsvolkes erlegen und versprechen, die Katholischen in ihren Rechten ungekränkt zu lassen. — Dagegen ward ihnen am 28. Januar 1621 Verzeihung ertheilt und wurden ihre bisherigen Privilegien von neuem bestätiget.[2])

Schlesien.

Das böhmische Strafgericht.

Der Ächtung des Kurfürsten folgte das böhmische Strafgericht. Der Kaiser hielt sich durch seine Stellung für verpflichtet, einen Act der strafenden Gerechtigkeit zu vollziehen und soviel unschuldig vergossenes Blut nicht vergeblich nach Rache schreien zu lassen.

Nach der Einnahme Prags waren einige Häupter des Aufstandes unter Bewachung gestellt, im Februar ließ Tilly in einer Nacht plötzlich die Wachen entfernen und allen Bedrohten den vertraulichen Rath geben, sich schleunigst durch die Flucht zu retten. Sie benutzten unbegreiflicherweise den wohlgemeinten Wink nicht. Am letzten Februar 1621 wurden 48 Häupter zu Haft gebracht und ein Gericht für die Theilnehmer des Aufstandes niedergesetzt; es war angewiesen, nach gemeinem göttlichen und menschlichen Rechte zu erkennen. Ferdinand erwartete

[1]) Gindely, l. c. II, S. 379—397.
[2]) Ibid. III, S. 397—440.

Geständnisse der Reue und Schuld, allein die Mehrzahl weigerte sich dessen. Dies scheint bei ihm entschieden zu haben, denn an und für sich war er nicht zur Strenge geneigt. Nach einer schlaflos verbrachten Nacht fragte er seinen Beichtvater, ob er ohne Verletzung seines Gewissens die Verurtheilten begnadigen könne, oder ob er die Vollziehung des Urtheiles gestatten solle? Lamormain erwiderte, beides liege in Seiner Majestät Händen, worauf Ferdinand für einige Erlass, für andere Milderung der Todesstrafe befahl. An die Stelle des in jener Zeit bei Majestätsverbrechen üblichen Viertheilens bei lebendigem Leibe wurde Enthauptung gesetzt. Im Saale, aus dem drei Jahre vorher der Fenstersturz geschehen war, fand am 19. Juni 1621 die Verlesung des Urtheiles statt: es lautete gegen achtundzwanzig, meist ehemalige Directoren, auf Tod. Am 21. Juni früh fünf Uhr begann die Vollziehung der Urtheile und endete um neun Uhr auf dem Altstädter-Marktplatze. Auf den Vorwurf der Grausamkeit hat schon in jener Zeit der Verfasser der Mansfelder Ritterthaten geantwortet: es sei nach Recht entschieden worden, die Strafe sei nicht zu groß und nicht zu streng gewesen. Zwar seien fast nur stattliche Grafen und Herren hingerichtet worden; allein was würde man geantwortet haben, wenn allein arme und schlechte Gesellen daran gemusst hätten und die hohen Herren wären begnadigt worden? es hätte dann geheißen, die kaiserliche Justiz gleiche den Spinngeweben: kleine Mücken blieben darin hängen, große Vögel flögen ungehindert hindurch. — Sicher ist, Ferdinand hatte erreicht, was er anstrebte: die Glut siebzigjähriger Unruhen war für lange erloschen.[1])

Mähren. Schlesien.

In Mähren hingegen wurde an keinem Verurtheilten die Todesstrafe vollzogen. In Schlesien blieben die kirchlichen Verhältnisse auf dem Fuße, wie sie vor Ertheilung des Majestätsbriefes gewesen. In Böhmen aber beschloss Ferdinand das Recht des Cuius regio ejus religio vollständig durchzuführen.

Böhmen wird katholisch.

Zuerst schritt man gegen die calvinistischen Geistlichen ein, sie wurden aufgefordert, die Krönung Friedrichs öffentlich zu widerrufen, die alten Kirchengebräuche wieder einzuführen, vom katholischen Erzbischofe sich weihen zu lassen, um Duldung der Ehen beim Erzbischofe nachzusuchen oder zu erklären, dass sie statt der geistlichen Ämter bürgerliche annehmen wollten. Als sie erklärten, dass sie nichts gegen ihr Gewissen thun würden, wurden sie insgesammt, nicht wegen der Religion, sondern wegen Hochverrathes verbannt. Die Begharden hatten sich früher schon versteckt oder entfernt; überhaupt war das Sectenwesen in Böhmen in besonderer Blüte: man zählte dreißig verschiedene Religionsparteien. Die Jesuiten erhielten jetzt die Prager Universität. Am 4. Mai 1622 wurde Generalpardon für alle am böhmischen Aufruhr Betheiligten, aber nur an Leben und Ehre, ertheilt, wenn sie innerhalb der sechs Wochen sich beim Fürsten Liechtenstein meldeten: 22 aus dem Herren- und dann 130 aus dem Ritterstande mussten sofort mit ihren Gütern die Kosten der Bewältigung des Aufruhrs decken.

Jesuiten.

Gegen die Lutheraner wurde noch nicht eingeschritten: einmal standen noch sächsische Truppen in Schlesien und Mansfeld in Pilsen, dann wurde Boucquoi bei einem Angriffe auf Neuhäusl erschlagen. Als aber Ende des Jahres 1621 Bethlen Gabor zu Nikolsburg einen Frieden schloss, worin

[1]) Elwert, Die Bestrafung der böhmischen Rebellion, insbesondere die Correspondenz Ferdinands II. mit dem Fürsten Liechtenstein. Brünn 1868. — Gfrörer, l. c. S. 202 bis 284.

er auf den Königstitel und den Besitz von Ungarn verzichtete, wofür ihm der Kaiser Siebenbürgen und sieben Gespanschaften Ungarns nebst Kaschau, die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor in Schlesien und eine Jahresrente von 50.000 Gulden zusicherte, so bekam Ferdinand die Hände frei und wurde beschlossen, die Glaubenseinheit in Böhmen durchzuführen. Friede zu Nikolsburg.

Die Gestattung des Kelches wurde zurückgenommen, sie sei mit dem Tode der Bischöfe, denen Pius IV. 1564 ihn bewilligte, erloschen. Den katholischen Kirchen und Klöstern wurde das entzogene Eigenthum zurückgestellt. 1622 kam schon den deutschlutherischen Predigern in Prag der Befehl zu, die Hauptstadt innerhalb vier Tagen zu verlassen, wofür man ihnen 400 Gulden Reisegeld bewilligte. Dasselbe geschah bald auf dem Lande. 1625 wurde den Nichtkatholischen das Bürgerrecht in den Städten und das Recht, giltige Ehen zu schließen, entzogen; 1626 wurde allen denjenigen, welche die katholische Religion sich anzunehmen weigerten, der Betrieb der Gewerbe und des Handels verboten, nur die Katholischen sollten Testamente machen dürfen und an milden Stiftungen theilhaben. Die Durchführung dieser Verordnungen kostete in vielen Gegenden Böhmens Blut, die Bauern setzten sich zur Wehr. 1627 wurde allen Mitgliedern des Herren- und Ritterstandes, welche nicht zur katholischen Religion, unter der Böhmen einst in höchster Blüte gestanden, zurückkehren wollten, geboten, das Reich zu verlassen und sechs Monate Frist zum Verkauf ihrer Güter gegeben: das übliche Zehntel vom Vermögen der Auswanderer wurde aber nicht erhoben, damit man nicht glaube, der Kaiser verordne dies aus Geldgier. Hinsichtlich der Vertreibung der Lutheraner hatte der Kaiser lange gezögert aus Rücksicht auf den Kurfürsten von Sachsen; er verordnete sie erst, als man ihm nachwies, dass der Kurfürst in seinem Lande auch keine Katholiken dulde. Durch die Empörung waren alle Freiheitsbriefe verwirkt, desungeachtet bestätigte Ferdinand alle Privilegien wieder, mit Ausnahme des Majestätsbriefes, von dem er eigenhändig die Siegel löste, und des Rechtes der Königswahl. Er ließ während seiner Anwesenheit 1627 den Erbprinzen zum König von Böhmen krönen. Vor dem Gericht durfte nicht mehr die böhmische, sondern nur die deutsche Sprache gebraucht werden. In die böhmische Landesordnung wurde die Bestimmung aufgenommen, dass die Bischöfe und Prälaten, die in Böhmen Güter besäßen, einen eigenen Stand bilden und unter dem Vorsitze des Erzbischofs den Vorrang vor den anderen Ständen haben sollten. Infolge dieser Verordnung wanderten ungefähr 30.000 Familien aus Böhmen aus und 185 Geschlechter aus dem Herren- und Ritterstande; deutsche Familien traten an ihre Stelle. Viele Bauern blieben und machten äußerlich die katholischen Gebräuche mit, verharrten aber im Herzen in ihrer Anhänglichkeit an ihre bisherige Religion. Als Ferdinand die Regierung antrat, war Böhmen größtentheils protestantisch; als er starb, war es größtentheils katholisch und lange eine dem Kaiserhaus anhängliche Provinz. Die Lutheraner. Änderung der Verfassung.

In ähnlicher Weise wurde in den anderen Ländern verfahren: in Mähren musste die Brüder-Unität, die Nachkommen der alten Taboriten, die seit Maximilian II. wieder ihren eigenen Gesellschaftsverband mit eigenen Bischöfen und Vorstehern gegründet, aber im Abendmahle die Lehre Calvins angenommen hatten, auswandern. Der Sitz ihrer Bischöfe war damals Fulnek. Sie zogen nach Polen, mit ihnen auch der berühmte Verfasser des „Orbis pictus“, Mähren. Mährische Brüder.

Comenius. Johann Amos Comenius,[1]) der das Erlernen fremder Sprachen durch Darstellung von Sachen in Bildern zu erleichtern trachtete. Zu Lissa in Polen wurde er Bischof der Mährischen Brüder; er starb mit der Überzeugung, dass er der letzte Bischof dieser Kirche sei, dass aber die auf dem Felsen der Ewigkeit gegründete Kirche mit ihm nicht untergehe. 1627 musste der protestantische Adel Mährens auswandern.[2])

Niederösterreich. In Niederösterreich mussten 1623 die Bewohner aller unmittelbaren kaiserlichen Orte wieder katholisch werden, dem Herrenstande blieb einige Zeit noch seine Freiheit gewahrt.

Oberösterreich. In Oberösterreich wurden 1623 alle nichtkatholischen Geistlichen und Schulmeister aus dem Lande verwiesen. 1625 erfolgte ein Aufstand, der aber unterdrückt wurde; 1626 erhob sich jedoch das Landvolk in Masse unter kriegstüchtigen Führern, dem Hutmacher Stephan Fadinger,[3]) der bei der Belagerung von Linz fiel, dann unter Wiellinger, dann unter Führung eines Studenten, dessen Namen die Katholiken nie erfuhren. Die Bayern wurden lange nicht Meister, erst Pappenheim trieb die Aufständischen zu Paaren. 1627 wurde auch dem Herrenstande in Oberösterreich nur die Wahl gelassen, entweder katholisch zu werden, oder binnen drei Monaten die Güter zu verkaufen und auszuwandern; man hatte ihn im Verdacht, bei dem Aufstande des Landvolkes die Hand im Spiel gehabt zu haben. Dies war aber durch die Nothwendigkeit geboten — ein Fürst war in jener Zeit seiner Unterthanen nur sicher, wenn sie den gleichen Glauben mit ihm bekannten. In Schlesien behielten die Herzoge von Liegnitz, Brieg, Öls, Bernstadt, Wohlau das Recht des Cujus regio, ejus religio, sowie die Hauptstadt Breslau, nur in den landesfürstlichen Orten wurde der Protestantismus verdrängt, Ferdinand glaubte in seinem Rechte (und er war eine streng rechtliche Natur) nicht weiter gehen zu dürfen. Doch wenden wir uns wieder zur Schilderung der kriegerischen Ereignisse! —

Der Krieg in Ober-Deutschland.

Fortsetzung des Kampfes. Nicht bloß Maximilian, sondern auch der Kaiser musste die Fortsetzung des Krieges wünschen. Der flüchtige Winterkönig schickte einen Feind nach dem andern und der Bayer hatte sein Ziel noch nicht erreicht und für den Kaiser war jetzt oder nie der Anlass, aus seiner Macht im Reiche eine Wahrheit zu machen. Auch gestatteten die Gegner nicht, die Waffen niederzulegen.

Pilsen. Noch stand Mansfeld in Pilsen. Erst im Frühjahr 1621, denn Winterfeldzüge waren damals nicht im Gebrauche, auch war gerade jener Winter sehr kalt, zog Tilly gegen Pilsen, wo aber nicht mehr Mansfeld, sondern nur sieben Compagnien seines Volkes waren; sie übergaben die Stadt gegen 140.000

[1]) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, III, S. 480—481. — Orbis pictus seu Janua linguarum reserata erschien zuerst 1561 in Lissa. Ratio disciplinae ordinisque ecclesiastici in unitate fratrum Bohemorum. Alte und neue Brüderhistorie von David Cranz. S. 86—87. — Vergl. im eilften Band den Abschnitt über die Herrenhuter.

[2]) Gindely, l. c. IV, S. 525—568.

[3]) Das Fadingerlied — in den „Historisch-politischen Blättern", Bd. XXXIII, S. 945—970. Vergl. Stülz, Das Cistercienserstift Wilhering. Linz 1840.

Bulden und vier von ihnen traten in das Heer Tillys. Mansfeld stand in er Oberpfalz und eine Menge dienstloser Söldner zogen ihm zu.[1]) In seinem Heere war die Ungebundenheit Regel, er ist das Vorbild für Wallenstein und er Fluch Deutschlands geworden, der Urheber des Satzes, dass eine Armee sich elber erhalten müsse. „Soll der Soldat leben," meinte er, „so gehört Geld azu; gibt man es ihnen nicht, so nehmen sie es, wo sie es finden; da hilft ein Zaum mehr, noch eine Schranke. Sie begnügen sich nicht mit ihrer Nothurft, sie wollen sich auch bereichern: sie nehmen alles, sie plündern alles, sie chlagen und erschlagen, was ihnen Widerstand thun will. In Summa, da ist eine Unordnung noch Unwesen zu erdenken, das sie nicht anstiften. Denn sie ind aus verschiedenen Nationen, Praktiken und Gesellschaften, in allen Bubenücken aufs höchste gekommen." Demgemäß schildert auch ein Gegner Mansfelds as Treiben seiner Wildlinge: „Die Mansfelder haben die armen unbewehrten Bauern haufenweise in die brennenden Häuser mitten in die Flammen geworfen nd diejenigen, die sich retten wollten, wie die Hunde niedergeschossen. Sie haben ie Kirchen aufgebrochen, beraubt, die Altäre abgerissen, das heilige hochwürdige Sacrament mit Füßen getreten, einander ja ihre blutrünstigen Schuhe mit dem eiligen Öl und Chrisam angeschmiert. Sie haben alle Weibspersonen öffentlich eschändet und nach verübtem Muthwillen dieselben ins Feuer geworfen, ja sie aben junge Kinder von neun und zehn Jahren mit teuflischer Unzucht verderbt, is sie unter ihnen gestorben. Sind das nicht himmelschreiende und ewige Rache egehrende Laster? Wo haben je die kaiserlichen Soldaten, deutsche oder spanische, o gehandelt?" — Solches gestattete dieser gottlose Bube, welchen viele Schriftteller als Helden deutscher Freiheit preisen.

Mansfeld und das Söldnerwesen.

Mit diesem Mansfeld hatte Friedrich sich wieder ausgesöhnt, ihn zu seinem General ernannt; von ihm erwartete er seine Rettung, zu ihm giengen die entlassenen Truppen der Union über. Bald stand er wieder an der Spitze von 20.000 Mann, den Sold bestritten die Holländer, die ihr Haus nur sicher glaubten, wenn Deutschland in Flammen aufgehe.

Krieg in der Oberpfalz.

Gegen ihn brach Ende Mai Tilly aus Böhmen nach der Oberpfalz auf, leider hatte er nicht Mannschaft genug, um ihn zu erdrücken. Es kam nur zu kleinen Gefechten und das Land litt die entsetzlichste Noth. Erst nachdem ihm am 22. September die Kurwürde aber insgeheim, ertheilt ward, brach Maximilian selbst auf, und nun kam Mansfeld bald ins Gedränge. Jetzt begann er zu unterhandeln: er bat um die Gnade des Kaisers, der nicht auf seine Schuld, sondern nur auf die Verdienste seines Vaters sehen möge; nur aus Leichtfertigkeit der Jugend sei er vom Hause Österreich abgefallen, aber er wolle diesen Fehler durch treue Dienste wieder gut machen. Solange ein Blutstropfen in ihm sei, wolle er leben und sterben im Dienste des Kaisers. Welch erwünschter Antrag für Ferdinand! Wenn Mansfeld zu ihm übertrat, so war der Krieg zu Ende. Darum ward die Aufhebung der Reichsacht und eine Bestallung in österreichischen Diensten verheißen, schon sang man in Prag ein Tedeum, allein plötzlich entschlüpfte Mansfeld mit seinem Heere schlangenartig nach der Unterpfalz, über die sich jetzt alle Schrecken des Krieges lagerten. Er erklärte, dass er durch Unterhandlung die kaiserliche Partei nur habe täuschen wollen, um zu entkommen;

Unterhandlungen.

Krieg in der Unterpfalz.

[1]) Gfrörer, Gustav Adolf, 3. Aug., S. 309 ff.

er war zu sehr an unverantwortlichen Oberbefehl gewöhnt, um sich einem Höhern je wieder fügen zu können.[1])

Aus der Unterpfalz war Spinola bei dem Ausbruch des Krieges mit den Niederlanden dahin berufen, an seiner Stelle belagerte Gonsalez von Cordova das von dem Engländer Horace de Vere vertheidigte Frankenthal. Der Spanier zog sich vor den Freibeutern zurück und Mansfeld griff auch den Spanier nicht an, sondern gieng über den Rhein und hauste im Gebiete des Bischofes von Speier und des Erzherzogs Leopold, Bischofs von Straßburg, fürchterlich, eroberte Landau, Weißenburg und Hagenau.

Christian von Halberstadt,

Bald trat ein neuer Gegner der Liga und des Kaisers auf — ein Bube ebenso unbekümmert um das Wehe seiner Mitmenschen, wie Mansfeld, aber noch viel thaten- und blutdürstiger und voll calvinischen Hasses gegen alles Katholische, Christian, der jüngere Bruder des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Geboren 1599, also damals dreiundzwanzig Jahre alt, hatte Christian in Holland das Kriegshandwerk gelernt und war Dragonerhauptmann geworden. 1616 hatte das Domcapitel von Halberstadt den Dragonerhauptmann zum Bischof gewählt, wozu er noch die Abtei Michelstein und eine Propstei zu Braunschweig erhielt, daher sein Name Christian von Halberstadt oder Christian der Administrator, denn der Kaiser bestätigte diese tolle Wahl nicht und daher stammte auch der unversöhnliche Hass des Welfen gegen den Habsburger. Christian warb 10.000 Mann, natürlich mit holländischem Gelde, und drang damit nach dem Süden vor. Vergebens waren die Rüstungen des Darmstädters; Ludwig Moriz, Landgraf von Hessen-Kassel, war im Einverständnisse mit Christian und gestattete ihm Durchzug und geheime Unterstützung. Tilly sandte seinen General Anholt, der Christian am 30. December 1621 im

der Brenner

Bussecker Thal in der Nähe von Gießen aufs Haupt schlug. Brennende Orte zeigten den Weg an, auf dem Christian die Trümmer seines Heeres zurückführte. Hatte doch dieser Bube eigene Brandmeister besonders dafür ausgebildet, Ortschaften anzuzünden, was ihm den Namen Brenner und seinen Truppen den Namen Feuerscharen eintrug. Wo er katholische Geistliche antraf, ließ er sie in der Regel verstümmeln oder tödten. Die Stifte Paderborn und Münster hatten das Unglück, dass er sie zu Winterquartieren wählte; die Bevölkerung

und Schänder.

litt entsetzlich. Christian rühmte sich selber der Gewalt, die er an Frauen und Jungfrauen verübte; was werden erst seine Soldaten gethan haben! Die Kirchen wurden geplündert, im Dome zu Paderborn umschlang Christian die goldene Bildsäule des heiligen Liborius und dankte dem Heiligen, dass er seiner so lange gewartet; die silbernen Statuen der zwölf Apostel rief er mit den Worten an: „Was steht ihr hier und seid müßig, es steht doch geschrieben: Geht hin in alle Welt; so will ich euch denn hinausschicken.“ Das Geld, das er aus diesen Statuen prägen ließ, hatte die Umschrift: „Christian, Gottes Freund und der Pfaffen Feind.“ Im Winter brachte der Halberstädter sein Heer auf 20.000 Mann.[2])

---

[1]) Gfrörer, l. c. S. 316.
[2]) Ibid. S. 319- 320.

Ein dritter Feind, ebenfalls mit holländischem Gelde sich rüstend, trat in dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach gegen die Liga und den Kaiser auf. In seinem Heere waren einige Weimarische Fürsten, darunter auch Bernhard, noch nicht achtzehnjährig. Georg Friedrich von Baden-Durlach.

Georg Friedrich war Calviner, er hatte denselben Zweck wie Christian. Um nicht seine Familie ins Unglück zu bringen, wenn das Unternehmen scheiterte, legte er die Regierung nieder. Sein Heer war 25.000 Mann stark, Mansfeld hatte 35.000, Christian 20.000 Mann beisammen. Viele kleine protestantische Fürsten rüsteten insgeheim. Im Jahre 1622 sollten alle diese Heere über Tilly herfallen und ihn vernichten; so war der Kriegsplan, neben dem Verhandlungen wegen Begnadigung des Pfälzers gepflogen wurden. Jakob I. von England vermittelte für seinen Schwiegersohn; der Kaiser zeigte sich auch nicht abgeneigt, nur sollte der Pfälzer sein Unrecht bekennen und Treue geloben. Allein die Unterhandlungen zerschlugen sich an der Hartköpfigkeit Friedrichs und darum war im Jahre 1622 wieder Krieg die Losung. Das war es, was die Holländer wollten, das Reich sollte nicht zur Ruhe kommen, damit sie sicher wären. Der Pfälzer beschloss, am Kampfe persönlich Antheil zu nehmen; verkleidet kam er durch Frankreich zu Mansfeld nach Germersheim. Beide überschritten dann den Rhein und stießen auf Tilly bei Wiesloch und trieben seine Reiter zurück. Es war ein kleiner Erfolg, aber der erste, den Friedrich auf dem Schlachtfelde erlangte. Kriegsplan. Gefecht bei Wiesloch.

Und nun erhob sich der Baden-Durlacher, er wollte Soldat sein bis an sein Ende und nicht ruhen, bis den katholischen Geistlichen alle Gewalt und alles Land genommen sei! Beide Heere vereinten sich und waren jetzt 40.000 Mann stark; noch wollten sie Christian von Braunschweig an sich ziehen, der jetzt aus Westfalen herankam, dann die Länder der geistlichen Fürsten besetzen, diese gefangen halten mit Ausnahme der Bischöfe von Speier, Mainz und Würzburg, die geköpft werden sollten. Der Markgraf war seines Erfolges so sicher, dass er ausrief: wenn er in diesem Kriege nicht obsiege, so könne Gott nicht gerecht sein. Die Gefahr für Tilly war in der That sehr groß, allein er bewährte auch diesmal seine militärische Meisterschaft aufs glänzendste. Zunächst zog er sich auf Wimpfen zurück, um Wirtemberg zu bedrohen, wo man ebenfalls rüstete. Cordova mit seinen Spaniern erhielt den Befehl, zu ihm zu stoßen. Um das zu verhindern, zogen Mansfeld und Friedrich die Bergstraße hinab, während der Markgraf von Baden sich gegen Wimpfen wandte. Allein Cordova wusste sich doch mit Tilly zu vereinigen und dieser griff den Durlacher am 6. Mai 1622 bei Wimpfen mit kühner Entschlossenheit an und errang einen glänzenden Sieg. 400 Pforzheimer Bürger, heißt es, hätten sich für ihren Markgrafen geopfert, damit dieser Zeit gewänne, zu entfliehen — allein diese vermeintlichen Spartaner lebten noch viele Jahre nach der Schlacht und an der ganzen Geschichte ist nicht ein wahres Wort, wie an der Unternehmung des Markgrafen kein Zug von Größe.[1]) Schlacht bei Wimpfen.

Tilly zog nun den Neckar hinunter gegen Mansfeld, Erzherzog Leopold

[1]) v. Laroche hat die Unwahrheit der von Posselt erfundenen Geschichte der 400 Pforzheimer nachgewiesen. Auch Pappus, welcher alamannische Angelegenheiten sehr gern ausführlich bespricht, weiß nichts von einer Aufopferung der Pforzheimer. Epitome rerum Germ., p. 14.

aber rückte vor Hagenau, wohin der Mansfelder seine Kriegsbeute zusammengeschleppt hatte. Schnell wandten sich nun Mansfeld und Friedrich über den Rhein zur Rettung des Schatzes, dann kehrten sie zurück und zogen nach Norden, um sich mit Christian zu vereinigen, und hausten im Gebiete des Landgrafen von Darmstadt, der zum Kaiser hielt, wie Barbaren. — Hatte doch Mansfeld seinen Söldnern gesagt, es sei ihnen jetzt alles preisgegeben, nur Mühlsteine und glühendes Eisen sollten sie liegen lassen. Die protestantischen Geistlichen wurden geschont, die katholischen nicht. Wenn Mansfeld sich mit Christian vereinigte, so war Tilly den Gegnern nicht gewachsen. Um diese Vereinigung zu verhindern, that Tilly, als wolle er Mannheim stürmen; nahm er Mannheim, so konnte Mansfeld nicht mehr in das Elsass zurück, wo seine Schätze waren. Darum kehrte dieser sogleich um, einen Übergangspunkt über den Rhein sich zu erhalten. Kaum hatte Tilly durch seine Spione von dieser Bewegung Kunde erhalten, so brach er auf Seitenwegen in Eilmärschen nach dem Norden auf, zog Verstärkung an sich und erreichte Christian bei Höchst am 19. Juli 1622 und schlug ihn am 20. Juli in sechsstündiger Schlacht, die dem Gegner 12.000 Mann kostete, aufs Haupt.

Tillys Meisterschaft.

Schlacht bei Höchst.

Der Durlacher hielt nun alles für verloren und suchte sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Auch Friedrich V. fühlte die ganze Schwere des Schlages, der seine Sache getroffen hatte. Im Lager vor Zabern entließ er Mansfeld, weil er durch Unterhandlungen, wozu ihn Jakob I. ermunterte, mehr zu erlangen hoffte. Mansfeld und Christian sandten das Zeugnis der Entlassung an Tilly und erklärten sich bereit, für Zahlung des rückständigen Soldes in kaiserliche Dienste zu treten; wolle aber der Kaiser sie nicht in seine Dienste nehmen, so möge er wenigstens die Acht über sie aufheben und einen Generalpardon erlassen. Ehe Tilly noch eine Antwort vom Kaiser haben konnte, brachen jedoch die beiden Bandenführer nach dem Westen auf, unterhandelten mit dem Herzog von Bouillon, der sie zu einem Aufstande der Großen gegen die Krone benützen wollte, mit dem König von Frankreich, mit der Infantin zu Brüssel um Eintritt in den Dienst. Mehr als alle diese boten die Holländer, nämlich 600.000 Gulden für drei Monate, wenn das von Spinola schwer bedrängte Bergen op Zoom von ihnen entsetzt würde. Dafür entschied sich Mansfeld und suchte in Eilmärschen dahin zu gelangen; sein Weg war von brennenden Dörfern und Flecken bezeichnet, dafür mussten sie sich aber auch beisammenhalten, denn wo das ergrimmte Landvolk Einzelne traf, schlug es sie nieder. Desungeachtet ließ man Kranke und Verwundete ohne Erbarmen zurück, nur um durchzukommen.[1]) Bei Fleurus stieß man aber auf die Spanier des Cordova, die den Weg versperrten; es galt durchzubrechen oder zu sterben und nach neun Stunden des blutigsten Kampfes brachen sich die beiden Abenteurer Bahn. Im September kamen sie noch mit 7000 Reitern vor Breda an, von dem sich Spinola zurückzog. Christian verlor einen Arm; ein kunstverständiger Holländer machte ihm einen neuen von Kork und Silber, und nun ließ Christian dem Spinola sagen: der tolle Herzog habe zwar einen Arm verloren, aber auch einen behalten, um sich an seinen Feinden zu rächen, und ließ Thaler prägen, worauf eine Hand mit der Umschrift: „Altera restat.“ Tilly hatte indes seine Siegeslaufbahn fortgesetzt und die Festungen der Pfalz, Heidelberg, Mannheim und Frankenthal bezwungen. An den Grausamkeiten, die bei der Erstürmung

Christian und Mansfeld.

Zug nach Holland.

Kampf bei Fleurus.

Heidelberg.

[1]) Gindely, l. c. IV, S. 353—379. — Gfrörer, l. c. S. 324—342.

von Heidelberg vorgefallen sein sollen, ist kein wahres Wort; sicher dagegen ist, dass Tilly Schildwachen an die calvinischen Kirchenthüren stellte, damit die Sonntagsfeier ungestört bleibe.[1])

Tilly hatte also über alle seine an Zahl unendlich überlegenen Feinde glänzend gesiegt. Ferdinand erhob den Vater Johann, wie ihn die Soldaten nannten, zum Reichsgrafen, die Liga machte ihm ein Geschenk von 20.000 Gulden. Tilly Graf.

Der Feldzug war beendet, nun verlangte auch der Bayer seinen Lohn, nämlich die Kur und die Pfalz. Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen sprachen sich dagegen aus; doch stand der erstere in keiner besonderen Achtung und vom zweiten wusste man, dass er zustimme, sobald er die obere und niedere Lausitz habe. Aber auch Spanien legte Einsprache ein; damals wurde nämlich um ein Ehebündnis zwischen dem Kronprinzen Karl von England und einer spanischen Prinzessin verhandelt. Jakob sollte dabei den Katholiken in England Duldung gewähren und Philipp sollte beim Kaiser dem Pfälzer die Wiedereinsetzung in sein Land und seine Würde bewirken. Für die Übertragung der Kur an den Bayer wirkten Frankreich und der Papst, denn es gab dann vier katholische Kurfürsten und die Protestanten waren in Angelegenheiten des Reiches die Minderzahl. Im November 1622 traf der Kaiser zum Reichstage in Regensburg ein. Eine der wichtigsten Verhandlungen betraf die Acht des Pfälzers und die würdige Belohnung der Verdienste Maximilians um das Reich. Am 25. Februar 1623 erreichte der Bayer das heißersehnte Ziel:[2]) im Rittersaale des Regensburger Rathhauses wurde ihm unter allen Feierlichkeiten der Kurhut aufgesetzt und der Kurmantel umgelegt, und bei der Tafel verrichtete der stolze Maximilian das Amt des Erztruchsesses, indem er die erste Schüssel auf den Tisch setzte. Doch war die Kur nur ihm persönlich verliehen, die Rechte der Kinder Friedrichs V. waren vorbehalten, vorausgesetzt, dass dieser dem Reiche hinreichende Genugthuung leiste. Die Katholiken jubelten über dieses Ereignis,[3]) Gregor XV. ließ es seinen Römern durch die Kanonen der Engelsburg verkündigen und stimmte den Ambrosianischen Lobgesang an. Das Reich und die katholische Kirche schienen neue Stärke gewonnen zu haben. — Der Pfälzer. Die Kur an Maximilian.

---

[1]) Villermont, Tilly, S. 179—180.

[2]) Gindely, l. c. IV, S. 433—461. — Schreiber, l. c. S. 292—293. — Khevenhiller, Annales Ferd., X. p. 624.

[3]) Pappus berichtet: „Varie ea res accepta, prout favor aut odium animos occupaverat. Quamquam uterque et praemium et poenam commeritus videbatur, tamen apud multos studio religionis alioversum versa interpretatio et plaga uni inflicta partium connexu terrorem in omnes vulgaverat. Nec deerant externi, qui suspiciones intenderent, recta detorquerent, rem tantam sine consensu ordinum novo aut a nimia vetustate exsoleto summae potestatis exemplo peractam altius spectare. Si fortunarum eversio poenam sequatur, has in ejus arbitrio fore, penes quem poenae modus sit, nec defore reos, ubi factio imperet, accusatio pretium habeat et lex majestatis nullis jam exceptionibus unius familiae sit futura auctoritas", p. 17.

Der Krieg in Nieder-Deutschland.

Krieg von 1623.

Da tönte mitten in die Berathungen des Reichstages die Nachricht, Mansfeld und Christian hätten von Holland aus die Lohe des Krieges wieder in Deutschland entzündet.

Zwar hatten die Hochmögenden beide aus ihren Diensten entlassen, aber nur zum Scheine, in Wahrheit gaben sie beiden Freibeutern die Mittel, wieder ein Heer zu werben und die Ruhe des Reiches zu stören, welche die Unabhängigkeit Hollands gefährden konnte. Mansfeld brach Ende November 1622 mit 10.000 Mann nach Ostfriesland auf, obschon dieses ruhige Land auch nicht den geringsten Grund zum Einbruche gegeben hatte; Christian dagegen überzog im Januar 1623 Westfalen. Beide sollten den Kern eines Heeres gegen den Kaiser bilden, dem sich der gesammte niedersächsische Kreis anschließen würde. Die Weimarer rüsteten, Moriz von Kassel erwartete sehnlichst den Sieg der Feinde des Reiches, der Brandenburger war geneigt, sich anzuschließen, auch den Kurfürsten von Sachsen hoffte man zu gewinnen. Selbst Christian IV. von Dänemark erweckte Hoffnung auf Anschluss, obschon er eigentlich nur den niedersächsischen Kreis zum Kriege gegen den Kaiser verleiten wollte, um als Vermittler eine Rolle zu spielen und für seine Söhne die Stifte Bremen und Verden zu gewinnen. Gelang alles, so konnte ein gewaltiges Heer auf die Beine gestellt werden. Darum beantragte der Reichstag, dass des Kaisers Kriegsheer gegen die Friedensstörer, vor denen man niemals sicher sei, zu Felde ziehe und sie vom Boden des Reiches vertreibe. Tilly, der beim Reichstage war, wies auf Holland hin, als den rechten Brunnen aller Verwirrung im Reiche, allein die geistlichen Herren waren gegen einen offenen Bruch mit den Generalstaaten.[1])

Ostfriesland.

Kriegsplan.

Tilly erhielt demgemäß vom Kaiser den Befehl, die Feinde vom Boden des Reiches zu vertreiben, und zog zu seinem Heere ab in die Wetterau. Jedoch gieng es langsam mit dem Feldzuge, nicht als ob es bei Tilly an Thatkraft gefehlt hätte, sondern Unterhandlungen zwischen Jakob I. von England und der Infantin von Brüssel und Rücksichten auf Moriz von Kassel, den Tilly bei einem Zuge nach Norden nicht als Feind im Rücken lassen konnte, traten hemmend dazwischen. Auch Mansfeld unterhandelte mit der Infantin in Brüssel: er wolle in ihren Dienst treten, aber dafür nur den Orden des goldenen Vließes, einen Monatsgehalt von 15.000 Reichsthalern gewinnen und alleiniger General ihres Heeres oder des Königs von Spanien werden, Spanien sollte dann für all das die festen Plätze an den Emsmündungen gewinnen. Die Infantin war nahe daran, abzuschließen und ihn zur Würde eines spanischen Granden zu befördern. Zu gleicher Zeit bot aber Mansfeld auch dem Dänenkönig Ostfriesland an und unterzeichnete Dienstverträge mit Frankreich, Savoyen und Venedig gegen den Kaiser zur Erhaltung der Freiheit der Fürsten Deutschlands, mit anderen Worten: der Mann hatte keinen Glauben und keine politische Überzeugung, er wollte nur nach allen Seiten den Weg zu unabhängigem Oberbefehl, zu Macht und Reichthum offen erhalten.[2]) Auch die Unterhandlungen zwischen Jakob I. und der Infantin hatten keinen Erfolg, sie

Chamäleon Mansfeld.

---

[1]) Gindely, l. c. IV, S. 498—509. — Onno Klopp, Tilly, I, S. 160—187. — Villermont, Tilly, S. 180—200. — Gfrörer, l. c. S. 183 ff.

[2]) Villermont, Tilly, S. 201—204.

heiterten an der Störrigkeit des Pfälzers, der das Angebot der Gnade von Seite des Kaisers, wenn er allen feindlichen Verbindungen entsage, zurückwies.

So blieb denn kein anderes Mittel, den Knoten zu lösen als das Schwert. Moritz von Kassel. Zuerst setzte Tilly den feindseligen Bestrebungen des Landgrafen Moritz von Kassel, die er vollständig durchschaute und von denen er durch seine Spione immer Kunde hatte, einen Damm entgegen, indem er die Ritterschaft ihm abwendig machte und mit seinem Heere dessen Land besetzte. Was half es, dass Moritz Bürger und Landvolk unter die Waffen rief! Tilly wusste durch freundliche Mittel die Leute zu beschwichtigen und gewann den Adel, der sich schutzflehend an den Kaiser wandte, indem er ihn für reichsfrei erklärte. Moritz entfloh nach Dessau. Dann wandte sich Tilly gegen Christian von Halberstadt, nachdem er ihn vergebens gemahnt, an all den Jammer zu denken, den er über Land und Leute bringe, und die kaiserliche Gnade anzunehmen. Christian wollte jetzt mit 21.000 Mann nach Ostfriesland entfliehen, ward aber 6. August 1623 bei Stadtlohn erreicht und in sechsstündigem Treffen aufs Haupt geschlagen; Sieg bei Stadtlohn. 4000 seiner Braunschweiger lagen todt auf dem Schlachtfelde, 7000 wurden gefangen, die übrigen zersprengt, alles Gepäck und alle Kanonen erobert. Tilly stand an der Grenze von Holland. — Gerne hätte er die ewigen Störefriede zu Paaren getrieben, allein gehorsam dem Befehle, wandte er sich nach Osten gegen Mansfeld in Friesland. Dieser wollte sich keiner Schlacht aussetzen, durchstach die Deiche und setzte das Land unter Wasser, so dass Tilly es nicht überziehen, ihm höchstens von Oldenburg nahe kommen konnte. Was aber Tilly nicht bewirken konnte, bewirkten Hunger und Pest und die Erbitterung des Volkes, Noth in Ostfriesland. denn Mansfeld hatte entsetzlich gehaust. Noch heute beschwichtigt die Mutter das schreiende Kind im Saterlande mit dem Rufe: „Der Mansfeld will kommen!“ „Die Unterthanen stürzen sich ins Wasser, erhängen sich, verlassen Haus und Hof und wandern mit Weib und Kind hinaus ins Elend“, schreibt Christian von Celle. Das Heer Mansfeld löste sich auf, den Rest retteten die Holländer, denen Mansfeld dieses deutsche Land noch in die Hände lieferte, indem er den Ständen 300.000 Gulden abpresste, die sie von den Holländern leihen mussten. Zwar gieng in Erfüllung, was die Stände wünschten, dass Frost, Pestilenz, Hunger und Kummer bald sie von Mansfeld scheiden würde, aber sie kamen in Geldabhängigkeit von den Holländern, denen sie sämmtliche feste Plätze übergeben mussten. Als Mansfeld sich nach Holland einschiffte, lebte nicht mehr der fünfte Mensch und stand nicht mehr das sechste Haus![1])

So war denn auch diese Gefahr vorüber. Der Däne war vor dem Sachsen. Ernste des Krieges zurückgeschreckt, der Sachse war zu den Gegnern nicht übergetreten; als man ihm die Pfandschaften über die beiden Lausitzen förmlich übertrug, die Anwartschaft auf einige Lehen und den Titel Durchlaucht ertheilte, anerkannte er dienstwillig die Übertragung der Kur auf Maximilian. Selbst die Feinde unterhandelten wieder um Gnade und der Kaiser zeigte sich bereit, wenn der Halberstädter sein Unrecht erkenne und um Verzeihung Christian von Anhalt. bitte, sie zu gewähren. Auch Christian von Anhalt, der gefährlichste Ränkeschmied, bat 1624 in Wien feierlich um Verzeihung und verhielt sich dann ruhig in seinem Fürstenthume bis zu seinem Tode 1630. Zwar hatten die

[1]) Onno Klopp, Tilly, I, S. 198—208. — Villermont, Tilly, S. 208—210.

Holländer 1623 noch einmal zum Kampfe gegen den Kaiser getrieben, allein
Bethlen Gabor. trotz aller erhaltenen Summen schloss der schlaue Siebenbürger, der wo
einsah, dass er durch die Vernichtung Österreichs nur verlieren, durch ein
glückliches Schaukelsystem zwischen der Pforte und dem Kaiser aber m
gewinnen könne, 1624 Frieden auf Grundlage des Vertrages von Nikolsburg
Andere Gegner wurden durch kluge Maßregeln in Fesseln geschlagen; de
Baden-Durlacher Georg Friedrich z. B. wurde die obere Markgrafschaft
und den Söhnen des katholischen Eduard Fortunatus zugesprochen. Zwisch
den beiden hessischen Linien gährte die wildeste Eifersucht, jene war calvinis
diese lutherisch, Moritz war gegen, Ludwig für den Kaiser;[1]) beide stritten
das Marburger Erbe, dem Darmstädter ward es zugesprochen und dieser f
immer an die Politik des Kaisers gefesselt.[2]) Entrissene Stifte wurden j
der Kirche zurückgegeben. Aus Halberstadt, auf welches früher Christian v
zichtet hatte, wurde der jetzige Administrator, der dänische Prinz Friedri
vertrieben, Althaldensleben wurde den Nonnen zurückgegeben, Hersfeld wur
der Kirche zurückgestellt. So war denn aus diesem Kampfe Kaiser und Re
stärker hervorgetreten.[3])

Aber gerade die Erstarkung kaiserlicher Macht, gerade die Einigung de
deutschen Nation trieb ihre Feinde zu neuer Thätigkeit. Holland zitterte fü
seine Unabhängigkeit, die vom Reiche noch nicht rechtlich anerkannt war.

Holland. Die Botschaft des kaiserlichen Gesandten an die Holländer, dem Reich
entrissene Städte zurückzugeben, an der Türkensteuer theilzunehmen, für Befreiu
der Christensclaven in Algier und Tunis mitzuwirken — in Algier befanden sich m
die Mitte dieses Jahrhunderts allein 20.000 Christensclaven — wurde zurück
gewiesen. Im Gegentheil forderten sie die Seeräuber von Algier auf, mit ihn
gegen die Spanier zu kreuzen, von Venedig aus suchten sie den Sultan zum
Kriege gegen den Kaiser zu treiben.

Eine neue Macht trat jetzt feindlich gegen den Kaiser auf und schloss
England. sich den Holländern an — England, weil die Verbindung Karls mit der
spanischen Prinzessin sich zerschlagen hatte. Jakob suchte in dieser Verbindung
Schutz für seine Hochkirche und im Reichthume der Aussteuer das Mittel,
der Aufsicht des Parlaments in Betreff der Verwendung der Gelder zu ent-
gehen. Die Spanier hofften von der Ehe nichts Geringeres, als die Rückkehr
der britischen Insel in den Schoß der katholischen Kirche. Anfangs 1623
schien die Vermählung sicher, Karl reiste im August mit dem Günstling
Buckingham in einer Anwandlung von romantischem Gefühle selber nach

---

[1]) Onno Klopp, Tilly, I, S. 204—221.
[2]) Gfrörer, l. c. S. 364—384.
[3]) Pappus spricht die Friedenssehnsucht seiner Zeit in den Worten aus: „Tantum ab armato hoste otii erat, ut post sexennes belli calamitates Germania jam non immaturam pacem adspiraret, si aut victi quiescere aut victores armis parta aliter quam armis retinere potuissent". Epitome rer. Germ., p. 19.

Spanien, um seine Braut Maria kennen zu lernen: er ward mit Enthusiasmus aufgenommen, er versprach dem Papste, sich aller feindseligen Handlungen gegen die katholische Religion zu enthalten und jede Gelegenheit zu benützen, um die Wiedervereinigung der englischen Kirche mit der katholischen zustande zu bringen.[1]) Die spanische Heirat

Allein, obgleich der Tag der Vermählung schon festgesetzt war, so zerschlug sich doch alles, als die Spanier forderten: die Heirat solle in Spanien eingesegnet, die Prinzessin mit dem Brautschatze bis zum Frühjahre in Madrid zurückgehalten werden, indes solle Jakob im Parlamente die Gesetze der Verfolgung der Katholiken rückgängig machen; — ebenso an der Forderung Englands: der König von Spanien solle, im Falle der Weigerung des Kaisers, den Pfalzgrafen völlig wieder einzusetzen (das hatte Jakob durch diese Ehe, die den Protestanten in seinem Lande große Angst erregte, zu erreichen gesucht und darum hatte Spanien die Übertragung der Kur an Maximilian zu hintertreiben gestrebt), die Waffen für denselben ergreifen. Die Annäherung an das katholische Haus Habsburg wandelte sich nun in den wildesten Hass um, Jakob ward gereizt, die Protestanten seines Landes hatten mit Bangen und Zorn die Verhandlungen mitangesehen, stürmisch erhoben jetzt beide den Ruf: Krieg gegen Spanien! Am 15. Juni 1624 wurde ein Bund mit den Generalstaaten gegen Habsburg abgeschlossen. kommt nicht zustande.

Aber wer sollte die Engländer im Kampfe gegen den Kaiser und Spanien anführen? Die Engländer hatten keinen Feldherrn. Da richteten sie ihr Auge auf Mansfeld, der sogleich nach ihrer Insel abfuhr. Die Holländer wollten nichts mehr von ihm wissen, umso toller schwärmten jetzt die Engländer für ihn: er ward mit Jubel in London empfangen, er bewohnte den Palast, den die Infantin hätte beziehen sollen, Jakob bewunderte seine „Weisheit, Treue und Glückseligkeit", nannte dieses Ungeheuer seinen „lieben Oheim, Fürsten und Grafen", und gab ihm das nöthige Geld, um 12.000 Mann zusammenzubringen. Christian ward jetzt eifersüchtig auf Mansfeld; auch mit ihm, meinten die Holländer, hätten sie ihr Geld verschwendet, und dann hatte er eine schmähliche Handlung begangen, die wir nicht näher kennen, die aber längeren Aufenthalt dort unmöglich machte. Auch er gieng nach England, wurde glänzend empfangen und erhielt eine Bestallung als Heerführer. Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier. Mansfeld und Christian in England.

Eine dritte Macht, viel furchtbarer als die schlauen und reichen Politiker im Haag und als der unkriegerische Jakob, trat dem Bunde bei — Frankreich. Im Juli ward der Vertrag mit den Generalstaaten abgeschlossen, worin sie gegen eine Million Livres jährlich sich verpflichteten, nicht Frieden zu machen, als mit Rath und Genehmigung des Königs von Frankreich. Damit nimmt die französische Politik auf einmal eine gewaltige Wendung: bisher der katholischen Sache in Deutschland freundlich, verbindet sie sich jetzt mit dem Calvinismus, um Deutschland ohnmächtig zu machen. Der Mann, der diese Wandlung bewirkte, ist der für uns Deutsche so gefährliche Richelieu. — Frankreich.

[1]) Gfrörer, l. c. S. 391—397. — Gindely, l. c. IV, S. 404—419.

Frankreich. Maria von Medici. Ludwig XIII.

Heinrich IV. hatte dem inneren Kriege ein Ende und das Königthum wieder stark gemacht; vor seinem Geiste, vor seinem Willen beugten sich alle. Eben war er daran, die unruhigen Kräfte nach außen abzuleiten und Frankreich die erste Stelle in Europa zu verschaffen. Den Regimentern gab er den Marschbefehl, die Festungen waren ausgerüstet, die Cassen waren gefüllt — in der Bastille allein ein Schatz von acht Millionen angehäuft; — da machte das Tod Heinrichs IV. Messer Ravaillacs all seinen Plänen ein Ende. Die ganze Wirksamkeit des genialen Königs schien umsonst und Frankreich in das Chaos zurückzusinken. Sully. Darum rief Sully, als man ihm meldete, der König sei verwundet: „Mein Gott, habe Mitleid mit ihm, mit uns und dem Staate! Stirbt er, so kommt Frankreich in schlimme Hände!“ [1]) Eben wollte er ins Louvre, da traf ihn die Nachricht, der König sei todt. Im Argwohn, eine höhere Hand habe Ravaillacs Dolch geleitet und auch er sei von den Gegnern der Eroberungspläne dem Tode geweiht, floh er in die Bastille, und rüstete sich zur Vertheidigung.

Aber niemand dachte an solche Pläne. Der Befehlshaber des Fußvolkes, Epernon, der alte Liebling Heinrichs III., von Heinrich IV. immer beargwöhnt, als halte er es insgeheim mit Spanien, zeigte sich besonnen und handelte rasch, ließ die Hauptplätze besetzen, die Leiche des Königs nach dem Louvre bringen, während man unter dem Volke, welches die Nachricht von dem Tode des Königs wie ein Donnerschlag getroffen hatte, verbreiten ließ, Heinrich sei nur verwundet. Die Minister sagten zur Königin, die da jammerte: „Ach, der König ist todt!“ — „Nein, Madame, in Frankreich stirbt der König nie, Ludwig XIII. ist jetzt König.“ — Aber dieser König war erst achteinhalb Jahre alt, wer sollte Regentschaft. die Regentschaft führen? Nach alter Anschauung hatte die Königin-Mutter das Recht der Erziehung des noch unmündigen Kronprinzen, die Prinzen des Hauses aber den Anspruch auf die Regentschaft. Zum Glück war Heinrich Condé nicht anwesend. Die Großen, welche die Feier der Krönung nach Paris geführt hatte, stimmten den Ministern bei, als diese bemerkten, Heinrich IV. habe ohnehin den Maria von Medici. Gedanken gehabt, Maria von Medici zur Regentin zu ernennen, und drangen in sie, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Maria, welche ihren Gemahl nicht recht geliebt hatte, erholte sich schnell von ihrer Trauer wieder zur Geistesgegenwart. Aber eine amtliche Bestätigung schien nothwendig für die Annahme Das Parlament. der Gewalt. Das Parlament in Paris war eine Behörde, welche der Tod des Königs nicht änderte. Es war gerade versammelt. Da trat Epernon, den Degen in der Faust, in den Saal. „Dieses Schwert,“ sagte er, „ist noch in der Scheide, aber es muss heraus, sobald man nicht augenblicklich die Regentschaft der Königin bestimmt.“ — Nach ihm kam Guise mit derselben Forderung, aber in artigerer Weise. Zaudern schien vom Unheil. Das Parlament gehorchte; um 4 Uhr hatte Heinrich IV. geendet, um 6½ Uhr wurde Maria zur Regentin ausgerufen. Kein Widerstand zeigte sich — und dem Beispiele von Paris folgte auch das Land. Am 15. Mai 1610 kam Sully aus der Bastille. Die Königin hielt ihm weinend den Prinzen entgegen: „Mein Kind, mein Sohn, diesen Mann musst du lieben, denn er war einer der nützlichsten Diener deines Vaters, und musst ihn bitten, dass er im Amte bleibt.“ — Sully blieb, wie

[1]) Henri Martin, Hist. de France, vol. XI, p. 1—3. — Michelet. Hist. de France, XVII siècle. Paris 1879, p. 142—156.

ie anderen Minister. Nichts, hieß es, sei verändert, nach den gleichen Grundätzen werde fortregiert. Am 15. Mai war feierliche Sitzung des Parlaments, as königliche Kind erklärte hier (wie man es ihm eingesagt hatte) seine Mutter ur Regentin von Frankreich und bat sie, während seiner Minderjährigkeit für eine Ernährung und Erziehung und für die Regierung des Landes zu sorgen![1])

Es war aber doch vieles ganz anders: statt eines starken Mannes tand jetzt ein schwaches Weib an der Spitze; die Geister, die jener gebändiget atte, regten sich wieder — und statt einer Regierung der Thatkraft und lücklicher Erfolge finden wir jetzt ein Schwanken und Ringen der Parteien, welche die königliche Gewalt in Stücke zu zerreißen suchen, bis der Riese Richelieu kommt und die Pläne Heinrichs IV. wieder aufgreift und durchührt. Es fehlte der Königin nicht an gutem Willen, auch nicht an Eifer, ohl aber an durchdringendem Blick und an Stärke des Charakters, sie ließ ich leicht einschüchtern. Sie suchte durch Geschenke den guten Willen der roßen zu gewinnen. Diese huldigten ihr auch, so lang sie geben konnte. Schwanken der Regierung. Gefahr

„Die Geschenke," sagt Richelieu in seinen Memoiren, „welche die Königin en Großen beim Beginne der Regentschaft machte, nahmen zwar dem Heißunger ihrer Habsucht und ihres Ehrgeizes seine Schärfe, aber sie stillten ihn nicht. Es mußte immer so fortgefahren werden, wenn man sie zufrieden aben wollte. Aber es war unmöglich, ihnen fortwährend solche Geschenke zu achen; bald waren der ersparte Schatz und die Koffer der Bastille geleert nd jetzt erschien ihnen jedes Geschenk zu klein, und sie trachteten nach so roßen Dingen, daß die königliche Autorität ihnen unmöglich das Übermaß on Macht überlassen konnte, welches sie ansprachen." Die Zeit der Könige, ieß es, ist vorüber, die Zeit der Großen ist gekommen.[2])

Diese Großen waren aber nicht mehr die Feudal-Barone, wie im alten rankreich; einige Prinzen des königlichen Hauses ausgenommen, waren die Männer, elche der Regierung die meisten Verlegenheiten bereiteten, nicht mächtig durch hren alten Adel, sondern durch ihr Amt als Statthalter, welches ihnen einrich IV. selber verliehen hatte. In ihren Amtsbezirken waren sie nicht beätigt, und konnten ihre Lehensmannen nicht zur Vertheidigung aufrufen. Der rund ihrer Macht lag in andern Verhältnissen. Der Bürger trug keine Waffen ehr, das Schloß des Statthalters war für ihn eine unangreifbare Zwingburg. eit einiger Zeit herrschte der Glaube, die Franzosen taugten nicht zum Fußolk, und hatte sich die Regierung daran gewöhnt, Schweizer in Sold zu nehmen. ie französischen Edelleute, die nicht von ihrem väterlichen Gute leben konnten, idmeten ihren Degen nicht mehr der Regierung, welche sie seit Sullys sparsamem Regiment nicht mehr dauernd besoldete, sondern sie traten in die Dienste eines Statthalters, der für sie dauernd sorgte, wie sie für ihn gegen jeden mit Eifer sich schlugen. Er schützte sie vor Gericht, er verschaffte ihnen reiche Frauen, durch die Statthalter.

[1]) Sully, Oeconomies royales, II, p. 382—383. — Bassompierre — bei Michaud et Poujoulat, Nouvelle-collection des mémoires, vol. VI, p. 71—73.
[2]) Die schärfste Schilderung dieser Zeit im I. Buch der „Mém. de Richelieu".

und sie zogen auf jeden Wink von ihm für seine Pläne ihr Schwert. Concini prahlte einmal, er habe 3000 solcher Laffen, das Stück um 1000 Francs, in seinem Dienst. Das einzige Streben dieser Führer war, sich der Regierung so theuer als möglich zu verkaufen.[1])

Zuerst kam Bouillon und beschwerte sich, dass die Prinzen von Geblüt nicht über die Regentschaft befragt worden seien, — und, um ihn zu beschwichtigen, gab ihm die Regierung einen Jahresgehalt von 50.000 Thalern und die Statthalterschaft der Normandie und nahm ihn in den Regentschaftsrath auf. Guise bekam 100.000 Thaler und die Königin verhalf ihm zu einer reichen Erbin.

Andere bekamen anderes, die Regierung suchte jede Gier zu befriedigen und von der Königin sagte man, sie trachte das Feuer mit Öl zu löschen. Nur sich halten, war der erste Gedanke der Regierung, Ruhe im Innern und nach außen freie Hand zu haben; der zweite war eine Wendung der äußeren Politik, um der Zudringlichkeiten der Großen leichter sich erwehren zu können. Von der Armee sandte man ein Drittel — zwei Drittel wurden sogleich entlassen — nach Jülich, welches sich im September ergeben musste. Das war aber auch das Einzige, was in den Bahnen der alten Politik Heinrichs IV. nach außen noch geschah. Epernon und Concini, deren Rath bei Maria am meisten wog, hatten immer Verbindungen mit Spanien unterhalten. Die Regentin selbst war der Ansicht, die gegenseitige Befeindung der katholischen Staaten habe nicht bloß der Religion, sondern ihnen selbst am meisten geschadet, auf ihrer Verbindung beruhe das Heil der Welt. Sie erklärte Sully, dass sie eine Doppelheirat mit Spanien wünsche, und dem spanischen Gesandten, dass sie den Habsburgern in Deutschland keine Schwierigkeiten machen wolle, nur sollten ihr diese auch keine Wirren in Frankreich anstiften. Es geschah nichts, um die Wahl des Matthias zum Kaiser zu verhindern. Der Herzog von Savoyen, der auf Anstiften Heinrichs IV. feindselig gegen Spanien aufgetreten war, wurde im Stiche gelassen, sein Sohn musste auf den Knien in Madrid Abbitte leisten. Nichts geschah, um den Aufstand der Morisken zu unterstützen, höchstens gestattete man diesen den Durchzug durch Südfrankreich nach den Häfen des Mittelmeeres.

Jülich.

Wendung der Politik.

Sullys Ende.

Lauter Keulenschläge auf Sullys Haupt, der sich überdies mit den andern Ministern wenig vertrug. Seit Heinrichs Geist es nicht mehr zusammenhielt, war steter Zwiespalt im Ministerium. Der sparsame Sully widersetzte sich hartnäckig den Verschleuderungen. Wie ein Rudel Wölfe waren all die Habgierigen gegen ihn. Concini gab ihm den letzten Stoß. Sully hatte noch auf Condé gerechnet, der aber nicht Herz und Kopf genug zu einem folgerichtigen Widerstand gegen die Regierung besaß. Er kehrte nach Paris zurück mit einem so großen Gefolge, dass die Königin anfangs erschrak. Allein das Geschenk von 200.000 Francs und von einem Palast machte ihn fügsam. Sully bot seine Entlassung und Maria nahm sie an. Die bittere Pille wurde mit einem Geschenke von 200.000 Francs versüßt für seine guten Dienste, da damals jedes Amt als eine Art Eigenthum

[1]) Henri Martin, l. c. vol. XI, p. 14—18, 25.

alt. Dreißig Jahre lebte Sully noch, im bittern Gefühle, daſs man ſeine Verdienſte verkannt, ſeine Pläne vereitelt, nur aus Haſs gegen ihn ſchon begonnene wohlthätige Einrichtungen wieder außer Kraft geſetzt habe. Erſt Richelieus Auftreten machte ihm wieder Freude.[1])

Hugenotten.

Daſs die Hugenotten, als ſie die Schwäche der Regierung bemerkten, ihre Wichtigkeit fühlten und auch Antheil am Raube wollten, liegt in der menſchlichen Natur. Über Verfolgungen zu klagen hatten ſie übrigens wenig Grund. Die Zeiten hatten ſich geändert und der Geiſt der Menge; von den katholiſchen Kanzeln herunter wurde damals Friede und Einigkeit empfohlen und hieß es, man rede nicht mehr von Hugenotten, noch von Papiſten, ſondern nur von guten Franzoſen. Hader beſtand viel eher zwiſchen Katholiken, zwiſchen Parlament und Jeſuiten, neu angeregt durch Ravaillacs Proceſs.[2])

Jeſuiten.

Den Königsmord hätten Viele gar zu gerne den Jeſuiten in die Schuhe geſchoben, allein es gieng aus den Verhören klar hervor, daſs der Unglückliche keine Mitverſchworenen hatte, und daſs in dieſem verrückten Kopfe ſich nur noch alter Glaubenshaſs zeige, über den die Menge glücklicherweiſe hinausgekommen war. Ravaillac war beſtürzt, als er auf dem Wege zur Hinrichtung ſtatt mit Beifalls-, wie er erwartete, mit dem Wuthgeſchrei des Volkes empfangen wurde, welches ihn in Stücke reißen wollte, und ſtarb nicht ohne das Bedenken, daſs ſeine Eingebungen vom Teufel ſein könnten. Das Parlament benutzte den Proceſs zu einem Schlag gegen die Jeſuiten. Das Buch Marianas wurde zum Feuer verurtheilt; die Jeſuiten erklärten jedoch, Marianas Lehre ſei ſchon von ihnen ſelber ſeit vier Jahren verworfen. Bellarmin hatte ein Buch über die Macht des Papſtes geſchrieben, das Parlament verbot den Verkauf bei Strafe der Majeſtätsbeleidigung.

Mariana.

Alſo von den Katholiken hatten die Hugenotten nichts zu fürchten, hinter ihren Regungen ſtanden nur die Hofparteien. Der alte Eifer war abgekühlt, kleine perſönliche Intereſſen leiteten ſie. Ihre Abgeordneten verſammelten ſich zu Saumur, 70 aus 15 Provinzen, 20 Geiſtliche, 16 Kirchenälteſte, Abgeordnete des dritten Standes und 4 Bevollmächtigte der Stadt Rochelle, dann die Herzoge von Sully, Bouillon, Rohan, der Schwiegerſohn Sullys. Sie hatten das Recht, ihre Beſchwerden vorzubringen, ſechs gute Männer zu wählen, aus welchen dann der Hof zwei beſtimmte, die immer um den König ſein und die Rechte der Hugenotten vertreten ſollten. Bouillon ſuchte der Königin Angſt einzuflößen vor den Hugenotten und auf der anderen Seite dieſen Angſt vor dem Hofe, um von beiden Parteien als Vermittler gewählt zu werden und ſo eine Rolle zu ſpielen. Der Hof gieng in die Falle: er gab Bouillon 400.000 Francs, um Parteiung zu machen und die Bewegung abzuſchwächen, aber Sully trat ihm entgegen; nicht Bouillon, ſondern Duplеſſis wurde zum Vorſitzenden der Verſammlung gewählt. Sully ſuchte dieſer ſeinen Haſs gegen den Hof einzuflößen. Am edelſten benahm ſich Heinrich von

Tag zu Saumur.

[1]) Sully, Mémoires des sages et royales Oeconomies d'Estat de Henri-le-Grand. I—IV. 1634—1662. — Mémoires du Cardinal de Richelieu, livre II. Collection Michaud, vol. VII. Paris 1857.

[2]) Crétineau-Joly, Histoire de la Compagnie de Jésus, III, p. 154—164.

Rohan. Die Reformierten verlangten, daſs sie nicht den Namen „angeblich Reformierte“ tragen, daſs sie in allen Städten und Flecken gleiche Schulen haben, daſs ihre Akademien in Montauban und Saumur die gleichen Rechte und Freiheiten genießen sollten, wie die übrigen Akademien des Königreichs, daſs die Summe für den Unterhalt ihrer Prediger erhöht, daſs ihnen die Besetzung der eingeräumten Plätze auf zehn Jahre verlängert, endlich daſs ihnen gestattet werde, alle zwei Jahre eine Versammlung abzuhalten. Die Regentin bewilligte manches, nur um Ruhe im Innern zu haben und ihre Pläne wegen Spanien fortsetzen zu können.[1])

Spanische Heirat. Am 30. April 1611 wurde in Fontainebleau der Vertrag abgeschlossen, nach welchem Ludwig XIII. mit der Infantin Anna und der Infant Philipp mit Elisabeth von Frankreich, der ältesten Tochter Heinrichs IV., sich vermählen sollte. Beide Mächte versprachen einander Hilfe von 6000 Mann zu Fuß und 1200 Reitern gegen alle Feinde von außen wie von innen und gegenseitige Auslieferung von Hochverräthern.[2]) Aus Sorge vor den Hugenotten ward dieser Vertrag geheim gehalten, erst am 26. Januar 1612 wurde er den Großen am Hofe mitgetheilt und am 25. März bei einer Festlichkeit allem Volke.

Condés. Die Verbindung mit Spanien gab der ganzen Politik Frankreichs eine andere Wendung. Doch kein Großer regte sich dagegen. Heinrich Condé, von dem man Widerstand hätte erwarten sollen, ward durch Begünstigungen der Mund geschlossen. Erst die unvorsichtige Art, in welcher die Regentin an eine Italienerin und deren Mann ihre Gunst verschwendete, trieb die Großen zum Galigai. Widerstand. Maria nahm von Florenz ihre Milchschwester Leonora Galigai Concini. als Kammerfrau mit. Auf dem Schiffe faſste diese Neigung zu Concini. Dieser stammte aus einer Familie des höheren Bürgerstandes zu Florenz. Er war hoch gewachsen, geschickt in allen körperlichen Übungen, seine schwarzen Augen hatten viel Ausdruck; er war muthig, freigebig, schroff und zuversichtlich in seinem Auftreten. All das gewann ihm die Gunst der Galigai. Sie wurden ein Paar und dieses Paar beherrschte bald die Königin und durch diese Frankreich. Man sprach von einer Bezauberung, denn man konnte sich nicht erklären, warum die Galigai so vielen Einfluſs auf die Regentin übe. Sie war klein, blaſs, mager, fast immer kränklich; aber geschickt, einschmeichelnd, verbarg sie den Ehrgeiz und die Habsucht, welche sie beseelte, unter den Formen der Bescheidenheit und Demuth; sie unterhielt jeden Abend die Regentin von allen Geschichten am Hof und besaß ihr unbedingtes Vertrauen. Maria konnte keinen Tag ohne die Galigai sein. Zürnte sie ihr auch dann und wann, so widerstand sie doch keiner ihrer Bitten, und Grund zum Zürnen war oft vorhanden, denn die Galigai und ihr Mann trieben offenen Handel mit königlichen Verfügungen: — um Geld verkauften sie Schuldlossprechungen, er prahlte mit dem Einfluſs, den er bei Hof habe. Concini wurde Marquis d'Ancre. zum Marquis von Ancre in der Picardie ernannt, zum ersten Edelmann in der Kammer des Königs, zuletzt sogar zum Marschall von Frankreich, ohne daſs er je eine Schlacht gewonnen hätte!

[1]) Henri Martin, l. c. vol. XI. p. 27—31.

[2]) Flassan, Histoire générale et raisonnée de la diplomatie française. II, p. 282—283.

Das war zu viel Gunst gehäuft auf einen Fremdling in den Augen des stolzen Adels von Frankreich, der jetzt auf einmal müde war, einen leeren Schwamm auszupressen. Der Schatz in der Bastille war nämlich erschöpft, die Krone hatte nichts mehr zu verschenken. Im Januar 1614 verließen Condé, Bouillon und andere Große den Hof. Von Mezières aus erließ Condé am 19. Februar ein Schreiben an die Königin, worin er klagte, daſs nur eine kleine Anzahl von Günstlingen alle Gewalt in Händen hätten und die Prinzen von Geblüt verdrängten. Die Einkünfte würden verschleudert, die Ämter nur nach Gunst oder um Geld verliehen, der Adel durch Steuern zugrunde gerichtet, die Geistlichkeit herabgewürdigt, das Volk bedrückt, die Hugenotten verletzt; am Schluſs verlangte er eine freie und sichere Versammlung der Reichsstände. Statt kühn zum Schwert zu greifen, begann die Regentin zu unterhandeln und so kam 15. Mai 1614 der Vertrag von St. Menehould zustande, in welchem die Regierung versprach, die Reichsstände auf den 24. Auguſt zu versammeln, um die Ursachen zu gerechten Klagen zu beheben. Ferner wurden Condé und seine Genossen für gute Unterthanen erklärt und Entschädigung für die Kosten ihrer Bewegung geliefert. Das hieß schwach sein, zumal bei einer Reise des jungen Königs nach der Bretagne sich die Anhänglichkeit des Volkes an den Monarchen und die Schwäche der Verbindung der Großen, denen das Volk nicht traute, gezeigt hatte. Um die Regierung fortzubehalten, ließ Maria den König, der zwar in sein vierzehntes Lebensjahr eintrat, aber geistig noch ganz unfähig war zu regieren, am 2. October 1614 für mündig erklären — gekrönt war er schon längst in Rheims. Der Hof gieng ins Parlament, die Regentin erklärte, da ihr Sohn volljährig sei, so stelle sie ihm die Regierung zurück. Der junge König dankte ihr für ihre viele Mühe und bat sie, auch ferner wie bisher zu regieren. „Ich will, daſs man Euch gehorche wie mir selber, Ihr seid nach mir das Haupt meines Rathes.“ — Maria verlor also nur den Titel Regentin, in Wahrheit behielt sie die Macht, aber ohne die Last der Verantwortlichkeit.[1] —

Aufstand Condés.

Vertrag.

Ludwig XIII.

Ende der Regentschaft.

Die Stände von 1614.

Am 10. October 1614 versammelten sich die Stände zu Paris, es ist die letzte Versammlung der Reichsstände vor 1789 und wichtig wegen ihrer Stellung zu einander, wegen der Forderungen des dritten Standes, wegen der Reformgedanken, die sich hier regten, so daſs in manchen Beziehungen die Stände von 1614 nur ein Vorspiel der Stände von 1789 sind.[2])

Die Reichsstände von 1614

Im ganzen waren 464 Abgeordnete beisammen, darunter 140 Geistliche (5 Cardinäle, 7 Erzbischöfe, 47 Bischöfe), 132 Adelige und 192 vom dritten Stand, meist Finanz- und Justizbeamte. Die Stände beriethen getrennt, aber in einem Gebäude, in drei Sälen des Augustinerklosters. Zuerst wurden die Vollmachten geprüft. Am 26. October giengen Hof und Deputierte im Festzuge nach Notre-Dame. Dann erklärte der König, er habe die Stände berufen, um ihre Klagen zu empfangen. Der Kanzler setzte sofort auseinander, daſs der

berathen getrennt.

[1]) Henri Martin, l. c. vol. XI, p. 50—68. — Sismondi, Hist. des Français, vol. XXII, Paris 1824.

[2]) Michelet, l. c. p. 153—195.

König den Ständen erlaube, die Cahiers ihrer Beschwerden abzufassen. Am
Eid. 4. November schworen die Deputierten den Eid, zu rathen und zu fördern, was sie in ihrem Gewissen der Ehre Gottes, dem Dienst des Königs und dem Wohl des Staates für angemessen hielten. Nun begannen bei den einzelnen Ständen die Berathungen. Jeder Stand wurde in zwölf Abtheilungen, je nach den alten zwölf Gouvernements, eingetheilt und aus den Abtheilungs-Cahiers sollte das allgemeine Standescahier gemacht werden. Bald zeigte sich, dass die Wahlen sehr zu Ungunsten der Großen ausgefallen waren, und dass die Hoffnung Condés, durch die Stände die Gewalt in die Hände zu bekommen, eitel sei.[1]) Zwischen Adel und drittem Stande zeigte sich nach einigen Artig-
Adel. keiten voll Eifersüchtelei der bitterste Zwiespalt. Der verarmte Adel fieng an zu bereuen, dass er früher aus Stolz auf die Ämter im Finanz- und Justizwesen verzichtet hatte, welche jetzt meist in den Händen reicher Familien des Bürgerstandes waren, daher seine Klagen über die Verkäuflichkeit der Ämter. — Der
Clerus. Clerus, in Erwägung, dass die Ämter nicht dem Verdienste zukämen, sondern in gewissen Familien erblich geworden seien, schloss sich der Beschwerde an und
Dritter Stand. forderte auch den dritten Stand zur Zustimmung auf. Die vom dritten Stand aber erklärten schlau, sie würden mithalten, vorausgesetzt, dass die beiden anderen Stände sich mit ihnen vereinigten in der Bitte um Minderung der Steuern und um Aufhebung der Jahrgelder und Geschenke, die dem Staatsschatz jährlich sechs Millionen kosteten. Diese Geschenke wurden nur dem Adel zutheil, somit war der Antrag des Adels zurückgewiesen.

Savaron. Der Sprecher des dritten Standes, Savaron, der gelehrte Herausgeber des „Sidonius Apollinaris", sprach bei diesen Verhandlungen vor dem Adel:
Streit der Stände. die Römer hätten einst die Franken mit Steuern so geplagt, dass diese zuletzt aus Noth den Gehorsam verweigerten. Auch jetzt sei das Volk mit Steuern so erdrückt, dass etwas Ähnliches zu fürchten sei. Ihm wurde mit Murren und Ausbrüchen des Zornes geantwortet. Im Louvre sprach ebenderselbe davon, dass in der Guyenne und in der Auvergne die Leute so verarmt seien, dass sie wie das Vieh vom Gras leben; dass die Bürgerlichen die Ämter hätten, das komme daher, dass die Adeligen der Meinung seien, Wissenschaft und Studium mache feig und schwäche den Muth. Man rede jetzt wohl vom Aufgeben der Verkäuflichkeit der Ämter, denke aber nicht an die Millionen, welche die Regierung herauszahlen müsse, und nicht an die Jahrgelder, mit denen der König die Treue des Adels erkaufen müsse. Würde man diese zum Nutzen des Gemeinwohls verwenden, so würde das Volk Grund haben, den König zu segnen. Der Adel beschloss, über diese Beleidigung des dritten Standes beim König Klage zu führen, und bat den geistlichen Stand, mitzuhalten. Dieser vermittelte und forderte vom dritten Stand eine Entschuldigung. Savaron aber erklärte, er sei auch vom Adel, habe die Waffen getragen und sei bereit, für sein Wort einzustehen.

Um einen Bruch zum Schaden des Gemeinwohls zu verhindern, wählte
De Mesmes. der dritte Stand jetzt de Mesmes zu seinem Sprecher. Dieser erklärte, der dritte Stand habe den Adel gar nicht beleidigen wollen; die drei Stände seien Brüder, Kinder der gemeinsamen Mutter Frankreich. Die Geistlichkeit habe das Recht der Erstgeburt, der Adel komme nach ihr, und der dritte Stand sei der

---

[1]) Vergleiche die schöne Abhandlung von Augustin Thierry: „Über die Stände von 1614" — in dem „Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du tiers état", chap. 7. Paris 1853.

jüngste Sohn. Der dritte Stand habe den Adel immer als etwas über ihn erhöht angesehen, aber der Adel müsse ihn auch als Bruder betrachten und ihn nicht für Nichts halten. Die jüngsten Brüder hätten oft die Ehre der Familie wieder hergestellt, welche durch die Verschwendung der älteren Brüder zugrunde gerichtet war. „Durch Gottes Gnade sind auch wir zu Ämtern und Würden gelangt und geben als Richter den Familien den Frieden, die der Adel durch sein Schwert vertheidigt."

Klagen des Adels.

Statt zu beschwichtigen, hatte aber gerade diese Rede Öl ins Feuer gegossen. Der Sprecher des Adels erklärte, während ein Sturm des Zornes sich erhob, namentlich über die Geistlichen, welche zu dieser Beschimpfung statt zu einer Ehrenerklärung mitgeholfen hätten, es sei unter der Würde des Adels, vom dritten Stande beleidigt werden zu können, denn der Abstand sei zu groß. Beim König klagte der Adel über Beleidigung, der dritte Stand wolle ein Bruder des Adels sein, was dasselbe Blut und dieselben Tugenden voraussetze, während sie ja nur aus Untergebenen beständen. „Söhne von Schuhmachern und Schneidern nennen uns Brüder! während zwischen uns und ihnen ein Abstand ist, wie zwischen Herr und Knecht." Der dritte Stand aber dankte seinem Redner und wollte nicht gehorchen, als der König befahl, er solle einen Schritt thun, der dem Streit ein Ende mache. Der bürgerliche Stolz zeigte sich starr dem des Adels gegenüber und erst, als der Adel auf ein Viertel der Pensionen verzichtet hatte, stellte sich ein erträgliches Verhältnis zwischen beiden Ständen wieder her.

Finanzen.

Nicht minder merkwürdig sind die Verhandlungen über das Finanzwesen. Einig waren alle drei Stände in der Bitte um Untersuchung der Unterschleife von Beamten und Finanzpächtern. Der dritte Stand fügte nur noch bei, dass man sich mit den Schuldigen nicht vergleiche, noch ihnen Verzeihung bewillige. Die Regierung ließ eine Übersicht der Staatseinnahmen und Ausgaben verlesen, verweigerte aber, eine Abschrift herzugeben.

Le secret des finances.

Der dritte Stand verlangte genauere Mittheilung, trotzdem dass Camus im Namen des Clerus den dritten Stand bat, ja nicht in das Geheimnis der Finanzen eindringen zu wollen, das sei gefährlich für den Staat. Und dieser Gedanke, dass das Finanzwesen geheim sein müsse, blieb in Frankreich in Geltung bis zur französischen Revolution, zum Unglück des Landes und zum Verhängnis für die Dynastie. Camus meinte, die Finanzen glichen dem Heiligthum im Alten Bunde, das niemand schauen durfte. Der Redner des dritten Standes jedoch meinte, man lebe nicht mehr im Alten Bunde, sondern im Christenthume, wo alles ans Licht müsse. Endlich erklärte sich die Regierung auch geneigt, einem Ausschuss von 36 Abgeordneten, zwölf von jedem Stande, das Geheimnis der Finanzen zu enthüllen. Danach betrugen die jährlichen Einnahmen 35 Millionen Livres, wovon 18 Millionen für Gehalte an Beamte bezahlt würden, also nur 17 Millionen in den Staatsschatz kämen, während zur Bestreitung der nöthigen Ausgaben 21 Millionen erforderlich wären. Man gab an, der Schatz in der Bastille habe bei Heinrichs Tod nur 4 Millionen betragen, während Sully, der es doch am besten wissen muss, denselben auf 17 Millionen beziffert. Auch sonst scheint man die Abgeordneten getäuscht zu haben.

Eine andere wichtige Frage betraf die Stellung der Kirche zur Regierung. Die Geistlichkeit bat, dass die Beschlüsse des Concils von Trient im

Kirche und Staat. Reiche für giltig erklärt würden, jedoch ohne Beeinträchtigung der königlichen Rechte und der Freiheiten der Gallicanischen Kirche. Der Adel sah die Unterstützung dieser Bitte als Ehrensache an. Der dritte Stand aber verweigerte den Beitritt, angeblich wegen Beschränktheit der Zeit und Drang der Geschäfte, in der That aber, weil er eine feierliche Verdammung Andersgläubiger nicht wollte. Endlich verlangte er als unverletzliches Staatsgrundgesetz, dass der König seine Krone nur von Gott habe, und dass keine weltliche oder geistliche Macht seine geheiligte Person derselben berauben oder von der ihm schuldigen Treue lossprechen könne. Alle Professoren, alle Prediger sollten diesen Satz beschwören und verkündigen. Wer das Entgegengesetzte lehre, solle für einen Rebellen und Majestätsverbrecher erachtet werden. Die Geistlichkeit warnte vor einer Spaltung unter den Katholiken und vor Minderung des Ansehens des heiligen Stuhles. Aus keiner Ursache sei es erlaubt, einen König zu tödten, und die Könige von Frankreich seien nicht Lehensträger des Papstes, sondern hiengen in der Verwaltung weltlicher Dinge unmittelbar von Gott ab. Wenn aber ein Fürst von der christlichen Religion abfallen und dem Gewissen seiner Unterthanen Zwang anthun würde, so lehre die Kirche, dass dem Papste und dem Concil das Recht der Lossprechung zustehe. Der Streit wurde so heftig, dass die Regierung verbieten musste, weiter über diese Frage zu verhandeln.

Wünsche des dritten Standes. Merkwürdige Anträge[1]) finden sich im Cahier des dritten Standes, z. B. alle zehn Jahre sollten die Reichsstände berufen werden: die Bischöfe sollten nicht von der Krone ernannt, sondern vom Domcapitel und zwölf Vertrauensmännern vom Adel und zwölf vom Bürgerstande gewählt werden. Die Verbrechen der Geistlichen sollten vor den gewöhnlichen Gerichten behandelt und die Pfarrer angehalten werden, Standesbücher über Geburten, Ehen und Todesfälle zu halten. Geistliche Körperschaften sollten keine liegenden Gründe erwerben können. Adel und Clerus sollten zu den Steuern ihrer Ortschaften nach Vermögen beitragen, sollten ihre Hörigen gegen eine gerechte Abzahlung freigeben; alle Monopole, Standesbücher. alle Zollschranken zwischen Provinz und Provinz sollten fallen. Manche dieser Anträge sind von den großen Ministern des siebzehnten Jahrhunderts verwirklicht worden, andere erst durch die Revolution von 1789. — Am 23. Februar 1615 wurden in einer königlichen Sitzung die Cahiers der drei Stände dem König übergeben. Der Sprecher des Clerus zeichnete sich aus durch seine scharfe, nervige, gedankenreiche Rede.

Richelieu. Es war Armand-Jean du Plessis de Richelieu, ein noch ganz junger Bischof, geboren in Paris am 5. September 1585. Seine Erziehung war militärisch gewesen, als aber sein Bruder das Bisthum Luçon niederlegte, wollte die Familie diese Würde nicht von dem Hause wegkommen lassen und Armand verlegte sich mit allem Eifer auf das Studium der Theologie.

---

[1]) Cahiers des états généraux de 1614 — in den „Éclaircissements", vol. XI, bei Henri Martin, p. 592—602.

Heinrich IV. verlieh ihm das Bisthum, nachdem er den Grad eines Doctors der Theologie erworben hatte. Armand reiste nach Rom, um die Bestätigung zu erlangen, und trug kein Bedenken, den Papst Paul V. über sein Alter zu täuschen, nur um zum Ziele zu kommen. 1607 ward Armand Doctor der Theologie und Bischof zu Luçon, predigte eifrig, stellte Missbräuche ab, sprach und schrieb viel zur Bekehrung der Irrgläubigen. Aber das Bisthum Luçon, „das häßlichste und unangenehmste in ganz Frankreich", wie er schreibt, war für seinen glühenden Ehrgeiz zu enge, er gieng deshalb oft nach Paris, hielt Fastenpredigten und zeigte sein gescheidtes und zuversichtliches Gesicht am Hofe. Bei der Ständeversammlung erregte er Aufsehen durch die Schärfe und Kraft der Worte, seine Rede am 23. Februar 1615 machte namentlich tiefen Eindruck auf Maria von Medici und wurde der Hebel seiner Größe. Aber leicht war es dem Manne nicht, emporzukommen, und er hat wohl nicht weniger List aufwenden müssen, um Minister zu werden, als später um Frankreich den Vorrang in Europa zu verschaffen. Er war Edelmann und Priester, aber wenn es galt, sein Ziel zu erreichen, so fühlte er sich vor allem als Franzose. Wie er sich einst beim Papst für älter ausgab, als er war, so wußte er beim spanischen Gesandten sich den Schein zu geben, als sei er der eifrigste Anhänger der Verbindung Frankreichs mit Spanien, und dieser arbeitete für ihn, ohne zu ahnen, daſs Richelieu einst den Habsburgern die schwersten Schläge versetzen würde.

Emporkommen.

In dieser Rede drückte Richelieu die Ansichten seines Standes, mit Wärme einige ihm eigenthümliche Ansichten aus. Der König antwortete den Sprechern der drei Stände, er werde die Cahiers so bald und so günstig als möglich beantworten lassen. Das war alles, was zunächst erreicht wurde. Die vom dritten Stand wollten, daſs man beisammen bleibe, bis die Regierung eine Antwort gebe; als sie aber am nächsten Tag zusammenkommen wollten, fanden sie ihren Sitzungssaal geschlossen und das Verbot, fürder eine Versammlung zu halten. Bestürzung, Unmuth, Zorn machten sich Luft: „Sind wir heute andere Leute als gestern?" — Allein der Muth war noch nicht da, wie im Jahre 1789, daſs man sich in einem anderen Locale versammelte und erklärte: „Wir sind heute dieselben, die wir gestern waren, die Vertreter des französischen Volkes, und werden uns nicht trennen, bis Frankreich gerettet ist; setzen wir die Berathung fort!" Jeden Tag kamen die Abgeordneten zu ihrem Sitzungssaal und fanden ihn geschlossen und harrten auf einen Bescheid der Regierung. Endlich am 24. März wurden die drei Stände nach dem Louvre beschieden, wo ihnen der Kanzler in Gegenwart des Königs und seiner Mutter erklärte, die Stände hätten in ihren Cahiers so verschiedene und wichtige Wünsche ausgesprochen, daſs es dem König und der Königin nicht möglich wäre, sie so schnell und so zu beantworten, wie sie gewünscht hätten. Um aber ihren guten Willen zu zeigen, hätten sie beschlossen, die Verkäuflichkeit der Ämter aufzuheben, einen Gerichtshof zur Untersuchung der Finanzbeamten zu errichten und die Jahrgelder zu beschränken. Diese drei Punkte waren klug gewählt, um jedem der drei Stände etwas Angenehmes zu sagen. Aber es war auch nur gesagt, erfüllt wurde es nicht. Der ganze Reichstag hatte

Auflösung der Stände.

Abschied.

nur die Folge, daſs das Land die Kosten für seine Abgeordneten zahlen muſste. Die Besten sahen ein, woran es fehlte, aber es war die Kraft und der gute Wille nicht vorhanden.

Resultat. Der Reichstag von 1614—1615 endete mit allgemeiner Enttäuschung. „Man sprach noch", sagt Henri Martin, „hin und wieder von den Reichsständen, aber man berief sie nicht mehr. So endete das alte System der Vertretung, welches nie recht geordnet worden war, und welches sich mehr in der Vorstellung als in der Wirklichkeit mit der Monarchie verbunden hatte, ohne daſs aber die Rechte der Krone und der Stände genau bestimmt worden wären. Das System der Reichsstände endete mit einem unfruchtbaren Streit zwischen den verschiedenen Ständen, welche die damalige Gesellschaft bildeten, und ließ im Volke die Überzeugung von der Ohnmacht eines Regimentes zurück, in welchem zwei bevorzugte Stände die Anstrengung des dritten Standes lähmten. Diese Überzeugung fiel zunächst zum Nutzen der absoluten Monarchie und später der Republik aus. Das Volk rief nicht mehr nach den drei Ständen Frankreichs, sondern nach der Einheit, die es zuerst annahm in monarchischer Form, dann in der republikanischen Regierung. — 174 Jahre nach Schluſs dieser Versammlung in Paris rief die todesmatte Monarchie die Reichsstände zuhilfe, welche sie in so lange Vergessenheit versenkt hatte. Da war aber die erste That des allmächtig gewordenen dritten Standes, daſs er das Ständewesen selber aufhob und vor seiner Souveränität das Königthum selber niederschlug." [1]) —

Aufstand Condés. — Die spanische Heirat. — Die Hugenotten. — Ende Concinis.

Der Hof hatte erreicht, was er wollte; der Günstling war mächtiger als je, aber auch die Unzufriedenheit mit dem Gang der Dinge bei vielen, die bisher der Regierung angehangen hatten. Aber in welcher Form wollte man der Regierung entgegentreten?

Parlament Ihre Gegner versteckten sich jetzt hinter das Parlament von Paris, welches die Ansicht aussprach, es vertrete den Rath des Prinzen und der Großen, welche immer das Recht gehabt hätten, den Rath des Königs zu bilden, welches aber in Wahrheit nur vom König eingesetzt war, um Recht zu sprechen. Es behauptete, die Stände hätten allerdings das Recht, ihre Wünsche in demüthiger Bitte dem König zu übergeben, dieser aber müsse sie dann dem Parlament vorlegen, um über ihre Rechtmäßigkeit zu berathen, und berief alle Prinzen, Pairs und Kronbeamten auf den 28. März zu einer allgemeinen Versammlung, die Vorschläge zu berathen, die für den König und

[1]) Henri Martin, l. c. vol. XI, p. 86.

eine Unterthanen nützlich wären. Die spanische Heirat nahte und Prinzen und Monarchie.
die Hugenotten hatten Angst davor. Der König von England ließ seine Bedenken gegen diese Verbindung aussprechen und Hugenotten wie Prinzen trieben im Parlament zum Widerstand. Am Hofe aber hieß es, in Frankreich habe der König zu regieren und die Könige hätten bisher nur Rath in wichtigen Dingen vom Parlament angenommen, wenn es ihnen beliebt hätte. Der König befahl, die Protokolle aus dem Buche herauszureißen und das Parlament müsse seine Bekümmernis aussprechen, dass es den Unmuth des Herrschers erweckt habe.

Jetzt mussten jene offen hervortreten, die bisher unter der Decke gespielt Aufstand Condés
hatten. Condé und andere Große verließen den Hof und rüsteten zum Krieg. Am 27. Juli 1615 schrieb Condé dem König, er könne nicht zurückkehren ohne Gefahr für seine Sicherheit und Würde, der Eintritt in den königlichen Rath müsse ihm gestattet werden, und er klagte offen den Marschall von Ancre als gegen Concini.
Urheber der Unordnungen an, welche das Parlament gerügt hatte. Emporkömmlinge wollten alles nach ihrer Willkür lenken, stießen Recht und Gesetz um, hätten die Freiheit des Reichstages beschränkt und bewirkt, dass dessen Verhandlungen fruchtlos geworden. D'Ancre und seine Frau erschraken über den Hass, dem sie geweiht wurden, und riethen, die spanische Heirat zu vertagen; andere aber meinten, gerade die Verbindung mit Spanien sichere die Ruhe und erhöhe das Ansehen des Königs. Maria von Medici lag die Verbindung mit Spanien am meisten am Herzen und sie entschied sich darum für den Krieg. 11.000 Mann wurden ausgehoben, um sie Condé entgegenzustellen, und unter starker Bedeckung brach am 17. August der Hof nach dem Süden auf, wegen der Vermählung. In Poitiers erklärte der König den Prinzen Condé und seine Anhänger für Rebellen und Majestätsverbrecher. Condé wandte sich jetzt an die Hugenotten, Die Hugenotten
die in Grenoble sich versammelten. Rohan griff gleichfalls zu den Waffen und ihm folgten viele Hugenotten, ohne zu bedenken, dass ihre Rechte nicht angetastet waren von der Regierung und dass sie nicht klug handelten, sich für Prinzen zu unklug.
opfern, welche bereit waren, sich mit dem Hof zu versöhnen, sobald sie ihren Vortheil dadurch erreichten. Sie waren aber weder imstande, die Reise des Königs an die spanische Grenze zu hindern, noch die Heirat.

Am 18. October 1615 wurde die Ehe in Bordeaux und Burgos durch Stellvertretung eingesegnet. Am 9. November wurden die beiden Prinzessinnen an der Bidassoa ausgetauscht, der Herzog von Guise übergab Elisabeth von Frankreich an Spanien und empfieng dafür Anna d'Austria und Anna d'Austria
am 25. November 1615 führte Ludwig XIII. die spanische Prinzessin in Bordeaux zum Altar. Sie hatte in Burgos auf das Erbe Spaniens feierlich verzichtet und auf das Evangelium geschworen, trotz ihrer Ehrfurcht für ihren künftigen Gatten und König nie vom Schwure abzustehen. Die junge Königin war nicht ohne Reize, aber Ludwig XIII., eine frostige Natur, lange kalt gegen seine Gemahlin.[1])

[1]) Capefigue, Richelieu et Mazarin, II, p. 115—120.

Übrigens hatte Maria von Medici ihr Ziel erreicht. Am Kriege lag ihr wenig. Die Galigai fühlten den Boden unter ihren Füßen schwanken und suchte ihren Mann mit dem Prinzen zu versöhnen. So begannen Unterhandlungen. Am 26. Januar 1616 schloss Condé einen Waffenstillstand und am 3. Mai zu Loudun einen Frieden. Die bisherigen Erlässe zu Gunsten der Hugenotten wurden von neuem bestätiget, insbesondere die Zulassung zu allen öffentlichen Ämtern. Die Verkäuflichkeit der Ämter wurde für aufgehoben erklärt, überhaupt versprochen, dass die Anträge der drei Stände binnen drei Monaten beantwortet werden sollten. Condé erhielt unter dem Namen Entschädigung für Kriegskosten 1,500.000 Livres, einige Schlösser und den Vorsitz im königlichen Rath. Die Hugenotten mussten den Frieden mitunterzeichnen, welcher unter dem Namen Edict von Blois in der Geschichte bekannt ist.[1])

Paix de Loudun.

Edit de Blois.

Intriguen.

Am 16. Mai 1616 kehrte der Hof nach Paris zurück und der Marschall d'Ancre hatte mehr Einfluss als je. Er wusste das Ministerium zu stürzen, das ihm bisher oft entgegengetreten war, um unumschränkt zu regieren. Condé war befriedigt, aber nicht andere Große, deren Hass gegen den Günstling so stark war, dass sie davon sprachen, ihn zu tödten. Aus Sorge vor einer neuen Verschwörung sandte Maria den Richelieu, welcher Almosenier der neuen jungen Königin und Mitglied des Staatsraths geworden war, um Condé herbeizuholen, dass er den unzufriedenen Großen die Wage halte. Condé kam am 20. Juli 1616. Im Augenblick genoss er so viel Ansehen, dass er der eigentliche König zu sein schien. Bald bekam Maria Andeutungen, die Großen trieben Condé, sie in ein Kloster zu sperren und alle Gewalt in die Hand zu nehmen. In der Noth billigte sie einen verzweifelten Plan. Am 31. August 1616 wurde Condé, als er vom König weggieng, verhaftet und in die Bastille gesperrt, er zeigte sich aber wenig würdig des Vertrauens und der hohen Stellung, die ihm die Seinen zudachten, und versprach in dem demüthigsten Tone der Königin-Mutter, alle Ränke der Leute seiner Partei zu verrathen, wenn sie ihm die Freiheit gebe. Was Condé hätte wagen können, wenn er Muth gehabt, sieht man daraus, dass die Pariser auf die Nachricht von seiner Verhaftung den Palast Concinis stürmten und plünderten. Aber der Sturm verzog sich, weil das Volk keinen Anführer hatte und die Großen aufeinander eifersüchtig waren.[2])

Condé verhaftet.

Richelieu.

Manche rüsteten, aber am 30. November 1616 wurde Richelieu Minister und sogleich spürte man die starke Hand, die jetzt die Zügel ergriffen hatte, und bald war der Widerstand der Großen gelähmt. Die öffentliche Meinung zu gewinnen, machte man jetzt bekannt, wie vieles die Großen sich bisher von der Regierung hatten schenken lassen, und mit allem Ernste griff man zu den Waffen gegen Aufständische. Rücksichtslos wurde vorgeschritten, gebrannt, gehangen, Güter eingezogen. Der Sieg Concinis über seine Gegner schien vollständig. Er gedachte Herzog zu werden und unterhandelte schon um eine Verbindung mit einer Verwandten, obschon die kränkliche Galigai noch lebte.[3])

Ludwig XIII.

Da kam aber von einer andern Seite der Schlag, von wo man es gar nicht gehofft hatte: vom jungen König selber. Ludwig XIII. war jetzt fünfzehn Jahre alt, aber ohne Feuer; er liebte nicht Frauen, nicht Wein, nicht Spiel, nicht Kunst und Wissenschaft; er war eine kalte, langsame, misstrauische, schwer-

---

[1]) Henri Martin, l. c. vol. XI, p. 94—100.
[2]) Mémoires de Richelieu, ed. Michaud, VII, p. 122—127.
[3]) Michelet, Henri IV. et Richelieu, ch. 21.

müthige Natur. Seine einzige Freude waren die Amseljagd und der Dachsfang, Hahnenkämpfe, kleine Festungen zu bauen, Pulver abzubrennen und Schwertklingen zu hämmern. Hunde und Vögel liebte er mehr als Menschen. Eine in sich ruhe, träge Natur, bedurfte er immer jemanden, der ihn unterhielt. Concini war dies zu langweilig und er verschaffte ihm als Gesellschafter einen Jüngling, Karl Albert, der von einer kleinen Meierei, die er am Ufer der Rhone besaß, den Namen Luynes führte. Er half Ludwig die Falken abrichten und wurde, weil er immer um ihn war, sein Vertrauter und Liebling. Bald wurde Concini misstrauisch und Luynes, der dies merkte, brachte hinwieder dem König Misstrauen gegen Concini und gegen die eigene Mutter bei. Der Streit zwischen dem Günstling der Königin und dem Günstling des Königs wurde immer schärfer, und es war Concinis Unglück, dass er seinen Gegner verachtete und die Gefahr unterschätzte. Die Galigai hatte böse Ahnungen und wollte in die Heimat zurückkehren, Concini verwarf dies: er wolle versuchen, wie weit es ein Mensch im Glück bringen könne. Wie war Luynes emsig, dem jungen König beizubringen, Concini sei der Liebhaber seiner Mutter, die, um seiner Herrschsucht zu willfahren, Ludwig vom Thron stoßen und den jüngeren Bruder erheben wolle. Concini sei eigentlich jetzt schon König, an ihn dränge sich, wer etwas erreichen wolle, während Ludwig vernachlässiget und in seinen Ausgaben beschränkt sei. In der Angst willigte Ludwig XIII. ein, dass man Concini verhafte, wenn er ins Louvre komme. — „Wenn er sich aber wehrt?“ fragte Luynes. — „Dann bringe man ihn um!“ antwortete der König. Am 24. April 1617 wollte Concini wie gewöhnlich am Morgen zur Königin gehen. Als er ins Thor eintrat, wurde ein Zeichen gegeben und das Thor geschlossen. Baron Vitri, Hauptmann der Garde, trat auf ihn zu, fasste ihn am Arm und sagte barsch: „Ich verhafte Sie im Namen des Königs.“ — „A mi“ (a moi = zu mir), rief Concini seinem Gefolge zu. In diesem Augenblicke streckten ihn einige Pistolenschüsse nieder. „Es geschah auf Befehl des Königs“, rief Vitri,[1]) worauf Concinis Gefolge entfloh. „Sire,“ sagte der Mörder, „jetzt sind Sie König, der Marschall ist todt!“ — „Ich danke,“ rief Ludwig, „ja wahrhaftig, jetzt bin ich König.“[2]) Ein Wagen war angespannt, in dem der König hatte entfliehen wollen, wenn der Streich misslungen wäre. Er ließ es sogleich im Parlament und in der Stadt verkünden und die Diener seines Vaters zu sich berufen, aber auch seine Mutter streng bewachen. „Poveretta di mi!“ rief Maria, „sieben Jahre habe ich regiert, jetzt habe ich noch die himmlische Krone zu erwarten.“ — Auch die Galigai ward verhaftet, zeigte aber Fassung.

Luynes.

Mord Concinis.

Maria in Haft.

Paris war wie trunken vom Jubel über den Fall des verhassten Günstlings und Frankreich folgte dem Beispiel von Paris. Man gab dem König den Namen „der Gerechte“, weil er, wie ein Franzose witzig sagt, sans jugement einen Menschen hatte tödten lassen. Der König erklärte, er nehme jetzt die Regierung selber in die Hand, um das Unglück zu mildern, in welches die Rathgeber seiner Mutter Frankreich gestürzt hätten. Luynes bekam den Haupttheil vom großen Vermögen Concinis. Villeroi wurde Minister des Äußern, Richelieu sank zum einfachen Staatsrath herab. Die Königin bat um die Erlaubnis, sich nach Blois zurückzuziehen. Ludwig XIII. willigte ein, seine Mutter noch zu sehen unter der Bedingung, dass sie kein Wort sage über all das, was geschehen. Als

Stimmung.

Maria nach Blois.

---

[1]) „C'est par ordre du Roi.“
[2]) „Merci, merci à vous. A cette heure je suis Roi.“

sie um die Freilassung des Intendanten Barbin bat, brach der König die Unterredung schroff ab. Er schien erst Ruhe zu haben, als er den Wagen seiner Richelieu. Mutter nicht mehr sah, die sogleich abfahren musste. Richelieu folgte ihr, um bei der Partei der Königin den Ruhm eines Märtyrers treuer Anhänglichkeit zu haben: er wusste es jedoch so zu machen, dass der König und Luynes glaubten, er folge Maria nur, um ihren Groll zu mildern. Der innere Krieg hörte auf. Condé. aber Condé blieb in Haft: seine Gattin erhielt vom König die Erlaubnis, ihn zu sehen, nur unter der Bedingung, dass sie bei ihm in Haft bleibe — und sie theilte fortan sein Los hinter den Mauern von Vincennes. Die Großen, welche mit Luynes sich in den Besitz der Macht zu theilen gedachten, theilten mit ihm die Furcht vor Condé und thaten nichts für seine Befreiung.[1])

Der Mord Concinis ist ein schmutziges Blatt in der französischen Geschichte. Parlament. Die Schmach wird noch erhöht durch die Erklärung des Parlaments: weil der König den Marschall von Ancre habe tödten lassen, so ersetze das Geständnis Ludwigs XIII. den Mangel der Förmlichkeit, sonst würde man die Macht des Königs in Zweifel ziehen — mit anderen Worten: der König sei die Quelle aller Gesetze und aller Formen des Rechtes und könne sie ändern oder davon Umgang nehmen Galigai. nach Wohlgefallen. — Dann durch die Hinrichtung der Galigai, durch deren Verurtheilung Luynes den Riss zwischen dem König und seiner Mutter unheilbar machen wollte. Gewaltthat hatte sie keine begangen, man klagte sie wegen ihres Reichthums an — sie sagte, die Königin habe ihn ihr geschenkt und ein Recht dazu gehabt; sie hätte Stellen verkauft, allein darauf stand nicht Todesstrafe. Man wollte ihr aber ans Leben und schuldigte sie der Zauberei an: sie habe einen Zauber auf die Königin ausgeübt. Die Galigai erwiderte: es ist der Zauber, den eine geschiedte auf eine schwachmüthige Frau immer ausübe. Luynes. Luynes sagte den Richtern, die Ehre und die Sicherheit des Königs erfordere die Verurtheilung der Galigai, die dann begnadigt werde. Die Richter giengen in die Falle und verurtheilten sie — wider die bessere Überzeugung — der Beleidigung der Majestät Gottes und des Königs. Statt Begnadigung kam der Befehl, das Urtheil zu vollziehen. Das Opfer zeigte sich gefasst und muthig: „Wie viele Menschen," rief sie auf dem Wege zum Schaffot, „um eine arme Unglückliche sterben zu sehen!" —

Luynes. Maria von Medici.

Bald hatte man Grund zu fragen, was denn Frankreich beim Tausche der Machthaber gewonnen habe. Die Wirtschaft war die alte, nur der Schild war verändert. Zwar im Anfang schien in der That eine Wendung in der äußeren wie in der inneren Politik eingetreten zu sein und ganz Frankreich jubelte über die Befreiung vom italienischen Tyrannen. Ludwig XIII. schien sich anfangs wirklich den Geschäften zu widmen, und Luynes pflanzte das Banner der Reform auf. Aber bald hatte der König die Geschäfte satt und gab sich seinen kindischen Spielen wieder hin, er trommelte, blies das Jagd-

[1]) Mémoires de Richelieu — bei Michaud, l. c. VII, p. 159—164.

orn, machte Wasserkünste. Anna von Österreich war höchstens seine Spielkameradin; nur unbedeutende Menschen wurden zum Könige gelassen, damit r der Macht Luynes' nie entrissen werde. Luynes ließ sich vom König zum Herzog, zum Pair, zum Statthalter in der Normandie ernennen und, weil r diese besuchen wollte, ohne sich von der Person des Königs zu trennen, so ließ er die Notabeln nach Rouen berufen und zog mit dem Könige dahin. Die Versammlung ward am 4. December 1617 eröffnet, sie bestand aus 13 Adeligen, 11 Geistlichen, 25 Beamten. Die Vorschläge der Regierung sollten die öffentliche Meinung für den Günstling gewinnen und sie waren ganz im Geiste der Reichsversammlung von 1614—1615. Die Notabeln nahmen sie beifällig auf, der König erklärte sich bereit ihre Wünsche zu befriedigen und entließ sie am 28. December. Als aber die Reformen durchgeführt werden sollten, erhoben sich alle in ihrem Besitz dadurch Bedrohten gegen Luynes und dieser schrak vor der Durchführung zurück. Alles war umsonst gewesen: die Jahrgelder, der Ämterverkauf, die Missbräuche blieben wie bisher.[1]) Notabeln in Rouen.

Es war unmöglich, allen Ansprüchen der Großen zu genügen, die Unzufriedenen richteten darum ihr Auge auf Maria von Medici. In Sorge vor ihr hatte Luynes sie mit Spähern umgeben und in Blois bewachen lassen. Richelieu, ihr erster Rathgeber, musste in sein Bisthum zurückkehren, wo er seine „Vertheidigung der Hauptpunkte des christlichen Glaubens" schrieb. Aber auch hier galt er für verdächtig und ward darum am 7. April 1618 nach Avignon verwiesen. Durch Schweigen suchte er seine Gegner zu entwaffnen und durch seinen „Unterricht des Christen", der dreißig Auflagen erlebte und in mehrere Sprachen, selbst ins Arabische übersetzt wurde. Andere Freunde der Königin wurden noch viel härter verfolgt. Mitleid wurde rege für die Königin-Mutter und bald begannen auch das Parlament und die Hugenotten sich ihr zuzuneigen; unter Luynes erlangten nämlich die Jesuiten, dass sie am 15. Februar 1616 ihre Schule in Paris wieder eröffnen durften. Noch mehr regte die Hugenotten eine Verordnung vom 25. Juni 1617 auf, welche den katholischen Gottesdienst in Béarn wieder gestattete und den Katholiken die entrissenen Kirchengüter wieder zurückstellte. Unter Johanna d'Albret nämlich, der Mutter Heinrichs IV., waren den Katholiken die Ausübung ihrer Religion verboten und die Kirchengüter entzogen und zu Gunsten der protestantischen Prediger und Schulen verwendet worden. Vergebens hatten bisher die Katholiken ihr Recht, ihre Güter zurückverlangt. Luynes stellte sie ihnen wieder her, die für die protestantischen Geistlichen und Schulen entfallenden Summen wurden mit dem Ertrag der königlichen Domänen in Béarn gedeckt.[2]) Diese Maßregel war nur gerecht, aber die Stände von Béarn erklärten ihre Fors (Fueros), ihr altes Recht für verletzt und auf Béarn sahen die Hugenotten von ganz Frankreich. Auf einer Versammlung der Protestanten in Orthez wurde der Bevollmächtigte des Königs beschimpft. Eine Versammlung in Rochelle sprach sich für Béarn aus. Das Parlament in Paris erließ dagegen eine heftige Er- Maria in Blois. Richelieu. Béarn. Hugenotten.

[1]) Henri Martin, l. c. vol. XI, p. 127—133.
[2]) Mémoires de Richelieu — bei Michaud, l. c. VII, p. 164, 182.

klärung und es schien zu neuem Kampf der religiösen Parteien zu kommen, zumal in jener Zeit in Deutschland der dreißigjährige Krieg begann. Man verglich am Hofe das Benehmen der Béarner mit dem der Böhmen.[1])

Umso ungelegener kam die Verbindung der Königin-Mutter mit unzufriedenen Großen. Obschon sie schriftlich das Versprechen gegeben hatte, nicht ohne Einladung des Königs an den Hof zu kommen, sich nicht in Regierungs-Angelegenheiten zu mischen und alle geheimen Eröffnungen, die man ihr mache, der Regierung mitzutheilen, so war bei ihr die Angst, in ein Kloster gesperrt oder nach Italien zurückgeschickt zu werden, doch zu lebhaft; sie setzte sich in Verbindung mit den Unzufriedenen und stieg in der Nacht vom 23. Februar 1619 an einer Strickleiter aus dem Schloss von Blois; Epernon harrte ihrer in Loches und nun verlangte sie einen sicheren Ort, um dem König die Wahrheit zu sagen und ihn auf die Gefahr des Staates aufmerksam zu machen. Die Angst am Hofe war groß. Zum Glücke fürchteten die Großen Epernons Ehrgeiz und schlossen sich ihm nicht an. Man erklärte, die Königin-Mutter sei entführt, der König müsse aufbrechen, um sie zu befreien. Allein die öffentliche Meinung verwarf es, dass der Sohn das Schwert gegen die Mutter ziehe; selbst der Papst schrieb dem Könige gegen den Krieg. Luynes sah sich gezwungen zu unterhandeln. Wer sollte aber vermitteln? Père Joseph schlug Richelieu als den geeignetsten Mann dazu vor.

Flucht der Königin.

Père Joseph.

Hier taucht dieses merkwürdige Gegenbild Richelieus zum erstenmale vor uns auf. Josef Franz Leclerc de Tremblay,[2]) geboren zu Paris 1577, der Sohn eines hohen Hofbeamten, erhielt eine gute Erziehung und bildete sich dann weiter auf Reisen durch Deutschland und Italien aus, machte auch mit Auszeichnung einen Feldzug mit unter dem Namen Baron Maflée, zog sich aber 1599 unerwartet aus der Welt zurück und wurde Kapuziner. Das kriegerische Feuer in seiner Brust nahm jetzt nur eine andere Richtung: er gewann manche Calvinisten, später sandte er Missionen nach Canada und der Türkei, nach Persien und der Berberei — aber auch ein Staatsmann stak in ihm, und Richelieu erklärte, kein Minister Europas könne den Père Joseph am Barte zupfen. In seinem Äußern fein und sanft, war Père Joseph in der That der listigste und entschlossenste der Sterblichen. Die ihn genauer kannten, nannten ihn deshalb Patelin und Nero, später auch graue Eminenz. Niemand war geschickter, sich zu verstellen und jede Verstellung zu durchschauen, niemand arbeitsamer, begeisterter und schlauer zugleich; schrieb er doch eine „Turkiade", um zum Kampfe gegen die Türken anzufeuern, und gestand doch Papst Paul V., es sei ihm nie ein gewandterer Mann im Leben vorgekommen. Er war der gewissenhafteste Arbeiter zum Vortheil Frankreichs und hielt es dem Auslande gegenüber nicht für Unrecht, mit Eiden zu spielen. Richelieu hatte während seines ersten Ministeriums schon den Mönch zu benutzen verstanden und jetzt that dieser das Seine, um den großen Meister, dem er sich trotz seines brennenden Ehrgeizes willig als einem Höheren unterordnete, wieder zum Staatsruder zu verhelfen.

Vergleich von Angoulesme.

Richelieu kam und vermittelte den Vergleich von Angoulesme vom 30. April 1619, wonach der Königin freie Verfügung blieb über die Personen ihres Hofstaates, über ihr Witthum, über ihren Aufenthalt; alle,

[1]) Mémoires de Richelieu — bei Michaud, l. c. VII, p. 186—187.
[2]) Abbé Richard, Vie du père Joseph, II vol., 1704.

ie ihr beigestanden, sollten in ihren Ehren und Würden unbehelligt bleiben; ur Deckung ihrer Schulden erhielt sie 600.000 Livres. In Tours fand am . September unter vielen Zeichen von Zärtlichkeit die Zusammenkunft des önigs mit seiner Mutter statt.

Condé frei.

Luynes suchte eine innigere Annäherung dadurch unmöglich zu machen, als er Condé frei gab und den König am 9. November erklären ließ: die Verhaftung Condés sei eines von den Übeln gewesen, welche jene angestiftet, die das anze Land zugrunde gerichtet hätten, wäre dem Könige nicht von Gott Kraft nd Muth verliehen worden, sie zu züchtigen. Damit konnte nur Maria von Medici gemeint sein und sie empfand auch den Schlag mit tiefem Groll. Sie nüpfte von neuem mit den Unzufriedenen Verbindungen an und deren gab es n Menge, denn alle Misbräuche, über welche man gegen Marschall d'Ancre gelagt hatte, waren, nur verstärkt, wieder im Schwang: Vermehrung der Stellen, Verkauf der Ämter, Verschwendung des Staatsvermögens. Luynes brachte in vier Jahren mehr Güter und Stellen an seine Familie, als der Günstling der Maria von Medici während ihrer ganzen Regierung. Seiner Stellung sicher, nahm Luynes keine Rücksicht mehr, zahlte den Großen ihre Jahrgelder nicht aus, noch er Königin-Mutter, was man ihr schuldig war. Viele unter den Großen giengen 620 in ihre Statthalterschaften, um zum Widerstand zu rüsten, andere zur Maria von Medici. Richelieu rieth ihr, geradezu an den Hof zu gehen und von Angesicht zu Angesicht Luynes entgegenzutreten. Sie aber wollte nur mit Ehren nd Sicherheit zurückkehren und so kam es zum Aufstand.[1])

Erhebung von 1620.

Dieser schien sehr gefährlich, der ganze Westen war dafür. Rohan hatte ich die Hugenotten hineingezogen, zum Unglück für ihre Sache, denn sie genossen olle religiöse Freiheit. Luynes war daran, den Muth zu verlieren, aber Condé, er nach Rache an der Königin-Mutter dürstete, trieb zu raschem Kampf. Sie ogen mit dem König in die Normandie, in vierzehn Tagen war der Nordwesten on den Feinden gesäubert, denn diese waren noch nicht hinlänglich gerüstet, am enigsten einig. Die Königin zog sich nach Angers zurück und Richelieu suchte en Siegeslauf des Königs durch Unterhandlungen aufzuhalten. Während Friedensoten hin- und hergiengen, sprengten die Königlichen die Scharen Marias von Medici am 8. August 1620 bei Pont de Cé auseinander. Sie sandte wieder Richelieu, damit der König den Vertrag genehmige, der vor dem Kampfe ausgemacht worden war, und am 10. August ward dieser vom Sieger unterschrieben, weil Luynes den aufstrebenden Condé zu fürchten begann. Amnestie und der Vertrag von Angoulesme wurden von neuem bewilligt. Drei Tage darauf am der König mit seiner Mutter und Luynes mit Richelieu in Brissac zusammen, ie schienen vollkommen versöhnt. Am 16. August erklärte der König seine Mutter nd deren Anhänger für vollkommen schuldfrei. Die Großen stoben auseinander, ie waren nicht einig, hatten kein mächtiges Parteihaupt, das Volk war gegen sie. Maria von Medici zog jetzt mit Anna d'Austria nach Paris.

Pont de Cé.

Ludwig XIII. aber zog gegen Béarn. Er hatte Freude am Krieg gewonnen. Bisher meist nur geschickt in der Jagd und im Abrichten der Falken, gab er sich jetzt leidenschaftlich mit Waffen, mit Einübung der Truppen, mit Besichtigung der Kriegskarten ab. Von Natur unerschrocken, hielt er sich fortan

Béarn.

[1]) Mémoires de Richelieu — bei Michaud, l. c. VII, p. 209—229, chap. XI.

Ludwig XIII. für einen bedeutenden Heerführer und für berufen, in den Spuren seines Vaters zu wandeln. Er faßte eine Leidenschaft für den Krieg und glaubte, ein großer König müsse seine Feinde zittern machen.

Am 15. October 1620 zog der König an der Spitze seines Heeres in Pau ein, setzte die katholischen Bischöfe und Pfarrer in ihre Rechte und Güter wieder ein, legte Besatzungen in die Festungen, löste die Persans, die Miliz von Béarn, auf und vereinigte Béarn und Nieder-Navarra mit der Krone Frankreich.[1])

Aufstand der Hugenotten. Der Krieg in Béarn regte die Hugenotten im ganzen Reiche auf, sie sollten aber bald dafür büßen, dass sie sich einer Faction des Hofes angeschlossen hatten, statt bloß für die Freiheit ihres Bekenntnisses zum Schwerte zu greifen.

In La Rochelle hielten sie im October 1620 gegen das Verbot des Königs eine Versammlung und schrieben Kriegssteuern aus und beschlossen sich zu rüsten; sie hatten kein Ohr für Rathschläge der Mäßigung. Als Rohan rieth, sich mit dem König zu versöhnen, so hieß es, wenn die Großen unsere Sache verlassen, so werden wir auch ohne sie die Gefahr zu bestehen wissen. Obschon Rohan die Verwegenheit missbilligte, wollte er seine Glaubensgenossen doch nicht im Stiche lassen. Die Versammlung in La Rochelle theilte das Gebiet der Hugenotten außer Béarn in sieben Kreise und ernannte für jeden einen Heerführer, Rohan, Soubise, Lesdiguières, La Tremouille, La Force, Chatillon, den Enkel Colignys, und Bouillon; nur La Rochelle stand unmittelbar unter der Versammlung, die vereinigt bleiben und die Wahl der Heerführer immer unter sich haben sollte. Jeder Heerführer solle einen Rath von sechs höheren Officieren und drei Abgeordneten der Versammlung bei sich haben, jeder Kreis einen Anführer. Die Versammlung in La Rochelle bestimmt über Krieg und Frieden. Bei jedem Corps sollen Prediger sein und kein Fluchen und Schwören und keine Frauen geduldet werden. Die Kosten sollen aus den Gütern des Königs und der katholischen Kirche bestritten werden und aus dem Sechstel der Kriegsbeute.

Le Règlement de La Rochelle

So das Reglement, welches die Katholiken als das Grundgesetz der Republik der Reformierten bezeichneten. Es war in der That dem Grundgesetze der vereinigten Staaten der Niederlande nachgebildet, aber der Widerstand gegen den König war nicht siegreich wie dort. Mehrere Anführer nahmen die angebotene Würde nicht an, andere giengen schnell zum König über. Die Regierung handelte rasch und klug. Am 24. April 1621 sicherte der König allen Hugenotten, die in Pflicht und Gehorsam blieben, alle bisher zugestandenen Rechte; dann brach er auf. In Tours ließ er fünf Katholiken hängen, die Gewaltsamkeiten gegen Reformierte verübt hatten. Stadt auf Stadt ergab sich, Festung auf Festung. Der Adel mochte sich nicht von Predigern befehlen lassen. Das wichtige Saint Jean d'Angely, das Vorwerk von Rouen, ward am 25. Juni zu Fall gebracht. Während Epernon das feste La Rochelle einschloss, wandte sich der König gegen Guyenne. Unter den Missionären in seiner Begleitung hatte Père Joseph vielen Erfolg. Dann giengs gegen Montauban, das große Bollwerk des Südens, 18. August. Hier aber stockte das Glück Luynes, welcher

wird unterdrückt.

[1]) Mémoires de Richelieu — bei Michaud, l. c. VII, p. 232—238.

die Würde eines Connetable erhalten, während er sein Schwert bisher nur gegen Hirsche und wilde Schweine gezückt hatte; er schlug, von den bisherigen Erfolgen berauscht, alle Regeln der Belagerungskunst in den Wind und so ward ein Sturm nach dem andern abgeschlagen. — „Er ist ein guter Connetable im Frieden", meinte Condé, „und ein guter Siegelbewahrer im Krieg." — Krankheiten brachen aus. Der König ließ 7000 Mann vor der Stadt und brach am 12. November 1621 auf. Luynes aber erlag am 14. December 1621 dem Fieber, das ihn vor einem gewaltsamen Ende nach Art Concinis rettete, denn der König machte sich schon seit einiger Zeit lustig über seine Unfähigkeit und behielt ihn nur aus Gewohnheit bei, und die Zahl seiner Todfeinde, auch unter den Katholiken, stieg mit jedem Tag. Selbst sein Gefolge betrauerte ihn nicht, es spielte Würfel auf seinem Sarge. — Die Gunst der Umstände hatte den Mann gehoben und nicht die eigene Kraft; doch hat trotz dieses Mangels sein Walten mächtig dazu beigetragen, die Macht der Factionen zu brechen.[1])

Tod Luynes'.

Wer sollte aber jetzt das Ruder in die Hand nehmen? denn dem König wurden die Geschäfte bald unangenehm. Am meisten Hoffnung hatten Condé und die Königin-Mutter. Durch die Erfahrung gewitzigt, zeigte sie in Paris jetzt nur Gehorsam und Hingebung gegen ihren Sohn. Sie bekam wieder Sitz und Stimme im Staatsrathe, jedoch nicht ohne den Widerspruch einiger Minister, „nicht so sehr aus Furcht vor ihr selber," sagt Richelieu, „sondern aus Angst, dass, wenn sie einmal im Staatsrathe sei, sie mich hineinbringe, denn sie erkannten in mir eine gewisse Stärke des Urtheils, sie fürchteten meinen Geist und dass der König mir die Leitung der Geschäfte übertrage, wenn er mich einmal näher kenne."

Richelieu.

Condé drang auf Fortsetzung des Krieges gegen die Hugenotten, um den König von seiner Mutter zu trennen und seinem Einflusse zu unterwerfen, während, von Richelieu geleitet, Maria von Medici für Aussöhnung mit den Hugenotten sprach, damit Frankreich nach außen freie Hand bekomme. Doch der König war kampflustig und zog 1622 in die Bretagne. Der Krieg wurde mit Erfolg, aber auch mit Härte geführt. Die in La Rochelle beherrschten das Meer und trieben selbst an den Mündungen der Loire und Garonne Seeraub. Bei der Insel Rhé schlug Ludwig den Soubise aufs Haupt, von 7000 Mann zu Fuß brachte dieser nur 400 und von 700 Reitern nur 30 nach La Rochelle zurück. Mehrere Anführer der Hugenotten giengen jetzt zum König über und erhielten große Geschenke und Ehren, auf der anderen Seite suchte man durch Härte gegen Widerspenstige zu schrecken. In Négrepelisse, dessen Bewohner in einer Winternacht die königliche Besatzung ermordet hatten, wurden alle Männer, welche die Waffen tragen konnten, niedergehauen. Tapferkeit im Widerstande wurde als hartnäckige Empörung behandelt. Von Gewicht war, dass Lesdiguières, der den Süden leitete, am 26. Juli 1622, am Jahrestage des Übertrittes Heinrichs IV., seinen Glauben abschwor und dass Chatillon Aiguesmortes überlieferte; jener wurde mit der Würde des Connetable, dieser mit dem Marschallstabe belohnt. Montpellier ward zwar von Rohan lange aufs tapferste vertheidigt, allein in Sorge, dass bei Fortsetzung des Kampfes die Reformierten

La Rochelle.

Paix de Montpellier.

[1]) Richelieu, Mémoires, livr. XII — bei Michaud, l. c. VII, p. 234—257.

sich trennen würden, benützte er den letzten Augenblick, um einen allgemeinen Frieden zu schließen, October 1622.

Vergeben und Vergessen, und Wiedereinsetzung in ihre Güter und Ämter für alle, die sich binnen vierzehn Tagen unterwerfen; das Edict von Nantes bleibt in Kraft, nur dürfen ohne Erlaubnis des Königs keine allgemeinen Versammlungen mehr gehalten werden; alle neu angelegten Befestigungen werden zerstört, Montauban und La Rochelle bleiben allein noch Sicherheitsplätze der Reformierten.

Condé. Condé war verletzt durch den Frieden, der hinter seinem Rücken geschlossen wurde, er gieng nach Italien. Fontenay sagt von ihm, er habe auf die Krone gehofft, da Anna d'Austria bis jetzt kinderlos war, und sei der Überzeugung gewesen, nur wenn er ein entschiedener Katholik sei, könne er ein mächtiger König sein und Frieden haben. Condé nahm zum Vorwand eine Wallfahrt, die er nach Loretto gelobt habe.

Richelieu leitet Frankreich 1624—1644.

Richelieu Minister. Jetzt kam die Zeit für Richelieu, seit dem Tode Concinis war der Wiedereintritt ins Ministerium seine Leidenschaft. Aber nicht bloß die Minister, auch der König war gegen ihn: „Ich kenne den Mann besser als Sie," sagte er eines Tages zu seiner Mutter, „er hat einen ungemessenen Ehrgeiz." — Um durch ihren Schützling mehr Einfluss zu gewinnen, vermochte die Königin den Vieuville, dass er den Cardinal (1622 hatte sie ihm den Purpur verschafft) in den Rath vorschlage. Vieuville hoffte den Riesen als Werkzeug zu gebrauchen, am 29. April 1624 wurde Richelieu Mitglied des Rathes. Jetzt stellte er sich aber kränklich, langes Sitzen, Stehen im Gedränge könne er nicht mehr ertragen, er habe zwar einige Geisteskraft, aber ein anderer würde dem Könige besser dienen im Lärm und in der Unruhe der Welt — alles nur, um Ludwigs XIII. Misstrauen zu beschwichtigen! Vieuvilles Schwäche und Kleinheit ward jetzt offenkundig vor Richelieus Stärke und Schärfe, vor seiner jeden Widerspruch zermalmenden Rede im Staatsrathe. Vieuville dankte ab 12. August 1624 und von da an war Richelieu bis zu seinem Tode 1644 thatsächlich der König von Frankreich.

Seine Grundsätze. Die Politik des neuen Ministers gieng aus der Lage und den bitteren Erfahrungen hervor, welche Frankreich seit einem Jahrhundert gemacht hatte. Seine Grundsätze hat Richelieu in seinem politischen Testamente ausgesprochen und in dem ersten Capitel desselben[1]) beruft er sich vor dem Könige auf die Lage der Dinge, wie sie vor ihm war. „Ich kann mit Wahrheit sagen, dass

[1]) Succincte narration des grandes actions du roi, p. 331 — in der „Nouvelle-collection des mémoires", par Michaud et Poujoulat, II Série, vol. IX. p. 232—254.

die Hugenotten sich in den Staat mit dem König theilten, dass die Großen sich benahmen, als ob sie gar keine Unterthanen wären, die mächtigsten Statthalter in den Provinzen, als ob sie in ihren Stellen Könige wären, dass das böse Beispiel der einen und der andern für dieses Königreich gefährlich war, dass überall Zügellosigkeit herrschte, und dass jeder sein Verdienst nach seiner Keckheit maß, und dass die Verwegensten für die Weisesten galten und sich oft am glücklichsten befanden, und dass die Interessen der Einzelnen den Interessen des Staates vorgezogen wurden."

In demselben Werke stellt dagegen Richelieu seine Grundsätze einer wahren Staatsverwaltung auf. Man muss kräftig wollen, was man weise überlegt hat. Durch Verstand der Regierenden, durch Gehorsam der Unterthanen wird das Wohl des Staates begründet. Aber das Richtige muss man nachdrücklich und muss man immer wollen und mit Kraft handeln, denn Nachgiebigkeit und Unbeständigkeit weckt nur den Ungehorsam und Widerstand. Geheimnis und Schnelligkeit sind zum Erfolge der Geschäfte nöthig und nur öffentliche Interessen dürfen der Zweck des Fürsten und seiner Räthe sein; von ihnen dürfen sie sich weder durch Mitleid, noch durch Gunst und Zudringlichkeit zurückhalten lassen. Man muss alle Möglichkeiten, bevor man eine Maßregel trifft, erwägen. Der Herrscher darf nur schlafen wie der Löwe, d. h. ohne die Augen zu schließen. Die Menschen werden geleitet durch Furcht oder Hoffnung; Belohnungen sind aber eher entbehrlich als Bestrafungen, denn Wohlthaten vergessen die Menschen viel eher als Strafen. Zügellosigkeit nicht zu strafen, ist Frevel gegen den Staat. Die da regieren, müssen dem Mitleid die Thüre verschließen. Der Christ darf eine Beleidigung vergessen, die ihn betroffen, die Obrigkeit aber nie eine Beleidigung, die den Staat betroffen. Im gewöhnlichen Laufe der Gerechtigkeit muss der Strafe der vollständige Beweis der Schuld vorangehen; bei Verbrechen gegen den Staat hingegen muss man einschreiten, wenn man nur die innere Überzeugung von der Schuld hat, weil meist mit List und Geheimnis gehandelt wird und man dem Staate nicht mehr helfen könnte, wollte man erst vollständigen Beweis der Schuld abwarten. Der Fürst muss die Gewalt der Kirche anerkennen, was ihre geistliche Macht anlangt; ungebürliche Eingriffe in seine Gerichtsbarkeit aber entschieden zurückweisen. Der König soll nur Männer von Verdienst und musterhaftem Leben zu Bischöfen wählen. Was den Adel anbelangt, so darf der König keine Gewaltthätigkeiten desselben gegen das Volk gestatten, aber auf der anderen Seite soll er ihn in den noch übrig gebliebenen Gütern und Ehren erhalten und ihn namentlich an Kriegszucht gewöhnen. Was die Justizbeamten anlangt, und hier meint er offenbar die Parlamente, so haben sie bloß den Unterthanen Recht zu sprechen, wozu sie allein eingesetzt sind, nie aber dürfen sie hohe Politik treiben und sich als Aufsichtsbehörde gegenüber der Regierung benehmen. Wenn es dem Volke zu wohl geht, so wird

es übermüthig; es muss durch Steuern an seine Abhängigkeit erinnert werden, doch die Abgaben müssen gemäßigt sein und den Kräften entsprechen; allein der König soll viel eher den Überfluss der Reichen sich zunutze machen als den Armen zur Ader lassen. Pflege der Wissenschaft ist eine Zierde des Staates, aber nicht Sache eines jeden. Wären alle gelehrt, so wäre Stolz und Anmaßung an der Tagesordnung, aber Gehorsam selten, der Staat gliche einem Körper, der an all seinen Theilen Augen hätte; überall würden Leute Zweifel aufstellen, dem Handel und dem Ackerbau würden die Arbeiter, im Heere der Gehorsam fehlen; Leute mit mittelmäßigen Fähigkeiten würden die wichtigsten Dinge in Zweifel ziehen. Darum soll man die Schulen in den gewöhnlichen Städten auf drei Classen beschränken, um die Jugend aus grober Unwissenheit zu ziehen, welche bei den Waffen wie bei den Gewerben gleich schädlich ist; die als besonders befähigt Anerkannten sollen in den Hauptstädten ihre Studien fortsetzen. Die Regierung muss überall ihre Kundschafter haben und mit fremden Mächten in einemfort unterhandeln und in Fühlung sein; so bleibt sie unterrichtet von allem, was in der Welt vorgeht, was umso nöthiger ist, da man in Staatssachen aus allem Nutzen ziehen muss, was nützlich sein kann. Beim Abschlusse der Verträge muss man vorsichtig sein; sind sie aber einmal abgeschlossen, so muss man sie auch beobachten, denn ein großer Staat darf sein Wort nie brechen, ohne seinen guten Ruf und die Stärke seiner Herrschaft zu verlieren.

Frankreich einig, die Monarchie stark zu machen, die Grenzen Frankreichs bis an den Rhein auszudehnen und seinem Könige die erste Stellung in Europa zu verschaffen, die damals die Habsburger einnahmen, das war das Ziel Richelieus. Das letzte Geständnis, das von den Lippen des sterbenden Cardinals kam, lautete: Das war das Ziel meines Wirkens, Gallien die Grenzen zu geben, die ihm die Natur steckte, und Frankreich mit Gallien eins zu machen und, wo einst das alte Gallien war, ein neues herzustellen." Eine tüchtige stehende Macht gehörte dazu und eine Flotte. — Richelieu schloss aus der Lage Frankreichs am Mittelmeere und am atlantischen Ocean, dass ihm die Natur die Herrschaft über das Meer habe anbieten wollen. „Die Staaten Spaniens liegen auseinander, eine große Anzahl von Schiffen muss auf dem Ocean und Mittelmeer in einemfort hin- und herfahren, um die Glieder mit dem Haupte zu verbinden. Da die Südküste Frankreichs Spanien von seinen italienischen Staaten trennt, so scheint es, dass die göttliche Vorsehung, welche die Dinge im Gleichgewichte halten will, gewollt hat, dass die Lage Frankreichs die einzelnen Staaten trenne, um sie durch Theilung zu schwächen. Vierzig gut ausgerüstete Schiffe genügen, um Frankreich vor jeder Beleidigung zu schützen und auf allen Meeren denen Furcht einzujagen, welche bisher seine Küsten verwüstet haben." Auch England gegenüber, dessen aufsteigende Macht er voraussah, wünschte Richelieu durch eine starke Flotte

gesichert zu sein. „England," meint er, „könnte, durch seine insulare Lage begünstigt, gegen uns unternehmen, was ihm gut dünkt, ohne Wiedervergeltung zu fürchten. Es könne uns am Fischfange hindern, unsern Handel verwirren, die Mündungen unserer Ströme sperren und nach Belieben Zoll erheben. Es könnte ungestraft an unseren Inseln und Küsten landen. Die Engländer kennen kein anderes Recht als ihre Stärke; wegen der Lage ihres Landes brauchen sie die größten Mächte der Erde nicht zu fürchten, zwischen ihnen und uns waltete von je Eifersucht, und so wären sie offenbar imstande, alles zu wagen, wenn unsere Schwäche uns jedes Mittel raubte, eine Unternehmung zu ihrem Nachtheile auszuführen."

Das sind die Grundsätze, welche das politische Testament unverhüllt ausspricht, und die sich aus dem Handeln des Cardinals klar ergeben. Alles war klar durchdacht und umsichtig und kraftvoll durchgeführt. Der erste Schlag seiner Amtswaltung, wodurch er ihr Gunst beim Volke und Mittel zur Thätigkeit beschaffen wollte, traf ungetreue Finanzbeamte, die den Schatz bestohlen hatten: sie wurden zu schweren Strafen, mehrere sogar zum Tode verurtheilt, und mussten, um Gnade zu bekommen, zusammen eilf Millionen zahlen. Das nannte Richelieu dem Staate zurückgeben, was man dem Staate genommen hatte. Finanzen. Der zweite Schlag traf Spanien. Wenn Spanien und England verbündet waren, so hatte Frankreich alles zu fürchten — und eine Verbindung stand damals bevor. Der alte Jakob I. von England fühlte, wie der Boden unter seinem Throne zitterte; Anschluss an Spanien, meinte er, könne ihn am festesten sichern und zugleich seinem bedrängten Schwiegersohn, dem Pfälzer, wieder auf die Beine helfen. Daher der Plan, den Kronprinzen Karl mit der Tochter Don Philipps III. von Spanien zu vermählen. Philipp IV.[1]) gieng willig darauf ein, denn man hoffte in Madrid, die britischen Inseln durch diese Verbindung wieder in den Schoß der alten Kirche zurückzuführen und England im großen Kampfe auf der Seite der Habsburger zu haben. — 1623 waren die Verhandlungen schon so weit gediehen, dass ein Ehevertrag zustande kam. Jakob sicherte der Prinzessin freie Übung der Religion zu und machte sich verbindlich, dass die Verfolgungen gegen die Katholiken in England aufhören und diese in ihren Häusern ungehindert den Gottesdienst begehen sollten. Don Philipp IV. hingegen versprach der Prinzessin zwei Millionen Thaler Aussteuer mitzugeben und die Wiedereinsetzung des Kurpfälzers zu befördern. Die ganze Lage Europas wäre eine andere geworden. Natürlich hatte diese Verbindung auch ihre Gegner. Der Bayer kam dann nicht in den Besitz der Kurpfalz und der Katholicismus nicht zum Siege in Deutschland. Um die Verhandlungen zu beschleunigen und zugleich dem Wunsche des damals allmächtigen Ministers Olivarez, der Prinz Karl möchte selbst nach Madrid kommen, um dort seine Braut kennen zu lernen, zu entsprechen, begab sich Karl mit Buckingham unter Verkleidung im März 1623 über Frankreich nach Madrid. In Paris wohnten sie unter fremdem Namen Spanien. England.

[1]) Philipp III. war am 31. März 1621 aus dem Leben geschieden. Uzeda verlor am andern Tag seine Stelle; Alliaga hatte schon früher weichen müssen, Florentio war an seine Stelle getreten. Kurz vor seinem Tode hatte Philipp III. 1,550.000 Ducaten für Unterstützung der deutschen Habsburger angewiesen. Philipp IV. legte für Ferdinand II. die größte Hochachtung an den Tag. Khevenhiller kam zu Ehren.

Karl I. in Madrid.

einem Hoffeste bei. Unter dem spanischen Volke erregte die Ankunft des Prinzen unbeschreiblichen Jubel; es erschien ritterlich, dass er selbst gekommen, um seine Braut zu sehen, und der Glaube, er werde Katholik werden und sein ganzes Volk der Kirche wieder zuführen, gewann ihm die Herzen. Allein Olivarez verlangte jetzt, König Jakob solle alle Strafbestimmungen gegen die Katholiken nicht nur sogleich außer Vollzug setzen, sondern auch das Parlament ihre Aufhebung beschließen lassen. König Jakob I. beschwor wider Erwarten diese Bedingungen. Nun kam aber eine andere Forderung: „Erst wenn dieser Schwur in Erfüllung gegangen sei, könne die Prinzessin nach England gesandt werden." Und daran scheiterte die Verbindung. Die Infantin wurde später die Gemahlin Kaiser Ferdinands III.[1]

Scheitern der Pläne.

Getäuschte Liebe erweckt Hass, die ganze Politik nahm eine andere Wendung. England erklärte Krieg gegen Spanien. Wie willkommen für Richelieu, der sogleich den Stuarts eine Familienverbindung mit den Bourbonen anbieten ließ: Henriette, die Schwester Ludwigs XIII., welche Karl auf dem Hoffeste zu Paris gesehen und bewundert hatte. Am 20. November 1624 wurde der Ehevertrag unterschrieben. Ludwig XIII. sicherte seiner Schwester eine Aussteuer von 800.000 Thalern und Jakob I. seiner Schwiegertochter einen Witwengehalt von 18.000 Pfund zu. Die Katholiken Englands sollten behandelt werden, wie sie behandelt worden wären, wenn die spanische Heirat zustande gekommen wäre. Die Prinzessin sollte freie Übung ihrer Religion und nur katholische Diener und Dienerinnen um sich haben und die Kinder dieser Ehe bis zu ihrem dreizehnten Jahre unter der Leitung der Mutter stehen, mit andern Worten, katholisch erzogen werden. Nicht ohne Zögern gab der Papst seine Einwilligung und erst, nachdem ihm Richelieu hatte erklären lassen, dass auch ohne diese die Ehe werde zustande kommen. Um das Gebiet der spanischen von den deutschen Habsburgern zu trennen, mischte sich Richelieu in den Streit um Valtelin und, um Spanien auch anderweitige Verlegenheiten zu bereiten, verpflichtete sich am 10. Juni 1624 Ludwig XIII., den Niederländern 1,200.000 Livres und in den nächsten Jahren je eine Million zu leihen, wofür die Niederländer ihm versprachen, ihn im Nothfalle mit der Hälfte dieser Summe oder einer entsprechenden Anzahl von Soldaten oder Schiffen zu unterstützen und mit niemanden ohne seine Zustimmung Frieden oder Waffenstillstand zu schließen.[2] In Genua war damals die Bank Spaniens. Frankreich unterstützte einen Angriff Savoyens auf Genua. Es war verdeckter, nicht offen erklärter Krieg gegen Spanien.[3]

Henriette de France.

Frankreich und Holland.

In all diese Pläne griff auf einmal ein Aufstand der Hugenotten ein. Olivarez hatte bemerkt, er werde den Hugenotten das Geld zurückgeben,

[1] Mémoires de Richelieu — bei Michaud, l. c. VII, p. 277—280. — Gfrörer, l. c. S. 393—397. — Lingard, l. c. IX, p. 276—299.

[2] Flassan, l. c. vol. II, p. 302—303.

[3] Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VII, p. 328—329.

welches die Franzosen den Holländern vorgestreckt hätten, und er hielt Wort. Im Januar 1625 erhoben sich die Reformierten unter Soubise und Rohan: sie klagten über Verletzung des Vertrages von Montpellier und des Edictes von Nantes. Soubise bemächtigte sich der Schiffe bei Blavet und der Insel Oleron und Rohan erhob den Schild in den Städten Castres und Montauban. Sollte man sich mit Spanien oder mit den Hugenotten zunächst vergleichen? Die letztern waren Herren des Meeres. Richelieu nahm es mit beiden auf. Die Holländer liehen 20 Schiffe, Jakob I. von England verhieß 8; die französische und piemontesische Armee schlugen die Genuesen. Die Verbindung mit England führte am 11. Mai 1625 zur Verlobung Karls I. und der Henriette Maria von Frankreich. Buckingham holte die junge Königin ab und drängte, keinen Vertrag wegen Valtelin einzugehen, ohne die Pfalz mit einzuschließen. Richelieu wahrte aber Frankreich die Freiheit des Handelns. Beide Minister vertrugen sich schlecht. Der schöne und eitle Buckingham hatte in Madrid einen Liebeshandel mit der Frau des Olivarez angefangen, in Paris brachte er in auffallender Weise seine Huldigungen der Gemahlin Ludwigs XIII. dar. Der Engländer verwendete sich zum Scheine für die Hugenotten. Richelieus Maßregeln griffen durch, Soubise wurde am 15. September bei der Insel Rhé geschlagen und musste nach England entfliehen. Rohan nahm darauf gewisse Zugeständnisse des Königs an und am 6. April erhielten die Reformierten Verzeihung und neue Bestätigung des Edictes von Nantes, wogegen jedoch der katholische Gottesdienst überall hergestellt werden musste, wo er während der letzten Unruhen unterbrochen worden war. Der Stadt La Rochelle wurde ihre Verfassung bestätigt, sie musste aber den Katholiken gewisse Kirchengüter zurückgeben und freie Ausübung ihrer Religion gestatten, wogegen der König versprach, das Fort St.-Louis in ihrer Nähe in Bälde zu zerstören. Diese Nachgiebigkeit gegen die Hugenotten, das Einschreiten zu Gunsten der Reformierten in Graubündten gegen die spanisch-katholische Partei erbitterte die eifrigen Katholiken am Hofe; sie sagten, Richelieu sei nicht ein Cardinal der Kirche, sondern des Staates, ja des Teufels; er fühlte, wie der Boden unter seinen Füßen wankte.[1])

Aufstand der Hugenotten 1625.

Buckingham.

Friede.

Eine Verschwörung hatte sich gegen ihn gebildet, an der besonders Damen betheiligt waren, wie die Königin Anna, die Herzogin von Chevreuse, früher die Gemahlin Luynes, die Prinzessin Condé und andere. Ihre Hoffnung war der Bruder des Königs, Gaston. Ludwig XIII. nämlich, mit seinem kalten, mürrischen, bis zur Gefühllosigkeit harten Wesen, seiner Empfänglichkeit für Anschwärzung, seiner Abneigung gegen die nächsten Blutsverwandten, war nicht beliebt. Seine Ehe mit Anna d'Austria schien kinderlos zu bleiben, dem kränklichen, schwermüthigen Manne selber schien kein langes Leben beschieden. Was Wunder, dass sich die Augen auf den jüngeren Bruder Gaston richteten, der nicht wie der König mürrisch, sondern lebenslustig, nicht unempfindlich für Schönheit, sondern wie sein Vater den Frauen ergeben war. „Ludwig XIII.", bemerkt ein französischer Geschichtschreiber mit Bitterkeit, „hatte von seinem Vater den Muth, Gaston die Zügellosigkeit, das war alles, was die beiden Brüder von Heinrich IV. geerbt hatten." Gaston sollte nach

Conspiration des dames.

Gaston.

[1]) Flassan, l. c. vol. II, p. 306–308, 320.

dem Wunsche seiner Mutter und des Cardinals mit der reichsten Erbin Frau reichs, einer Montpensier, sich vermählen, aber dagegen waren die ande hohen Frauen. Eine Condé, eine Prinzessin von Mantua, ja selbst die künftig Witwe des Königs wurden in Vorschlag gebracht. Diese Ehe war nur d Ausgangspunkt der Verschwörung, welche Sache der Mode, wie der Liebe leidenschaft war.[1])

Im Unmuthe über den Gang der Dinge nahmen alle daran theil, d durch den Cardinal sich gedrückt fühlten. Man sprach davon, den König ein Kloster zu sperren, Gaston zum König auszurufen und ihn mit Anna d'Austria zu vermählen, wenn der König gestorben wäre, Richelieu ja ermordet werden. Dieser zog den ersten Schluss auf die Gefahr, als für Gast Eintritt in den Staatsrath verlangt wurde, und dieser sich weigerte, sich mit d Montpensier zu vermählen. Gaston war geleitet von seinem Hofmei
Ornano. Ornano, und dieser, verliebt in die Prinzessin Condé, vergaß die Verbindl keiten, die er Richelieu schuldig war. Der Cardinal handelte schnell; am 4. 1626 wurde Ornano verhaftet. Barsch fuhr Gaston den Cardinal an: „Habt I gewagt, dem König den Rath zu geben?" — „Ja", antwortete dieser ganz ru Jetzt beschlossen Gaston und seine Freunde Rache zu nehmen. Gaston sollte d Cardinal zu einem Versöhnungsmahle einladen, und dieser dabei erdrosselt werd
Chalais. Chalais, einer der Mitverschworenen, gestand den Plan einem Ehrenman der ihm drohte, die Verschwörung dem Cardinal anzuzeigen, wenn Chalais nicht selber thue. Chalais machte dem Cardinal Geständnisse und versprach i seine Stellung als Großmeister der Garderobe des Königs nur zu benutzen, n
Gaston. ihm zu dienen. Noch schwachmüthiger zeigte sich Gaston selber — im Übergan vom Trotz zur Unterwürfigkeit. Er beugte sich vor dem Minister und mac Geständnisse und schwor dem König auf das Evangelium nicht bloß Tre sondern dass er ihm auch jede Einflüsterung mittheilen werde und alle lieb wolle, die der König und seine Mutter lieben. Jetzt hatte Richelieu gewonnen Spiel. Er überreichte dem König eine Denkschrift über die Lage vor und i seinem Eintritte ins Ministerium, und der König gab ihm die Versicherung, d er ihn immer und gegen jedermann beschützen werde: man wolle dem Kön aus Leben, wenn man den Minister angreife. Sofort wurden der Großpri der Herzog von Vendôme und dessen jüngerer Bruder, beide Söh Heinrichs IV. und der Gabriele d'Estrée, also Brüder des Köni beide befähigt, beide Feinde Richelieus und gefährlich, an den Hof gelockt u gefangen gesetzt.[2])

Diese Maßregel rief eine neue Bewegung hervor. Die Chevreuse v leitete Chalais zu einer neuen Untreue und Gaston hatte sein Versprech nur zu schnell vergessen. Man berathschlagte bei ihm, ob er nach Metz oder n La Rochelle fliehen solle, und die Hugenotten waren geneigt, sich für ihn zu e heben. Alles war schon zur Flucht und zum Bürgerkriege bereit, es fehlte Gast nur an Entschlossenheit. Ein Freund von Chalais, der sich mit ihm zertrag hatte, machte diesmal Anzeige beim Minister, der ein Strafbeispiel aufzustell
Chalais. und seinen Gegnern Schrecken einzujagen gedachte. Chalais wurde am 11. J zu Nantes verhaftet und Gaston, noch kläglicher als früher, eilte zum Cardi

[1]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VII, p. 375—392.
[2]) Ibid. VII, p. 393—394.

ud verrieth alle, die ihn zum Bürgerkriege angetrieben hatten, und bekam hohen ohn für seinen Verrath, die Herzogthümer von Orleans, Chartres und die Grafhaft Blois. Dafür verstand er sich zur Ehe mit der schönen Montpensier, e ihm große Besitzungen und ein Jahreseinkommen von 350.000 Livres beiachte. Richelieu segnete am 5. August die neue Ehe ein. Am 19. August bestieg halais das Blutgerüst. Gaston war gerade beim Spiel, als man ihm die achricht brachte; er fuhr ruhig fort, als hätte sein früherer Freund nicht für n sein Leben geopfert. Ornano erlag im Gefängnisse einer Krankheit. Die hevreuse musste den Hof verlassen, der Königin ward verboten, in Abesenheit des Königs, der ihr vorwarf, sie habe zu gleicher Zeit an zwei Männer edacht, Leute zu empfangen. Der ganze Hof beugte sich vor der Gewalt Richelieus.

Die Bretagne, wohin er damals mit Ludwig XIII. gezogen war, bat Bretagne.
en König, ihr nie mehr einen Prinzen zum Statthalter zu geben, mit andern Worten, sie verzichtete auf jeden Gedanken, eine eigene Rolle Frankreich gegenüber spielen. Die Vereinigung dieser Provinz mit dem übrigen Frankreich war jetzt rst eine vollständige. In dieser Bitte lag dem Sinne nach schon eine andere einschlossen: die Befestigungen aller Städte und Schlösser zu schleifen, welche nicht urchaus zur Vertheidigung des Landes nöthig wären und nur Störern der ffentlichen Ruhe Mittel und Zuflucht gewährten. Wie gerne gab Richelieu die Zustimmung! Am 31. Juli 1626 erschien die Ordonnanz, welche nicht bloß in er Bretagne, sondern in ganz Frankreich alle, zur Vertheidigung Frankreichs Zerstörung der Burgen.
nicht durchaus nothwendigen Festungswerke niederzureißen gebot. Ein Freudenschrei durchdrang das Land, als die stolzen Burgen fielen, von welchen aus die Großen so oft das Land verheert hatten. Es war ein mächtiger Schlag auf das alte Wesen und ein großer Fortschritt zur Einigung Frankreichs. Durch Beschluss der Notabeln von 1627 wurde diese Maßregel auf das ganze Land ausgedehnt. Die festen Mauern der Schlösser fielen; man zerstörte jedoch nur, was durchaus nothwendig schien, und schonte Bauten, welche die Ehre der Familien und die Zierde der Gegend waren.[1])

Auch berief der Cardinal die Notabeln, um für sein Verfahren die Notabeln von 1626 auf 1627.
Stimme des Landes zu haben, um eine Seemacht zu schaffen, um die Unbändigkeit der Hugenotten zu brechen und den Stolz der Holländer und Engländer zu beugen. Das erste Hindernis einer wahren Macht sah der Cardinal in den Connetable.
Ämtern eines Großconnetable und eines Großadmirals; beide Würden erloschen bloß mit dem Tode des Besitzers, der nur dem König selbst Rechenschaft über die Ausgaben für Flotte und Heer abzulegen hatte. Richelieu hielt beide Ämter für unvereinbar mit einer geordneten Staatsgewalt, er benützte den Tod Lesdiguières, um 1626 die Würde des Großheermeisters abzuschaffen. Dem Großadmiral Montmorency kaufte er um 1,200.000 Livres die Admiral.
Admiralswürde ab. Sie wurde fortan für abgeschafft erklärt, der Cardinal selber aber zum Großmeister, Haupt- und Oberaufseher der Schiffahrt und des Handels ernannt.

Die Notabeln[2]) wurden am 2. December 1626 vom König eröffnet: er habe sie berufen, um Unordnungen im Staate abzustellen. Der Großsiegelbewahrer Marillac setzte die Entwürfe der Regierung auseinander: „Wir

[1]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VII, p. 398—402.
[2]) Ibid. VII, p. 437—440. — Henri Martin, l. c. vol. XI, p. 247—256.

haben alle Vortheile, um uns stark zu machen zur See, — Holz und Eisen
Flotte. zu dem Baue der Schiffe, Leinwand und Hanf für Segel und Taue, gute Matrosen in Menge, die den Fremden dienen, wenn wir sie nicht verwenden; wir haben die besten Häfen in Europa, den Schlüssel zu allen Fahrten nach Osten und Westen, Süden und Norden, und dennoch dulden wir, dass unsere Nachbarn unsere Schiffe ihren Gesetzen unterwerfen, dass sie den Preis unserer Lebensmittel bestimmen, und dass wir ihre Waren kaufen müssen so hoch wie sie wollen, — dass sie uns den Fischfang auf dem Meere entziehen. Die Seeräuber verwüsten unsere Küsten und schleppen die Unterthanen unseres Königs als Sclaven in die Berberei." Diese Schilderung brachte einen tiefen Eindruck hervor, und die Regierung kam ihrem Ziele näher dadurch, dass sie
Finanzen. offen die Lage der Finanzen auseinandersetzte. Die Schulden beliefen sich auf 50, die Ausgaben auf 36 bis 40, die Einnahmen nur auf 16 Millionen. Die Steuern könne man nicht erhöhen, ohne das gedrückte, arme Volk noch mehr zu beschweren. Um Ausgaben und Einnahmen gleichzustellen, gebe es nur ein Mittel: diese zu vermehren und jene zu vermindern; zu vermindern durch Einschränkung in Ausgaben des Hofstaates und der Jahresgelder, durch Schleifung unnützer Plätze; zu vermehren durch Rückkauf von Domänen und Stellen, die um geringe Summen verpfändet seien, durch Belebung des Handels und der Industrie, durch Bereicherung des Volkes. Sullys Pläne kamen also wieder zu Ehren! Die Versammlung genehmigte den Plan der
45 Schiffe. Regierung, eine Flotte von 45 Schiffen zu bauen, um Sicherheit der französischen Meere, die Gleichstellung der Zölle des Auslandes und die Errichtung von Handelsgesellschaften zu fördern. Desgleichen genehmigte sie den Plan,
Stehendes Heer. zwei stehende Heere zu erhalten, 30.000 Mann im ganzen, zur Sicherung des Reiches nach innen und außen.

Strafe für Hochverrath. Richelieu trug eine Milderung der Strafen gegen Staatsverbrecher vor. Bisher stand Todesstrafe auf Empörung; jetzt sollte nur Entsetzung von den Ämtern, Entziehung des Vermögens die Strafe für Ungehorsam und Hochverrath sein, aber unaufhebbar. Die Versammlung lehnte diesen Antrag ab und schien also den Minister zur Strenge, die er so gerne entfaltete, zu zwingen. Ja sie sprach sogar den Wunsch aus, dass Schriften, die gegen den Staat und die Minister gerichtet seien und Aufruhr bezwecken, die ganze Strenge des Gesetzes erfahren sollten. Dagegen wurde ein anderer Antrag von Männern des Rechtes, die in dieser Versammlung stark vertreten waren, abgelehnt, nämlich
Unterschleife. die Bildung einer aus Mitgliedern aller Parlamente bestehenden Kammer, welche das Reich fortwährend zu bereisen und Unterschleife der Beamten zu richten habe.
Steuergleichheit. Ebenso der Antrag einer gleichmäßigen Besteuerung der Güter, ob sie nun den Bürgern oder den Adeligen und Geistlichen angehören. Am 23. Februar 1627 wurde diese Versammlung vom König geschlossen mit der Erklärung, es sei seine Absicht, alle Unterthanen seines Reiches durch Liebe und Geduld in einer Kirche zu vereinigen, bis dahin aber den Reformierten alle ihnen bisher zugestandenen Rechte zu bewahren, den Adel in der Armee und in

er Flotte zu verwenden, die Kinder armer Edelleute auf Staatskosten erziehen
1 lassen, die Unterthanen von Plackereien zu befreien, den Handel, den Reich-
mm, die Ehre Frankreichs zu heben, auf dass jeder gerne im Lande wohne.
edeutsame Worte!

Dass es aber voller Ernst war, allem Übermuthe und aller Unordnung
ntgegenzutreten, zeigte bald darauf das Schicksal Bouttevilles[1]) aus dem
rühmten Geschlechte der Montmorency. Die Duellwuth war während Duelle.
er schwachen Regierung Marias von Medici aufs höchste gestiegen: man schlug
ch wegen Kleinigkeiten bei Tag, bei Nacht, auf den Straßen und öffentlichen
lätzen. Strenge Gesetze waren unter Heinrich IV. gegeben, aber nicht vollzogen
orden. Ludwig XIII. hatte im Februar 1626 durch ein Edict befohlen, dass
lle Duellanten Ämter, Jahrgelder und königliche Gnaden verlieren und nach der
ollen Strenge der alten Gesetze mit dem Tode bestraft werden sollten, wenn
e ihren Gegner getödtet, wenn sie andere zur Theilnahme an einem Duelle
nöthigt, oder wenn sie dies Edict zum zweitenmale verletzt hätten. Franz
Montmorency von Bouteville glaubte nicht, dass man dieses Gesetz an einem
Montmorency vollziehen würde. Ein leidenschaftlicher Raufbold, hatte er schon
mundzwanzigmal, selbst an Festtagen, sich geschlagen. Jetzt hielt er sein zweiund-
wanzigstes Duell am hellen Tage auf dem königlichen Platze zu Vieren ab; er wurde
stgenommen und am 21. Juni 1627 auf dem Grèveplatze enthauptet. Keine Bouttе-
ville.
Verwendung, selbst die Gastons, jetzt Herzog von Orleans, wurde berücksichtigt.
Kein Kopf sollte in Frankreich hoch genug sein, dass er nicht von der majestätischen
Strenge des Gesetzes getroffen werden könne.[2]) Bouttevilles Sohn ist der berühmte
Marschall von Luxemburg.

Mit der Ordnung des Staatshaushaltes gieng es übrigens nicht so Krieg mit Eng-
land.
schnell, wie es der Cardinal und die Notablen wünschten. Ein Krieg mit
England und mit den Hugenotten machte unerwartete Auslagen nöthig, und
dass man zu den alten Mitteln zurückgriff, um Geld zu bekommen. Niemand
hätte den Frieden nöthiger gehabt als Karl I. von England. Buckingham
trieb aus Hass gegen Richelieu, aus Eitelkeit und in der Hoffnung, durch
einen Sieg die Erbitterung in England zu beschwichtigen, den König zum
Krieg. Gerade die Heirat, welche beide Länder näher miteinander verbinden
sollte, gab einen Anlass zu Feindseligkeiten.

Henriette war eifrige Katholikin; sie wollte sich vom Erzbischof von Hen-
riette.
Canterbury, als einem Ketzer, nicht krönen lassen; sie gieng unter Verkleidung
nach Tyburne, zu Ehren der vielen katholischen Märtyrer, die dort für ihren
Glauben gelitten hatten. Dafür erhielten am 9. August 1626 alle ihre fran-
zösischen Diener den Befehl, sie sogleich zu verlassen. Die Königin hielt sich noch
am Fenstergitter fest, um ihren Frauen unter Thränen ein Lebewohl nachzurufen.
Karl zog sie vom Fenster weg und sie ließ nach Frankreich melden, er habe ihr
die Hände blutig gerissen. Der Heiratsvertrag war verletzt, die Franzosen hatten
zudem über Misshandlung ihrer Seeleute durch die Engländer zu klagen. —
Buckingham erbot sich, persönlich in Paris alles auszugleichen; er hoffte wieder

[1]) Henri Martin, l. c. XI, p. 257—258.
[2]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VII, p. 447—451.

die Königin Anna zu sehen, zu welcher der eitle und schöne Mann schon bei seinem ersten Besuche verwegen die Augen erhoben hatte. Allein Ludwig XIII. erklärte, seine Ehre gestatte ihm nicht, einen englischen Gesandten zu empfangen, bevor die Verletzung des Heiratsvertrages gesühnt sei. Von neuem begann jetzt die Wegnahme französischer Schiffe durch Engländer, Zettelungen bei den Hugenotten und Schritte, um einen großen Bund der Mächte gegen Frankreich zu Spanien. stande zu bringen, namentlich Spaniens. Allein Olivarez hasste Buckingham nicht minder gründlich als der Cardinal und theilte letzterem den Plan mit und zugleich den Entwurf zu einem gemeinsamen Angriff auf England, um in denselben die katholische Religion wieder herzustellen.

Vertrag von Madrid. So kam es zum Vertrag von Madrid am 27. März 1627, in welchem beide Mächte sich verpflichteten, England mit einer gleichen Anzahl von Truppen und Schiffen anzugreifen. Über die Theilung der Eroberung wurde nichts ausgemacht, denn Richelieu glaubte, dass die Spanier Frankreich nur recht zum Krieg reizen wollten, um in Deutschland freie Hand zu haben, und war bald davon überzeugt, dass die Spanier den Engländern insgeheim den Plan mitgetheilt hätten.

Der Krieg begann plötzlich ohne vorausgehende Erklärung. England bemächtigte sich aller französischen Schiffe und verbot allen Handel mit Frankreich 28. April 1627. Frankreich rüstete. Der König beschloss selber zu Felde zu ziehen. Am 20. Juli stand eine englische Flotte bei der Insel Rhé, in der Nähe von Buckingham. La Rochelle.[1]) In einem Manifeste klagte Buckingham Ludwig XIII. an, den Frieden mit den Hugenotten gebrochen zu haben, und erklärte, sein König habe nur zur Vertheidigung der unterdrückten Glaubensgenossen die Waffen ergriffen, und zu gleicher Zeit erschien ein Manifest des Hugenottenführers Rohan. Rohan in Languedoc, worin er offen gestand, er habe die Engländer zuhilfe gerufen. Eine Hauptbeschwerde war, dass Ludwig XIII. das Fort St.-Louis in der Nähe von La Rochelle nicht zerstört hätte, wie im letzten Frieden verheißen war. Immerdar hieß es, entweder frisst die Stadt das Fort oder das Fort die Stadt. Wenn Buckingham sich rasch des Forts bemächtigte oder der Inseln Rhé und Oleron, so konnte die Landung gefährlich werden. Allein Buckingham hatte weder Talent, noch Glück, weder überraschte er das Fort, noch nahm er das fruchtbare und an günstigen Häfen reiche Oleron, sondern er warf sich auf die noch am meisten geschützte Insel Rhé. Die Citadelle hielt sich und die Engländer mussten eine regelmäßige Belagerung einleiten.

Richelieu. Das gab Richelieu Hoffnung und Zeit; seine Thätigkeit war eine wunderbare: er kaufte Schiffe in Amsterdam, erneuerte den Hilfsvertrag mit Holland und rasch kam er mit einem Heere vor das schwankende La Rochelle. La Rochelle. Die Bewohner erboten sich, die Engländer zum Rückzug zu bewegen, wenn das Fort St.-Louis zerstört und der Vertrag von Montpellier vollständig erfüllt werde. Stolz wies Ludwig XIII. diesen Antrag ab und nun kam es zum Kampfe auch mit La Rochelle. Ein neuer Antrag Buckinghams, der den Hof und die Königin um jeden Preis zu sehen wünschte, persönlich mit Ludwig XIII. zu verhandeln, wurde mit den stolzen Worten abgewiesen, der König könne keinen Vorschlag anhören, solange ein Fremder auf französischem Boden stehe (14. September

[1]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VII, p. 431—502.

1627). Dagegen schlossen die Bürger von La Rochelle jetzt einen Vertrag mit England, und der Kampf nahm nun einen ganz ernsten Charakter an. Buckingham achte (6. November) die Festung St. Martin auf Rhé zu erstürmen, wurde ber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Er zog sich auf die Insel Oie zurück, rlitt aber dabei große Verluste. 44 eroberte Fahnen wurden in Notre-Dame ufgestellt. Obschon die englische Flotte noch immer der französischen überlegen ar, so benützte der leichtfertige Buckingham den ersten günstigen Wind, um einzufahren, und ließ die armen Bewohner in La Rochelle im Stiche. Abfahrt der Engländer.

Diesem Bollwerke der Hugenotten galt jetzt der Kampf. Die Lage der Stadt war sehr günstig, die Bewohner waren vertraut mit der See und gestählt im Kampfe, von der See her konnten sie immer mit Lebensmitteln versehen werden. Im eigenen Lager hatte Richelieu überdies noch Schwierigkeiten. Manche Führer fühlten wohl, dass mit La Rochelle ihre eigene Unabhängigkeit falle, und sagten vertraulich, sie wären Thoren, wenn sie sich Mühe gäben, die Stadt zu bezwingen. Auch auf seinen König konnte sich der Minister nicht verlassen. Maria von Medici klagte über Undank des Cardinals und meinte, er verleite den König zum Aufenthalte im Lager, nur um ihn ihrer Leitung zu entziehen, und nicht mit Unrecht rühmt sich Richelieu in seinen Memoiren, r habe damals gegen drei Könige zu kämpfen gehabt, gegen den König von England, gegen den von Spanien und gegen den von Frankreich. Spanien konnte den Sieg Richelieus nicht wünschen. Die verheißenen Schiffe erschienen ät, nicht zahlreich genug, thaten nichts und fuhren bald mit dem Versprechen ieder, später wieder zu kommen. In Wahrheit unterstützten die Spanier den Aufstand in Languedoc mit Geld. Der Aufstand im Süden gewann übrigens ie Bedeutung nicht, die man fürchtete. Die Regierung hatte nie Eingriff genacht in das religiöse Leben der Hugenotten; nur wenige folgten dem Aufrufe Rohans, er musste sein eigenes Vermögen opfern, nur sein Eifer hielt die Sache m Süden aufrecht. Richelieu sandte Condé, Montmorency und Epernon, m den Aufstand einzuschränken. Richelieu. Spanien.

Bei La Rochelle musste die Entscheidung kommen. Und dahin richtete er Minister alle Kraft des Landes und seine geschickte, rastlose Thätigkeit. Er orgte bestens für die Soldaten, dass sie nicht entmuthigt und von ihren Führern hm nicht abwendig gemacht würden: sie bekamen ihren Sold nicht mehr von hren Hauptleuten ausbezahlt, sondern von den Beamten des Königs; damit die Bauern in der Umgebung denen in La Rochelle nicht halfen, kaufte er ihnen die Lebensmittel ab. Er selber leitete den Angriff. Der Priester war zugleich Soldat und Admiral. Er ließ Kanonen gießen mit der Aufschrift: „Ultima ratio regum.“ Das Feuer, das ihn beseelte, hauchte er seinem Generalstabe, hauchte er den Bischöfen ein, die mit ihm im Lager waren. Und wunderbar unterstützte ihn sein unermüdlicher Gehilfe Père Joseph! Um die Stadt vollständig vom Lande abzuschließen, baute der Cardinal eine Befestigungslinie von vier Meilen; um sie vom Meere vollständig abzuschneiden, einen Damm, der an die Riesenwerke des Alterthums erinnert: er war lang 4440 Fuß und hoch 72 Fuß. Der erste Sturm riss ihn nieder; doch nicht entmuthigt, griff Richelieu das Werk von neuem an. Schwer belastete Schiffe wurden versenkt und nach und nach eine Wehr durch das Wasser gezogen, die imstande war, Schiffe mit vollen Segeln aufzuhalten und doch die Strömung des Meeres hindurchzulassen. Auf dem Damme waren Befestigungen errichtet und zahlreiches Geschütz aufgestellt. Der König langweilte sich und kehrte nach Paris zurück, und Richelieu fühlte La Rochelle. La digue.

ganz die Gefahr, die von dorther drohte. Nur die Kampflust war schuld, daß Ludwig XIII. wieder im Lager erschien.

Guiton. Die Hungersnoth in La Rochelle wurde nach und nach groß, aber der Vorstand der Stadt, Guiton, war eine eiserne Natur. Bei seiner Wahl legte er einen Dolch auf den Tisch im Rathssaale, mit dem er jeden durchbohren werde, der von Übergabe zu sprechen wage.[1]) Guiton rechnete sicher auf baldige Hilfe aus England. Allein Schwierigkeiten, mit denen Karl I. damals zu kämpfen hatte, und der geheime Wunsch, La Rochelle möge recht in Noth kommen, um sich vollständig unter englische Oberhoheit zu fügen, ließen die Hilfe verzögern.

Denbigh. Erst am 11. März 1628 erschien eine englische Flotte unter Denbigh, dem Schwager Buckinghams, bei der Insel Rhé. Allein der Damm war schon zu weit vorgeschritten und eine französische Flotte stand in Bereitschaft, die englische zu empfangen. Es war unmöglich, in den Hafen einzudringen. Am 18. Mai lichteten die Engländer zur Verzweiflung der Vertheidiger von La Rochelle die Anker wieder. Der Untergang La Rochelles war nur noch Frage der Zeit. Das fühlten jetzt Katholiken wie Hugenotten. Während einige Häupter der letzteren in das Lager des Königs kamen und sich unterwarfen, ja sogar ihren Glauben abschworen, bewilligte der katholische Clerus drei Millionen, um das Werk zu vollenden.

Noth in La Rochelle. Die Noth in der Stadt stieg mit jedem Tag: die Vertheidiger fristeten das Leben nur noch mit Wurzeln, Kräutern, Seemuscheln, gekochtem Leder und Pergament. Frauen, Kinder, Greise erlagen zu Hunderten dem Hunger. Eine Partei drängte zu Unterhandlungen. Guiton ließ einige Häupter hinrichten und der Glaube, daß die Königlichen alle Männer niedermachen und die Frauen entehren würden, ließ die anderen ausharren. Scenen wie in Jerusalem ereigneten sich in der bedrängten Stadt. Auf alle Vorstellungen erwiderte Guiton: „Wenn nur noch einer übrig bleibt, um das Thor zu schließen" — oder: „Ich bin bereit, mit jedem zu losen, der den andern aufzehren soll." — Der König von England hatte sein Wort gegeben, zu helfen, und Buckingham sollte im August mit einer neuen Flotte der Stadt wenigstens günstige Bedingungen erwirken: allein Buckingham fiel am 26. August unter dem Dolche des Schotten Felton, und als am 30. September 1628 eine mächtige englische Flotte vor La Rochelle erschien, war der Damm vollendet und mit Kanonen bespickt. Der Cardinal und der König sahen von demselben dem Angriff auf die Schiffe der Engländer zu, die nach bedeutenden Verlusten sich zurückziehen mussten. Ein Schrei der Verzweiflung ertönte von den Mauern der bedrängten Stadt. Der Versuch des englischen Admirals, wegen einer Übergabe mit günstigerer Bedingung zu verhandeln, wurde stolz zurückgewiesen: „Übergabe auf Gnade und Ungnade!" — tönte es von den Lippen des Cardinals.

Fall von La Rochelle. Am 28. October ergab sich die Stadt; nur 136 Mann waren noch imstande die Waffen zu tragen. Am 29. October zogen die Königlichen ein. Die Straßen waren voll von Leichen, die Überlebenden glichen Gespenstern. — Am 30. October 1628 zog der Cardinal zu Pferd als Sieger ein, ihm folgten viele Wagen mit Lebensmitteln. Auf seine Frage: „Was denkt Ihr von den Königen von Frankreich und England?" — antwortete der Maire Guiton: „Ich meine, es sei besser, den Herrn zum Könige zu haben, der La Rochelle eingenommen, als denjenigen, welcher es nicht zu vertheidigen verstanden hat."

---

[1]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VII, p. 502—552. — Henri Martin, l. c. XI, p. 265—276.

Am 1. November las Richelieu die Messe, seit langer Zeit wieder die erste in La Rochelle; die öffentliche Ausübung der katholischen Religion wurde wieder hergestellt. Den katholischen Geistlichen wurden die entrissenen Kirchengüter wieder zurückgegeben, die Reformierten aber in der Ausübung ihres Bekenntnisses durchaus nicht beschränkt. Aber die Ausnahmsstellung der Stadt, alle ihre Rechte und Privilegien wurden aufgehoben, ihre Besitzungen und Einkünfte wurden königliche Domänen. Ende der freien Städte. Übrigens hörte nicht bloß die Municipal-Verfassung in La Rochelle damals auf, sondern auch in katholischen Städten. Und nicht mit Unrecht sagt der Geschichtschreiber Henri Martin:[1]) „Ein solches Ende nahm der letzte und gewaltigste Kampf des bürgerlichen Geistes gegen die Monarchie. La Rochelle war der letzte und einer der ruhmvollsten in der Familie jener bürgerlichen Freistaaten, die im Mittelalter oft an die Tugenden der alten Städte erinnert haben, deren Unabhängigkeit aber nicht nur mit der Monarchie, sondern auch mit der nationalen Einheit unverträglich geworden war. Andere Völker wußten sie umzubilden, ohne sie zu zerstören, und haben sie frei erhalten und in Unterordnung: Frankreich hatte nicht diese Klugheit und nicht dieses Glück! Und das Verschwinden ihrer Gewohnheiten und ihrer Freiheit und municipalen Selbständigkeit ließ bei uns eine Leere zurück, welche nur ihr Wiederaufleben ausfüllen könnte."

Jetzt war auch der Aufstand im Süden so hoffnungslos, daß der König sogar einen Zug nach Italien wagte, von welchem gleich die Rede sein wird. Der König von England schloß Frieden 1629, ohne weiter auf die Klagen der Hugenotten zu hören. Auch Unterstützung von einer anderen Seite konnte der sinkenden Sache der Hugenotten nicht mehr helfen. Philipp IV. hatte Rohan und Spanien. nämlich 1628 mit Rohan einen geheimen Vertrag abgeschlossen, ihm darin eine jährliche Unterstützung von 300.000 Goldstücken versprochen, wogegen Rohan sich verbindlich machte, 1200 Mann zu Fuß und 12.000 Mann zu Pferde zu unterhalten, um gegen Frankreich jede Bewegung zu versuchen, welche Don Philipp wünschen sollte, und ohne dessen Zustimmung kein Abkommen mit dem allerchristlichsten König zu schließen; ferner den Katholiken auf dem Gebiete der Hugenotten freie Übung ihrer Religion und sicheren Besitz ihrer Güter, Ehren und Würden zu gewährleisten. Der Sieg des Cardinals erschien den Spaniern viel gefährlicher, als der Fortbestand eines hugenottischen Freistaates. Allein mit dem Blick des Adlers durchschaute Richelieu die ganze Gefahr, und mit einigen Keulenschlägen machte er 1629 dem Aufstande im Süden ein Ende. Einige Städte Ende des Aufstandes. wurden im Sturm genommen. Rohan hielt jeden weiteren Kampf für unnütz und der Sieger zeigte Mäßigung. Feierlich wurde den Hugenotten freie Übung ihres Bekenntnisses am 28. Juni 1629 gewährleistet. Rohan wanderte nach Venedig aus. Als politisch gefährliche Partei hörten die Hugenotten auf; während dem Aufstande der Fronde zeigten sie sich als treue Unterthanen. „Der König macht keinen Unterschied zwischen euch und den Katholiken" — war das Wort, das Richelieu ihren Geistlichen beim Einzug in Montauban hinwarf.

[1]) Histoire de France, XI, p. 287.

— „Es lebe der König und der große Cardinal!“ — riefen sie. Ihm hätten sie sich ergeben, denn er breche sein Wort nicht.[1])

Zwei seiner Ziele hatte bis jetzt Richelieu erreicht: den Übermuth und die Unbändigkeit der Großen hatte er gebeugt, die Ausnahmsstellung der Hugenotten hatte er zertrümmert. Jetzt galt es, Frankreich die erste Stellung unter den Völkern Europas zu erringen — und jetzt beginnt das Eingreifen in den deutschen Krieg, zu dem wir wieder zurückkehren. —

Der Krieg in Norddeutschland. — Wallensteins erstes Generalat.

Valtelin. Richelieu führte schon früher einen Streich gegen Habsburg im Valtelin, das die italienischen Staaten mit den deutschen Landen Österreichs verband; die Spanier hatten das Besatzungsrecht im Valtelin und Erzherzog Leopold das Besatzungsrecht in Chur und Maienfeld. Im Jahre 1624 kamen nun französische und schweizerische Truppen nach Graubündten und besetzten von da das Valtelin: so war denn die Verbindung zwischen den habsburgischen Besitzungen in Italien und Deutschland unterbrochen. Einen zweiten Schlag führte er früher gegen Habsburg, indem er den neugewählten Erz-
Trier. bischof von Trier, Christoph von Sötern, in das französische Netz zog. Den Hauptschlag wollte er aber damals, als Frankreich noch gut mit England stand, durch einen großen Krieg führen, und da kam zunächst die Wahl eines Feldherrn für denselben in Frage. Zwei bewarben sich um die Feldherrnstelle im Kampfe gegen den Kaiser: der Däne Christian und der Schwede Gustav Adolf. Richelieu war für den Schweden; auch Camerar, der Rath des Pfälzers, meinte: der König von Schweden ist der einzige, der uns helfen kann. Allein Verwandtschaftsrücksichten — Christian IV. war ja sein Schwager — entschieden bei Jakob für den Dänen. Und so kam es
Haager Vertrag. denn zum sogenannten Haager Vertrag, 19. December 1625: England verpflichtete sich, monatlich 300.000 Gulden, Holland 50.000 Gulden, Frankreich im ganzen eine Million an Dänemark zu zahlen, wofür Christian sich anheischig machte, ein Heer zu stellen und von der Weser nach dem Rhein vorzudringen. Französische Unterhändler trieben ferner Bethlen Gabor zu einem neuen Kampfe: mit 40.000 Mann versprach er die Erblande anzufallen, wofür er von den verbündeten Mächten monatlich 12.000 Thaler und ein Heer von 12.000 deutschen Streitern erhalten sollte. So erhob sich denn von allen Seiten eine große Gefahr für die Sache des Kaisers; wenn die Verbündeten alle ihre Macht aufboten, so konnten sie mit 150.000 Mann den Kaiser bekriegen, und Tillys Worte: „Ich sehe einen grimmigeren, blutigeren Krieg voraus, als je seit der böhmischen Revolution“, waren nur

[1]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VII, p. 552—554.

zu richtig. Der Däne war als Herzog von Holstein Mitglied des niedersächsischen Kreises und wusste auf einem Tag zu Lauenburg im März 1625 die Überzeugung zu erwecken, es sei Gefahr vorhanden für den Kreis, man müsse sich in den Vertheidigungszustand setzen. Falsche Gerüchte von der Ankunft der Kroaten, von einer drohenden Gefahr für die ganze evangelische Religion, wurden listig verbreitet. Der Däne erreichte nicht bloß, dass der niedersächsische Kreis sich gegen den Kaiser waffnete, sondern dass man ihn auch dringend bat, den Oberbefehl zu übernehmen. Mansfeld und Christian rüsteten sich, um zum Heere des Dänen zu stoßen. Christian IV.

Mit seinem Heere von 25.000 Mann war Tilly nicht imstande, einem so zahlreichen Feinde die Spitze zu bieten. Die Liga bat darum den Kaiser dringend, gleichfalls ein Heer aufzustellen. Aber woher sollte Ferdinand bei dem erschöpften Zustande seiner Finanzen die Mittel nehmen, ein Heer zu werben? Da bot sich einer seiner Officiere, Wallenstein, an, ihm ein Heer von 40.000 Mann aufzubringen, das den Kaiser nichts koste. Des Kaisers Räthe hielten das für Prahlerei: 20.000 Mann ließen sich wohl aufbringen. Wallenstein aber erklärte: 20.000 Mann werden Hungers sterben, aber 40.000 Mann werden sich selbst ernähren. Man nahm das Angebot an, ernannte ihn zum Capo für alles kaiserliche Volk. Er ließ im Sommer 1625 die Werbetrommel rühren und hatte in kurzer Zeit 30.000 Mann beisammen und rückte mit ihnen, das System Mansfelds, dass der Krieg den Krieg ernähre, zur Meisterschaft bringend, nach dem niedersächsischen Kreis. Ein kaiserliches Heer.

Fassen wir diesen Mann, der ein Blatt in der deutschen Geschichte mit so viel Blut und kühnen Plänen beschrieben hat, näher ins Auge![1] Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein wurde am 14. September 1583 als der dritte Sohn eines wenig bemittelten böhmischen Edelmannes zu Hermanic im Kreise Königin-Gratz geboren. Im zehnten Jahre hatte er schon beide Eltern verloren; ein Oheim, Albrecht Slawata, nahm sich seiner an und ließ ihn auf der Burg Koscheinberg mit seinem Sohne in der böhmischen Brüderunität erziehen, wo er unter den Kameraden den Beinamen „der Tolle" hatte. Der Knabe kam dann durch einen andern Oheim ins Jesuitenkloster zu Olmütz und gieng hier zur katholischen Kirche über; einem seiner Lehrer, dem er alles verdanke, blieb er immer dankbar. Glänzende Anlagen, aber auch ein herrischer, hochfahrender Geist gaben sich früh bei ihm kund, wie ein Streben nach dem Maßlosen und Riesenhaften. Als ihm der Oberstburggraf Adolf Waldstein einst vorhielt: „Vetter, Ihr thut ja, als ob Ihr ein Fürst wäret", entgegnete der Knabe: „Je nun, was nicht ist, kann noch werden." Nachdem er seine Studien an den Universitäten zu Altdorf und Padua vollendet, bildete er sich noch auf großen Reisen durch Deutschland, Italien und Holland aus. In Italien befasste Wallenstein. Wallensteins Jugend.

[1] Wie reich die Literatur über den merkwürdigen Mann ist, zeigt der gelehrte Aufsatz von Georg Schmidt, Scriptor an der Universitäts-Bibliothek in Graz: „Über die Wallenstein-Literatur 1626—1678" im ersten Hefte der „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen", XVII. Jahrgang. Dort werden nicht weniger als neunzig selbständige Werke aufgezählt und eine unerwartete Menge kleinerer Arbeiten.

Feld-dienst. er sich namentlich mit dem Studium der Astronomie und Astrologie. Nach der Rückkehr trat er in die Armee, kämpfte gegen die Türken in Ungarn, wurde im zweiundzwanzigsten Jahre Hauptmann, vermählte sich mit einer reichen Witwe, die ihn bei ihrem Tode 1614 zum Erben eines großen Vermögens einsetzte, dann leistete er dem Erzherzoge Ferdinand wichtige Dienste im Kriege gegen Venedig.[1] Auch bei Matthias stand er in Gunst, der ihn zum Grafen und Obersten ernannte. Dann vermählte er sich in zweiter Ehe mit einer Gräfin Harrach, deren Vater kaiserlicher Rath und Kämmerer war, und ihn so in die innigste Beziehung zum Hofe brachte. Als die böhmische Empörung ausbrach, nahm Wallenstein ent-

Mähren. schieden die Partei des Kaisers und rettete ihm die Landescasse von Mähren, wofür ihm die Böhmen alle seine Güter mit Beschlag belegten und ihn als einen Landesverräther ächteten. In Bezwingung des böhmischen Aufstandes leistete er dann Ferdinand sehr wesentliche Dienste, besonders in Mähren. Freilich wusste er bei den Güterconfiscationen sich für seine Dienste auch bezahlt zu machen: über ein Zehntel der confiscierten Güter kamen um niedrige Preise als Gegenrechnung seiner Vorschüsse und Auslagen, die mit mehr als doppelter Kreide angerechnet waren, in seinen Besitz. Vor Anklagen wusste er sich durch Bestechung kaiserlicher Räthe zu beschützen. So wurde er einer der reichsten Herren in Österreich. Seine Herrschaft Friedland erhob der Kaiser 1623 zum Fürstenthum, 1624

Herzog. zum Herzogthum, auch seine Besitzung Sagan wurde zum Herzogthume erhoben. Wallenstein wusste diese Güter ergiebig zu machen, denn er war ein ebenso ausgezeichneter Finanzmann, als Heerführer. So war der Mann, der jetzt an der Spitze eines Heeres stand, das, nachdem es zusammengebracht war, wirklich weder ihn, noch den Kaiser etwas kostete, denn die Länder, durch die er zog, mussten nicht bloß Lebensmittel liefern, sondern auch Kriegssteuer. Das Heer hatte nicht bloß für den Kaiser zu fechten, für sein Fortbestehen selber zu sorgen, sondern es musste seinem Schöpfer auch den Lohn eintreiben, und Wallenstein bezog von den Erpressungen seiner Soldaten seinen Antheil. So erhielt denn Mansfelds Wort: „Der Krieg muss den Krieg ernähren“ die fürchterlichste Bedeutung.[2]

Tilly und Wallenstein. So trat dem Heere der Liga ein kaiserliches zur Seite, so taucht neben dem reinen Bild des milden Tilly das blutige Bild eines andern Feldherrn empor! Tilly und Wallenstein waren große Gegensätze: jener bezahlt aus den Cassen der Liga den Sold und erbittet sich Lebensmittel, dieser presst aus den Ländern, durch die er zieht, was er braucht, um Wohl und Weh seiner Mitmenschen unbekümmert. Jener ist bescheiden und tritt einfach auf, lebt ärmlich, schläft auf hartem Lager; dieser tritt überall mit dem größten Glanze und Pomp auf, hat 800 Bediente, ein Gefolge von 1100 Mann, trägt sich mit den kühnsten, eigensüchtigsten Plänen; ließ er doch in seinem Palaste in Prag sein Bild mit lorbeerbekränztem Haupte von den Sonnenrossen getragen darstellen. Tilly glüht für Recht und Erhaltung des Reiches, in Wallensteins Haupt gähren weltumstürzende Pläne. War Tilly streng religiös und hielt er ängstlich die Fasten, so kümmerte Wallenstein sich

[1] Ranke, Geschichte Wallensteins, S. 11.

[2] Hurter, Zur Geschichte Wallensteins. Schaffhausen 1855. — Aretin, Wallenstein. Beiträge zur näheren Kenntnis seines Charakters. Regensburg 1846.

wenig um Religion, unter seinen Officieren waren ebenso viele Protestanten als Katholiken. Der Gedanke, den Kaiser zum alleinigen Herrn und das Reich groß zu machen, ist die Religion seiner Soldaten. Tilly war ein Greis und am Ende einer reinen, makellosen Laufbahn, Wallenstein auf der Höhe seiner Lebenskraft, im vollen Ringen nach Glanz und Größe, wobei ihn aber der Ehrgeiz bald in Schuld und diese in den Untergang fortriss.[1])

Krieg in Niedersachsen.

Der niedersächsische Kreis wurde naturgemäß der Kriegsschauplatz. Der Däne hatte den Plan, durch Christian und Mansfeld die Pfalz angreifen zu lassen; wandte sich Tilly gegen diese, so konnte der Däne gegen Mitteldeutschland vordringen; wandte er sich gegen den Dänen, so fielen ihm diese beiden in die Flanken und in den Rücken. Darum wurde zunächst die Stellung des Heeres in Hessen bedeutsam. Tilly besetzte die wichtigsten Punkte und brachte die Stände dahin, zu erklären, sie wollten dem Kaiser treu sein und kein fremdes Kriegsvolk ins Land aufnehmen; falls Landgraf Moriz noch darauf bestünde, würden sie sich der Eide und Pflichten gegen ihn für entbunden erachten. Im Mai hatte der Däne 25.000 Mann beisammen. Als Tilly Höxter einnahm, ward das für eine Feindseligkeit gegen den niedersächsischen Kreis und demnach der Krieg erklärt. An raschem Vorschreiten hinderte den Dänen das Auftreten des Herzogs Georg von Lüneburg-Celle, der die Partei des Kaisers ergriff, dann ein Unglücksfall in Hameln, 30. Juli 1625, indem der König beim Besuche der Vorposten in eine Grube stürzte, lange sprach- und besinnungslos blieb und fortan ein krankhaftes Zaudern und Unentschlossenheit zeigte. So endete das Jahr 1625 ohne große Erfolge für die Verbündeten. Wallenstein hatte einen Theil von Hessen besetzt, mit dem Kern seines Heeres warf er sich ins Halberstädtische. Der Plan Mansfelds und Christians war vereitelt und beide zogen sich jetzt zum Dänen zurück.[2])

Christian IV.

Kriegsplan für 1626.

Der Kriegsplan der Gegner des Kaisers für 1626 war folgender: der Dänenkönig wollte gegen Tilly kämpfen, der Halberstädter sollte durch Westfalen gegen Hessen und die Pfalz vordringen; Mansfeld sollte auf der linken Flanke Wallenstein angreifen, nach Sachsen zurückwerfen und sich einen Weg nach Böhmen oder Schlesien bahnen und von da Bethlen Gabor zu einem Einfalle in die Lande des Kaisers die Hand reichen, gegen den damals auch die Bauern in Oberösterreich in Waffen standen. Der Plan war kühn, aber zu ausgedehnt und scheiterte darum vollständig.

Kampf bei Dessau.

Zuerst schlug Mansfeld los, indem er den Brückenkopf, den Wallenstein bei Dessau über die Elbe hatte errichten lassen, angriff; am 25. April 1526 erlitt er durch einen Hinterhalt, den ihm Wallenstein legte, eine vollständige Niederlage: 6000 Mann blieben todt, 2000 wurden gefangen. Mansfeld floh nach Brandenburg, wo er Mannschaft an sich zog und von wo er mit Bernhard von Weimar über Frankfurt a. d. O. in Schlesien, und von da in Mähren eindrang, um dem Siebenbürger die Hand zu reichen. Im September stand er am Jablunkapass, Bethlen Gabor rückte mit einem Heere

[1]) Onno Klopp, Tilly im dreißigjährigen Kriege. Stuttgart 1861. I, S. 275–276.
[2]) Gfrörer, Gustav Adolph. 3. Aufl. S. 423 ff.

Krieg in Ungarn. von Christen und Türken in die Honter Gespanschaft ein und vereinigte sich mit ihnen. So musste denn der Kaiser seinen Feldherrn zum Schutze der bedrohten Hauptstadt aus dem Norden zurückrufen. Mit 30.000 Mann eilte Wallenstein durch die Lausitz, Schlesien, Mähren, nach Ungarn, vermochte aber die Vereinigung Mansfelds mit Bethlen nicht mehr zu verhindern. Als Esterhazy mit 20.000 Ungarn und Georg Zriny mit seinen Kroaten zu Wallenstein stießen, verlor Bethlen den Muth zu schlagen und bat um Waffenruhe. Esterhazy drang

Wallensteins Hochmuth. aufs Schlagen, der Trotzkopf Wallenstein wollte aber gerade nicht, weil Esterhazy den Kampf verlangte und versäumte die Gelegenheit, den Feind zu vernichten. In der Nacht des 1. October entschlüpfte Bethlen. Der Banus von Kroatien klagte, Wallenstein verstehe die Führung seines Amtes nicht. Dieser Banus hatte in einem Gefechte einen feindlichen Hauptmann vom Pferde gerissen und ihm den Kopf abgehauen, den er vor die Füße Wallensteins mit den Worten warf: „So müssen des Kaisers Feinde verfolgt, so der Sieg errungen werden." Als Wallenstein höhnisch erwiderte: „Abgeschlagene Türkenköpfe habe ich zu Genüge gesehen", meinte der Banus: „Gesehen wohl, aber noch nie einen abgehauen."

Zriny. Nach einem Mahle bei Wallenstein starb der einunddreißigjährige Zriny und die Ungarn lassen es sich nicht nehmen, jener habe diesen vergiftet. Als man am Hofe sich missbilligend über die Führung Wallensteins äußerte, drohte dieser dem Kaiser mit Niederlegung des Oberbefehles.[1])

Friede zu Preßburg. Bethlen Gabor unterhandelte mit dem Kaiser um Frieden und verlegte sein Heer in Winterquartiere. Zu Preßburg kam es auch zwischen ihm und dem Kaiser nach Weihnachten 1626 zum Abschluss, wesentlich auf Grund des Nikolsburger Vertrages. Mansfeld wollte jedoch von einem Frieden nichts wissen: er verkaufte sein Geschütz an den Pascha von Ofen und brach mit seinen besten Officieren unter Bedeckung eines Haufens siebenbürgischer Reiter gegen Dalmatien auf, um dort ein Schiff zu bekommen und über Venedig nach England sich zu begeben. Im bosnischen Dorfe Urakowicz erlag er jedoch,

Mansfelds Tod. sechsundvierzig Jahre alt, der Schwindsucht; um wie ein Soldat zu sterben, erwartete er stehend und gut gekleidet, auf zwei Günstlinge gestützt, den Tod.[2])

Bethlen Gabor. Bethlen Gabor starb am 25. November 1629 an der Wassersucht. Dem Kaiser Ferdinand, den er so oft bekämpft hatte, und dessen Sohn, dem späteren Ferdinand III., vermachte er je 40.000 Ducaten und zwei Prachtrosse. Von niederer Stufe hatte er sich zum Fürsten von europäischer Bedeutung emporgeschwungen, in 42 Schlachten gefochten und sich noch tüchtiger als Staatsmann, denn als Soldat gezeigt. Zuerst stieg er im Dienste Bathorys empor, und als dieser sank, fiel er von ihm ab, eilte nach Constantinopel und wusste sich beim Sultan so einzuschmeicheln, dass er 1613 an Bathorys

Siebenbürgen. Stelle zum Fürsten von Siebenbürgen ernannt wurde, denn Siebenbürgen

Ziel. war damals ein Lehen der hohen Pforte. Gern hätte er mit Hilfe des Kaisers die Moldau und Walachai mit Siebenbürgen zu einem Fürstenthum vereinigt, zu einem evangelischen Dacien. Bei den Unterhandlungen verlangte

---

[1]) Hurter, Zur Geschichte Wallensteins. Schaffhausen 1855.

[2]) Florus germ. 201. — Brachel, l. c. p. 108. — Gfrörer, l. c. S. 437 bis 441.

r als Bürgschaft die Hand einer Erzherzogin und ließ durchblicken, dass er lbst zur katholischen Religion, er war nämlich Calviner, übertreten wolle. llein sein Antrag wurde verworfen, weil man ihm nicht traute, und so ieb er eine Handhabe für alle Mächte, die etwas gegen Habsburg im childe führten. Eine Vernichtung Österreichs lag nicht in seinem Plane, ur wenn Österreich stark war, hatte er Bedeutung bei den Türken als Vorimpfer. So war nun der Kaiser von zwei gefährlichen Feinden befreit.[1])

Christian von Halberstadt

Wenden wir uns wieder zum Kriegsschauplatze nach Deutschland! Tilly und in Hessen, der Kasseler Moriz war im Gedränge und sah nach Frankreich, ach Dänemark, nach allen Seiten um Hilfe aus. Christian von Halberstadt am ihm zu Hilfe mit 6000 Mann, meist Söhnen braunschweigischer Bauern. ine Vereinigung mit dem Landgrafen von Hessen kam jedoch nicht zustande, nn Tilly verjagte ihn In Wolfenbüttel starb Christian siebenundzwanzig- † 1626. ährig am 16. Juni 1626 infolge seiner Ausschweifungen. Sterbend sagte er m Dänenkönig die Niederlage voraus. Tilly züchtigte jedoch zunächst den Landrafen von Hessen. Nachdem er ihm die Stadt Münden weggenommen, verangte er von ihm die Übergabe von Kassel und einiger anderen festen Plätze, nd als der Landgraf Winkelzüge machte, berief er die Stände von Hessen ach Gutenberg und verlangte, dass der Landgraf die Regierung an seinen ltesten Sohn Wilhelm abtrete, da er beharrlich die Feinde des Kaisers unterützt habe. Der Landgraf musste nachgeben.[2])

Tilly züchtigt den Landgrafen,

Tilly nahm indes Göttingen und schreckte den Lüneburger Christian, besiegt die Dänen bei Lutter. ls der Dänenkönig mit der Hauptmacht heranrückte. Bei Kalenberg sprengten ie Kaiserlichen und Bayern die dänische Reiterei auseinander, der Dänenkönig erlor den Muth und zog sich eilig zurück. Bei Lutter am Barenberg wurde r von den Kaiserlichen eingeholt und nach heftigem Widerstande aufs Haupt geschlagen. Mit Mühe entrann er selber dem Tode oder der Gefangenschaft. Über 4000 Dänen waren todt, 3000 wurden gefangen, 60 Fahnen erobert. — Der erzog Friedrich von Braunschweig-Wolfenbüttel ergab sich jetzt er Gnade des Kaisers unter der Bedingung, dass er und seine Unterthanen beim rotestantischen Glauben bleiben dürfen. Der Däne konnte sich in Niedersachsen nicht mehr halten, nur die Mecklenburger blieben ihm noch treu. — Die nächsten olgen von Tillys Sieg hatte Landgraf Moriz von Hessen-Kassel zu Hessen. ragen, er musste am 27. März 1627 die Regierung in die Hände seines Erstgeborenen niederlegen, seine Festungen dem Heere der Liga öffnen, an Darmstadt 25 Ämter abtreten. Sein Rathgeber oder erster Minister, Wolfgang Günther, ndete unter den Händen des Scharfrichters.

Tillys Heer drang jetzt weiter nach dem Norden vor, denn Christian rüstete im Winter 1626—1627 ein neues Heer, Frankreich schickte Geld. Im März and der Dänenkönig mit 30.000 Mann an der Weser, aber Tilly drängte ihn jetzt von Stellung zu Stellung über die Elbe, nach Holstein, nach Schleswig; Christian IV. flüchtig. uletzt musste Christian auf seine Inseln fliehen. Seine Verbündeten verließen hn nun alle, Hamburg versah das Heer Tillys mit Lebensmitteln.[3]) Georg Hamburg.

[1]) Onno Klopp, Tilly, I, S. 307 f.
[2]) Ibid. I, S. 325—326.
[3]) Gfrörer, l. c. S. 462—464. — Rommel, Neuere Geschichte von Hessen, II. S. 652—664.

von Lüneburg besetzte die Festungen von Mecklenburg und zwang die Herzoge, dass sie dem Kaiser ihre Unterwerfung anboten.

Wallenstein

Jetzt kam Wallenstein wieder mit einem Heere, welches er im Winter 1626—1627 gesammelt hatte, besetzte Schlesien, Brandenburg, Mecklenburg. Georg Wilhelm von Brandenburg wurde gezwungen, sich der kaiserlichen Sache anzuschließen, seine Festungen Wallenstein zu übergeben, der dann nach der unteren Elbe aufbrach. Im Anfange September vereinigte er sich mit Tilly. Beide gaben dem Könige von Dänemark, der um Frieden bat, die stolze Antwort, er solle die Waffen niederlegen, auf das niedersächsische Kreisoberstenamt verzichten, Holstein und andere Lehen vom Reiche herausgeben, die Kriegskosten decken und den Sundzoll ermäßigen. Wallenstein ließ im Winter 1627 bis 1628 seine Truppen Stellung nehmen von Jütland an durch Schleswig, Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, bis nach Schlesien hinein. Solange hatten keine kaiserlichen Fahnen mehr im Norden geweht. Zum Lohn für seine Leistungen und als Ersatz für seine Auslagen erhielt der glückliche

in Mecklenburg.

Feldherr zunächst das Herzogthum Mecklenburg als Pfandschaft, die früheren Herzoge aber wurden als Feinde des Kaisers und Reiches ihrer Länder für verlustig erklärt.

Der Däne sah sich zu Unterhandlungen gezwungen, die sich aber solange hinzogen, dass 1628 der Krieg noch fortdauerte. Wallenstein, „zum General des oceanischen und baltischen Meeres ernannt“,[1]) suchte jetzt namentlich die Seeplätze, vor allen Stralsund, in seine Gewalt zu bekommen.

Stralsund.

Diese Stadt regierte sich selber, obschon sie unter pommerscher Landeshoheit stand. Zuerst forderte sie Arnim zur Übergabe auf. Der Rath war geneigt, sich zu ergeben, aber die Bürger waren entschlossen zum Widerstand und erhielten bald Unterstützung vom Dänenkönig und vom König von Schweden. Da kam Wallenstein selber vor die Stadt. „Wenn Stralsund“, sagte er, „auch mit eisernen Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müsste es herunter.“ Allein er konnte nicht von der See aus die Stadt bedrängen, die aus Dänemark fortwährend bedeutende Hilfe an Geld, an Mannschaft, an tüchtigen Officieren erhielt. Zwei Hauptstürme missglückten, Krankheiten brachen im Heere aus. Am 1. August zog Wallenstein ab, nachdem er 12.000 Mann vor der Stadt verloren hatte. Der Jubel über die Demüthigung des Stolzen war groß, der Däne fasste neuen Muth. Wallenstein rückte von neuem in das Herzogthum Holstein, während Tilly Stade bezwang.

Friede zu Lübeck.

Am 22. Mai 1629 kam endlich der Friede mit Dänemark in Lübeck zustande. Der Däne versprach, sich in die deutschen Angelegenheiten bloß noch als Reichsstand oder als Herzog von Holstein zu mischen, der Nebenlinie Schleswig-Holstein, die mit dem Kaiser gehalten hatte, die Insel Fehmarn

[1]) Neubur, Geschichte des dreißigjährigen Krieges. (Stralsunds im dreißigjährigen Krieg.) Onno Klopp, Tilly, I, S. 431—460. — Archithalassus heißt Wallenstein bei Pappus, S. 38, statt Admiral.

lordstrand und Sylt und das Ländchen Wührden abzutreten; dafür erhielt
: seine anderen verlorenen Provinzen und seine Gefangenen zurück. Vom
Mecklenburger und Pfälzer war im Frieden keine Rede, mit andern Worten, Wallenstein
hristian IV. hatte sie geopfert. Wallenstein aber erhielt durch kaiserlichen Herzog von
nadenbrief vom 16. Juni 1629 die förmliche Belehnung mit dem Herzog- Mecklenburg.
um Mecklenburg für sich und seine Nachkommen.

Wie stieg damals der Stolz Wallensteins, in welchen hochfliegenden seine Pläne
länen ergieng sich seine Seele! Caraffa berichtet an den Papst,[1]) dass der
egreiche Feldherr des Kaisers an eine Heerfahrt gegen die Osmanen, an
roberung Constantinopels denke; die Kosten, die er auf sieben Millionen auf die Türkei,
haler anschlage, hoffe er durch Verkauf von Gütern, Beiträge der Obersten
nd durch Zahlungen der deutschen Fürsten und Städte aufzubringen dafür,
ass er sie mit Einquartierung verschone; mit 100.000 Mann hoffe er binnen
rei Jahren zum Ziele zu kommen, wenn Spanien und Venedig ihn mit einer
lotte unterstützen, wenn der Papst bei den Polen sich dafür verwende, dass eine deutsche
iese den Tataren keinen Durchgang gestatten und sie in Entzweiung und Flotte,
nthätigkeit erhalten; von Albanien aus sollte der Angriff beginnen und
lückliche, eifrige Officiere sollten durch Ertheilung von Lehen im eroberten
ebiet belohnt werden. Aber auch in Deutschland sollten größere Verände-
ungen vor sich gehen[2]) und die Kaisermacht eine Wahrheit werden. Die
anza war längst zerfallen, Holland, England, Dänemark und Schweden
aren indes Seemächte geworden. Solchen Unfug, meinte Wallenstein, dürfe
ine so volkreiche und streitbare Nation wie die deutsche nicht länger er-
agen, dass andere Völker ihr auf ihrem eigenen Meere Gesetze vorschreiben
nd das Geld aus dem Sacke ziehen. Der Sundzoll, den Dänemark erhebe,
ei ein schändlicher Tribut. Wallenstein hoffte den Handel Spaniens wie
Deutschlands in Zukunft dadurch zu heben, dass die alten Hansastädte, Lübeck,
amburg, Rostock, Wismar, Stralsund in Zukunft allein nach Spanien
andeln dürften; Waren aus Schweden, Dänemark, England für Spanien
ollten einzig in besagten Städten verkauft und von hier nach Spanien ge-
racht werden dürfen; desgleichen sollten alle Waren aus Spanien für die
enannten Länder in jenen Städten verkauft werden. Durch Demüthigung
er Fürsten sollte die Kaisermacht erhöht werden; man brauche keine Fürsten gegen die Fürsten,
nd Kurfürsten mehr, es sei jetzo Zeit, denselben das Gasthütel herabzuziehen;
ie in Spanien und Frankreich ein König, also solle auch in Deutschland
ur ein Herr allein sein. Keine Wahlcapitulation, keine Kaiserwahl mehr, für den Erb-
as Kaiserthum solle im Haus Habsburg erblich werden! An die Stelle der kaiser,
lten Fürsten, die unter dem Vorwand der deutschen Freiheit in einemfort

[1]) Bericht im Original bei Ranke, Wallenstein, S. 100, — Onno Klopp, Tilly,
, S. 429—430.

[2]) Vergl. das interessante zwölfte Capitel in Gfrörers Gustav Adolph.

nur die Kaisermacht zu schwächen trachteten, sollten verdiente Generale i
Kaisers treten; wie Wallenstein Herzog von Mecklenburg wurde, so sol
Tilly Herzog von Kalenberg, Pappenheim Herzog von Wolfenbüttel werd
für die Städte. Eine andere Grundlage der Kaisermacht sollten die Reichsstädte werden; a
aber diese dem Kaiser anhänglich zu machen, sollte der Fehler, den Karl
durch Einschränkung der Zünfte beging, durch Brechung der Junkerherrsch
welche die Verwaltung an sich gerissen, wieder gut gemacht, die niede
Stände begünstigt und demokratische Verfassungen eingeführt und so
Reichthum der Städte in das Interesse des Reiches gezogen werden.
Ritterschaft sollte von den kleinen Fürsten losgerissen und wieder die Krieg
kaste des Reiches werden. Dadurch werde die Macht der Fürsten unterhö
nicht minder durch Aufhebung der Leibeigenschaft ihrer Bauern. — Ein gro
glücklicher Krieg nach außen war nothwendig, um all diese Pläne durch
führen, und darum sind die Pläne auf eine Eroberung der Türkei mehr
bloßes Spiel. Traten diese Entwürfe ins Leben, so kam für das deutsche V
von neuem eine Zeit der Einheit und Macht und kriegerischer Größe,
wäre wieder das erste Volk des Abendlandes geworden.

gegen die Liga. Neben der kaiserlichen war im Augenblicke bedeutsam die Macht
Liga — sie sollte gebrochen werden. Wallenstein suchte ihr die tüchtigs
Officiere durch glänzende Belohnungen zu entziehen. — Mit Tilly
Pappenheim gelang es nicht, wohl aber mit Gallas und Anholt. Wallenst
bezahlte seine Soldaten besser und sah ihnen durch die Finger und hauf
weise liefen ihm die Soldaten der Liga zu; er behielt für sich die besse
Quartiere; er legte Werbeplätze durch ganz Deutschland an, um taugli
Leute an sich zu ziehen, um die Länder auszusaugen und den Fürsten d
Widerstand unmöglich zu machen, um schließlich, wenn die Zeit günst
war, ihre Gebiete geradezu in Besitz zu nehmen. Unaufhörlich wurden sei
Regimenter verstärkt, mehr als 100.000 Mann standen damals unter d
kaiserlichen Banner. War im Heere der Liga die Religion die Seele, so fe
im Heere Wallensteins das religiöse Gepräge, Protestanten wie Katholi
wurden Officiere, seine Soldaten sollten sich nur als Soldaten fühlen.

Maximilian. Aber mit argwöhnischem Auge überwachten die Fürsten alle Schri
des kaiserlichen Feldherrn. Maximilian, der an ihrer Spitze stand, war eif
süchtig auf seine fürstlichen Rechte. Zwischen ihm und Ferdinand trat ei
ernste Spannung ein. Er hielt einen Ligatag um den anderen ab, um
gemeinsamem Vorgehen anzutreiben. Die mecklenburgischen Fürsten wurden
Schutz genommen, sogar von geistlichen Kurfürsten. Als der Kaiser mahn
die Liga möge ihre Völker aus Schwaben und Franken zur Erleichteru
der bedrängten Einwohner wegführen, brachte Maximilian auf einer Tag
satzung zu Heidelberg 1629 den Beschluss durch, nicht nur keinen Soldate
zu verabschieden, sondern 27.000 Mann zu Fuß und 40 Fahnen Reiterei

ſammen zu behalten und keine vom Landesherrn eroberte Feſtung oder ndſchaft aus den Händen zu laſſen, es möge es fordern, wer da wolle, d im Nothfalle gegen kaiſerliche Truppen, welche die der Liga verdrängen llten, Gewalt zu gebrauchen!

Das hieß offen dem Kaiſer drohen, deſſen aufſteigende Macht man zu chten begann. Weit gefährlicher war ein anderer Plan, der die Macht des iſers auf den erſten Anblick zu erhöhen ſchien, in der That aber ihre Zer- mmerung zur Folge hatte. Er gieng von Richelieu aus, der ſoeben die Richelieus
acht der hohen Ariſtokratie und des Proteſtantismus in Frankreich gebrochen tte, ſie aber in Deutſchland zu heben trachtete, um das Reich ſchwach und ankreich ſtark zu machen. Khevenhiller erzählt,[1]) wie der Cardinal, ſorgt vor der Macht des Hauſes Habsburg, den teufliſchen Rath gab, die ttesfurcht und Frömmigkeit des Kaiſers zu ſeinem und der Seinigen urz zu benützen; man müſſe die eifrigſten Geiſtlichen antreiben, daſs ſie m Kaiſer die Wiederherſtellung ſämmtlicher Kirchengüter begehren, welche Kirchen- güter.
n Katholiſchen ſeit dem Paſſauer Vertrage entriſſen worden ſeien. Man üſſe ferner durch Schilderung der fürchterlichen Bedrückungen des Kriegs- lkes das Mitleid und das Gewiſſen des Kaiſers rühren und ihm die Ab- nkung Wallenſteins und ſeines Kriegsvolkes nahe legen. Der Kaiſer werde rch die erſte Maßregel mit allen proteſtantiſchen Fürſten verfeindet, durch e zweite verliere er ſeine Macht. Dann möge der König von Frankreich Deutſchland einziehen, Geld und Gewalt brauchen und mit Verheißung r Religionsfreiheit nicht ſparſam ſein, Maximilian das Land ob der Enns eihen, Ferdinand als einem abgematteten Herrn den Kaiſertitel, ſich ſelbſt er zum römiſchen König wählen laſſen und mit den Niederländern vereint e Macht Spaniens einſchränken. Dann ſei Öſterreich vernichtet und habe ſt erreicht, was keine Macht der Waffen zu erzielen vermochte.

In der That hatten die Proteſtanten ſeit dem Paſſauer Vertrage Die Kirchen- güter.
berrechtlich eine Menge von Bisthümern, Klöſtern und Kirchengütern in ihre ewalt gebracht. So oft auch bisher bei den Reichstagen die Unrechtmäßigkeit eſes Verfahrens zur Sprache kam, immer hieß es, die katholiſche Mehrheit dürfe erin die proteſtantiſche Minderheit nicht binden, und wurde der Raub mit den orten entſchuldigt, man müſſe Gott mehr gehorchen als den Menſchen. Durfte r Kaiſer jetzt, wo er die Macht in den Händen hatte, die ihm glaubens- rwandten Stände länger im Nachtheile laſſen? — und war die Erhaltung der ätlichen Stände nicht ebenſo wie Abwehr des Unrechtes ſeine Pflicht, zumal auf namentlich die Macht des Kaiſerthums ſich noch ſtützte? In dieſem Sinne klärten auf einem Kurfürſtentage zu Mühlhauſen[2]) die vier katholiſchen Tag zu Mühl- hauſen.
urfürſten — Maximilian miteingerechnet: ſchon nach gemeinem Rechte dürfe emanden das Seinige genommen werden; wie könne den Proteſtanten dieſes

[1]) Annales Ferdinandei, XI, p. 427. — Gfrörer, l. c. Cap. 13.
[2]) Im October 1627. — Khevenhiller, l. c. XI, p. 450. — K. A. Menzel, euere Geſchichte der Deutſchen ſeit der Reformation, IX, S. 6—7.

als Recht gegen die katholische Geistlichkeit zugestanden werden! Als Schutzherr der katholischen Kirche und als oberster Richter im Reiche sei der Kaiser vollkommen befugt, die Wiedererstattung dieser entrissenen Güter zu befehlen. Die Umstände, welche dieses vormals verhindert, seien behoben, von dem Erbfeind für jetzt nichts zu befürchten, des Kaisers Autorität und der Sache Befugnis aber also beschaffen, dass sich wohl niemand unterstehen oder gelüsten lassen werde, sich den gerechten Verordnungen zu widersetzen oder sich darüber zu beschweren.

Demgemäß unterzeichnete der Kaiser wider den Rath einiger Getreuen, die unübersehbare Wirren und einen Religionskrieg befürchteten, 6. März 16[29] das folgenschwere Restitutions-Edict,[1]) wonach 1. „die Katholischen die mittelbaren Klöster und geistlichen Güter, welche zur Zeit des Passauer Vertrages oder später noch in ihrem Besitze gewesen, da solche nur gegen den klaren Buchstaben des Religionsfriedens ihnen entrissen worden, mit Fug und Recht zurückzufordern hätten; 2. dass die Augsburgischen Confessionsverwandten, welche geistliche Stifter, Bisthümer und unmittelbare Reichsprälaturen inne hätten oder denselben nachtrachteten, nicht für Bischöfe oder Prälaten zu halten seien, denselben keine Session und Stimme auf den Reichstagen gebüre, auch die Regalien und Lehen ihnen nicht verliehen werden könnten, vielmehr die Beschwerde der Katholischen gegründet sei, dass dergleichen von der katholischen Religion abgewichene Bischöfe und Prälaten bei ihren Bisthümern und Prälaturen beharren und dasjenige behalten wollten, was sie um der katholischen Religion willen gehabt hätten; 3. dass auch den katholischen Ständen nicht verweigert werden könne, in ihren Gebieten ihre Unterthanen zu ihrer Religion anzuhalten, diejenigen aber, die hierin sich nicht fügen wollten, gegen das gebürliche Abzugsgeld auszuschaffen oder wenn sie von dieser Befugnis keinen Gebrauch machen wollten, ihnen das Auslaufen an fremde Orte um der Religionsübung willen zu verbieten, indem die Augsburgischen Confessionsverwandten das Recht, ihre Unterthanen zu reformieren und die Widerspenstigen auszuschaffen, gleichmäßig im Werke öffentlich erzeigt hätten." Zu gleicher Zeit wurde das Kammergericht angewiesen, auf diese Erklärung hin künftig Recht zu sprechen, wurde allen Reichsgenossen befohlen, den kaiserlichen Bevollmächtigten in Vollziehung des Edictes hilfreiche Hand zu leisten, und schließlich erklärt, dass der Religionsfriede sich nur auf die Katholiken und die Anhänger des Augsburgischen Bekenntnisses beziehe. Im Falle der Widersetzlichkeit waren die Bevollmächtigten angewiesen, das nächste Heer des Kaisers oder der Liga zuhilfe zu rufen.

Restitutions-Edict.

Von streng rechtlicher Seite war gegen das Restitutions-Edict nichts einzuwenden.[2]) Gewaltsam waren den Katholiken diese Güter entrissen,

[1]) K. A. Menzel, l. c. IV, S. 9—14.

[2]) Bei Khevenhiller, l. c. XI, p. 447. — Khevenhiller selbst hält das Edict für politisch unangemessen. Nur französische Arglist habe dem Kaiser aus einem Recht eine Pflicht gemacht.

iderrechtlich war der Raub immer von dem Reichsgerichte bezeichnet worden, it Gewalt wurde jetzt der Raub den unrechten Besitzern entzogen. Aber erwartet und hart erschien das neue Gesetz, die Fürsten waren seit sechzig hren gewöhnt an den Besitz, sie hatten ganz vergessen, dass er ein unrechtäßiger sei, und nun sollten sie ihn plötzlich aufgeben. Niemand wagte die chtmäßigkeit des Edictes anzugreifen, aber der Kurfürst von Sachsen warnte n Kaiser vor dem Hasse, welcher dadurch gegen ihn erregt wurde; die Zeit trage solche Strenge nicht, und der Kaiser werde einst inne werden, wie el es die mit ihm und dem Hause Österreich gemeint, die zu solchen Exmitäten Rath, That, Anlass und Vorschub gegeben.[1])

Wenn der Kaiser geistliche Gebiete der Kirche wieder zurückstellte, handelte zugleich im Vortheile des Reiches, denn die geistlichen Fürsten waren dem iser in der Regel anhänglicher als die weltlichen; wenn er entrissene Bisümer an seine Familie brachte, so that er nichts mehr, als wozu er berechtigt r. Bremen, Magdeburg, Halberstadt und die Abtei Hersfeld chte Ferdinand an seinen zweiten Sohn Leopold Wilhelm, welcher von Erzherzog Leopold
nem Oheim, dem Erzherzog Leopold, schon die Bisthümer Passau und Straßrg erhalten hatte. Jener Leopold, der in der Geschichte Kaiser Rudolfs eine lle spielte, war 1623 aus dem geistlichen Stande ausgetreten und durch Ver- Seitenlinie
g mit Ferdinand Herr von Tirol, Burgau, von Breisgau und Elsaß Tirol.
worden, aber unter der Bedingung, dass, wenn er von seiner künftigen Gehlin keine männlichen Nachkommen erhalte, das Erbe an Ferdinand oder dessen hne zurückfalle.

Das Edict wurde in allem Ernste durchgeführt. Augsburg wurde gehigt, den Stand der Dinge herzustellen, wie er im Jahre 1548 gewesen war, o es das Interim angenommen hatte, und dem Bischof die geistliche Gerichtsbarit wieder einzuräumen. Die Bürger zu Kaufbeuern mussten wieder zur eichte und zur Messe gehen. In Wirtemberg mussten alle Güter zurückstellt werden, welche zur Zeit des Passauer Vertrages in katholischen Händen wesen waren.[2]) Dem Kurfürsten von Sachsen überließ der Kaiser zwar die isthümer Meissen, Merseburg und Naumburg gemäß des Vertrages on Mühlhausen 1620, das Bisthum Magdeburg jedoch verweigerte er dessen ohne, der nach der Absetzung des Administrators Christian von

[1]) Der Zeitgenosse Pappus, selber ein Geistlicher, bemerkt über das Restitutionsdict: „Magnis ea motibus excepta promulgatio Catholicis, ut ad diu sperata ot victoriarum praemia immodica laetitia gestientibus; Protestantibus contra, uorum vix ullus ab eorum bonorum contactu immunis, in universum non aliter uam se pro victis aestimantibus, si promiscue ab iis, qui armis usi fuissent uique abstinuissent, jure victoriae etiam in quietos, multos et amicos, vulgato, a reddenda essent, quae a majoribus accepta sine ulla legum sollicitudine ac onscientia pro suis ita possedissent, facilius ut ea a se auferri quam repeti aterentur. Ergo commotis eodem tempore simul omnium patrimoniis, quum rei miliaris trepidatio religionis periculo insuper augeretur, abolitumque Augustae onfessionis exercitium in reliquos omnes, qui idem nomen profitebantur, anxii ominis exemplum faceret, apparebat novorum ingentem discriminum molem ad es jam antea turbatas accessuram.“ Conf. Epitome rerum Germ., p. 44, ed. Arndts.

[2]) K. A. Menzel, l. c. IV, Cap. 2.

Brandenburg vom Domcapitel gewählt worden war, und jetzt war der Kur-
Magdeburg. fürst geneigt, die Sache des Kaisers zu verlassen. Magdeburg widersetzte sich dem Restitutions-Edict, und Wallenstein erhielt Befehl, die Stadt zum Gehorsam zu zwingen. Sie hatte ihm schon 1627 eine Brandschatzung von 130.000 Thalern bezahlt, jetzt forderte der Herzog die Aufnahme eines Regimentes. Als sie dies verweigerte, machte er Anstalten zur Belagerung, doch die Bürger widerstanden, von Kursachsen insgeheim ermuntert. Ende Juli stieg die Belagerungsarmee auf 10.000 Mann und erschien Wallenstein selber vor der Stadt. Es kam zu verschiedenen Gefechten, aber die Festung war stark und die Bürgerschaft entschlossen. Der Herzog hatte jedoch andere Ziele, vertrug sich am 9. October mit Magdeburg und verlegte seine Truppen in das halberstädtische Gebiet.

Es bereiteten sich damals anderweitig wichtige Ereignisse vor, welche des Kaisers Kräfte in Anspruch nahmen, zunächst in Italien.

Mantuanische Händel. Am 26. December 1627 starb Vincenz II., Herzog von Mantua und Montferrat aus dem Hause Gonzaga, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Karl von Nevers, der nächste Verwandte von der Schwertseite, von einer Nebenlinie abstammend, welche in Frankreich die Herzogthümer Nevers und Rethel erworben hatte, verweilte damals im Auftrage des französischen Hofes in Rom und eilte auf die Kunde von der Erkrankung des Herzogs nach Mantua, um sogleich nach dessen Ableben von seinem Lande Besitz zu nehmen. Noch in der Nacht, da der Herzog starb, vermählte sich Karl von Nevers mit Maria, einer Nichte des Herzogs, um seine Herrschaft zu sichern. Denn es traten noch andere mit Ansprüchen auf: Cesare von Gonzaga, Herzog von Guastalla, welcher das ganze Erbe, und der Herzog von Savoyen, welcher Montferrat verlangte. Nach dem Erbrechte waren die Ansprüche Karls von Nevers die begründetsten, allein Spanien sah es nicht gerne, dass ein Schützling Frankreichs und damit französischer Einfluss in Italien Boden gewinne, und fürchtete davon Gefahr für seine Besitzungen. Die Fürsten Italiens, auch Papst Urban VIII., waren für Karl von Nevers, um ein Gegengewicht gegen Spanien an Frankreich zu haben.[1] Der Kaiser berief als oberster Lehensherr die Prätendenten vor seinen Gerichtshof.[2] Karl trotzte dieser Mahnung und bat in Paris um Hilfe, der Herzog von Savoyen aber verband sich mit Spanien.

So stand denn ein Krieg Frankreichs gegen Spanien, Savoyen und den Kaiser bevor. Der Herzog von Savoyen hatte sich schnell seines Antheiles an Montferrat bemächtigt, der Spanier Gonsalez von Cordova hatte aber Casale, wohin französische Freiwillige gedrungen waren, noch nicht
Richelieu. zu Fall zu bringen vermocht. Kaum hatte Richelieu durch die Eroberung von La Rochelle die Hände frei bekommen, so beschloss er einen Feldzug nach Italien. Maria von Medici war dagegen, dass Spanien, dass Savoyen, wo Töchter von ihr waren, gereizt oder gedemüthigt würden. Richelieu hinwieder bot seine Entlassung an, wenn der König seine Pläne nicht genehmige:

---

[1]) Muratori, Annali d'Italia ad 1627—1628.

[2]) Mantua und Montferrat waren Lehen des deutschen Reiches. Es war also Karl von Nevers verpflichtet, den Kaiser um die Belehnung zu bitten; er that es aber nicht, weil er des französischen Rückhaltes sicher war.

m Inneren Durchführung von Reformen, Niederhalten der Häresie, der Parlamente, welche sich den Ansichten der Regierung widersetzen, nach außen Bekämpfung Spaniens und des Kaisers; Frankreich müsse sich die Thore zu en Nachbarstaaten offen erhalten, es müsse namentlich die Markgrafschaft Saluzzo besitzen, den Schlüssel zu Italien.

Die Königin-Mutter erlag, der Feldzug nach Italien ward beschlossen. Ludwig XIII. nach Italien.
m 15. Jänner 1629 ernannte Ludwig XIII. seine Mutter zur Regentin
ährend seiner Abwesenheit und erließ zugleich ein Edict, bekannt unter dem Code Michau.
amen Code Michau,[1]) welches als Antwort auf die Forderungen der Stände
on 1614—1615 eine Reihe von Reformen im Rechtswesen und in der Verwaltung anordnete. Am 14. Februar traf Ludwig XIII. in Grenoble ein, m 1. März überschritt er den Mont-Genèvre unter Schneegestöber, am . März erstürmte er den Pass von Susa, nur die Aufopferung eines spanischen fficiers rettete den Herzog vor der Gefangenschaft. Karl Emanuel beugte ch vor dem Sturme, er versprach am 11. März den Franzosen, den Durchgang ach Montferrat offen zu halten, und verzichtete gegen die Übergabe von Trino uf Montferrat und auf die Verbindung mit den Spaniern. Diese gaben zugleich ie Belagerung von Casale auf. Von da brach Ludwig XIII. nach Languedoc uf und machte dem Aufstande der Hugenotten ein Ende.[2])

Als Sieger nach Paris zurückkehrend, stieß Richelieu wieder auf Feind- Richelieu.
igkeiten der Königin und Gastons. Maria klagte über seinen Undank und igte ihre Erbitterung gegen ihn vor dem ganzen Hofe. Richelieu bot wieder seine ntlassung an, die aber der König, „nachdem er bitterlich einen ganzen Tag Gaston.
eweint hatte", wieder nicht annahm. Gaston war nach Nancy entflohen. Um en Thronfolger, denn dafür galt bei der Kinderlosigkeit Ludwigs XIII. damals och Gaston, nicht zur Handhabe für fremde Politik herabsinken zu lassen, illigte der Minister in große Schenkungen an den Flüchtling, damit er wieder ürückkehre.

Kaum war diese Gefahr abgewendet, so schickte Richelieu einen Gesandten, Charnacé
harnacé, nach München, um den Kurfürsten von einer Theilnahme am
talienischen Kriege abzuhalten und ihn gegen den Kaiser aufzureizen.[3]) Von München reiste Charnacé nach Dänemark, um den Abschluss des Friedens mit em Kaiser zu verhindern, kam aber hier zu spät. Von da gieng er nach Preußen, wo der Krieg zwischen Schweden und Polen seit drei Jahren tobte. Wallenstein hatte 1629 Sigismund gegen den siegenden Gustav Adolf eine eträchtliche Verstärkung geschickt und das Gleichgewicht der Kräfte wieder her- gestellt. Polen aber war durch den Krieg erschöpft und der Adel des Krieges in Polen.
üde. In diesem Augenblicke kam Charnacé und es gelang ihm, am 6. September 1629 einen Waffenstillstand auf sechs Jahre zu vermitteln. Der Schwede ver- ichtete auf einen Theil seiner Eroberungen, behielt aber seine festen Plätze an er Mündung der Weichsel. Der Sieger kehrte nach Stockholm zurück, Charnacé in Stock- holm.
olgte ihm dahin und unterhandelte den ganzen Winter hindurch. „Dieser Schwedenkönig," heißt es in den Denkwürdigkeiten Richelieus,[4]) „obschon noch

[1]) Über den „Code Michau" vergl. Henri Martin, l. c. XI, p. 294—295.
[2]) Bassompierre, l. c. p. 292—294.
[3]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 65—66.
[4]) Ibid. VIII, p. 67.

jung, hatte doch schon einen großen Namen und Siege über Russen, Polen und Dänen und als Siegesbeute ganze Provinzen davongetragen. Mit dem Kaiser war er schon verfeindet. Darum, und weil der König von Dänemark geschwächt war und, durch sein Unglück gebrochen, nach Ruhe sich sehnte, richtete der König von Frankreich sein Augenmerk auf diesen jungen Fürsten, um mit seiner Hilfe die Macht des Kaisers zu brechen, ihn vom Kriege gegen Italien und Frankreich abzuhalten und zu verhindern, dass er die deutsche Freiheit unterdrücke." — Das heißt, Richelieu hatte Sorge vor einer Erstarkung Deutschlands durch die Macht des Kaisers. „Der Kaiser," fährt der Cardinal fort, „war ursprünglich ein gerechter Fürst, aber spanische Einflüsterungen rissen ihn über die Schranken. Er wollte sich damals zum Herrn von Deutschland machen und eine absolute Monarchie einführen und die alten Gesetze der deutschen Republik, auf denen das Kaiserthum beruht, vernichten. Alle bedrängten Fürsten schauten auf ihn, Schweden, wie die Seefahrer auf den Polarstern. Man musste ihm die Hände frei machen, um ihn gegen den Kaiser zu verwenden.[1]) — Die Unterhandlungen zerschlugen sich jedoch damals, weil Gustav Adolf den Anträgen Charnacés nicht traute und nicht als französischer Mietling den Krieg gegen Deutschland beginnen wollte.[2])

Richelieu verleumdet Ferdinand II.

Graubündten.

Indes waren im Mai kaiserliche Truppen in Graubündten eingerückt, hatte der Kaiser am 5. Juni 1629 die Franzosen aufgefordert, aus den Lehen des Reiches in Italien abzuziehen. Spinola war im September vor Casale und Kaiserliche in das Gebiet von Mantua gezogen. Richelieu beschloss jetzt selbst nach Italien zu gehen und erhielt von seinem Könige am 29. December 1629 unbedingte Vollmacht zu Krieg und Frieden. Ein guter Friede oder ein ernster Krieg! — war seine Losung.

Richelieu in Italien.

Ende Februar gieng der Cardinal über die Alpen nach Susa. Am 13. März schien er gegen Casale vorzurücken, machte aber plötzlich Kehrt, um den Herzog von Savoyen zu überraschen, der das Angebot des Mailändischen für ein inniges Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich zurückgewiesen und eine Stellung eingenommen hatte, geeignet, den Franzosen den Heimweg zu versperren. Unter einem heftigen Schneegestöber durchritt der Cardinal im Küraß, die Pistolen im Halfter, mit seinen Reitern die kleine Doira, traf aber den Herzog nicht mehr in Rivoli, denn er hatte sich nach Turin geflüchtet, wo er mit 15.000 Mann die Franzosen erwartete. Diese aber warfen sich plötzlich auf Pignerol, das sich am 21. März ergab; ihm folgten La Luzerne, Bagnols und andere feste Punkte. Die Waldenser im Hochgebirge wurden für den König gewonnen, und Frankreich besaß jetzt die Pässe von Piemont, die Schlüssel zu Italien!

Ludwig XIII.

Der König selber zog gegen Savoyen, am 18. Mai 1630 rückte er in Chambery ein; mit Ausnahme von Montmelian war in kurzer Zeit ganz Savoyen besetzt. Am 10. Juli besiegte Montmorency bei Veglana den Herzog von Savoyen trotz seiner spanischen und deutschen Hilfstruppen.[3]) Dieser Sieg verschaffte Frankreich wieder die Markgrafschaft Saluzzo.

[1]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 69.
[2]) Geijer, l. c. III, S. 162.
[3]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 599—608.

Dagegen erstürmten die Kaiserlichen unter Collalto in der Nacht vom 17. auf den 18. Juli Mantua, Karl von Nevers musste sich in das römische Gebiet zurückziehen. Die Verheerung Mantuas machte dem Kaiser die Fürsten Italiens, insbesondere den Papst Urban III., abgeneigt. Mantua.

Die Pest war einer kräftigen Fortsetzung des Krieges auf beiden Seiten hinderlich. Es wurde am 5. September ein Waffenstillstand abgeschlossen, der bis zum 15. October währen sollte: die Stadt Casale blieb in den Händen der Spanier, die Citadelle in der Gewalt der Franzosen. Der Herzog von Savoyen — jetzt Victor Amadäus, denn Karl Emanuel war am 16. Juli dem Fieber und dem Jammer über sein Unglück erlegen — versprach auf die Seite Frankreichs überzutreten, wenn der Kaiser bis zum 13. October keinen billigen Frieden gewährt hätte. Richelieu gedachte, den Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg dazu zu zwingen und seiner Macht den schwersten Schlag zu versetzen. Stillstand.

Die Verdächtigungen, die Charnacé in Deutschland gegen des Kaisers Herrschsucht ausstreute, hatten nur zu gut gewirkt. Die Liga hatte ihr Ziel erreicht und verband sich jetzt mit den protestantischen Fürsten gegen den Kaiser. Dringend hatte sie vom Kaiser einen Kurfürstentag verlangt zur Gründung eines sicheren Friedens, da bei längerer Dauer des Krieges der Ruin des Vaterlandes unvermeidlich sei, und zugleich beschlossen, ihre gesammte Streitmacht beisammen zu halten, bis der Kaiser dem Reiche einen dauernden Frieden gegeben habe, d. h. bis Wallenstein abgesetzt sei, den man als Dictator des Reiches anschwärzte. Des Kaisers Bruder Leopold versprach man insgeheim die Wahl zum römischen König und zum Nachfolger Ferdinands II., wenn er mitwirke zum Sturze des verhassten Feldherrn. Bei Wirtemberg, bei der Schweiz, bei England, Holland, Schweden, Bethlen Gabor und bei Kursachsen trieb zugleich Richelieu zu einem Kriege wider den Kaiser. In Hinsicht auf diese Gefahren willigte Ferdinand II. in den verlangten Fürstentag, der auf den 5. Juni 1630 ausgeschrieben wurde, und versprach dabei selber sich einzufinden. Der Kaiser rechnete auf die katholische Mehrheit im Kurfürstenrath und hoffte, die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen Könige durchzusetzen, der schon zum König von Böhmen und Ungarn erhoben war. Liga. Reichstag zu Regensburg.

Am 19. Juni traf der Kaiser mit seiner Gemahlin und seinen Kindern in Regensburg ein;[1]) aber es waren die Kurfürsten noch nicht da, obschon sie so dringend den Reichstag gefordert hatten. Brandenburg entschuldigte sein Ausbleiben mit den Verwüstungen des Landes durch die kaiserlichen Truppen: kaum habe der Kurfürst die Mittel, daheim zu leben, geschweige, dass er die Kosten zu einer solchen Reise und zum Aufenthalte am Reichstage aufbringe. Sachsen ließ klagen, dass der Kaiser die Reichsgesetze und die Vorrechte der Kurfürsten vergesse: die deutsche Freiheit sei verloren, das Volk, dem nichts als das nackte Leben übrig bleibe, werde in Verzweiflung gebracht. Erst nachdem der Kaiser mit seiner Abreise gedroht hatte, und dass die Folgen der Versäumnis dann nicht ihm zur Last fallen können, erschienen die katholischen Kurfürsten, einig gegen den Kaiser und geleitet vom Père Joseph, den Richelieu dem französischen Gesandten Brulart als Rathgeber zugesellt hatte. Pater Joseph hat in Regensburg sein politisches Meisterstück vollbracht, und Ferdinand soll nach einigen Geschichtschreibern später über ihn bemerkt haben, ein armer Kapuziner habe ihn durch Die Kurfürsten. Père Joseph.

[1]) Sein Gefolge bestand aus 4000 Personen mit 300 Wagen und 3000 Pferden.

seinen Rosenkranz entwaffnet und in seine Kapuze, so eng sie auch sei, dennoch sechs Kurhüte eingeschoben. Der Kapuziner vereinigte die Kurfürsten zum Angriff auf den Kaiser, versprach ihnen die Hilfe Frankreichs, wenn der Kaiser ihnen nicht zu Willen sei, der König stehe in der Champagne und werde augenblicklich mit seinem Heere aufbrechen;[1]) sie sollten auf Frieden in Italien, auf Wallensteins Entlassung dringen und sich ja nicht zwingen lassen, des Kaisers Sohn zum römischen König zu wählen. In geheimem Vertrage sicherte Frankreich dem Bayern die Pfalz zu.

Des Rückhalts an Frankreich sicher, liefen nun die deutschen Fürsten einmüthig, Katholiken wie Protestanten, gegen den Kaiser und den Feldherrn Sturm, der dem Kaiser wieder Ansehen und Macht verschafft hatte. Nachdem Rede des Kaisers. am 3. Juli der Kaiser den Rath der Fürsten verlangt hatte, wie der ersehnte Frieden in Deutschland herzustellen sei, da der Pfälzer noch immer feindliche Pläne gegen das Reich schmiede, da die Holländer Unruhen nähren, da der Schwede Anstalten zu einem Kriege gegen das Reich treffe, da in Mantua die Rechte des Reiches angegriffen seien, und wie ein etwa nothwendiger Krieg mit minderer Beschwerung des Reiches zu führen sei,[2]) so gaben die Fürsten am 16. Juli eine stolze, herausfordernde Antwort, welche die bisherige Politik des Kaisers mit Vorwürfen überschüttete: die Hauptsäulen des Reiches, die Kurfürsten, von welchen die hohe kaiserliche Würde herrühre, seien allen Respectes beraubt; sie müssten sich den Kriegsbefehlshabern, mit ihnen Standes halber nicht zu vergleichen seien, unterwerfen, ihre Länder auf unerhörte Weise bedrängen lassen. Das Kriegsvolk wolle von keinen Gesetzen mehr etwas wissen und scheine zu des Reiches Verwüstung bestellt. Es sei nicht herkömmlich, dass im Reiche unumschränkt geschaltet und gewaltet werde. Fremden Herrschern müsse man keinen Anlass geben, das Reich anzugreifen; die Herzoge von Mecklenburg seien im ordentlichen Processe zur Vertheidigung zuzulassen, der Pfalzgraf sei mit Rücksicht der Unterpfalz zu begnadigen. An den Eingriffen der Holländer seien die Spanier schuld, an dem Einfall des Schweden, dass die Kurfürsten früher nicht befragt worden seien. Der Krieg in Italien gereiche dem Reiche zum Verderben, der Kaiser solle sich mit Frankreich berathen. Dringend wurde die Verabschiedung des kaiserlichen Kriegsvolkes und die Abdankung Wallensteins gefordert. Von den Erpressungen des Feldherrn wurde eine Schilderung entworfen, die weit über die Grenzen der Wahrheit hinausgieng; in Brandenburg sollte er allein 40 Millionen

Klagen der Fürsten

gegen Wallenstein,

---

[1]) Die Instruction des Gesandten — bei Richelieu, Mémoires — in Michaud. l. c. VIII, p. 262.

[2]) Schreiber, Maximilian I., S. 465.

[3]) Maximilian I. hob bei der Besprechung mit den Kurfürsten hervor, im eigenen Land könne der Kaiser zum Feldherrn wählen, wen er wolle, das Reichsheer aber sei nicht von einem Czechen, sondern von einem Deutschen zu commandieren. Vor Wallenstein hatte man solche Angst, dass die Abgesandten des Kursachsen nicht einmal seinen Namen zu nennen wagten. Schreiber, l. c. S. 466.

Gulden erpresst haben, während nachgewiesen ist, dass die Summe nur 10 Millionen Gulden betrug. Daneben wurde auf vertraulichem Wege dem Kaiser bedeutet, dass nur gegen die Entlassung Wallensteins die Kurfürsten in die Wahl Ferdinands III. zum römischen Könige willigen würden[1]), und dass der Friedländer in seinem Hochmuthe sogar abschätzig von den Fähigkeiten und dem Thun seines Herrn geredet habe.

seine Freunde.

Es gab aber auch eifrige Fürsprecher Wallensteins in der Nähe des Kaisers: es sei gegen alle Billigkeit und Staatsklugheit, einen so versuchten tapferen, verdienten Feldherrn mitten im Laufe seiner Siege abzudanken; er allein habe Armeen aufgebracht, Siege errungen und dem Ansehen des Kaisers wieder Geltung verschafft; er habe nur nach dem Wissen des Hofes die Armee in Deutschland, in Polen, in Italien durch Contributionen unterhalten. Der Schlag, den die Fürsten gegen Wallenstein führten, gelte eigentlich dem Kaiser, der einen so einsichtigen Feldherrn jetzt umsoweniger entlassen dürfe, als die Könige von Frankreich und Schweden gegen das Reich in Waffen stehen. Ferdinands Wahl war schwer: wenn er Wallenstein im Amte beließ, hatte er den Kampf gegen alle Fürsten des Reiches, gegen Frankreich und Schweden zu bestehen; wenn er Wallenstein und das Heer entließ, schnitt er sich selber den Arm ab.

Wallenstein wusste einen Ausweg, gemäß seiner verwegenen Art: er rieth dem Kaiser, Gewalt zu gebrauchen, er wollte von Memmingen, wo er damals sein Hauptquartier hatte, auf Regensburg losstürzen und über die dort versammelten Fürsten, die theils bewusst, theils unbewusst im Dienste Frankreichs gegen den Kaiser ständen, herfallen.[2]) Sein Heer war gesammelt, kampfbereit, der Streich wäre wahrscheinlich gelungen, aber auch der Anfang großer Kämpfe gewesen.

Wallensteins Fall.

Statt des Marschbefehls erhielt jedoch Wallenstein seine Entlassung.[3]) Ferdinand II. war eine streng rechtliche Natur, zudem hätte er sich dadurch mit dem ganzen Fürstenthum verfeindet, durch ein Verbrechen sich an seinen Feldherrn gebunden und von ihm abhängig gemacht. Auf neues Andringen, namentlich der Kurfürsten, versprach der König am 13. August, das Kriegsdirectorium bei seiner Armada zu ändern, jedoch zeigt der Beisatz, er thue es ungern und sei an allem hieraus entstehenden Übel vor Gott und der

---

[1]) Nani, Historia della Republica Veneta, lib. VIII, p. 588.

[2]) So berichtet Nani, l. c. p. 470, der aus venetianischen Gesandtschaftsberichten schöpft und dessen Ansicht auch Gfrörer zu der seinigen macht, Gustav Adolph, S. 570.

[3]) Nicht sogleich. Zuerst verhieß der Kaiser bloß, das Heer zu vermindern und strenge Kriegszucht zu handhaben, schlug aber die Absetzung Wallensteins ab; als des Reiches oberster Kriegsherr könne er nach Belieben einen Führer über die Reichsarmee ernennen; wer gegen Friedland eine Beschwerde habe, möge sie vorbringen. Dagegen bestanden die Kurfürsten darauf, dass der Kaiser bei Ernennung von Reichsfeldherren sie zu befragen habe. Maximilian führte die klagenden Fürsten dem Kaiser vor, der seufzend zuhörte und versprach, es solle besser werden.

Welt unschuldig, wie schwer es ihm fiel, seinen Feldherrn zu opfern. Die Entlassung sollte mit Glimpf und Ehre, ohne ein Zeichen von Ungnade, vor sich gehen. Ferdinand II. sandte zwei Freunde Wallensteins nach Memmingen, um ihm auseinander zu setzen, wie unvermeidlich die Auflösung des Heeres sei, und wie der Kaiser die Assistenz der Kurfürsten nicht entbehren könne. Wallenstein, durch seinen Vetter Max von allem unterrichtet, empfieng die Gesandten freundlich, bewirtete sie glänzend, beschenkte sie fürstlich, und als sie nach langem Zögern mit ihrem Auftrag herausrückten, zeigte er ihnen eine Schrift, die das Horoskop des Kaisers und des Bayerfürsten enthielt, und sagte ganz ruhig: „Ihr Herren, aus den Sternen könnt Ihr selbst sehen, dass ich Euren Auftrag schon gewusst habe und dass der Spiritus des Kurfürsten von Bayern den des Kaisers dominiert. Aus dieser Ursache gebe ich dem Kaiser keine Schuld; weh jedoch thut es mir, dass sich Seine Majestät meiner so wenig angenommen hat, ich will aber Gehorsam leisten.“ [1]) Dem Kaiser dankte Wallenstein für das bisherige Vertrauen, für die Erhebung zu reichsfürstlicher Würde, bat ihn aber zugleich, ihm wie jedem andern Reichsfürsten zu erlauben, sein Herzogthum Mecklenburg mit dem dort stehenden Kriegsvolk zu vertheidigen. Die Kurfürsten verwarfen dieses Ansinnen, der Kaiser könne ihm die Güter in den Erbländern lassen, aber die Kurfürsten hätten sich der Glieder des Reiches anzunehmen und wenn der Mecklenburger nicht nach den Reichsgesetzen als Majestätsverbrecher schuldig befunden würde, so könne das Herzogthum „dem Friedländer“ nicht verbleiben. Der Kaiser musste sich auch dieses gefallen lassen, seine Macht war gebrochen. [2])

Wallenstein in Böhmen.

Wallenstein verließ am 30. October Memmingen und begab sich auf seine Güter nach Böhmen. Obschon tief gekränkt durch seine Absetzung, zeigte er sich doch heiter und stolz und wusste den Schmerz zu verbergen, der seine Seele durchwühlte. — Wir finden ihn bald in Gitschin, bald in Prag, wo er königliche Pracht entfaltet und einen Palast baut, in dessen Festsaal er selber als Triumphator abgebildet ist, von vier Sonnenrossen gezogen, einen Stern über seinem lorbeerbekränzten Haupte. In allem Pomp und Lärm ist er dabei wie Sulla und der Oranier verschwiegen, verschlossen und undurchdringlich, während er selber alles beobachtet und hinter die Geheimnisse zu kommen weiß; vorsichtig und bedächtig, während er sich in den kühnsten Plänen wiegt, voll Vertrauen auf seinen Stern, denn er weiß, seine Zeit wird noch kommen. Auf seinen Gütern kümmert er sich um Kleines wie Großes, er weiß, wie viel Gänse und Hühner sich auf jedem Hofe finden, er denkt auf rationelle Bewirtschaftung des Bodens und Ausbeutung der Bergwerke im Großen: er kümmert sich um Jagden und Forste wie um Kunst und Wissenschaft; er will in Gitschin ein Bisthum gründen, ein Gymnasium, eine Universität und dahin Hugo Grotius und Opitz berufen. Wie in der Armee seine Generale, so schult er auch hier seine Beamten, weiß, ein geborner Herrscher, ungefügige Naturen zu bezwingen, stolze zu willen-

[1]) Khevenhiller, Annales Ferdinandei, XI, 1084.
[2]) Hurter, Ferdinand II., Bd. X, S. 276—301.

sen Werkzeugen zu machen, alle mit dem Glauben an ihn zu erfüllen, dass ihm chts unmöglich sei, dass er selbst den Teufel herausfordern würde.[1])

Demüthigung Ferdinands II.

Aber nicht bloß über Wallenstein, sondern auch über den Kaiser kamen ne Demüthigungen. Als der Graf Eggenberg bei den Kurfürsten die Wahl erdinands III. zum römischen König in Anregung brachte, da der Kaiser i herannahendem Alter und in den Stürmen der Zeit das Reich durch nen Nachfolger gesichert sehen möchte, da hieß es, man danke dem Kaiser r seine theilnehmende Sorge, aber eine Kaiserwahl dürfe nur zu Frankrt und auf einem besonders dazu ausgeschriebenen Wahltage vorgenommen erden. Also dafür, dass der Kaiser Wallenstein geopfert, wurde Ferdinand icht gewählt. Auch des Kaisers Wunsch, dass sein Sohn den Oberbefehl über as vereinte Heer erhalte, gieng nicht in Erfüllung, der Bayer war dagegen; inwiederum durchkreuzten des Kaisers Räthe den Wunsch Maximilians nach em Oberbefehl über das kaiserliche Heer und das der Liga. Tilly bekam ie schwere Aufgabe, als Feldmarschall zweier Heere zwei Herren zu dienen, on denen jeder gegen den anderen war. Das kaiserliche Heer sollte fortan 0.000, das ligistische 40.000 Mann stark sein; 60.000 Mann von Wallenteins Heer wurden sogleich entlassen. Am 12. November 1630 wurde der Reichstag geschlossen; der Kaiser erklärte im Abschied, es solle künftig kein Krieg außer mit dem Beirath der Kurfürsten unternommen werden. Der Kaiser willigte ferner ein, dem Herzog von Nevers Belehnung mit Mantua u ertheilen und seine Besatzungen aus dem Valtelin und Graubündten zu ehen. Frankreich und der Kaiser versprachen sich am 13. October 1630, ren Feinden, die sich jetzt oder künftig als solche erklären würden, keinerlei eistand zu leisten — und doch schloss Richelieu damals einen Bund gegen en Kaiser mit dem Schwedenkönig.

Der Reichstag 1630 ist ein Sieg Frankreichs über Deutschland, ein ieg der Fürsten über den Kaiser. Der letzte Versuch, das Reich auf großer rundlage zu einigen, war gescheitert. Und doch war der Schwede schon geandet und bereits schickte er sich an, einen Theil der Deutschen gegen den ndern auf die Schlachtbank zu führen. Wie in den Tagen der Karolinger ollten die Nordmannen alle Schrecken des Krieges, die ganze Fülle des lends über unser armes Vaterland bringen. —

[1]) Hurter, Wallensteins vier letzte Lebensjahre. Wien 1862. S. 1—28.

Gustav Adolf und Tilly. — Magdeburg. Breitenfeld.

Grund des Krieges.

Was trieb den Schwedenkönig nach Deutschland? Gfrörer sagt mit wenig Worten die Wahrheit: „Gustav stürzte sich in den deutschen Krieg aus derselben Triebfeder, die 2000 Jahre früher den jugendlichen König von Macedonien, Alexander, zum Angriffe auf Asien hinriss: — Drang nach kriegerischem Ruhme, ein durch den Schimmer religiöser Ideen verhüllter Geist der Eroberung hat den Schweden über die Ostsee herübergeführt.“ [1] Die Freiheit Deutschlands brauchte er nicht zu retten, sie war gerettet; die Religion brauchte er nicht zu schützen, sie war geschützt; gerufen ist er nicht worden, er hat sich selber den Ruf gegeben. Er hat den Krieg begonnen gegen das Widerstreben seines Landes. Zuerst wusste er seine Umgebung zu gewinnen. Oxenstjerna hielt ihm lange vergebens die Schwäche der Hilfsmittel Schwedens und die Stärke der Feinde entgegen und nannte von seinem nüchternen Standpunkte aus, auch als Gustav Siege auf Siege errungen hatte, den deutschen Krieg mehr das Werk eines begeisterten Gedankens, einer Eingebung, als reiflicher Überlegung. Skytte warnte den König vor der Treulosigkeit der deutschen Fürsten. Gustav brachte ihre Bedenken als Gebieter zum Schweigen. Schwerer war es, den Ständen den Krieg begreiflich zu machen. Neunzehn Jahre hatte Gustav bereits regiert, achtzehn davon waren kriegerisch, wo sollte das kleine Schweden die Mittel hernehmen,

Vorwand Gustavs.

um gegen den Kaiser aufzutreten? Gustav Adolf hielt entgegen: „Wir sind mit dem Kaiser bereits in offenem Kriege verwickelt, es handelt sich jetzt bloß darum, welches die beste Art sei, diesen Krieg zu führen. Sollen wir uns in unserem Lande vertheidigen, oder nicht vielmehr in Kaisersland den Krieg führen?“ [2] — Der König wagte nicht, alle Stände zu versammeln, sondern berief bloß die ergebensten Mitglieder des Reichstages. „Der Kaiser“, hieß es hier, „hege einen unversöhnlichen Hass gegen Schweden, er wolle den Protestantismus ausrotten; das Haus Habsburg strebe nach der Weltherrschaft!“ Aber obschon Gustav diese Gründe lauter besoldeten Dienern vorlegte, äußerten auch diese Bedenken, denn 160.000 Mann Kaiserliche und Ligisten standen unter den Waffen, denen Schweden mit aller Anstrengung nur 30.000 entgegenstellen konnte. Wie geldarm war Schweden, wie reich war Deutschland! Allein Gustavs kriegerischer Genius übersprang all diese Hindernisse: er suchte Unterstützung bei Dänemark, bei Holland, bei England. Eine Zusammenkunft mit Christian IV.[3] erwies sich erfolglos, als dieser auf die Frage, wie ein Krieg gegen Deutschland am besten geführt werden möge, mit der richtigen Antwort herausrückte, was denn Gustav mit dem Kaiser

[1] Gfrörer, l. c. S. 580—581.
[2] Geijer, l. c. III, S. 154—158.
[3] Ibid. III, S. 165—166. — Gfrörer, l. c. S. 591.

n schaffen habe und warum er sich in deutsche Händel mischen wolle. Der Däne war sogar geneigt, Schweden anzugreifen, wenn Gustav in Deutschland erwickelt wäre. Aus England und Holland bezog Gustav Geld im Verlaufe es Krieges; am meisten gab Frankreich, welches den Schweden zum Kriege achelte, nachdem es früher auch den Waffenstillstand mit Polen vermittelt atte, bloß zum Zwecke, um die Schweden gegen den Kaiser gebrauchen zu önnen. Doch war damals noch kein Hilfsvertrag abgeschlossen worden, man tritt noch um die Bedingungen.

Abschied von Schweden.

Als seine Rüstungen vollendet waren, berief Gustav die Stände des Reiches, aber nicht alle, nur die, so gewonnen waren, nach Stockholm und nahm hier am 29. Mai 1630 feierlich Abschied, verlas sein Testament, übergab die Geschäfte in die Hände des Reichsrathes und ließ seiner Tochter Christina, die er in den Armen hielt, von den Ständen huldigen. „Ich fechte nicht aus Vergnügen, man hat mich wiederholt dazu gezwungen. Der Kaiser hat mich in der Person meines Gesandten auf das tiefste beleidigt, er leistet meinen Feinden Vorschub, verfolgt meine Glaubensbrüder, die deutschen Protestanten, die unter dem Joche des Papstes seufzen und Hilfe flehend die Hände nach uns ausstrecken.“ [1]) Als der König von den Gefahren sprach, denen er sich aussetze, und Abschied nahm, wie einer, der nicht mehr wiederzukehren gedenke, wurden alle zu Thränen bewegt. Gustav hatte von seinem Großvater her das Talent der Rede und das Verständnis aller Künste der Demagogie. Er sprach von den hilfeflehenden Händen, während doch zu derselben Zeit Gesandte des Herzogs von Pommern baten, ja nicht zu kommen, denn sonst werde das Land der Schauplatz des Krieges. Niemand hat Gustav gerufen: er hat das Land getäuscht, er hat das Blut seiner Söhne seinem Ehrgeize geopfert.[2])

Lügen.

Landung.

Am 24. Juni 1630 landete Gustav auf der Insel Usedom. Es war gerade an demselben Tage, an welchem vor hundert Jahren die Lutheraner in Augsburg ihr Glaubensbekenntnis übergeben hatten. Warum er gerade in Pommern landete, enthüllt uns Oxenstjerna im Reichsrath Schwedens vierzehn Jahre später: „Pommern und die Seeküste sind gleich einer Bastion

[1]) Geijer, l. c. III, S. 167—171.

[2]) Friedrich II. behandelt diese Vorwände zum Krieg als Geschwätz (Oeuvres, I, p. 35): „Ist es recht, für solche Dinge, wie Gustav Adolf sie vorbrachte, das menschliche Geschlecht dem Blutvergießen zu weihen, um den Ehrgeiz und die Laune eines einzigen Menschen zu befriedigen?“ — Der Kurfürst Friedrich Wilhelm sagt 1658 am Anfang einer Schrift, die er gegen Schweden veröffentlichte: „Ehrlicher Deutscher! Dein edles Vaterland war leider bei den letzten Kriegen, unter dem Vorwande der Religion und der Freiheit gar zu jämmerlich zugerichtet und an Mark und Bein dermaßen ausgesogen, daſs von einem so herrlichen Körper schier nichts übrig verblieben, als das bloße Skelet! Wem noch einiges deutsches Blut um sein Herz warm ist, muſs darüber weinen und seufzen. Wem sein Vaterland lieb ist, muſs die unglücklichen Zeiten beklagen. Wir haben unser Gut und Blut, wir haben unsere Ehre und Namen hingegeben und nichts damit ausgerichtet, als daſs wir uns schier zu Dienstknechten, fremde Nationen berühmt, uns des uralten hohen Namens verlustig und diejenigen, die wir vorhin kaum kannten, damit herrlich gemacht haben. Was sind Rhein, Weser, Elbe und Oderstrom nunmehr anders als fremder Nationen Gefangene?“ — Onno Klopp hat zuerst auf diese Stelle aufmerksam gemacht in den „Historisch-politischen Blättern“, Bd. 109, S. 889—890.

für die Krone Schweden. Darin besteht unsere Sicherheit gegen den Kaiser, das war die vornehmste Ursache, welche die selige Majestät in die Waffen brachte.“ [1]) — Gustav selber aber sagt: „Das letzte und höchste Ziel ist ein neues evangelisches Haupt, das vorletzte eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen, das Mittel dazu ist die allgemeine Leitung des Krieges.“

Lügen. Gustav wusste, wie man auf die Deutschen wirken müsse: er kniete sogleich nach der Landung nieder und dankte dem Himmel für die glückliche Fahrt. Das Volk sah und hörte den König beten und glaubte nach und nach, er sei bloß gekommen, um den evangelischen Glauben zu retten. Dieser war jedoch durch das Restitutions-Edict nicht angegriffen, Ferdinand II. hatte nie etwas gegen das Lutherthum der Sachsen oder anderer Norddeutscher gethan. Der Vorwand Gustavs hatte also keinen Grund. Sein wahres Ziel war die Vermehrung der Macht Schwedens auf Kosten Deutschlands.

Gustavs Religionseifer. Auf der anderen Seite war er auch weit entfernt, das katholische Bekenntnis zu unterdrücken, sein Reich Schweden ausgenommen, wo es Sache seiner Linie war, durch eifriges Lutherthum jeden Einfluss des katholischen Sigismund fern zu halten. Als nach Einnahme einer katholischen Stadt mehrere Officiere ihm riethen, die Einwohner hart zu behandeln, sagte er: „Die Stadt gehört nun mir und nicht mehr dem Feinde. Ich bin gekommen, der Freiheit die Fesseln abzunehmen, nicht ihr neue anzulegen. Lasse man sie leben, wie sie bisher gelebt haben. Ich gebe solchen keine neuen Gesetze, die so zu leben wissen, wie ihre Religion sie gelehrt. Neue Schuhe pflegen ohnehin zu drücken.“ — Katholiken wie Protestanten wurden von ihm gleich behandelt, Gustav war im Grunde seines Herzens fern von engherzigem Sectengeist. Die Menschen vor der Hölle zu bewahren, meinte er, sei nicht der Beruf der Fürsten, sondern der Geistlichen und Prediger und anderer von den Angelegenheiten der Welt abgezogener Priester. Aber damit gab er auch jeden Anspruch auf, als Vertheidiger des Lutherthums aufzutreten! Denn politisch war ja die Macht des Kaisers auf dem Reichstage zu Regensburg schon gebrochen.

Die Schweden. Aber nicht bloß durch seinen zur Schau gelegten Eifer für Religion gewann Gustav die Herzen der Norddeutschen, sondern auch dadurch, dass er Mannszucht hielt und dass er mit den Leuten offen und freundlich redete. Was hatten die Länder an der Ostsee nicht erduldet durch die Soldateska, deren Verwilderung unter Mansfeld begonnen hatte! So lange Gustav lebte, hielt er seine Schweden in der Regel im Zaum, wenn er es auch nicht immer vermochte. Die Mannszucht verlor sich unter ihnen erst recht nach seinem Tode. Namentlich im ersten Jahre waren die Schweden noch bescheiden. „Es war ein gar arbeitsames Volk,“ sagte Khevenhiller von ihnen, „welches in geschwinder Eil ein Großes thun, und sich also vergraben konnte, dass ihm niemand leichtlich beikommen mochte. Sie ließen sich mit Brot und Wasser begnügen; die Einwohner hatten kein Beschwer oder Bedrängnis von ihnen. Welche Geld hatten, zahlten und kauften ums Geld; welche nichts hatten, nahmen vorlieb mit dem, was ihnen gegeben wurde; weshalb die Einwohner sie liebten und ihrer Ankunft sich erfreuten, hingegen die Kaiserlichen hassten und sie niedermachten, wo sie ihrer hab-

[1]) Onno Klopp, Tilly, II, S. 376 ff.

ft werden konnten." Gustav verbot den Soldaten bei Todesstrafe Raub oder ergreifen an Kirchen. Mit seinen Soldaten that er auf der andern Seite so rtraulich, dafs sie ihn dutzten; er theilte alle Beschwerden mit ihnen. Dafür ngen sie auch blind für ihn ins Feuer.

In einer Proclamation suchte der König sich zu rechtfertigen, warum er s Reich einfalle:[1]) die Kaiserlichen hätten seine Briefe aufgefangen und erchen; der Kaiser habe seinen Zwist mit der Krone Polen unterhalten und n Frieden hintertrieben und sogar zwei Heere nach Polen geschickt, um offen gen die Schweden zu fechten; wider alles Recht habe der Kaiser zwei Vettern s Schwedenkönigs, die Mecklenburger, ihrer Länder beraubt; er habe sich m Herrn der Ostsee machen wollen, über welche doch von altersher nur den chweden und Dänen die Herrschaft gebüre; aus der Stadt Stralsund habe r Kaiser ein Seeräubernest machen wollen; endlich habe er unter dem Vorwand, ufrührer zu bestrafen und das Kirchengut wieder herzustellen, alle Fürsten und länder des Reiches zu unterdrücken und unter das habsburgische Joch zu bringen trachtet. — Ein Vorwurf, der am besten dadurch widerlegt ist, dafs der Kaiser ber seinen Feldhauptmann Wallenstein und sein Heer entließ, dem Wunsche r Fürsten auf dem Reichstage nachgab, und dafs lange kein deutscher Fürst von ustav Adolf etwas wissen wollte.[2]) Proclamation.

Die raschen Fortschritte Gustav Adolfs sogleich nach seiner Landung ab bei seinem kleinen Heere außer der Tapferkeit seiner Krieger, außer r Tüchtigkeit der Kriegsleitung nur dem Umstande zuzuschreiben, dafs der chwede der Wallensteinischen Partei eigentlich willkommen war, und dafs s Haupt der Liga nicht recht wufste, wie es mit ihm daran war, und ufs es Tilly keinen ernstlichen Befehl zum Einschreiten gab. Das eigentliche eer Wallensteins lagerte damals im Süden zwischen Vogesen und Lech, im orden standen nur ungefähr 24.000 Mann unter Conti und Savelli in elen Städten entlang der Ostsee zerstreut, zuchtlos, weil das Auge des errn sie nicht überwachte; Tilly stand in Bayern und in der oberen Pfalz. o war es den Schweden leicht möglich, die zerstreuten Abtheilungen der aiserlichen überall zu werfen.[3]) Grund des raschen Fortschrittes.

Gustav Adolf nahm rasch nacheinander Rügen, Usedom, Wollin. Am 0. Juli stand er schon mit seinem Heere vor den Mauern Stettins und vang den Herzog Bogislaw, sich ihm anzuschließen. Zu den Bürgern der tadt sprach er, wie er von des Kaisers Tyrannei das Reich befreien und den ahren Glauben retten wolle. Stettin wurde durch Erweiterung seiner Befesti- ung in einen Waffenplatz ersten Ranges umgewandelt und der König hatte für lle Fälle den Rückzug gedeckt. Im Vertrag, den er mit dem Herzog abschlofs, rsprach Gustav, alle Städte und Plätze in Pommern, die er bereits erobert abe oder noch erobern werde, dem Herzog wieder einzuräumen, wogegen der erzog sich verbindlich machte, überall treue, dem schwedischen Staate ergebene eamte einzusetzen und der Stadt Stralsund ihre Privilegien zu bestätigen und Stettin. Bund mit Pommern.

[1]) Khevenhiller, l. c. XI, p. 1290. — Londorp, l. c. IV, p. 73.
[2]) Gfrörer, l. c. S. 605—607.
[3]) Ibid. S. 609—611.

ihren Beschwerden abzuhelfen. Zwischen Schweden und Pommern solle ewig Bund sein, die pommerischen Unterthanen sollen in Schweden wie die Schwed in Pommern das Bürgerrecht genießen. Sollte der Herzog ohne männliche Na kommen sterben, so solle Schweden Pommern so lange in Pfand behalten, b die streitige Erbfolge ausgeglichen und alle Kriegskosten an die Krone Schwed zurückerstattet wären. Allen christlichen Mächten stehe es frei, diesem Bunde b zutreten, jedoch ohne Nachtheil für Pommern und Schweden. Die Vertheidig des Landes und seiner Festungen übernahmen die Schweden, die Stadt Stett hingegen zahlte 50.000 Thaler für die Unterhaltung des schwedischen Her eine gleiche Summe übernahm das Herzogthum, und Herzog und Stände üb nahmen die Anwerbung etlicher Regimenter für den Dienst des Königs. B gezwungen, unter steter Angst war Bogislaw damals vom Kaiser abgefa und hatte sich unter die Oberhoheit Schwedens gestellt, weshalb auch Conti S Seinen Befehl gab, keines pommerischen Soldaten in schwedischen Diensten schonen, denn sie seien insgesammt Rebellen wider den Kaiser. Rasch nacheinan wurden jetzt weggenommen Damm, Stargard, Garz bestürmt, Wolg bezwungen. Dagegen erstürmten die Kaiserlichen Passewalk und schonten der ersten Erbitterung weder Alter, noch Stand, noch Geschlecht.[1])

Der Administrator.

Magdeburg.

Mecklenburg.

Pappenheim.

Der vertriebene Administrator von Magdeburg, der Markgr Wilhelm von Brandenburg, war der erste deutsche Fürst, der sich an Schweden hilfebittend wandte, und von ihm mit einer Bürgschaft von 100.0 Thalern unterstützt erschien er im Juli 1630 in Magdeburg; er wurde v der Versammlung des Magistrates als Administrator anerkannt und suchte Hilfe der Bürger sein militärisches Bisthum wieder zu erringen. Die Stadt sei seit langem ein Brennpunkt lutheranischer Agitation, schloss ein Bündnis mit d König, welcher Dietrich von Falkenberg dahin sandte, um die Verth gung zu leiten. Dann waren es die Herzoge von Mecklenburg, die dem Könige ein Bündnis schlossen. Er stellte ihnen schwedische Werbpatente die Kriegsvölker aus, die sie auf ihre Kosten zusammenbringen würden. Herz Franz Karl von Sachsen-Lauenburg, ein jüngerer Bruder des regierend Herzogs, bemächtigte sich in ihrem Auftrag einiger Orte an der unteren El Zu ihren Gunsten erließ Gustav einen Aufruf an die Stände Mecklenburgs; sollten sich ihren rechtmäßigen Herren wieder unterwerfen und deren Gegn als Räuber und Feinde Gottes und Verfolger der evangelischen Kirche verjag Schnell suchten die Kaiserlichen den Abfall Mecklenburgs zu verhindern und kam es zu Gefechten zwischen ihnen und den Schweden und bekamen die Kaiser lichen neue Beweise in die Hände, wodurch sie die Herzoge als Rebellen wide das Reich bloßstellen konnten. Auch die Sache des Administrators in Magdebu nahm nicht die beste Wendung. Pappenheim war mit einigem Volke in d Nähe der Stadt erschienen und brachte den Truppen Christian Wilhelms ein Schlappe nach der andern bei. Gustav nahm indessen Greifenhagen, die Kaiserlichen zogen sich nach Landsberg und Frankfurt an der Oder zurück Kolberg und Greifswalde ausgenommen, war Ende des Jahres 1630 ganz Pommern und ein Theil der Neumark in schwedischer Gewalt. Auch Herzog Georg von Lüneburg hatte sich im October unter die Fahnen der Schweden gestellt. Es waren also bedeutende Erfolge in dem sechsmonatlichen Feldzug errungen, allein mit dem Heere Tillys war es noch zu gar keinem

[1]) Gfrörer, l. c. S. 612—616

sammenstoße gekommen. Der alte Feldherr und seine Soldaten brannten vor Tilly.
gierde, sich mit den Schweden zu messen, doch Weisungen aus München hemmten
re Thätigkeit.[1])

Im großen und ganzen entsprachen die bisherigen Erfolge den kühnen
länen des Königs wenig. Keiner der bedeutenderen Fürsten hatte sich bis
t ihm angeschlossen, nicht einmal sein Schwager, Kurfürst Georg Wilhelm Branden-
n Brandenburg. Schuld daran war dessen Minister Graf Schwarzen- burg.
:rg, ein Edelmann aus Jülich, ein Anhänger des Reiches, scharfsinnig und Schwar-
rakterfest, treu seinem Herrn, aber auch seinen Pflichten gegenüber Kaiser zen-
d Reich. Von ihm rührt der Plan der Gründung einer dritten Partei, berg.
elche alle evangelischen Stände des Reiches vereinigen und vom Schweden
e vom Kaiser Frieden erzwingen sollte. Der Kaiser sollte das Restitutions-
dict zurücknehmen und dem Reiche Frieden geben; den Schweden wolle man
er dann auffordern, den Boden des Reiches schleunigst zu verlassen. Das
efährliche dieses Planes fühlte Gustav Adolf sogleich heraus: die Neutralität
nne er nur unter der Bedingung gewähren, dass der Kurfürst beide Theile
uf gleichem Fuße behandle. Auch dem Landgrafen von Hessen gegenüber er-
ärte Gustav, die deutschen Fürsten müssten sich entscheiden, ihm schnelle
ilfe zu leisten, ein Schutz- und Trutzbündnis mit Schweden schließen, sonst
ien alle unwiederbringlich verloren. Für Überlassung der unbedingten Kriegs-
istung, für Aufnahme seiner Person und seiner Heere in ihre Festungen
nd wirkliche Hilfe an Mannschaft verbürge er ihnen alle ihre Rechte und
reiheiten und alle Eroberungen, die sie etwa auf dem Gebiete der Liga
achen würden, das heißt, er stellte ihnen Raub am katholischen Kirchen-
ute in Aussicht.[2]) Dennoch wollte sich bis jetzt keiner der bedeutenderen
ürsten an den König anschließen, der zugleich durch den ärgsten Geldmangel
edrückt war. Erst die Hilfe Frankreichs gab seiner Unternehmung einen
euen Schwung.

Am 23. Jänner 1631 schloss der Abgeordnete Frankreichs, Charnacé, Bär-
mit Gustav einen Bund, wonach beide Kronen ihre gemeinschaftlichen Freunde walder
chützen, die Sicherheit der Ostsee und des Oceans, die Freiheit des Handels, Vertrag.
ie Rechte der bedrückten oder bedrängten Stände herstellen und alles mit
Waffengewalt wieder in den Stand setzen wollten, in welchem es vor Aus-
ruch des deutschen Krieges gewesen sei.[3]) Zu diesem Zwecke führe der König
on Schweden 30.000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß gegen den Kaiser
nd zahle ihm Frankreich jährlich eine Million Livres. Diesem Bunde könnten
uch noch andere Städte und Fürsten in- und außerhalb Deutschlands bei-

[1]) Ibid., S. 617—625.
[2]) Gfrörer, l. c. S. 626—634.
[3]) Londorp, l. c. IV, p. 129. — Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 339—340.

treten und solle er gelten bis zum 1. März 1636. Der König verspricht, in allen Orten, die er erobert, die Ausübung der katholischen Religion, wo sie antrifft, nirgends abzuändern; mit dem Herzog von Bayern und der katholischen Liga solle Freundschaft oder doch Neutralität gehalten werden, sofern dieselben ein Gleiches zu thun sich erbieten. Für seine bisherigen Auslagen im Kriege erhält Schweden 300.000 Livres sogleich. Mit diesem Vertrag hatte sich Gustav Adolf zum Werkzeug Frankreichs erniedrigt, um Kaiser und Reich zu schwächen, und auf den Anspruch einer besonderen Begeisterung für das Lutherthum und auf das Heldenthum für dasselbe verzichtet. In Schweden verfolgte er die Katholiken aus Politik, hier versprach er die Katholiken zu schützen, wieder aus Politik. Wenn er desungeachtet den Krieg zum Religionskrieg zu stempeln und seine Gegner als Verfolger des Lutherthums hinzustellen suchte, so geschah dies wieder aus Politik. Frankreich wollte Kaiser und Reich schwächen und bis zum Rhein vordringen. Der Vorwand, unter dem es auftrat, war Rettung der deutschen Freiheit und Schutz bedrängter Fürsten. Für Gustav war sein Schweden zu enge, er wollte seine Macht auf Kosten Deutschlands vermehren. Der Vorwand, unter dem er auftrat, war die Rettung der bedrängten Religion. Eigensucht war bei beiden Mächten der Hebel. Auf die Dauer konnten sie ja nicht befreundet bleiben: wenn der Schwede große Fortschritte machte, wenn er die kaiserliche Macht niederwarf, wenn an die Stelle der habsburgischen die schwedische Macht trat, so musste Frankreich, welches die erste Stelle in Europa erringen wollte, so gut gegen den Schweden auftreten, als es jetzt gegen den Kaiser auftrat. Frankreich wünschte, dass der Vertrag geheim gehalten werde, denn das Ärgernis war doch gar zu groß, wenn der allerchristlichste König sich verband mit dem Helden des Lutherthums — und Richelieu hatte die eifrigen Katholiken im eigenen Lande zu fürchten, die ihn einen Cardinal des Teufels und nicht der katholischen Kirche nannten. Gustav Adolf aber ließ auf einer Winkelpresse die Urkunde abdrucken; er musste die Bekanntwerdung des Vertrages wünschen, um den protestantischen Fürsten Muth zu machen, vom Kaiser abzufallen und in sein Lager überzutreten.[1])

Gustav und Richelieu.

Jetzt hatte der Schwede einen Rückhalt, jetzt mussten sich die kriegerischen Ereignisse rascher entwickeln, und auch Tilly dem Wunsche seines Herzens folgen können nach Kampf gegen den Feind kaiserlicher Macht, wenn ihm nämlich sein Herr in München die Erlaubnis zum Angriffe gab. Denn Tilly hatte ja die unglückliche Stellung, der Heerführer zweier Herren zu sein, von denen jeder etwas anderes wollte; der Kaiser wollte rasche Verjagung des Schweden und Frankreich machte große Anstrengung beim Bayern, dass er sich für neutral erkläre. Das brachte ein Schwanken in Tillys Bewegungen und der Schwede wusste wohl, dass ihm der Feldherr der Liga nicht so rasch auf den Leib rücken dürfe, als

Tilly.

[1]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 341.

r es wünsche. Der Schwede brach in die Uckermark und von da in Mecklen-
urg ein, Prenzlow fiel in seine Gewalt, Klempenow, Demmin, wo
Savelli mit zwei Regimentern stand, ein Feldherr von schmutzigstem Geize, Savelli.
ber ohne kriegerische Fähigkeit; er capitulierte auch schon am 15. Februar 1631,
bschon ihm Tilly befohlen hatte, wenigstens drei Wochen den Ort zu halten.
illy bat den Kaiser, an dem Feigling ein Strafbeispiel aufzustellen, und Gustav
dolf äußerte: „Hätte der Mann in meinem Dienst so gehandelt, so müsste er
erben." Baner berannte Greifswalde, das aber unter Perusi sich hielt,
gegen fiel Kolberg in die Hände der Schweden. Wie wenig es dem König
m Neutralität zu thun war, zeigte seine Abweisung der oldenburgischen
nd ostfriesischen Gesandten, die ihm bemerklich machten, der Kaiser wolle
eine Truppen abberufen, wenn der Schwede sich verpflichte, die von den Kaiser-
ichen verlassenen Plätze gleichfalls nicht mit seinen Truppen zu besetzen; zeigt
erner seine Antwort auf die Bitte der pommerischen Stände in Stettin,
r möge die Befreiung dadurch vollenden, dass er sein Heer abführe. Gustav
meinte, dann würden die Kaiserlichen sogleich wieder ins Land rücken.[1])

Maximilian konnte den Antrag der Neutralität nicht annehmen, denn
dann verlor er ja den Kurhut und alles, was er in den letzten zehn Jahren
gewonnen hatte. Darum gab er Tilly jetzt Erlaubnis anzugreifen und dieser
brach rasch auf, um dem König in Mecklenburg zuvorzukommen. Wichtige
Unterhandlungen bahnten sich damals in Leipzig an, welche dem ganzen Krieg Leipziger Convent.
eine andere Wendung hätten geben und Deutschland vor namenlosem Elend
hätte bewahren können, wenn die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg
schneidigen Muth gehabt hätten. Sie hatten auf Änderung des Restitutions-
Edicts angetragen und die vier geistlichen Kurfürsten sie deshalb zu einem
Tage nach Frankfurt auf den 3. Februar 1631 eingeladen, weil sie hofften,
durch Zugeständnisse diese zwei mächtigsten evangelischen Häuser zu gewinnen.
Wurden diese gewonnen, so waren die Pläne des Schweden durchrissen, denn
seine eigene Macht war dann zu schwach. Die beiden stimmten anfangs zu,
kamen aber auf einmal wieder auf den Gedanken, eine dritte Partei, der Dritte Partei.
bewaffneten Neutralität, zu bilden. Deshalb wurde auf den 6. Februar ein
Convent der Evangelischen nach Leipzig berufen. Schwarzenberg stand hinter Schwarzenberg.
dem Plane, eine dritte bewaffnete Macht aufzustellen, die dem Kaiser wie
dem Schweden Gesetze vorschreiben und den Frieden wieder herstellen konnte.
Je nach den Erfolgen des Schweden konnten sie größere Anforderungen an
den Kaiser stellen, darum musste Tilly einen Schlag gegen Gustav wagen.[2])

Der greise Feldherr brach darum gegen Mecklenburg auf, um sich Tilly.
zwischen den König und Feldmarschall Horn zu werfen und beide vereinzelt zu
schlagen. Am 13. März nahm er Felsberg, am 19. März Neubranden-
burg mit Sturm, wo 2000 Schweden unter Knipphausen niedergehauen
wurden. Gustav suchte sich hingegen mit Horn zu vereinigen und wich aus.

---

[1]) Gfrörer, l. c. S. 642—646. — Pappus, l. c. ad 631.
[2]) Gfrörer, l. c. Buch III, Cap. 5. — Röse, Bernhard von Weimar, I, S. 356.

Tilly aber legte kaiserliche Truppen nach Frankfurt an der Oder und wandte sich gegen Magdeburg, um Gustav, welcher versprochen die Stadt zu retten, auf sich zu ziehen. Dieser aber wollte nicht mit Tilly anbinden, sondern brach auf zur Eroberung Frankfurts an der Oder. Am 12. April erschien er vor den Wällen, 13. April nahm er es mit Sturm. Die Schweden bewilligten keinen Pardon und der König erlaubte seinen Soldaten dreistündige Plünderung. Jetzt brach Tilly gegen Frankfurt auf, aber wieder wich ihm Gustav aus, setzte sich gegen Landsberg in Bewegung und ließ 14.000 Mann als Besatzung in Frankfurt zurück. Der Lauf der Oder bis Glogau war nach Landsberg's Fall in seiner Gewalt. Auch der Schwedenkönig wollte durch vollendete Thatsachen auf die Versammlung in Leipzig wirken.[1])

Frankfurt.

Diese hatte damals das Schicksal Deutschlands in ihrer Hand. Wenn sie sich auf Seite des Kaisers schlug, so konnte sie den Schweden verjagen, wenn sie sich zum Schweden schlug, so hatte der Kaiser sich in Wien zu fürchten; beiden konnten sie Bedingungen vorschreiben. Allein die ganze bewaffnete Neutralität verlief im Sande bloß durch die Schuld Johann Georgs von Sachsen, der kein klarer, kein willensstarker Mann war, wohl aber ein arger Nimrod und gewaltiger Trinker.[2]) Abends bei vollem Becher überströmte der Mund des Kurfürsten von kühnen Plänen, am Morgen war er klein laut. Eine Menge protestantischer Fürsten und Abgeordneter der Städte waren da; viele, wie die Weimarer, drangen auf schnelle Maßregeln wider den Kaiser. Allein auf den Antrag des Sachsen wurde nur beschlossen, in Zukunft ein Bündnis zu schließen, wenn der Kaiser und die Liga gewisse erneuerte Anträge abweisen würden; ein Bündnis jetzt schon abzuschließen, sei gefährlich. Das hieß also die Sache auf die lange Bank schieben, während augenblickliche Entscheidung nothwendig war. Zwar hatte man sich das tiefste Geheimnis versprochen und, damit kein Fremder dahinter komme, wurden viele Wachen an die Thore gestellt und bei Nacht die Straßen mit Ketten gesperrt. — Allein des Kurfürsten Vertrauter Arnim war auch der Vertraute Wallensteins und in dessen Interesse lag es, dass kein Neutralitätsbündnis entstehe, dass es zum ernsten Kriege, dass die Macht der Liga ans Messer komme, damit der Kaiser in der Noth nach Wallenstein, dem einzigen Rettungsanker, greifen müsse. Auch Gustav Adolf hatte seine geheimen Unterhändler bei der Versammlung: wenn sie die Stände nicht bewegen könnten, sich offen für den Krieg zu erklären, so sollten sie heimliche Unterstützung von Einzelnen erwirken. Nichts kam zustande. Am 13. April löste sich die Versammlung resultatlos auf. Hätte der Sachse vom Kaiser die Zusicherung der Bisthümer Meisen, Merseburg, Naumburg, Magdeburg erlangt, so wäre er sicher auf die Seite der Liga getreten! Vielleicht hat er die ganze Veranstaltung des Leipziger Convents nur als Schreckmittel gebraucht, um den Kaiser zu dieser

Leipziger Convent.

Johann Georg.

[1]) Onno Klopp, Tilly, II, S. 164—166.
[2]) Der Kurfürst von Bayern ließ ihn auf einem Bierfass als Gott Bacchus abmalen.

chenkung zu bewegen.[1]) Es gelang nicht und der Krieg begann in allem rnſte, wie es Tilly und Pappenheim ſchon lange gewünſcht hatten. Ihnen ar die ſchwankende Stellung längſt zuwider. Tillys Briefe zeigen, wie ernſt m die Gefahr erſchien und wie ſchmerzlich ihm die Verhaltungsbefehle waren, e ein Zögern von ſeiner Seite verlangten.[2]) Maximilian verſammelte jetzt nen Bundestag der Liga zu Dünkelsbühl. Hier wurde beſchloſſen, vom Die Liga. laſſauer Vertrag nicht abzugehen, dagegen durch 9000 Mann zu Fuß und 000 Reiter das Bundesheer zu verſtärken.

Alſo war Krieg die Loſung. Magdeburg kam damals immer mehr ins edränge und Guſtav hatte in Frankfurt an der Oder verſprochen, er werde die tadt entſetzen, ſie möchten ſich nur noch drei Wochen halten. Vorher wollte er ber ſeinen Rücken frei und Kurſachſen und Brandenburg an ſeiner Seite haben. r verlangte darum vom Brandenburger die Eröffnung der Feſtungen Küſtrin Branden- nd Spandau, und als dieſer Winkelzüge machte, drohte er mit einem Beſuche burg. es ganzen Heeres in Berlin. Der Kurfürſt willigte in eine Zuſammenkunft, ſie nd am 13. Mai vor den Thoren von Berlin ſtatt. „Wird Magdeburg vom einde erobert," äußerte hier Guſtav, „ſo iſt alles verloren, und werden die aiſerlichen mit erneuerter Wuth nach den Marken zurückkehren." Lange wollte er Kurfürſt an den Köder nicht anbeißen, erſt die Vermittlung der Frauen und rohungen machten ihn nachgiebig. Guſtav ſagte: „Mein Marſch geht nach Magdeburg, um dieſe Stadt zu entſetzen. Will mir niemand beiſtehen, ſo trete ch ſogleich den Rückzug an und gehe heim nach Stockholm. Ich weiß, der Kaiſer ird einen Vergleich eingehen, wie ich ihn begehre, aber am jüngſten Tage werdet hr Evangeliſche angeklagt werden, daſs ihr nichts für Gottes Sache habt thun ollen. Und auch hier ſchon wird es euch vergolten werden, denn wird Magde- urg verloren und ziehe ich mich zurück, dann ſehet zu, wie es euch ergehen ird." Der Kurfürſt überließ ihm Spandau für die Dauer des Krieges und üſtrin für den Nothfall und der König verſprach, ihm die Feſtung zu über- eben, ſobald Magdeburg entſetzt ſei. Schwarzenberg muſste aus der Mark ntfliehen. In zwei Tagen konnte jetzt Guſtav vor Magdeburg tehen, wenn es ihm Ernſt war mit ſeinem Verſprechen, aber r wollte die Gefahr Magdeburgs benützen, um auch den Kur- ürſten von Sachſen zum Bunde zu zwingen. Dieſer aber entſchuldigte Sachſen. ich mit ſeinen Pflichten für das Reich und den Kaiſer und verweigerte ihm den Durchzug. Guſtav hatte ihn verletzt durch die Begünſtigung des Adminiſtrators, ließ aber jetzt durchblicken, daſs er dieſen nöthigenfalls zu Gunſten des Sohnes es Kurfürſten opfern wolle.[3]) Indes vollzog ſich das Schickſal Magdeburgs.[4])

Dieſe Stadt hatte ſich ſchon dem Kaiſer Karl V. widerſetzt, nachdem ſie Magde- der Reformation ſich eifrig angeſchloſſen hatte. Die Hohenzollern bemächtigten burg. ich gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts des Erzſtiftes. Als 1598 der Adminiſtrator ſelber Kurfürſt von Brandenburg wurde, vermochte er das Dom- apitel, ſeinen eilfjährigen ſiebenten Sohn Chriſtian Wilhelm zum Nach-

[1]) Gfrörer, l. c. S. 674.
[2]) Weſtenrieder, Beiträge, VIII, S. 174—176.
[3]) Gfrörer, l. c. S. 682—687.
[4]) Helbig, Guſtav Adolf und die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg. Leipzig 1854.

Der Administrator. folger zu wählen. Das Domcapitel regierte für den Knaben bis 1608, von da an war Christian Wilhelm selbständig im Stifte, allein in der Stadt hatte er wenig zu sagen, diese strebte vielmehr nach völliger Reichsfreiheit und äußerte zu Zeiten des Böhmenkrieges sogar gut kaiserliche Gesinnung. Als der Administrator, weil ihm der Kaiser die Bestätigung versagte, zur Partei des Dänenkönigs übertrat, verweigerte ihm der Rath von Magdeburg jegliche Unterstützung. Der Rath. Es war nur Wallensteins barsches Verfahren, was in der Stadt die Stimmung für den Kaiser minderte. Dieser Missgriff ward von Wühlern gegen Kaiser und Reich zu ihrem Vortheile eifrig ausgebeutet. Da gab es eine Trinkgesellschaft, die Parteien. von einer Schenke in der Vorstadt Sudenburg die Brüder von der Dingbank genannt wurde und alle Schritte des reichsfreundlich gesinnten Stadtrathes bekritelte und tadelte und den Hader zwischen Rath und Gemeinde zu erweitern suchte. Da waren es lutherische Prediger, die keine Gelegenheit versäumten, den Kaiser als den Feind des reinen Evangeliums hinzustellen und den Krieg zwischen dem Kaiser und dem Pfälzer und Dänen zum Religionskriege zu stempeln. 16[illegible] erklärte das Domcapitel den Administrator Christian Wilhelm seiner Stelle für verlustig, weil er am Kriege gegen das Reichsoberhaupt Antheil genommen und wählte statt seiner den Prinzen August von Sachsen, dem aber der Kaiser die Bestätigung versagte. Der Administrator lebte einige Zeit in großer Noth in Hamburg.[1])

Indes gieng in Magdeburg selber eine wichtige Veränderung vor sich. Die Partei der Wühler kräftigte sich, und zwang den alten Rath, abzutreten, um einen neuen an seine Stelle zu wählen, der aus vierundzwanzig Personen bestehen und lebenslänglich sein sollte. Der neue Rath war wesentlich ein Ausschuss der Brüder von der Dingebank. Es gieng bei der Wahl nicht mit rechten Dingen zu, man fühlte, um wie große Dinge es sich handle, und dass man es vor Gott, vor dem Kaiser und vor der Hansa nicht verantworten könne; allein die gutgesinnten Bürger hatten nicht Mannesmuth genug gegenüber den Wühlern, bei denen, als sie die Wahl durchgesetzt hatten, der Siegesruf ertönte: wir sind nun gut schwedisch.

Der Administrator. Der alte Administrator Christian Wilhelm nämlich war, nachdem er an verschiedenen Orten, in Holland, in Frankreich, in Venedig, in Siebenbürgen zum Kriege gegen den Kaiser aufgereizt hatte, zuletzt um Hilfe zum Schwedenkönig gegangen, dessen Gemahlin seine Nichte war. Er redete ihm vor, wie man im Erzstifte ein sehnliches Verlangen nach ihm trage und wie mit nur einiger Unterstützung es ihm leicht wäre, alle Kaiserlichen in einer Nacht in diesen Gebiete zu erschlagen und das Stift sich zu unterwerfen. Gustav Adolf beurtheilte die Fähigkeiten des Mannes, der auch nicht eine Spur von Feldherrntalent besaß, ganz richtig, gab ihm kein Geld, versprach aber, wenn er solches auftreiben könne, eine Bürgschaft für 100.000 Thaler auszustellen, und warnte vor unzeitigem, voreiligem Losbrechen. Als Hebel, um eine wichtige deutsche Reichsstadt, welche den Elbestrom beherrschte, auf die schwedische Seite hinüberzutreiben, war ihm der Administrator immer von einigem Werte.

Unter Verkleidung bei Nacht kam am 26. Juli 1630 der Administrator

---

[1]) Alb. Heising, Magdeburg nicht durch Tilly zerstört. Gustav Adolf in Deutschland. Zwei historische Abhandlungen, Berlin 1845. — Bensen, Magdeburgs Verhängnis. Schaffhausen 1858. — Wittich, Zur Katastrophe des 10. bis 20. Mai 1631. Magdeburgische Geschichtsblätter, Bd. 22. — Sehr ausführlich, lichtvoll und schneidig ist das Schicksal Magdeburgs besprochen in Onno Klopps, Tilly, II, S. 181—292. — Vergl. auch Klopp, Die Katastrophe von Magdeburg. Freiburg 1874.

die Stadt und zwei Tage nachher sagte ein schwedischer Agent Stalmann, habe wegen des Königs und des Markgrafen dem Rathe etwas kundzuthun, nan dem gemeinen evangelischen Wesen gelegen sei, und wies dann eine königliche llmacht vor, nach welcher er in Deutschland Fürsten und Städte zum Bündnis egen solle. Eile sei nöthig, für Anschluss ständen der Stadt neue Privilegien d Güter bevor, Kursachsen und Kurbrandenburg und viele Städte gehörten n Bündnis. Die Stadt habe gar kein Geld herzugeben, der König und der rkgraf würden den Krieg auf eigene Kosten führen, die kaiserlichen Officiere jagen und die Stadt mit Nahrung und Reichthum begaben. Der Rath schien rrascht, das Volk forderte schleunigen Anschluss, der Administrator ward anunt und ein Vertrag mit dem Schwedenkönig abgeschlossen. Die Stadt verchtete sich, den König, seine Officiere und Beamten nebst 500 Mann in ihren uern aufzunehmen, sein übriges Heer aber solle aufs Land verlegt werden r ein Feldlager beziehen. Der König hingegen bot Geld und Truppen für die dt. Am 27. August 1630 ward der Bund abgeschlossen. Der neuanerkannte ministrator schenkte zum Danke dafür, wozu er aber gar kein Recht hatte, die ster in der Stadt und den Vorstädten an den Rath als Eigenthum. Die nen kaiserlichen Besatzungen in der Umgebung wurden leicht überwältigt und e Beute eingebracht.

Stalmann.

Bund mit Schweden.

So hatte denn diese wichtige deutsche Reichsstadt zuerst die schwedische Fahne gepflanzt, getäuscht durch das Vorgeben, dass Brandenburg und Sachsen und dere Fürsten und Städte schon mit den Schweden im Bunde seien, dass es s nur um die Religion bei diesem Bunde handle, dass der Schwede die Stadt t Geld, mit Mannschaft unterstützen und nimmerdar verlassen werde. Der ser warnte im September wohlwollend und ernst vor den Folgen dieses chrittes, aber die Bürgerschaft kam aus dem Irrsal, in das sie sich gestürzt, ht mehr heraus, der Schwede hatte sie schon in seinen Fängen; um sie festhalten, sandte er im November 1630 den erprobten und entschlossenen Obersten lkenberg, der die absolute Direction des Krieges in die Hand nahm. ustav Adolf hat ein schnödes Spiel mit Magdeburg getrieben; er hat nie nen Pfennig für die Stadt geopfert, nie einen Soldaten für sie in Bewegung setzt, er hat Magdeburg bloß verlockt, dass es durch Erhebung für ihn den nd auf sich zog und durch seinen Untergang ihm Gelegenheit bot, die Kaiserhen der Grausamkeit zu zeihen und den Krieg zum Religionskriege zu stempeln.[1])

Gustav und Magdeburg.

Die Folgen dieses Thuns kamen bald über die arme Stadt. Pappenim kam im November 1630 mit 6000 Mann in das Erzstift. Tilly nahte nde December, er warnte ernst und wohlwollend vor den Folgen der Empörung gen Kaiser und Reich. Der Rath antwortete erst am 27. Januar, er habe egen des Weihnachtsfestes nicht Zeit gehabt, zu antworten, und es sei ihm nie den Sinn gekommen, vom Kaiser abzuweichen. Das klang wie Hohn. Nachdem lly vergebens versucht hatte, Gustav Adolf zur Schlacht zu bringen, rückte er blich mit ganzer Macht vor Magdeburg, um den Schweden dahin zu ziehen. appenheim hatte mit seiner kleinen Mannschaft die Stadt nur umzingeln können, lkenberg hatte Zeit genug, wenn er wollte, dieselbe mit den festesten Werken umgeben. Erst von Mitte April an begann Tilly die Belagerung mit allem nste, sein Heer bestand aus 7000 Reitern und 23.000 Fußgängern. In wenig

Tilly vor Magdeburg.

[1]) Vergl. hierüber Onno Klopp im 109. Band der „Historisch-politischen Blätter", . 398—405.

Tagen hatten die Kaiserlichen alle Außenwerke genommen, am 29. April räu
Falkenberg sogar die wichtige Zollschanze. Die Gefahr eines Sturmes kam
Letzte Mahnung. jedem Tage näher. „Die Sache steht so," schrieb Tilly am 4. Mai, „daß
in meiner Hand ist, Euch mit Weib und Kindern zu verderben. Deshalb
ich Euch, wohlmeinend und ernstlich, verschließet Euch nicht die Gnadenthüre.
werdet es doch nicht zum äußersten kommen lassen, es wäre mir selbst er
leid." Allein die Bürger vertrauten auf das Wort Gustavs, er wolle Magde
königlich entsetzen und über die rechte Zeit nicht ausbleiben. Die conserv
Partei, welche eine Übergabe der Stadt wünschte, hatte nicht Muth genug ge
über den Wühlern, die da schrien: „Ehe wir vom Kaiser hören wollen, soll li
kein Stein auf dem andern bleiben!" und gegenüber Falkenberg, welcher j
Tag versicherte, der König sei schon nahe mit seiner Hilfe, und er lasse sie
seiner Seele Seligkeit nicht zugrunde gehen, sie mögen sich getrost halten;
gegenüber den Predigern, die da riefen: „Gott werde eine so gerechte S
gewiss nicht im Stiche lassen; mit dem Feinde unterhandeln, heiße dem T
dienen und das Vaterland dem abgöttischen Papstthume in den Rachen stecken!"
Wenn die Bürger, ihrem Entschlusse gemäß, alle Mittel gebraucht hätten, so
es den Kaiserlichen schwer geworden, sich der Stadt zu bemächtigen, so aber bett
die Soldaten um Brot und starben viele vor Hunger, während es an Vorrä
nicht fehlte. Die Reichen giengen nur selten auf den Wall oder schickten um
Arme dahin. Viele gebrauchten Würfel und Flasche auf dem Posten besser als
Muskete. Noch einmal mahnte Tilly am 12. Mai an die Pflichten gegen K
und Reich. Vergebens! Zwar die Stimmung der Bürgerschaft war erschütt
viele verlangten eine Capitulation, aber Falkenberg sprach gegen dieselbe bis
letzten Augenblick, und Tilly traf Anstalt zum Sturme, allerdings nicht gerne,
hatte ein tiefes Gefühl für all den Jammer, den eine Erstürmung zur Folge h
Beschluss zu stürmen. Der Kriegsrath jedoch beschloss den Sturm. Insbesondere drang Pappe
heim darauf, der jeden Abend aus der Stadt Bericht bekam, was den Tag
dort vorgegangen sei, und was die Nacht über geschehen werde; er wusste so
immer das Losungswort.

Die Erstürmung. Am 20. Mai, früh 4 Uhr, sollte der Sturm beginnen. Tilly aber
das versprochene Zeichen nicht: er hatte die Nacht im Gebete zugebracht. Pappe
heim gieng auf eigene Faust um 7½ Uhr ans Werk. In kurzer Zeit wa
seine Tapfern in der Stadt. Hier trafen sie aber ernsten Widerstand. Die Bür
schossen aus den Häusern. Pappenheim ließ zwei anzünden, um die Geg
daraus zu vertreiben. Es war ein schöner stiller Maimorgen. Die Flamme
gerade empor: es ist falsch, dass der Sturm das Feuer von diesen beiden Häus
über die Stadt getragen und diese so in Brand gesteckt habe. Die Behörden
Stadt waren gerade im Rathhaussaale. Gegen den Beschluss des Magistrats
mit Tilly einen Vergleich abzuschließen, hatte Falkenberg, unterstützt von
wildesten Schreiern der schwedischen Partei, es durchgesetzt, dass man niem
ins kaiserliche Lager schicken, sondern schriftlich antworten wolle. Da ertönte
Lärmhorn und die Sturmglocke, und Geschrei, die Kaiserlichen seien in der Stad
Prediger und Bürger stäubten vom Rathhaus davon. Falkenberg warf sich a
das Streitross, holte ein Regiment herbei und stürzte sich den Kaiserlichen entgegen,
drängte sie zurück, ward aber verwundet und in ein Haus getragen. Man
weiter nichts mehr von ihm erfahren, vielleicht ist er verbrannt. Nachdem au
die Hauptleute Schmidt und Trost gefallen, hörte jede einheitliche Leitung
den Vertheidigern auf. Der Administrator, der am Brückenthore tapfer

mpfte, wurde von den Kaiserlichen vom Pferde gerissen und gebunden in Pappen-
ms Zelt gebracht. Desungeachtet fiel es den Pappenheimern noch immer schwer,
zudringen, der Streit wogte unentschieden hin und her, sie verloren gegen
send Mann im Straßenkampfe. Erst als Pappenheim Rosse und Geschütze über Straßen-
kampf.
Graben und Wall bringen ließ, war es möglich, die Straßen rein zu fegen
den Vertheidigern der Thore in den Rücken zu kommen. Es war 10 Uhr,
die Thore geöffnet wurden und die Kaiserlichen in hellen Haufen mit dem
egesruf: „All gewonnen, all gewonnen“ wie eine Sturmflut durch die Straßen
gten. Jetzt setzten hie Vertheidiger aus den Häusern den Kampf fort: aus
Kellern, hinter den Fenstern wird auf die Kaiserlichen geschossen, Frauen
tten siedendes Wasser, Kinder werfen von den Dächern Steine auf sie herab.
ter den Pappenheimern allein haben 700 Mann schwere Quetschungen von
einwürfen. Diese Art des Widerstandes reizt die Soldaten zum erbittertsten
mpfe, sie stürmen die Häuser und machen nieder, was ihnen entgegenkommt;
wildesten sind die Wallonen und die Kroaten, aber auch die Evangelischen
s dem Meisnerlande; mit Abscheu wenden sich die katholischen Ligisten von
en ab. Die Roheit ist entfesselt, die Officiere finden keinen Gehorsam mehr.

Tilly hatte den Seinen befohlen, sich des Blutvergießens und des Frevels Tilly barmherzig.
gen die Frauen zu enthalten; jetzt reitet er durch die Straßen, bittet, befiehlt,
oht. Dem Pater Sylvius, den er vor dem Liebfrauenkloster zu seiner Be-
ung beglückwünscht, ruft er zu: „Mein Vater, rette, befreie, entreiße so viele
kannst dem Verderben.“ — Der greise Feldherr hebt ein Kind von der
ust der getödteten Mutter zu sich empor und ruft, während ihm Thränen über
e Wangen rollen: „Das sei meine Beute.“ Er beorderte 100 Mann, um die
auen und Kinder zu schützen, welche sich auf dem großen Platze zusammen-
funden hatten, und beorderte 500, um zu löschen, und verhieß jedem Gefangenen,
er retten helfe, Freiheit ohne Lösegeld, denn Magdeburg brannte schon an un-
ligen Stellen.

Wenn die Kaiserlichen auch Magdeburg eroberten, so sollte ihnen der Lohn
rer Mühen unter den Händen entschwinden; dafür hatten Falkenberg und
ine Anhänger durch Anhäufung von Zündstoffen und Minen gesorgt.[1]) Es Brand Magdeburgs.
nnt an mehr denn sechzig Orten, auch in Stadttheilen, wohin die Kaiserlichen
cht gedrungen sind; Minen fliegen auf und sprengen die Decke der Straßen
nd zerreißen Sieger und Besiegte. Krachend stürzen Häuser ein und begraben
aiserliche wie Bürger. Nach 12 Uhr läßt Tilly zum Rückzuge aus der brennenden
adt blasen; es ist nur ein Ausweg am Sudenburger Thor, da stellt sich der
reise Feldherr auf und nimmt die Frauen und Kinder weg, welche die Soldaten
s Beute ins Lager führen wollten, und stellt sie unter seine Obhut, um sie
r jeder Mißhandlung zu sichern. Bald ist die Stadt ein Flammenmeer. Ein
Sturm erhebt sich und treibt Asche und Funken nach weit entlegenen Orten; die
Glut ist so groß, daß auch die stärksten Mauern nicht widerstehen, die Helle so
ark, daß man im Lager bei Hermesleben bei Nacht Briefe lesen kann. Erst um
10 Uhr nachts sinkt die Glut zusammen und eine der reichsten Städte ist nicht

[1]) Pappus schreibt p. 57 von Magdeburg: „Quae celeberrima Germaniae urbs paucarum horarum spatio incertum hostili an fortuito incendio (verius intestino, quum cives, quatenus urbem hosti non possent, triumphum praedamque eriperent) in cineres subsedit, multis millibus mortalium ferro flammaque haustis.“ — Der „Florus germanicus“ spricht noch offener: „Urbi flammas adjungunt, ut quatenus eripi Caesarianis triumphus non poterat, arderet.“

mehr! 20.000 Menschen, Einwohner wie Sieger, die nicht mehr entfliehen konnten, sind umgekommen, 6 Kirchen, das Rathhaus, die Spitäler, viele Prachtbauten, 1500 Häuser sind verbrannt, nur 100 Hütten am Fischerufer sind verschont geblieben und der Dom, Dank der Fürsorge Tillys und darum auch ein Denkmal Tillys, einige Domherrenhäuser, das Kloster der Ursulinerinnen und das der Augustiner. Das Betreten der Stadt am nächsten Tage ist nicht mehr möglich; erst am Morgen des 22. Mai zog Tilly vor die Domkirche. Die Thore öffneten sich, der Domprediger Bake warf sich vor dem Feldherrn auf die Knie und redete ihn mit den Versen an:

„Venit summa dies et ineluctabile fatum
Magdeburgo! Fuimus Troes, fuit Ilium et ingens
Gloria Parthenopes!"

Tilly, zu Thränen gerührt, reichte ihm die Hand, versicherte die Gerettete seiner Gnade und ließ sie speisen und tränken. Am 24. Mai bezog er sein Quartier in der Stadt und ließ unter Trommelschlag verkündigen, dass den übergebliebenen Bürgern an ihrem Eigenthume nichts dürfe entwendet werden. Kränkung der Frauen wurde mit Todesstrafe bedroht. Viele kamen jetzt erst aus Verstecken, aus Gärten, selbst unter Haufen von Todten hervor und erhielten vollständige Freiheit, sich da niederzulassen, wo es ihnen beliebe. Tilly ließ durch seine Soldaten die Leichen und Trümmer wegschaffen. Am 25. Mai wurde im Dome wieder ein katholischer Gottesdienst abgehalten.

Das ist der wahre Hergang der Zerstörung Magdeburgs. Das Schicksal der Stadt bewegte tief die Herzen der Deutschen; Tilly als ihren Zerstörer hinzustellen, hätte damals niemand gewagt, denn der Verlust, den er selber durch den Brand der Stadt erlitten, war zu bekannt, auch lebten damals noch zu viele, die seiner Milde die Rettung verdankten.[1]) Erst Spanheim, Professor der Theologie zu Genf, hat 1633 in seinem Büchlein „Le Soldat suédois", übrigens mit dem Beisatze „wenn es wahr ist", die Anekdote hingeworfen, Tilly habe einigen ligistischen Officieren, welche ihn baten, dem Blutbade Einhalt zu thun, geantwortet: „Kommt in einer Stunde wieder, ich will dann sehen, was ich thun werde, der Soldat muss auch etwas für seine Gefahr und Arbeit haben." — Der edle, aber hier irrende Friedrich von Schiller hat in seiner glänzenden, aber aus Noth schnell und unkritisch geschriebenen Geschichte des dreißigjährigen Krieges diese Lüge aufgenommen und jetzt spukt sie in vielen Köpfen.[2]) Tilly erließ übrigens ein Manifest, worin er auseinandersetzte, wie billige Bedingungen er der Stadt angeboten, wie oft er sie „treulich, bittlich und mehr denn väterlich" gewarnt habe, und wie sie ihren Untergang niemandem anders als ihrer rebellischen Halsstarrigkeit und ihrem Vertrauen auf fremden Beistand zuzuschreiben habe. — Auch Protestanten machten damals Gustav Adolf den Vorwurf, er habe

Anklage Tillys.

Gustav Adolf.

[1]) Vergl. Janssen, Gustav Adolph in Deutschland, Frankfurt 1865 — und dessen „Schiller als Historiker". 2. Aufl. Freiburg 1879. — Wittich, Magdeburg, Gustav Adolf, Tilly. Berlin 1874.

[2]) Barthold Niebuhr schreibt am 15. Januar 1809: „Ich habe diesen Sommer Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen, und einmal über das andere die Hände erstaunt zusammengeschlagen, nicht durch das Werk getroffen, o keineswegs, sondern durch Verwunderung über die Möglichkeit, dass eine solche Schrift, die nicht einmal erträglich gut geschrieben ist und deren Erzählung nicht fortströmt, sondern holpert und stolpert, zu einem classischen Werke gestempelt ist. Die Zeit wird freilich Recht üben und das Ding unter die Bank stecken." „Lebensnachrichten", II, S. 82.

agdeburg absichtlich nicht entsetzt, um durch die Noth der Stadt auch die Be-
ücklichsten zu zwingen, sich ihm unbedingt in die Arme zu werfen. Der König
ußte auf diese Anklagen antworten, er schob die Schuld auf die Unentschlossenheit
r Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, von denen er nicht habe
issen können, ob er sie als Freunde oder Feinde anzusehen habe. Seine Antwort ist
wach und ihre Sophismen vernichten die richtige Ansicht nicht, dass Magdeburg
m nur als Lockspeise für Verbündete diente, oder solche, die es werden sollten,
d dass die Stadt ein Opfer ihres Vertrauens und seines Ehrgeizes wurde.

Ende des Administrators.

Gegen die Urheber des Abfalles der Stadt wurde eine Untersuchung ein-
leitet. Christian Wilhelm, der Administrator, kam als Gefangener nach
ien. Dort gieng er ein Jahr darauf zur katholischen Kirche über, schrieb sogar
n Buch über den Gang seiner Bekehrung und starb 1665 auf seinem Gute in
öhmen. Heinrich Pöpping, der Unterhändler zwischen der Stadt, dem
dministrator und Gustav Adolf, gestand, er habe gesündigt und sein Leben ver-
irkt, vertraue aber der Gnade Gottes und Tillys, und starb im Gefängnisse
ter Wehklagen, dass er die Stadt verführt habe. Den anderen Rädelsführern
ind die Hinrichtung bevor, der Gang der Ereignisse gab ihnen jedoch die Freiheit
ieder. Stalmann gelang es, zu entfliehen, er wurde aber 1635 auf Befehl
axners wegen politischer Spitzbübereien von den Schweden selber gehenkt.

Der Kurfürst von Brandenburg hatte seine Festungen den Schweden
ur so lange abgetreten, bis Magdeburg befreit sein würde; jetzt forderte er
ie wieder zurück. Gustav that zum Scheine, als sei er geneigt hiezu, gern
wolle er seinen Rückzug antreten, weil seine Gegenwart gewissen Personen
m Lande nicht willkommen sei. Jetzt fürchtete aber der Brandenburger, Tilly
möchte kommen und Strafe für seine frühere Nachgiebigkeit verlangen, und
at den König, noch einige Zeit zu bleiben. Dieser jedoch verlangte jetzt ein
estes Bündnis, worüber der Brandenburger in neue Angst gerieth, um neue
Frist bat, um mit dem Kursachsen sich zu berathen, und in der That trat
er Gedanke, eine dritte vermittelnde Partei zu bilden, in Berlin wieder hervor.
Lange ward hin und her unterhandelt, endlich riss dem König die Geduld:
r räumte in der That am 19. Juni 1631 Spandau, zog aber mit dem
gesammten Heere in Schlachtordnung vor Berlin und drohte mit Mord
und Plünderung, wenn die Stadt nicht augenblicklich die Thore öffne. Da
sank dem Kurfürsten der Muth, es ward von neuem verhandelt und am
21. Juni schloss er ein Bündnis mit dem König, wie dieser es wünschte.
Danach überließ er ihm Spandau für die ganze Dauer des Krieges und
Küstrin für alle Nothfälle. Dem Kurfürsten sollte es frei stehen, beim Leipziger
Bunde zu bleiben, aber er verpflichtete sich, dem König keine Soldaten abspenstig
zu machen, und zahlte monatlich 30.000 Reichsthaler zu Gunsten des königlichen
Heeres. Wahrscheinlich versprach damals Gustav, den Kurprinzen mit
seiner Erbtochter Christina zu vermählen. Spandau wurde nun wieder besetzt,
der König hatte jetzt eine sichere Rückzugslinie.[1])

Brandenburg zum Bündnis gezwungen.

Spandau und Küstrin.

[1]) Gfrörer, l. c. S. 701—705.

Doch griff der Schwede Tilly jetzt nicht an, wo er es konnte, a
setzte sich der Feldherr der Liga nicht gegen die Schweden in Bewegung,
sehr sein Herz danach glühte, vielmehr wichen beide Feldherren einander a
Verhandlungen. Der Grund lag in Unterhandlungen, die unter französischer Vermittl
zwischen Maximilian und dem Schwedenkönig wegen bayrischer Neutral
stattfanden.

Tilly durfte die Schweden jetzt nicht angreifen; er sandte einen Th
seines Heeres nach dem Norden und Westen, um die Leipziger Schutzverwand
zu entwaffnen, mit dem anderen brach er gegen Süden auf, um die Ernes
nischen Herzoge und Hessen-Kassel zu züchtigen, wobei er im Thürin
Walde viel Mannschaft verlor. Gustav aber begab sich nach Pommern, u
Greifswalde zu erobern; es war jedoch schon in die Hände seines Gener
Ake Tott gefallen, ehe er selbst ankam. Jetzt brach er mit seinem Heere n
Brandenburg auf und suchte von da das linke Elbeufer in seine Gewalt
bringen. Bei Tangermünde fand der Übergang auf das linke Ufer
11. Juli 1631. Aber jetzt nahte auch Tilly wieder mit seinem Heere, u
Lager bei Werben. Gustav Adolf bewog, sich zurückzuziehen und bei Werben,[1]) gegenüber der E
mündung der Havel in die Elbe, sich zu verschanzen. Diese glücklich gewähl
an und für sich schon feste Stellung, wurde mit allen Mitteln der Kriegskun
in denen Gustav Adolf ein Meister war, verstärkt. Von hier überfiel Gust
die Reiterei des heranziehenden Tilly und vernichtete bei Burgstall geg
1000 Mann in einem nächtlichen Gefechte. Tilly rechnete auf Einverständnis
mit den Einwohnern von Werben und wagte in der Nacht vom 27. Juli einen
Sturm, allein der Plan ward verrathen und der Sturm unter großen Verlust
abgeschlagen. Tilly musste sich zurückziehen. In seinem Lager herrschte Mangel,
im Lande hinter ihm war alles ausgeraubt. Die nächste Folge dieses Unfalls der
Mecklenburg. Waffen des Kaisers und der Liga war die Eroberung Mecklenburgs, welch
auf der einen Seite von den Schweden unter Ake Tott und auf der andern
von dem Herzog Adolf angegriffen wurde. Die kleinen Besatzungen konnten
sich nicht behaupten und im August 1631 wurden die alten Herzoge wieder ein-
gesetzt, das heißt als Lehensmannen des Königs, der bei den Festlichkeiten in
Güstrow anwesend war. Bald erhielt Gustav Verstärkung. Seine Gemahlin brachte
England. ihm 8000 Schweden aus seinem Erbreich. In England hatte, von Karl I.
insgeheim mit Geld unterstützt, der Markgraf Jakob Hamilton 6000 Mann
geworben und brachte sie auf Schiffen in die Peenemündung. Doch haben sie
dem König wenig genützt und seinen Gegnern wenig geschadet; sie waren der
Auswurf Englands und zergiengen wie Schnee an der Sonne.

Wichtiger waren für Gustav Geldsendungen, die damals aus den
Generalstaaten und England ankamen, und das dadurch steigende
Hessen-Kassel. Vertrauen in sein Glück, infolge dessen der Landgraf von Hessen-Kassel
am 22. August 1631 eine Übereinkunft mit dem Schweden dahin abschloss,
dass er sich und seine Völker dem Oberbefehl des Königs übergab und dafür
das Versprechen erhielt, dass der König seine etwaigen Eroberungen im Ge-
biete der Liga gutheißen werde. Auch anderen Fürsten war der Beitritt

[1]) Gfrörer, l. c. S. 706—713.

im Bündnis offen gehalten. So wurden Bernhard von Weimar die Bisthümer Bamberg und Würzburg als Herzogthum Franken versprochen. Begierig bissen die deutschen Fürsten in den hingehaltenen Köder. Auf der anderen Seite war Tilly in eine Lage gebracht, dass er aus Mangel die Länder des Kurfürsten von Sachsen angreifen und also diesen in die Armee des Königs jagen musste.[1])

Endlich kam vom Kaiser an Tilly der Befehl, der Neutralität des Sachsen
Sachsen ein Ende zu machen, aber nicht mit Einstimmung des Kurfürsten Maximilian, welcher noch immer hoffte, der schwankende Johann Georg werde sich auf die katholische Seite herüberziehen lassen, und den Übertritt desselben auf die schwedische Seite mit Recht als höchst verhängnisvoll betrachtete, denn Kursachsen war damals mehr als nochmal so groß als das heutige Königreich Sachsen. 18.000 Mann stark war die sächsische Armee, welche bei Leipzig stand. Pappenheim rieth, über dieselbe herzufallen und sie zu zersprengen, bevor der Schwede sich mit ihr vereinigen könne. Tilly zögerte, aber nicht, als ob ihm das Alter die Thatkraft geraubt, oder er nicht die Richtigkeit von Pappenheims Rath eingesehen hätte, sondern weil ihm durch Befehle des Kurfürsten von Bayern die Hände gebunden waren. Er schritt vor gegen Sachsen, aber zunächst nur mit Unterhandlungen.

Tilly schickte zwei Gesandte an den Kurfürsten mit der Aufforderung, sein von Tilly angegriffen.
Land dem Heere des Kaisers zu öffnen, seine Armee mit der kaiserlichen zu vereinigen, widrigenfalls er als Feind behandelt werden würde. Der Kurfürst lud die Gesandten in Merseburg zur Tafel und sagte beim Nachtisch: „Ich sehe wohl, dass man endlich daran denkt, das gute sächsische Confect zu versuchen, welches so lange geschont worden ist; aber gebt acht, meine Herren, dass ihr euch die Zähne nicht ausbeißt, denn in diesem Confect sind Kerne, die euch zu knacken schwer werden möchte.“[2]) Am anderen Tage entließ er sie mit dem Bescheid, er könne das Verlangte nicht gewähren, zugleich mit der Versicherung seiner treuen Gesinnung gegen den Kaiser, deren Wert Tilly umso besser zu beurtheilen wusste, als der Kurfürst seine Truppen nach Torgau zog und mit den Schweden in Unterhandlung trat.

Verstärkung war angekommen, Graf Egon von Fürstenberg stand mit 20.000 Mann in Eisleben, Altringer war mit 7000 Mann in der Nähe und Graf Fugger mit 10.000 Mann nicht mehr ferne. Hungersnoth auf der einen Seite und auf der andern das Gefühl, wie schmählich es wäre, jetzt zurückzuweichen, trieben Tilly zum Angriff. Pappenheim und andere hohe Officiere Pappenheim.
klagten ohnehin schon längst über das Zögern des greisen Feldherrn; jener war ein stolzer Soldat, der sich danach sehnte, im Kampf mit den Feinden des Kaisers sich zu messen und Ruhm und Macht zu gewinnen; die Rücksichten, welche Tilly zu nehmen hatte, verstand er nicht, in dessen kluger Vorsicht sah er nur Gebrechen des Alters. Seit Magdeburg grollte der heißblütige Pappenheim dem greisen Feldherrn. Dieser hatte die Stadt durch Vertrag zu gewinnen und zu

[1]) Gfrörer, l. c. S. 718—727.
[2]) Khevenhiller, Annales Ferdinandei, XI, 1693.

erhalten gehofft, jener, als der Oberbefehlshaber das verabredete Zeichen nicht gab, den Sturm auf eigene Faust unternommen, und bis zehn Uhr gekämpft, ohne unterstützt zu werden. Pappenheim klagte, dass er verlassen, verrathen, geopfert worden sei, und obschon die Einnahme Magdeburgs sein Werk sei, so habe Wolf von Mansfeld das Commando über die Stadt erhalten. So schwierig war die Lage Tillys, weil er zwei Herren, dem Kaiser und dem Kurfürsten von Bayern, zu gehorchen hatte. Während der Kaiser und die kaiserlich Gesinnten Tilly zum Angriff auf Sachsen trieben, forderte Maximilian seinen Feldherrn auf, ja die Unterhandlungen mit Johann Georg nicht abzubrechen, sonst werde man nicht bloß ihn auf den Hals bekommen, sondern auch alle Protestanten, die sich bisher ruhig verhalten hätten. Dennoch befahl Tilly jetzt dem Tiefenbach aus Schlesien durch die Lausitz in Sachsen einzubrechen. Er selber ließ Merseburg angreifen, als die Behörden sich weigerten, ihm Lebensmittel zu liefern. In kurzem hatte Pappenheim die Stadt bezwungen. Dann wurden Naumburg, Weißenfels, Jena gebrandschatzt und Leipzig aufgefordert, Lebensmittel zu liefern, und, als es sich weigerte, beschossen. Die Stadt ergab sich am 14. September, nur das Schloss hielt sich noch bis zur Schlacht bei Breitenfeld; die Bürgerschaft wurde milde behandelt, die Besatzung erhielt freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren.

Sachsen wirft sich Schweden in die Arme.

Johann Georg erntete nun die Frucht seines unschlüssigen Benehmens. Zu haltlos und zu wenig thatkräftig, um an der Spitze einer dritten Partei den Kaiser wie den Schweden zum Frieden zu zwingen, musste er jetzt, da er dem Kaiser sich nicht anschließen wollte, beim Schweden Hilfe erbitten. Gustav Adolf that anfangs spröde und machte hohe Forderungen, denn er wollte den Kurfürsten züchtigen für die große Rolle, die er ihm gegenüber hatte spielen wollen. Im Grunde des Herzens war der Schwede froh, dass der Sachse in sein Garn gieng, denn er führte ihm eine bedeutende Macht zu — er war der erste Fürst, das Haupt der Lutheraner. Der Krieg konnte jetzt umso eher zum Religionskrieg gestempelt werden und Sachsens Beispiel konnte andere Fürsten zur Nachahmung verlocken. Der Kurfürst war zu allem

Vertrag.

bereit. Nun schloss Arnim den Vertrag mit dem König dahin ab, dass beide Armeen sich vereinigen und die sächsische unter dem Oberbefehl des Königs stehe, dass der Kurfürst ohne Zustimmung des Königs keinen Friedensvertrag schließe, dass er alle festen Plätze an der Elbe dem König öffne und für den Unterhalt der Armee sorge, solange diese auf sächsischem Boden stehe. Vielleicht hat der König dem Sachsen in einem geheimen Vertrage noch Böhmen verheißen, doch war diesem nicht wohl zu Muth, dies zeigt ein Schreiben an Tilly voll loyaler Äußerungen gegen „den lieben Kaiser“, von welchem er nur nothgedrungen sich abwende.[1])

In Düben fand dann die Vereinigung des sächsischen und schwedischen Heeres statt. Der Kurfürst zeigte Kampflust und trieb zum Angriff, der Schwede mahnte an Vorsicht, denn wenn die Schlacht übel auslaufe, so dürften zwei Kur-

[1]) Gfrörer, l. c. S. 731—735.

ütte (der Brandenburger war auch bei den Berathungen in Düben, kehrte aber, eil wenig kampflustig, in sein Land zurück) gewaltig wackeln, oder gar springen. Im 16. September brach das vereinigte Heer in Schlachtordnung gegen Tilly uf. Dieser wünschte nicht zum Angriff vorzugehen, sondern in seiner starken Schlacht bei Breitenfeld.
Stellung, Leipzig im Rücken, den Feind zu erwarten, bis das Corps Altringers u ihm gestoßen wäre. Und er hätte hinter seinen Verschanzungen, gedeckt durch ie Pleiße und Parthe, allen Anstrengungen des Königs unüberwindlich trotzen önnen, allein der ungestüme Pappenheim verlangte die Schlacht, die sieggewohnte kaiserliche Armee brauche keine Verstärkung. Tilly widerstand, noch am Morgen es 17. September war er entschlossen, die Schlacht zu vermeiden. Da verlangte ber Pappenheim 2000 Reiter, um die Stellung des Feindes auszuforschen Pappenheim.
nd einige Gefangene zu machen. Nur zögernd gab Tilly die Erlaubnis, befahl hm aber strenge, jeden ernsten Zusammenstoß mit dem Feinde zu vermeiden. Pappenheim versprach es, hielt aber sein Wort [1]) nicht. Er band mit den Sachsen n und sandte an Tilly Boten über Boten: die Sachsen seien allein und Tilly verde es vor Gott und dem Kaiser und seinem Kurfürsten zu verantworten haben, enn er eine so prächtige Gelegenheit versäume. Noch immer zögerte Tilly, da am die Nachricht, Pappenheim sei in Gefahr und bedürfe weitere 2000 Mann, m sich herauszuhauen. In Verzweiflung schlug Tilly die Hände über dem Kopfe ammen: „Dieser Mensch wird mich noch um Ehre und guten Namen, den Kaiser aber um Land und Leute bringen." Er sandte ihm 2000 Kürassiere mit dem Befehl, bei Todesstrafe zurückzukehren. Pappenheim hatte sich aber in das Gefecht so verwickelt, dass alle 4000 Kürassiere, und das war der Kern der Reiterei, in Gefahr kamen und, um sie zu retten, musste Tilly jetzt seine sichere Stellung verlassen und zum Kampfe in die Ebene rücken.

So kam es zur bedeutsamen Schlacht bei Breitenfeld.[2]) Tillys Streit- Machtverhältnis.
kräfte betrugen 21.000 Mann zu Fuß und 11.000 Mann zu Pferde. Den rechten Flügel befehligte Fürstenberg, den linken Pappenheim, Tilly hielt in der Mitte. Die Schweden hatten 13.000 Mann zu Fuß und 9000 Reiter, der Kurfürst von Sachsen 11.000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter; jene waren den Kaiserlichen an Geschütz, namentlich an leichter Reiterei überlegen und schossen dreimal schneller, auch war für sie die Untermengung von kleinen Abtheilungen von Fußvolk zwischen die Reiterei von Vortheil; ihre reitende Artillerie wusste das Geschütz gut zu demaskiren und dann plötzlich wirken zu lassen. Die Schotten im schwedischen Heere wandten hier zum erstenmale das Pelotonfeuer an, während die kaiserlichen Fußregimenter große Vierecke bildeten, von denen immer Kampfweise.
die erste Linie, wenn sie das Gewehr abgefeuert hatte, sofort rechts und links abschwenkte, um sich hinter dem Viereck aufzustellen und der zweiten Linie Gelegenheit zum Feuern zu geben. Die schwedische Linie war ausgedehnter und beweglicher; wenn ihr Feuer in die tiefen Vierecke der Kaiserlichen einschlug, übte es eine verheerende Wirkung. Der Schlachtruf der Verbündeten war: „Gott mit uns!" — der der Kaiserlichen: „Jesus, Maria!" Die Schlacht begann um zwei Uhr nachmittags. Es war ein heißer Tag, der Südwest-Wind trieb die Staubwolken des Ackerfeldes, auf dem die Heere sich bewegten, den Schweden ins Gesicht. Gustav Adolf wollte durch eine Bewegung des rechten Flügels diesen Nach-

[1]) Pappus bemerkt l. c. p. 59: „Papenhemius navandae operae avidior toto equitatu in hostem evectus, ut aut deserendus aut quamvis ancipiti ausu eripiendus esset, invitum (Tillium) coegerat in discrimen venire."

[2]) Onno Klopp, Tilly, I, S. 331—335. — Gfrörer, l. c. S. 735—746.

Pappenheim. theil abwenden, Pappenheim aber hielt diesen Augenblick für geeignet, um die Schweden zu überflügeln und ihre Schlachtordnung aufzurollen. Sein Angriff war stürmisch, wurde aber von einem unerwarteten und vernichtenden Feuer empfangen und zurückgeworfen; siebenmal sammelte er seine Kürassiere zum neuen Sturm und jedesmal wurde er zurückgeworfen. Nach zweistündigem Kampfe, selbst verwundet und in die Flucht seiner Reiter mit fortgerissen, konnte Pappenheim sie erst jenseits Breitenfeld wieder sammeln. In der Hitze des Kampfes hatte er sich mit seinen Reitern zu weit links gezogen, das Fußregiment Holstein, das ihm gefolgt war, war nun entblößt, schlug sich aber mit der heldenmüthigsten Tapferkeit bis auf den letzten Mann; unter einem Haufen von Leichen lag, mit vielen Wunden blutend, der tapfere Oberst Adolf von Holstein. Indessen waren die Sachsen dem rechten Flügel der Kaiserlichen erlegen und hatten sich Tilly in wilde Flucht aufgelöst, der Kurfürst machte erst in Eulenburg Halt. Tilly in der Mitte hatte ihre Niederlage vollenden helfen, allein jetzt kam die ganze Stärke der feindlichen Armee gegen ihn. Seine Soldaten vollbrachten Wunder der Tapferkeit. Lange schwankte der Sieg, erst die Flucht der Fürstenbergischen Reiterei entschied die Niederlage. Der König sammelte seine Truppen zu einem neuen Angriff und Tillys Geschütz war von den Schweden schon genommen. Von allen Seiten wurde jetzt die Mitte der Kaiserlichen angegriffen, durch ein vernichtendes Kreuzfeuer gelichtet, Arme und Beine flogen umher. Der greise Feldverwundet. herr selber war schon verwundet, aber fünf wallonische Regimenter nahmen ihn in die Mitte: Balderon, Blancart, Götz, Dietrichstein und Chiese; immer kleiner wird der Haufe, aber sie weichen nicht. Zum erstenmal verliert der zweiundsiebzigjährige Feldherr eine Schlacht! Er will sich in den Tod stürzen; ein feindlicher Reiter, der lange Fritze, ruft ihm schon zu, sich zu ergeben, und schlägt in einemfort mit dem Kolben der Pistole auf ihn los. Der Herzog von Sachsen-Lauenburg schießt Fritze eine Kugel durch den Kopf und rettet Tilly. Seine Getreuen drängen sich um ihn. Die fünf Regimenter sind bis auf 600 Mann zusammengeschmolzen, aber sie fliehen nicht! Da macht die Nacht dem Kampfe ein Ende. Am Morgen zog diese heldenmüthige Schar, vom Feinde, der gleichfalls viel gelitten hatte, nicht verfolgt, traurig in Halle ein, den verwundeten Vater Tilly auf den Piken tragend.

Bedeutung der Schlacht. Das war die Schlacht bei Breitenfeld. 9000 Todte bedeckten die Ebene, 2000 Mann hatten die Sachsen verloren, 700 die Schweden, die übrigen waren Kaiserliche. Unermessliche Beute, die ganze Artillerie Tillys, mehr als hundert Fahnen, waren in die Hände des Siegers gefallen. Auch Pappenheim, aber von Tilly getrennt, hatte auf dem Schlachtfelde bis zur sinkenden Nacht ausgeharrt, aber er brachte am nächsten Morgen nur noch 400 Reiter nach Halle. Der Kern von Tillys Heldenscharen war gefallen. Doch nicht die Zahl der Todten und der verlorenen Geschütze machten diesen Tag so unheilvoll, sondern der Umstand, dass unter Führung der Schweden Deutsche gegen Deutsche gekämpft hatten! Onno Klopp nennt darum diesen Tag mit Recht einen Wendepunkt der deutschen Geschichte:[1] „Was Deutschland bei Breitenfeld verlor, war unersetzlich. Dort erst ward Deutschlands Ein-

[1] Onno Klopp, Tilly, II, S. 394.

eit zertrümmert, der kaiserlichen Macht, in welcher die politische Existenz er Deutschen als Nation beruhte, eine unheilbare Wunde geschlagen. Dort rst ward das deutsche Nationalgefühl, das bis dahin in allen Phasen des nheilvollen Krieges bei dem Kerne der Nation, bei dem wohlhabenden und ebildeten Theile derselben, entschieden jede Verbindung mit dem Fremden urückgewiesen, zerknickt und fast gebrochen. Fortan mussten die deutschen Städte und der deutsche Adel dem fremden Könige dienen, und in dem unndlichen Jammer der folgenden Tage während des Krieges und nach demelben, erwuchs der unselige Wahn, dass sie gern und bereitwillig das gehan, gern und bereitwillig dem fremden Könige und seiner Söldnerbande ehorcht, gern und bereitwillig die Freiheit, deren sie unter ihrem deutschen kaiser genossen, ihren Wohlstand und ihre Bildung dem geopfert, was der remde König und die gleichgesinnten kleinen Eroberer das evangelische Wesen annten. Dort erst, auf den blutgedüngten Äckern von Breitenfeld, gewann er fremde König festen Fuß, nicht eher. Dort erst eröffnete sich die begründete Aussicht auf die Durchführung des Planes, den der fremde Eroberer mehrere Jahre zuvor noch am Ufer des Mälarsees in die Worte kleidete: „Das letzte und höchste Ziel der ganzen Sache ist ein neues evangelisches Haupt, das vorletzte eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupte. Das Mittel hiezu ist die allgemeine Leitung des Krieges. Wer diese hat, ist Herr."

Ausbeute des Sieges.

Gustav Adolf wusste nicht bloß zu siegen, sondern auch den Erfolg auszubeuten. Auf den Schwingen des Sieges flog er jetzt nach Süddeutschland. In Halle bot ihm der Kurfürst von Sachsen schon seine Dienste an, um die römische Königskrone zu erwerben. Merseburg war schon am 19. September in seine Gewalt gekommen. Gustav benahm sich als Eroberer, der aber zugleich zu predigen und alle Kräfte der Demagogie zu entfalten weiß. Halle gehörte zum Magdeburger Erzstift, die Bürger aber mussten dem Könige den Eid der Treue schwören, denn er dulde keine Neutralität, mit anderen Worten, Halle wurde eine schwedische Stadt. Hier schloss er auch mit dem Hause Anhalt einen Vertrag ab; er gab dem Fürsten Ludwig die Statthalterstelle im Magdeburger Erzstift, hingegen musste dieser monatlich eine bestimmte Geldhilfe zur Führung des Krieges leisten.[1])

Halle.

Kriegsplan.

In Halle wurde der weitere Plan des Krieges besprochen. Der Kurfürst von Sachsen meinte, der König solle ungesäumt in Böhmen einfallen und dem Kaiser vor Wien die Gesetze des Friedens vorschreiben, er selbst wolle indes nach Franken aufbrechen, zur vollständigen Vernichtung der Liga. Anders aber beschloss der König. Im Augenblick hatte allerdings der Kaiser kein Heer und in Eilmärschen ließ sich's gewiss bis vor Wien bringen und konnte der Kaiser gezwungen werden, das Restitutions-Edict zurückzunehmen;

[1]) Chemnitz, l. c. I, p. 216. — Piufendorf, De rebus Suecicis, III, p. 31. — Röse, Bernhard, I, S. 154 ff. — Geijer, l. c. III, S. 194 ff.

dann hätten sich aber vielleicht Katholiken und Protestanten verbunden und Gustav vorgehalten: „Du hast ja erklärt, du seiest nur der bedrängten Religion wegen gekommen; was uns als Bedrängnis erschien, ist aufgehoben, kehre also in dein Reich zurück und störe den Frieden Deutschlands nicht mehr!“ Das wollte Gustav aber nicht, sondern selber Kaiser von Deutschland werden und aus den geistlichen Gebieten sich seine Hausmacht gründen. Deshalb sollte der Sachse auf der linken Seite in Böhmen den Krieg führen, Gustav auf der rechten Seite nach dem Rhein und in die sogenannte Pfaffengasse vordringen. Der Sachse verfeindete sich durch seinen Einfall gründlich mit dem Kaiser und musste also der sonst so schwankende und haltlose Mann beim Bunde mit Schweden verbleiben.

Die Reichsstädte schwedisch.

Gegen Ende September brach Gustav auf. Voraus giengen ihm nach Süddeutschland Martin Chemnitz[1]) und Rittmeister Rehlinger, um für den König die Städte zu gewinnen; und es gelang mit Nürnberg,[2]) Ulm und Straßburg. Die protestantische Geistlichkeit half nicht wenig dazu.

Erfurt.

27. September war Gustav Adolf in Erfurt.[3]) Auch hier mussten die Bürger schwören, ihm treu, hold und gewärtig zu sein, obschon sie neutral zu bleiben wünschten. Aber der König ließ die Neutralität nicht gelten und sprach mit einem Prediger von der Sache Gottes und der Befreiung der christlichen Kirche, wegen der er allein seinen Palast in Stockholm verlassen habe. Erfurt sollte ein Hauptbollwerk der schwedischen Herrschaft werden, darum musste es 1500 Mann Besatzung aufnehmen und wurden seine Befestigungen vergrößert. Für die Königin musste ein Palast geräumt werden. — Die katholische Geistlichkeit versicherte der König seines Schutzes, denselben hatten übrigens bisher unter katholischer Herrschaft auch die lutherischen Geistlichen genossen.

Die Jesuiten.

Nur die Jesuiten fuhr er hart an, obschon diese ihm persönlich nie etwas in den Weg gelegt hatten. In Schweden wurde damals jeder Jesuit zum Tode verurtheilt und jetzt waren sie in schwedischer Gewalt — darum warfen sich die Väter ihm zu Füßen. „Eure Pläne sind schlecht, eure Wege krumm, eure Grundsätze gefährlich!“ fuhr sie der König an, versprach aber schließlich, ihnen nichts zu Leid zu thun, wenn sie das Beispiel der Mäßigung der anderen Geistlichen nachahmten. Dagegen erklärte er die evangelische Geistlichkeit und ihre Güter für frei von jeder Kriegssteuer und Einquartierung. In Erfurt schloss der Schwede auch mit den Herzogen Wilhelm von Weimar, Ernst und Bernhard ein Bündnis, in welchem er ihnen für ihre guten Dienste Eroberungen auf dem Gebiete der Liga versprach. Es geschah öfters, dass er mehreren ein und dasselbe Land verhieß, um Zwietracht unter ihnen zu erregen und sie dadurch von sich abhängiger zu machen. „Eine Gewissenhaftigkeit“, meint der Schwede Geijer, „war ja der anderen wert.“ Mit anderen Worten: wie diese Fürsten bloß aus Habsucht ihren Eid der Treue gegen Kaiser und Reich gebrochen hatten, so konnten sie ihn auch gegen den Schweden brechen. Darum war Vorsicht und List geboten.

Mit der Einnahme von Königshofen wurde der Eintritt in die Pfaffengasse eröffnet. Am 13. October stand Gustav schon vor Würzburg. Der Bischof

---

[1]) Chemnitz, l. c. I, p. 217.
[2]) Murr, Beiträge. Nürnberger Chronik. S. 40.
[3]) Khevenhiller, l. c. XI, 1880. — Gfrörer, l. c. S. 755—759.

ar geflohen. Auf dem Schloss Marienberg waren viele Schätze des Landes ge-
ergen. Die Besatzung leistete hartnäckigen Widerstand. Würzburg wurde nach Würz-
burg.
erhandlungen am 15. October von den Schweden besetzt, die Festung hingegen
ußte am 17. October mit Sturm genommen werden. In der ersten Wuth
achten die Schweden alles nieder, was ihnen in den Weg kam, Soldaten, Geist-
he, Weiber.[1]) Die Beute war ungeheuer. Ein Zehntel der Summe hätte genügt,
n Tillys Heer stark zu machen, allein die Fürsten der Liga jammerten immer
er die Beiträge, die sie leisten sollten, und jetzt trug der Schwede die Schätze
von. Edelsteine, Perlen, die Bibliotheken der Bischöfe, der Universität, der Die
Beute.
uiten wurden nach Stockholm geschickt. Dabei erklärte der König in einer
roclamation, er sei nur nach Deutschland gekommen, um die deutsche Freiheit
r dem tyrannischen Kaiser zu retten und der Unterjochung aller Nationen vor-
beugen, und damit das arme Land nicht die Beute böser Menschen würde,
olle er sein Herr sein und nehme es unter seine Regierung. Und in der That
ß sich der Schwedenkönig als Herzog von Franken huldigen. Als ihn
Wilhelm von Weimar, dem er das Frankenland verheißen hatte, an sein
ersprechen mahnen ließ, erklärte der König: „Es gibt noch der Länder genug
verschenken, wenn Euer Herr treu und fleißig ist.“ — Auch nach den Schätzen
s Juliusspitals streckte Gustav seine Hände aus; als ihm aber der Ver-
alter die Flüche im Stiftungsbriefe vorlas, welche auf den Verderber dieser
ommen Anstalt geschleudert waren, rief er: „Ich will mit diesem Pfaffen in
ner Welt nichts zu schaffen haben, lasset ihm das Seine!“ Die reiche Beute
achte es dem Könige möglich, neue Regimenter anzuwerben, aber sie lockerte
uch merklich die Kriegszucht.[2])

Aber geschah denn von katholischer Seite gar kein Versuch, das schöne
Frankenland vor dem Feinde zu schützen? Allerdings! Tilly tritt wieder mit Tilly.
einem Heere auf. Wir verließen ihn an drei Wunden krank in Halle; keine
war tödtlich, was seine Gegner zur Verleumdung benützten, er sei schussfest.
Seine Niederlage ertrug er mit der männlichen Würde des Christen als eine
Prüfung, welche die Vorsehung über ihn verhängte. Pappenheim hatte ihn
wider seinen Willen in die Schlacht hineingerissen: er nahm nicht Rache
an ihm, er rühmte im Gegentheil seine heldenmüthige Tapferkeit und dass
r bis zum nächsten Morgen auf dem Schlachtfelde geblieben sei. Obschon
in achtundsiebzigjähriger Greis, zeigte doch Tilly eine jugendliche Regsam-
keit, um wieder ein Heer zu sammeln. Bei der Disciplin, die unter den
Seinen herrschte, bei dem Vertrauen, das er überall genoss, gelang dies un-
erwartet schnell.

Tilly wandte sich nach Westfalen, um den Schweden nach sich zu ziehen.
Die Corps von Altringer, Fugger und Merode vereinigten sich mit ihm. Die
Infantin Isabella sandte ihm aus den Niederlanden zwei kaiserliche Regi-

[1]) Diesmal unter dem Rufe: „Magdeburger Quartier!“

[2]) Scharold, Geschichte der schwedischen Zwischenregierung in Würzburg. I. Heft. — Chemnitz, l. c. I, S. 230—236. — Gfrörer, l. c. S. 758—761. — Onno Klopp, Tilly, II, S. 348—352. — Gropp, Würzburger Chronik, I, S. 431. — Soden, Gustav Adolf und sein Heer in Süddeutschland, 3 Bde., 1865—1869.

menter, Hameln lieferte ihm neue Kanonen, so hatte er am 12. October 1631 schon wieder 18.000 Mann zu Fuß, 26 Geschütze und 182 Cornet Reiter. Zunächst griff er das Gebiet des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel an. Am 19. October brach er von Fulda auf, um Würzburg zu befreien.

Karl von Lothringen.

Miltenberg stieß der Herzog Karl IV. von Lothringen mit 12.000 Mann zu ihm. Dieser war ein Verwandter Maximilians, und das Versprechen der Kurwürde lockte ihn, trotz der Drohung Richelieus, sich Lorbeeren und Ruhm zu erwerben. Maximilian I. wies ihn auf die Gefahr hin, er werde, wenn Gustav sich des Rheingebietes bemächtige, zwischen der schwedischen und französischen Macht erdrückt werden.[1]) Der Kaiser hatte ihm die Städte Zabern und Hagenau pfandweise abgetreten.

Tilly hatte jetzt 40.000 Mann beisammen. Wie gerne hätte er sich auf den Schweden gestürzt, um den letzten Schimpf zu rächen! Allein Würzburg war zu schnell gefallen und Tilly bekam gemessenen Befehl, keine Schlacht zu wagen — Thränen traten ihm in die Augen! Er suchte nun die umliegenden Städte am Main und Rhein und Neckar zu retten. Die Schweden nahmen unterwegs Wertheim weg, Rothenburg an der Tauber, Hanau, Aschaffenburg.

Frankfurt.

Frankfurt bat um Neutralität; der König aber meinte, es gelte jetzt Glauben, Freiheit und das Wohl des Reiches, und er habe den Schlüssel zu allen Festungen gefunden. Am 27. November erzwang er den Einmarsch bei Sachsenhausen und zog dann in Frankfurt ein. Bald darauf standen die Schweden am Rhein. Der Landgraf von Hessen-Kassel stieß zum Heere des Königs. Georg von Hessen-Darmstadt suchte vergebens einen Frieden zu verhandeln. Gustav Adolf nannte ihn nur „des heiligen römischen Reiches Erzfriedensstifter".

Nürnberg.

Da kam die Nachricht, dass Tilly Nürnberg bedrohe. Gustav schrie: „Der alte Teufel mit all seinen Jüngern Pappenheim, Fürstenberg, Gallas, Ossa liegt nun vor Nürnberg" und beschloss, sofort gegen ihn aufzubrechen. Pappenheim war jedoch nicht mehr bei Tilly. In Gunzenhausen brach offener Zwiespalt zwischen beiden aus und entfernte sich jener, um ein selbständiges Commando zu führen und im Rücken des Königs, in Westfalen gestützt auf die festen Plätze an der Weser, zu operieren. Auch Herzog Karl war nicht mehr bei Tilly, er war auf die Nachricht, dass der König von Frankreich an den Grenzen von Lothringen eine drohende Haltung einnehme, plötzlich dahin zurückgekehrt. Pappenheim hatte sich gerühmt, mit 5000 Mann zu Fuß

Tilly.

und 2000 Reitern Nürnberg zum Gehorsam zu zwingen; jetzt rückte Tilly vor die Stadt, die aber im Besitze von viel Geschütz und 30.000 Waffenfähigen tapfer sich wehrte und einen Ausfall nach dem andern unternahm. Schon trafen Tilly Vorbereitungen zu einem allgemeinen Sturm, als ein Mann beim Geschütz, der früher in Ulm gedient und den Fürstenberg mit Gewalt in ein ligistisches

Verrath.

Regiment gesteckt hatte, bevor er entfloh, wahrscheinlich bestochen, eine brennende Lunte unter ein Pulverfass legte. Tillys ganzer Pulvervorrath flog in die Luft. Voll Schmerz rief der Greis aus: „Ich sehe nun wohl, dass ich vom Glücke nichts mehr zu hoffen habe." Er brach die Belagerung ab, mit einem Theile seines Heeres zog er der Donau zu, den anderen sandte er nach Böhmen, um den Sachsen die Spitze zu bieten.[4])

[1]) Schreiber, l. c. S. 531.
[2]) Khevenhiller, Annales Ferd., XI, p. 1884—1885.
[3]) Gfrörer, l. c. 761—768.
[4]) Ibid. S. 768—770.

Der Kurfürst Johann Georg hatte Ende September in der That sein Sachsen in Böhmen,
eer unter Arnim gegen Böhmen geschickt; das Königreich war von Vertheigern entblößt, die Reichen flohen nach Wien; am 15. November capitulierte rag, die kleine Besatzung zog sich nach Tabor zurück.

Auch Wallenstein verließ Prag, seine Güter schonte Arnim, wie die r Protestanten, die Güter der Katholiken dagegen wurden geplündert. Vier rchen wurden in Prag den Katholiken genommen, die Jesuiten mussten alle in Prag.
rte meiden, welche die Sachsen besetzt hielten. Dagegen kehrten die Verbannten rück, unter ihnen auch der alte Thurn, und bemächtigten sich wieder ihrer äuser und Güter. Die Soldaten, welche Tilly nach Böhmen entsendet hatte, bst den schlesischen Abtheilungen unter Götz und Tiefenbach wurden von nim geschlagen. Im ganzen aber traten die Sachsen leise auf, die Angst des rfürsten vor dem Kaiser und dem Glücke, welches sich diesem wieder zuwenden nte, war schuld daran.[1])

Auf die Kunde vom Unfalle Tillys vor Nürnberg war Gustav Adolf nach rankfurt zurückgekehrt. Dort begrüßte ihn Oxenstjerna mit dem Beisatze, hätte ihm seine Glückwünsche noch lieber in Wien dargebracht, dort drängten die deutschen Fürsten um den Sieger, wie später in Erfurt um Napoleon, Land und Leute von ihm zu erbetteln. Von dort brach er am 11. December gen Mainz auf, am 17. December setzte er über den Rhein, der Kurfürst Gustav in Mainz.
r entflohen, nur 2000 Spanier vertheidigten sein Land. Oppenheim ward im ten Anlauf genommen, 23. December capitulierte die Besatzung von Mainz. 0 Geschütze fanden sich in der Stadt, die Bürger mussten die Plünderung mit 0.000 Thalern abkaufen, die katholische Geistlichkeit musste 200.000 Thaler legen und auf der Kanzel beten, dass Gott das Vorhaben des Schwedenkönigs men möge. Speier und Worms traten mit dem Könige in ein Bündnis. annheim wurde von Bernhard von Weimar durch einen Handstreich nommen.[2]) Gustav Horn nahm Mergentheim, den Sitz des Deutschdens, Heilbronn, Wimpfen, Neckarsulm. Am Gestade der Ostsee rd indes von Ake Tott Rostock bezwungen, Wismar zur Übergabe gethigt. Überall lächelte den schwedischen Waffen das Glück.

Dieses aber musste den französischen Hof stutzig machen. Richelieu Richelieu.
tte wohl die Schwächung der Kaisermacht angestrebt, nicht aber, dass unter hwedischem Banner eine weit gefährlichere an ihre Stelle trete. „Der Gothe ht zu weit," meinte Ludwig XIII., „man muss seinen Fortschritten Ein- Ludwig XIII.
alt thun." Um dem Kriegsschauplatz näher zu sein, verlegte der König sein oflager nach Metz. Dahin kam am 26. December 1631 Herzog Karl n Lothringen und erhielt Verzeihung für seine Einmischung in den Lothringen.
utschen Krieg zu Gunsten des Kaisers — aber um welchen Preis! Statt nes unabhängigen Fürsten wurde Karl ein Vasall Frankreichs, er verzichtete m 6. Januar 1632 auf alle Verbindung mit dem Kaiser wie mit Spanien; r verhieß, ohne Zustimmung des Königs von Frankreich keine Allianz mehr

[1]) Khevenhiller, l. c. XI, p. 1918—1924, 1945 ff.
[2]) Gfrörer, l. c. S. 769—771.

zu schließen, der französischen Armee freien Weg durch sein Land nach Deutschland zu gestatten und seine Armee der des Königs anzuschließen, alle Feinde des Königs, welche Zuflucht in Lothringen suchten, demselben auszuliefern, endlich räumte er dem Könige seinen festesten Platz Marsal ein. Dafür versprach Ludwig XIII., ihn gegen jedermann zu beschützen.[1]) Nach Metz kam auch der flüchtige Bischof von Würzburg und verlangte Hilfe für die katholische Sache im Namen der Liga. Dort führten die Gesandten von Bayern, Köln und Trier Klage, welche der päpstliche Nuntius befürwortete. Richelieu erklärte mit weinenden Augen, die Liga sei selber schuld an ihrem Unglück, weil sie keine Neutralität beobachtet, sondern den Kaiser unterstützt habe; sie solle nur den Kaiser verlassen, so sei sie geborgen und werde der Schwede ihre Staaten verschonen. Schon im Sommer 1631 hatte Bayern mit Frankreich unterhandelt um gegenseitige Hilfe im Falle eines Angriffes, dieses wollte 9000 Mann zu Fuß und 2000 zu Roß, jenes 3000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter stellen, und sie versprachen, einander alles Gute zu erweisen und vor Schaden zu bewahren, der Vertrag sollte ein Geheimnis bleiben für Schweden wie für Österreich. Als Maximilian nach der Schlacht bei Breitenfeld Hilfe von Frankreich verlangte, mahnte ihn Richelieu, neutral zu sein.[2]) In der Noth unterhandelte der Bayer im December mit Charnacé über einen Neutralitätsvertrag zu Nürnberg und Marquis de Brezé im Auftrag des französischen Hofes mit Gustav Adolf zu Mainz. Bei letzteren Verhandlungen trat zum erstenmal die Absicht Frankreichs auf das linke Rheinufer, aber auch die Unmöglichkeit an den Tag, daſs Richelieu und Gustav Adolf auf die Dauer Verbündete bleiben könnten. Auf die Mahnung des französischen Unterhändlers, die Schweden möchten nicht das Elsaſs ergreifen, denn dieses gehöre schon seit den Zeiten des Königs Dagobert zu Frankreich, entgegnete Gustav, er sei nicht gekommen als Verräther, sondern als Beschützer des Reiches, deswegen könne er nicht zugeben, daſs eine Stadt oder Landschaft davon abgerissen werde. Als de Brezé verlangte, ein französisches Heer solle zugleich mit dem schwedischen in Deutschland einrücken, meinte der König, er werde mit Deutschland schon allein fertig, die Franzosen möchten nur in Catalonien einrücken.[3]) Auf die Forderung eines Vertrages mit Bayern stellte der Schwede Bedingungen, auf welche Maximilian nie eingehen konnte,[4]) z. B. die Liga solle alle seit 1618 genommenen Städte, Festungen und Provinzen in dem Zustande herausgeben, in welchem sie vor dem Kriege gewesen, das Heer der Liga dürfe die Stärke von 12.000 Mann nicht überschreiten, den kaiserlichen Truppen keinen Durchzug gestatten und dergleichen.

Widerum Neutralität.

Frankreich will den Rhein.

[1]) Dumont, Corps diplomatique, VI, p. 28. — Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 348—358.
[2]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 358—361.
[3]) Ibid. VIII, p. 363—369.
[4]) Londorp, Acta publica, IV, p. 278. — Gfrörer, l. c. S. 800—804.

Maximilian konnte nur suchen, Zeit zu gewinnen, denn auch der Kaiser mahnte ihn. Man war in Wien der Überzeugung, dass gegen Abtretung des linken Rheinufers Frankreich in ein Kaiserthum Gustav Adolfs willige. Von den Verhandlungen zwischen Bayern und Frankreich hatte der Kaiser durch die Defschen Kunde erhalten, die einem französischen Courier in Breisach abgenommen worden waren. Ferdinand schrieb an Maximilian, es sei doch beispiellos, wie die deutschen Fürsten ihren Kaiser verlassen, den sie geradezu angetrieben zum Restitutions-Edict, das ihm so viele Feinde erweckt habe. Maximilian antwortete mit wenig Wahrhaftigkeit, er habe sich in diese Verhandlungen nur einlassen, um die bösen Pläne Frankreichs gegen das Deutsche Reich zu hintertreiben. Maximilian I.

Die Verhandlungen wegen der Neutralität mussten scheitern, weil Gustav die Gebiete der geistlichen Fürsten für sich einziehen wollte. Darum griff Richelieu rasch nach einem Vortheile, wo er sich ihm darbot: der Kurfürst von Trier flehte um Schutz und schleunigst sandte Frankreich Truppen, um die Festungen Ehrenbreitstein und Philippsburg zu besetzen. Dass der Schwede Krieg um jeden Preis, dass er die Kaiserkrone, nicht bloß die religiöse Freiheit wolle, zeigen auch die Forderungen an den Kurfürsten von Mainz, welcher im Auftrage des Kaisers um Frieden unterhandelte: das Restitutions-Edict sei null und nichtig, das lutherische und das katholische Bekenntnis sollen gleichberechtigt sein; Böhmen, Mähren und Schlesien werden in den vorigen Stand gesetzt und die Verbannten kehren zurück. Friedrich V. kehrt in seine Staaten zurück und erhält wieder den Kurhut, welchen der Bayer verliert; Augsburg wird wieder evangelisch; in alle Stifte werden, zum Zeichen der Gleichberechtigung, gleich viele Evangelische wie Katholische aufgenommen; die Jesuiten werden als Störer des Friedens aus dem Reiche verbannt; alle durch das Restitutions-Edict veranlassten Unkosten müssen ersetzt werden; endlich muss zum Danke für die Rettung des Reiches Gustav Adolf zum römischen Könige gewählt werden. Das war die vielgerühmte Uneigennützigkeit des Schwedenkönigs. Zwar waren die meisten Länder der Liga in seiner Gewalt, zwar hatte weder der Bayer noch der Kaiser im Augenblicke ein Heer, das dem Feinde gewachsen war, aber unter solchen Bedingungen konnten sie nicht Frieden schließen, sie mussten einen letzten Kampf wagen.[1] Trier. Gustavs Forderungen.

Mit der Wiederherstellung des Pfälzers war es übrigens dem Schwedenkönige nicht ernst, denn er wollte die Pfalz für sich behalten; das zeigt die Art, wie er Friedrich V. behandelte,[2] obschon er in seinen Manifesten versprochen hatte, alle vom Kaiser verjagten Fürsten in ihre Länder wieder einzusetzen. Friedrich V. hatte die Neigung, alles rosig anzusehen: er hatte in solcher Stimmung die böhmische Krone angenommen — ohne Mittel und Thatkraft, sie zu behaupten; er hatte seine Hoffnung auf die Union, auf die Türken, auf Mansfeld, auf den Dänenkönig, auf Holland und auf England gesetzt — und war Der Pfälzer

[1] Gfrörer, l. c. S. 800—807.
[2] Ibid. S. 807—809.

immer getäuscht worden. Aber die Hoffnung gab er nicht auf, ja seine Brust schwoll erst recht von Hoffnungen, als der Siegeszug des Schweden durch Deutschland begann. Vertrauensselig nahm er Abschied von den Hochmögenden im Haag, die ihm 100.000 Gulden Reisegeld verehrten. Mit 40 Carossen und 70 Reitern zog Friedrich V. in Frankfurt auf. Gustav meinte mit Recht, der Pfälzer hätte das Geld besser für Soldaten verwendet; übrigens behandelte er ihn als König und ließ ihn zu seiner Rechten reiten, aber aus der Übergabe der Pfalz an ihn ward nichts, obschon der Schwede fast die ganze Rheinpfalz in seiner Gewalt hatte. Als der englische Gesandte Vane den König an sein gegebenes Wort erinnerte, erklärte dieser: „Ich bin bereit, den Kurfürsten in seine Staaten wieder einzusetzen, aber nur wenn England mit mir ein Bündnis gegen Spanien schließt und 12.000 Mann auf seine Kosten zu meinem Heere stellt und bezahlt.“ — Noch immer verlor Friedrich die Hoffnung nicht und glaubte an die besten Gesinnungen Gustav Adolfs gegen ihn. Endlich nach Monaten wagte er seine Bitte vorzubringen; aber da hieß es, zuvor müsse er den König als seinen Lehensherrn anerkennen und müsse Schweden über die Kräfte seines Landes verfügen. Allein was blieb da dem armen Friedrich? Wofür hatte er sein ganzes Leben gearbeitet? Wofür in einemfort dem Kaiser Feinde erweckt, wofür das Brot der Verbannung gegessen und seine Kinder ins Elend gestürzt? Diese Enttäuschung konnte Friedrich V. nicht verwinden, denn sie war eine wohlverdiente; er legte sich hin und starb am 29. November 1632 in Mainz.

Auch aus anderen Verhandlungen gehen die Pläne des Schweden hervor. So aus den Abreden mit Brandenburg, dessen Erbfürst mit Gustav Adolfs einziger Tochter Christina vermählt und Kurfürst von Mainz und Herzog von Franken werden sollte, aber unter der Bedingung, dass Brandenburg auf seine Anwartschaft an Pommern verzichte; so aus den Unterhandlungen mit Georg von Lüneburg, der alle welfischen Lande bekommen sollte und das Bisthum Minden und das Eichsfeld, wenn er sechs Regimenter für den schwedischen Dienst aufstelle. Aber zu gleicher Zeit versprach der König dem Herzog von Weimar den Besitz des Eichsfeldes und dem Landgrafen von Hessen-Kassel das Bisthum Minden. Mit andern Worten: Gustav Adolf schaltete mit deutschen Ländern viel gewaltsamer, als der Kaiser, und lockte durch Versprechungen die Fürsten an sich und entzweite sie untereinander. Dem Herzog Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel versprach er viele Besitzungen, wenn er ihn nächst Gott nicht allein als Schutzherrn ehre, sondern auch seine Erben und Nachfolger im Reich und der Krone Schweden dafür achte, d. h. statt eines Wahlreiches wäre Deutschland ein Erbreich unter der Dynastie Wasa geworden. Desgleichen mussten die Herzoge von Mecklenburg ihn als ihren Schutzherrn anerkennen. Um die Reichsstädte zu gewinnen — und diese blieben ihm in der That am längsten treu und thaten am meisten für die Schweden — verschenkte Gustav ihnen die Güter der Deutschherren, die der Adel eigentlich als seinen Söhnen bestimmt ansah. Und wie später beim Auseinanderfallen des Reiches die deutschen Standesherren beim ersten Consul in Paris um Vergabungen bettelten, so drängten sie sich jetzt an den König in Frankfurt und Mainz. „Je höher die Person,“ sagt Chemnitz, „desto größer ihre Ansprüche.“ [1])

Christina.

Wie Gustav Gebiete vertheilt.

Da die Verhandlungen mit der Liga sich zerschlugen, begann der Feldzug von 1632 schon im Februar. Horn nahm Bamberg weg und ließ die Bürger-

[1]) Gfrörer, l. c. S. 809—812. — Onno Klopp, Tilly, I, S. 371—380.

schaft der Krone Schweden Treue schwören und in der Domkirche evangelischen Gottesdienst halten. Auf die Bitten des verjagten Bischofs hin befahl Maximilian dem Tilly, das Bisthum wieder zu erobern. Am 9. März stand dieser vor der Stadt, und nahm nach einem erbitterten Kampfe Bamberg in Besitz. Eben wollte Gustav Adolf Philippsburg und Heidelberg belagern, als er auf die Kunde hievon gegen Tilly aufbrach. Der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld sollte am Oberrhein und Bernhard von Weimar am Unterrhein die schwedischen Eroberungen fortsetzen, beide unter der Leitung Oxenstjernas. Bei Kissingen hatte Gustav 30.000 Mann unter sich, bald stießen weitere 10.000 Mann zu ihm. Einer solchen Macht war Tilly nicht gewachsen, er zog sich deshalb gegen Ingolstadt zurück.[1] Bamberg.

Am 31. März zog der Schwede in Nürnberg ein. In der Anrede an die Bürger sagte er, eine so volkreiche Stadt habe er in seinem Leben nicht gesehen, aber Gott werde ihnen auch nicht alle Tage einen solchen Prediger schicken wie ihn, der nichts anderes begehre, als ihnen mit Gottes Gnade zu helfen und sie zu trösten. Doch nicht bloß seine Worte umstrickten sie, dass sie ihm versprachen, ihm getreulich beizustehen und zu ihm zu halten, — der Anfang der Erbhuldigung — sondern auch das Geschenk der deutschherrlichen Güter, die auf nürnbergischem Grunde lagen.[2] Von da brach der König gegen Donauwörth auf. Der Schellenberg wurde erstürmt, die Kanonen gegen die Stadt gerichtet. Die Bürger zwangen den bayrischen Commandanten, die Stadt zu räumen. In der Nacht sprengten die Schweden die Thore.[3] Nach fünfundzwanzig Jahren bayrischer Herrschaft wurde die lutherische Religion wieder hergestellt und Donauwörth eine schwedisch-deutsche Stadt. Dann gieng es gegen Rain, wo Tilly hinter dem Lech eine feste Stellung bezogen hatte, Maximilian war mit aller Landwehr, die er in der Eile hatte zusammenraffen können, im Lager erschienen. Der Schwede beschloss, im Angesichte der Feinde den Übergang zu erzwingen; er war dem Gegner überlegen an Mannschaft und Geschütz, 72 Feuerschlünde spielten auf Tillys Stellung. Das linke Ufer, wo der König stand, war höher als das rechte, wo Tilly sich verschanzt hatte. Der Geschützkampf dauerte vom 13. April bis zum 15. April. Die Bayern hielten sich tapfer. Tilly war unermüdlich. Maximilian beschwor ihn umsonst, sich der Gefahr nicht mit solcher Verwegenheit auszusetzen. Am Morgen des 15. April wurde Altringer am Kopfe verwundet und Tilly, indem er die ganze Strecke des Lech hinabritt, das rechte Bein ober dem Knie zerschmettert. Maximilian sah sich im Augenblicke der Entscheidung seiner beiden besten Generale beraubt, dennoch wollte er den Kampf fortsetzen, aber der Kriegsrath sprach sich einstimmig für den Rückzug aus, das Unglück Tillys hatte die Soldaten entmuthigt. Während sie den Soldatenvater in einer Sänfte weiter trugen, gab der edle Sterbende Maximilian die letzten Rathschläge. In Ingolstadt erklärten die Ärzte die Wunde für tödtlich. Unter den gräßlichsten Schmerzen leitete Tilly die Vertheidigung, denn die Schweden waren nachgerückt, und dictierte Schreiben, namentlich an Wallenstein, den er dringend um Hilfe ersuchte, denn alles stehe in Gefahr. In der Nacht des 23. April schlugen seine Krieger zwei Stürme der Schweden zurück. Den Kurfürsten mahnte Tilly, Regensburg rasch zu besetzen. „Regensburg, Regensburg!“ ertönte einmal Nürnberg. Donauwörth. Rain. Tilly verwundet, stirbt.

[1] Gfrörer, l. c. S. 812—814.
[2] Murr, Beiträge, S. 45 ff.
[3] Gfrörer, l. c. S. 817—821.

über das andere von seinen erbleichenden Lippen. Beim Rückblicke auf sein ruhmreiches Leben beklagte er nur, dass man ihm nach der Leipziger Schlacht die Hände gebunden und ihn, wo er Mittel und Gelegenheit hatte, verhindert habe, am Feinde glänzende Wiedervergeltung zu üben. Doch dachte er weniger an sich als an das Vaterland. Er hat in zweiundzwanzig Hauptschlachten gesiegt, von der Pike auf gedient und sich auf dem schweren Wege des Verdienstes emporgearbeitet. Er hat gelebt wie ein Held, er ist gestorben wie ein Heiliger.[1] Der brechende Blick hieng am Kreuze, das er sich am Fuße des Bettes hatte aufstellen lassen. Seine letzten Worte waren: „In te Domine speravi, non confundar in aeternum." Seine geringe Hinterlassenschaft vermachte er den Tapfern, die ihn in der Schlacht bei Breitenfeld nicht verlassen hatten. Geld hatte er sich nie gemacht, obschon er Millionen hätte erwerben können. Seine Leiche ruht in der Tilly-Kapelle zu Altötting, der Kaiser erbat sich das Schwert des Feldherrn.

Tillys Charakter.

Tillys Nachruhm.

Die Zeitgenossen, Katholiken wie Protestanten, rühmen Tillys hohe Einsicht, seine Tapferkeit, seine Tugend.[2] Selbst der eifersüchtige Wallenstein, der ihn im Stiche ließ, rief bei der Nachricht von seinem Tode: „Er hatte nicht seines Gleichen." Nur einer verleumdete ihn beharrlich aus Hass und dieser war Gustav Adolf, denn es galt, den Flecken von Magdeburg auf Tilly zu wälzen. „Ihr leset ja Messen für Tilly, wo glaubt ihr wohl, dass er jetzt sein wird?" fragte er den Rector der Jesuiten in München. — „Im Himmel, so hoffen wir." Da stampfte der König vor Zorn und rief: „Er war ein Tyrann, er war ein Barbar" — und dies war die Losung, die über Tilly in den von Schweden inspirierten Berichten ergieng. So schwärzte ihn Spanheim an, der in Gustav Adolfs Auftrag den „Soldat Suédois" schrieb. Diesen benützend hat Schiller mit seiner reichen Phantasie und seinem Grundsatze: „Die geschichtlichen Personen müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden", den Tilly wie einen Teufel gemalt.[3] In edlerer Gesinnung hat König Ludwig I. dem verdienten Feldherrn ein Denkmal gesetzt und bei der Einweihung die erhabenen Worte gesprochen: „Zwei Jahrhunderte hindurch war er arg verleumdet, aber endlich drangen die Strahlen der Wahrheit durch die Nebel des Vorurtheils."

Augsburg.

Indes zog Gustav Adolf am 24. April in Augsburg ein, welches, weil hier das Glaubensbekenntnis der Lutheraner abgefasst ward, in seinen Augen besondere Bedeutung hatte. Das Stadtregiment wurde geändert, der katholische Rath wich dem evangelischen, die Bürgerschaft schwur Gustav Adolf Treue als ihrem gnädigsten Herrn und König, ihr Name wurde aus Augusta

---

[1]) Onno Klopp, Tilly, II, S. 432—433.

[2]) Seine Krieger feierten ihn in einem seiner würdigen Lied (vollständig abgedruckt in Hormayrs „Taschenbuch für 1848", S. 49, und in Gödeckes, „Eilf Büchern deutscher Dichtung"). Darin heißt es:

„Kein Held ist nie gewesen
Viel hundert Jahre her,
Hab' auch von keinem g'lesen,
Der Tilly gleiche wär
An Herz, an Glück, an Siegen. —
Ihr Römer, schweiget still,
Ihr müsst da unten liegen,
Wenn man's vergleichen will!"

[3]) Meisterhaft gezeichnet ist Tillys Bild von Onno Klopp in dem hier oft angeführten Werke.

n Gustava umgewandelt, sie bekam eine schwedische Garnison und sollte befestigt und die Hauptstadt des neuen Kaiserthums werden.[1])

Dann wandte sich der König gegen Ingolstadt, dessen Brückenkopf auf dem rechten Ufer der Donau er angriff. Bei der Besichtigung der Stellung des Feindes erkannte ein bayrischer Kanonier den König und tödtete ihm durch eine Kugel das Pferd unter dem Leibe. Gustav stürzte mit dem Rosse zu Boden, erhob sich aber ruhig mit den Worten: „Der Apfel ist noch nicht reif." Ingolstadt.

Im Lager vor Ingolstadt fanden wichtige Verhandlungen statt. Ein Botschafter Richelieus sprach hier wieder für die Neutralität des Bayerfürsten, was der natürlich nichts werden konnte. Als der Botschafter mit einem französischen Heere drohte, antwortete Gustav: „Der König von Frankreich braucht sich nicht so weit zu bemühen, an der Spitze von 100.000 Mann werde ich selbst nach Paris kommen und dort persönlich unsere Streitigkeiten ins Reine bringen." Auf die Frage, wie weit er seine Eroberungen zu treiben gedenke und wo er ihnen Grenzen stecken wolle, antwortete der König: „Da, wo es mein Interesse erfordert." — Mit andern Worten, die Tage der innigen Verbindung mit Frankreich waren vorüber! Wäre Gustav Kaiser geworden, so hätte er zu allererst einen Krieg gegen Frankreich unternehmen müssen. Auch den deutschen Fürsten giengen endlich über seine Ziele die Augen auf, denn wir hören von einer Rede des Königs in dieser Zeit, worin er sich gegen den Vorwurf vertheidigen musste, dass er diesen Krieg nicht zur Rettung Deutschlands führe, sondern um sich selbst zu bereichern. In keiner anderen Absicht habe er jedoch sein Reich verlassen und alles, was ihm lieb sei, als nächst seiner eigenen Sicherheit wegen um der Tyrannei des Hauses Österreich Einhalt zu thun.[2]) Spannung mit Frankreich.

Ingolstadt vermochte der König nicht zu nehmen. Der Bayer hatte dort vier Regimenter gelassen, sich selbst aber gegen Regensburg begeben, welches als wichtige Festung an der Donau und als das Thor zu Österreich galt. Die Bürger waren bereit, 1500 Bayern in die Stadt aufzunehmen, Maximilian aber erzwang den Eingang für den gesammten Rest seines Heeres. So ward diese Stadt vor den Schweden gerettet. Von seinen eigenen Staaten blieb Maximilian nur noch Ingolstadt. Die Kurfürstin war nach Salzburg geflohen. — Am 17. Mai erschienen die Schweden vor München. Die Stadt kaufte mit 300.000 Thalern die Plünderung ab, kniend überreichte der Rath die Schlüssel. Der Pfälzer ritt beim Einzuge zur Rechten des Königs, sein Hass gegen den Kurfürsten gieng so weit, dass er das Schloss zu untergraben und in die Luft zu sprengen wünschte.[3]) Gustav Adolf wies diesen Vorschlag zurück. Er hielt Regensburg. München.

[1]) Gfrörer, l. c. S. 823.

[2]) Chemniz, l. c. I, S. 329. Der Inhalt dieser Unterredung wurde alsbald in Flugschriften durch Deutschland verbreitet, um für Gustav die Stimmung des Volkes zu gewinnen. Vergl. Schreiber, l. c. S. 545, 562.

[3]) Seine Gattin erregte den Hass der Münchener insbesondere dadurch, dass sie lasciv gekleidet, mit Meerschweinchen spielend, durch die Straßen ritt. Schreiber, l. c. S. 563.

Mannszucht in der Stadt, er suchte die Bevölkerung zu gewinnen, er besuchte die Feier der Auferstehung in der Liebfrauenkirche und streute beim Weggehen Geld unter das Volk. Bei einer Revue sahen die Münchner, wie die schwedische Schlachtordnung sich entfaltete, und wie der König seine Soldaten wie Kameraden anredete. Im Zeughaus fand der König nur Laffeten. Ein Verräther zeigte ihm aber, wo unter dem Fußboden die Kanonen vergraben waren. „Steht auf von den Todten und kommt zum Gericht!“ rief Gustav und 140 Stücke wurden ausgegraben, darunter 82 Stücke von außerordentlicher Größe, in einem war ein Schatz von 30.000 Ducaten geborgen.[1]) Und während der König in Bayern seinen Siegeszug hielt, waren die schwäbischen Städte für ihn gewonnen worden. Ulm hatte sich durch Vertrag ihm angeschlossen, andere wurden mit Gewalt dazu gezwungen. Schon näherten sich die Schweden dem Bodensee. Die Bauern, welche sich für den Kaiser erhoben, wurden bei Kempten von ihnen zusammengehauen. Der kaiserliche Kriegscommissär Ossa, welcher von Breisach aus zu ihrer Unterstützung nach Schwaben gezogen war, wurde zurückgeschlagen.

Überall lächelte das Glück den schwedischen Waffen. Nur von den Bergen Böhmens her drohte eine Wetterwolke, denn Wallenstein hatte vom Kaiser wieder den Oberbefehl erhalten und in kurzer Frist ein Heer zusammengebracht. Und jetzt kam es denn zum Kampfe zwischen den Kriegern Ferdinands, der Kaiser war, und den Kriegern Gustavs, der Kaiser werden wollte!

Gustav Adolf und Wallenstein. — Die Schlacht bei Lützen.

Wiedereintritt Wallensteins.

Seit die Gefahr stieg, richteten sich in Wien die Blicke wieder auf Wallenstein: Viele meinten, der Sohn des Kaisers, der König von Ungarn, solle ihm zur Seite an die Spitze eines neuen Heeres gestellt werden. Allein der Friedländer wies den Antrag, in des Kaisers Namen ein Heer zu schaffen, kurz und stolz zurück: er leide an der Fußgicht; als er hörte, dass er neben dem Könige von Ungarn den Befehl führen sollte, äußerte er stolz: „Und wenn man mir ein Commando neben unserem Herrgott anböte, würde ich es nicht annehmen, denn befehlen muss man allein oder gar nicht.“ — Da der Siegeszug des Schweden ununterbrochen fortgieng, so war die Verlegenheit des Kaisers so groß, dass er seinen Unterthanen ersuchte, ihm in dieser Noth an die Hand zu gehen und den Ort einer Zusammenkunft zu bestimmen. Weil die Sachsen in Böhmen einrückten, begab sich Wallenstein nach Znaim, wo er endlich nach vielem Bitten am 15. December 1631 sich herbeiließ, eine Armee zu schaffen und auf drei Monate bis zum 20. März 1632 zu befehligen; nachher werde er den Oberbefehl demjenigen übergeben, dem der Kaiser ihn anvertraue.

[1]) So erzählt Khevenhiller. Schreiber, l. c. S. 565, weiß nur von mehreren Kanonen und verweist die 30.000 Ducaten unter die Volksmärchen.

Ein neues Heer.

Wunderbar schnell wurde jetzt ein Heer errichtet, denn Wallensteins Name hatte einen guten Klang bei den Kriegern; der Lohn, den er bot, war größer, 6 Thaler Handgeld, statt früher 15, 100 Thaler für ein Pferd, statt früher 50. Eine Menge Officiere hatten sich mit ihm zurückgezogen und traten jetzt auf seinen Wunsch wieder hervor an die Spitze neuer, mit ihrem eigenen Geld geworbener Regimenter. Ein kriegerischer Geist flammte jetzt auf einmal durch alle Lande Oesterreichs auf! Von allen Seiten eilte die kampflustige Jugend nach Znaim, wo der Sammelpunkt war, und das Wort, das er stolz am Anfange ausgesprochen: „ich werde ein Heer aufbringen, wie es noch nie auf dem deutschen Boden gewesen", gieng glänzend in Erfüllung: 90.000 Mann zu Fuß, 30.000 zu Roß fanden sich zusammen. Wallenstein hatte seine Cassen geöffnet, aber auch ganz Österreich Beisteuer geleistet, einzelne alte Familien 100.000 Gulden gegeben, jeder Landsherr wurde um 40, jeder Pfarrer um 4, jeder Doctor um 30, jeder Advocat um 12, jeder Handwerker um 6 Gulden besteuert. Die Bewohner der Vorstädte Wiens erlegten je 3 Gulden, Knechte, Mägde und Taglöhner je 15 Kreuzer. Spanien, das schon früher eine Million Ducaten verheißen, zahlte reiche Subsidien, der König von Ungarn gab eine Beisteuer von 300.000 Thalern. Die italienischen Staaten wurden vergebens um Beisteuer angesprochen — sie waren für Frankreich.[1])

Die Liga.

Das Heer war beisammen, aber wer sollte es befehligen außer Wallenstein, zumal es durch sein Geld, durch den Glauben an sein Glück zusammengekommen war! Wallenstein äußerte, er werde jetzt unwiderruflich das Heer demjenigen abgeben, welchem der Kaiser sein Vertrauen schenke. Aber wenn er nicht Heerführer wurde, stand da nicht die Auflösung des Heeres, oder eine Meuterei bevor? Das fühlte der Kaiser, das wusste Wallenstein. Dieser weigerte sich den Oberbefehl anzunehmen, nur um die ganze Richtung der Politik in seine Gewalt zu bekommen, und Ferdinand II. musste sich auf das Bitten verlegen, nur um seinen stolzen Unterthan zu gewinnen. Vergebens kam des Kaisers Beichtvater, vergebens der Bischof von Wien, vergebens der spanische Gesandte an Wallenstein; erst als Eggenberg ihm sagte, er solle nur Bedingungen stellen, welche er wolle, war dem stolzen Manne die Zunge gelöst zu unerhörten Forderungen, die den Herrn zum Knechte und den Knecht zum Herrn machten. Die Noth war so groß, dass man sie annahm.[2])

Vertrag von Znaim.

Der Vertrag von Znaim besagt, dass Wallenstein in absolutissima forma, d. h. mit unbeschränkter Vollmacht der oberste Befehlshaber des Kaisers und des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien sei, dass aber weder der Kaiser, noch der König von Ungarn persönlich beim Heere sich einfinden dürfen; Wallenstein erhalte ein österreichisches Erbland verschrieben und die Oberhoheit über alle Länder, die er erobere; er allein habe das Recht, im Reiche Güter einzuziehen und zu begnadigen, bei ihm allein

Capo d'armada.

[1]) Hurter, Wallensteins vier letzte Lebensjahre. Wien 1862. S. 28—80.
[2]) Ibid. S. 80—91. — Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 371.

könne um Rücknahme einer Confiscation angesucht werden; im allgemeinen Frieden muss er das Herzogthum Mecklenburg erhalten, während des Krieges die nöthigen Geldmittel und offenen Rückzug in jedes kaiserliche Erbland. Richelieu sagt von diesen unverschämten Forderungen, sie seien die wahre Ursache vom Sturze und der Ermordung Friedlands, denn es liege in der Natur der Dinge, dass der Kaiser sich dadurch beleidiget fühlte, dass seine Hofleute diese Stimmung benützten, um Friedland anzuschwärzen, und dass derselbe zuletzt als Verräther beseitigt ward.[1]) Gfrörer sagt treffend: „Mit dem tiefsten Unwillen kann man sehen, wie der böhmische Edelmann das Oberhaupt des Deutschen Reiches behandelte; so geht man mit einem Kaiser nicht um, und wer es dennoch wagt, der soll mit dem Kopfe dafür büßen."[2]) —

Wallenstein säubert Böhmen.

Übrigens handelte Wallenstein jetzt rasch. Zunächst säuberte er Böhmen von den Sachsen. Er unterhandelte anfangs durch Arnim mit dem Kurfürsten, um diesen vom Schweden loszureißen; dann aber brach er anfangs Mai gegen Prag auf, beschoss die Stadt, welche jedoch die Sachsen nach kurzer Gegenwehr räumten. Ende Mai war Böhmen von den Feinden gesäubert. Dann wandte sich Wallenstein gegen den Schweden, der in Bayern stand, nachdem er sich von Maximilian hatte vielfach bitten lassen.[3]) Der stolze Wittelsbacher musste sich und seine Mannschaft unter den Oberbefehl des noch stolzeren Friedländers stellen, zu dessen Sturz er einst am allermeisten beigetragen hatte! In Eger fand die Vereinigung statt. Beide umarmten sich vor allem Volke! 60.000 Mann zogen bei der Musterung zu Neumarkt an Wallenstein vorüber mit 80 Feuerschlünden.

gegen Gustav Adolf.

vor Nürnberg.

und stolz rief der Feldherr beim Anblicke seiner Tapferen: „Binnen vier Tagen soll sich zeigen, wer von uns beiden, ich oder der Schwede, Herr von Deutschland ist." Bald merkte Gustav Adolf, dass Wallenstein nicht gegen Sachsen ziehe, sondern ihn selber anzugreifen gedenke; er zog sich daher nach Nürnberg zurück. Die Stadt war treu den Schweden, reich, zur Vertheidigung wohlgelegen, strategisch wichtig; wenn sie in die Hände Friedlands fiel und ein zweites Magdeburg wurde, war es um das Ansehen des Königs im Süden geschehen. Darum kehrte Gustav im Juni nach Nürnberg zurück, erklärte der Stadt, dass er zu ihrem Schutze sein Lager vor ihr aufschlage, und legte mit Hilfe ihrer Bürger und seiner Krieger in kurzer Zeit eine Reihe fester Schanzen vor den Thoren an. Zugleich geschah durch Reden, Predigten, Druckschriften alles, um die Bürger zum Widerstand zu begeistern.

Gustavs Pläne.

Nebenbei wurden wichtige Unterhandlungen gepflogen, welche die Pläne des Königs in Bezug auf Deutschland enthüllten. Wenn er mit dem Kaiser Frieden schließen und seine Verbündeten opfern wolle, so könne er einen hohen Lohn an Land und Leuten sich erwerben, aber es sei nicht seine Gewohnheit, seine Glaubensgenossen im Stiche zu lassen. Dem Kaiser sei nicht

---

[1]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 599—608.

[2]) Gfrörer, l. c. S. 838—842.

[3]) Über den verletzenden Hochmuth Wallensteins gegen Maximilian vergl. Schreiber, l. c. S. 565. — Hurter, l. c. S. 122—142.

trauen, darum müssten die protestantischen Stände sich enge zusammen-
ließen und sich ein Haupt erwählen. Zu diesem passe aber nicht der Kur-
st von der Pfalz, nicht der Landgraf von Hessen-Kassel, denn beide hätten
e Macht. Der Sachse hätte Macht, wenn ihn die Stände wollten, aber
sei unzuverlässig, so wie der Brandenburger. Darum wäre es das Beste,
n die Stände sich an die Krone Schweden anschlössen. So sei auch Hol-
d emporgeblüht, nachdem es den Oranier zum Haupt erkoren. Gewalt
sse man der Gewalt, und Einheit des Rathes dem Rathe entgegensetzen.
s vermöge Schweden, wenn auch nur die sechs Reichsstädte Nürnberg,
aßburg, Augsburg, Ulm, Frankfurt, Erfurt sich ihm anschlössen. Nach-
n der König soviel für die Freiheit Deutschlands gethan, so könne er sich
ht wie ein hergelaufener Soldat mit dem Solde etlicher Monate abspeisen
sen, sondern es sei billig, dass er die den Papisten abgenommenen Städte,
e Mainz und Würzburg, für sich behalte, über die an die Protestanten
rückerstatteten Länder aber, wie Mecklenburg und Pommern, oberlehens-
rliche Rechte begehre; mit andern Worten: die kirchlichen Fürstenthümer
den Ufern des Rheins, des Mains und der Donau sollten in Zukunft
undlage der schwedischen Hausmacht in Deutschland und des Kaiserthums
r Gustav Adolf sein; auf die Städte, als die Träger der Geldmacht, und
f die Bauern, deren Fäuste seine Kriege durchführen sollten, gedachte sich
ustav zu stützen.[1]) Schon waren mit den Bauern in Oberösterreich von
n Unterhandlungen angeknüpft; ein Hofgutsbesitzer, Ecklehner, war in
rnberg bei Gustav und erhielt Geld und das Versprechen, dass 10.000
ner Krieger zuhilfe kommen würden, wenn die Bauern in Oberösterreich
schlügen; er scheint ihnen zugleich Nachlass der Gilten und Frohnden ver-
hen zu haben. Nur die Klugheit und Billigkeit der kaiserlichen Regierung
r imstande, den Fortschritt der Empörung zu hemmen. Der Gang der
eignisse hat später diese Empörung, welche zuerst von lutherischen Prä-
anten angestiftet war, ziellos gemacht. Gustavs Kaiserthum wäre demnach
mokratischer Natur gewesen.

Demokratisches Kaiserthum.

Das beweist auch die Spannung, die zwischen ihm und der hohen Aristo-
atie eintrat, die Honigmonate der Verbindung des Königs mit dem deutschen
rstenthum waren offenbar vorüber; das beweist eine Scene am 29. Juni in
rnberg, wo er seinem langverhaltenen Groll in bitteren Worten Luft machte,
eilich auch nicht bei der Wahrheit blieb, wenn er sagte: „Ich habe eurethalben
eine Krone ihres Schatzes entblößt und gegen vierzig Tonnen Goldes aufge-
endet, dagegen habe ich von eurem Deutschen Reiche nicht soviel empfangen,
ss ich mir ein Paar Hosen davon machen lassen könnte; ja, ich würde eher
ne Hosen geritten sein, als mich mit den eurigen zu bekleiden. Ich habe euch
les gegeben, was Gott in meine Hände führte, ich habe nicht einen Saustall
r mich behalten, den ich nicht mit euch getheilt hätte.“ Schwedens Armut, das

Spannung mit den Fürsten.

[1] Gfrörer, l. c. S. 851—856.

erst durch Beute aus Deutschland zu Reichthum gelangte, und Gustavs Ern
sucht, der die schönsten Fürstenthümer, ein ganzes Drittel Deutschlands, als E
thum behalten wollte und seine Schatzkammer mit den Kleinodien deutscher S
gefüllt hatte,[1]) stehen mit diesen prahlerischen Worten in gar argem Widerspru
Davon waren die deutschen Fürsten in Nürnberg sicher auch überzeugt; sie schwi
handelten aber in der Stille. Offenbar von ihnen angeregt, brach am 9. Juli
Meuterei. Empörung unter dem Kriegsvolke aus, das drohend seinen rückständigen
verlangte. Nur die Macht der Persönlichkeit Gustavs und die Bereitwilligkeit
Stadt Nürnberg, die ihm sogleich zwei Tonnen Goldes borgte, war imst
den Aufruhr zu beschwichtigen. Also wäre Gustav bei Sieg und längerem
zunächst in Kampf mit dem deutschen Fürstenthum gerathen, und hätte e
diesem mit Hilfe des Bürgerthums gesiegt, so hätte er mit Frankreich zu tu
gehabt. Hätte Gustav gesiegt, so wäre die Dynastie Wasa in Deutschland
Ruder geblieben, Schweden aber ein Anhängsel Deutschlands geworden.

Doch bald sorgten die Ereignisse dafür, dass der Baum nicht zu
gegen Himmel wuchs. Wie eine Wetterwolke brauste von den Bergen Böhm
das Heer Wallensteins gegen Nürnberg heran. Am 30. Juni 1632 erschi
die Kaiserlichen und Bayern vor der Stadt. Ganz Europa war in Spann
und sah auf Nürnberg, als den Ort, wo über die Schicksale der Welt
würfelt werden sollte.

Kämpfe vor Nürnberg. Doch kam es nicht so rasch zur Entscheidung. Wallenstein meinte, s
Mannschaft sei neu und ungeübt, oder von dem Könige schon einmal geschla
werde Gustav Adolf besiegt, so habe er an Nürnberg einen sicheren
fluchtsort; siege er, so stehe der Weg nach Wien offen, denn die österreichi
Bauern würden auf seine Seite treten, es gelte also zunächst nur, ihn in sei
Siegeslaufe aufzuhalten. Darum ließ sich Wallenstein zunächst nicht in eine Sch
ein, sondern bezog ein festes Lager auf den steilen Anhöhen zwischen Stein
Dombach, von denen er die Stadt und die schwedische Stellung übersah,
durch schnitt er den König von Schwaben und Bayern ab und hoffte durch
Reiterei die Zufuhr zu verhindern und Stadt und Armee auszuhungern.[2]) Je
Tag kam es zu Gefechten, die bald für den Kaiser, bald für den König gün
ausfielen. Der Plan Wallensteins war vortrefflich, und Gustav fühlte die g
Schwere seiner Lage, denn er hatte durch seine raschen Erfolge die öffentl
Meinung so sehr an Siege gewöhnt, dass Stehenbleiben oder Eingeschlossenwer
für ihn schon die Bedeutung einer Niederlage hatte. Darum sandte er nach a
Seiten dringenden Befehl an seine Mannschaften, zu ihm zu stoßen: Horn w
ließ mit 10.000 Mann Coblenz, Bernhard musste mit 6000 Mann
Tirol zurück, wo schon Erzherzog Leopold in Innsbruck sich zur Flucht rüst
in Donauwörth vereinigten sich die verschiedenen Abtheilungen unter Ogi
stjerna. Wallenstein konnte ihre Verbindung mit Gustav Adolf nicht hinder
am 6. August stießen sie zum Könige, der nun über 75.000 Mann verfügte.

Jetzt beschloss Gustav Adolf den Angriff, innerhalb weniger Tage sollte
Arme und Beine billigen Kaufes sein. Am 24. August 1632 in der Frühe

[1]) Vergl. die Schilderung des Schatzes in Stockholm von Charles Ogier — b
Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges, S. 44—46.
[2]) Die Rede bei Khevenhiller, l. c. XII, p. 151.
[3]) Schreiber, l. c. S. 568—576.

in der Angriff auf die feste Stellung Wallensteins, der aber darauf wohl- Sturm auf Wallensteins Lager.
fest war. Zehn Stunden hindurch wurde in einemfort gestürmt! Alle Regimenter
men zum Handkusse, die Schweden allein verschossen über 300.000 Kugeln,
e immer wurden sie zurückgeworfen, der Berg schien Feuer zu speien. Mit
ster Tapferkeit drangen die Schweden voran, mit höchster Tapferkeit wider-
den die Kaiserlichen. Wo die Gefahr am höchsten war, sah man Wallenstein!
ne Kugel traf ihn, wohl aber ward ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen.
n Leben schien gefeit, sein Blick hatte etwas Bezauberndes für die Soldaten.
00 Schweden deckten am Abende mit ihren Leichen die Wälle, der König hatte
n erstenmale eine Schlacht verloren, er hatte vor ihrem Beginne erklärt, er
lle die Burg nehmen, oder nicht mehr König sein. Die Schweden zählten über
00 Verwundete! Der Glücksstern Gustavs begann zu sinken, er bot Wallen-
n, mit dem er früher schon in geheimer Unterhandlung stand, die Krone
hmens an.[1])

Noch vierzehn Tage blieben beide Heere sich gegenüber, während Hunger
d Krankheiten Tausende dahinrafften und die Ausdünstung der Leichen die
t unerträglich machte, namentlich litt das Landvolk, das in die Vorstädte
rnbergs sich geflüchtet hatte. Angebote des Königs, über Frieden zu unter-
ndeln, wurden zurückgewiesen. Da beschloss Gustav am sechsundsiebzigsten Tage,
n 18. September die Stadt zu verlassen, welche er durch 5000 Mann für hin- Abzug des Königs.
nglich gedeckt hielt. Mit 40.000 Mann und 9000 Pferden rückte er in voller
dnung mit klingendem Spiele an Wallensteins Lager vorüber, um diesen viel-
cht noch zu verlocken, seine Stellung zu verlassen. Wallenstein aber blieb un-
weglich in seiner Festung, obschon sein Lager, in dem mit Weibern und Kindern
ehr denn 100.000 Köpfe waren, nicht weniger durch Hunger und Krankheiten
tten hatte. Auf Stunden weit war die Luft verpestet. In Neustadt machte
stav noch einmal Halt, hoffend, Wallenstein werde Nürnberg angreifen, dann
re Gustav zurückgekehrt, und wäre Wallenstein zwischen zwei Feuer gekommen.
er diesen Plan errieth auch Wallenstein, er blieb ruhig sitzen, bis der König
ne Armee getheilt hatte: 8000 Mann unter Bernhard sollten nämlich Franken
tzen, mit 30.000 Mann wollte Gustav die Eroberung von Bayern vollenden.[2])

Jetzt brach auch Wallenstein auf, aber, als echter Meister der Heer- Wallensteins Plan.
hrung, nach dem Norden, um den König zu zwingen, ihm nachzuziehen.
n Sachsen sollte sich das Schicksal des Krieges entscheiden. Wallenstein
bsichtigte nach Thüringen vorzudringen, dort sich mit Pappenheim zu
reinigen, dann die Herzoge von Weimar zu züchtigen, in Sachsen Winter-
artiere zu nehmen, sich zum Herrn der Elbe zu machen, und den schwankenden
urfürsten, der nur nothgedrungen sich mit den Schweden vereinigt hatte
nd ungern gegen den Kaiser kämpfte, zumal ihm ein schwedisches Kaiser-
hum für seine Selbständigkeit viel gefährlicher erschien als das bisherige,
uf kaiserliche Seite zu ziehen. Dann hätte Wallenstein sich durch Branden-
urg gegen Mecklenburg gewendet und den Schweden den Rückweg in ihre
eimat abgeschnitten.

[1]) Hurter, Wallensteins vier letzte Lebensjahre, S. 91—92. — Murr, Beiträge, S. 62—65.

[2]) Hurter, l. c. S. 143—177.

Sachsen. Das Verhältnis der Kaiserlichen zu den Sachsen war eigenthümlich. S
sächsische Feldmarschall Arnim stand immer in Briefwechsel mit Wallens
dieser schob die Sachsen mit Milde aus Böhmen hinaus, weil man Joh
Georg durch Güte vom schwedischen Bündnisse abzuleiten suchte; bei den U
handlungen wurde die Zurücknahme des Restitutions-Edicts versprochen. Der S
konnte aber noch zu keinem rechten Entschlusse kommen, deshalb zeigte der K
jetzt Ernst: er ließ seinen General Tiefenbach in die Lausitz einfallen
Görlitz und Zittau wegnehmen. Den Kaiserlichen trat dann Arnim entg
bald stießen Schweden und Brandenburger zu ihm und jetzt war der säch
Feldmarschall dem kaiserlichen Heerführer an Mannschaft so überlegen, dass er
hätte vernichten können; er that es nicht, sondern ließ den Kaiserlichen Zeit,
entfliehen, ganz Schlesien jedoch kam in die Gewalt der Sachsen und Schwe
Um die Sachsen nun aus Schlesien heraus und den Kurfürsten zum Entsch
Holk. zu bringen, sandte Wallenstein von Nürnberg aus Holk mit 6000 Mann
Sachsen mit dem Befehle, nichts zu schonen. Holk war dazu der rechte Mann
ein Land zu verheeren, Mord und Brand zu verbreiten. Sachsen wurde entsetz
verheert, vor den Mauern von Dresden wurden noch drei Dörfer verbra
damit der Kurfürst, weil er Bankett halte, auch Lichter habe. Johann Geo
rief jetzt Arnim aus Schlesien zurück. Bald aber stand der Friedländer selber
Pappen- heim. Sachsen. Pappenheim, den er zu sich berufen, hatte am Niederrhein
eigene Faust den Krieg gegen die Schweden und ihre Anhänger geführt, d
einen verwegenen Versuch gemacht, Mastricht zu entsetzen, welches von
Oranier Moriz berannt wurde, am 17. August die holländischen Verschanzun
erstürmt, aber trotz seines Verlustes von 2000 seiner Tapfersten, Mastricht
zu entsetzen vermocht, weil die Spanier, die in der Nähe standen, aus nation
Eifersucht ihn nicht unterstützten und ihm den Ruhm nicht gönnten, eine St
zu befreien, die sie selber nicht zu entsetzen vermochten.[1])

Auf dem Zuge nach dem Norden trennte sich Maximilian von Baye
in Koburg von Wallenstein, um sein Land gegen Gustav Adolf zu schützen; di
gab ihm den General Altringer mit 4000 Mann noch mit, dann zog
Leipzig. Holk und Gallas an sich und zwang Leipzig, sich zu ergeben. Jetzt st
für den Schweden die Gefahr nahe, dass zunächst der Sachse und dann d
Brandenburger von ihm abfalle, deshalb brach Gustav Adolf in Eilmärschen n
Oxen- stjerna. der Donau nach dem Norden auf. In Arnstadt hielt er mit Oxenstjern
Besprechung: dieser sollte über den Bund der vier oberdeutschen Kreise un
Pro- tectorat. Gustavs Protectorat in Ulm verhandeln. Der König hätte demnach zunächst
Titel eines Protectors angenommen, aus dem dann der des Kaisers erwach
wäre. Die sächsischen Truppen sollten mit den Schweden sich vereinen, alle
Arnim. Arnim kam aus Schlesien nicht herbei trotz aller Befehle des Kurfürsten, m
anderen Worten: während der Kurfürst ihm vor aller Welt befahl, sich mit d
Schweden zu vereinigen, hatte Arnim insgeheim die Weisung erhalten, sein He
unversehrt zu halten. Siegte Gustav Adolf, so konnte der Kurfürst mit d
Ungehorsam seines Feldmarschalls sich ausreden, der dann natürlich nach Öste
reich geflohen wäre; siegte Wallenstein, so konnte der Kurfürst darauf poch
dass er seine Truppen nicht zu den Schweden habe stoßen lassen aus Liebe z
der kaiserlichen Sache. Gustav Adolf soll noch in der Nacht vor der Schlacht b

---

[1]) Pappus tadelt den Hochmuth der Spanier deshalb bitter, l. c. S. 68—69. — Gfrörer, l. c. S. 362—364.

…tzen bitter über die Treulosigkeit des Kurfürsten geklagt haben. Der König …tte Bernhard von Weimar an sich gezogen,[1]) Pappenheim war zu …allenstein gestoßen. Bei Naumburg befestigte der Schwede seine Stellung. …Wallenstein wirklich geglaubt habe, dass es zu keiner Schlacht komme, und …ppenheim darum die Erlaubnis gab, gegen Köln zu ziehen und dort auf eigene …ust den Krieg zu führen, mag dahin gestellt sein. Ein spanischer Officier in …em Heere gibt an, dass es nur eine Kriegslist war, um den König zum Zuge …gen Dresden zu verlocken, wo dann Pappenheim mit gesammter Macht ihm in …n Rücken zu fallen gedachte. Gewiss ist, dass Gustav, als er von Pappenheims …zug Nachricht bekam, ausrief: „Nun glaub' ich wahrlich, dass Gott den Feind …meine Hand gegeben", und beschloss, bei Lützen anzugreifen. Der Heranzug …r Schweden wurde bald bemerkt und Pappenheim durch Eilboten berufen, …leunigst wieder umzukehren, denn die Schlacht stehe bevor. Mit Pappenheims …ut getränkt, ist dieser Befehl im Kriegsarchive zu Wien noch vorhanden. In …le rüsteten sich die Kaiserlichen zur Schlacht, die bei Lützen am 16. November …32 geschlagen wurde.

Entscheidung in Sachsen.

Lützen 16. Nov. 1632.

Es war ein nebliger Morgen, erst gegen zehn Uhr brach die Sonne …h Bahn. Der König hatte an eine jede Abtheilung eine Anrede gehalten, …n sie zum entscheidenden Kampfe zu befeuern. Wallenstein hielt keine Anrede, …n Blick und die Strenge seines Schweigens sagte seinen Soldaten mehr …s jedes Wort, dass er der Mann sei, wie kein anderer, zu belohnen und …n bestrafen. Das Losungswort der Schweden war: „Gott mit uns!" das …r Kaiserlichen: „Jesus, Maria!" Die Lage der Kaiserlichen war gut gewählt, …deckt vorne durch einen vertieften Graben, der längs der Landstraße hin…ief, und vor demselben eine Batterie von sieben Geschützen, die auf den Wind…mühlen aufgepflanzt waren, rechts durch die Stadt Lützen, die in Flammen …and, links durch den Flossgraben, der die Saale mit der Elster verband. …egen die Straße, gegen den Graben, gegen die Batterie, gegen die Mühlen …chtete sich der erste Angriff der Schweden — er war stürmisch:[2]) zwei …ngeheuere Vierecke der Infanterie wurden zersprengt, ein drittes war nahe …ran, überwältigt zu werden. Schon glaubte Gustav gesiegt zu haben und …blößte, Gott dankend, das Haupt. Da kam Wallenstein mit der ganzen …eserve, die Sieger wurden über die Straße, die Gräben zurückgeworfen, …e eroberte Batterie wieder gewonnen. Das war der erste Theil der Schlacht. …aum hörte der König, der auf dem rechten Flügel vordrang, dass sein …entrum zurückgeworfen werde, als er an der Spitze der smaländischen …eiterei ihm zu Hilfe eilte. Sein feuriges Ross trug ihn aber schneller …oran, als ihm die Seinen folgen konnten, mitten unter die feindlichen …ürassiere, zugleich fieng der Nebel wieder an, sich auszubreiten. Gustav

Aufstellung.

Erster Kampf.

---

[1]) Röse, Bernhard von Weimar, I, S. 167—172. — Droysen, Materialien zur neueren Geschichte. I. Gedruckte Relationen über die Schlacht bei Lützen, 1880. — Diemar, Untersuchungen über die Schlacht bei Lützen, 1890.

[2]) Geijer, l. c. I, S. 226—240. — Gfrörer, l. c. S. 879—890.

Gustav fällt. bekam mehrere Schüsse, sank vom Pferde, ward eine Zeit hindurch geschleift, sein Page Leubelfing wollte ihn vom Boden aufheben, war aber zu schwach und wurde selber verwundet. Ein Kürassier, Falkenberg, dem Gustav sagte, er sei der König, schoss ihm eine Kugel durch den Kopf und ward gleich selber erstochen. Im Getümmel des Kampfes wurde die Leiche des Königs geplündert. Das blutbefleckte fliehende Ross zeigte den Schweden an, dass Gustav verwundet oder gefangen sein müsse. Wüthend stürzten sie von neuem Zweiter Kampf. vor, um ihn zu retten oder zu rächen. Die Batterien, die Windmühlen wurden wieder erobert, Bernhard von Weimar hatte den Oberbefehl übernommen. Die Vierecke der Kaiserlichen wurden zersprengt. Pulverwagen flogen in die Luft. Schrecken kam über viele: „Wir kennen den König von Schweden, er ist es!“ schrecklichsten gegen Ende des Tages. Die Schlacht ist für Wallenstein verloren.

Pappenheim. Es war drei Uhr nachmittags, da traf Pappenheim mit 3000 Reitern auf dem Schlachtfelde ein. Brennend vor Begierde, mit Gustav selber zusammenzustoßen, fragte er, wo der König commandiere? Die Schlacht nimmt eine neue Wendung. Wallensteins Reiter und Fußvolk sammeln sich von neuem, erobern noch einmal die sieben Kanonen und werfen die Schweden über die Landstraße zurück. Aber da wird Pappenheim tödtlich verwundet und aus der Schlacht getragen. Bei der Kunde vom Tode des Königs richtet der zum Tode Getroffene feurigen Auges sich empor: „So sagt dem Herzog von Friedland, dass ich sterben muss und in den letzten Zügen liege, aber ich sterbe gerne, weil der größte Feind unseres Glaubens zugleich mit mir von hinnen geschieden ist.“

Letzter Angriff. Pappenheims Tod brachte Entmuthigung unter die Seinen.[1]) Zu gleicher Zeit ordnete Bernhard die Schweden zu einem letzten Angriff. Die Reiterei unter Knipphausen war noch ganz unangetastet. Abgemüdete Soldaten riefen einander zu: „Kamerad, wir müssen noch einmal daran!“ — und umarmten einander mit dem Gelübde, zu siegen oder zu sterben. Vergebens lief, aus sechs Wunden blutend, Piccolomini siebenmal den Feind an, vergebens stellte sich Wallenstein, den ein Schuss in die linke Hüfte getroffen, an die Spitze seines Kriegsvolkes. Diese letzte Anstrengung errang den Sieg. Der Nebel sank und machte den weiteren Kampf unmöglich. Die Schlacht hatte neun Stunden gedauert und von beiden Seiten war mit einziger Ausdauer gestritten worden.

Sieg der Schweden. Wallenstein ließ zum Rückzuge blasen, die Schweden blieben auf dem Schlachtfelde stehen. 10.000 Todte deckten die Walstatt.

Die größten Opfer waren Gustav Adolf und Pappenheim, beide waren im gleichen Jahre geboren, beide fielen auf dem gleichen Schlachtfelde, beider

---

[1]) Simul occubuerunt, quos ad judicem alter alterum post mortem sequeretur, qui fortes aeque armisque pares, cognita utriusque causa, irrefragabili sententia separaret nimiumque fortasse divideret — sagt Wassenberg, Bellum Suecicum, p. 312.

ward unsterblicher Ruhm zutheil. — Gustav Adolf war eine mächtig anregende, die Herzen gewinnende Persönlichkeit, klar, heiter, rasch zur That, freudig zum Kampfe. Sein Eifer für religiöse Freiheit war übrigens eine Maske für seine unersättliche Eroberungssucht. Wir haben keinen Grund, ihn zu preisen, dass er unsägliches Weh durch seine Kriegslust über Deutschland verhängt hat. Auch die Katholiken seiner Zeit haben jenen Eigenschaften, die an ihm glänzten, hohes Lob gespendet,[1]) Khevenhiller nennt ihn den tapfern, vernünftigen, von Freund und Feind hochgepriesenen König und Helden. Als Kaiser Ferdinand die Nachricht vom Ausgange der Schlacht und vom Tode des Königs erfuhr, rief er: „Wie gern hätte ich ihm längeres Leben und fröhliche Heimkehr in sein Königreich gegönnt, wäre nur für Deutschland Friede erzielt worden." Als ihm des Königs blutiges Koller überreicht wurde, traten ihm Thränen in die Augen und rief er: „Hätte doch der König, in Verbindung mit mir, seine Kriegserfahrung gegen die Türken bewährt." Ja, der Kaiser trug Trauer für seinen bittersten Feind und sein Feldherr Wallenstein erklärte: „Gustav Adolf ist der einzige, der den Namen eines Heerführers verdient." Wie Gustav Adolf Vorkämpfer des Lutherthums und in seiner politischen Richtung revolutionär war, so war Pappenheim der Held eines innigen Glaubens an die Kirche und treu seinem Kaiser und dem Reich, erfüllt von Sehnsucht nach unsterblichem Ruhm, eine kampflustige Heldennatur, hoch über niedrigen Neigungen. Nie machte er Geld; was er hatte, verwendete er für die Soldaten: „Fürstlicher Wert hänge nicht an der Geldliste." In seinen Ansichten entschieden, in seiner Überzeugung ohne Wanken, war er in seinem ganzen Wesen einfach und gerade; Gustav Adolf nannte ihn kurzweg „den Soldaten". Pappenheim hat an vierundvierzig Kämpfen theilgenommen, man fand seinen Leib mit hundert Narben bedeckt. Er ist neben Tilly und Johann von Werth die edelste Erscheinung auf kaiserlicher Seite, wie Gustav Adolf auf Seite der Gegner. Wohin bei diesem, bei längerem Leben, die Ziele gegangen wären, vermag niemand zu sagen. Er gehört zu jenen weiten elastischen Naturen, bei denen jedes erreichte Ziel nur ein Haltpunkt zu einem neuen Ziele ist, bei denen, je höher sie steigen, der Gesichtskreis immer weiter und die Pläne immer kühner werden.[2]) — Pappenheim.

[1]) Sehr schön sagt Pappus von Gustav: „Medio flectentis se aevi spatio occubuit, si palmas numeres, dudum senex, nisi et hoc ipsum memoriae ejus injurium fuerit gloriam viri immensam humanae admirationis egressi et peracti temporis calculo metiri. Sane insignia facta plus quam hominem; fata fuisse hominem clamant, victurum tamen in fama rerum, aeternitate temporum, quem etiam, qui non amarunt, tanti faciunt." Epit. rer. Germ., p. 226.

[2]) Pappus bemerkt l. c. S. 69: „Serviret haud dubie Germaniae (qui omnium civilium certaminum exitus) et proximae forte provinciae, si rex victoria sua supervixisset. Nunc eandem occasionem, auxilii specie sibi vincendi, aliis, qui in partes vocati universis imminent, non minus affectatam, et nisi odium mi Germani mature deponant, propius ab ipso effectu remotam reliquit."

Richelieu, Oxenstjerna. — Der Bund zu Heilbronn.

Richelieu. Nur einer frohlockte über Gustav Adolfs Tod, Richelieu.[1]) Er sagte, die Welt sei dadurch großer Übel erledigt worden. Es gieng ihm mit Schweden, wie dem Zauberlehrling mit dem Besen. Die Fortschritte Gustavs waren so großartig, dass er ihm furchtbarer wurde, als der Kaiser ihm früher gewesen war. Seine Gegner konnten ihm vorwerfen, dass seine Politik unheilvoll für Frankreich sei. Maria von Medici klagte über seinen Undank, da sie doch eigentlich sein Schicksal gemacht habe, und dass er eine unkatholische Politik treibe.

Maria von Medici.

Ihr Groll gegen ihn wurde zuletzt unversöhnlich und mit ihr hielten die junge Königin, der Großsiegelbewahrer Marillac, überhaupt was zur katholischen Partei gehörte. Am 22. September 1630 in Lyon wurde Ludwig XIII. krank, das Fieber und die Aderlässe schwächten ihn derart, dass man ihm riet, sich auf den Tod vorzubereiten. Niemand glaubte mehr an sein Aufkommen und schon rüstete sich sein Bruder Gaston die Regierung anzutreten und wurden an Bette des Königs Pläne der Rache gegen Richelieu entworfen. Marillac schlug vor, ihn einfach umzubringen. Guise rieth, ihn zu verbannen, Bassompierre ihn ins Gefängnis zu werfen. Es wird erzählt, Richelieu habe versteckt die Verurtheilung angehört und später an seinen Gegnern, an jedem nach seinem Rang, Wiedervergeltung geübt. Gewiss ist, dass die Königin schon Anstalten traf zur Verhaftung Richelieus nach dem Tode des Königs, und dass Ludwig sich in seinem Gewissen verpflichtet fühlte, den Cardinal dem Schutze Montmorencys zu empfehlen. Doch die Hoffnungen der einen und die Sorgen der andern waren vergebens. Der König wurde besser, das Fieber ließ nach. Maria und Anna pflegten den König jetzt aufs sorgfältigste, um ihn für sich zu gewinnen, und nahmen ihm das Versprechen ab, den Cardinal von den Staatsgeschäften zu entfernen und vom Hofe zu verweisen. Der König bat nur um Geduld, bis der Friede in Italien geschlossen und er nach Paris zurückgekehrt sei. Die Lage war so kritisch für Richelieu, dass der Marschall Marillac, der Bruder des Großsiegelbewahrers, mit der Nachricht von der Ungnade des Cardinals zugleich das Commando über die Armee in Italien erhielt. Am gleichen Tage kam auch die Weisung, ihn zu verhaften und nach Paris zu schicken. Auf der Reise nach Paris hielt Maria von Medici, auf Bitten des Königs, mit ihrem Groll noch an sich. Am 9. November 1630 aber, in Paris, vermochte sie sich nicht mehr zu beherrschen. Madame Combalet, Richelieus Nichte und Hofdame Marias, wurde von dieser, in Gegenwart des Königs, mit einer Flut von Zornausbrüchen empfangen, und weinend verließ sie den Saal. Auf der Schwelle begegnete ihr Richelieu, der jedoch gefasst vor die Königin trat, sein Knie vor ihr beugte. Einen Augenblick nur vermochte Maria ihrem Versprechen gemäß sich zu beherrschen, dann aber

Ludwig XIII. krank.

Richelieu in Gefahr.

Marillac.

Combalet.

[1]) Er schildert in den Mémoiren — bei Michaud, l. c. VIII, p. 431 — die Schlacht bei Lützen und sagt am Schlusse: „Telle fut la fin de toute sa grandeur — foulé aux pieds des chevaux amis et ennemis, et si égal aux corps des moindres soldats entre lesquels le sien était gisant meurtri et souillé de sang, que ses plus familiers mêmes eurent peine à le reconnaître pour lui rendre l'honneur de la sépulture."

rchbrach ihr heißes italienisches Naturell alle Schranken, sie nannte ihn einen reulosen, Undankbaren, einen Schurken, der den König und den Staat verrathe, nd jagte ihn mit der Weisung fort, ihr nie mehr unters Gesicht zu kommen. ahig ließ Richelieu all diese Beschimpfungen über sich ergehen und gieng fort e ein zum Tode Verurtheilter. Die Königin sagte ihrem Sohne darauf, wie r Cardinal ihn zu entthronen und den Gemahl seiner Nichte, den Grafen von oissons, an die Gewalt zu bringen gedenke, und rieth ihm schließlich, den Brüdern arillac die Leitung zu übertragen.

Der König gieng schweigend von seiner Mutter weg. Tief bewegt warf er h aufs Bett und knüpfte in der Verlegenheit sein Wamms bald auf, bald zu. as ihm immer unangenehm war, er sollte sich jetzt entscheiden zwischen der utter und dem Cardinal, und er mochte im Grunde des Herzens weder die eine ch den andern. Die Mutter erschien ihm als herrschsüchtig und zur Regierung fähig, die geistige Überlegenheit seines Ministers hatte etwas Niederdrückendes r ihn; aber er fühlte, dass dieses große politische Talent doch zum Nutzen ankreichs arbeite, und dass diese mächtige Kraft seine schwache ergänze. Zum lücke hatte Richelieu dem König einen Gesellschafter gegeben, der ihm im Augenicke dieser Beängstigung und Zweifel einen treuen Dienst leistete mit den hinworfenen Worten: er habe seine Pflicht als Sohn gegen seine Mutter erfüllt, e sei aber auch König und habe Pflichten gegen den Staat, und Richelieu sei. entbehrlich für Frankreich. Dieser junge Edelmann, den der Cardinal dem önig beigegeben hatte, weil der düstere und geistig öde Ludwig immer jemand m sich haben musste, der ihn anregte und unterhielt, heißt Saint-Simon nd ist der Vater des berühmten Geschichtschreibers und politischen Mephistopheles m Hofe Ludwigs XIV., welcher später, wie es ihm sein Vater erzählte, den erlauf der Intriguen geschildert hat.[1]) Ludwig hatte seinen Entschluss gefasst: e gebot seinem Bruder, sich mit dem Cardinal auszusöhnen. Am andern Tag ieng Ludwig zu seiner Mutter, um auch sie hiezu zu bewegen. Kaum hatte er r Gemach betreten, so ließ sie die Thüre schließen; auf einmal aber trat durch ne Seitenthüre die hagere, blasse Gestalt Richelieus ein. Der Cardinal suchte ch in aller Ehrerbietung zu vertheidigen, Maria aber erklärte dem König kurzeg, er solle sich entscheiden zwischen einem Diener und seiner Mutter. Richelieu wiederte, der König möge lieber ihn opfern, da er keine Entzweiung zwischen m und der Mutter hervorrufen möchte.

Ver-legen-heit des Königs.

Saint-Simon.

Ganz betäubt gieng Ludwig nach seinem Jagdschloss Versailles. Am 11. November ernannte er Ludwig von Marillac zum Befehlshaber der Armee n Italien; sein Bruder, der Großsiegelbewahrer, erhielt den Befehl, nach Versailles zu kommen. Der Sieg schien für die Königin-Mutter entschieden: nach Madrid, Wien, Brüssel, Turin wurden Boten entsendet mit der Nachricht vom Sturze des Cardinals. Alles drängte sich in ihr Palais mit Glückwünschen; der Cardinal, hieß es, packe schon zur Abreise. Da bekam dieser von Saint-Simon Nachricht, er solle sich unverzüglich nach Versailles begeben. Richelieu gieng und seine Macht über den König, den Maria nicht hätte allein lassen sollen, war so groß, dass ihm dieser erklärte, er könne und wolle ihn nicht entbehren, seine Mutter sei bloß das Werkzeug einer Partei. Während Maria in Luxemburg triumphierte, siegte Richelieu in Versailles. Der 11. November 1630 hat darum

Siegt die Mutter?

Nein, Richelieu.

[1]) Revue des Deux Mondes. 1834, 15. Nov. — Henri Martin, l. c. vol. XI, p. 339—345.

Journée des dupes. in der französischen Geschichte den Namen „der Tag der Getäuschten“. Am 12. November wurden dem einen Marillac die Siegel abverlangt, und wi den andern ein Verhaftsbefehl erlassen. Hingegen erhielten Montmoren Gaston. und Toiras den Marschallsstab. Da Gaston als voraussichtlicher Thronfo außerordentlich wichtig war, so versprach Richelieu den beiden Männern, we ihn wie eine Puppe leiteten, nämlich Puylaurens und Le Coigneux B Belohnungen, dem letztern den Cardinalshut, dem ersteren die Herzogswür wenn sie Gaston von allen Feindseligkeiten gegen ihn abbrächten, — und di versprach in der That, den Cardinal in Zukunft ebensosehr zu lieben, als er bisher gehasst habe.

Maria von Medici. Dieser Abfall ihres Lieblingssohnes machte tiefen Eindruck auf Maria Medici, so dass sie am 23. December sogar Richelieu empfieng. Die Unterred war kalt und verlegen, aber anständig, doch es war nur ein Augenblick der R zwischen zwei Stürmen. Richelieu konnte Le Coigneux das Wort nicht ha Er hat sich zwar für seine Ernennung zum Cardinal verwendet; allein schmähliche Anklage stand dem Manne bevor von Seite einer Mutter: er ihre Tochter heimlich geheiratet und dann bei Seite geschafft, um durch sie seinem ehrgeizigen Streben nicht gehindert zu werden. Die Vertrauten des Her von Orleans hassten nun den Cardinal, weil er ihre Hoffnungen nicht er hatte, die Liebkosungen der Mutter thaten das übrige.

Neuer Bruch. Am 30. Januar 1631 erschien Gaston in der Behausung des Cardin um ihm Feindschaft zu erklären wegen der Undankbarkeit, die er gegen Wohlthäter und die Königin beweise, und ihm zu drohen mit der Behandl die er verdiene. Gaston brach darauf nach Orleans auf und rüstete zum inn Kriege. Tief erregt durch die Abreise des Bruders, versicherte der König Cardinal, dass er ihn gegen jedermann in Schutz nehme, wer es auch sei, beschwor seine Mutter unter Thränen, den Weg zu verlassen, der sie ins derben führe, und der Cardinal war entschlossen, weil eine Versöhnung mehr möglich sei, niemanden weiter zu schonen, denn die innere Parteiung allen Feinden des Reiches Muth. So beschloss der König, sich von seiner M zu trennen.[1])

In Compiègne. Der Hof begab sich am 17. Februar 1631 nach Compiègne. Nach manch Versuchen der Versöhnung, die aber erfolglos waren, weil der König w kränkelte und die Thronbesteigung Gastons nahe bevorstehend schien, was di auch allein verhindert hatte, sein Vorhaben, den Cardinal zu ermorden, 31. Januar auszuführen, brach Ludwig XIII. am 23. Februar, während Königinnen noch schliefen, in der Stille auf. Bald bekam seine Gemahlin den Be ihm zu folgen, und seine Mutter die Weisung, bis auf weiteres in Compiègn bleiben. Vier Hofdamen wurden verwiesen, Bassompierre in die Bastille

Maria entfernt. steckt. Am 24. Februar bekam Maria von Medici die Aufforderung, nach Moulins zu begeben, was sie aber unter Betheuerung ihrer Unschuld mit Wehklagen verweigerte. Der König schrieb an die Parlamente und Statth Übelgesinnte hätten seine Mutter gegen den Cardinal aufgereizt; nachdem alles gethan, um sie zu besänftigen, und einen so treuen Diener nicht verm könne, so bleibe ihm nichts übrig, als sich auf einige Zeit von seiner M zu trennen, bis Gott ihr wieder die rechte Gesinnung geben werde. Jetzt w

[1]) Über all diese Vorgänge gibt das 22. Buch der Mémoires de Richeli schneidigen Bericht. Ed. Michaud, l. c. VIII, p. 309 ff.

ichelieu einen Schlag gegen Gaston, dem er keine Zeit ließ, sich zum Bürger-
g zu rüsten, nachdem er ihm vergebens Verzeihung und die Einwilligung zur
mählung mit der Gonzaga angeboten hatte. Bald stand der König vor Orleans. Gaston.
on wagte keinen Widerstand, er floh nach Burgund — niemand regte sich
ihn — dann nach der Franche-Comté und endlich nach Lothringen. In
n ließ der König die Genossen seines Bruders für Majestätsverbrecher erklären, Parla-
März 1631, und legte Beschlag auf seine Besitzungen. Aber das Parlament ment.
Paris weigerte sich, diese Erklärung einzutragen, doch der König erklärte am
Mai dieses Benehmen als unüberlegt und ungesetzlich, die Parlamente hätten
t über die Staatsangelegenheiten zu entscheiden, da die Regierung allein dem
ig zustehe; ihre Sache sei, die Gesetze auf einzelne Fälle anzuwenden und
vatpersonen Recht zu sprechen. Die missliebigen Verhandlungen des Parlaments
der König eigenhändig aus dem Protokoll heraus. Ein heftiger Pamphleten-
t entspann sich, namentlich wurde die Königin-Mutter als Gefangene hin-
llt. Um dieses Gerücht als unwahr darzustellen, zog Richelieu am 4. Juni
Besatzung in Compiègne zurück, und Maria that, was er voraussah und was
wünschte, sie entfloh nach Brüssel, wo man sie ihrer Würde gemäß und als Maria
bündete aufnahm. Damit hatte sie es für immer mit ihrem Sohne verdorben: flieht.
r brieflicher Verkehr mit ihr und mit Gaston wurde unter Strafe des Hoch-
rathes verboten. Dagegen regnete es Gnaden auf Richelieu und seine An- Riche-
ger herab. Der Familienbesitz des Cardinals wurde zum Herzogthum erhoben, lieu.
selber erhielt die Statthalterschaft über die Bretagne. Ludwig war so eifrig,
er sogar Zeitungsartikel für die Sache des Cardinals schrieb. Damals be-
n die „Gazette de France“: ein großer Theil der Artikel ist von Gazette
helieu und dem König. „Der Absolutismus“, sagt geistreich ein Franzose, „und de
Gegengift, die Presse, wurden zu gleicher Zeit in Frankreich vom Cardinal France.
geführt.“ [1])

Der Gang der Dinge in Deutschland, das Wiederaufsteigen Wallensteins
gerte die Hoffnungen der Gegner Richelieus. Auch der Herzog von Orleans
ab sich nach Brüssel, nachdem er sich kurz vorher mit Margaretha, einer Gaston
wester des Herzogs von Lothringen, vermählt hatte. Spanien gewährte flieht.
terstützung, mit einer Armee sollte Gaston in Frankreich einfallen. Die
fahr für Richelieu lag jedoch nicht in den Banden, die Gaston in Brüssel
melte, sondern in dem Anhange des Thronfolgers im eigenen Lande.

Die meisten Statthalter und Befehlshaber fester Plätze hatten mit
n vermeintlichen künftigen König Beziehungen angeknüpft. Die Parlamente
ren für ihn, die Beamten mochten für einen König, welcher kränkelte, sich
t ihre Zukunft verderben. Richelieu fühlte den allgemeinen Hass, aber er
ute nicht mehr umkehren, er hatte seine Schiffe verbrannt. Um seinen Gegnern
n heilsamen Schrecken einzujagen und den König durch eine nicht mehr gut
machende That für immer von seiner Mutter zu trennen, ließ er den Process Process
es Anhängers, des Marschalls Marillac, beschleunigen. Da man Marillac Ma-
t wegen seiner Anhänglichkeit an die Königin-Mutter anklagen konnte, so rillac.
rde er wegen Erpressungen und Unterschleifen am 8. Mai 1632 zum Tode
rtheilt und, weil der Zustand des Staates seinen Fall verlange, zwei Tage

[1]) Henri Martin, l. c. vol. XI, p. 357.

Journée des dupes. in der französischen Geschichte den Namen „der Tag der Getäuschten“. Am 12. November wurden dem einen Marillac die Siegel abverlangt, und wä den andern ein Verhaftsbefehl erlassen. Hingegen erhielten Montmorenc Gaston. und Toiras den Marschallsstab. Da Gaston als voraussichtlicher Thronfo außerordentlich wichtig war, so versprach Richelieu den beiden Männern, wel ihn wie eine Puppe leiteten, nämlich Puylaurens und Le Coigneux h Belohnungen, dem letztern den Cardinalshut, dem ersteren die Herzogswür wenn sie Gaston von allen Feindseligkeiten gegen ihn abbrächten, — und die versprach in der That, den Cardinal in Zukunft ebensosehr zu lieben, als er i bisher gehasst habe.

Maria von Medici. Dieser Abfall ihres Lieblingssohnes machte tiefen Eindruck auf Maria v Medici, so dass sie am 23. December sogar Richelieu empfieng. Die Unterred war kalt und verlegen, aber anständig, doch es war nur ein Augenblick der Ru zwischen zwei Stürmen. Richelieu konnte Le Coigneux das Wort nicht halt Er hat sich zwar für seine Ernennung zum Cardinal verwendet; allein e schmähliche Anklage stand dem Manne bevor von Seite einer Mutter: er h ihre Tochter heimlich geheiratet und dann bei Seite geschafft, um durch sie seinem ehrgeizigen Streben nicht gehindert zu werden. Die Vertrauten des Herz von Orleans hassten nun den Cardinal, weil er ihre Hoffnungen nicht erf hatte, die Liebkosungen der Mutter thaten das übrige.

Neuer Bruch. Am 30. Januar 1631 erschien Gaston in der Behausung des Cardin um ihm Feindschaft zu erklären wegen der Undankbarkeit, die er gegen i Wohlthäter und die Königin beweise, und ihm zu drohen mit der Behandlu die er verdiene. Gaston brach darauf nach Orleans auf und rüstete zum inne Kriege. Tief erregt durch die Abreise des Bruders, versicherte der König d Cardinal, dass er ihn gegen jedermann in Schutz nehme, wer es auch sei, u beschwor seine Mutter unter Thränen, den Weg zu verlassen, der sie ins Ve derben führe, und der Cardinal war entschlossen, weil eine Versöhnung nic mehr möglich sei, niemanden weiter zu schonen, denn die innere Parteiung ge allen Feinden des Reiches Muth. So beschloss der König, sich von seiner Mutt zu trennen.[1])

In Compiègne. Der Hof begab sich am 17. Februar 1631 nach Compiègne. Nach mancher Versuchen der Versöhnung, die aber erfolglos waren, weil der König wieder kränkelte und die Thronbesteigung Gastons nahe bevorstehend schien, was dies auch allein verhindert hatte, sein Vorhaben, den Cardinal zu ermorden, a 31. Januar auszuführen, brach Ludwig XIII. am 23. Februar, während beid Königinnen noch schliefen, in der Stille auf. Bald bekam seine Gemahlin den Befe ihm zu folgen, und seine Mutter die Weisung, bis auf weiteres in Compiègne z bleiben. Vier Hofdamen wurden verwiesen, Bassompierre in die Bastille ge

Maria entfernt. steckt. Am 24. Februar bekam Maria von Medici die Aufforderung, s nach Moulins zu begeben, was sie aber unter Betheuerung ihrer Unschuld u mit Wehklagen verweigerte. Der König schrieb an die Parlamente und Statthalter: Übelgesinnte hätten seine Mutter gegen den Cardinal aufgereizt; nachdem er alles gethan, um sie zu besänftigen, und einen so treuen Diener nicht vermissen könne, so bleibe ihm nichts übrig, als sich auf einige Zeit von seiner Mutter zu trennen, bis Gott ihr wieder die rechte Gesinnung geben werde. Jetzt mag

[1]) Über all diese Vorgänge gibt das 22. Buch der Mémoires de Richélieu schneidigen Bericht. Ed. Michaud, l. c. VIII, p. 309 ff.

Richelieu einen Schlag gegen Gaston, dem er keine Zeit ließ, sich zum Bürgerkrieg zu rüsten, nachdem er ihm vergebens Verzeihung und die Einwilligung zur Vermählung mit der Gonzaga angeboten hatte. Bald stand der König vor Orleans. Gaston wagte keinen Widerstand, er floh nach Burgund — niemand regte sich für ihn — dann nach der Franche-Comté und endlich nach Lothringen. In Nancy ließ der König die Genossen seines Bruders für Majestätsverbrecher erklären, am 1. März 1631, und legte Beschlag auf seine Besitzungen. Aber das Parlament zu Paris weigerte sich, diese Erklärung einzutragen, doch der König erklärte am 2. Mai dieses Benehmen als unüberlegt und ungesetzlich, die Parlamente hätten nicht über die Staatsangelegenheiten zu entscheiden, da die Regierung allein dem König zustehe; ihre Sache sei, die Gesetze auf einzelne Fälle anzuwenden und Privatpersonen Recht zu sprechen. Die missliebigen Verhandlungen des Parlaments riss der König eigenhändig aus dem Protokoll heraus. Ein heftiger Pamphletenkrieg entspann sich, namentlich wurde die Königin-Mutter als Gefangene hingestellt. Um dieses Gerücht als unwahr darzustellen, zog Richelieu am 4. Juni die Besatzung in Compiègne zurück, und Maria that, was er voraussah und was er wünschte, sie entfloh nach Brüssel, wo man sie ihrer Würde gemäß und als Verbündete aufnahm. Damit hatte sie es für immer mit ihrem Sohne verdorben: jeder brieflicher Verkehr mit ihr und mit Gaston wurde unter Strafe des Hochverrathes verboten. Dagegen regnete es Gnaden auf Richelieu und seine Anhänger herab. Der Familienbesitz des Cardinals wurde zum Herzogthum erhoben, er selber erhielt die Statthalterschaft über die Bretagne. Ludwig war so eifrig, dass er sogar Zeitungsartikel für die Sache des Cardinals schrieb. Damals begann die „Gazette de France“: ein großer Theil der Artikel ist von Richelieu und dem König. „Der Absolutismus“, sagt geistreich ein Franzose, „und das Gegengift, die Presse, wurden zu gleicher Zeit in Frankreich vom Cardinal eingeführt.“ [1])

Gaston. Parlament. Maria flieht. Richelieu. Gazette de France.

Der Gang der Dinge in Deutschland, das Wiederaufsteigen Wallensteins steigerte die Hoffnungen der Gegner Richelieus. Auch der Herzog von Orleans begab sich nach Brüssel, nachdem er sich kurz vorher mit Margaretha, einer Schwester des Herzogs von Lothringen, vermählt hatte. Spanien gewährte Unterstützung, mit einer Armee sollte Gaston in Frankreich einfallen. Die Gefahr für Richelieu lag jedoch nicht in den Banden, die Gaston in Brüssel sammelte, sondern in dem Anhange des Thronfolgers im eigenen Lande.

Gaston flieht.

Die meisten Statthalter und Befehlshaber fester Plätze hatten mit dem vermeintlichen künftigen König Beziehungen angeknüpft. Die Parlamente waren für ihn, die Beamten mochten für einen König, welcher kränkelte, sich nicht ihre Zukunft verderben. Richelieu fühlte den allgemeinen Hass, aber er konnte nicht mehr umkehren, er hatte seine Schiffe verbrannt. Um seinen Gegnern einen heilsamen Schrecken einzujagen und den König durch eine nicht mehr gut zu machende That für immer von seiner Mutter zu trennen, ließ er den Process ihres Anhängers, des Marschalls Marillac, beschleunigen. Da man Marillac nicht wegen seiner Anhänglichkeit an die Königin-Mutter anklagen konnte, so wurde er wegen Erpressungen und Unterschleifen am 8. Mai 1632 zum Tode verurtheilt und, weil der Zustand des Staates seinen Fall verlange, zwei Tage

Process Marillac.

[1]) Henri Martin, l. c. vol. XI, p. 357.

später auf dem Grèveplatze hingerichtet. Gaston zog mit 1500 Reitern im M
von Brüssel durch Lothringen nach Burgund; in einem Manifest nannte er
Cardinal den Störer der öffentlichen Ruhe, den Feind des königlichen Ha
Lothringen. und den Verderber des Staates. Königliche Truppen rückten in Lothringen
Herzog Karl IV. wurde am 26. Juni zum Vertrage von Liverd
gezwungen, worin er dem König die Grafschaft Clermont und die Festu
Stenay und Jametz abtrat und versprach, ihm mit ganzer Macht beizuste

Aufstand in Languedoc. In Burgund und in der Auvergne hatte Gaston keinen Anhang
funden, aber in Languedoc erhob sich Montmorency für ihn und hoffte,
Hugenotten in die Empörung mit hineinzuziehen.[1])

Der letzte Montmorency. Heinrich II. von Montmorency, geboren 1595, war wegen sei
Schönheit und der glänzenden Eigenschaften seines Geistes der Liebling K
Heinrichs IV., der ihn nur seinen Sohn nannte und eines Tages zu sei
Vertrauten sagte: „Sehen Sie nur meinen Sohn Montmorency an, wie schön
ist! Sollte je das Haus Bourbon aussterben, so gäbe es in ganz Europa kei
Familie, welche die Krone von Frankreich so wohl verdiente, als die seine, de
große Männer immer den Thron gestützt und mit dem Preis ihres Blutes im
erhöht haben.“ — Und die Königin Margarethe von Valois mein
„Wenn ihr Gott einen Sohn geben wolle, so möge er doch dem Heinrich Mo
morency gleichen.“ — Im vierzehnten Jahre war dieser schon Statthalter
Languedoc, im siebzehnten Großadmiral von Frankreich. Maria von Medi
vermählte ihn mit ihrer Nichte, einer Orsini, deren Diamanten er 1619 v
kaufte, als der Hof in Gefahr kam. In inneren wie in äußeren Kriegen zeich
er sich aus. 1630 gab ihm der König den Marschallsstab mit den Worten
„Mein Vetter, Sie machen ihm mehr Ehre, als er Ihnen.“ Seit einiger Z
jedoch war Montmorency mit Richelieu gespannt: dass dieser den Schwed
unterstützte, misfiel ihm; gerne hätte er selber an der Spitze der katholisch
Kriegsvölker gegen Gustav Adolf gekämpft. Er war eine ritterliche, kampflust
Natur, wie Pappenheim. Das Schicksal der Königin-Mutter rührte ihn, die Bitt
seiner Gattin, die Lockungen Gastons wirkten — und er beschloss eine Erhebu
gegen den Cardinal. Spanien versprach Hilfe, er hoffte auf eine Erhebung
der Hugenotten, seine Provinz war unzufrieden mit der Regierung, dass sie g
wisse Freiheiten verlieren und die Administration des Nordens auch im Süde
eingeführt werden sollte. Er empfieng Gaston in seiner Statthalterschaft. Allei
bald überkam ihn das Gefühl der Enttäuschung, Gaston hatte weniger Truppe
mitgebracht, als er versprochen hatte; die hugenottischen Geistlichen waren jet
am eifrigsten für die Regierung, die Städte und das Volk wollten sich nicht in
den Kampf wagen. Mit Blitzesschnelle standen die königlichen Truppen unter
Schomberg im Süden. Montmorency erblickte plötzlich den Abgrund, der sich
vor ihm aufthat; seiner Natur entsprach jetzt nur noch der Tod im Kampfe.
Durch prachtvollen Schmuck allen kenntlich, stürzte er sich am 1. September 1632
Kampf bei Castelnaudari. bei Castelnaudari auf die Königlichen. Seine Umgebung ward getödtet, er
selber schwer verwundet und gefangen. Man führte ihn nach Toulouse, wo das
Parlament mit seinem Process beauftragt war; das Pariser Parlament hatte
bereits alle Theilnehmer des Aufstandes für Majestätsverbrecher erklärt.

[1]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 372—408.

Die Theilnahme für den Gefangenen war allgemein, aber gerade das stimmte den Cardinal, den Mann zu opfern, welcher früher allein sich seiner angenommen hatte. Die Großen sollten für alle Zukunft abgeschreckt werden, ihr Schicksal an den Herzog von Orleans zu knüpfen und zu glauben, dass, wenn sie für ihn ihr Glück wagten, sie es auf hohe Zinsen ausliehen, ohne das Capital zu gefährden.[1]) Montmorency wurde zum Tode verurtheilt und bestieg am 30. October 1632 das Schaffot mit dem Muthe eines Christen. „Sire," sagte sein Beichtvater, der Jesuite Arnoux, zum König, „Sie haben auf Erden Ihre Strenge walten lassen, aber Gott hat in seiner Barmherzigkeit den Himmel mit einem großen Heiligen vermehrt."[2]) Die Witwe begrub ihre Trauer im Kloster. Mit ihm endete der Mannsstamm der Montmorency, eines der edelsten und berühmtesten Geschlechter Frankreichs.[3]) — Mit dem Haupte Montmorencys fiel jeder Widerstand der Großen.

Gaston verachtet.

Die Schmach seines Todes fiel auf Gaston. Richelieu hatte jetzt erreicht, dass auch das Haupt der Gegner um seine Ehre gebracht war. Gaston hatte um Verzeihung gebeten und sie erhalten, er hatte sich von allen Verbindungen mit Spanien, mit Lothringen, sogar mit seiner Mutter feierlich losgesagt, er hatte sein eigenes Manifest für unterschoben erklärt und in einem eigenen Schreiben seine Bewunderung für Richelieus Treue und Diensteifer bekannt. Die allgemeine Verachtung ward ihm zutheil und, da er zugleich neue Demüthigungen wegen seiner Vermählung fürchtete, welche seine Vertrauten ableugneten, so floh er schon im November wieder nach Brüssel, unter dem Vorwande, er habe sich mit Richelieu nur vertragen unter der Bedingung, dass dafür Montmorency geschont werde. Um jede Bewegung im Keime zu ersticken, wurden Bevollmächtigte in die verdächtigen Provinzen geschickt, die eine Anzahl von Personen wegen Hochverraths zum Tode verurtheilten. Noch einmal fingen die Gegner an zu hoffen: der Cardinal ward von einem Fieber ergriffen, so heftig, dass er der Auflösung nahe schien; aber der Geist siegte über die Natur und nie fühlte er die Anwendung seiner vollen Kraft nöthiger als jetzt, wo der Tod Gustav Adolfs den Ereignissen in Deutschland eine neue Wendung zu geben schien.

flieht wieder.

Richelieu krank.

Pläne.

Richelieus Plan war sogleich, die Protestanten in Verbindung mit den Schweden zu erhalten, sie zu verhindern, besondere Verträge mit dem Kaiser zu schließen, zwischen ihnen und der Liga zu vermitteln, Maximilian I. von Bayern durch Aussicht auf die Krone vom Kaiser abzulenken, die Holländer von einem Frieden mit den Spaniern abzuhalten und das linke Rheinufer für Frankreich zu gewinnen. Zunächst sollte man die Besetzung der Hauptstädte nur verlangen bis zum nächsten Frieden. Diese Pläne, für Frankreich vortheilhaft, für Deutschland verderblich, arbeitete Richelieu, von Père Josephe unterstützt, in meisterhaften Anweisungen an die Gesandten aus, welche er an die einzelnen Höfe herumschickte. —

[1]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 398—417.

[2]) Sire, Votre Majesté a fait un grand exemple sur la terre par la mort de M. de Montmorenci; mais Dieu par sa miséricorde en a fait un grand Saint dans le ciel.

[3]) Histoire de Henri, Dernier duc de Montmorency, p. 274—800.

Der deutsche Krieg.

Oxenstjerna. Nach Gustav Adolfs Tod übernahm die Leitung der Dinge in Deutschland vorläufig sein Freund, der Reichskanzler Axel Oxenstjerna, welcher am 13. Januar 1633 nachträglich vom Reichsrath zum bevollmächtigten Legaten der Krone Schweden im Reich und bei allen Armeen verordnet worden ist. Nüchterner als Gustav Adolf, ohne dessen kühnen Seelenschwung, war er dennoch ein hochbefähigter Mann.

Gustavs Tochter, Christina, schrieb später über ihn:[1] „Dieser große Mann hat sich viel angeeignet, hat viel studiert in seiner Jugend. Er las immer noch während seiner großen Beschäftigung. Er besaß eine mächtige Fassungskraft und gründliche Kenntnis der Welt: er wußte, wo die Stärke und Schwäche der Staaten Europas liege. Seine Staatsklugheit war vollendet, seine Befähigung weit, sein Herz groß, er war unermüdlich, von einziger Ausdauer und beispiellosem Fleiß, Arbeit war sein einziges Vergnügen und, wenn er sich erholen wollte, griff er nur zu einer andern Arbeit. Er war nüchtern und schlief wenig und pflegte zu sagen: nie habe ihn etwas um den Schlaf gebracht, als die Nachricht vom Tode des Königs und von der Schlacht bei Nördlingen. Übrigens war er ehrgeizig, doch treu und unbestechlich, etwas langsam und phlegmatisch."

So war der Mann beschaffen, der jetzt die Angelegenheiten Deutschlands in seine Hände nahm. Gustav Adolf hatte ihn kurz vor seinem Tode beauftragt, die unkatholischen Stände Deutschlands zu einem Bunde zu vereinigen, und auf dem Weg nach Ulm, in Hanau, erfuhr der Kanzler den Tod des Königs. Die Bedeutung desselben sogleich erfassend, gab er nur an Georg von Lüneburg den Befehl, nach Niedersachsen und Westfalen aufzubrechen, und an Bernhard von Weimar, nach Franken zu ziehen, eilte er selber nach Dresden unter dem Vorwande, um mit dem Kurfürsten zu berathen, in der Absicht, ihn beim schwedischen Bündnis und unter seiner Leitung zu erhalten.[2] Allein

Sachsen. bekam keine bestimmte Antwort: „Ich war das Haupt des Leipziger Bundes und bin es noch", sagte der Kurfürst, „mein Eid verbietet mir Bündnis mit anwärtigen Fürsten." — Nachdem aber Sachsen früher sich mit Gustav dennoch verbunden, kannte Oxenstjerna diese Antwort nur als Ablehnung verstehen, obschon der Sachse erklärte, er müsse mit Brandenburg zunächst berathen. Alle Reichsstände wurden jetzt zur Werbung aufgefordert, natürlich gegen das Haus Österreich.

Richelieu. Die Absichten des Schweden unterstützte jetzt Richelieu aufs kräftigste; seine Gesandten sprachen für Oxenstjerna in Dresden, wie in Berlin. Deutschland durfte nicht zur Ruhe kommen, wenn Österreich zugrunde gerichtet werden sollte. Bares Geld, goldene Ketten, Ehrenzeichen wurden dem Marquis von Feuquières zu diesem Zwecke in Hülle und Fülle mitgegeben, um auf der einen Seite die Schweden zu unterstützen — und diese doch auf der andern Seite nicht zu mächtig werden zu lassen. Der Marquis versprach Oxenstjerna die Unterstützung Frankreichs, daß sein Sohn sich mit der Erbin von Schweden vermählen könnte, selbstverständlich gegen Einräumung der vornehmsten Städte des linken

---

[1] Mémoires de Christine, III, p. 46 — bei Geijer, l. c. III, S. 267.

[2] Barthold. Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolfs ab. Stuttgart 1842. I. Bd., S. 33—58.

heinwers. In ähnlicher Weise wurden andere an die verschiedenen Höfe geschickt, gleich als Kundschafter, um hinter die Geheimnisse aller Cabinete zu kommen d die Stimmung aller Fürsten zu erforschen. Am 5. März traf Feuquières it Oxenstjerna in Frankfurt zusammen. Ein Bundestag ward ch Heilbronn ausgeschrieben. Indes wirkten die französischen Geschenke, ren und Versprechungen. Wie viele deutsche Fürsten waren nicht bereit, sich Frankreich zu verkaufen! Wie verächtlich sie dadurch sich machten, geht aus quières Memoiren hervor:[1]) „Unser Geld", schreibt er, „wird Österreich runterbringen, sein Klang tönt so lieblich in den Ohren der Fürsten!" Selbst r Kurfürst von Sachsen nahm Geld, auch der Hofprediger Hoë ließ bestechen. Der Landgraf von Hessen-Kassel war so diensteifrig, dass seinem Hofe nur französisch gesprochen werden durfte. Bernhard von eimar ereiferte sich dafür, den Kaiser für unfähig zu erklären d den König von Frankreich zum römischen König zu erwählen. quières spricht dagegen von diesen Fürsten sehr abschätzig, findet die meisten hst mittelmäßig, nur den Landgrafen von Hessen-Darmstadt nennt einen Mann von gutem Verstand; er schildert ihre Habsucht, jeder wolle sich auf sten seiner Mitstände vergrößern. Dasselbe sagt auch der schwedische Kriegsrath artin Chemnitz: „Es gab fast keinen Stand, keinen vornehmen Officier er Beamten, der nicht irgend eine Stelle, eine Abtei, ein Kloster, eine Herrschaft begehrte. Je höher die Person, desto größer der Anspruch. Alle beriefen h auf Versprechungen des Königs. Der Reichskanzler musste der Sache ihren ang lassen, wollte er nicht alles aufgeben."

Bestechlichkeit der Fürsten.

Begreiflich wird jetzt der hochfahrende Ton, mit welchem der schwedische elmann die deutschen Fürsten behandelte. Selbst dem Franzosen gegenber, dessen Schliche er durchschaute, bewies er einen unbeugbaren Stolz. m 19. März eröffnete er den Tag zu Heilbronn im Tafelzimmer des utschen Hauses. Die Fürsten mussten stehen, angeblich um Rangstreitigiten zu verhüten. Oxenstjerna brachte nicht einmal selber die Anträge vor, ndern ließ sie durch seinen Schreiber verlesen: er verlangte Schließung eines sten Bündnisses aller für einen mit Schweden, bis die protestantischen Kurrsten und Stände in den vollen Besitz ihrer Rechte und Länder wieder rgestellt wären. Der Kaiser sei der erste Feind der deutschen Freiheit und ie Liga stehe mit ihm im Bund; gegen diese müsse gekämpft werden, bis n Frieden dauernde Garantien gegeben wären und Schweden genügende ntschädigung erhalten hätte; 44 Regimenter zu Fuß, jedes zu 1000 Mann, 12½ Regimenter zu Besatzungen, 216 Compagnien zu Pferd müssten aufstellt werden. Die Kosten wurden auf jährlich 15 Millionen Gulden vermschlagt.

Hochmuth Oxenstjernas.

Tag zu Heilbronn

gegen den Kaiser.

Die Deutschen behandelten diese Anträge langsam, gründlich, schriftlich. Da fuhr sie Oxenstjerna an: „Neun Tage habe man gebraucht, um an dem Hauptpunkt, der Armee, zu nergeln. Wenn das so fortgehe, so werde ein Jahr verlaufen, ohne dass sie etwas Ersprießliches zustande brächten; er wolle nicht zu

[1]) Feuquières, Mémoires, I, p. 48.

Mittag essen, bevor er eine entschiedene Erklärung von ihnen habe." Die Stä
wollten nicht jede Brücke der Rückkehr zum Kaiser abbrechen, da warf er ih
ihre Kleinmüthigkeit vor: entweder hätten sie die Waffen gegen den Kaiser
griffen als berechtigte Feinde, oder als unberechtigte Rebellen. In Leipzig hät
sie ja den Kaiser einen Tyrannen genannt.

Auch der französische Gesandte drängte zu rascher Entscheidung und
kam es denn zunächst am 19. April 1633 zu einer Erneuerung des Bun
Bundesbeschlüsse. von Bärwalde zwischen Frankreich und Schweden, in dem Frankreich jährl
eine Million Livres zu zahlen und Schweden dafür 6000 Mann zu F
und 3000 Reiter zu stellen versprach. Frankreich verhieß einen nochmali
Versuch zu machen, die Liga für die Neutralität zu gewinnen, ohne dass je
dieser Versuch die Maßregeln der Schweden gegen die Liga beschränken soll
Am 27. April kamen die Deutschen mit den Schweden dahin überein, z
Krone Schweden wie ein Mann zu stehen, bis diese passende Entschädigu
habe und die protestantischen Stände in ihre Rechte eingesetzt seien. Ox
stjerna erhalte die oberste Leitung des Krieges, doch sei ihm ein Beirath v
zehn Abgeordneten beizugeben und dieser Rath solle seinen Sitz in Fra
furt am Main haben. Übrigens stehe in allen Kriegssachen die Entscheidu
bei ihm, keiner dürfe einen Einzelfrieden abschließen, wollte er nicht als Fei
betrachtet und verfolgt werden. Demnach hatte der Schwede die Deutsch
zur Einigung getrieben und sich selber die Leitung der Kräfte vorbehalten.

Begreiflich war der Kurfürst von Sachsen voll Unmuth darüb
denn er selber hätte gerne die protestantischen Stände unter seiner Leitung
einigt. Dieser Unmuth wurde noch gesteigert durch die Behandlung des Pfälz
Friedrich V. In Heilbronn hatten die Stände die unbedingte Wiedereinsetz
des pfälzischen Kurhauses befürwortet. Oxenstjerna musste nachgeben
verzichtete auf manche der harten Bedingungen, durch welche Gustav Adolf d
Pfälzer zu einem sehr abhängigen Lehensmann der Krone Schweden hatte mach
wollen. Er verlangte, Mannheim solle in den Händen der Schweden bleib
und die Lutheraner in der Ausübung ihres Glaubens neben den Calvinist
Sachsen. unbehindert sein. Da meinte der Sachse, darüber habe nicht ein schwedisch
Kanzler zu entscheiden, das sei Sache der Kurfürsten. Als Feuquières n
Dresden eilte, um Sachsen mit Schweden wieder auszusöhnen, so erklärte Johan
Georg, er wünsche wie die anderen Fürsten den Frieden mit dem Kaiser u
hätte schon einleitende Schritte dazu gethan. In Berlin wollte man nichts Ern
liches unternehmen ohne den Beirath Sachsens und ohne dass Schweden auf al
Ansprüche an Pommern verzichte. Während Frankreich hier für den Schweden
wirkte, arbeitete es jedoch den Absichten Oxenstjernas auf die Erwerbung v
Mainz entgegen — die Deutschen waren nämlich bereit, ihm die Kurwürde u
das Reichskanzleramt zu übertragen — Oxenstjerna verhinderte dafür den Ab
schluss eines Bundes zwischen Frankreich und den vier Kreisen.

Krieg. Infolge des Bundes zu Heilbronn war also Krieg wieder die Losung.
Krieg wünschten die beutegierigen Schweden, der herrschsüchtige Richelieu,

[1]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 456.

e erwerbsüchtigen Fürstensöhne. Auf einer Verhandlung zu Leitmeritz, bei elcher Georg von Hessen-Darmstadt den Vermittler machte, hatte sich der aiser zu wesentlichen Zugeständnissen bereit gezeigt, um Sachsen und Brandenurg auf seine Seite zu bringen — vergebens. Auch der Däne Christian IV. atte vermitteln wollen — vergebens. Sieben verschiedene Heere standen im Stellung der Heere.
rühjahr 1633 gegen den Kaiser und die Liga zu Feld, meist Deutsche gegen eutsche, die Sachsen unter Arnim in Schlesien, die Schweden unter Bernard von Weimar in Thüringen und Franken, Horn stand am Oberrhein, r Pfalzgraf Christian von Birkenfeld am Mittelrhein, Baudissin am Niederhein, Georg von Lüneburg, der Kasseler und Knipphausen in Westfalen und iedersachsen.[1])

Bernhard sollte an den Main vordringen und sich mit Horn in Verindung setzen, dessen Scharen im Winter 1632—1633 das Elsass und den reisgau verwüsteten. Während der Rheingraf Otto die Städte Benfeld, chlettstadt, Kolmar, Ensisheim bezwang, nahm der Feldmarschall orn im Breisgau Kenzingen, Endingen und nach kurzer Belagerung am 0. December 1633 Freiburg, und zwang die Kaiserlichen, sich nach Breisach Freiburg.
rückzuziehen, dessen Umschließung er dem Rheingrafen Otto Ludwig überng. Die Stadt Freiburg musste dem Schweden und dem Markgrafen riedrich von Baden huldigen, dem Oxenstjerna in Heilbronn nicht bloß e obere Markgrafschaft, sondern alle vorderösterreichischen Besitzungen zwischen em Rhein und Schwarzwald von Säckingen an bis Philippsburg für seine in en Angelegenheiten der Protestanten geleisteten Dienste zugesagt hatte. Die Schweden in Süddeutschland.
chweden verbrannten damals die Klöster St. Trudpert und St. Peter. Kirchhofen.
ie sie im gut kaiserlich gesinnten Lande hausten, davon nur ein Beispiel. —
00 Bauern hatten sich in das Schloss Kirchhofen zurückgezogen und dort erschanzt. Ein Angriff der Schweden im Mai von Freiburg aus wurde von nen so tapfer zurückgeschlagen, dass der kaiserliche Obrist Reinhard von chauenburg von den Waldstädten aus ihnen 1800 Soldaten zur Verärkung sandte. Am 19. Juni kamen die Schweden wieder mit Übermacht und, achdem sie mit grobem Geschütz den ganzen Tag die Stellung beschossen, musste ch die Besatzung ergeben. Die Soldaten wurden in die schwedischen Regimenter estellt, die Bauern dagegen mussten einer hinter dem andern in die lange Gasse inziehen, welche die Feinde bildeten. Dann rückte der Rheingraf Otto Ludwig r Losung seinen Hut, worauf die Bauern mit Spitzhämmern alle erschlagen urden, „unerbärmlicher Weis", wie die alte Grabschrift heute noch besagt. In ähnlicher Weise hatte der Rheingraf 1500 Bauern erschlagen lassen, die sich auf em Kirchhof von Dammerskirch gegen die Schweden vertheidigt hatten.[2]) Horn und Altringer.
orn war indessen mit 10.000 Mann nach Schwaben gegen Altringer geogen, welcher Memmingen und Landsberg erobert hatte und Kempten belagerte, das 13. Januar 1633 in die Hände der Kaiserlichen fiel. Vor Horns Übermacht zog sich Altringer zurück, der Schwede aber vereinigte sich 29. März 1633 zwischen Regensburg und Donauwörth mit Bernhard von Weimar,

[1]) Barthold, l. c. II. S. 52—56.
[2]) Rosmann und Ens, Geschichte von Breisach. Freiburg 1851. S. 381. — Schreiber, Geschichte von Freiburg, VII, S. 1—84.

beide hatten jetzt 24.000 Mann beisammen. Altringer zog sich an die Isa zurück, dahin führte ihm Johann von Werth 8000 Bayern zu. Bernh und Horn erstürmten Landsberg am 9. April unter entsetzlichem Blutvergie niemandem ward Pardon gegeben, wichen aber schnell nach Neuburg an d Donau zurück, als die Nachricht eintraf, Wallenstein falle in die Oberp ein, um ihnen den Rückzug abzuschneiden.

Aufstand in der Armee.

Hier brach ein Aufstand in der Armee aus. Gustav Adolf hat den Kriegsleuten hohe Belohnungen verheißen, Oxenstjerna aber in Heilbron auf strenge Kriegszucht gedrungen. Jetzt hieß es, nicht die würden beach die Schweiß und Blut daran setzten, die Kälte und Hitze ertrugen, sonde die hinter dem Ofen gesessen und mit der Feder gefochten; und wurde b schlossen, alle für einen zu stehen und das Schwert nicht eher zu ziehen, bi sie wüssten, wem sie dienten, wem zu Nutz die Eroberungen gemacht, wan sie die rückständige Löhnung erhalten würden, und ob sie neben pünktliche Bezahlung des Soldes in Zukunft auch des Genusses ihrer Eroberung sic sein könnten, um nicht als Räuber wider Ehre und Gewissen von Erpress leben zu müssen.[1])

Bernhard von Weimar, von dem Christina behauptet, er sei hin der ganzen Bewegung gestanden, fand zwar die Sprache hart, aber das Ansin billig, Horn überbrachte die Beschwerde nach Heilbronn. Oxenstjerna muss schnell nachgeben, denn die Armee hatte nur vier Wochen Frist gewährt, jo trete sie da in Dienst, wo sie besser belohnt werde. Der rückständige Sold wur bezahlt und an die Officiere Güter im Werte von 4,900.000 Thaler als Le vertheilt. — „Mehr hat der Kaiser in zehn Jahren nicht weggeschenkt", mei Wallenstein. — Bernhard forderte aber jetzt für sich die Bisthümer Ba

Bernhard Herzog von Franken.

berg und Würzburg als Herzogthum Franken und er hatte so viel E fluss auf die Armee, dass man ihm willfahren musste, und wurde am 10. J 1633 von dem widerstrebenden Oxenstjerna in Heidelberg mit den Wort belehnt: „Mag es zu ewigem Gedächtnisse in unserem Archiv verbleiben, dass d deutscher Fürst so etwas von einem schwedischen Edelmann begehrt und dass e schwedischer Edelmann solches einem deutschen Fürsten bewilligt habe, was i ebenso ungereimt für den einen zu begehren, als für den andern zu geben halte. Schweden behielt sich nur den Besitz der Festungen Würzburg und Königs hofen vor und bedingte sich die Zahlung von 600.000 Thalern in vier Jahre aus. Am 9. August leistete auch die Armee im Lager zu Neuburg wiede den Eid der Treue. Bernhard war jetzt ein Vasall, die anderen Söldlinge de Auslandes, alle aber Verräther am Vaterland.

Die beiden Feldherren trennten sich jetzt.[2]) Bernhard brach gegen Regensburg auf, Horn nach dem Süden, um einem spanischen Heere, das aus Mailand herannahen sollte, die Wege zu versperren. Die Infantin Isabella Clara Eugenia gieng nämlich ihrem Ende entgegen und Don Philipp IV. hatte seinen Bruder Don Fernando, der zwar schon Cardinal war, aber

[1]) Barthold, l. c. I, S. 65—68.
[2]) Ibid. I, S. 68—75.

legerische Neigungen besaß, zum Statthalter in Belgien bestimmt. Der Der Cardinal-Infant.
eweg war durch die Holländer gefährdet; über die Alpen, den Rhein, das
ſsaſs, die Pfalz und Lothringen sollte er vordringen; man wollte von diesen
ellungen aus einen sichern Weg nach den Niederlanden haben, man hoffte
ch einmal die Holländer zur Anerkennung der Oberhoheit des Königs zu
ingen. Feria, der Statthalter von Mailand, sollte mit einem Heere von Feria.
4.000 Mann dem Cardinal-Infanten voraus gehen und den Weg bahnen,
s bedrohte Breisach entsetzen, dem Herzog von Lothringen Hilfe bringen
d Gaston in seinen Plänen fördern. Schon nahte er über das Wormser-
ch, durch Valtelin, Engadin. Altringer sollte sich mit ihm vereinigen, Con-
anz der Ort der Vereinigung der katholischen Streitkräfte werden.[1])

Doch gerade hier gedachte Horn den Kaiserlichen zuvorzukommen, die
tadt zu überrumpeln und zum schwedischen Waffenplatze zu machen. Mit den
chweizern hatte er deshalb schon unterhandelt und die Züricher hatten, an-
blich aus Ersparnis, die Besatzung aus Stein zurückgezogen. So gelangte
orn am 7. September dort ohne Widerstand über die Rheinbrücke und zog durch
eutrales Schweizergebiet gegen Constanz. Vergebens war die Mahnung der Horn vor Constanz.
atholischen Cantone, die Schweden aus dem Lande zu schlagen, damit nicht die
aiserlichen und Spanier ein Gleiches versuchen. Vor Constanz stieß Bernhard
on Weimar mit 30.000 Mann zu den Schweden und der Pfalzgraf
on Birkenfeld mit 7000 Mann. Aber die Bürger der alten Reichsstadt
ewährten herzhaften Muth. Maximilian, Truchsess von Waldburg-
olfsegg, und Franz Mercy leiteten umsichtig die Vertheidigung: alle
türme wurden abgeschlagen, nach sechswöchentlicher Belagerung, am 4. October,
g der Feind ab nach Hohentwiel und von da nach Tuttlingen. Bei
avensburg hatte Altringer sich mit Feria vereinigt: es kam jedoch Feria kommt.
icht zu der erwarteten Schlacht; Feria wandte sich gegen den Rhein, Breisach
urd entsetzt, Neuenburg und Freiburg wieder gewonnen. Auch Horn Elsass.
eng über den Rhein, aber bei Straßburg; sein Plan jedoch, die Kaiser-
chen in ihren Lagerplätzen im Elsass zu überfallen, misslang. Sonst richtete
as Heer Ferias wenig aus, seine Spanier und Italiener erlagen der Kälte,
eria selber dem Fieber (24. Februar 1634).

Bernhard aber unternahm einen kühnen Zug donauabwärts; er erschien Bernhard
nerwartet in Ulm und ließ von da alles zu einer Belagerung Nöthige auf
Schiffe bringen; in Donauwörth stießen fünf Regimenter unter Lars Kagge
u ihm, bei Neuburg gieng er über den Strom: sein Ziel war Regens- nimmt Regensburg.
urg,[2]) dessen Vorwerke er im Sturm nahm. In der Stadt lagen nur 1200
Mann Besatzung, Hilfe war keine in der Nähe, bald war Bresche geschossen; am
14. November 1633 musste der Commandant capitulieren, am 5. November zog
Bernhard als Sieger in die alte Reichsstadt ein, die eine Vorhut für sein Herzog-
hum Franken werden sollte. Die Geistlichkeit wurde insbesondere hart gebrand-
chatzt, die katholischen Bürger mussten aus der Stadt weichen, die Domkirche
urde dem protestantischen Cultus übergeben. Bernhard beherrschte jetzt die
Donau. Er strebte aber weiter, am 4. November bezwang er Straubing,

[1]) Barthold, l. c. I, S. 97 ff.
[2]) Ibid. S. 109 ff.

in das Land ob der Enns lud ihn eine Gesandtschaft protestantischer Ba
ein. Doch wandte er sich zunächst nach der Isar, bei Plädling machte
Johann von Werth. Johann von Werth den Übergang über den Fluss streitig. „Führt
Schwarzen denn der Teufel überall hin?“ rief der Herzog dem tapfern Ge
zu, den das Landvolk nur den schwarzen Grafen nannte und der dem Wei
am 5. December bei Straubing durch Überfall ein ganzes Regiment auf
Bei Passau zwang die Strenge des Winters Bernhard von Weimar
zu machen.

Und wie an der Donau das Glück den Waffen der Feinde im Jahre 16
lächelte, so in Niedersachsen, wo bisher noch mancher feste Punkt in
Schlacht bei Oldendorf. Gewalt der Kaiserlichen war. Bei Hessisch-Oldendorf am rechten Ufer
Weser wurden am 8. Juli 1633 die kaiserlichen Generale Gronsfeld
Merode von Georg von Lüneburg schwer geschlagen: von 14.000 Kämpfen
entrannen kaum 2000. Es fehlte den festen Plätzen an Proviant, an Geld,
Vertheidigern. —

Wallensteins Verrath und Ende.

Billig fragen wir, was denn Wallenstein während dieser ganzen Z
that, ob der kaiserliche Feldherr nicht die Mittel oder nicht den Willen ha
der Nothlage des Reiches abzuhelfen! Er hatte ein Heer, führte es ab
nicht gegen den Feind; seine Macht war ebensosehr militärisch groß als dipl
matisch, aber er wollte sie nur in seinem Sinne, nicht nach dem bloßen B
fehle des Kaisers gebrauchen, ja diesen sogar zwingen, nach seiner Meinu
Frieden zu schließen.

Wallenstein und Gustav Adolf. Schon 1631 stand Wallenstein in hochverrätherischen Unterhandlung
mit Gustav Adolf; sie waren durch Graf Terzka und Matthias Thu
vermittelt. Der Friedländer versprach, vom Kaiser abzufallen, und der Schw
versprach, in diesem Falle alles für ihn zu thun, was er begehre. Jener ri
der König möge sich mit dem Sachsen vergleichen, dann auf Tilly losgehen,
frohlockte über die Niederlage des alten Waffenbruders bei Breitenfeld: „Wenn
das begegnete, ich nähme mir selbst das Leben; aber es ist gut für uns —“;
er versprach, die Güter der Jesuiten und ihrer Mithelfer den Soldaten zu geb
den Krieg von Böhmen nach Österreich zu tragen, den Kaiser nach Italien
verjagen und das Haus Österreich-Spanien von Grund aus zu verderben; zugle
wollte er Rache an Bayern nehmen. Der Friedländer selber wäre im Bündn
mit den Schweden Herr von Böhmen geworden! Von dieser Verhandlung spra
dann Wallenstein auf einmal zur Annahme des Oberbefehls gegen die Schwed
um, nicht aus Liebe zum Kaiser, sondern um in die Geschichte Europas ein
greifen. Wallenstein bekam vom Kaiser, der auf seine Treue baute, vollkomm
die strategische Führung und die Leitung der Politik, eine Autorität, wie sie selt
einem Feldherrn anvertraut worden ist.

Nach dem Tode Gustav Adolfs hatte sich Wallenstein nach Böhme
zurückgezogen, um seine Armee wieder herzustellen. Königlich wurden diejenig

[1]) Ranke, Wallenstein, S. 223. — Fiedler, Jahrbuch für vaterländische Ge
schichte. 1861.

lohnt, welche sich bei Lützen ausgezeichnet hatten, mit goldenen Ketten, Erhebung den Adelstand, großen Geldsummen; acht Regimenter erhielten 70.000 Gulden, olk durfte unter drei Herrschaften eine sich auserwählen. — Streng wurden jenigen bestraft, welche ihre Pflicht nicht gethan hatten; eilf Officiere, vier ge- ine Reiter wurden auf einem schwarzbehängten Blutgerüst vor dem Altstädter thhaus durch das Schwert hingerichtet, neun Knechte wurden an einem Galgen geknüpft, einem Lieutenant vom Henker der Degen unter demselben zerbrochen, tundzwanzig Flüchtlinge wurden als Schelme erklärt, „nicht wert, mit einem lichen Manne aus derselben Kanne zu trinken"; zwei Regimenter wurden auf- löst. Neue Steuern wurden ausgeschrieben, überall wurden Werbstationen er- net, um das Heer vollständig zu machen. Mit 80.000 Mann, hieß es, werde llenstein den Feldzug von 1633 eröffnen, doch nur mit 35.000 Mann brach am 15. Mai 1633 von Prag auf. Während 7000 Mann unter Holk sich gen die bayrische Grenze wandten, zog die Hauptmacht unter dem Oberfeld- rrn über Königgrätz nach Schlesien, wo damals drei feindliche Armeen standen, ne sächsische unter Arnim, eine schwedische unter Thurn und eine branden- rgische unter Burgsdorf, zusammen 25.000 bis 30.000 Mann. Wallenstein r an Macht überlegen, man glaubte, dass er die Feinde schnell in alle Winde rstreuen werde. Allein dem geschah nicht also, der Zug gieng langsam und, als n sich am 30. Mai zur Schlacht gegenüberstand, zog sich Wallenstein in eine angreifbare Stellung zurück, und, als es am 7. Juni doch zur Schlacht zu mmen schien, schloss Wallenstein einen Waffenstillstand auf vierzehn Tage und unterhandelte mit Arnim; dann wurde noch einmal auf vier Wochen n Waffenstillstand geschlossen. Um was drehten sich die Verhandlungen, welche des gepflogen wurden?

Wallenstein in Prag, in Schlesien, unterhandelt

Wallenstein wollte nach seinem Kopfe den Frieden dictieren: die Feind- eligkeiten sollten aufhören und die Kraft beider Armeen gegen diejenigen erwendet werden, welche in einemfort das Reich zu beunruhigen und die reiheit der Religion zu hemmen wagten! Darunter konnte zunächst nur der aiser und die Liga verstanden werden! Außerdem war die Herstellung der ertriebenen in ihr Eigenthum, Friede und Freundschaft mit den Schweden, ntschädigung derselben auf Kosten des Reiches in Aussicht genommen — mit nigen Plätzen an der See und einem Hafen. Zu den Hauptfragen gehörte, b das Jahr 1618 oder 1632 als Normaljahr gelten sollte. Wallenstein erhieß, den Kaiser nöthigenfalls zum Frieden zu zwingen; für sich dachte er m Frieden die untere Pfalz, Baden-Durlach und Wirtemberg zu erwerben nd war bereit, dafür auf sein Mecklenburg zu verzichten. Bei diesem Plane musste er jedoch mit den Spaniern in Zwiespalt kommen, welche die Unter- pfalz für sich zu erwerben wünschten, um einen sicheren Landweg nach Belgien zu haben.[1])

gegen den Kaiser

Während die Heere in Schlesien einander unthätig gegenüberstanden, wurden durch einen Vertrauten Wallensteins wichtige Verhandlungen mit Frankreich zu Dresden angeknüpft. Dort machte Kinsky, der Schwager Terzkas,

mit Richelieu.

[1]) Hurter, Wallensteins vier letzte Lebensjahre, S. 177—209.

dem französischen Gesandten Feuquières Eröffnungen von der Spannung des Friedländers mit dem Hofe und auf was er sich bei einem beabsichtigten Abfall vom Kaiser und von Seite Frankreichs zu versehen habe. Frankreich versprach Geld und die Krone Böhmens; der König schrieb selbst an Wallenstein: er sehe seine Sache als die eigene an und knüpfe alle Hoffnung an das Gelingen seiner guten Absichten![1])

Wallenstein unterhandelt mit Oxenstjerna.

Man war in Paris Wallensteins umso sicherer, als man damals von seinen früheren Unterhandlungen[2]) mit Gustav Adolf durch Oxenstjerna genaue Kunde erhielt. Wallenstein unterhandelte im Gefühle, er sei Herzog von Mecklenburg und Fürst wie die anderen, vergaß aber, dass er es durch den Kaiser geworden war: Gustav sollte ihm 12.000 Schweden mit 58 Geschützen überlassen, wogegen er sich verbindlich machte, die kaiserliche Armee in Schlesien, Böhmen und Mähren zu unterwerfen und den Kaiser zum Frieden zu zwingen. Gustav ließ sich anfangs darauf ein, mochte aber nach dem Siege bei Breitenfeld die Beute nicht mit Wallenstein mehr theilen, und meldete, er könne das schwedisches Truppencorps entbehren. Nun standen diese Unterhandlungen still, die bisher durch Arnim, Sesyma, Raschin und Wallensteins Schwager Terzka und den Grafen Thurn gegangen waren. Wallenstein näherte sich wieder dem Kaiser. Richelieu sandte jetzt einen eigenen Unterhändler, schlug Wallenstein Eintritt in den Heilbronner Bund vor und wollte ihn zu raschem Angriffe gegen das Haus Österreich antreiben. Der Friedländer wies diese Anträge nicht zurück. Von Oxenstjerna erhielt er am 18. Juni eine schriftliche Versicherung, er, der Kanzler, werde ihn in seinem Streben nach der Krone Böhmens umso bereitwilliger unterstützen, als schon sein verstorbener König die gleiche Neigung gehabt habe.[3])

Verdacht in Wien.

Die Unthätigkeit des Feldherrn an der Spitze der Armee musste in Wien Argwohn erregen[4]) und allen Gegnern Zutrauen verschaffen. Der Kaiser sandte

Schlick im Lager.

den Präsidenten des Hofkriegsrathes, den Grafen Schlick, an Wallenstein, damit er sich rege, dass er dem Kurfürsten von Bayern Hilfe sende; aber auch mit dem Auftrage, dass er sich der Treue der höchsten Officiere insgeheim versichere für den Fall, dass mit dem Herzoge von Friedland seiner Krankheit halber oder sonst eine Veränderung eintrete. Wallenstein musste Wind von dem Auftrage haben, denn als Schlick einmal äußerte, wenn er das Commando besäße, so wäre

---

[1]) Hurter, l. c. S. 209—249.

[2]) Diese Unterhandlungen fallen in die Zeit zwischen Wallensteins Absetzung und die Übernahme seines zweiten Generalats; sie sind namentlich aus schwedischen Archiven festgestellt. Vergl. Hildebrand, Wallenstein und seine Verhandlungen mit Schweden. Actenstücke aus dem schwedischen Staatsarchive in Stockholm. — Gaedecke, Wallensteins Verhandlungen mit den Schweden und Sachsen 1631—1634. 1885. — Irmer, Die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser, 1631 bis 1634. 2 Bände. Publicationen des preußischen Staatsarchives 1888—1889.

[3]) Hurter, l. c. S. 233.

[4]) Pappus bemerkt l. c. p. 73: „Mirantibus omnibus et conquerentibus, cur ilies rerum inutili negotiatione absumerentur.“

r Feind verloren: so schwor Wallenstein, er werde den Schlick todtschießen ssen, wenn er sich unterfange, in die Operationen mit einzureden. Auf Um- egen entfernte sich der Graf aus dem Lager. „Gott solle ihn behüten," meldet : in Wien, „dass er an der Treue des Generals zweifle, aber durch seine un- cheren, hochfliegenden Anschläge könne er so gefährlich werden, als wenn er eulos wäre". Während des zweiten Waffenstillstandes reiste Arnim mit Vor- Arnim. issen Wallensteins zu Oxenstjerna, dem er am 2. September 1633 in Geln- Oxen- stjerna. ausen davon sprach, dass der Friedländer den ihm angethanen Schimpf noch mmer nicht vergessen habe, dass er mit dem Hofe nicht gut stehe und in dem us Italien heranziehenden Feria ein Gegengewicht gegen seine Person befürchte, ie er aber gewisse Friedensbedingungen auf alle Fälle durchzuführen entschlossen i, sofern er auf die Hilfe der Protestanten und Schweden rechnen könne, und is er Verstärkung durch einige schwedische Regimenter wünsche. Der kalte, arg- ohnische Oxenstjerna versprach jegliche Begünstigung, sofern der Friedländer rnstlich zu seinem Vorhaben schreite. Frankreich ließ ihm wiederholt versichern, i werde, mit Schweden vereint, ihm zur Krone Böhmens verhelfen. Jeden Tag rwartete man in Frankfurt die Nachricht vom Abfalle des Friedländers.[1])

Also Schweden hielt sich vorsichtig zurück, auf der anderen Seite musste twas geschehen, um den Anklägern in Wien den Mund zu stopfen. Vielleicht ießen sich auch ohne Schweden die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen uf Wallensteins Pläne ein. Um sie von den Schweden zu trennen, ließ Wallen- ein im Lager der Verbündeten die Nachricht bekanntmachen, er habe ein starkes orps nach Sachsen geschickt. Augenblicklich verließen Sachsen und Brandenburg chlesien, um ihre Länder zu decken. Schnell hinwider stand Wallenstein vor dem ager der Schweden zu Steinau und schloss sie ein. Thurn konnte einer Sieg bei Steinau. chsfachen Übermacht nicht widerstehen und musste die Waffen strecken mit 6000 Mann, 60 Fahnen und 17 Geschützen. Schon freute man sich in Wien, den nermüdlichen Verschwörer gegen Österreich endlich in der Gewalt zu haben, den Erzbösewicht" — allein Wallenstein ließ ihn frei unter dem leeren Vor- wande: „Wollte Gott, die Schweden hätten keinen bessern Anführer; an der Thurn. Spitze einer feindlichen Streitmacht werde Thurn dem Kaiser mehr nützen als in einem Kerker!" Der Friedländer mochte den Mann, der das Geheimnis seiner Verhandlungen mit dem Feinde kannte, nicht nach Wien schicken — wie, wenn r es verrieth, um sich zu retten! Übrigens hatte der Handstreich bei Steinau chtige Folgen. Frankfurt an der Oder, Landsberg wurden besetzt, in Folgen. Sommern konnten sich die Kaiserlichen ausbreiten, in der Mark besetzten sie Spandau und Köpenik, Berlin stand ihnen offen. Das Übergewicht er kaiserlichen Waffen in Nordostdeutschland war wieder her- estellt.

Umso schlimmer stand es an der Donau. Bayern trug die ganze Last Noth Maximi- lians I. es Krieges und hatte kein Heer mehr, stark genug, die Feinde zu verjagen. Die Kernscharen Tillys waren mit ihm erlegen, die 12.000 Mann, welche Maximilian noch führte, waren meist Landsturm. Einmal über das andere andte der Bayerfürst dringende Bitte um Rettung an seinen Jugendfreund nd der Kaiser forderte Wallenstein auf, dem Kurfürsten zu helfen. Wallen-

[1]) Hurter, Wallensteins vier letzte Lebensjahre, S. 244—245.

Wallensteins Rachgier.

stein versprach es, that aber nichts, der Kurfürst sollte vernichtet werden, der einst am meisten in Regensburg gethan hatte, um ihn zu stürzen.

Als er zuletzt, gegenüber den Bitten des Kaisers, nicht mehr ausweichen konnte, sandte er zum Schein Altringer mit 5000 Mann gegen die bayrische Grenze, gab ihm aber den geheimen Befehl, nur bis Regensburg vorzurücken und in keinem Falle etwas zu Gunsten von Ingolstadt zu thun, er möge sein Kriegsvolk schonen. Mit ähnlichen Weisungen ließ der Friedländer, als er gegen Schlesien aufbrach, Holk mit 7000 Mann in Eger, schrieb aber an den Kaiser, bald werde Bayern seiner Dränger ledig sein. Als Maximilian meldete, der Feind wisse, dass dem Altringer die Hände gebunden seien, und stütze sich darauf in allen seinen Unternehmungen, leugnete dies Wallenstein weg, lieferte aber Altringer seine Befehle, um sich verantworten zu können, dem Kaiser aus. Jetzt war die Zweideutigkeit des Friedländers sonnenklar und auch der Grund derselben, als Altringer neue Weisung bekam, er habe von niemand Befehle anzunehmen, als von Wallenstein und keinen Fuß breit von denselben abzugehen.

Zweideutigkeit.

Wallenstein hatte ja den Oberbefehl in absolutissima forma und war entschlossen, auch gegen den Willen des Kaisers seine Politik durchzuführen. Immer höher stieg die Gefahr in Bayern, Regensburg geriet 14. November 1633 in die Gewalt Bernhards.[2]) Wallenstein erklärte, die günstige Zeit zur Hilfe sei vorüber, und kehrte nach Böhmen zurück, wo 14. December 1633 war er wieder in Pilsen. Auch anderweitig trat er dem Willen des Kaisers entgegen: als von Wien die Mahnung kam, die Winterquartiere in Deutschland aufzuschlagen, ließ er von seinen Obersten diesen Plan als undurchführbar erklären. Wer war nun Kaiser, Wallenstein oder Ferdinand II.? In der Hoffnung auf Siege, in der Überzeugung von seiner Treue hatte letzterer dem ersteren ungewöhnliche Vollmacht ertheilt. Der Feind stand aber jetzt an der Grenze des Landes ob der Enns und Wallenstein in verrätherischen Unterhandlungen mit Frankreich und Schweden!

Gfrörers Ansicht über Wallenstein.

Man hat versucht, Wallensteins Verhandlungen mit Schweden, Frankreich und Sachsen als Täuschungen zu erklären: er habe in Anbetracht, dass die verbündete schwedisch-deutsche Macht allmählich durch innere Zwietracht in sich zerfalle und dass man falsche Freunde am besten entzweie, wenn man sie sich selbst überlässt, sie hingegen zur Vereinigung zwinge, wenn man von außen auf sie schlägt, sich zunächst einer thatkräftigen Kriegsführung enthalten; er habe im Vortheile des Kaisers, dessen Hilfsmittel zwar ausreichten, um dem Feinde die Wage zu halten, aber nicht um ihn völlig zu erdrücken, den verhassten Kurfürsten von Bayern dem Feinde überlassen, weil Maximilian dadurch die Fähigkeit verlor, Friedlands Pläne zu durchkreuzen; Gewalt habe hier nichts genützt, List alles, und auf List habe sich Friedland vortrefflich

[1]) Hurter, l. c. S. 249—273. — Khevenhiller, Bildnisse, II, S. 255.
[2]) Hurter, l. c. S. 273—279.
[3]) Ibid. S. 208—296.

rstanden; er habe seine Gegner im Netze seiner Pläne verstrickt dadurch, ıs er sie glauben machte, Österreichs Demüthigung liege in seinem eigenen nteresse; er habe seine eigenen, großen, unabgenützten Streitkräfte erst hervor- echen lassen wollen, wenn die guelfische Partei durch innere Entzweiungen ıs äußerste geschwächt gewesen wäre, und wenn das völlig erschöpfte Deutsch- nd sich dem Gesetze des Stärkeren nicht mehr hätte entziehen können.

Wallenstein spielte jedoch nicht bloß mit Verrath, er war im vollsten Wallen- steins Verrath. inne des Wortes ein Verschwörer gegen seinen Kriegsherrn, ein Verräther s seinem Vaterlande, denn hätte er auch mit Hilfe Schwedens und Frank- ichs die Krone Böhmens sich aufs Haupt gesetzt, ja sogar, wovon man in m Kreisen seiner Vertrautesten sprach, die Kaiserkrone gewonnen, er wäre Pläne. ch nur ein ohnmächtiger Vasall des Auslandes geblieben und hätte statt s dauernden Friedens, den er so oft im Munde führte, seiner Nation nur hmähliche Demüthigungen und innere Kämpfe bereitet.[1])

Sein nächstes Ziel war freilich die Krone Böhmens, allein e Zertrümmerung der habsburgischen Macht hätte ganz Europa eine veränderte estalt gegeben. Man sprach auch in den engeren Kreisen seiner Vertrauten davon, ıs der Friedländer, um Freunde zu gewinnen, einem päpstlichen Nepoten eapel, dem Herzoge von Savoyen nebst dem Königstitel die Mark- afschaft Montferrat, dem Großherzoge von Toscana ebenfalls den önigstitel nebst Lucca und Siena, den Venetianern Mailand, rankreich Burgund und das Herzogthum Luxemburg überlassen, aus m spanischen Niederlanden eine Republik machen, dem Polen- önige Schlesien anbieten werde.[2]) Seine Freunde und Lieblinge sollten ins- sammt Fürsten werden, Colloredo Graf von Görz, Piccolomini von latz, Franz Albert von Sachsen-Lauenburg Kurfürst von Sachsen, rnim Kurfürst von Mainz, Horn Kurfürst von Trier, Gallas Herzog on Mecklenberg, Terzka Markgraf von Mähren, Schaffgotsch Herzog on Troppau und Jägerndorf, Ilow Herzog von Teschen werden. An ie Stelle der alten Fürstenhäuser wäre so eine Menge neuer getreten, gewiss icht ohne schwere Kämpfe, nicht ohne die blutigen Folgen einer Militär-Dictatur, ie, um sich zu behaupten, zu immer neuen Veränderungen und Kämpfen hätte hreiten müssen.

Derjenige, welcher Wallenstein am längsten traute, war gerade der, gegen elchen er Verrath spann.[3]) Nur langsam, nur mit innerem Widerstreben, nur f die unwiderleglichsten Beweise hin gab Ferdinand dem Verdachte in seiner Ferdi- nand II. eele Raum. Die erste Nachricht vom Plane der Verschwörung erhielt der Kaiser om Oberstlandjägermeister Böhmens, Grafen Wolf von Wrzesowicz, welcher, om Grafen Terzka auf Schloss Lipa zum Gastmahl geladen, hier auf die Ge- undheit König Albrechts von Böhmen trinken sollte, auf die Frage warum inen großen Theil des Planes erfuhr, namentlich auch, dass der Herzog Böhmen n den ehvorigen Zustand versetzen, die Religion freigeben, die Ausgewanderten

[1]) Über die Versuche, Wallenstein von der Anklage des Hochverraths freizusprechen, ergl. unten den Abschnitt über die Literatur des dreißigjährigen Krieges.
[2]) Hurter, l. c. S. 451.
[3]) Ibid. S. 337.

zurückberufen wolle. Graf Wolf fragte seinen Beichtvater, ob er dem Kaiser von dieser Kunde Mittheilung machen müsse, und reiste nach Wien, als dieser Anzeige. bejahte. Ferdinand II. hörte ihn mit Staunen an, forderte eine Schrift hierüber und versiegelte diese mit seinem Ringe, damit die Mittheilung geheim bleibe.[1]) Später machte nicht bloß der Herzog von Savoyen, der spanische Gesandte Castanneda, ausführliche Mittheilungen über alle Pläne und bat von Bayern die dringendste Mahnung, Wallenstein des Oberbefehls zu entheben, sondern wurde Wallensteins Benehmen immer verdächtiger, seine Griffe wurden kühner und sprach sich sogar die öffentliche Meinung in Böhmen immer entschiedener dahin aus, der Herzog meine es nicht redlich mit dem Hause Österreich.

Es ist klar, dass der Kaiser etwas thun musste, doch wollte Ferdinand zunächst nichts anderes, als Wallenstein zu freiwilligem Rücktritte von seiner Stelle bewegen.[2]) Spanien wollte damals um jeden Preis die Verbindung zwischen Italien und Flandern aufrechterhalten und Frankreichs Absicht auf das linke Rheinufer entgegentreten.[3]) Wallenstein verweigerte aber jede Beihilfe zur Aufstellung eines eigenen Heeres am Oberrhein unter Feria, das konnte nicht gegen Frankreich auftreten, mit dem er damals in geheimer Verbindung stand, dagegen hegte er die feindseligsten Absichten wider die Spanier, die er ganz vom Boden des Reiches verjagen wollte. Sah Wallenstein im Plane, ein eigenes Heer am Oberrhein aufzustellen, nur die Absicht, ihm in dem Cardinal-Infanten einen Nebenbuhler zu schaffen und ihm das Commando zu entziehen, so bezeichneten die Spanier dem Kaiser den General als den gefährlichsten Gegner des Reiches und der Kirche.[4])

Wallenstein und Frankreich. Durch seine Späher von der Stimmung am Hofe unterrichtet, fühlte Wallenstein, dass es gelte zu biegen oder zu brechen, und drang also auf Abschluss eines Vertrages mit Frankreich, ließ Richelieu seinen festen Entschluss erklären, gegen den Kaiser aufzubrechen und ihn, wohin immer er sei, selbst in die Tiefen der Hölle zu verfolgen.[5]) Mit Freuden vernahm man zu Saint-Germain die Kunde, versprach dem Herzog die Krone Böhmens, eine Million Livres und vollen Schutz. Sofort machte sich Wallenstein daran,

Die Armee. die Armee für seinen Plan zu gewinnen, den höheren Officieren wurden goldene Berge versprochen, die gemeinen Soldaten durch Klagen über den Hof, der keinen Frieden, dem Heere aber auch den Sold nicht zahlen wolle, aufgereizt. Wallenstein war nicht bloß der Führer, er war auch der Schöpfer des Heeres, auf sein Wort hin, im Glauben an seinen Stern hatten die Officiere ihr Vermögen gewagt, die Regimenter geworben. Darauf war Wallensteins Plan gebaut.[6])

---

[1]) Hurter, l. c. S. 338—344.
[2]) Ibid. S. 345—351.
[3]) Pappus sagt l. c. p. 73: „At non in Hispanis tanta torpedo fuit, quin suspectarent rem, quae, qualis esset, in sola proditoris fide consisteret."
[4]) Hurter, Wallensteins vier letzte Lebensjahre, S. 353—363.
[5]) Hurter, l. c. S. 361—362.
[6]) Ibid. S. 362—363.

Ilow, seine rechte Hand,[1]) berief am 11. Jänner 1634 die Obersten auf das Rathhaus zu Pilsen zu einer Besprechung, erklärte hier, wie der Hof Unmögliches vom Heere verlange, wie der Generalissimus, deshalb verstimmt und gekränkt, zurücktreten wolle. Natürlich erschraken die Obersten und beschlossen, man müsse es dem Generalissimus ausreden. Als Wallenstein den Abgeordneten der Versammlung erklärte, er wolle den Obersten zu Gefallen noch einige Zeit bleiben, so war eine natürliche Forderung, dass sie für diesen Gefallen auch zu ihm halten und die Sache schriftlich erklären müssten. Eine Schrift ward verlesen, worin es hieß, dass sie den Herzog in Anbetracht, dass sein Rücktritt sie und ihre armen Soldaten in Noth und Elend bringe, bitten, ihr Heerführer zu bleiben, dagegen an Eidesstatt versprechen, ihren letzten Blutstropfen für ihn einzusetzen und jeden, der dawiderhandle, als einen Treulosen und Ehrvergessenen zu betrachten. Abends bei einem Bankett ward die Schrift zum Unterschreiben herumgereicht, nachdem die Köpfe vom Weine erhitzt waren, es fehlte aber, wie vielfach behauptet wird, die Clausel, die im ersten Entwurf stand, „solange der Feldherr im Dienste des Kaisers bleibe". Doch ist in neuerer Zeit dagegen mit Grund bemerkt worden, eine so grobe Betrügerei wäre keinem von diesen energischen Kriegsmännern zuzutrauen, die Obersten hätten sehr gut gewusst, was sie unterschrieben.[2]) Es gieng voll dabei her, viele waren betrunken, der Herzog Julius von Sachsen-Lauenburg drohte mit dem Säbel jeden niederzustechen, der nicht für Friedland sei. Mancher unterschrieb unleserlich. Mancher bereute am andern Tage seine Unterschrift — im ganzen hatten zweiundvierzig unterzeichnet. Jedenfalls war ein entscheidender Schritt geschehen, der Heerführer hatte den Kaiser angeklagt und die Officiere hatten erklärt, dass sie ihm folgen wollten. Auch zu den Regimentern in Schlesien wurde jetzt die Schrift zum Unterzeichnen gesandt.[3])

Verschreibung in Pilsen. Bankett.

Damit war die Gefahr nahe gerückt, der Kaiser musste schnell handeln, wollte er nicht die Krone verlieren und seine Länder dem blutigsten Kriege aussetzen. Nach einer Berathung mit seinen Vertrautesten ergieng am 24. Januar 1634 ein Erlass an die Befehlshaber und Soldaten, der sie des Gehorsams gegen Wallenstein entband und sie an Gallas anwies, zugleich allen Verzeihung versprach, die ihre Pflicht überschritten, den Oberfeldherrn, Ilow und Terzka ausgenommen, und alle Getreuen kaiserlicher Dankbarkeit versicherte. Doch wurde der Erlass noch nicht veröffentlicht, sondern es der Klugheit des Gallas überlassen, ihn durchzuführen, denn die Lage war schwierig und ein unkluger Schritt konnte leicht die Armee an den Verräther fesseln.[4])

Erlass des Kaisers.

Gallas zauderte drei Wochen, ehe er von seiner Vollmacht Gebrauch machte. Er war an und für sich kein Feind des Herzogs und konnte lange an den Verrath desselben nicht glauben und hoffte einen glimpflichen Austrag der Sache, bis ihn Wallenstein am 9. Februar selber für seine Pläne zu gewinnen und durch die größten Verheißungen an sich zu fesseln suchte. Jetzt giengen ihm über die Größe der Gefahr erst die Augen auf.[5]) Auch Piccolominis Meinung

Gallas.

[1]) Hurter, l. c. S. 376.
[2]) Ranke, Geschichte Wallensteins, S. 370.
[3]) Hurter, Wallensteins vier letzte Lebensjahre, S. 362—369.
[4]) Ibid. S. 369—375.
[5]) Ibid. S. 368—383.

Piccolominі. schwankte lange zwischen der Ahnung eines Verrathes und dem Vertrauen zum Herzoge, er glaubte, dass Wallenstein noch beim letzten Schritte vor dem Fremd entsetzt zurückweichen werde. Als Gallas sich nicht ködern ließ, befahl Wallenstein, ihn zu beobachten und die Briefe an ihn zu unterschlagen. Dem Einwurfe Piccolominis gegenüber, wie groß die Macht des Hauses Habsburg sei, behauptete Wallenstein, bei solchem Unternehmen beruhe alles auf keckem Wagen, komme alles auf den Anfang an, und er sei dahin gekommen, dass er sich dem Glück anvertrauen müsse.[1])

Wallensteins treueste Anhänger treten auf einmal am eifrigsten gegen ihn auf. Am 13. Februar theilt Gallas die Kundmachung des Kaisers einigen Vertrauten mit, am 15. Februar bespricht er sich mit Altringer, wie man sich der Päsſe, Festungen und Regimenter versichern könne; Piccolomini säubert seine Regimenter von Verdächtigen. Am 18. Februar erließ der Kaiser an alle Officiere einen erneuten Befehl, Friedland nicht mehr zu gehorchen wegen einer gefährlichen und weitaussehenden Verschwörung, und sich an Gallas zu halten; am 18. Februar wurde der Erlass gedruckt, am 22. Februar zu Prag unter Trommelschlag und auf dem Lande durch die Kreisbehörden verkündet. Der Kaiser hatte zu diesem Verfahren nicht bloß das Recht, sondern auch die Verpflichtung;[2]) bald war man in Wien sicher, dass die meisten Regimenter zum Kaiser halten würden.

Auch Wallenstein zögerte nicht länger. Als die Unterschrift des Vertrages von Seite Frankreichs noch immer nicht kommen wollte, sandte er am Oxenstjerna. 9. Februar an Oxenstjerna die Botschaft, dass sein Entschluss, als König der Böhmen aufzutreten, fest sei, und dass er alsbald den Marsch gegen Wien antreten wolle. Der schwedische Kanzler erklärte jedoch wiederum, der Herzog müsse zuerst etwas Entscheidendes gegen den Kaiser thun, dann wolle er ihn mit allen Mitteln unterstützen und selber zu ihm kommen, um sich mit ihm zu vergleichen. Auch an Bernhard von Weimar in Regensburg giengen dreizehn Couriere nacheinander ab; ihm erklärte der Friedländer seinen Entschluss, gegen den Kaiser aufzutreten, und sandte dringende Aufforderung, schnell Eger und Pilsen zu besetzen und die Bauern in Oberösterreich unter die Waffen zu rufen; der Weimarer zweifelte jedoch, ob Wallenstein seiner Armee so sicher, ob nicht ein Schelmenstreich dahinter sei, ließ übrigens seine Truppen eine Bewegung gegen Böhmen machen, um im Trüben fischen zu können.[3])

Entscheidung. An die Regimenter erließ Wallenstein den Befehl, am 24. Februar sich auf dem Weißen Berge zu sammeln, er selbst wollte am 23. dort sein und am 25. Februar sich zum Könige von Böhmen ausrufen lassen.[4])

---

[1]) Hurter, l. c. S. 384—386.
[2]) Ibid. S. 388—396.
[3]) Ibid. S. 408.
[4]) Ibid. S. 410—418.

Allein die Sache Wallensteins war schon verloren, die Regimenter erieſen ſich dem Kaiſer treu und ergeben.

Auf die Kunde davon befahl Wallenſtein ſeinem Anhange, ſich in Eger zu mmeln, von wo aus er mit Bernhard von Weimar und den Feinden s Kaiſers ſich am leichteſten vereinigen konnte. Er äußerte damals: wolle der aiſer ihn nicht mehr als ſeinen General anerkennen, ſo wolle auch er ihn nicht ehr zu ſeinem Herrn haben; man müſſe der Welt zeigen, daſs es noch Kaiſer is einem anderen Hauſe geben könne, als dem öſterreichiſchen. In Eger ſollte r Friede mit Sachſen, Brandenburg und Schweden abgeſchloſſen und durchführt werden.[1] In den dortigen Oberſten Gordon und ein ausländiſches Gordon. egiment ſetzte er am meiſten Vertrauen. Am 23. Februar in der Frühe brach r Friedländer von Pilſen auf mit Kriegscaſſe, Silbergeräthe und Pferden, ſo- Flucht nach Eger. iel man zuſammenbringen konnte. Das Geſchütz konnte er nicht mitnehmen, denn ie Stückknechte waren auf die Kundmachung des kaiſerlichen Erlaſſes hin mit ren Pferden durchgegangen. Den Rath, den ihm ein Wohlmeinender gab, er lle geradezu nach Wien eilen und dem Kaiſer erklären, all ſein bisheriges Thun abe nur den Zweck gehabt, an den Tag zu legen, wer dem Kaiſer treu, wer ntreu ſei, wies er in dem Gefühl, daſs er zu weit gegangen, mit den Worten rück: „Der Vorſchlag wäre gut, aber der Teufel traue!“[2] In Mies verbrannte noch 600 Briefe.

Die Flucht hatte Eile, denn bald nach ſeinem Abzuge trafen die Kaiſerchen in Pilſen ein und nur die ſchlechten Wege hinderten ſie an der raſchen erfolgung der Entwichenen. Das Vertrauen ſeiner Umgebung ſchwand immer ehr und ſein Gefolge wurde mit jeder Stunde kleiner. Zu ſeinem Unglücke beahl Wallenſtein dem ihm begegnenden Oberſten Butler noch, mit ihm nach Butler. ger zu ziehen. Aus den Verſprechungen, die er ihm machte, kam Butler zur berzeugung von Wallenſteins Verrath und faſste auf dem Marſche den Entſchluſs, ihn daran zu hindern und dem Kaiſer und Reich und der Religion einen Dienſt zu erweiſen; er ſandte insgeheim ſeinen Beichtvater an Gallas, wie er en Weg nach Eger nur gezwungen fortſetze und wie in dieſem erzwungenen Anſchluſſe an den Herzog vielleicht eine beſondere Mahnung Gottes liege zur Vollführung irgend einer heroiſchen That. So hat Wallenſtein ſelber ſeinen Mörder n ſeine Nähe gezwungen, wie vom Verhängnis fortgeriſſen.[3]

Butler wurde in ſeinem Vorhaben nur beſtärkt, als Wallenſtein, kaum er m 24. Februar abends krank, miſsmuthig, in einer Sänfte getragen, angekommen ar, ſogleich den Befehl gab, die Poſten von Joachimsthal und den übrigen Grenzorten zurückzuziehen, um dem Feinde dadurch ungehinderten Paſs zu ihm u eröffnen. Allein konnte Butler nichts machen und ſuchte daher, ob er Geinnungsgenoſſen finde. Er lud den Commandanten Gordon und Oberſten Gordon. Leslie zu einem Trunke Wein; bald merkte er, daſs ſeine Gäſte auch an Leslie. Wallenſteins Verrath glaubten und dem Kaiſer treubleiben wollten. Da brach er os: „Wir ſind Ausländer, Treue und Ehre ſind unſer ganzes Erbgut, wir nüſſen dasſelbe Seiner Majeſtät ungefährdet bewahren“; und als Gordon fragte: „Was thun?“ und zur Flucht rieth, und Leslie meinte, man ſolle die Rebellen ödten, mahnte Butler: „Steht mir hiezu bei, ihr Brüder, bewahret auch das

[1] Hurter, l. c. S. 419—424.
[2] Ibid. S. 428.
[3] Ibid, S. 428—430.

Berathung. Geheimnis, ich werde einige meiner treuen Officiere und Soldaten in die Stadt einführen und die Sache auf mich nehmen. Gott hat denjenigen noch nie seinen Beistand versagt, die für Gerechtigkeit und Treue sich Schwierigkeiten unterziehen.“ [1]) — Als die Gefahr stieg und die Ankunft des Feindes schon in zwei Tagen zu erfolgen drohte, beschlossen die Verschworenen zu eilen, zumal Illo ihnen am nächsten Tage erklärte, der Herzog sei entschlossen, keinen Herrn mehr über sich zu leiden. Der Plan, die Rebellen gefangen zu nehmen, wurde, weil Entschluss. unsicher, mit dem vertauscht, sie zu erwürgen. Der Oberstwachtmeister Geraldin versprach, noch sechs wackere Burschen zu stellen, drei irische Hauptleute wurden noch in das Geheimnis gezogen. Fremde, Schotten und Iren, waren es alle die, rein im Gefühle der Treue gegen ihren Diensteid und der Soldatenpflicht, ohne dass man es ihnen befohlen hatte, sich zum Morde des Feldherrn bereiteten. Mit ihm halten wollten sie nicht, fliehen konnten sie nicht; bei leisesten Verdachte der Widersetzlichkeit hätte sie Wallenstein ermorden lassen.[2])

Ausführung. Durch Leslie ließ Gordon den Terzka, Kinsky, Illow und den Rittmeister Niemann, die Feder Wallensteins, auf Abend zu Gast bitten: sie kamen Samstag den 25. Februar. Die Schlossbrücke ward aufgezogen und Leslie nahm alle Schlüssel zu sich. Beim Gelage gieng es munter und einträchtig her bis Toaste auf Bernhard von Weimar, auf Oxenstjerna, auf den Kurfürsten von Sachsen ausgebracht wurden. Da zankte Butler, auf die Gesundheit der Feinde des Kaisers trinke er nicht, dagegen solle der Kaiser leben! Darob entstand Streit und das war das Signal für Geraldin und seine sechs Dragoner, die mit dem Rufe: „Es lebe das Haus Österreich!“ zu der einen Thüre des Saales hereintraten, zu der anderen kam Rittmeister Deveroux mit vierundzwanzig Dragonern herein und schrie: „Wer ist gut kaiserlich?“ Da sprangen Gordon, Butler und Leslie von ihren Stühlen auf und riefen: „Hoch lebe Ferdinand!“ hoben die Kerzen in die Höhe, stießen den Tisch um und zogen die Schwerter. Zuerst wurde Kinsky niedergestochen, dann erlag Illow drei Streichen; Terzka durch einen Koller von Ellenshaut geschirmt, sank erst zusammen, nachdem er zwei Soldaten niedergemacht hatte; Niemann entfloh in die Speisekammer, wurde aber von der Wache niedergestochen, als er das Losungswort nicht kannte. Noch einmal war Berathung, ob man den Herzog gefangennehmen oder tödten solle; alle hielten das letztere für nothwendig. Wallenstein wohnte nicht in der Burg, sondern in der Stadt, im Hause des Apothekers Pachhälbl, und ahnte nichts von dem, was geschah, und besprach sich mit seinem Astrologen Seni über die Deutung einer Constellation. Da ward sein Haus von Wachen umstellt und drang Butler mit sechs Hellebardieren die Treppe hinauf in das Vorgemach. Ein Page, welcher Lärm machen wollte, wurde niedergestochen; ein anderer schreckte mit dem Rufe: „Rebellen, Rebellen!“ den Herzog aus dem Bette, um Wallensteins Ende. die Wache zu rufen. Indes sprengte Deveroux mit einigen Fußtritten die Thüre des Gemaches ein und schrie den Herzog, der im Hemde am Fenster stand, mit den Worten an: „Bist du der Schelm, der des Kaisers Volk dem Feinde zuführen und Seiner Majestät die Krone vom Kopfe herabreißen will? Dafür sollst du sterben!“ Doch hielt er mit seiner Partisane noch etwas inne, in Erwartung einer Antwort. Sprachlos breitete der Herzog die Arme aus und empfieng den Todesstoß in die Brust, worauf er sogleich zusammensank. Die Helle-

[1]) Hurter, l. c. S. 431—433.
[2]) Ibid. S. 823.

rdiere wollten den Leichnam zum Fenster hinauswerfen, Deveroux wehrte es, Die Leiche.
nd hüllte ihn in den rothen Fußteppich des Zimmers und ließ ihn in Leslies utsche auf die Burg führen.[1])

So endete Wallenstein am gleichen Tage, da er in Prag als König tte einziehen wollen. Kein Purpurmantel umschloss jetzt seinen Leib, sondern n einfacher, roh gezimmerter Sarg. Er konnte Deutschland retten und für nen günstigen Frieden hätte ihm ewiger Nachruhm gelohnt, jetzt ist sein appenschild für alle Zukunft mit dem Makel des Verrathes besudelt. Einer r begabtesten, ist er der unglücklichste Heerführer des dreißigjährigen Krieges. ber das Misslingen seiner kühnen Pläne macht Ranke[2]) die wahre Bemerkung: „In der Reihe der großen Generale, die nach Selbständigkeit gerachtet haben, steht Wallenstein in der Mitte zwischen Essex in England, iron in Frankreich, Cromwell und Napoleon. Warum gelang es den einen nd ist es den anderen misslungen? Die drei ersten hatten mit geborenen ürsten zu kämpfen, deren Autorität seit Jahrhunderten fest begründet und it allen anderen nationalen Institutionen fest verbunden war — sie erlagen hr. Cromwell und Napoleon dagegen fanden die legitime Autorität, als sie s unternahmen, sich unabhängig zu machen, bereits gestürzt. Sie hatten mit epublikanischen Gewalten zu kämpfen, welche noch keine Wurzeln geschlagen atten und nur eine bürgerliche Macht besaßen, die dann dem Führer der ruppen gegenüber, sobald sie sich entzweiten, keinen Widerstand leisten konnten."

Am gleichen Tage sandte Butler an Gallas Botschaft von dem Gehehenen und wie er, durch Wallenstein wider seinen Willen nach Eger gezogen, ort sich mit Gordon berathen und beschlossen habe, Friedland, Terzka, Kinsky nd Ilow als Verräther zu tödten. Am andern Tage legten die Soldaten in der Stadt den Eid der Treue für den Kaiser ab.[3])

Ferdinand II. war tief bewegt bei der Nachricht. „Ach, mein Wallen- Der Kaiser.
tein!" rief er und verlangte von Gallas Beweise, dass sein Feldherr wirklich Verrath gesponnen habe. Die Beweise sind unwiderleglich, doch Ferdinand trug einen Feinden keinen Groll über das Leben hinaus nach, er ließ für die Seelenruhe Wallensteins und seiner Gefährten 3000 Messen lesen.[4]) Auch in Ludwig XII. Ludwig XIII.
egte sich ein königliches Gefühl und er sagte zu seinen Höflingen: „Möchte alle Verräther an ihrem Oberherrn dieses Los treffen!" Richelieu hingegen war über ie Vereitlung seines finsteren Planes tief missstimmt, ebenso war man im Haag niedergeschlagen. Die Gefahr für den Kaiser war beseitigt. Zwar ließ General Ulrich von Schaffgotsch in Troppau Friedland als dem neuen König von Schaffgotsch.
Böhmen huldigen, allein General Götz machte den Bestrebungen, Schlesien in offene Rebellion zu verflechten, schnell ein Ende und Schaffgotsch büßte später in Regensburg für das Unterfangen mit seinem Kopfe.[5])

---

[1]) Hurter, l. c. S. 437—438.
[2]) Ranke, Wallenstein, S. 453.
[3]) Hurter, l. c. S. 438—441.
[4]) Ibid. S. 442—447.
[5]) Ibid. S. 447, 456—507.

Das ist der wahre Sachverhalt von Friedlands Empörung und Ende. Der Kaiser hat nie einen Befehl ergehen lassen, Wallenstein todt oder lebendig einzuliefern; die Verbundenen haben im Drange der Gefahr die blutige That aus eigener Eingebung und auf eigene Verantwortung vollführt, und nach geschehener Untersuchung konnte die Regierung sie als Vollbringer einer rettenden und dankenswerten That nur belohnen. Den übrigen Angeklagten gegenüber hat Ferdinand ebensosehr Gerechtigkeit als Milde geübt: sie wurden zum Verluste der Regimenter, einige zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt, zum Theile später begnadigt.[1]) Eine Commission wurde über den ganzen Rechtsfall niedergesetzt, sie hat nach gründlicher, unparteiischer Untersuchung gefunden, dass Wallenstein schon 1633 am Kaiser Verrath geübt habe. Försters Annahme, es sei an Wallenstein ein Justizmord begangen worden, er sei nie ein Verräther gewesen, ist ebenso falsch, als die, Wallenstein habe nur mit Verrath gespielt, sei aber von den Folgen seiner Schritte erfasst und in den Untergang gezogen worden.[2]) —

Zwei junge Habsburger als Feldherren. — Regensburg. — Sieg bei Nördlingen. — Der Tag zu Frankfurt. — Der Friede zu Prag.

Die Katastrophe Wallensteins befestigte die Einigkeit der Cabinete von Wien und Madrid. Der Gesandte Spaniens bezeichnete das Ende des ihm so feindseligen Friedländers als eine große Gnade, die Gott dem Hause Österreich erwiesen habe; die Sache der beiden Majestäten sei eine und dieselbe.

Folgen vom Falle Wallensteins.

Spanien lieferte Geld, um den Verlegenheiten Österreichs abzuhelfen. 100.000 Gulden wurden allein für die Artillerie in Wien angewiesen. Auch bewogen die spanischen Cardinäle den Papst, jährlich 100.000 Kronen mehr für die Sache des Krieges zu widmen. Maximilian von Bayern hatte ihm vorher gedroht, er werde sich Frankreich in die Arme werfen; jetzt, da Wallenstein, sein bitterster Feind, gefallen war, näherte er sich wieder dem Kaiser.[3]) Ein wahrhaft kaiserliches Heer kam jetzt zusammen. Namentlich die Spanier betrieben

[1]) Pappus bemerkt l. c. S. 80: „Nemoque eo extincto aut conscientiam facinoris ultra exsecutus aut ultus est, sola ut fortuna familiam Austriacam, quae a lapsu tum prope abfuit, in fastigio suo conservarit; non adeo quod in tempore detecta, quam quod propere in capite ipso vindicata conjuratio spatium non dedit clementiae Caesaris, quae aeque noxia, ubi nulla et ubi nimia vel cum miserantis periculo conjuncta, in Caesare tanta erat, ut si eum Imperatorem esse ceteri non meminissent, ipse obiturus crederetur."

[2]) Forster, Die Briefe Wallensteins, Berlin 1828—1829, 3 Bände. Biographie Wallensteins, Potsdam 1834. Wallensteins Process vor den Schranken des Weltgerichts. — Gfrörer, Antrittsrede in Freiburg. 1855. — Hallwich, Wallensteins Ende 1879. — Schebek, Lösung der Wallensteinfrage. — Kinsky und Feuquières suchten Wallenstein zu rechtfertigen. Dagegen brachte Dudik, Forschungen zu Mährens Geschichte, Brünn 1852, wichtige Gründe für seine Schuld.

[3]) Schreiber, Maximilian I., S. 635.

t Eifer, daſs des Kaiſers Sohn, Ferdinand III., der König von Ungarn, die Spitze desſelben trete. Gallas, tüchtig im Kampfe wie im Felde der plomatie, ſollte ihm als Rathgeber zur Seite ſtehen. Oxenſtjerna hatte gehofft, rch Wallenſteins Tod werde in der kaiſerlichen Armee Verwirrung eintreten, d hatte Bernhard von Weimar ermuntert, in dieſem trüben Waſſer zu hen, gegen Paſſau und Böhmen etwas zu unternehmen, hatte Sachſen angeſpornt, Böhmen einzufallen, und Brandenburg, das kaiſerliche Kriegsvolk in Schleſien ſich zu ziehen — alles umſonſt! Es war zu viel Sinn für Ehre und Treue der Armee.[1] Ein kaiſerliches Heer.

Bernhard ſetzte ſich zwar gegen Böhmen in Bewegung, muſste aber bald ieder umkehren. Am 2. Mai 1634 traf Ferdinand III.[2] in Prag ein, um e Regimenter zu ſammeln, und am 26. Mai ſchon brach er aus Böhmen it 40.000 Mann gegen Regensburg auf. Auf der alten Reichsſtadt ſollte s kaiſerliche Banner wieder wehen.[3]

Bernhard eilte zum Schutze der Stadt herbei, konnte aber ihre Begerung nicht verhindern und zog am 5. Juni ab, nachdem er noch 2000 Mann erſtärkung in dieſelbe geworfen hatte.[4] Lars Kragge vertheidigte mit 4000 chweden die Feſtung, allein der junge Habsburger bewährte ſich als unerſchrockenen, gſamen Streiter, wie als beſonnenen Feldherrn, ſeine freundliche Fürſorge trieb e Krieger zur eifrigſten Thätigkeit. Es war ein ganz anderer Geiſt über die rmee gekommen. Am 22. Juni waren die Laufgräben der Stadt auf 400 chritte nahegekommen, gegen welche 100 Geſchütze donnerten. Feldmarſchall orn hatte in der richtigen Anſicht, daſs alles fernere Kriegsglück im Süden m der Behauptung Regensburgs abhänge, Bernhard Vereinigung angeboten, dieſer ier in Eiferſucht und Eigenwilligkeit ſie abgelehnt. Zu ſpät erkannte er, daſs ettung nur noch mit Horns Beihilfe möglich ſei; erſt am 12. Juli vereinigten e ſich bei Augsburg und ſtieg ihr Heer auf eine Stärke von 22.000 Mann. on da brachen ſie zum Entſatze von Regensburg auf, allein ſie ſtießen überall f Hinderniſſe, auf Abtheilungen von kaiſerlichen und bayeriſchen Truppen, die nen unter dem tapferen Johann von Werth und Altringer den Vorarſch ſtreitig machten. So nahmen ſie mit Mühe Freiſingen, Moosburg, andshut, wo Altringer durch eine Kugel getödtet wurde. Aus niederem tande hatte ſich dieſer Befehlshaber durch ſeine Tüchtigkeit zu den höchſten riegsehren emporgeſchwungen; wie Tilly, trank auch Altringer nie Wein und alt als ein Muſter von Ehrenhaftigkeit. Nur die Uneigennützigkeit Tillys war im nicht eigen, er liebte das Geld. Am 30. Juli wollte die ſchwediſche Armee on Landshut aufbrechen, da kam die Nachricht, Regensburg habe ſich ſchon erben, und ſie kehrte nach Augsburg zurück. In der That hatte ſich die bedrängte Stadt am 26. Juli 1634 ergeben. Ferdinand ließ Gnade widerfahren, bſchon die Beſatzung einen Sturm nicht mehr abwehren konnte: er ſagte der Stadt Verzeihung, Schutz und Erhaltung ihrer Reichsfreiheiten zu und der Beatzung Ausmarſch mit Kriegsehren, mit Sack und Pack und ſechs Geſchützen, mit

Regensburg.

Ferdinand III.

Horn.

Altringer.

Übergabe von Regensburg.

[1] Schreiber, l. c. S. 635, 640.
[2] Geboren am 20. Juli 1608, König von Ungarn ſeit dem 8. December 1625, on Böhmen ſeit 25. November 1627.
[3] Hurter, Ferdinand II., Bd. X, S. 290—301.
[4] Schreiber, l. c. S. 642.

sicherer Abführung der Kranken und Verwundeten und guter Verpflegung der jenigen, welche nicht fortgebracht werden könnten, und unentgeltlicher Freigeb aller Gefangenen und Geiseln. Den Unkatholischen der Stadt wurde freie Religion übung bestätigt. 1500 Mann Schweden zogen am 28. Juli aus, mit fliegend Fahnen, wirbelnden Trommeln, brennenden Lunten und die Kugel im Mu „Mit Regensburg übergebe ich Eurer Majestät den Schlüssel des heiligen römisch Reiches!" sagte Lars Kragge, als er sich vor dem König verbeugte, der i huldvoll die Hand reichte und ihm das Zeugnis tapferer und ehrenvoller Ver theidigung gab. Wie ganz anders verfuhren die Schweden bei der Einnahme v Städten! Hier aber bewährte sich wahrhaft kaiserliche Milde, hervorgehend a Güte des Herzens wie aus der Absicht, eine alte Reichsstadt nicht die Schre einer Erstürmung empfinden zu lassen, sondern sie wieder in Flor zu bringen.

Am Donaustrande lag diesmal die Entscheidung und in dieser richtig Ansicht ließ sich der junge Feldherr durch trübe Nachrichten von ander Seite her nicht zur Zersplitterung des Heeres verleiten.

Böhmen. Oxenstjerna hatte zu einem Einfalle in Böhmen getrieben. 17.00 Mann unter Baner und dem Kurfürsten von Sachsen erschienen 25. Juli auf dem Weißen Berg vor Prag, welches Maradas tapfer v theidigte. Die Feinde wagten keinen Sturm. Am gleichen Tage, da Regens die Thore öffnete, zogen die Sachsen vom Weißen Berge wieder ab. Bis Ig in Mähren drangen damals sächsische Heerhaufen. Der Zug Ferdinands dem westlichen Deutschland zwang den schwedischen Reichskanzler, Baner Böhmen abzurufen und ihm zu befehlen, zum Heere unter Horn zu sto

Horn am Bodensee. Horn hatte zur Zeit, da Wallenstein fiel, in der Nähe des Bodensees Regimenter beschäftigt, Kempten, Memmingen, Biberach, Meersbu zur Übergabe gezwungen, aber nicht vermocht, Überlingen zu nehmen, we zwei spanische Regimenter, Reste vom Heere Ferias, tapfer vertheidigten. A Radolfszell hielt sich. Buchhorn wollte der schwedische Feldmarschall einem Hauptwaffenplatz erheben und eine Kriegsflotte auf dem Bodensee erba als er zu Bernhard von Weimar abberufen wurde, um sich dem V

Elsass. bringen des kaiserlichen Heeres entgegenzustemmen.[2]) Im Elsass hatte Rheingraf Ruffach, Thann, Ensisheim, Belfort, genommen, Br

Lothringen. sach belagert. In Lothringen waren die Franzosen allenthalben siegreich gedrungen.

Herzog Karl. Herzog Karl, immer rege für die kaiserliche Sache, durch die Natur Dinge getrieben feindselig gegen Frankreich, harrte mit Sehnsucht der spanis Armee, welche von Mailand nach Flandern ziehen und ihm Luft machen sol Wo er konnte, schädigte er die kleinen deutschen Fürsten und überraschte schwedische Heeresabtheilungen im Elsass — Grund genug für Richelieu, List u Gewalt gegen ihn zu gebrauchen. Am 13. Juli 1633 verfügte das Parlame

Bar. zu Paris die Beschlagnahme des Herzogthums Bar, denn Karl von Lothring habe für dieses alte Lehen Frankreich noch nicht gehuldigt. Am 16. August 163 betrat ein französisches Heer den Boden von Lothringen. Wehrlos im Augenblick, denn seine Truppen waren eben von den Schweden vor Hagenau geschlag worden, schickte der Herzog seinen Bruder Nikolaus, den Cardinal, u

[1]) Schreiber, l. c. S. 642—647. — Chemniz, l. c. II. 474—480.
[2]) Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges, S. 101 ff.

i unterhandeln. Richelieu verlangte Übergabe von Nancy. Als der Cardinal nwandte, in diesem Falle setze sich der Herzog der Reichsacht aus, entgegnete ichelieu, das römische Reich habe kein Recht an Lothringen, dies sei ein Lehen r Krone Frankreich und der König werde das alte Reich in seiner ganzen Größe wiederherstellen, d. h. das alte Austrasien mit Frankreich erbinden. Seine Gelehrten, Pierre Dupui und Theodor Godefroi, tten ihm längst Werke ausgearbeitet, um auf sogenanntem historischem Wege ine Absichten auf Eroberung des linken Rheinufers zu begründen.[1]) Die Unterandlungen währten lange. Karl bot Abdankung an zu Gunsten seines Bruders — ergebens! Die Belagerung von Nancy begann Ende August, am 24. September mußte sich die Stadt ergeben. Der Schwester des Herzogs, Margaretha, war s jedoch gelungen, zu entkommen. So standen denn Franzosen in Lothringen, ereit, die Schweden im Elsaß zu unterstützen. Während der Belagerung von Nancy hatte der Kurfürst von Köln sich unter den Schutz Frankreichs gestellt nit dem Versprechen, keine Feindseligkeiten gegen die Schweden zu unternehmen. Der Graf von Mümpelgard, die freie Stadt Mühlhausen hatten sich gleichalls unter den Schutz Frankreichs begeben. In Metz wurde im Januar 1634 in Parlament für Frankreich bis zum Rhein errichtet, es sollte die drei heinischen Bisthümer vom kaiserlichen Gerichte zu Speier losreißen — lauter Maßregeln, welche die Absichten Richelieus auf das linke Rheinufer klarer enthüllten. Unangenehm war ihm die Ehe Gastons mit Margaretha, die in Brüssel bei ihrem Gemahl und der Königin-Mutter und bei Isabella Clara Eugenia die glänzendste Aufnahme fand. Vor dem Parlamente zu Paris klagte der König wegen Entführung seines Bruders zum Abschlusse der Ehe. Karl von Lothringen entsagte seinem Herzogthum am 19. Januar 1634 zu Gunsten seines Bruders. Was ihm noch an Truppen blieb, führte er jetzt dem Heere des Kaisers zu. Sein Bruder, der Cardinal, entfloh nach Florenz. Von Lothringen rückten die Franzosen über Zabern und Hagenau sofort in das Elsaß.[2])

Austrasien.

Köln.

Lothringen französisch.

Am Niederrhein und in Westfalen stritten 27.000 Deutsche und Schweden gegen die Kaiserlichen unter dem tapferen Huyn van Geleen und Benninghausen, die am 15. April 1634 vor Höxter an der Weser erschienen. Der Platz wurde erstürmt, am 22. April wurden die Hessen unter Melander bei Nieseu geschlagen, Beckum eingenommen, Ham mußte sich ergeben, Ende Mai aber mußten die Kaiserlichen und Ligisten vor der Übermacht sich zurückziehen. Die Generalstaaten hatten, durch Richelieu verleitet, mit dem König von Frankreich, als dem „Bundesverwandten und Freund der Protestierenden, der für Gustav Adolf so große Opfer gebracht habe", am 15. April 1634 ein Bündnis gegen Spanien abgeschlossen. Österreich war nicht darin genannt, aber als Feind verstanden. Die Holländer entließen 5000 Mann aus ihrem Dienste, damit diese den Feinden des Kaisers in Westfalen beiträten. — Auch in Schlesien machten die Feinde des Kaisers Fortschritte. Die Schweden nahmen Ohlau, der Kurfürst von Sachsen zog am 3. Mai in Bautzen ein. Bei Liegnitz wurden die Kaiserlichen am 13. Mai 1634 unter Colloredo von Arnim geschlagen. Die Sachsen hofften ganz Schlesien an sich zu bringen.

Niederrhein und Westfalen.

Holland.

Schlesien.

---

[1]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 476 ff. — Die Werke sind: „Traité des droits du Roi trés-chrétien"; „Traité touchant les droits du Roi" und „Recherche des droits du Roi."

[2]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 466—489.

Convent zu Frankfurt.

Unter dem Vorsitze Oxenstjernas tagten damals seit dem März 163 die Heilbronner Bundesverwandten zu Frankfurt.

Der schwedische Reichsrath Peter Brahe,[1]) welcher zur Beihilfe d Reichskanzlers nach Stockholm geschickt wurde, schildert die Charakterlosigkeit u Habgier der Feinde des Kaisers in den bitteren Worten: „Die Stände lie Prunk und Staat den Zügel. Viele lebten in täglichem Saus und Bra bekümmerten sich wenig um das allgemeine Beste, waren neidisch auf Schwed Glück, missgönnten ihm das Directorium. Der Kurfürst von Sachsen schü und warf um, was andere aufbauten; der Kurfürst von Brandenburg i einzig auf Pommern, die Calviniſten auf den König von England, Her Bernhard von Weimar auf seine Hoheit und wie er allein schalten u walten und von niemand dependieren möchte; die Herzoge von Braunschwei und Lüneburg hatten Ämulation mit dem Landgrafen von Kassel jeder suchte seinen Vortheil. Französisches Geld verführte Hohe und Niede Ritterschaft und Städte zankten um Sitze; nirgends Vertrauen; der eine beneid den andern; Fürsten, Grafen und Herren waren wie Kinder, folgten dem, w ihre Doctoren und Juristen ihnen vorpredigten, welche in allen Conventen hint ihren Herren standen, sprachen und antworteten als für Stumme. Jeder woll für sich leben und agieren, so König als General. — Sie führten rechtli Waffen gegen ihren Herrn, den Kaiser, welchen sie also nannten, denn so lan sie ihn ihren Herrn nannten und das Schwert gegen ihn zogen, konnte ihr Kri nichts anderes als Rebellion genannt werden. Allein, welches Argument man au brauchte, half es nichts; sie wollten niemals den Kaiser für ihren Feind erklären noch minder der römischen Krone unwert, spielten und tändelten mit dem Krie und statu publico et privato. Den Reichskanzler als schwedischen Legaten u Director des evangelischen Bundes ehrten sie gar sehr und zollten ihm sowe als mir viele Achtung; allein, wenn es der Reichskanzler am besten mit ih meinte, legten sie es am schlimmsten aus, und wahrlich bei ihnen galten weder Gründe noch Rath zu Recht und eigenem Besten. Da ward gezaudert und disputiert und umsonst die Zeit abgenützt, bis die unglückliche Schlacht bei Nördlingen geschlagen war.“[2])

Feuquières.

Begreiflich, dass bei solchem Schwanken der Geister der gewandte Feuquières bald den Ton angab, zumal er mit Spenden von Gold, Kleinodien und Schmeicheleien verschwenderisch sein konnte: er suchte den Reichskanzler niederzuhalten, Bernhard, dessen Eifersucht auf Horn er durchschaute, für Frankreich zu gewinnen, Hessen-Kassel, Zweibrücken, Baden von den Schweden abzuziehen, dem Kaiser seine Bundesgenossen zu entfremden, Maximilian zur Neutralität zu verlocken, eine Verständigung Sachsens mit Schweden zu verhindern.

Doppelzüngig wie eine Schlange, warnte er insgeheim die Deutschen, ja Oxenstjerna nicht zum Kurfürsten von Mainz zu ernennen, da müsste sein König dagegen auftreten, denn Ehre und Gewissen erlaubten Ludwig XIII. nicht,

[1]) Geijer, l. c. III, S. 294.

[2]) Eine nicht minder kräftig gehaltene Schilderung deutscher Niederträchtigkeit und schwedischen Hochmuths bei Schreiber, l. c. S. 636—638.

r Vertilgung des ersten geistlichen Kurfürstenthums Hand anzulegen. Dem nzler selber aber versprach er kurfürstliche Würde, wenn er Frankreichs Pläne f das Elsass unterstütze. Es schien zum Bruche zwischen Oxenstjerna und Feuières zu kommen, als die Erklärung Sachsens, es denke auf Frieden mit dem ser und Schweden dürfe nicht zum Nachtheile des Reiches entschädigt werden, Oxenstjerna. de einander wieder nahe brachte, denn Oxenstjerna fühlte jetzt, er könne sich ß durch festes Anschließen an Frankreich behaupten, zumal auch der Brandenrger sich der sächsischen Anschauung zuneigte. Hinwieder mahnte nun der Franzose e Deutschen zu dankbarer Gesinnung gegen Schweden. Oxenstjerna bot jetzt den nzosen alle festen Plätze jenseits des Rheines, selbst Plätze an der Weser an, gen eine Million Livres und die Bemühung,[1]) den Streit in Polen auszuichen. Waren aber auch Frankreich und Schweden eines Sinnes, so war es nso schwerer, die Deutschen zu einem einmüthigen Beschlusse zu vermögen: der wollte Vortheile für sich auf Kosten der Mitstände erlangen und Schweden d Frankreich nur als Hebel zu seiner Vergrößerung benützen, so dass Oxenrna seinen Unmuth eines Tages vertraulich dahin ausließ: er wolle Horn und mer abberufen, alsdann möchten die Deutschen sehen, wie sie fertig würden. öchten doch die Schweden niemals in ihre Angelegenheiten sich gemischt haben! iele von ihnen hätten dem König schlecht gedient. Wäre derselbe nur noch länger n Leben geblieben, so hätten wahrscheinlich einige hohe Häupter über die Klinge ringen müssen!

Da warf auf einmal die Nachricht von der Niederlage bei Nördlingen ie Deutschen in die zaghafteste Stimmung und den Reichskanzler vollkommen n die Arme Frankreichs. Trotz aller Anzettelungen Richelieus in Italien ar der Cardinal-Infant doch am 16. Juni mit 7000 Mann zu Fuß und Don Fernando. 000 Reitern von Mailand aufgebrochen — durch Tirol zur Vereinung mit em Heere Ferdinands III. Am 16. August nahm dieser Donauwörth, am 8. August stand er vor Nördlingen.

Neunzehn Tage hindurch wurde die Stadt beschossen. In der Nähe hatte Nördlingen. Bernhard sich mit Horn vereinigt und ein festes Lager bezogen; seinen Hauptleuten sagte er: „Wir haben Regensburg hingegeben, der Rhein und der Main sind vom Feinde bedroht; helfen wir Nördlingen nicht, so ist unser Ruhm hin.“ — Horn drang darauf, Verstärkung abzuwarten. Indes traf am 3. September der Cardinal-Infant mit 15.000 Mann im Lager vor Nördlingen in. „Damit fanden sich zwei junge Habsburger zusammen, gleich kriegsmuthig, gleich begeistert zum Kampfe für das niedergetretene Recht und für die Kirche, beide edle Naturen, wie sie unter den Gegnern, hie und da einen schwedischen Befehlshaber abgerechnet, nicht zu finden waren. Durch volle zwanzig Stunden wohnte nachher der Cardinal-Infant den Kriegsberathungen und den Kämpfen bei.“[2]) Auch Maximilian war da mit seinen Bayern und der kriegslustige Karl von Lothringen. Man berechnete die Stärke des Heeres auf 35.000 Mann. Aber auch die Gegner hatten Verstärkung bekommen, die Regimenter des Rheingrafen, Trotz und Lars Kragge, wirtembergische und badische Landwehr; man berechnete ihre Stärke auf 27.000 Mann. Horn befehligte den rechten, Bernhard

[1]) Geijer, l. c. III. S. 296.
[2]) Hurter, Ferdinand II, Bd. XI, S. 200.

den linken Flügel, jener wollte in fester Stellung bleiben, den Kaiserlichen die Zufuhr abschneiden und sie so zum Rückzuge zwingen, dieser drängte zur entscheidenden Schlacht, denn er habe Nördlingen Hilfe versprochen, sein Fürstenwort sei verpfändet; in jeder Nacht stiegen Feuersäulen aus der bedrängten Stadt empor, das Zeichen der höchsten Noth. Auf beiden Seiten war man der festen Überzeugung, daſs die bevorstehende Schlacht über Königreiche und Länder entscheide.

Der 5. und 6. September 1634.

Am 5. September begannen nun die Deutschschweden einen Scheinmarsch, als wollten sie gen Ulm abziehen, wendeten sich aber, durch einen Wald gedeckt, plötzlich mit Übermacht gegen die kaiserlichen Vorposten, die geworfen wurden bis 400 Spanier auf einer verschanzten Anhöhe dem Andrang der Feinde hartnäckig geboten. Die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Gallas ordnete in der Dunkelheit das Heer zur Schlacht; auch der Cardinal-Infant wies die Seinen an, ihm unbedingt zu gehorchen. Am andern Tag, den 6. September, begann die Schlacht mit Sonnenaufgang. Der rechte Flügel unter Horn stürmte zum mal auf die Schanzen der Spanier beim Albuch und wurde jedesmal zurückgeworfen. Beim drittenmal stellte sich Horn selber an die Spitze, die Schweden kamen über die Wälle und bemächtigten sich der Bollwerke, aber eine Mine flog auf und begrub tausend Schweden, ihre Verwirrung benutzten die Kaiserlichen und warfen sie wieder zurück. Bei der Batterie, auf welche das heftigste Feuer gerichtet, standen furchtlos die beiden Habsburger; ein Oberst, der einen Befehl überbrachte, ward zwischen ihnen von einer Kugel in Stücke zerrissen. Umsonst schickte Bernhard dem geschlagenen Flügel Verstärkung, umsonst wagten die Deutschschweden auf das Albuch, von dessen Besitz der Entscheid des Tages abhieng, einen Angriff nach dem andern. Gallas schickte zur rechten Zeit Hilfe und ein Ansturm der kaiserlichen Reiterei vollendete die Niederlage des Flügels, welchen Horn befehligte. Götz erfocht hier seine ersten Lorbeeren. Der linke Flügel unter Bernhard hatte indes vom Häselberg aus standhaft und glücklich gestritten, als endlich schmetterte Johann von Werth mit neun Reiterregimentern seine Linien darnieder, beim vierten Ansturm lösten sich die Reihen und ergossen sich in wilde Flucht.

Sieg Ferdinands III.

Es war eilf Uhr vormittags, sechs Stunden hatte der verbissenste Kampf gewüthet, 12.000 Deutschschweden deckten die Walstatt, 6000 wurden gefangen, unter ihnen der Feldmarschall Horn, der tüchtigste Heerführer der Schweden, und Cratz und zwei andere Generale, vierzehn Obersten.[1]) Bernhard von Weimar entkam nur, weil ein Hauptmann ihm sein Pferd gab und sich für ihn opferte. 300 Fahnen, die gesammte Artillerie, 4000 Wagen, 1200 Gepäckpferde, die Kriegscasse, eine Menge Kostbarkeiten wurden erbeutet. Es war ein kaiserlicher Sieg. „Cannas pensavimus“, rief siegesfreudig Don Fernando. „Hoch das Haus Österreich!“ riefen die Krieger, als die jugendlichen Heerführer das Schlachtfeld durchritten. Unter Thränen las Ferdinand II. die Siegesbotschaft seines Sohnes: „Großes hat Gott an uns gethan, ich aber werde in meiner Einfachheit beharren und von nun an mich noch demüthiger bewahren, als jetzt.“

Horn gefangen.

Für die Verwundeten sorgten die beiden Habsburger auf das edelste. Der gefangene Horn staunte über den freundlichen und ehrenvollen Empfang, zumal

---

[1]) Neuere Monographien von J. Fuchs 1868 und Fraas 1869. — Weng, Die Schlacht bei Nördlingen und Belagerung dieser Stadt 1634. Breslau 1840. — Schreiber, l. c. S. 647—655.

der Cardinal sogar umarmte. Nördlingen musste sich am 7. September er-
en. Officiere und Soldaten durften mit voller Habe, doch ohne Gewehr ab-
ien. Die Religionsverhältnisse blieben in der Stadt, wie sie bisher waren.

Tag zu Frankfurt.

Die Bestürzung, welche diese Niederlage in Frankfurt hervorrief, war
ß, denn alles, was Gustav Adolf im Süden vom Main erobert hatte,
ng damit verloren.[1]) Oxenstjerna that alles, was ein Mann von Geist
b Muth in einem solchen Falle leisten kann; er mahnte die Deutschen,
mit ihm hielten, zur Ausdauer und Einigung; seine Boten flogen nach
en Seiten, um die zerstreuten Heerhaufen zu gemeinsamer Thätigkeit an-
pornen, an alle befreundeten Höfe, um Hilfe zu erbitten.

Oxenstjerna.

Bernhard von Weimar.

Der Geschichtschreiber Graf Gualdo Priorato reiste nach Venedig, um
Republik zur Mitwirkung aufzufordern. 80.000 Mann sollten aufgebracht
den zum Krieg gegen den Kaiser. Die Mehrzahl der Verbündeten wünschte
rnhard zum Befehlshaber: „Habe er den Karren umgeworfen, so möge er
auch wieder aufrichten!“ — Der Kanzler mochte ihn nicht allein zum Be-
shaber und er hatte seine guten Gründe, sondern wollte, dass Bernhard und
Pfalzgraf von Birkenfeld in dieser Stellung abwechseln. Oxenstjernas
e war auch insofern schwierig, als er aus der Heimat nur Nachrichten bekam,
der Krieg beschwerlich falle, wie der Menschenverlust empfindlich werde, wie
Leute in gewissen Grenzgebieten zu Tausenden nach Russland fliehen, weil sie
steten Aufgebote und der hohen Steuern müde seien. Es sei ein Nothjahr ge-
sen, Wasser sei in die Kupferbergwerke eingebrochen, die Münzung stehe still,
Credit schwinde, überdies laufe der Waffenstillstand mit Polen ab und sei
fürchten, dass Dänemark zu gleicher Zeit den Frieden breche, denn wenn
Pole etwas beginne, ziehe er gewiss zu gleicher Zeit den Jüten nach. Vom
lischen Kriege habe man nur Schaden und Undank zu erwarten. So wurde
Kanzler aus Schweden geschrieben, während Deutsche in Frankfurt von seiner
fähigkeit zur Leitung sprachen, Bernhard von Weimar und der fran-
sische Gesandte insgeheim gegen ihn aufstachelten.[2]) —

Lage Schwedens.

Die Verträge mit Frankreich.

Richelieu.

Die Folge dieser Nothlage war, dass der Kanzler sich in Frankreichs
llen fügen musste und dass dieses den größten Nutzen aus der Niederlage
Schweden bei Nördlingen zog. Richelieus Scharfblick bewährte sich jetzt
der glänzendsten Weise, und Verstand, Muth und Standhaftigkeit rühmt
ch Oxenstjerna an seinem politischen Nebenbuhler; sonst seien die Fran-
en wetterwendisch, bald zum Krieg, bald zum Frieden geneigt und nie dazu
legt, mit Ernst und Stetigkeit ihre Sache zu treiben.[3]) Bei Richelieu
r war fest der Plan: schon 1633 hatte er dem König erklärt, der Krieg

[1]) Geijer, l. c. III, S. 296.
[2]) Ibid. III, 297. — Barthold, l. c. I, S. 192—196.
[3]) Ibid. III, S. 299.

brachten, kamen sie in die Stadt und verhafteten unter Führung eines K
von Metternich den Kurfürsten in seiner Residenz und brachten ihn nach
festen Luxemburg, später nach Gent. Die französische Besatzung in Trier w
niedergehauen.

Frankreich und Spanien.

Das war für Richelieu ein willkommener Anlass, um Spanien o
den Krieg zu erklären. Ludwig XIII. verlangte vom Cardinal-Infanten
Befreiung seines Schützlings. Dieser erklärte, er werde nichts thun
Gutheißung des Kaisers. Da ritt am 19. Mai 1635 ein französischer He
unter Trompetenschall in Brüssel ein und warf eine Schrift, da sie nie
annehmen wollte, auf dem Marktplatze zur Erde nieder. Darin erklärte

Offener Krieg.

allerchristlichste König Spanien den Krieg zu Land und zu Meer, weil
einen Kurfürsten, der sich unter den Schutz des Königs begeben, wider R
gefangen genommen habe;[1]) in einer anderen Schrift forderte Ludwig XI
die Belgier auf, das spanische Joch abzuschütteln und sich wie die Holl
frei zu machen. Auch Urban VIII. klagte über die Gefangennahme des
bischofs. Ferdinand II. behandelte diesen aber nur als Reichsfürsten,
Hochverrath geübt, ließ ihn sich nach Wien ausliefern und hielt ihn dor
Haft. Richelieu hatte schon lange zum Krieg gerüstet, und jetzt begann
riesiger Kampf, der ein Vierteljahrhundert dauern sollte. Das Haus Bou
warf damit dem Hause Habsburg den Fehdehandschuh hin.

Feldzug in Belgien.

55.000 Mann stark überschritt die französische Armee unter den M
schällen Chatillon und de Brezé am 7. Mai 1635 bei Mezières

Avein.

Maas und fiel ins Luxemburgische ein; am 20. Mai stieß sie bei Avein
die Spanier unter dem Prinzen Thomas von Carignan, der sich
seinem Bruder, dem Herzog Victor von Savoyen, entzweit und Di
beim Infanten genommen hatte; er verfügte nur über 13.000 Mann, aber
eine gute Stellung. Dennoch verließ er sie, um die Franzosen anzugreifen,
sich in der Ebene ausbreiteten, ward aber mit einem Verlust von 6000 M
und 16 Geschützen in die Flucht geschlagen. Vor den Thoren von Mastri

Holländer.

vereinigten sich dann die Franzosen mit den Holländern unter dem Prinz
Friedrich Heinrich von Oranien. — 50.000 Mann rückten jetzt
Brabant ein und Richelieu erwartete mit jedem Tage die Nachricht
Einzug der franko-batavischen Armee in Brüssel — aber vergebens, es

Tirlemont.

ganz anders kommen. Am 9. Juni 1635 hatten sie Tirlemont mit St
genommen, aber dabei auch so entsetzlich, nicht bloß gegen die Vertheidiger,
dern auch gegen das schwache Geschlecht gehaust, geplündert, Kirchen geschä
dass ein wilder Hass gegen die Eindringlinge im Herzen der Belgier erwac
„Das sei die Freiheit, welche die Franzosen bringen wollten, mit Gut und B
müsse man sich ihrer erwehren." Die Bürger waffneten sich, die Bevölkerung
Dörfer flüchtete in die Städte, statt eines Befreiungskrieges entstand ein Race
kampf. Brüssel vermochten die Franzosen nicht zu erobern, Löwen verth
digte sich mit dem Muthe der Verzweiflung; bei den Belagerern fiengen

[1]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 600—617. Siri, l. c. XIII, p. 318—330.

ensmittel an zu fehlen, und aus Deutschland nahte ein kaiserliches Heer unter
ccolomini zum Entsatz. Da gaben die Verbündeten die Belagerung von Löwen.
wen auf und zogen sich langsam nach Ruremonde zurück.[1])

Besser wandten die Spanier und Deutschen ihre Zeit an: sie nahmen
ll alles verlorene Gebiet wieder zurück, eroberten sogar die sehr wichtige
jenkenschanze, bei welcher die Holländer jährlich 300.000 Gulden Zoll Schenken-
ben hatten. Die Franzosen waren zuletzt froh, auf holländisches Gebiet sich schanze.
ückziehen zu können. Sie klagten über die Säumigkeit des Prinzen von Oranien,
iedrich Heinrich, und dass im Grunde des Herzens die Holländer nicht
Franzosen zu Grenznachbarn haben wollten. Richelieu behauptet in seinen
moiren, der Prinz sei mehr geeignet, feste Plätze zu belagern, als im offenen
de den Krieg zu führen. In Wahrheit war der Prinz damals kränklich,
uthigt; ja er begann sogar mit den Spaniern ohne Wissen Frankreichs zu
rhandeln.

Aber auch der Plan Richelieus schlug fehl, den König von England England.
diesen Krieg zu verwickeln. Nach dem Vertrag vom 8. Februar 1635 sollte
nlich eine holländische Flotte die belgische Küste bedrohen und eine vereinigte
nzösisch-holländische Flotte den Canal von den Spaniern säubern.[2]) Aber man
te dabei den Stolz der Engländer nicht in Berechnung gezogen, welche die
rrschaft über das Meer für sich in Anspruch nahmen. Für sie schrieb Selden Selden.
Schrift „Mare Clausum“, gegen sie schrieb Grotius „De jure belli et
cis“. Der König von England ließ an der Börse in London anschlagen, er
rde die Polizei über den Canal und die Freiheit des Handels wahren, so dass
e fremden Flotten die Oberhoheit Englands anerkennen müssten. Mit den
gländern mochten damals die Holländer nicht anbinden und zogen sich still
ück und auch den Franzosen blieb nichts anderes übrig, als in ihre Häfen still
rückzufahren.

Seit dem 22. November 1634 tagten die Verbündeten von Heilbronn[3]) Tag
Worms. Der französische Gesandte versicherte, sein König werde jetzt mit zu Worms.
sterreich brechen und treulich alles halten, was er in Heilbronn zugesagt
be. Als er aber Unterzeichnung des Vertrages vom 1. November 1634
derte, stieß Oxenstjerna denselben unwillig zurück: nur Verräther könnten Oxen-
h zu solchem verstehen. Unter diesem verstand er jedoch nicht die darin stjerna.
haltene Schmach für die Deutschen, sondern dass Benfeld ohne die gehoffte
bzahlung an die Franzosen übergeben und bestimmt war, der Befehls-
ber des Bundesheeres müsse ein deutscher Reichsfürst sein. Im Unmuthe
ließ der Kanzler Worms und Feuquières dachte schon daran, ihn gefangen
nehmen, um ihn zur Unterschrift zu zwingen. Die Fortschritte der kaiser-
hen Waffen trieben jedoch die Grollenden schnell zur Versöhnung. Am
. Januar war Oxenstjerna wieder in Worms, der französische Gesandte
rsprach ihm Mainz, dem Bernhard die Landgrafschaft über das Elsass;
an müsse zusammenhalten, um Österreich Vernunft zu lehren. Bernhard

[1]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 606—614.
[2]) Ibid. VIII, p. 621—622.
[3]) Küsel, Der Heilbronner Convent, 1878.

Bernhard Bundesfeldherr. solle 12.000 Deutsche auf Kosten Frankreichs werben und die burgun Freigrafschaft zur Unterwerfung unter Frankreichs Schutz zwingen. 12. März 1635 ward ihm die Würde des Bundesfeldherrn übertragen, Deputierte sollten ihn jedoch als Kriegsräthe begleiten und die Kriegsst eroberter Länder an die Bundescasse liefern; damit er mit fürstlichem auftreten könne, ward ihm ein Monatsgehalt von 4000 Thalern angew Beschlossen wurde Fortsetzung des Krieges bis zu einem ehrenvollen Fri Ludwig XIII. versprach, an beiden Ufern des Rheins 25.000 Mann Fuß und 3000 zu Pferd zu unterhalten. Am 30. März wurde die sammlung entlassen; sie bat Oxenstjerna noch, nach Dresden zu gehen den Abschluss eines Friedens zwischen Sachsen und dem Kaiser zu verhin

Oxenstjerna in Paris. Vorher aber wollte der Kanzler nach Paris, wohin er Hugo Grot um eine Abänderung des Vertrages zu erwirken, schon entsendet hatte. 4. April stellte ihn Richelieu dem Könige vor. Hugo Grotius machte Dolmetscher, mit dem Cardinal verkehrte der Kanzler in lateinischer Sp Ein neuer Vertrag kam zu Compiègne 27. April 1635 zustande, worin Benfeld keine Rede mehr, also von Oxenstjerna jeder Widerspruch dessen Besitznahme aufgegeben war. Dagegen versprach man sich, keinen Fri zu schließen ohne gegenseitige Zustimmung. Oxenstjerna wurde Anerke der schwedischen Schenkungen in Deutschland und für ihn selber Mainz Worms zugesagt, wogegen er versprach, Baner in Thätigkeit zu setzen, Hessen und den Lüneburger gegen Piccolomini anzutreiben, Gallas aus Wi berg zu verjagen, die Kaiserlichen an die Donau zu drängen und in den oberten Gebieten die katholische Religion zu erhalten.[1]) Von Ludwig X glänzend beschenkt, verließ Oxenstjerna am 3. Mai 1635 Paris.[2]) Im wurde er ebenso empfangen; in Sachsen hoffte er aber vergebens den Fri mit dem Kaiser zu verhindern, er war in Prag am 15. Juni 1635 s abgeschlossen worden. —

Der Prager Frieden 1635.

Sachsen. Der Kurfürst von Sachsen war längst zum Frieden geneigt und mit scheelen Augen auf die Schweden, welche die Führung der Luthera übernommen hatten, die einst Sachsen besaß. Unter Schwedens Leitung der Heilbronner Bund und die norddeutschen Stände wollte Schweden u seine Botmäßigkeit bringen. Da richtete Johann Georg an die 1634

Tag zu Halberstadt. Halberstadt versammelten niedersächsischen Kreisstände die Mahnung, fremde Potentaten sich in das Reich mischen und die Kurfürsten um a

[1]) Pufendorf, Comm. de rebus Suecicis, III, p. 169.
[2]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 817—818.

nfluss bringen, wie der Friede nöthig sei, um das Heil des Vaterlandes wahren. Doch Oxenstjernas Einfluss und die Mahnung, seit Wallensteins mordung sei die kaiserliche Macht in ihren Grundfesten erschüttert, siegten Halberstadt; die Stände schlossen sich enger an Schweden an, 80.000 nn, Geldbeiträge, Proviant wurden bewilligt, Georg von Lüneburg n General-Lieutenant und Baner zum Feldmarschall des Kreises ernannt.

Seitdem hasste der Kurfürst die Schweden gründlich. Dagegen kamen von Johann Georg.
ite des Kaisers eindringende Mahnungen, durch einen billigen Frieden der th des Volkes, die immer schrecklicher wurde, ein Ende zu machen. Mit der innerung an die alte Freundschaft der Häuser Sachsen und Österreich war leicht r Zugang zum Herzen des Kurfürsten zu finden; er klagte, dass man seine ngeleisteten Dienste so wenig angesehen, und ihn so unverschuldet um Land d Leute habe bringen wollen, dass man ihn mit Haaren zu der Gegenwehr nöthigt. Jetzt könne er den Frieden nicht ohne seine Bundesgenossen eingehen. n Wien kannte man aber die Verbindung Schwedens mit Frankreich gar wohl d dass Richelieu Krieg wollte, und hatte darum allen Grund, auf getrennte rhandlungen zu dringen. Unterhändler kamen in Leitmeritz zusammen, dann Pirna. Der Kaiser erbot sich, die Vollziehung des Restitutions-Edictes zu Verhandlungen in Pirna.
schieben — eine Zurücknahme desselben erschien ihm als Beeinträchtigung der ierlichen Würde — ferner sicherte er dem Kurfürsten den erblichen Besitz seiner stlichen Güter zu. Die ersten Forderungen Sachsens erschienen als unannehmbar. er Sieg der Sachsen bei Liegnitz steigerte des Kurfürsten Kriegslust und Selbstrauen; Arnim, in den etwas vom Geiste Wallensteins gefahren war, suchte ch Kräften den Frieden unmöglich zu machen — nur die Friedensliebe des isers führte zum erwünschten, für Deutschlands Bestand so wichtigen Ziele, und cht ohne Grund sagt Leibnitz:[1] „Ich halte es für gerecht, diesem Haus sterreich es beizumessen, dass Deutschland noch aufrecht steht, dass der Name s Reiches nicht untergegangen ist.“ — Am 21. November 1634 war man über e Präliminarien einig, der Waffenstillstand kam aber noch nicht zustande, weil r Kaiser die Schweden unter Baner nicht eingeschlossen wissen wollte. Wie rbittert aber schon die Stimmung zwischen Schweden und Sachsen war, zeigt r Streit über die Vertheilung der Quartiere am 4. Januar 1635 und die lusforderung des Kurfürsten an Baner, er solle die Ordnung unterschreiben, Baner.
nst werde man sich an seine Weigerung nicht kehren und ihn sogleich auch aus Magdeburg und Halberstadt jagen. Das hätte man ihm früher sagen sollen, meinte Baner; indes rathe er niemand, dies Spiel zu versuchen; wer es wagen wollte, dem werde er auf die Finger klopfen. — „Was,“ rief der Kurfürst voll rn, „Ihr wollt mich auf die Finger klopfen? Die Schweden sollen suchen, ss sie aus Deutschland kommen, sonst werde ich ihnen Beine machen.“ — „Es utete anders,“ erwiderte Baner, „als Tilly vor Leipzig stand; ich muss bemern, dass König Gustav uns solchen Dank und solche Heimweisung hinterlassen t.“[2] — Seitdem ist es die Klage der schwedischen Geschichtschreiber, derjenige rst, für welchen Gustav Adolf bei Lützen den Tod gefunden, habe die Sache r Schweden zuerst verlassen. Übrigens bewies sich der Kurfürst standhafter in iner Friedensliebe, als man nach seinem schwankenden Wesen erwartete. Richelieu

[1] O. Klopp, Nachtrag zum offenen Brief an Häusser, S. 5.
[2] K. A. Menzel, l. c. IV, S. 138—145. — Pufendorf, l. c. VII, p. 25.

machte ihm große Versprechungen, die Kurfürstin unterstützte die Bestrebu des französischen Gesandten gegen den Frieden, von allen Seiten reizte man neuem Bruch mit dem Kaiser — vergebens. Am 18. April übergaben die kai lichen Gesandten in Prag den sächsischen Friedensentwurf, am 30. Mai 16 wurde der Friede zu Prag geschlossen.

Friede zu Prag.

Die wesentlichen Bestimmungen dieses Friedens,[1]) mit dem die zw Coalition endet, sind folgende: die protestantischen Fürsten und Stände halten alle mittelbaren, in ihren Gebieten gelegenen Stifte, Klöster und ge lichen Güter, welche sie vor dem Passauer Vertrage eingezogen haben; geistlichen Güter, welche nach dem Passauer Vertrage bis zum 13. Novem 1627 in ihre Gewalt kamen, sollen noch vierzig Jahre, vom Tage Friedensschlusses an, in ihrer Gewalt verbleiben. Damit aber nach Abl der vierzig Jahre die Welt nicht abermals in Unruhe und Verwirrung rathe, sollen schon nach zehn Jahren Unterhandlungen zu einem endgilti Vergleiche stattfinden; kommt kein Vergleich zustande, so soll nach Abl der vierzig Jahre jeder Theil sich seines Besitzstandes bedienen, es bleibe dem Kaiser vorbehalten, streitige Fälle im Wege Rechtens durch die Reic gerichte zu entscheiden. Das Erzstift Magdeburg soll dem zweiten Sohne Kurfürsten auf seine übrige Lebenszeit verbleiben, die vier magdeburgisch Ämter Querfurt, Jüterbogk, Dahme und Bork werden lehensweise dem K fürsten überlassen. Dem frühern Administrator von Magdeburg soll der K fürst jährlich 12.000 Reichsthaler zahlen. Das Bisthum Halberstadt verble dem Sohne des Kaisers, dem Erzherzog Leopold Wilhelm. Donauwö erhält wieder seine reichsstädtische Freiheit, sobald es dem Kurfürsten v Bayern die für die Execution verausgabten Kriegskosten erstattet hat. W der Kaiser und seine Bundesgenossen seit der Ankunft der Schweden a Ländern, Städten und Festungen verloren, wird ihnen zurückerstattet, da Gleiche andererseits den protestantischen Ständen, welche den Frieden binn zehn Tagen annehmen. Alle auswärtigen Mächte, welche dem einen Thei oder dem anderen beigestanden, sollen in den Frieden mit eingeschlossen werden diejenigen Mächte und Reichsstände aber, welche sich zum Frieden und z Restitution nicht verstehen, sollen mit gewaffneter Hand gemeinsam dazu g zwungen werden. Allgemeine Amnestie für die politischen Vergehen seit 163 mit Ausnahme der pfälzischen und böhmischen Händel. Jeder Reichsstand, welcher den Frieden annimmt, ist verpflichtet, sein Kriegsvolk zur kaiserlichen Armee stoßen zu lassen, ein Theil desselben wird unter den Befehl des Kur fürsten von Sachsen gestellt, das General-Commando führt der König v Ungarn; gekämpft wird gegen alle, die sich dem Frieden und der Restitution widersetzen. Als Tilgung einer Forderung von 72 Tonnen Goldes für die

[1]) Londorp, Acta publica, IV, p. 458—471. — Helbig, Der Prager Friede. Im „Historischen Taschenbuch" 1859.

ilfe, welche Sachsen dem Kaiser geleistet, wurde dem Kurfürsten die Lausitz
bgetreten. Der eifrigen Verwendung des Kurfürsten für seine Glaubens-
nossen in Böhmen hielten die kaiserlichen Unterhändler entgegen, dass die
Majestät in ihren eigenen Ländern das Recht Cujus regio ejus religio
enso üben könne, wie die protestantischen Fürsten und Stände in ihren
ebieten. Hinsichtlich Schlesiens gestand der Kaiser den Herzogen zu Brieg,
egnitz und Öls und der Stadt Breslau seine Gnade und die ungehinderte
usübung des Augsburgischen Bekenntnisses zu, wenn sie für alles, womit
e sich vergangen, Abbitte leisten und unverbrüchliche Treue geloben.[1]) Diese
usnahmsstellung war der Hebel, womit Friedrich II. im Jahre 1740 Öster-
ich Schlesien entriss. — Als Ziel des Friedens wurde in der Haupturkunde
ezeichnet, „die deutsche Nation in ihre ehevorige Ganzheit, Sicherheit und
reiheit zurückzuführen, sowohl den katholischen wie den augsburgischen Reli-
ionsverwandten wieder zu dem Ihrigen zu verhelfen“;[2]) zwischen beiden
eligionsparteien solle deutsches Vertrauen hergestellt und alles verhütet
erden, was Misstrauen erwecken könne. Alle Sonderbünde hätten darum
ufzuhören und bloß die Reichs- und Kreisverfassung, der Kurfürsten-Verein
nd die alten Erbeinigungen fortzubestehen; der Kaiser werde mit Sanft-
uth und Güte regieren und bald einen Reichstag berufen, um die Kriegs-
erfassung zu berathen. Einer Abordnung aus Schlesien sagte der Kaiser,
r sei des Friedens so begierig, wie kein Mensch in der Welt, er wünsche,
ass Gott aller Fürsten Herz dazu lenke und wende, damit die Christenheit
ieder zu Frieden und Ruhe komme. —

Die dritte Coalition gegen Habsburg. — Ferdinand III.

Der Friede war eine Wohlthat für das zertretene Deutschland. Fürsten
nd Städte beeilten sich, ihn anzunehmen, selbst Frankfurt; der Bundesrath,
er darin tagte, löste sich schleunig auf. Niemand aber konnte der Friede
erhasster sein als Richelieu; während er in Wien seines Königs versöhn-
liche Stimmung melden ließ, sandte er nach allen Seiten seine gewandten
Helfer, um zum Kriege zu schüren. Graf d'Avaux sollte dem Dänenkönig
Angst machen vor der beabsichtigten Weltherrschaft der Habsburger, Arsaugour
suchte die Kriegslust in Stockholm wachzuerhalten und zugleich zum Frieden
mit Polen zu rathen. Graf d'Avaux wusste am 12. September 1635 die
Polen zu einem Waffenstillstand auf sechsundzwanzig Jahre mit Schweden
zu Stuhmsdorf zu bewegen. Königs Sigismunds III. Sohn Wladislaw
entsagte darin dem schwedischen Königstitel, behielt die Oberlehensherrlich-

Richelieu gegen den Frieden.

Waffenstillstand zu Stuhmsdorf.

[1]) Hurter, Ferdinand II., Bd. XI, S. 265—290.
[2]) Tractatus Pragensis, auf kaiserlichen Befehl veröffentlicht.

keil über Preußen und verzichtete auf Livland. Das schwedische Heer unter Torstenson und Wrangel, das in Polen stand, konnte sich jetzt nach Pommern wenden.[1]) Nur dem Obersten Mörter verdankte es der Kaiser, daſs die deutschen Truppen in polnischem Dienst jetzt nicht zu den Schweden übertraten. Am 6. September 1635 wurde im Haag die Offensiv- und Defensiv-Allianz von 8. Februar 1635 erneuert, wonach Ludwig XIII. Namur, Artois, Hennegau, Flandern, den Generalstaaten Mecheln, Antwerpen und ganz Brabant zufallen sollten.[2]) Am 11. Juli 1635 wurde ein Bund mit dem Herzog von Savoyen, mit Mantua und Parma ein Vertrag zur Eroberung Mailands abgeschlossen, Victor Emanuel sollte der Feldherr des verbündeten Heeres sein. Richelieu that das Mögliche, um einen Weltbrand zu entzünden, um Deutschland schwach und Frankreich groß zu machen, um seinen schwachen König, den er wie ein Vormund beherrschte, stets in kriegerischer Aufregung und sich in dem Besitz der Herrschaft zu erhalten.

Bund mit Holland.

mit Savoyen.

Aber in Wien legte man die Hände nicht in den Schoß. Mit dem Auftrag, den Frieden durchzuführen, brach der König von Ungarn am 6. Juli 1635 in das Reich auf. Eine Aufforderung ergieng unter Androhung der Acht an alle Obersten, Officiere und Gemeine in reichsfeindlichem Dienste, denselben sogleich zu verlassen. Der brandenburgische Markgraf von Culmbach trat sogleich dem Frieden bei. In Berlin gewann Adam von Schwarzenberg wieder Einfluss, am 6. September 1635 erklärte der Kurfürst seinen Beitritt: Gustav Adolf habe bei dem Einfall in Deutschland nur seinen Privatnutzen gesucht, sie selbst hintergangen und sein armes Land beinahe zugrunde gerichtet. Ihm folgten Ludwig von Anhalt, Wilhelm von Weimar, die Herzoge von Mecklenburg, die Städte Nürnberg, Ulm, Straßburg; Erfurt wo jagte die schwedische Besatzung. Die Reichsritterschaft in Schwaben und Franken begrüßte freudig den Frieden. Viele Officiere in Bernhards Heer, sieben Regimenter unter Georg von Lüneburg wünschten Aussöhnung mit dem Kaiser. Dietrich von Speerreuter trat als Feldwachtmeister in den Dienst des Kaisers. Die Stimmung seiner deutschen Krieger zwang Baner zur Unthätigkeit.[3])

Annahme des Friedens in Deutschland.

Dem Georg von Lüneburg riethen seine Theologen zur Aussöhnung mit dem Reichsoberhaupte, doch die vortheilhaften Angebote Oxenstjernas ließen ihn schwanken. Der Religion wegen wurde niemand von der Amnestie ausgeschlossen. Dem Herzoge von Wirtemberg wurde anfangs die Amnestie verweigert, weil er auf österreichischem Gebiete sich habe huldigen lassen, weil er die wichtige Grafschaft Mömpelgard an Frankreich verkauft habe; doch schien die Angelegenheit einen milden Ausgang zu nehmen, als der Herzog in Offenburg am 17. August 1636 beim König von Ungarn wohlwollende Aufnahme fand. Der Bundestag in Frankfurt erklärt bei seiner Auflösung, alles wäre beim Alten. Wilhelm von Hessen-Kassel unterhandelte nach beiden Seiten hin, offenbar um Zeit zu gewinnen; sein General Melander war für den Anschluss an den Kaiser,

Lüneburg.

Wirtemberg.

Hessen-Kassel.

[1]) Hurter, l. c. XI, S. 293—299, 302.
[2]) Dumont, Corps diplomatique, IV, 1, p. 109.
[3]) Hurter, Ferdinand II., Bd. XI, S. 306—308.

seine Gemahlin Amalia war für Schweden und Frankreich, zuletzt ließ ihn das Gold, welches der französische Gesandte spendete, in der Feindschaft gegen den Kaiser beharren. Schnell kamen dreiundzwanzig kaiserliche Regimenter über sein Land unter Götz, überdies wurden ihm fünfundzwanzig feste Plätze, die er sich in Westfalen angeeignet, im Laufe von zwei Monaten entrissen. Der Landgraf floh nach dem Haag, wo er in die Schlingen Charnacés fiel, mit dem er einen Vertrag zum Kriege gegen den Kaiser abschloss, worauf ihn der Kaiser als öffentlichen Friedensbrecher und Feind des Reiches erklärte und seinen Vetter von Darmstadt zum vollberechtigten Verwalter von Niederhessen ernannte. Landgraf Wilhelm starb übrigens schon am 1. October 1637 in Ostfriesland, in das er friedbrecherisch eingefallen war, erst sechsunddreißig Jahre alt.[1]) Sein Vetter von Darmstadt sagte von ihm, er habe sich aufgeführt, als wäre kein Gott im Himmel und keine Obrigkeit auf Erden.

Charnacé.

Darmstadt.

Selbst Bernhard von Weimar schien einige Zeit zu schwanken, als ihn der Kurfürst von Mainz zur Versöhnung aufforderte, als ihm von kaiserlicher Seite ein Commando über 30.000 Mann angeboten wurde. Allein nur zu bald kam man zur Überzeugung, dass er in französische Banden verstrickt sei. Durch Feindschaft wollte er sein Haus in des Kaisers Augen wichtig machen und dies konnte er nur im engen Anschluss an Frankreich erreichen,[2]) und auf der anderen Seite brauchte ja Richelieu deutsche Krieger und einen fähigen deutschen Anführer. So schloss Bernhard schon am 2. April 1635 zu Worms mit Feuquières einen Vertrag ab, wonach er auf Kosten Frankreichs 12.000 deutsche Fußknechte anwerben und befehligen und dafür vom Könige das nöthige Geld und die Landgrafschaft über das Elsass und Hagenau, aber unter der Oberhoheit Frankreichs, erhalten sollte. Aber das genügte ihm nicht und auf der anderen Seite benöthigte Richelieu ein größeres Heer. Es ward hin und her unterhandelt und gefeilscht. Bernhard verlangte vier Millionen, Elsass, Hagenau und den Besitz aller schwedischen Schenkungen, das heißt das Herzogthum Franken, wenn er es mit Frankreichs Hilfe erobern könnte. Um die Sache rascher zu betreiben, gieng Bernherd selber nach Paris. Als der König sich bei der Anrede an ihn bedeckte, setzte auch der Herzog seinen Hut auf, was Ludwig XIII. so unziemlich fand, dass er sich voll Unwillen entfernte. Der Cardinal empfieng ihn an den Stufen der Treppe mit den Worten: „Sie sind mein bester Freund auf der Welt." Als ihm aber Richelieu seine Nichte Combalet zur Gemahlin anbot, entgegnete der deutsche Fürstensohn stolz: „Zu einem Kebsweibe wäre sie schön genug, aber Eure Eminenz kennen mich schlecht, wenn Sie glauben, dass ich je zu einer solchen Missheirat mich verstehen könnte." Das vergaß ihm Richelieu nicht. Statt vier Millionen erhielt Bernhard nur 2,400.000 Pfund. Am 25. Mai 1636 gieng er von Paris an die Saar zu seinem Heere ab.

Bernhard von Weimar.

Bernhard, Frankreichs Dienstmann.

Sosehr Schweden des Friedens bedurfte, so bewirkten doch französische Einflüsterungen, dass der Reichsrath beschloss, dem Prager Frieden die Waffen entgegenzusetzen.

Schweden.

Viel kam auf Oxenstjerna an. Er klagte in einem Briefe an den Kurfürsten von Sachsen, Schweden sei bei dem Frieden in einer Weise übergangen worden, als hätte es mit diesem Kriege niemals etwas zu schaffen gehabt, sogar

Oxenstjerna.

[1]) Onno Klopp, Geschichte von Ostfriesland, II. S. 309.
[2]) Röse, Bernhard, II, S. 53. — Droysen, Bernhard von Weimar. 2 Bde, 1885.

zu dessen Verfolgung habe man sich verabredet. Schweden könne den Frieden nicht gut heißen, da das pfälzische Haus und mehrere oberdeutsche Stände von demselben ausgeschlossen seien, da Frankreichs und der Generalstaaten darin gar nicht gedacht sei. Schweden müsse Magdeburg behalten, und Ersatz für die Kriegskosten sammt Zinsen. Der Kurfürst antwortete: „Alles muss geräumt werden, was auf dem Reichsboden in Schwedens Gewalt steht.“ Er bot eine Million Gulden als Entschädigung an und Stralsund als Unterpfand bis zur Tilgung. Auch an den Kaiser schrieb Oxenstjerna. Sein Bote Brandenstein wurde jedoch in Wien verhaftet. Schriften, die man bei ihm fand, dienten zum Beweise, dass eine Verständigung mit Schweden nicht möglich sei. Oxenstjerna verlangte Pommern, Halberstadt, Magdeburg für Schweden, Osnabrück und einen namhaften Seehafen für sich. Auch kam Johann Georg zur Überzeugung, Oxenstjerna habe mit ihm nur unterhandelt, um ihn überrumpeln zu können. Der Kanzler klagte bei seinem Sohne, dass er aus einem Giganten zu einem Pygmäen herabgeschrumpft sei, und verlangte, dass er ihn zu seiner Sicherheit nicht in Magdeburg, sondern in Stettin oder Stralsund besuche.

So schnell war die schwedische Macht in Deutschland damals zusammengeschmolzen. Ein rasches, kühnes, umsichtiges Auftreten eines großen kaiserlichen Heeres hätte damals Deutschland in kürzester Zeit vollständig vom Feinde säubern können. Einige Millionen und die deutschen Regimenter wären insgesammt zur Sache des Kaisers übergegangen. Allein wie war Österreich finanziell erschöpft! Der Geschichtschreiber Ferdinands II. sagt darüber:[1]) „Die Einkünfte von dem kleinen Theil Ungarns, der damals noch unter österreichischer Hoheit stand, giengen in der Sicherstellung der Landesgrenzen gegen den islamitischen Nachbar und die siebenbürgischen Ränkeschmiede auf. Tirol, Breisgau, Elsass und sämmtliche Vorlande waren an Erzherzog Leopold und seine Nachkommen abgetreten. Über die Lausitzen gebot der Kurfürst von Sachsen. Auf Schlesien lasteten viele Schulden, die kaum zur Bestreitung der Zinsen hinreichten. Oberösterreich stand lange als Pfandschaft in des Kurfürsten von Bayern Gewalt und kehrte in diejenige des Kaisers als entvölkerte Landschaft zurück. Auf sichere Einkünfte ließ sich nur von Böhmen und Mähren, von Innerösterreich und Unterösterreich zählen. Von jenen flossen zur Zeit von Ferdinands herannahendem Ende drei, von diesen zwei Millionen Gulden, wozu noch die Bewilligungen der Landstände kamen.“ — Aus dem Reiche bekam der Kaiser fast nichts, obschon nach dem Prager Frieden ein Beitrag von 120 Römermonaten sämmtlichen Ständen auferlegt war. Der größte Theil des Reiches war verwüstet, das Jahr 1634 war ein Nothjahr; „Soldaten sind auf Eichelbrot angewiesen,“ lautet ein zeitgenössischer Bericht, „am Ende ist die Auflösung des Heeres zu besorgen.“

Hemmnisse des Friedens.

Noth in Österreich.

Im Jahre 1635 verdarb langer Regen die Ernte, die Noth wurde so groß, dass die Armen Äser verspeisten, dass in einst belebten Dörfern Wölfe

[1]) Hurter, l. c. XI, S. 365.

auf Menschengerippen weideten. Dazu kam die Anwerbung der Regimenter durch die Obersten, ein Wallensteinisches Erbstück, wobei mehr Mannschaft in den Listen angegeben, als wirklich vorhanden war. Es gab Regimenter von bloß 900, 300, 150 Mann, ja solche, die bloß aus den nöthigen Officieren bestanden. Dazu kam die Eifersucht der Regimentsinhaber aufeinander, ihre Eigenwilligkeit gegenüber den Befehlen ihrer Obern, die manche Niederlage herbeiführte und manchen Sieg unvollständig machte. Götz vertrug sich nicht mit Caretto, Fürstenberg nicht mit Mansfeld, Gallas nicht mit Lothringen, der Herzog galt als der unverträglichste unter allen Heerführern. Dazu kam ferner die Raubsucht der Obersten, die ihre Stellung nur gebrauchten, um Geld zu machen. Überhaupt sind in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges, wie immer in langwierigen Kriegen, die Charaktere viel verdorbener, edlere Naturen weit seltener. Und wie es der Oberst machte, so machte es noch weit ärger der gemeine Soldat; was er nicht nehmen konnte, das verdarb er, und daher der Krieg zwischen dem Landvolk und den durchziehenden Soldaten. Wo die Bauern einzelne Soldaten trafen, machten sie dieselben nieder; wo die Krieger ein Dorf verließen, hatten sie wie Barbaren gehauset. „Alle Lande und Orte", sagte ein Zeitgenosse, „werden gleich feindlichen behandelt und verwüstet. Nichts Weltliches und Heiliges bleibt unangetastet. An einem Tage zerstört man im rasenden Übermuthe, womit sich die Bedürfnisse auf lange Zeit hätten befriedigen lassen." — Die Folge davon war, dass durchziehende Heere tagelang alle Dörfer verwüstet und verbrannt fanden, dass sie für Geld keine Nahrung, nicht einmal Stroh für die Pferde bekommen konnten, dass die Reiter ihre Pferde schlachteten, dass oft, wo es zur Entscheidung kommen sollte, keine Armee mehr da war. Zustand des Heeres.

Im Sommer 1635 suchte Oxenstjerna an der Oder, Elbe und Weser je eine Armee aufzustellen. An der Oder befehligte Wrangel, an der Elbe Baner, an der Weser Leslie, alle drei sollten in der Noth einander die Hand bieten. Im Elsass und in Lothringen standen Bernhard von Weimar und Gallas einander gegenüber, in den Niederlanden war Piccolomini, am Niederrhein Mansfeld, er sollte mit Gronsfeld gegen Wilhelm von Kassel und Georg von Lüneburg auftreten. Schwedischer Kriegsplan.

Bernhard von Weimar war nicht imstande, gegen Gallas den Übergang über den Rhein zu erzwingen, und zog sich nach Saarbrücken zurück. Die Kaiserlichen nahmen Worms, Oppenheim, Bingen, Bacherach, Frankenthal und bedrohten schon Mainz, die Hauptfestung der Schweden im Süden. In Lothringen befehligte ein Cardinal Lavalette, ein Freund Richelieus und Erzbischof von Toulouse: er sollte sich mit Bernhard vereinigen, das bedrohte Kaiserslautern entsetzen, das aber von Hatzfeld nach tapferer Vertheidigung erstürmt wurde. Der Cardinal und Bernhard passten nicht zu einander, ihr vereinigtes Heer stieg aber auf 30.000 Mann. Wieder gieng es vorwärts gegen den Rhein. Zweibrücken wurde von ihnen entsetzt, Bingen am 6. August erstürmt, Mainz, das die Kaiserlichen schon dem Falle nahegebracht hatten, am Krieg am Rhein. La-valette.

Bernhard und Gallas.

2. August befreit, dann der Rhein überschritten, am 30. August sogar ein Zug zur Sicherung von Königshofen unternommen. Aber Gallas hieng ihm an der Seite, verhinderte die Zufuhr. Unter den Kriegern gährte Meuterei und so zog sich Bernhard aus der unhaltbaren Stellung auf das linke Ufer des Rheins zurück, stets verfolgt von den Kaiserlichen bis zur Saar. Am 28. September erreichte er unter steten Kämpfen Metz, doch bis unter die Thore von den Kroaten verfolgt. Sein Heer war auf 5000 Reiter und einige Regimenter Fußvolk zusammengeschmolzen. Aber selbst Gallas anerkannte Bernhards Meisterschaft in der Leitung der dreizehntägigen Rückzugsbewegung. Zum Glücke für den Weimarer trafen in Metz 12.000 Schweizer ein, die der König angeworben hatte.

Lothringen.

Auch in Lothringen wurde in dieser Zeit gekämpft. Herzog Karl war mit Johann von Werth durch das Elsass in sein Land vorgedrungen. Die Lothringer wollten damals nicht französisch sein, sie hiengen treu an ihrem Herzoge, der Adel setzte seine Schlösser für ihn in Vertheidigung, das Landvolk strömte ihm zu; seine Schwester Henriette, von Grotius „die neue Amazone" genannt, zog ihm an der Spitze einer bewaffneten Schar entgegen: allein sie waren insgesammt zu schwach gegenüber der französischen Heeresmacht, die unter Führung des Königs 50.000 Mann stark heranzog. Dennoch hätte manches anders sich gestalten können, wäre der Herzog minder eigenwillig gewesen, und hätte er sich nicht gegen den besseren Rath in den Verschanzungen von Ramberviliers eingeschlossen. Johann von Werth verrichtete in Lothringen kühne Reiterstücke; ohne die Warnung eines Bauern wäre es ihm beinahe gelungen, den Cardinal und Bernhard gefangen zu nehmen. Schließlich zwang der Mangel an Lebensmitteln die Kaiserlichen zum Abzug. Gallas zog sich nach Elsass-Zabern zurück. Der König von Spanien ehrte seine Thaten durch Ertheilung des Herzogstitels und eines Lehens, welches 60.000 Scudi eintrug. Der Herzog von Lothringen vertheilte seine Bewaffneten in die eingenommenen Plätze des Landes. Bernhard nahm sein Winterquartier in Metz. Mainz musste am 17. December sich den Kaiserlichen ergeben.

Johann von Werth.

Baner und Sachsen.

Im gleichen Jahre kam es zum Kampfe zwischen Sachsen und Schweden. Baner hatte 20.000 Mann unter sich. Der Kurfürst verfügte über 12.000 Reiter und 15.000 Fußknechte. Den Kämpfen voraus giengen lange Unterhandlungen. Viele Deutsche in Baners Heer wollten austreten, denn der Friede sei vom Kaiser angeboten, wider Sachsen und andere deutsche Fürsten könnten sie nicht kämpfen; nur die Schweden seien für Fortsetzung des Krieges. Oxenstjerna begab sich aus Furcht vor dieser Stimmung nach Wismar, von 1000 Reitern Baners begleitet und besorgt, die festen Plätze auf dem Wege, insbesondere Dömitz und Stralsund zu sichern, um Schweden wenigstens Pommern zu erhalten. Der Kurfürst von Sachsen indes forderte alle Deutschen vom schwedischen Dienste ab, mit der Erklärung, er werde die Schweden verfolgen und niedermachen, was von ihnen in den Quartieren, zu Feld oder auf Straßen anzutreffen sei. Vor Dömitz kam es am 22. October 1635 zum ersten Treffen zwischen den ehemaligen Verbündeten.

Chaumont.

Die Schweden waren jetzt genug heruntergebracht, dass sie willig Werkzeuge in Richelieus Hand wurden. In Wismar verhandelte der Franzose Chaumont mit dem Kanzler, der ihn aber kalt empfieng: es sei zu spät, man begegne von allen Seiten Abfall, Schweden sei der vereinigten Macht der Deutschen und des Kaisers nicht gewachsen. Chaumont suchte nun Knipp-

nuſen, Georg von Lüneburg für die Schweden wieder zu gewinnen und parte kein Geld und bot dem Kanzler Deutſchlands Nordküſte für einen euen Bund an, denn der Vertrag von Bärwalde lief mit März 1636 zu nde. Nun hatte der Kanzler den Franzoſen dahingebracht, wohin er wollte. r verlangte, Frankreich ſolle offen dem Kaiſer den Krieg erklären, wogegen er Franzoſe forderte, Schweden ſolle offen an Spanien den Krieg erklären. ach langem Feilſchen kam 30. März 1636 auf Grundlage des Vertrages von ompiègne der Vertrag von Wismar zuſtande. Danach ſollte Schweden en Krieg nach Böhmen und Mähren verlegen und Frankreich ſich der öſter- ichiſchen Gebiete am Rhein bemächtigen, die vertriebenen Fürſten ſollten ieder eingeſetzt, der Stand von 1618 wieder hergeſtellt, der Krieg bis zur efriedigung des Königs und der Königin fortgeführt werden und jeder heil das Eroberte bis zum Frieden behalten. Ein Friede oder Waffenſtill- nd ſei nur gemeinſam zu ſchließen. Der Bund ſolle drei Jahre dauern nd Schweden jährlich eine Unterſtützung von einer Million Pfund von rankreich erhalten. Vertrag zu Wismar.

Oxenſtjerna begab ſich dann nach Stockholm, wo ſein Einfluſs die riedenspartei zur Gutheißung des Vertrages zu Wismar mit fortriſs, wenn e auch darauf beharrte, den Austauſch der Ratificationen bis zum Erſcheinen er franzöſiſchen Kriegserklärung an den Kaiſer zu verſchieben. So nahm denn lles die Wendung zu einem neuen großen Kampfe, der umſo länger an- auerte, als kein Theil den anderen vollkommen zu überwinden vermochte. er Schauplatz desſelben dehnt ſich von Oberitalien bis nach Pommern, von chleſien bis in die Niederlande aus. Oxenſtjerna.

Gleich im Anfange des Jahres fiel Knipphauſen bei Haaſelünne in er Nähe von Osnabrück gegen die Kaiſerlichen. Baner fiel in Sachſen ein, nd verübte Gräſsliches und bezog mit 9000 Mann ein Lager bei Werben. Indes fiel Magdeburg am 15. Juli in die Hände der Sachſen. Baner rückte m 24. Auguſt wieder vor Magdeburg. Im Elſaſs erſchienen die Franzoſen m Beginne des Jahres 1636 wieder, muſsten aber infolge des Mangels zurück- weichen. Gallas ſetzte ſich in Speier feſt. Colloredo drang mit vierund- wanzig Reiterregimentern in die Champagne ein, wurde aber vom Marſchall la Force geſchlagen und gefangen genommen. Der König von Ungarn brach m Mai zur Armee auf. Bernhard von Weimar nahm Saarbrücken nd Pfalzburg ein und legte ſich vor Zabern, das am 15. Juli ſich ergab. Gallas war nicht ſtark genug, um ihn anzugreifen, und bezog ein feſtes Lager bei Druſenheim. Die Franzoſen ſtifteten die 8000 Polen auf, die als Reiter ein Heer verſtärken ſollten, ſie muſsten wegen Mangels an jeder Kriegszucht heimgeſchickt werden. Die burgundiſche Freigrafſchaft, welche damals noch unter Spanien ſtand, wurde jetzt auch von den Franzoſen beſetzt. In Dole vertheidigte ſich die Bürgerſchaft gegen Condé mit Muth, angefeuert vom Biſchofe von Beſançon. Die Bewohner waren mit ihrer Regierung zu- frieden, ſie wurden nie von Spanien bedrückt, darum wollten ſie auch nichts von der franzöſiſchen Mahnung wiſſen, das Joch, das ſie drücke, abzuſchütteln, und Knipp- hauſen. Magde- burg. Krieg am Rhein, in der Franche- Comté.

Dole. gaben Condé auf die Aufforderung, die Stadt zu übergeben, die Antwort: „S
er solange vor der Stadt gelegen, als im Mutterleibe, dann möge er wie
anfragen.“ Karl von Lothringen, Lamboy und das Aufgebot der Fr
grafschaft befreiten die Stadt im August. Gallas und Bernhard von Wei
standen sich im September in der Freigrafschaft gegenüber, doch ohne dass es
großen Kämpfen kam. Lüttich, welches unter dem Erzbischofe von Köln st
dessen Bewohner es aber mit Frankreich hielten, wurde in diesem Jahre
Johann von Werth belagert und von Piccolomini, weil es seine Pflic
gegen das Reich nicht leisten wollte: —

Don Fernando und Johann von Werth auf dem Zuge gegen Paris.

Zug gegen Paris. Der Cardinal-Infant rief beide Generale ab, sie sollten ihn im J
1636 auf einem Zuge nach Frankreich begleiten. — Auf diesem Zuge wur
Johann von Werth der Schrecken der Franzosen.[1]) Er war der König un
den Reitergeneralen des dreißigjährigen Krieges, der Liebling der Soldat
der Schrecken seiner Feinde, ein treuer Anhänger seiner Religion und sein
Kaisers.

Johann von Werth. Nach der Sage war er in seiner Jugend Schweinehirt auf dem H
Schlenderham bei Köln und zog deshalb in den Krieg, weil er die Biehm
aus Armut nicht heiraten konnte. Später, als General, soll er in seiner Hei
sie verheiratet, umgeben von einem Häuflein Kinder, am Herde getroffen hab
und auf die Frage: „Grete, was hast du gethan?“ — die Antwort erhalt
haben: „Jan, wer hätte das gedacht!“ — In seinem Testamente sagt er ab
er sei zu Büttgen erzogen worden und habe von Jugend auf meistentheils d
gewohnt. Das Dorf liegt eine Stunde westlich von Neuß; geboren wurde Joha
von Werth wahrscheinlich 1593. Seine Familie war von altem Adel, aber ve
armt. Auch ist falsch, dass er nie Schulunterricht genossen habe, er schreibt ei
feste schöne Hand und seine Berichte sind in bündiger, edler, kerniger Sprac

gebildet unter Spinola. gehalten. Seine erste Kriegsschule scheint er unter Ambrosius Spinola g
macht zu haben, der „schweigend sprach und mit geschlossenen Augen sah und f
alle wachte“. Er war bei der Belagerung von Bergen op Zoom, dann in d
Schlacht auf dem Weißen Berge, dann wieder in der Schlacht bei Fleurus. Ba
entwickelte er sein einziges Talent für den kleinen Krieg, für das Aufschlage
von Quartieren, das heißt, das Überraschen des Feindes und das Verjagen a
den Quartieren. Er war der beste Parteigänger, das heißt, geschickt, mit einem
kleinen Haufen Streifzüge und Überfälle zu unternehmen, sich in die Mitte der
Feinde zu wagen, sich an ihre Seite zu hängen, jede Gelegenheit zu benutzen,
ihnen einen Verlust beizubringen. Später finden wir ihn in den Diensten der
Liga, er wird Rittmeister, er steigt von Stufe zu Stufe, wird 1632 Obris
wachtmeister, thut sich hervor in den Kämpfen um Nürnberg im Sommer 1632,
erringt Erfolge in der Oberpfalz, wird Obrist, behauptet sich gegen Bernhard
von Weimar mit Glück. Wie der Blitz[2]) war er da; mit Beute beladen, nach

[1]) Barthold, Johann von Werth. Berlin 1826.
[2]) Aetheri tibi militat aether.

m er Regimenter aufgeschreckt, war er ebenso schnell wieder weg. Die Gegner
eglichen ihn mit dem Fürsten der Hölle. 1634 ward er Generalwachtmeister.
n den Kämpfen um Regensberg und Nördlingen entfaltete der Unermüdliche
ne kecke und meist erfolgreiche Thätigkeit und erwarb sich für seine Lebtage die
unst Ferdinands III. 1635 erhielt er zum erstenmale Gelegenheit, mit den Rasche Erfolge.
anzosen anzubinden; er bestimmte die Speirer 1635 ihre Thore zu öffnen und
terzeichnete die Capitulation als kaiserlicher Feldmarschall-Lieutenant. Der Kur-
st von Bayern verlieh ihm den Titel „Vester". Am 12. Juli 1635 entsandte
siebenunddreißig eroberte Standarten nach München. Wie glühte er jetzt vor
hem Verlangen, seine Scharen nach Paris zu führen!

20.000 Reiter, 12.000 Fußgänger überschritten die Grenzen der Picardie.
n 11. Juli hatte Werth schon siebenunddreißig feindliche Fahnen erobert. Wie
n Strom ergossen sich seine Reiter über das Land zwischen Somme und Oise.
en Franzosen schien nur die Kraft zu fliehen geblieben zu sein. Eine Stadt
ch der andern brachte ihm die Schlüssel entgegen. Der Name Johann von
erth wurde so furchtbar, dass, wenn man in Paris die Kinder schrecken wollte, Schrecken in Paris.
an ihnen nur sagte: „Johann von Werth kommt." Die Aufregung in der
auptstadt war schrecklich. Schon fürchtete man die feindlichen Reiter auf dem
ontmartre zu sehen. Was konnte, floh nach dem Süden; was bleiben musste,
bte gegen den Cardinal, über seine verwegenen Pläne, über seine Verbindung
it den Ketzern, über seine Undankbarkeit gegen die Königin-Mutter. Der König
lbst wurde unruhig, mürrisch, düster. Sein Minister hatte ihm Siege verheißen
nd jetzt nahte der Feind den Thoren. Aber in diesem Augenblicke verlor Richelieu
n Muth nicht: in größter Seelenruhe gieng er ins Stadthaus, wo man ihn
Stücke zerreißen wollte, und so mächtig wirkte sein Geist, dass die ärgsten
chreier, als er kam, ihm dankten, dass er nicht verzage an der Rettung Frank-
chs. Rasch und umsichtig wurde alles gethan, um die Stadt vor einem Hand-
eiche zu schützen. Alle Waffenfähigen wurden einberufen, und bald trat ein Volksbewaffnung.
etteifer unter den Zünften ein und Ludwig XIII. umarmte ihre Vorstände,
s sie ihm ihre Unterstützung anboten, und dies erweckte wieder die höchste
pferwilligkeit. Mannschaft, Geld, Waffen strömten herbei. Das Jahr 1636 ist
n dieser Beziehung ähnlich dem Jahre 1792, nur gieng dort der Antrieb zu
er Volkserhebung von der Monarchie, hier von der Republik aus.

Die Gefahr war jedoch nicht so groß, als man sie im ersten Schrecken
ch vorstellte. Johann von Werth wollte allerdings einen Handstreich auf
aris versuchen, allein die spanischen Generale bestanden auf systematischer
riegführung, auf Einnahme von Festungen, und indes wuchs das französische
eer auf 50.000 Mann heran und drängte allmählich den Gegner zurück.

Corbie musste nach siebenwöchentlicher Vertheidigung den Franzosen wieder Johann von Werth.
bergeben werden. Trotz des Rückzuges unterließ es Johann von Werth nicht,
em Feinde durch kecke Streiche Abbruch zu thun, bei nächtlicher Weile, wo man
n gar nicht erwartete, so dass viele alte Soldaten schon bei Nennung seines
amens davonliefen, weil man ihn für einen Abgesandten des Höllenfürsten hielt.
er Kurfürst zürnte ihm trotz seiner glänzenden Reiterzüge, weil er sich dem
ardinal-Infanten angeschlossen hatte, ohne seinen Oberherrn zu fragen. Da
ohte Werth mit Niederlegung seiner Stelle, Maximilian I. mochte aber den
nentbehrlichen nicht entlassen. Im Winter feierte Johann von Werth seine Ver-

mählung mit einer Gräfin Spaur. Von der Hochzeit weg brach er mit Blitzesschnelle auf, um den Hessen die Stirne zu bieten und den Fall Ehrenbreitsteins herbeizuführen.

Franche-Comté. Wie hier das Zögern der Spanier die besten Früchte des Feldzuges verlieren ließ, so in der Freigrafschaft das Zögern des Gallas, der keineswegs der Mann kühner Unternehmungen war. Er zog sich, ohne etwas Bedeutendes vollbracht zu haben, bei Breisach über den Rhein und nahm Winterquartiere im

Italien. Schwarzwald. Auch in Italien waren die Franzosen in diesem Jahre thätig. Der Herzog von Rohan besetzte das Valtelin; die Graubündtner, Parma und Mantua halfen die festen Plätze am Comersee erobern. Der Marschall Créqui zog mit 10.000 Mann über die Alpen „zur Befreiung Italiens", wie die Franzosen vorgaben. Am 22. Juni 1636 kam es zum Zusammenstoß bei Tessin. Die Schlacht währte den ganzen Tag. Die Verluste waren auf beiden Seiten groß, doch konnte kein Theil sich eines entscheidenden Sieges rühmen. Nur das erreichten die Franzosen, dass sie durch Befestigung des Passes von Tirano die Verbindung des Mailändischen mit Tirol absperrten.

Kriegserklärung. Schon lange standen Frankreich und der Kaiser in Waffen gegen einander, ohne dass es zu einer offenen Kriegserklärung gekommen war. Eine solche erließ jetzt am 18. September 1636 von Breisach aus der König von Ungarn an Frankreich, worin alle Feindseligkeiten, alle Ränke der letzten Zeit aufgezählt waren und die Schäden, welche der König der eigenen Religion dadurch bereitet habe. Daran seien die Rathgeber schuld, die jeder Franzose verabscheuen müsse.

Im gleichen Jahre kam es zu einem großen Kampfe der Schweden gegen

Wittstock. Sachsen und Kaiserliche bei Wittstock am 4. October 1636. Mit unbeschreiblicher Hitze wurde beiderseits gestritten. Zuletzt begann der rechte Flügel der Schweden zu wanken. Die Nachricht aber, ein neues Heer der Schweden sei im Anzug und die Knechte wären mit den Pferden der Munitionswagen davongeritten und von den Geschützen lasse sich kein fernerer Gebrauch machen, entschied bei den Sachsen und Kaiserlichen für den Rückzug, welcher durch die eigene Unordnung und die Verfolgung der Schweden zur Niederlage wurde. Die Kaiserlichen ließen 4000 Todte und 6000 Verwundete, die Schweden 3000 Todte und 5000 Verwundete auf der Walstatt. Die Sieger gewannen 2000 Gefangene, 150 Fahnen, 23 Geschütze, 1000 Wagen. Hatzfeld floh nach Halberstadt, der Kurfürst nach Leipzig.

Baner hatte durch diesen Sieg das Ansehen der Schweden wieder hergestellt.[1]) Selbst in Sachsen äußerte man, bei Wittstock habe Gott klar bewiesen, dass er kein Wohlgefallen am Prager Frieden und an der Verrätherei des Kurfürsten habe. Johann Georg musste durch seine Prediger das Volk belehren

[1]) Geijer, l. c. I, S. 307. — Theatrum Europ., III, p. 703—707. — Wassenberg, Bellum Suec., p. 331. — Pappus bemerkt l. c. p. 92, die Sachsen hätten sich gerne schlagen lassen. Fama tenuit, inter Saxones fuisse non paucos, qui armis Caesareis animis Suecicis pugnarent et duplicis per se generis auspiciique exercitus, ut uni duci ad regendum nimius, rursus si duo imperent, ad commune periculum capessendum minus concors, dum carptim pugnat et suum quisque momentum sequitur, distractis viribus infirmior fit una uni hosti ad resistendum. Die Länder des Kurfürsten von Sachsen wurden von den Schweden, unter denen die alte Mannszucht aufgehört hatte, entsetzlich verheert.

ssen, dass die Gerechtigkeit einer Sache nicht nach dem Ausgange einer Schlacht
beurtheilen sei, und dass ihm das evangelische Wesen ebenso fest am Herzen
ege, wie dem eifrigsten Gläubigen. Sachsen blieb diesmal fest beim Kaiser, auch
randenburg, obschon Wrangel in die Marken einbrach und Berlin besetzte. Bran-
denburg.
e Thore von Küstrin und Spandau öffneten sich seinen Drohungen nicht.
agegen machte der Sieg der Schweden bei Wittstock dem Schwanken des
andgrafen von Hessen ein Ende: am 21. October 1636 schloss er ein Hessen.
ndnis mit Frankreich, worin er sich verbindlich machte, für Unterstützung mit
0.000 Reichsthalern ein Hilfscorps von 7000 Mann zu Fuß und 3000 Mann
Pferd aufzustellen, wogegen ihm Frankreich versprach, keinen Frieden oder Waffen-
stand abzuschließen ohne seine Zustimmung und ihn anderweitig zu entschädigen,
nn er durch die Kaiserlichen aus seinem Lande vertrieben werden sollte.[1])

Während also Frankreich mindestens 130.000 Mann gegen Habsburg
Bewegung setzte und mit seinen Geldmitteln und seiner geschickten Diplo-
atie allenthalben zur Feindschaft schürte, während die schwedische Macht sich
holte und zu neuem Angriff rüstete und deutsche Fürsten sich zu elenden
erkzeugen beider Mächte hergaben, wurde bei dem Altern des Kaisers die
rage wegen der Nachfolge im Reiche wichtig. Trat auch nur eine kurze
eit ein Zwischenreich ein, so stand zu erwarten, dass Richelieu die Ver-
irrung in Deutschland vermehre, um mindestens im Trüben zu fischen,
enn er auch den Plan nicht hegen sollte, die Kaiserkrone an Frankreich
er einen seiner Vasallen in Deutschland zu bringen. Darum machte der
urfürst von Mainz den Antrag, Vorkehrungen zu einer Königswahl zu Kaiser-
wahl.
ffen „zur Beruhigung des Vaterlandes und um andern ihre zu der
mischen Krone tragenden unziemlichen Begierden zu benehmen". Bessere Aus-
hten konnte der Kaiser nicht mehr bekommen, um die Wahl auf seinen
ohn zu lenken, als damals: Brandenburg und Sachsen waren eifrig für
n, Maximilian von Bayern hatte sich eben mit Anna Maria, seiner ältesten
chter, vermählt, Köln und Mainz standen und fielen mit dem Kaiser. So
nnte er denn am 15. September 1636 auf dem Reichstage zu Regens- Reichs-
tag zu
Regens-
burg.
urg seinen Sohn zur Krone empfehlen: er habe ihn von Jugend auf zur
hre und zur Gottesfurcht und in allen fürstlichen Sitten und Tugenden
it besonderer väterlicher Sorge unterrichten und auferziehen lassen, und wie
die mannbaren Jahre erreicht, mit besonderer Freude verspürt, dass er
icht allein des Gehorsams sich befleiße, sondern auch, dass er mit hoher
ernunft, unerschrockenem Gemüth, Milde und allen fürstlichen Tugenden
ziert sei. Als der König von Ungarn selber nach Regensburg kam, machte
ine Persönlichkeit den günstigsten Eindruck. Ein heftiger Krankheitsanfall
es alten Kaisers erweckte die Besorgnis vor einer schnellen Thronerledigung
nd trieb zur Eile.[2])

[1]) Hurter, Ferdinand II., Bd. XI, S. 469—475.
[2]) Ibid. XI, S. 489—497. — Khevenhiller, l. c. XII, p. 1898.

Am 23. December 1636 fand die Wahl zum römischen König statt, sie fiel einstimmig auf Ferdinand III. Allerdings fehlte ein Kurfürst, Philipp Sötern. Christoph von Sötern von Trier, denn er war ein Gefangener; allein, nachdem Briefe von ihm vorlagen, welche bewiesen, dass er die Krone dem König von Frankreich habe zuwenden, dass er zu dessen Vortheil das Königreich Austrasien habe herstellen wollen, dass er Reichsgeheimnisse verrathen, dass er Reichsstifte an fremde Cardinäle habe bringen wollen, erklärte der Kurfürst von Mainz, seine Verbrechen seien so groß, dass kein Kurfürst würde neben ihm sitzen wollen, und beschlossen die andern, die Stimme von Trier diesmal ruhen zu lassen. Auf die Einwendung, der Papst und Frankreich würden die Wahl für ungiltig erklären, entgegnete Mainz, hierüber sei man Auswärtigen weder Rede noch Antwort schuldig.[1]) Doch wurde Ferdinand III. Wahl-Capitulation. nicht gewählt ohne eine bedeutsame Wahlcapitulation,[2]) worin Hauptpunkte waren, dass der Kaiser die Einwilligung zu Verträgen mit Fremden nicht mehr schriftlich, sondern unter Einberufung eines Collegialtages einzuholen habe, dass zu des Reiches Schutz geworbenes Volk ohne Zustimmung der Kurfürsten nicht außerhalb desselben dürfe verwendet werden, dass zur Abhaltung eines Reichstages hinfort die Zustimmung der Kurfürsten durch besondere Gesandtschaften einzuholen sei, dass Reichssteuern selbst im äußersten Nothfalle nicht ohne Zustimmung der Kurfürsten ausgeschrieben werden dürfen, dass Deutschen in der Reichsarmee bei gleicher Befähigung der Vorzug vor Ausländern gegeben werden müsse. So wurde dann beschlossen, dass Ferdinand III., König von Ungarn und Böhmen, römischer König und nach Ferdinand III. der kaiserlichen Majestät Ableben Kaiser sei.

In Madrid war die Freude über diese Wahl so groß, dass der König alle Gefangenen frei und Geld unter das Volk auswerfen ließ. Der Papst Urban VIII. Urban VIII. dankte Gott für diese Wahl. Der neue Kaiser war neunundzwanzig Jahre alt, im kräftigsten Mannesalter, reich befähigt, hochherzig und gewissenhaft. In London erregte diese Wahl Schrecken, in Paris wollte sie für ungiltig erklärt, in Stockholm verwahrte man sich dagegen, aber umsonst. Am 30. December war die Krönung: „Was geht es die Fremden an," hieß es, „wen die Deutschen zum Kaiser haben wollen."[3])

Die Wahl seines Sohnes war die letzte Freude des Kaisers: nicht deshalb freue sie ihn, weil sein Sohn einst auf dem kaiserlichen Throne sitzen werde, sondern weil er überzeugt sei, dass derselbe die Ehre Gottes, das Heil des Vater-

---

[1]) Hurter, l. c. XI, S. 498—500.

[2]) Sie hat 51 Artikel. Khevenhiller, l. c. XII, p. 1908 ff.

[3]) Richelieu, Mémoires — bei Michaud, l. c. IX, p. 31—33. — Pappus dagegen begrüßte die Wahl freudig: „Non ad extremum deserentibus Germaniam fatis, quum paulo post insecuta Caesaris morte nihil ad plenam ejus pernicien, quam diuturnum interregnum et anarchia, quae, ut re obtinebat, ita etiam ipso nomine imminebat, deesse videretur."

landes und das Wohl der Unterthanen zur Richtschnur seines Regierens machen werde; das seien doch die einzigen würdigen Grundlagen einer wahren Politik. Am 23. Januar 1637 verließ der Kaiser Regensburg, am 8. Februar traf er in Wien ein, verbat sich aber alles Gepränge des Einzuges; man solle das für einen Sohn aufsparen. Sonst unermüdlich in der Arbeit, äußerte er doch jetzt; „Das römische Reich bedarf meiner nicht mehr, es ist mit einem tauglichen fürtrefflichen Herrn versehen.“ — Am 15. Februar 1637 entschlief Ferdinand II. nach kurzer Krankheit. — Die Katholiken urtheilten über den Hingegangenen, seit Konstantin sei kein ähnlicher Kaiser mehr gewesen; einen Kaiser, so gerecht und barmherzig, werde man nicht so schnell wieder bekommen. Aber auch Gustav Adolf hatte einst erklärt, bei all seinem Glück fürchte er sich einzig vor den großen Tugenden Ferdinands II.[1]) In neuerer Zeit ist dieser Kaiser vielfach mit Ungunst behandelt und sein Bild entstellt worden, während er doch der Vorzüge viele besaß.[2]) Er war in seiner Lebensweise einfach und streng geregelt, arbeitsam, vom Glanze der Krone nicht geblendet, demüthig; er konnte Widerspruch vertragen: „Ich hasse die stummen Hunde“, äußerte er; „diejenigen, welche sich durch das Ansehen anderer zu einer Meinung bewegen lassen, gefallen mir nicht. Ich liebe diejenigen, welche frei, offen und treuherzig, mit gebürender Bescheidenheit ihre Meinung heraussagen.“ — Ränke in der Politik gefielen ihm nicht, Zweideutigkeiten seien das Gift der Staatsklugkeit, Wahrheit befestige ein Königreich. Ferdinand wollte gerecht sein, vor ihm galt kein Ansehen der Person, dabei war er menschenfreundlich. Die Bauern in Oberösterreich meinten, der Kaiser und sein Sohn seien so freundliche Männer, dass man eine Lust habe, mit ihnen zu sprechen, und wenn sie den Kaiser früher gekannt hätten, hätten sie nie sich gegen ihn empört. Ferdinand II. war beharrlich in seinem bewegten Leben seinen Grundsätzen treu geblieben; den Namen des Standhaften verdient er wohl am allermeisten. Auf alle Wechselfälle war er gefasst. „Alle menschlichen Dinge“, meinte er, „haben ihr Ziel und ihr Ende, sie fangen an zu wachsen und nehmen wieder ab; es kann sich begeben, dass das Kaiserthum des Hauses Österreich in meiner Person sein Ende findet.“ Einem Vertrauten gestand er einst, wie er in seinem Gebete jeden Tag den Wunsch ausspreche, Gott möge ihn erhöhen, wenn es zu seiner Ehre gereiche, er möge ihn erniedrigen, wenn es ihm zur Ehre gereiche; in jedem Falle wolle er immer Gott lieben. Der Kern seines Wesens war tiefe Religiösität, und daraus gieng die Überzeugung hervor, dass er verpflichtet sei, auch für das geistige Wohl seiner Unterthanen zu sorgen, und, da er den Ausdruck der Wahrheit in der katholischen Kirche sah, der Eifer, die Kirche in seinem Lande zu erhalten. Ferdinand II. war sittenstreng. Von seinen Söhnen überlebten ihn Ferdinand III. und Erzherzog Leopold Wilhelm (1614—1662).[3]) —

Tod Ferdinands II.

Charakter.

Der Standhafte.

---

[1]) Guil. Lamormaini Ferdinandi Virtutes. In deutscher Übersetzung von Chevenhiller dem letzten Bande seiner „Annales Ferd.“, XII, p. 2382—2467 beigefügt. Der Zeitgenosse Pappus tadelt seine allzugroße Güte l. c. S. 96: „Princeps universis animi bonis, sed una in Deum pietate, ad quam omnes fortunae casus prosperos retulit, adversos fregit, rectissime excellens; nam liberalitatem, clementiam reliquasque virtutes, si modum egrediantur, excuses rectius, quam audes.“

[2]) Verdienstvoll und äußerst reichhaltig ist das hier oft benützte Werk von Friedrich von Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern, 11 Bände. Schaffhausen 1864. Dazu von demselben: Französische Feindseligkeiten gegen das Haus Österreich. Wien 1859, bei Braumüller, und: Friedensbestrebungen Kaiser Ferdinands II. Wien 1860.

[3]) Hurter, l. c. XI, S. 574—688.

Kaiser Ferdinand III.

Ferdinand III. (11. Juli 1608 geboren in Graz) war von Ges
größer als der Vater, wohlgebildet, ritterlichen Wesens, in seiner kräftig
Erscheinung, namentlich auch in seinen schwarzen Haaren, mahnte er
seinen Oheim, den Kurfürsten Maximilian von Bayern. Er war reichgebil
sprach früh schon außer seiner Muttersprache lateinisch, italienisch, spani
französisch, böhmisch; seine Kenntnisse in der Mathematik und Kriegsbauk
wurden gerühmt, er liebte die Musik und componierte selbst.[1]) Nach sein
Auftreten bei Nördlingen erwartete man, dass er alsbald zur Armee abge
und die Fremden rasch vom Reichsboden vertreiben werde. Leider entsch
er sich wegen Gichtbeschwerden der persönlichen Führung der Heere und
war das Unglück des Reiches, dass er keinen großen Strategen be
Gallas, Götz, Piccolomini reichten von Ferne nicht an einen Tilly
Wallenstein hinan, Johann von Werth und Spork waren große Rei
generale, keine Strategen.

Im Norden hatte Baner den Feldzug 1637 mit der Einnahme von Torg
eröffnet und dann gegen Leipzig alle Künste der Belagerung vergebens ersch
als Entsatz nahte. Der Schwede nahm schreckliche Rache an Sachsen, täglich
man Städte und Dörfer in Flammen aufgehen, auch die protestantischen Kir
und Schulhäuser, welche die Kaiserlichen nie anzutasten gewagt, hatten das gle
Los. Mitte Juli kam Gallas: sein Heer erreichte die Höhe von 60.000 Ma
während Baner nur 14.000 besaß. Dennoch machte Baner einen meisterha
Rückzug, täuschte den Feind und erreichte ungeschlagen Pommern.[2]) Auf ein
Spottbilde jener Zeit sah man die deutschen Heerführer, wie sie oben einen S
zubinden, in welchem die schwedische Armee eingeschlossen ist, während unten
einer Ecke Baner mit seinem Schwerte sich einen Ausgang öffnet.

Herzog Bogislaw XIV. von Pommern war am 20. März 163
ohne Erben zu hinterlassen, gestorben. Gemäß des alten Erbvertrags forde
Brandenburg die Landstände zur Huldigung auf, der schwedische Gesandte a
drohte dem Überbringer dieser Botschaft, das Patent ihm auf den Kopf nag
zu lassen, denn die Krone Schwedens habe mit dem letzten Fürsten einen Vert
abgeschlossen, und der Kurfürst sei feindlich und kaiserlich. Schweden beanspru
die pommersche Küste als Ersatz für seine Kriegskosten. Ferdinand III.
kräftigte am 16. August 1637 die Ansprüche des Kurfürsten und forderte
pommerischen Landstände auf, unverweilt die Huldigung zu leisten. So mac
denn Brandenburg Ernst mit seinem Anschluss an den Kaiser. Ein Heer, in
Reiches Namen zusammengebracht, aber vom Kurfürsten besoldet und befehl
sollte den Ansprüchen des letztern Geltung verschaffen. Gallas kam En

[1]) Von seinen Tonsätzen ließ Wolfgang Ebner eine Arie mit 36 Variation
in Prag 1648 drucken; einen vierstimmigen Gesang mit beziffertem Basse, „Melothesi
Caesarea", gab Kirger im I. Theile seiner „Musurgie" heraus und einen einfachen vie
stimmigen Chorgesang über den Psalm „Miserere" findet man im 28. Jahrgang d
„Leipziger musikalischen Zeitung". Meyer, Conv., Bd. VI, S. 689.

[2]) Barthold, l. c. II, S. 22 ff.

uguſt mit der Reichsarmee nach Pommern, wo die Schweden nur noch Stettin, nklam, Greifswalde, Stralſund und Rügen beſaßen. An Officieren hlte es ihm nicht.[1]) 60.000 Mann zählte ſein Heer, dennoch war er nicht imnde, die Schweden vom Boden des Reiches zu verjagen. Gerade die Größe r Armee, insbeſondere der ungeheure Troſs, der ſich daran anſchloſs, waren dem erſchöpften Lande ſeine Verlegenheit. Er konnte Anklam nicht erobern d muſste im März 1638 ſeine Armee aus Pommern abführen, um Quartiere Lüneburg, Mecklenburg und im Bremiſchen zu beziehen. Baner hingegen Baner. kam im Juni 1638 Zufuhr und Verſtärkung aus Schweden, nahm ſchnell die rlorenen Plätze wieder, drängte die Kaiſerlichen bis Magdeburg, verheerte achſen von neuem, ſchlug zuerſt die Sachſen am 24. Februar 1639 bei eichenbach, dann am 14. April 1639 bei Chemnitz Sachſen und Kaiſerhe, erſtürmte Pirna am 24. April und brach in Böhmen ein. Doch die Erwartung, daſs die Gegner der Katholiken in Böhmen ſich zu den Schweden ſchlagen Böhmen. würden, blieb unerfüllt. Zwar ſchlug er die Kaiſerlichen bei Brandeis am 9. Mai und ſtand er am 29. Mai vor den Thoren Prags. Aber von allen Seiten nahte der Feind, Piccolomini ſogar von den Niederlanden her. Baner hielt ſich für zu ſchwach und kehrte nach Sachſen zurück, um ſich in der Mitte Deutſchlands mit Bernhard von Weimar zu vereinigen, aber er ſollte ihn nicht mehr treffen. —

Bernhard von Weimar.

Im Jahre 1637 beſchloſs Bernhard von Weimar den Krieg auf Bernhard. deutſchem Boden zu führen und ſich deshalb bei Rheinau einen befeſtigten Übergang zu ſichern. Darum täuſchte er ſeine Feinde über das Ziel ſeiner Märſche, bemächtigte ſich aber ſchnell am 6. Auguſt der Orte Kappel und Altenheim, ſchlug eine Brücke bei Rheinau und ließ zu ihrem Schutz Rheinau. auf beiden Ufern Schanzen aufwerfen.

Da erſchien aber plötzlich Johann von Werth mit ſeinen Reitern und Johann von Werth. eröffnete am 9. Auguſt einen heftigen Kampf bei Wittenweier. Seine Macht Wittenweier. war nicht ſtark genug, um Bernhard über den Rhein zurückzuwerfen, doch erſchwerte er ihm das Vordringen. Nachdem er Verſtärkung aus Breiſach an ſich gezogen und ſeine Krieger durch das Verſprechen eines monatlichen Soldes zur Ausdauer ermuthigt hatte, ſuchte er am 10. Auguſt mit beiſpielloſer Tapferkeit die Schanzen zu erſtürmen, aber die Stellung Bernhards war faſt unangreifbar. Den ganzen Tag währte der Kampf, mit ſinkender Sonne unternahm Johann von Werth noch einen Sturm, der jedoch wieder nicht glückte, mit einem Verluſte von 1000 Mann zog er ſich zurück. Nach vier Tagen Ruhe gab es wieder ein Scharmützel nach dem andern, beinahe hätte er in einem derſelben den Herzog von Weimar gefangen. Verſtärkung aus Frankreich machte es dem Herzog möglich,

[1]) Pappus tadelt, daſs es zu viele waren, l. c. S. 97: „ Tantusque ducum ac legionum, in quibus gregalem militem saepe, numquam ordinum ductores desideres, numerus extitit, ut ostentandae semel rei causa Gallasius insignem manum ex solis praepositis constantem in hostem justo proelio invadendum opimis dandis vel capiendis spoliis emiserit.“

Malberg, Endingen, Ettenheim einzunehmen, Kenzingen zu belag
schon hatte er dort eine Bresche geschossen, dass acht Mann nebeneinander stür
konnten, als der kühne Reitergeneral zum Entsatz nahte. Bernhard zog ihm entg
und so kam es am 5. September 1637 zu einem fünfstündigen Kampfe
Ettenheim. Ettenheim,[1]) bei welchem Bernhard, um seine rechte Seite zu decken, d
Stadt anzündete. Die Kaiserlichen nahmen dann Stellung zwischen Schutter
und Lahr und Bernhard zog sich in seine Befestigung von Wittenweie
zurück. Die Brücke bei Rheinau schien Johann von Werth so wichtig, dass
noch zweimal einen Versuch auf dieselbe machte, zuerst auf dem rechten Ufer d
Rheins, wo er beim Angriff auf die Schanzen an der Els eine Kugel in d
Wange bekam; dann gieng er bei Breisach über die Brücke, zog auf dem lin
Ufer rheinabwärts, während sein Unterbefehlshaber Enkevort auf dem rec
Ufer blieb. Am 1. November wurden von beiden Seiten die Vertheidiger angegri
und in anderthalb Tagen alle Werke, die Frucht so vieler Mühen, genommen,
41 Officiere und gegen 1000 Mann mussten sich gefangen geben. Jetzt fiel Ma
berg, Burg Rötheln, dann begab sich Johann in die Winterquartiere n
Schwaben und zur Heilung seiner Wunde nach Augsburg. Bernhard schien
Jura den Winter über ausruhen zu wollen.

Krieg von 1638. Aber, er schien es nur. Im tiefen Winter, am 17. Januar 1638, br
er auf, zog in Gewaltmärschen durch die Schweiz, setzte oberhalb Säckingen
über den Rhein, nahm dann Säckingen, Laufenburg und Waldshut und ver
Rhein- felden. stärkte ihre Festungswerke. Dann begann er die Belagerung von Rheinfelden,
das er bald in die höchste Noth brachte, obschon Besatzung, Bürger und Bauern
unter einem tüchtigen Commandanten in der Abwehr wetteiferten.[2]) Da stan
am 28. Februar plötzlich Johann von Werth den Weimarern gegenüber. K
die Kunde von dem, was am Rheine vorgieng, war er trotz seiner Wun
plötzlich aufgebrochen. Von Villingen, wo er seine Truppen sammelte, gie
der Marsch Tag und Nacht gerade auf Rheinfelden los. Der Versuch, de
Feind zu überflügeln, misslang zwar, da Bernhard rasch Verstärkung an sic
zog, allein Johann von Werth drang mit Ungestüm auf die Schlacht ein
Savelli, der die Ankunft einiger Regimenter abwarten wollte. Sie wurde
gewonnen, Bernhard musste sich zurückziehen. Nachts um zehn Uhr ritte
die Sieger in die befreite Festung ein.

Zweite Schlacht. Aber das Glück war von kurzer Dauer. Vergebens rieth Johann von
Werth, in den Schwarzwald hinaufzuziehen, um bessere Quartiere zu suchen,
da in Rheinfelden die Vorräthe gering waren.[4]) Unvorsichtig lagerte das

---

[1]) Schreiben Bernhards an Richelieu — bei Röse, Bernhard von Weimar, II, S. 388.

[2]) Theatrum Europaeum, III, p. 847. — Florus germanicus, p. 350.

[3]) Pappus, l. c. p. 100.

[4]) Pappus schreibt der Vielheit der Befehlshaber das Unglück von Rheinfelden zu, l. c. S. 101: ‚Nemo ex vulgo erat, qui a tot ducibus rem non optime, ex rerum peritis iterum ‚nullus erat, qui non pessime gestum iri crederet, habuitque res praedamnatum a ratione et tot priorum successuum exemplis eventum.“

er unter freiem Himmel oder in Dörfern zerstreut; den Bauern des Schwarzwaldes, welche gut kaiserlich gesinnt und, mit dem Gebrauche der Waffen wohl vertraut, allenthalben auf ihren Sammelplätzen standen, um unter einem Bauernkaiser den Zug gegen den Feind mitzumachen, wurde durch einen flüchtigen bayerischen Beamten die falsche Nachricht mitgetheilt, Johann von Werth sei nach Breisach entflohen. So verließen diese am 3. März ihre Stellung und zogen in ihre Thäler zurück. Von der fahrlässigen Sicherheit der Gegner hatte Bernhard Nachricht bekommen und beschlossen, die im Siegesrausch Begriffenen zu überfallen. Am 3. März morgens acht Uhr stand er mit seiner ganzen Macht wieder vor Rheinfelden. Schnell wurden die Zerstreuten niedergemacht oder gefangen, nur eine kleine Abtheilung sammelte sich unter dem entschlossenen Reiterkönig. Johann von Werth kämpfte wie ein Löwe, er begeisterte die Seinen zu unerhörter Anstrengung, aber sein Häuflein schmolz zusammen und die Zahl der Feinde wuchs. Nachdem das Roß unter ihm erstochen, bahnte er sich mit Wenigen den Rückzug in einen Wald; verwundet musste er sich schließlich dem Feinde übergeben.[1]) Die Armee war vernichtet.

Johann von Werth gefangen.

Savelli war bei den ersten Schüssen entflohen, eingeholt und gefangen genommen worden. Höhnend empfieng Bernhard den Gefangenen, der ihn immer einen Verräther an Kaiser und Reich genannt hatte, doch lud er ihn zur Tafel, bei welcher Johann dem Savelli bitter seine Feigheit und Kopflosigkeit vorwarf. Savelli gelang es, unter Verkleidung als Geistlicher wieder zu entfliehen, Johann von Werth aber wurde unedelmüthig an die Franzosen ausgeliefert. Das Volk murrte über die Auslagen für den Krieg, man musste ihm deshalb ein Beutestück zeigen, den so sehr gefürchteten Johann von Werth; jetzt hieß es, die Franzosen hätten ihn gefangengenommen, und der einst so Gefürchtete wurde in langsamem Zuge nach Paris gesandt, der Bevölkerung gleichsam zur Schau gestellt.[2])

in Paris.

Die Reise, welche am 7. Mai 1638 von Benfeld aus begann, glich aber einem Triumphzuge. Von allen Orten her strömte die Bevölkerung zusammen, um den Schrecklichen anzustaunen, die Behörden kamen ihm überall entgegen und bewillkommten ihn. Ein Fest folgte dem andern. In Vincennes hob der starke Mann die Eisengitter heraus, und nahezu wäre es ihm gelungen, zu entkommen. Man nahm ihm jetzt das Ehrenwort ab, keinen Befreiungsversuch zu machen, hob aber auch, als er es gab, die lästigen Vorsichtsmaßregeln auf. Er durfte jetzt nach Paris, aber man musste ihn mit einer Wache umgeben vor dem Andrange des Volkes. Die vornehmen Damen, welche Zutritt auf die Gallerie seines Speisesaales erkauften, bloß um den merkwürdigen Mann essen zu sehen, fanden sein Wesen würdig und edel, nur missfiel ihnen das Rauchen, welches durch die Spanier aus Amerika zu den Niederländern und von diesen zur deutschen Armee im dreißigjährigen Kriege und durch diese unter das Volk gekommen ist; übrigens predigten noch im vorigen Jahrhundert katholische wie protestantische Geistliche gegen das Tabakrauchen. Die ganze Liebenswürdigkeit des

Tabakraucher.

[1]) Schreiber, Taschenbuch für Geschichte Süddeutschlands, I, S. 381 ff.
[2]) Barthold, l. c. II, S. 108—109.

Charakters der Franzosen zeigt sich in den Festen, die sie ihrem ehemaligen Feinde gaben, nachdem der König ihm huldvoll erklärt hatte, dass er ihm alle Sorgen, die er ihm gemacht, verzeihe. Selbst Richelieu dichtete ein Ballet zu einem Feste für ihn und die Großen überboten sich in Festlichkeiten, die sie ihm zu Ehren auf ihren Schlössern veranstalteten. Ein Lied, welches der Savoyarde Philippot auf den Fall des neuen Hektors dichtete, wurde Volkslied. Aber trotz aller Artigkeit fürchteten die Franzosen ihn doch so sehr, dass er erst 1642 gegen Horn ausgewechselt wurde. —

Die Kämpfe um Breisach.

Während Johann von Werth in Paris sich aufhielt, verlor der Kaiser an Bernhard von Weimar Breisach, welches damals für eine der wichtigsten Festungen in Europa galt und des deutschen Reiches Ruhe- und Kopfkissen genannt wurde. Nicht bloß der Ort, sondern auch die Tapferkeit, mit welcher Breisach vertheidigt, die Ausdauer und das Geschick, mit dem es angegriffen wurde, und die Anstrengung, die von kaiserlicher Seite geschah, um die bedrängte Stadt zu entsetzen, richteten aller Augen auf Breisach. Alle übrigen Kämpfe traten vor dem Riesenkampf um diese Festung in den Hintergrund.

Freiburg. Von dem eroberten Rheinfelden wandte sich Bernhard nach Bezwingung der festen Plätze Rötheln und Neuenburg gegen Freiburg im Breisgau, vor welchem er Charfreitag den 2. April 1638 erschien, von dem er in der Osternacht drei Vorstädte mit Sturm hinwegnahm. Die kaiserliche Besatzung betrug nur 300 Mann, aber Bürger und Studenten, selbst Mönche, fochten mutig. Am 11. April ergab sich die Stadt, Schutz und Ordnung wurde verheißen, den Cult und die alten Rechte, Freiheit bedungen und bewilligt, den Kriegern ehrenvoller Abzug versprochen, aber nicht gehalten.[1]) Beim Ausmarsche wurden unter dem Vorwande, die Kaiserlichen hätten die Bedingungen nicht innegehalten, Studenten und Bauern niedergehauen. Zum Bürgermeister redete der Sieger Dinge, von denen dieser nachher sagte, es seien ihm dabei die Haare zu Berge gestanden: die Freiburger sollten sich ja nicht einbilden, Märtyrer zu werden, nicht der Tod, sondern die Sache mache die Märtyrer, er habe so gute Soldaten wie die andere Partei. Mit andern Worten: die Anhänglichkeit an das Reich, auf die der Herzog in jenen Gegenden stieß, war ihm, der das Breisgau zu sein Fürstenthum verwandeln wollte, mit dem Hauptsitze Breisach, insbesondere zuwider.

Breisach. Gegen diese Festung wandte sich jetzt der Welfe. Hier befehligte Heinrich Freiherr von Reinach, dem der Kaiser die Vertheidigung bis auf den letzten Mann ans Herz gelegt hatte. Götz. Feldmarschall Hans Götz erhielt den Befehl, Lebensmittel in die Stadt zu bringen, die mit Mundvorrath auf eine lange Belagerung nicht versehen war. Aus der Umgegend konnte Rainach wenig

[1]) Theatrum Europ., III, p. 936. — Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg, IV, S. 64—70. — Viele, meldet der Berginspector Sulzer, Geistliche und Weltliche seien jämmerlich ermordet, geschunden, ausgezogen worden, darunter auch er gewesen, der sich mit 300 Thalern lösen musste.

ziehen, weil durch die steten Kämpfe alles verheert war. Fand doch der Verfasser des „Simplicissimus“, welcher während der Belagerung einige Zeit in der Nähe von Breisach im Forchheimer Wald sich aufhielt, die ganze Gegend verödet: in der Nacht hielt er sich mit seinen Genossen im Kirchthurme eines nahen Dorfes auf, in dem aber kein Mensch sonst zu finden war; sie mussten immer die erste Stiege zu sich hinaufziehen, um nicht von Wölfen gefressen zu werden. Am 19. Mai gelang es Götz, Lebensmittel in die Stadt zu bringen, am 25. Mai wiederum: allein durch die Unvorsichtigkeit einiger Soldaten flog ein Pulvermagazin in die Luft und mit ihm ein großer Theil des angehäuften Getreides. Karl von Lothringen und Savelli waren angewiesen, mit Götz vereinigt zu handeln. Allein indes war es Bernhard von Weimar gelungen, eine Schiffbrücke oberhalb der Stadt zu bauen, auf welcher er seine Truppen von dem Ufer des Stromes schnell auf das andere bringen und jedem Versuch, Lebensmittel und Verstärkung an Mannschaft in die Stadt zu werfen, entgegentreten konnte. Zum letztenmale gelang es Götz, nachdem er bei Kenzingen und Taupadel geschlagen hatte, am 26. Juni 400 Säcke Getreide in die Stadt zu bringen; an der Reiterabtheilung aber, die er in das Elsass gesandt hatte, hieb Taupadel die frühere Scharte wieder aus. Götz hatte seine Hauptstellung in Drusenheim. Bernhard griff am 23. Juli Kenzingen an, versuchte es aber nicht zu erstürmen. Auch ein Versuch auf Offenburg misslang. Karl von Lothringen hingegen wurde vom französischen Herzog Longueville in Hochburgund an dem beabsichtigten Zug ins Elsass zur Unterstützung Breisachs abgehalten. Wieder nahte Götz und Bernhard schlug sich mit ihm am 9. Juli bei Friesenheim. Beinahe gelang es den Kaiserlichen, einen Wagen mit Lebensmittel in die Nähe der Festung zu bringen, als Bernhard davon Kunde bekam, und durch 1500 Franzosen unter Befehl des jungen Turenne bei Kappel und Wittenweier die Kaiserlichen angriff. Der erbitterte Kampf dauerte acht Stunden, das Schwanken Savellis entschied den Sieg zu Gunsten des Weimarers, der 4000 Viertel Getreide, viel Geschütz und Gepäck gewann.

Karl von Lothringen.

Die Hoffnung auf Entsatz, auf Lebensmittel, wich jetzt der Stimmung der Verzweiflung in Breisach! Bernhard besetzte nun Kenzingen, zerstörte die Festung Lichteneck, fand Burgheim und Sponeck von den Kaiserlichen verlassen und begann jetzt den Bau eines festen Lagers, um Breisach, um die Festung vollständig abzuschließen und auszuhungern und jede Rettung unmöglich zu machen. Auf viele Stunden weit wurden die Bewohner zum Schanzenbau gezwungen. Einen neuen Versuch, Lebensmittel in die Stadt zu bringen, machte der kaiserische Oberst Horst, wurde aber am 6. September von Oberst Rosen bei St. Peter geschlagen. Noch einmal sollten Savelli, Karl von Lothringen und Götz vereint einen Versuch machen, die Festung, in welcher die Noth immer größer wurde, zu retten. Karl von Lothringen wurde aber von Bernhard auf dem Ochsenfeld am 14. October aufs Haupt geschlagen. Am 9. October rückte Götz und suchte Bernhard aus seinem verschanzten Lager zum Kampfe zu locken. Dann begann ein Sturmversuch, siebenmal griffen die Kaiserlichen an, immer wurden sie zurückgeschlagen und ein Vorwerk von Breisach zu gleicher Zeit genommen. Am 16. October musste Götz mit Verlust von 2000 Mann abziehen. Am 28. October hatte Bernhard das letzte und wichtigste Außenwerk der Festung weggenommen. Savelli, dessen Saumseligkeit große Schuld am Scheitern der Befreiung trug, wusste Götz in den Verdacht zu bringen, als hätte er seine Pflicht nicht gethan. Götz wurde verhaftet und bekam erst nach zwei

Lager bei Breisach.

Jahren wieder ein Commando. Mansfeld, welcher jetzt den Oberbefehl
das kaiserliche Heer übernahm, war nicht glücklicher, er wurde bei seinem
Zusammentreffen mit den Weimarern am 26. November geschlagen.[1])

Noth in Breisach.

Breisach[2]) war demnach sich selbst überlassen. Die Noth darin wurde
jedem Tage ärger.[3]) Der Preis der Lebensmittel erreichte eine schreckliche
60, 80 Reichsthaler wurden für wenig Brot oder gesundes Fleisch gegeben,
Diamantring für eine Maß Wein und ein Brot zu drei Pfund. Ein Sester
kostete anfangs 14 Gulden, später aber war sie gar nicht mehr zu haben.
schlachtete Pferde, man verzehrte Hunde, Katzen, Ratten, man kochte Leder,
bald waren auch diese Lebensmittel aufgezehrt. Manche erhielten sich mit
Wasser und Salz, starben aber dann schnell weg, nachdem Kopf und
angeschwollen waren. Aber selbst zum Grauenvollen trieb die Menschen
Hunger. Kinder wurden geschlachtet, die Kirchhöfe mussten mit Wachen
werden, um die Leichname zu schützen, über 2000 Menschen starben aus
oder unnatürlicher Befriedigung desselben. Reinach konnte seinen Officieren
Brot aus Hafermehl und seinen Unterofficieren und Gemeinen nur Brot
Asche, Kleie und Eichenrinde verabreichen und zwar für je drei Mann auf
Tag ein Pfund und alle andern Tag ein halbes Pfund Rossfleisch.[4]) Wir
nichts mehr von Ausfällen, die Pferde fehlten, die Krieger konnten kaum
Gewehr tragen; wie Gespenster schlichen sie einher, wie Herbstmücken sanken
todt zusammen. Dennoch wollte Reinach noch immer nicht die Stadt über-
eher werde er sein eigenes Kind verzehren! Noch immer hoffte er auf
Erst die meuterische Stimmung der Bürger und Soldaten, die Erstürmung
großen Schanze, das Auffliegen des Pulverthumes, endlich die Aussichtslos
längeren Widerstandes beugten den eisernen Mann. Aber auch während der
handlungen suchte Reinach noch immer Zeit zu gewinnen, erst am 17. Dec

Breisach fällt.

1638 kam der Vertrag zustande, welcher der Besatzung ehrenvollen Abzug
den Waffen, fliegenden Fahnen und zwei Kanonen, und der Stadt Sicher
des Eigenthums, Freiheit der Religionsübung und Erhaltung der Kirchen
Klöster zusagte.[5]) Als nach Abschluss Bernhard erfuhr, dass dreißig seiner

---

[1]) Barthold, l. c. II, S. 147—148. — Pappus, l. c. p. 101—103.

[2]) Ausführliche Beschreibung von Lothringen und Savoyen, Ober- und Nieder-
der Grafschaft Burgund und des Schweizerlandes ꝛc. Frankfurt und Leipzig, 1690.
Intinerarium R. D. Thomae Carve Tipperariensis. Edit. III, 1640. — Ba
Badenia, I, S. 328. — Theatrum Europaeum, III, p. 1025. — Röse, He
Bernhard der Große von Sachsen-Weimar. 2 Bände. Weimar 1828. — Vergl. den betr
den Abschnitt der von mir herausgegebenen Geschichte der Stadt Breisach, von Rosm
und Ens. Freiburg 1851.

[3]) Gegenüber Röse und Droysen, die auf Bernhards Verherrlichung hinarbe
und auf dem Material der Archive zu Gotha und Weimar beruhen, sowie auf den Mem
Erlachs, hat der Director des k. k. Kriegs-Archivs in Wien, Oberst von Wetzer, in
„Mittheilungen des k. k. Kriegs-Archivs 1888" eine Menge Urkunden und Berichte eröff
so dass jetzt über die militärischen Leistungen des Weimarers ein unparteiisches Urt
möglich ist. Diese Urkunden sind theils aus dem Kriegs-, theils aus dem k. k. Hof-
Staats-Archiv in Wien, theils aus dem Statthalterei-Archiv in Innsbruck, das die Ac
der ehemaligen vorderösterreichischen Regierung enthält. Dem Bande, welcher diese wich
verdienstvolle Sammlung enthält, sind vier schön gezeichnete Pläne jener Zeit beigege

[4]) Wetzer, Die Noth in Breisach, S. 113—127.

[5]) Dr. Volmar, Kanzler, musste bei der Übergabe Bernhard um Verzeihung bitt
dass er früher in einem Schreiben an seinen Freund Humbert von Wassenberg, Statthal
in Rötheln, gelegentlich der Schlacht von Wittenweier Bernhard, der in französischem Sol
gegen sein Vaterland und seinen Kaiser stand, einen „Bettelfürsten" genannt hatte.

genen Krieger in Breisach vor Hunger gestorben seien und drei andere nur den Leichen ihrer Waffenbrüder ihr Leben gefristet hätten, wollte er in der en Aufwallung des Zornes die ganze Besatzung über die Klinge springen lassen.

Am 19. December 1638 öffneten sich die Thore der unglücklichen Stadt führte Reinach zwischen die zwei Linien der weimarischen Krieger Bilder Elends heraus, Soldaten, matt und abgezehrt, so dass mehrere im Vorbei- auf die Erde fielen. Bernhard wurde erschüttert, als sie ihm Stücke schenfleisch vorwiesen; er lobte ihre heldenmüthige Ausdauer und ließ ihnen de Nahrung auf zwei Tage verabreichen; dann bestieg er, nach Baldes em Ausdruck, als ein anderer Brennus, das deutsche Capitol. Im erz- glichen Schlosse fand er so viel Gold und Silber und Kostbarkeiten, dass den Aufwand für die Belagerung — sie hatte ihm 1,100.000 Thaler und 0 Mann gekostet — vollkommen decken konnte. Groß war die Zahl der vor- denen Geschütze, denn Breisach war der Waffenplatz für die Vorlande.

Der Eindruck, den die Kunde vom Falle dieser wichtigsten Festung allent- hervorbrachte, war tief, schmerzlich für den Kaiser und alle, die es mit hielten, freudig für die Gegner. Père Joseph lag im Sterben. Richelieu te die Lebensgeister seines treuen Mitarbeiters noch einmal aufrütteln und ihm zu, indem er sich über das Bett des Sterbenden beugte: „Muth, Pater eph, Breisach ist unser.“ Ein Freudenlächeln zuckte über das Antlitz des erischen Mönches, den Richelieu seinen Trost, seine Stütze nannte; er starb gleichen Tage, da Bernhard das Siegesbankett in Breisach veranstaltete. — reisach ist wichtig,“ sagt ein Franzose jener Zeit, „denn es schützt uns das ass und Lothringen, es hält die Macht des Reiches von unseren Grenzen ab ist für uns die Brücke, über die wir unsere Waffen in das Innere von schland tragen.“ [1])

Père Joseph stirbt.

Aber so schnell kam Richelieu doch nicht in den Besitz von Breisach, er meinte, denn Bernhard wollte es für sich behalten, zum Hauptboll- k seines neuen Reiches machen; Elsass und Breisgau, beide Hessen sollte es Reich umfassen, vielleicht noch mehr; unzweifelhaft war er der Miet- gestellung satt, und trug sich mit dem Gedanken, das Haupt einer dritten tei zu bilden, die vermittelnd zwischen dem Kaiser und den Fremden auf- en sollte, und für diesen Zweck wahrscheinlich unterhandelte er um eine bindung mit der verwitweten Landgräfin Amalia von Hessen, welche ihm Aussteuer ein Heer von 20.000 Mann mitbringen sollte. Zwar machte nhard bald nach der Einnahme der Stadt, allem Anscheine nach für nkreich, einen Winterfeldzug nach Hochburgund und eroberte einige feste te, aber wahrscheinlich gedachte er nur mit der Freigrafschaft Frankreich entschädigen dafür, dass er mit französischem Gelde ein Heer geworben mit diesem Breisach erobert hatte. Richelieu wurde sorglich, da in dem rgabsvertrage nichts von den Rechten Frankreichs an die Festung stand da Bernhard sich darin so landesherrlich benahm, als denke er gar nicht Frankreich. Der Cardinal lud ihn ein nach Paris, Bernhard entschuldigte

Bern- hard bricht mit Frank- reich.

[1]) Le Laboureur, Histoire du maréchal de Guébriant. Paris 1856, fol., 101.

sich mit Kränklichkeit und vielen Geschäften. Das war deutlich. Richelieu
Erlach. wann aber den Abgesandten Bernhards, den Generalmajor von Erlach, d
das Versprechen eines Jahresgehaltes von 12.000 Pfund und der Statthal
würde, zum feierlichen Versprechen, wenn dem Herzog etwas Menschli
begegnen sollte, so wolle er alles thun, um Breisach für den Dienst Fr
reichs zu bewahren. — Indes waren an den Herzog die schmeichelhafte
Briefe geschickt, eine Prinzessin und zwei, drei, sogar vier Millionen
Gué- Übergabe der Stadt angeboten worden. Der tapfere Graf Guébriant
briant. bei Bernhard, als sein Waffenbruder, in besonderer Gunst, ihm hat er
im Testament sein Leibross vermacht, ihn sandte man jetzt als Unterhä
zu Bernhard: „Sie haben vom König den Feldherrnstab, er hat Ihnen
Mittel gegeben, das Heer zu werben, er verlangt daher die Oberhoheit
Breisach." — Bernhard entgegnete:[1]) „Mir hat der König das Elsass v
tragsmäßig gegeben, ich habe ihm dafür treu gedient, ich habe den Fe
von den Grenzen seines Landes getrieben, habe für ihn mein Blut vergo
und mein Heer geopfert, und jetzt will man mir nehmen, was ich durch
Glück der Waffen gewonnen habe? Nein, ich werde mich nicht dem gerec
Tadel aussetzen, das deutsche Reich zuerst zerstückelt zu haben." — Guébri
warf den Gedanken hin, ob nicht auch ein Prinz von Sachsen Kaiser wer
könne, doch Bernhard wurde durch diese Lockung nicht anderen Sinnes. Se
Pläne waren kühn und reichten weit, aber mit Frankreich wollte er ni
mehr gehen. Den Sieg, den Baner erfochten, begrüßte er in Breisach
dem Donner des schweren Geschützes und der geniale Schwede rechnete dara
im Verein mit Bernhard den Krieg im großen Maßstabe zu führen.

Doch Bernhards Tage waren gezählt. Am 13. Juli überfiel ihn
Fieber in Hüningen, er ließ sich schnell nach Neuenburg bringen. Die Ä
behandelten ihn als von der Pest ergriffen, Bernhard machte sein Testam
Erlach. Seine Obersten ermahnte er zur Eintracht, Erlach, den er nicht durchscha
ernannte er zum Statthalter von Breisach, seine Besitzungen sollten b
Reiche bleiben und einem seiner Brüder zutheil werden; erst, wenn kei
der Brüder die Lande annehmen wolle, solle der König von Frankreich d
Vorzug haben, jedoch mit dem Beding, dass bei einem allgemeinen Frie
diese Lande wieder ans Reich kommen. Bernhard fühlte, dass es zum En
gehe, er glaubte an Vergiftung. „Das Herz ist noch frisch", sagte er, „
Bern- will sich dem Tode nicht ergeben." Es war aus mit all seinen kühnen Plänen.
hards Ende. am 18. Juli 1639 war er eine Leiche. Seine Familie erhielt nichts als die
Leiche, nicht einmal seine Kleinodien, und all seine Siege, sein Heldenleben
der Ruf seiner genialen Begabung ist befleckt mit den Vorwurfe, dass er i
Solde des Auslandes gegen sein Vaterland gekämpft hat. Ob er so handel

[1]) Röse, l. c. II, S. 317.

Glauben, seine Sünde an seinem Vaterlande für die Zukunft wieder gut chen zu können? Barthold sagt in dieser Beziehung die wahren Worte: er Mensch darf Böses auch in der Absicht nicht thun, dasselbe künftig Besseren zu gestalten; er weiß nicht, ob das Geschick ihn nicht vor der füllung seiner Pläne, vor der Buße abruft, und auf seine Rechnung fällt die böse That und ihre Folgen.“[1])

Breisach französisch.

Richelieu handelte schnell. Er sandte den Baron d'Oisonville mit ßen Summen nach Breisach, er zog Truppen in der Nähe der Festung ammen. Erlach hatte die Casse Bernhards erbrochen, um Soldaten und fehlshaber zu bestechen. Viele im Heere wollten Breisach zum Mittelpunkt er Soldatenrepublik machen und sich an die Schweiz anlehnen. Die Brüder rnhards hatten die Macht nicht, seine Eroberungen zu behaupten, sie wandten an Erlach, dieser aber wies sie nach Paris, wo man jedoch das Recht rnhards, über seine Eroberungen zu verfügen, nicht anerkannte. Der Sohn Winterkönigs, der Pfalzgraf Karl Ludwig, wollte von England unter kleidung durch Frankreich reisen, um sich an die Spitze seiner Armee zu llen, ward aber mitten in Frankreich gefangen genommen auf den Grund , dass kein Fürst ohne Anfrage durch das Land eines andern reisen dürfe.

Das Heer.

serliche Gesandte boten den Soldaten in Breisach Amnestie und Eintritt die Reichsarmee an. Richelieu kam ihnen aber allen zuvor, weil er viel ld zur Verfügung hatte. Am 9. October kam es zum Abschluss eines Ver- ges mit Bernhards Armee. Diese trat in den Dienst des Königs gegen hen Sold, gegen Schenkung eines Vierteljahresgehalts: die Armee solle bei- mmen bleiben unter den drei bisherigen Führern, aber überall hinziehen, hin es der König verlange. Die Orte, die sie erobere, solle sie dem König erliefern, der sie besoldet, auch alle möglichen Unkosten deckt, wenn die mee in Thätigkeit ist. Die Besatzung in Freiburg und Breisach solle zur lfte aus Deutschen und Franzosen bestehen. So war nun Frankreich im sitz dieser wichtigen Festung und dieses schönen Landes; seine Erwerbungen Elsass und Lothringen waren geschützt und der Krieg in Süddeutschland nte jetzt namentlich einen französischen Charakter annehmen. —

uer. — Erzherzog Leopold Wilhelm. — Der Reichstag zu Regensburg 1640.

Baner in Böhmen.

Auf die Nachricht von Bernhards Tod kehrte Baner nach Böhmen rück, im October 1639 stand er wieder vor Prag. Er rechnete wegen eines wiespaltes zwischen Bürgern und Besatzung auf baldigen Fall der Stadt, fand aber getäuscht und kehrte, nachdem er Prag vergebens mit glühenden Kugeln schossen, im November nach Melnik zurück, denn von allen Seiten strömten

[1]) Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges, II, S. 207.

Prag. kaiserliche Heereshaufen herbei; um vor ihnen sicher zu sein, ließ er in einem Umkreise von zwanzig Stunden alles verheeren, in einer Nacht standen oft hundert Dörfer und Schlösser in Flammen.[1]) Ob er diese Befehle im Rausch gab oder nicht, möchte schwer zu sagen sein; gewiss ist, Baner fröhnte ebensosehr dem Laster des Trunkes als andern Ausschweifungen. Graf Schlick unterhandelte damals — nach schwedischen Berichten — unter welchen Bedingungen der berühmte General auf Seite des Kaisers übergehen möchte, und stellte für den Fall die Reichsfürstenwürde und den Besitz von Glogau und Sagan in Aussicht.

Oxenstjerna. Baner bat Oxenstjerna um Vollmacht. Der Kanzler war seit 1636 wieder in Schweden, von wo er nicht mehr nach Deutschland zurückkehrte. Baner hatte im Kriege freie Hand, denn Oxenstjerna sah selber zu wohl ein, dass sich so weiter Ferne nur Weisungen im allgemeinen ertheilen ließen. Um aber die

Kriegsräthe. Heerführer doch im Zaum zu halten, gab er ihnen sogenannte Kriegsräthe bei, die unmittelbar mit der Regierung verkehrten.

Elend in Schweden, Aus dem Schreiben Oxenstjernas sehen wir, wie das Volk in Schweden die Steuern und die steten Aufgebote unerträglich fand, wie ein Theil der Gemeinen noch knabenhaft, wie es überhaupt „an Leuten dünn“ war. Gern hätte deshalb Oxenstjerna Frieden geschlossen, aber ohne Frankreich konnte er nicht. Richelieu wollte den Krieg und dazu reichten die schwedischen und französischen Hilfsquellen nicht aus, und so musste Oxenstjerna Baner die Nothwendigkeit hinweisen, den Krieg durch den Krieg zu erhalten: je größere Armeen er aufbringen könne, desto mehr werde er Mittel haben.

in Deutschland. Da mag man sich wohl die entsetzliche Lage der armen Bevölkerung in Deutschland denken, denn nicht bloß die schwedische Regierung mahnte ihre Armee, vom Raube zu leben, sondern auch die einzelnen Generale suchten für sich insbesondere Beute zu machen. Der alte Wrangel schrieb an seinen Sohn: „Mache, dass du etwas aufhebst, gleichwie die andern thun; wer nichts nimmt, hat was.“

Ferdinand III. that alles, um den gefährlichen Baner zu verjagen. Gallas hatte seit der Schlacht bei Nördlingen weder Kühnheit noch Glück bewährt, er wurde deshalb von der Armee abberufen und zum geheimen und Hofkriegsrath ernannt.[2]) Der Kaiser stellte seinen dreiundzwanzigjährigen

Erzherzog Leopold. Bruder Erzherzog Leopold Wilhelm an die Spitze des Heeres. Dieser war zum Priester, aber nicht zum Feldherrn erzogen und hatte schon viele kirchliche Ämter, war nicht bloß Hochmeister des Deutschen Ordens, sondern auch gefürsteter Abt zu Murbach und Hirschfeld, Titular-Erzbischof zu Bremen, Erzbischof zu Olmütz, Bischof zu Straßburg, Halberstadt und Passau. Aber die Jesuiten hatten Grund, sich dieses Schülers zu rühmen, nicht bloß wegen

[1]) Saepius una nocte plus quam centum arcium pagorum urbiumque ac vicorum incendia numerare licuit — sagt Pappus, l. c. S. 108.

[2]) Nach den Urkunden im k. k. Kriegsarchiv giengen die Friedensanträge von Baner aus. Vergl. M. Koch, Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinands III. Wien 1865. I, S. 178—206.

[3]) Nicht zum Hofkriegspräsidenten, wie Barthold angibt. Vergl. Koch, l. c. S. 181.

der reichen Bildung, sondern auch wegen seines männlichen Ernstes und tüchtigen Art, in welcher er den Krieg zu führen wusste; dabei war er reiner, liebenswürdiger Charakter; sein Vater nannte ihn einen Engel, Geschwister aber nur das liebe Pfäfflein. Um den Jüngling durch seine Führung zu unterstützen, wurde der tüchtige Piccolomini aus den Niederlanden herbeigerufen. Jetzt kam wieder Schwung in die kaiserliche Armee. kurzer Zeit zählte sie 13.000 Mann zu Fuß und 8000 zu Pferd. Piccolomini.

Sie brach in Böhmen ein und warf die Schweden im März 1640 rasch dem Lande. Als Baner im März 1640 in Zwickau eintraf, hatte er 00 Mann und 15 Geschütze eingebüßt. In Erfurt machte er Halt. Hier en Verstärkungen bei ihm ein. Die Seele der Armee Bernhards von Weimar seinem Tode, der Herzog von Longueville, war von Breisach in die gezogen und hatte einen Vertrag mit Amalia von Hessen abgeschlossen. midtbergs Corps war von Gheleen zurückgeworfen worden bei Gersheim, die Bayern hatten die Franzosen auf das linke Rheinufer zurückgeben. Am 28. December 1639 waren diese von der Mosel aus bei Kaub über über den Rhein gegangen. Auch Lüneburg hatte sich wieder auf die te der Schweden gewendet. Nun trafen bei Baner unter Menander 2000 nn zu Fuß und 2000 Mann zu Pferd aus Hessen ein, Longueville te ihm 5000 Mann von der Armee Bernhards zu. Klitzing, jetzt Heerer der Lüneburger, kam mit 3000 Mann zu Fuß und 1500 Pferden. So e Baner wieder 24.000 Mann zu Fuß und 21.000 Reiter, meist Deutsche, er sich und 96 Geschütze.[1]) Die Kaiserlichen hatten bloß 23.000 Mann zu und 15.000 Reiter und 53 Geschütze, wählten aber eine so feste Stellung Saalfeld, dass Baner sie nicht anzugreifen wagte; er drückte ihnen seinen nsch aus, sich zu schlagen; man entgegnete ihm, dergleichen Anforderungen ten für Cavaliere, aber nicht für Armeen; wenn Baner noch einige Tage ten wolle, bis die Bayern unter Mercy angekommen seien, so stehe seinem nsche kein Hindernis entgegen. 8000 Bayern kamen in der That an. Jetzt ten sich die Kaiserlichen in Schlachtordnung auf, aber Baner wich aus und sich nach manchen Kreuz- und Querzügen nach der unteren Elbe zurück. Die erlichen folgten ihm, ganz Niedersachsen kam in ihre Gewalt, ihre Wintertiere nahmen sie im Gebiete von Münster, Baner im Lüneburgischen. Longueville. Feldzug von 1640.

Am 13. September 1640 eröffnete Ferdinand III. einen Reichstag Regensburg. Die Herstellung des Friedens sei sein höchster Wunsch, die hsstände möchten sich mit ihm zu Erreichung desselben vereinigen, aber auch rüsten, bis zur Beruhigung des Reiches mit Macht dem Feinde gegenzutreten, dann werde ein würdiger Friede zustande kommen. Jedem nne von deutschem Blute werde es leichter fallen, das letzte daranzugeben, der Herrschaft der Fremden sich zu unterwerfen![2]) Würdige Worte aus Munde eines Kaisers. Ferdinand legte den Ständen die Fragen vor: wie das Reich in den vorigen Stand und Flor wieder gebracht werden Reichstag zu Regensburg.

[1]) Koch, l. c. I, S. 244—250.
[2]) K. A. Menzel, l. c. IV, S. 175—176. — Londorp, Acta publ., IV, p. 865.

könne; 2. wie indes der Krieg zu führen sei; 3. wie die eingerissenen Un-
ordnungen abgestellt und der in Verfall gerathenen Justiz aufgeholfen werd
könne. Aus der Antwort der Stände tönt vaterländischer Sinn, ferner
Bitte, nur auf Grundlage des Prager Friedens Unterhandlun
anzubahnen, der also die Kraft einer allgemeinen Reichssatzung erlangt h

Urban VIII. Für Frieden hatte sich Papst Urban VIII. schon 1636 eifrig verwen
und Unterhandlungen angebahnt, die in Köln stattfinden sollten, Frankr
aber verlangte für seine protestantischen Bundesgenossen gleichfalls Frie
abzuschließen. Der Kaiser mochte jedoch von Ständen, die sich dem Pra
Frieden nicht anschließen, dagegen mit dem Reichsfeinde halten wollten, ni
wissen, wenn sie als Bundesgenossen Frankreichs auftraten. — Desglei
wollte Frankreich, dass die Händel mit Spanien und die niederländisch

Congress zu Köln. und italienischen Streitfragen auf dem Congress zu Köln entschieden würd
Über diese Vorfragen wurde vier Jahre hindurch gestritten, und darum ba
jetzt die Reichsstände den Kaiser, für alle Stände, ob sie nun auch der Kr
Frankreich verbündet und von der Amnestie ausgeschlossen wären, Geleit
briefe auszustellen, und zwar nach den westfälischen Städten Osnabrück
Münster, da Köln und Lübeck zu weit voneinander entfernt seien. Mit
Schweden sollte nämlich unter dänischer Vermittlung ohne Theilnahme
Papstes in Lübeck unterhandelt werden. Der Kaiser gab auch hierin nach
Indes kam er in Regensburg selber in hohe Gefahr.

Baner vor Regensburg. Baner hatte nämlich den kühnen Entschluss gefasst, Kaiser und Rei
rath in Regensburg aufzuheben. Winterfeldzüge waren damals nicht im
brauch. In aller Stille zogen sich schwedische Regimenter bei Erfurt zusamm
während die Österreicher in den Winterquartieren lagen. In Thüringen
Guébriant zu Baner. In Eilmärschen rückten die Verbündeten nach dem Sü
vor. Am 27. December war Baner schon in Hof. Eine Flankenbewegung
weckte den Gedanken, es sei auf Böhmen abgesehen. Plötzlich stand er in A
berg. Mitte Januar hörte man in Regensburg schon den Donner sei
Geschütze. Die erschreckten Reichsstände wollten abreisen, der Kaiser aber mah
sie, ruhig zu sein und auszuharren, und ordnete Maßregeln zur kräftigen
theidigung an. Die Besatzung betrug 4000 Mann, doch kam es nicht zu ei
regelrechten Belagerung, ein hastiges Thauwetter brach das Eis. Baner mu
umkehren, der Streich war misslungen; die Hoffnung auf den Fang des Kaise
der Kaiserin, des Erzherzogs, Piccolominis, die Hoffnung, dann von Regensb
aus sich in Oberösterreich festzusetzen, die Ankunft Rakoczys abzuwarten und d
mit einem Schlage den Krieg zu Gunsten Schwedens zu beenden, war vereit
Umsonst war die Verrätherei deutscher Fürsten, die Baners kühnen Zug
günstigten oder für ihn selbst in Regensburg spionieren ließen![2])

---

[1]) Koch, l. c. I, S. 217—241.

[2]) Ibid. I, S. 254—258. Georg von Braunschweig soll den Plan erso
haben, der ihm die Entfernung der Schweden aus dem Lande verbürgte und gewisse ge
liche Güter, nach deren Besitz er bisher vergeblich trachtete, in Aussicht stellte. Ko
l, c. I, S. 258.

Von allen Seiten rückten Kaiserliche heran, Baners Lage wurde schwierig. Baner
briant verließ ihn mit seinen Weimarern und nahm Bamberg weg. Der
rische General Mercy war ihm mit seiner Reiterei überall auf den Fersen,
yn van Gheleen zersprengte am 20. März seine Nachhut am Furth-
se. Baner rettete sich nur dadurch, dass er drei Regimenter nach Neuen-
g warf und dass diese durch vier Tage sich auf das tapferste vertheidigten
durch eigene Aufopferung ihm Luft machten. Baner überschritt den Böhmer-
d unter großen Anstrengungen und Verlusten. Nur eine halbe Stunde hatte
Vorsprung, sonst schnitten ihm Piccolomini und Huyn van Gheleen
Sein Gepäck, die meisten Geschütze fielen den Kaiserlichen in die Hände.
er war selber so leidend, dass er in einer Bahre sich tragen lassen musste.
Kaiserlichen verfolgten ihn eilf Tage, ohne abzusatteln. In Zwickau stieß
briant wieder zu ihm. Unter steten Kämpfen gieng es dann nach Halle,
rieburg nach Halberstadt. Dort starb Baner, fünfundvierzig Jahre stirbt.
am 20. Mai 1641, einer der genialsten unter den vielen begabten schwedi-
Heerführern jener Zeit. Man schrieb seinen Tod einer Vergiftung zu. Dem
lvius aber meldet Oxenstjerna: „Ich glaube nicht an Gift, aber Excesse
Essen und Trinken sind Gift genug", und Salvius antwortet: „Ich fürchte,
hat uns zu strafen beschlossen wegen der ungeheueren Verbrechen, wegen der
als barbarischen Schandthaten, die in diesem Kriege ungestraft begangen
ben." — Georg von Lüneburg, der sich dem siegreichen Baner anschließen
te, war schon am 19. April 1641 gestorben.[1])

Nach Baners Tod wurde die Armee, die sein Talent und seine schreckliche
rgie im Zaume gehalten hatte, unruhig, Führer wie Gemeine erklärten, keinen
en Feldherrn anzuerkennen, bevor nicht ihre Forderungen erfüllt seien; sie Meuterei.
ten wissen, wer ihnen den rückständigen Sold auszahle und welches der Lohn
r Mühen sei. Die deutschen Officiere erklärten, dass sie nur einem deutschen
Führer gehorchen wollten. In Stockholm glaubte man, dass dänische und lüne-
burgische Zettelungen an der Stimmung der Armee schuld seien, und schickte
Torstenson mit neuer Mannschaft und Geld. Der Unmuth der Armee ward Torsten-
wichtigt im großen und ganzen. Einige Officiere traten aus, ein Oberst son.
kendorf wurde wegen heimlichen Einverständnisses mit dem Feinde hin-
htet. Torstenson war durch lange Gefangenschaft und durch die Gicht an
den und Füßen gelähmt, er musste sich in einer Bahre von seinen Soldaten
n lassen, dennoch hat sich kein schwedischer General schneller bewegt, an Feld-
ngenie hat ihn außer Gustav Adolf keiner erreicht. Am 4. October 1641
er bei der Armee ein. In kurzer Zeit hatte er sie auf 12.000 Mann zu
d, 9000 Mann zu Fuß und 60 Geschütze und zur Ordnung gebracht.

Ein Vortheil für die Thätigkeit der schwedischen Armee im Norden Bran-
der Umstand, dass der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg am denburg.
November 1640 zu Königsberg starb und dass sein Sohn Friedrich Wil-
m, derselbe, welchen Gustav Adolf zum Gemahl seiner Tochter Christina
ersehen hatte, den Schweden geneigter war, und am 14. Juli 1641 einen
ffenstillstand mit ihnen abschloss. Darnach durften die Schweden nach
nkfurt an der Oder, Landsberg, Crossen, Gardelegen und Driesen ihre

[1]) Geijer, l. c. III, S. 322—328.

Besatzungen legen, zu jeder Zeit durch das Kurfürstenthum ziehen; dage
sollte den Kaiserlichen jeder Durchzug verwehrt und nur überlegener M
gegenüber dem Kurfürsten gestattet sein, feindselig dagegen aufzutreten.
war soviel als Bündnis mit den Schweden und Bruch mit Kaiser und R
Natürlich war Graf Schwarzenberg bei diesem Vertrage nicht betheiligt; s
am 13. März 1641 raffte ihn der Tod dahin und ersparte ihm Kränkun
die für seinen ehrenhaften Charakter unausbleiblich gewesen wären. W
seiner gut kaiserlichen Gesinnung wurde er von den brandenburgischen
schichtschreibern lange als Verräther, Giftmischer und Bösewicht erster G
hingestellt, dagegen der Waffenstillstand als die erste Erhebung Brandenb
gegen Habsburg, als der Keim zur künftigen Größe Preußens.[1])

Feldzug von 1642. Torstenson beschloss einen Einfall in die kaiserlichen Erblande. Er
winterte in den Marken und Brandenburg genoss die ersten Früchte des
trages mit den Schweden, welche die Bevölkerung unmenschlich behandelten.
Sachsen durch Baner so verwüstet war, dass es einer Einöde glich, dass
ihre Kinder schlachteten, um nicht Hungers zu sterben, dass Hunger und Se
Schlesien. Tausende dahinrafften, so nahm Baner seinen Weg durch Schlesien. Dort
Stahlhanske (= Stahlhandschuh), ein schwedischer Parteigänger, die S
Beuthen und Hirschberg zu Waffenplätzen gemacht und, als er sich
Kaiserlichen gegenüber nicht mehr halten konnte, die protestantischen Bürger,
ihm geholfen hatten, mit Weib und Kind seinem abziehenden Heere sich anschli
Arnim. lassen. Arnim hätte das kaiserliche Heer in Schlesien befehligen sollen.
hatte dieser General im Unmuthe über den Prager Frieden den sächsischen D
verlassen, war aber doch von den Schweden als ihr Feind angesehen und
Oxenstjernas Befehl am 17. März 1637 auf seinem Schlosse Loizen
überfallen und nach Stockholm gebracht worden. Es gelang ihm aber im Oct
1638, während eines Festes, vermittelst einer Strickleiter, aus seinem Gefäng
zu entfliehen und Sachsen zu erreichen. Er wurde nun kurfürstlicher und k
licher General-Lieutenant des Bundesheeres in Schlesien, und keiner wäre b
imstande gewesen, als er, die Verwirrung im schwedischen Heere nach Ba
Tode zu benutzen. Allein ein Fieber raffte ihn am 18. April 1641 hinweg.
befehligte Herzog Franz von Lauenburg in Schlesien,[2]) der Torste
keineswegs gewachsen war. Am 4. Mai nahm dieser Glogau mit Sturm,
er große Vorräthe gewann. Am 31. Mai sprengte er das verbündete Heer
Schweidnitz. Schweidnitz auseinander. Lauenburg fiel schwerverwundet in die H
der Schweden und starb wenige Tage nach der Niederlage. Die katholisch
Geistlichen, insbesondere die Jesuiten, mussten ungeheure Kriegskosten
zahlen und blieben in Haft, bis sie den letzten Heller hergegeben hatten. Schweid
musste sich den Schweden ergeben. Die Kaiserlichen zogen sich nach Mähr
zurück, Torstenson drängte ihnen nach. Am 14. Juni zog er in Olm
ein. Seine Streifscharen kamen bis wenige Stunden vor die Hauptstadt.

Doch ein großes Heer sammelte sich zum Schutze Wiens, da kehrte T
stenson nach Schlesien zurück, um die übrigen Festungen zu bezwingen. Ko

[1]) Cosmar, Beiträge zur Untersuchung der gegen den Grafen A. Schwarzenb
erhobenen Beschuldigungen. Berlin 1828.

[2]) Koch, l. c. I, S. 264.

rde erstürmt, dann Oppeln; Neisse hatte Lilienhöck eingenommen. Am
Juni lagerte der Schwede vor Brieg, hier setzte ihm aber der Oberst Mörder, Brieg.
der Bürgerschaft unterstützt, den heldenmüthigsten Widerstand entgegen. Ein
rm nach dem andern wurde abgeschlagen, Torstenson verlor die Hälfte der
ee und musste am 25. Juli 1642 wieder abziehen, weil ein Heer von 30.000
n unter Erzherzog Leopold und Piccolomini nahte. Der Schwede
in einigen Festungen starke Besatzungen, gieng nach Crossen, von da in
Lausitz, wo ihm der tolle Wrangel 4000 Mann frische Truppen zu-
te; dann kehrte er wieder um, entsetzte Glogau und folgte den Kaiserlichen
Bunzlau, Görlitz nach Friedland, erstürmte vor ihren Augen Zittau
nahm dann Stellung vor Leipzig. Auf dem Schlachtfelde Gustav Adolfs
Breitenfeld gewann Torstenson am 2. November 1642 über die Kaiserlichen Breiten-
feld.
n vollständigen Sieg, obschon er große Verluste erlitt. Beiderseits wurde aufs
erste gestritten, nur Kroaten und Ungarn rissen aus. Der Erzherzog war bis
t im dichtesten Kugelregen, und wurde vom Grafen Schwarzenberg mit
alt aus dem Kampfe gezogen. Dem Tode entrann er nur durch den Um- Erz-
herzog
d, dass ein Carabiner versagte, der ihm auf die Brust gesetzt war; er bedauerte, Leopold.
er bei den Ehrenmännern, die gefallen, nicht auch sein Leben ließ. Die
erlichen verloren 10.000 Todte, die alten Kernscharen, und ihr ganzes Ge-
. Auf dem Rückzuge nach Böhmen hielt der Erzherzog in Rokiczan
ges Gericht über diejenigen, welche schuld waren an der Niederlage.[1]) Ein
iment wurde aufgelöst und der zehnte Mann gehenkt und mehrere Officiere
hossen.[2]) Leipzig fiel in die Hände der Sieger. Der Erzherzog legte den
rbefehl nieder, er hielt sein Unglück bei Leipzig für eine Strafe des Himmels,
er den geistlichen Beruf verlassen. Piccolomini trat in spanische Dienste,
Verdrusse, dass Gallas[3]) wieder an die Spitze der Armee gestellt wurde.

Die Gefahr für Österreich war groß, nur seine zähe Widerstandskraft Gefahr Öster-
reichs.
rwand sie. Oxenstjerna mahnte Torstenson, dem Feinde in Böhmen, Mähren
Österreich zu Leibe zu gehen, den Hauptkrieg an die Donau zu ver-
n, und nur durch ein fliegendes Corps die Verbindung mit der Elbe und
der Seeküste sich zu erhalten. Man werde den König von Frankreich
die Landgräfin von Hessen schon vermögen, den Kaiserlichen am Rhein

[1]) Pappus, l. c. p. 130: „Triginta suspendio vitam finierunt, experti, quo
ui sint illi praemio, qui imbelles aut se tantum hosti tradere aut omnia
dere norunt, posteros, qua ratione se milites profiterentur, erudierunt."

[2]) Das Urtheil des Kriegsgerichts lautete: „Das Regiment Madlot, zwischen den
mpfenden stehend, ist zur Zeit, als das Fußvolk, die Artillerie und der größte Theil
r Armee noch in voller Action begriffen war, ohne Noth einzeln und schwadronenweise
ngerissen. Dadurch ist die Schlacht verloren worden. Wegen dieses Verbrechens werden
Soldaten dieses Regimentes, ihnen zur wohlverdienten Strafe und anderen zum Bei-
el, als offenbare feldflüchtige Schelme und Bösewichte und unwürdig erklärt, zur Gesell-
haft anderer Regimenter zugelassen zu werden. Ihre Standarten sollen zerbrochen, der
me dieses Regimentes in der Armee vertilgt, Rittmeister und Lieutenants mit dem
hwerte hingerichtet, von den Wachtmeistern, Cornets, Unterofficieren und Gemeinen aber
r Zehnte, auf den das Los oder der Würfel fällt, an der Landstraße an den Bäumen
t dem Strange zum Tode gebracht werden. Doch soll vorher der Freimann ihre Degen
brechen."

[3]) Gallas, „der Heerverderber" genoss die Gunst des sonst so vorsichtigen Grafen
Dietrichstein, der sich über seine Vorzüge blenden ließ. Koch l. c. II, S. 41.

warm zu machen, und Rakoczy von Siebenbürgen dahinbringen, daſs er v
Osten her dem Kaiser Verlegenheiten bereite. Torſtenſon möge namentlic
papiſtiſchen Orten nach ſchönen und koſtbaren Bibliotheken fahnden und
ſelben nach Schweden ſchicken.

So ſtiegen ſchwere Wetterwolken von allen Seiten gegen das bedr
Öſterreich auf. Zu gemeinſamem Handeln mit den Franzoſen unter Guébri
welcher 1642 den Sieg bei Kempen errungen hatte, kam es jedoch nicht.
briant wandte ſich gegen den Rhein. Königsmark unternahm einen Zug
Torſtenſon in Mähren. Franken 1643, Torſtenſon jedoch ſchlug die Kaiſerlichen unter Brouay
Senftenberg an der Elſter und brach dann ohne Widerſtand in Böh
ein; an Prag vorbei, in das er einige Kugeln ſchoſs, gieng's nach Chrud
Gallas nahm die angebotene Schlacht nicht an, und jetzt zogen die Sch
nach Mähren. Kremſier ergab ſich ihnen am 26. Juni, Ungariſch-Hrad
jedoch leiſtete heldenmüthigen Widerſtand. Am 30. Juni ergab ſich Schloſs T
tſchau. Gallas hatte 18.000 Mann unter ſich, namentlich eine ſchöne Cavall
blieb aber unthätig zwiſchen Brünn und Olmütz ſtehen, bis die Scharen Wrang
ſogar in die Nähe der Hauptſtadt ſtreiften. Indes ließ Rakoczy an Torſt
melden, er werde gern den Kaiſer angreifen, ſobald er die heimliche Gene
gung der Pforte habe, und er erhielt dieſe Genehmigung. Zunächſt
es zwiſchen Torſtenſon und Gallas vor Brünn zu einer entſcheidenden Sch
nach Holſtein. zu kommen, als der Schwede plötzlich am 23. September 1643 Mähren v
und in Eilmärſchen nach Holſtein aufbrach. Damit beginnt

Der däniſch-ſchwediſche Krieg 1643—1645.

Chriſtian IV. Dänemark und Schweden waren Nebenbuhler im Norden und ſtr
beide nach der Herrſchaft über die Oſtſee. Chriſtian IV. hatte früher
Kaiſer bekämpft, ſolange er glaubte, Erwerbungen in Deutſchland machen
können; er war dann geſchlagen und zum Frieden gezwungen worden. Gu
Adolf übernahm ſofort die Rolle, welche der Däne hatte ſpielen wollen,
ſeine raſchen Siege machten Chriſtian IV. ſorglich. Wenn der Schw
Kaiſer wurde, ſo beherrſchte er auch die Oſtſee und war es bald geſch
um die Selbſtändigkeit Dänemarks. Darum finden wir jetzt Chriſtian
einemfort thätig, einen billigen Frieden zu vermitteln, und als dies
Schwede abſchlug, bereit, ein Bündnis mit dem Kaiſer und mit Polen
ſchließen. Öſterreich hat ihn nicht gereizt, aber ſeine Kriegsgeneigtheit benü
um den großen Kampf aus dem erſchöpften Süd- und Mitteldeutſchland n
dem Norden zu ſpielen. Ein polniſcher Reſident, Griesheim, verrieth d
Schweden in Münſter die Verhandlung mit Polen, und Oxenſtjerna
raſch entſchloſſen, den unſicheren Freund und Vermittler in einen offe
Feind zu verwandeln.[1])

[1]) Koch, l. c. I, S. 474.

„Wir finden," schreibt der Kanzler an Torstenson,[1]) „daſs Dänemark nicht
ger feindlich gegen uns ist, als Österreich, und umso schlimmer, da es uns
er ist, und daſs der Kaiser keinen uns schädlicheren Helfer hat, als Däne-
k. Da Vorstellungen nichts fruchten, so halten wir für besser jetzt, da unsere
ffen in Deutschland siegreich sind, lieber als ein andermal den Krieg nach
nemark zu bringen. Unter dem Scheine, als suchtet Ihr Quartier in Lüneburg, Kriegsplan Schwedens.
mit der ganzen Armee in Holstein ein, haltet jeden für Euren Feind, der
widersteht, und versprengt jeden Kriegshaufen, dänisch oder deutsch. Besetzt
Küste, sucht nach Seeland und den Inseln überzusetzen und sehet, daſs Ihr
penhagen nehmen könnt. Den Kaiserlichen sucht zu entwischen, die Euch ohne
eifel verfolgen werden. Forscht Gallas aus, ob Ihr nicht einen kurzen Waffen-
stand erlangen könnt. — Ist dies nicht der Fall, so zieht die Besatzungen an
, die Ihr braucht; über Leipzig hinaus wird man Euch nicht folgen können,
n daher ab ist alles öde." Unter den Gründen, die einen sicheren Er-
in Aussicht stellten, war namentlich der, die Kriegsmacht Dänemarks bestehe
r im Scheine, als in der That. Schuld daran war die Ohnmacht
Krone und das Übergewicht des Adels. Der Bericht eines schwe- Dänische Zustände.
en Gesandten in Kopenhagen besagt:[2]) „Dem Könige von Dänemark sind die
de gebunden, eine Aristokratie oder vielmehr eine Oligarchie herrscht über
nemark. Der Adel verliert am meisten im Kriege und neigt sich deshalb zum Adel.
den hin und duldet auch nicht, daſs ein streitfähiges Heer besteht; ja, er
nicht einmal, daſs der König viel von Norwegen zieht, dort sind fast alle
en und Ämter mit Dänen besetzt, dort ist der Adel so gut wie ausgerottet.
erfluſs ist in Norwegen an starken und gesunden Leuten, tüchtig zu Krieg und Norwegen.
chiffahrt, so daſs die Holländer diese Nation vor andern brauchen und schätzen,
d auf jedem ihrer Schiffe einige Normänner sind. Das Volk in Holstein ist
r geschickt im Kriege, aber Dänemark wenig zugethan. Die Bürger in Däne- Bürger.
nark sind über die Maßen unzufrieden, denn der Adel ist ihnen überall im
ge, so daſs weder Handel noch Wandel im Lande aufkommen kann. Die
uern kommen wenig in Betracht, sie sitzen still und befinden sich gewisser- Bauern.
en wohl, weil sie von nichts Besserem etwas wissen. Die Geistlichkeit ist reich;
agt sich aber, daſs sie bei niemand als bei dem Adel ihr Geld anlegen kann."

Also war alles dazu angethan, daſs Dänemark den Schweden als leichte
ute in die Arme fallen muſste! Christian IV. fühlte die ganze Gefahr,
nte sich ihr aber nicht entwinden. Daſs Schweden Pommern besaß, schien
n bedrohlich für Dänemarks Stellung an der Ostsee. Er rüstete, so weit
konnte, wurde aber dessenungeachtet von den Schweden überfallen.

Am 23. September bekam Torstenson den Befehl des Reichskanzlers. Rasche Erfolge der Schweden.
16. December 1643 stand er schon in Havelberg an der Elbe. Das Heer
gte sich misſmuthig über die raschen Märsche, da machte er ihm den Befehl
r Regierung bekannt, in Holstein einzufallen; wenn sie sich gut hielten, sei der
dzug bald zu Ende, dann könnten sie gute Winterquartiere beziehen. Ohne

[1]) Das Schreiben des Oxenstjernas an Torstenson — bei Geijer, l. c. III, S. 333 bis 336.

[2]) Der vollständige Gesandtschaftsbericht, den Suhm nur im Auszug gab — bei Geijer, l. c. III, S. 337—344.

Kriegserklärung fiel Torstenson in Holstein ein. In kurzem konnte ihm der Kö
danken, daſs er bei Kolding die dänische Reiterei geschlagen, daſs er die Sch
zu Middelford eingenommen und daselbst einige tausend Mann gezwu
das Gewehr zu strecken, daſs er ganz Jütland bis Skagen besetzt; daſs
sich Holsteins, Ditmarschens, Stormarns bis auf Glückstadt und Kre
bemächtigt habe, daſs er jetzt gesonnen sei, sein Glück auf Fühnen zu versu
und konnte ihm melden, daſs er den Feldmarschall Gustav Horn in Schon
habe einrücken lassen, und daſs eine vereinigte schwedisch-holländische Flotte
das Heer nach den Inseln überführen, und so die Eroberung Dänemarks v
enden werde. „Wir wollen diesen Nachbar dämpfen und im Mai mit der
sammten Flotte zur See sein, und auf allen Seiten nach Seeland zu kom
trachten. Der Krieg wird dann kurz sein, unser größtes Hindernis ist in
dänischen Flotte, auf welcher Dänemarks größte Stärke beruht, denn es h
eine beträchtliche Anzahl Schiffe und einen Überfluſs an Seeleuten, insbeso
aus Norwegen."

Kriegserklärung Schwedens.

Erst jetzt nach vollendeter Thatsache erließ Schweden am 16. Januar 16
seine Kriegserklärung: Dänemark erzwinge von schwedischen Schiffen, ge
den Lübecker Friedensvertrag, den Sundzoll, habe Schiffe mit schwedischen Pä
versehen als Lurrendreher (= Durchschlüpfer) wegnehmen lassen, habe im sch
dischen Heere Uneinigkeit zu stiften getrachtet, habe sich mit der schwedischen Kön
witwe in eine Verschwörung zum Umsturze der schwedischen Verfassung eingela

Antwort Dänemarks.

Dänemark erklärte, der König habe der schutzlosen Königin-Witwe eine
flucht gewährt, nicht aus böser Absicht gegen Schweden, sondern einzig und a
aus Rücksicht für die Königin als nahe Anverwandte. Es war Maria Eleon
von Brandenburg, die Witwe Gustav Adolfs, die gänzlich von der Reg
schaft ausgeschlossen, dem herrschsüchtigen Oxenstjerna darum grollend, d
die Vermählung Christinens mit dem zweiten Sohne Christians IV. einigen
fluſs wieder zu gewinnen suchte, und darum heimlich 1641 von ihrem Wit
sitze Gripsholm nach Nyköping in Falster sich begab, wo sie der Kronprinz empf
und zu Christian IV. geleitete. Sechs Tage bewirtete der König seine Verw
herzlich, doch wurde aus der beabsichtigten Ehe nichts, da sein Sohn mit e
deutschen Prinzessin schon verlobt war. Oxenstjerna verübelte der Königin-Wi
diese heimliche Zusammenkunft so sehr, daſs er ihr sogleich ihre Einkünfte sper
ließ und ihr erst später auf vielfache Einsprache ihrer Verwandten nur eine Jahr
rente von 30.000 Thalern bewilligte.

Holland.

Vom Sundzolle schweigt Christians Gegenerklärung. Wegen seiner E
höhung war er auch mit der Republik der Niederlande in Streit gerat
Als der König sich nicht mit dem Sundzolle auf dem alten Fuſse nach d
Speierschen Vertrage von 1544 begnügen wollte, drohten die Hochmögenden m
Krieg und erließen den Befehl, daſs kein holländischer Kauffahrer bei Verl
seines Schiffes und aller darauf befindlichen Güter in die Ostsee, oder nach N
wegen segeln dürfe. — Darum stehen die Niederlande in diesem Kriege auch a
der Seite Schwedens gegen Dänemark.

Christian IV.

Torstenson hat das Seine redlich gethan, um den Plan gelingen zu machen, —
aber er gelang nicht ganz. Christian IV. zeigte sich unermüdlich, obschon er
bereits achtundsechzig Jahre hinter sich hatte. Mit dreißig Schiffen gieng er den
vierzig schwedischen unter Clas Fleming entgegen und es kam am 6. Juli 1644
bei der Kolberger Haide zu einer erbitterten, dreimal unterbrochenen Schlacht.
Zwölf Männer um Christian IV. auf dem Admiralschiff „Dreifaltigkeit" wurden

m Tode getroffen, er selbst verlor sein rechtes Auge und mehrere Zähne und
t betäubt zusammen. Schon hielten ihn die Seinen für todt und erhoben laute
klagen, als der König mit Blut bedeckt sich mit dem Rufe erhob: „Nein,
tt hat mir noch Leben und Kraft gelassen, um für mein Volk zu streiten,
nge ein jeder von euch ebenfalls seine Pflicht thun will.“[1]) — Mit ver-
bendem Kopfe, auf sein Schwert gestützt, blieb er auf dem Verdecke stehen, bis
Feind am Abende sich zurückzog. Die schwedische Flotte floh in die Kieler
cht und hätte der dänische Admiral Galth sich nicht ein Versehen zu schulden
men lassen,[2]) wofür er später mit seinem Kopfe büßen musste, so hätte sie
ergeben müssen. Die Ankunft der holländischen Flotte brachte die
wedische auf die Höhe von vierundsechzig Schiffen. Zwischen Laaland und
hmarn trafen sie die dänische Flotte, siebzehn Kriegsschiffe stark, und errangen
en vollständigen Sieg, trotz des heldenmüthigsten Widerstandes. Nur zwei
nische Schiffe entrannen, zehn wurden genommen, drei an den Strand getrieben,
ei verbrannt. Karl Gustav Wrangel befehligte die Schweden, Pros-
und die Dänen. Seeschlacht.

Dänemark hatte in dieser Noth keinen Freund außer dem Kaiser, welcher
allas befahl, Torstenson nachzuziehen, und so kamen die Kaiserlichen, 10.000
ann zu Fuß und 12.000 Reiter, nach Holstein.

Gallas rückte bei Werben über die Elbe, aber überall hatten die
iserlichen mit Noth zu kämpfen, nirgends war für Vorräthe gesorgt. Gallas
tte kein Glück, obschon sein Zug den schwedischen Kriegsplan zu zerreißen schien.
Ich wünsche, dass der Teufel den Gallas holt,“ schreibt Wrangel, „er bringt
ich um mein großes Glück.“[3]) — Weil nicht für Lebensmittel gesorgt war,
krankten, verschmachteten die Soldaten oder verliefen sich. Gallas nahm Kiel.
äre er dort geblieben, so wäre die ganze schwedische Flotte verloren gewesen,
ein Torstenson brachte ihn durch seine Manöver dahin, dass er Kiel verließ,
d zog ihn listig sich nach, und als Gallas sich erst nicht schlug mit den Schweden,
rließen ihn voll Unmuth die Dänen, er kehrte nach Lauenburg zurück.
orstenson entschlüpfte ihm, gieng über die Elbe und wälzte den Krieg nach Kur-
chsen. Gallas zog ihm nach, bei Bernburg behauptete er sich am 12. October
644 zwar gegen die Schweden, litt aber Mangel und zuletzt hatte man Noth,
n aus der schwedischen Umgarnung herauszubringen. Dürfte man Pufendorf
auben, so hätte sich Gallas zweimal des Tages einen Rausch angetrunken, um
ne Kümmernisse zu ersticken; seine Unterbefehlshaber ließ er im Stiche, mit
enig Mannschaft von dem schönen Heere traf er Ende 1644 in Böhmen ein.
ine Spottmünze wurde damals in Hamburg auf ihn geschlagen: „Was Gallas
Holstein ausgerichtet hat, findet man auf der andern Seite“, hieß es auf der-
selben. Wenn man aber die andere Seite besah, so war sie ganz schlicht und ohne
lles Gepräge. Gallas nach Holstein.

[1]) So bemerkt Siris „Mercurio ovvero Historia de' tempi correnti“. Casale 1644. IV, p. 112.

[2]) Er ließ die feindliche Flotte in der Nacht aus Unachtsamkeit entschlüpfen. Darum heißt es in seiner von Bartholinus verfassten Grabschrift: „Qui in navibus Regiis, quibus infeliciter praeerat, felicitatis naufragium faciens, elemento mutato, mutavit fortunam, jure canonico in Oceano uti nesciens maris delictum in terra luit.“

[3]) Geijer, l. c. III, S. 348.

Friede zu Brömsebro.

Frankreichs Vermittlung machte dem Kriege ein Ende. Der Kön Christian IV. musste am 13. August 1645 den demüthigenden Friede zu Brömsebro unterzeichnen. Er trat an Schweden Jämteland, Herjedal Gothland, Ösel, Halland auf dreißig Jahre ab; Bremen blieb in der G walt Schwedens, ferner räumte er Schweden unbedingte Zollfreiheit im Sun und in den Belten ein. Der hohe Zoll, den Christian IV. namentlich a Öresund erhob, hatte insbesondere Holland zur Verbindung mit Schwed bewogen. Jetzt durch den Frieden war dieser Zoll aufgehoben für Schwed und für Holland herabgesetzt. Fremde Schiffe benützten nun die schwedis Flagge, um sich von jeder Untersuchung zu befreien. Die Einnahmen d Königs minderten sich gewaltig. Der Adel hatte kein Herz für die Noth d Königs, er benutzte sie sogar, um ihm neue Zugeständnisse abzudrängen, z. B. dass der König die im Reichsrathe erledigten Plätze nur aus einer Liste v acht Edelleuten besetzen durfte, die der Adel ihm vorschlug. Je tiefer d Gefühl des Königs für seine Pflichten und seine Würde war, umso schmer

Tod Christians IV.

licher waren durch diese Ereignisse seine letzten Tage. Er starb am 28. Febru 1648. Die Dänen haben ihm ein warmes Andenken bewahrt. „Er war i seinem Wesen," sagt Allen, „schlicht, gerade, leutselig gegen alle, sowo Hohe als Niedere, gottesfürchtig, rechtschaffen, im höchsten Grade persönli tapfer, ein tüchtiger Heerführer und ein noch größerer Admiral. Sei Tugenden und seine patriotische Gesinnung werden sich in den Herzen all Dänen bis auf die spätesten Geschlechter erhalten."[1])

Doch jetzt müssen wir uns wieder nach Frankreich wenden und sehe wie Richelieu in diesem großen Kampfe gegen das Haus Habsburg Spanien Kräfte dadurch lähmte, dass er einen Aufstand nach dem andern in sein Provinzen anzuschüren wusste. —

Aufstand in Catalonien.

Marine.

Spanien war eine Seemacht ersten Ranges und wollte Frankreich ih Verlegenheiten schaffen, so musste es zuerst stark werden zur See. Dies e reichte Richelieu und wurde dadurch in den Stand gesetzt, die Verbindun Spaniens mit seinen entlegenen Provinzen zu unterbrechen.

Nachdem 1635 die Spanier die zwei lerinischen Inseln an der Kü der Provence weggenommen hatten, fuhr 1636 unter de Sourdis, Erzbisch von Bordeaux, eine französische Flotte durch die Meerenge von Gibraltar, be

[1]) Charles Ogier (Ephemerides s. Iter Danicum, Suecicum, Polonicum Paris 1656) schildert Christian IV.: „Hanc pro sua erga nos humanitate landem Rex Daniae meretur, ut profiteamur palam, illum tam ex propriae personae dignitate, quam ex regiae dignitatis majestate, superare universos." Gerühmt wird sein Frühaufstehen (um drei Uhr), seine Thätigkeit und Munterkeit.

wohte Neapel und Sardinien und eroberte die lerinischen Inseln wieder
ab schlug einen Angriff der Spanier auf Leukate ab. Am 1. September 1638
kam es zu einer Seeschlacht vor Genua, in welcher die Franzosen siegten,
ire Kaper bedeckten fortan das Mittelmeer; am 22. August des gleichen Jahres
erbrannten sie eine Anzahl spanischer Galeeren in der Bucht von Guetaria.[1])
In Italien suchte Frankreich die herrschende Stellung einzunehmen, welche Italien.
Spanien bisher besessen hatte. Als Victor Amadeus 1627 starb, erklärte
Richelieu der Regentin Christine, der Schwester seines Königs, Frankreich
solle Piemont ganz für sich oder ganz gegen sich haben. Und er erreichte sein
Ziel. Zwar anfangs ward die Regentin vor ihren Schwägern, dem Prinzen
Thomas und Cardinal Moriz, welche die Vormundschaft ansprachen und mit Piemont.
spanischer Hilfe einen Platz nach dem andern, selbst Turin und Nizza, wegnahmen,
tüchtig, aber 1640 schlugen die Franzosen unter Harcourt die Spanier unter
Leganes bei Casale und nahmen in einem glänzenden Feldzuge den Spaniern
einen Platz nach dem andern wieder weg. 1641 verjagte sogar der Fürst von
Monaco die Spanier aus seinem Lande, schickte dem Könige den Orden vom
goldenen Vliese zurück und nahm die Franzosen als Besatzung. Den schwersten
Schlag führte aber Richelieu in Catalonien und Portugal, und Olivarez lieh ihm
über die Waffen dazu.

Unter Philipp IV. dauert der Verfall des Reiches fort, der König Philipp IV.
aber — er war sechzehn Jahre alt, als er die Regierung antrat — war
nicht ohne Befähigung, ein Freund der Musik, Malerei und Dichtkunst — ver-
fertigte er doch selber Dramen[2]) — liebenswürdig, edelmüthig, aber ohne jene
Stahlkraft für die eigentlichen Regierungsgeschäfte, wie sie in einer Zeit noth-
wendig war, wo Spanien wieder den Kampf an den Pyrenäen, in Italien,
in Deutschland, in Holland, in Amerika, in Ostindien aufnahm und die
letzte riesige Anstrengung machte, um seine Weltstellung zu behaupten. Er
überließ die Arbeit seinen Ministern unter dem Vorwande: „Es ist besser,
wenn meine Minister regieren, als wenn ich regiere.“ Uzeda ward sogleich
gestürzt und an seine Stelle kam Gaspar Gusmann Graf von Oli-
varez, der zweiundzwanzig Jahre hindurch Spanien unbeschränkt beherrschte,
ein Mann, fähig, arbeitsam, aber auch willkürlich und ohne schöpferischen Geist.

Das Elend, die Noth, die über Spanien hereinkamen, ward von ihm
tief empfunden, aber er ergriff nicht die geeigneten Maßregeln, um ihrem
Zunehmen zu steuern. Was half es, dass man Lerma 72.000 Ducaten
Jahresgelder strich und 1½ Millionen Ducaten Strafe zahlen ließ, dass
man die Zahl der Ämter um ein Drittel verminderte, den Aufwand in Haus-
geräth und Kleidern beschränkte, die Auswanderung verbot, allen Handel mit
den Holländern untersagte, anordnete, dass fremde Waren nur mit spanischen
Waren bezahlt und nie Geld ausgeführt werden sollte, dass jeder Staats-
beamte den ursprünglichen Stand seines Vermögens und das spätere Zu-

[1]) Richelieu, Mémoirés — bei Michaud, l. c. IX, p. 212—218.
[2]) Vergl. Bd. VIII, S. 609 dieses Werkes.

nehmen gewissenhaft anzeigen sollte. Diese Maßregeln waren entweder un-
ausführbar oder unzureichend und griffen das Übel nicht an der Wurzel an.

Politik. Die Politik wurde wieder kriegerisch, Spanien nahm Antheil am dreißig-
jährigen Kriege, gerieth in Kampf mit Frankreich und doch waren alle Kräfte
des Reiches gelähmt, so dass ein Zeitgenosse erklärt: „Wir können über die
Gebrechen unseres Staates nur weinen, es ist alles so gesunken, dass uns
nur göttlicher Beistand erretten kann." Bald zeigte sich eine Erscheinung, die
bei sinkenden mächtigen Reichen immerdar wahrgenommen wird, einzelne
Theile suchten sich loszureißen vom Leben des Ganzen. Olivarez beförderte
noch dazu dieses Streben durch seine Sucht, Richelieu nachzuahmen, als
seinen Geist zu besitzen. Es gab in Spanien keinen Adel mehr nieder-
werfen, welcher der Regierung trotz geboten hätte, die Thatkraft war ge-
wichen, die Granden lebten in süßem Nichtsthun auf ihren Schlössern, wo
sie die Pracht des Königshofes nachahmten, sich von einem halben Tausend
Lakeien bedienen ließen, oder, wenn sie nach Madrid kamen, ihre Reichthümer
verschwendeten. Aber es gab noch Verfassungen, die ein selbständiges Leben
hatten, wie die von Catalonien, und hier stürzte sich Olivarez unbesonnen
in den Kampf.[1])

Der Aufstand der Katalanen.

Hier war noch ein kräftiges Leben, die Sitten und der Geist frei und bewegt
wie die Wogen des Meeres, der Sinn stark wie die Felsen der Berge. Der Ca-
talane in den Bergen gieng nicht aus ohne sein Gewehr über den Schultern
ohne sein Messer im Gürtel. Man war stolz auf die alten Freiheiten. Die Ca-
talanen hatten das Recht, nicht in Kriegen außer Landes verwendet zu werden.
Olivarez jedoch befahl die Aushebung von 6000 Mann für den Dienst in Italien
unter dem Vorwande, es sei gut für die Catalanen, wenn sie die Welt sähen.
Die Catalanen hatten das Recht, von Einlagerung anderer Truppen verschont
bleiben, der Minister sandte aber portugiesische und neapolitanische Soldaten
das Land. Der Catalane war zur Entrichtung von keinerlei Steuer an die Mo-
archie verpflichtet, wenn er sie nicht freiwillig übernahm; der Minister aber,
Geld brauchte, und namentlich aus dem reichen Barcelona zu bekommen hoffte,
erklärte, wer sich durch Berufung auf die Privilegien des Landes den allgemeinen
Lasten zu entziehen wage, müsse als Verräther gegen Gott, König und Vater-
land gezüchtigt werden. — Die Catalanen machten Vorstellungen, sie wurden
nicht gehört. — Da brach am 7. Juni 1640 ein Aufstand aus unter dem Rufe:
„Es lebe der König und die Gerechtigkeit, es sterbe die elende Regierung!" Der
Vicekönig Coloma ward von den Meuchelmördern erschossen, sein Nachfolger
Cardona starb im gleichen Jahre an Gram und Verdruss. Als eine größere
Heeresmacht gegen die Provinz anrückte, schlossen die Catalanen am 16. December
1641 ein Schutzbündnis mit Frankreich und wählten im Februar 1642 den
König von Frankreich zum Grafen von Barcelona. Ludwig XIII.
versprach, ihnen Officiere für ihre Krieger, dann 8000 Franzosen zu Hilfe zu
senden. Die Catalanen machten sich verbindlich, ihre Häfen den Franzosen zu

[1]) D. Francisco de Melo, Guerra de Catalunna. — Dunlop, Memoirs of Spain during the reigns of Philipp IV. and Charles II. Edinb. 1804. II voll.

ssen und nie, auch wenn sie mit dem Könige Philipp sich wieder aussöhnen rden, gegen Frankreich zu streiten. Und nun dauerte der Kampf, von Frankich unterstützt, dreizehn Jahre — erst nach Abschluss des pyrenäischen Friedens 1662) kehrten die Catalanen gegen Bestätigung ihrer früheren Rechte zum Gehorsame zurück. —

Portugal. Die Braganzas.

Abfall Portugals.

Auch Portugal fiel ab. Das Land hatte durch die Vereinigung mit Spanien viel gelitten, fast alle Besitzungen in Ost- und Westindien giengen während des Kampfes mit den Niederlanden verloren. Die Verbindung mit Kastilien erschien als unheilvoll, hatte doch allein Holland binnen dreizehn Jahren 545 portugiesische und spanische Schiffe im Werte von 180 Millionen Livres weggenommen. Portugal litt durch die Feinde Spaniens, und ward von letzterem nicht geschützt. Ja die Portugiesen glaubten, sie seien absichtlich m Stiche gelassen, damit Portugals Kraft gebrochen und jede Losreißung unmöglich werde. Die Kaufleute verkümmerten, den Handwerkern fehlte es Gründe. m Arbeit, dem Adel, der auf Glanz und Annehmlichkeiten des Lebens verichten musste, an Beschäftigung; dabei erhöhte die Regierung, ohne, dem Vertrage der Vereinigung gemäß, die Cortes einzuberufen, die Abgaben in solchem Unmaße, dass sie unerträglich wurden und man öffentlich sagte, des Königs Räthe fänden ein Vergnügen daran, jeden Tag neue Auflagen auszusinnen. Alle, die eine Stelle oder Gnade erlangten, mussten eine so hohe Geldsumme zahlen, dass die Gnade nichts wert war, ja, dass man zur Annahme der Ämter zwingen musste; namentlich wurde die Besteuerung des Salzes, eine Auflage auf das Getreide, die Einführung des Stempelgeldes schwer empfunden. Die Großen klagten, dass sie durch den Aufenthalt in Madrid gezwungen seien, sich zugrunde zu richten. Die Stiftungsgelder, das Kirchenvermögen wurden angegriffen, die königlichen Domänen und Regalien verkauft, die Vicekönige verfuhren habsüchtig und willkürlich. Um den Unzufriedenen jede Aussicht zu nehmen auf das Gelingen eines Aufstandes, beraubte man das Land aller Vertheidigungsmittel, über 2000 Geschütze wurden nach Spanien gebracht, 300 Schiffe in spanische Häfen geführt; die portugiesischen Soldaten mussten gegen die Katalanen ziehen, während die portugiesischen Colonien in Ostindien, in Brasilien, in Afrika schutzlos den Angriffen der Holländer preisgegeben waren. Also Stoff zur Unzufriedenheit genug, die umso gefährlicher war, als Richelieu schon 1630 Verbindungen mit Portugal angeknüpft, zum Aufstande geschürt und Hilfe verheißen hatte.

Verschwörung.

Da zündete das Beispiel der Katalanen und bildete sich eine Verschwörung. Der unzufriedene Adel richtete sein Augenmerk auf einen Sprössling des alten Königshauses, Joao, Herzog von Braganza, der jedoch mehr die Ruhe

und den stillen Genuss liebte und äußerst vorsichtig war. Doch die Hast des Olivarez vereinte ihn und die Verschworenen. Vicekönigin war damals eine Enkelin Philipps II., eine Witwe des Herzogs Franz von Mantua, Margaretha von Savoyen, klug und muthig, aber immerhin eine Frau. Die eigentliche Regierung leiteten ihre Räthe Diego Suarez und Miguel de Vasconcellos, von denen letzterer namentlich stolz, barsch, habsüchtig, treulos und grausam war. Das Land an unbedingten Gehorsam zu gewöhnen und namentlich den Widerstand des Adels zu brechen, war offenbar der Zweck dieser Männer. 1638 sandte Richelieu einen geheimen Agenten, um die Missvergnügten zu Verbindungen aufzufordern, und gab seinem Admiral den Befehl, den Portugiesen im Nothfalle mit der Flotte zuhilfe zu kommen. 1640 trat eine Reihe von portugiesischen Adeligen insgeheim zusammen: das Elend und die Sclaverei seien unerträglich. Vom Plane, aus Portugal einen Freistaat nach Art der vereinigten Niederlande zu bilden, kamen sie bald ab; dagegen erschien ihnen der Gedanke, den Herzog Johann von Braganza, der ein Drittel des Königreiches besaß, zum König zu wählen, durchführbar. Aber Don Joao zauderte, in einen Aufstand einzuwilligen; erst als ihm seine kühne Gemahlin Louise von Guzman erklärte, ihm bleibe nur die Wahl, entweder in Lissabon wie ein König, oder in Madrid wie ein Verbrecher zu sterben, trat er der Verschwörung bei. Olivarez scheint schlimme Ahnungen gehabt zu haben; er ernannte den Herzog zum Statthalter von Mailand, doch Don Joao erklärte, er habe die erforderliche Kenntnis der italienischen Angelegenheiten nicht. Nun übertrug der Minister dem Herzog die Beaufsichtigung der Flotte, hatte aber den Befehl gegeben, sobald er ein Schiff besteige, sogleich mit ihm nach Spanien abzufahren — die Flotte kam aber nicht, ein Sturm zerstreute sie. Jetzt übersandte der Minister dem Herzog den Befehl, die Festungen zu besichtigen, hatte aber den Commandanten die Weisungen gegeben, ihn zu verhaften, sobald er einen festen Platz betrete; der Herzog besichtigte die Festungen, jedoch mit so großem und glänzendem Gefolge, dass niemand ihn zu verhaften wagte. Nun ward Dom Joao eiligst nach Madrid berufen, weil der König mit ihm über portugiesische Angelegenheiten Rath schlagen wollte; Krankheit, Geschäfte wurden vorgewendet. Doch die Gefahr nahte, der Herzog musste sich für ungehorsam erklären lassen oder die Verschworenen mussten handeln. Am 11. December 1640 schlugen sie in Lissabon los, überwältigten unter dem Rufe: „Es lebe die Freiheit und die Portugiesen! es lebe Dom Joao IV.!“ die Wache des Palastes. Vasconcellos wurde ermordet. Als die Statthalterin vom Balkone zum Volke sprechen wollte, bat man sie, sich zurückzuziehen und keine Gelegenheit zu geben, die Ehrerbietung gegen sie außeracht zu lassen. „Was könnte man mir thun?“ erwiderte Margaretha. — „Euere Hoheit zum Fenster hinauswerfen, wenn Sie nicht zu dieser Thüre hinausgehen“, lautete die Antwort. Da zog sie sich zurück.

Margaretha von Savoyen.

Joao von Braganza.

Aufstand.

Dom Joao.

Das Volk von Lissabon pries die glorreiche That und die Stimme, die dem Dom Joao in Lisboa ausgerufen, drang durchs ganze Reich; am 12. December war auch die letzte Festung übergeben. Unter grenzenlosem Jubel zog der neue König am 16. December in die Hauptstadt ein; am 15. December 1640 ward er gekrönt. „Ist es möglich, dass ein so schönes Königreich den Feinden meines Herrn nur ein Freudenfeuer kostet?“ rief ein anwesender Castilianer. Im Januar 1641 kamen die Cortes in Lissabon zusammen, die dem Herzog von Braganza das Recht auf Portugal vor dem

önige von Spanien zusprachen, einmal, weil er nach der Linealerbfolge mehr rechtigt sei, und dann, weil der König von Spanien die Bedingungen nicht halten habe, unter denen man ihm Gehorsam gelobte. Olivarez überbrachte m Könige von Spanien die Nachricht vom Verluste des Königreiches selber it den Worten: „Euer Majestät haben ein großes Herzogthum gewonnen, nn der Herzog von Braganza hat es verloren, indem er sich durch seine ute und den Pöbel hat zum Könige ausrufen lassen." Allein trotz dieser ntstellung vermochte Spanien den neuen König doch nicht zu bewältigen, ne Verschwörung, die gegen Johann IV. durch die Eifersucht der Herzoge n Villa-Real und Lamina, die ihren ehemaligen Genossen nicht als ihren önig über sich haben wollten, gebildet wurde, ward entdeckt und die Häupter rselben hingerichtet. Die europäischen Höfe, den in Wien und Madrid aus-nommen, anerkannten den neuen König augenblicklich; in den portugiesischen olonien ward Johann IV. mit Jubel als König begrüßt. Benguela, Angola, e Insel St. Thomas wurden wieder frei von den Holländern, Philipp von Lascarenas hielt die portugiesische Sache in Ostindien aufrecht. 1654 zwangen e Portugiesen die Holländer, auch Brasilien gänzlich zu räumen, nur Ceylon lieb im Besitze der Niederlande, nur Ceuta im Besitze der Spanier. Johann t den Namen der „Glückliche" erhalten, weil auch eine zweite Verschwörung, n deren Spitze selbst der Bischof von Coimbra stand, und die den König n die Spanier auszuliefern beabsichtigte, entdeckt wurde. Johann behauptete en Thron mit Würde und Klugheit durch die Güte seines Charakters und e geschickten Rathschläge seiner Gattin.

Das Beispiel, das Portugal gab, zündete; der Herzog von Medina-Sidonia machte 1640 einen Versuch, in Andalusien eine unabhängige Herrschaft zu gründen. Noch wichtiger war ein Aufstand in Sicilien und in Neapel. Palermo erhob sich wegen erdrückender Steuern; aus Calabrien und Apulien wanderten Tausende unter türkische Herrschaft aus. Zwar wurde m 17. Januar 1643 Olivarez durch die Königin und Margaretha von Savoyen gestürzt, und ward der bescheidene Don Louis de Haro Minister, llein die Auflösung schritt fort. — Andalusien. Sicilien.

Aufstand in Neapel. — Masaniello.

Im Jahre 1647 brach am 7. Juli ein Aufstand in Neapel aus, wo die Gelderpressungen der Regierung schon längst die Unzufriedenheit bis zum Siedpunkte gesteigert hatten; namentlich drückte eine Steuer auf Lebensmittel das ärmere Volk. Neapel.

Als beim Streite darüber, wer die Steuern tragen solle, der Verkäufer oder der Käufer, der Marktbeamte zu Ungunsten eines Verkäufers entschied, stieß dieser, dem nach Abzug der Kosten nichts übrig blieb, mit den Worten: „Gott

gibt Überfluss, aber die Steuerbehörde macht Theuerung; da ich doch leer ausgehe, mögen lieber alle davon genießen!" den Korb mit Früchten um, und

Masaniello. Fischer Tomaso Aniello[1]) (abgekürzt Masaniello) rief den Knaben zu: „Kinder, dann wollen wir gehen und für Abschaffung der Steuer sorgen!" Körbe wurden umgeworfen, und der Volkshaufen drängte zum Palaste des Statthalters, welcher Minderung der Steuern versprach. Doch blieb der Haufen nicht ruhig, der Herzog musste die Abstellung der Steuern nicht bloß auf Pergament mit goldenen Buchstaben schreiben, sondern auch auf marmorne Pfeiler eingraben lassen; die Zollhäuser wurden verbrannt, das Volk zog durch die Straßen, trug die Bildnisse Christi, Karls V. und Philipps IV. und rief: „Wir wollen keinen andern Gott, als den hier abgebildeten, und keinen andern König, als den von Spanien; es lebe Gott und der König, es sterbe die schlechte Regierung!" Als der Statthalter Ponce de Leon, Herzog von Arcos, zur Wiederherstellung der Ruhe Mannschaft aus Capua kommen ließ, schlug das Volk unter Führung Masaniellos dieselbe zurück.

Dieser vorher unbekannte Fischer, geboren zu Amalfi 1623, übte neun Tage hindurch eine dictatorische Gewalt aus; Räuber, die plünderten, ließ er hinrichten, seine Winke wurden wie die Gebote eines höhern Wesens befolgt. „Er ist ein Mensch von Gott gesandt," rief das Volk, „er zeigt so viel Urtheil und Verstand, als wäre er seit hundert Jahren Staatsrath gewesen."

Masaniellos Macht. Über hundert Personen ließ Masaniello binnen vier Tagen hinrichten, namentlich als ein Versuch gegen sein Leben in der Kirche del Carmine gemacht wurde. Der Statthalter lud ihn zur Verhandlung in den Palast ein; der Fischer kam auf schönem Zelter, im Kleid von Silberstoff, mit weißem Hut, und wurde vom Statthalter umarmt. Als jedoch die Verhandlung nicht vorwärts gehen wollte, erklärte Masaniello, das Volk habe Befehl, den Palast zu stürmen, wenn er bis in einer Stunde nicht zurück sei. Der Statthalter musste Vergeben und Vergessen bewilligen, und dass nur so viele Steuern erhoben werden dürften, als zur Zeit Karls V. bestanden hatten. Darob zürnte der Adel, die geheimen Schürer, welche Masaniello vorgeschoben hatten, wandten sich jetzt gegen ihn, im Kloster der Karmeliter ward er erschossen und das Haupt vom Rumpfe getrennt.

Ermordung.

Der Statthalter hielt den ganzen Aufstand für beendigt, allein die Anhänger des Ermordeten trugen am anderen Tage seine Leiche durch die Straßen; der Kopf war an den Rumpf wieder angenäht und trug eine Lorbeerkrone; die Schrecken des Volksaufstandes wütheten von neuem, der Ruf: „Fort mit den Spaniern!" tönte durch die Straßen. Der Statthalter musste am 7. September 1647 einwilligen, dass alle Spanier das Land verlassen und nur Eingeborne öffentliche Ämter erhalten sollten, dass es zwischen Adel und Volk keinen Unterschied mehr gebe. Als jedoch unter Don Juan, dem unehelichen Sohne König Philipps IV., eine spanische Flotte in den Hafen einlief und das Volk auf den Ruf, die Waffen niederzulegen, nicht hören wollte, wurde Neapel beschossen. Das Volk gerieth in Verzweiflung und schlug in zweitägigem Kampfe die Spanier zurück und wählte einen Waffenschmied, Gennaro Anese, zum Anführer. Man wandte sich jetzt

[1]) Botta, Storia d'Italia, 24 voll. — Meißner, Masaniello. Leipzig 1785. — Don Angel de Saavedra, duc de Rivas, Insurrection de Naples en 1647. Étude historique Paris 1849. 2 voll.

n den König von Frankreich, bat um Schutz, man wolle sich seiner Herrschaft
nterwerfen. Herzog Heinrich von Guise kam aus Rom und ward sogleich Heinrich Guise.
n Oberbefehlshaber ernannt. Da man kein Bild Ludwigs XIV. gerade zur
nd hatte, so trug man ein Bild Ludwigs XIII. unter dem Rufe: „Es lebe
König von Frankreich! es lebe die allerdurchlauchtigste Republik! es lebe der
zog von Guise!“ durch die Straßen. Eine französische Flotte erschien im
ember 1647 vor Neapel, segelte aber bald wieder ab. Zwischen Guise und
naro Anese brach Zwiespalt aus; als Guise von einem unglücklichen Zug
en die Spanier zurückkehrte, fand er die Stadtthore von Neapel geschlossen.
n Juan und der neuernannte Statthalter, der Graf von Ognate, boten
Frieden unter billigen Bedingungen, und am 6. April 1648 wurden ihnen
Thore wieder geöffnet. Gennaro Anese ward nebst vier seiner Gehilfen
gerichtet, allen übrigen Begnadigung verbürgt.

So war Neapel zum Gehorsam wieder zurückgekehrt, Portugal hin- Portugal.
gen blieb unabhängig, die Spanier vermochten es nicht zu bezwingen. Eine
ßere Gefahr brachte dem kleinen Reiche nach dem Tode Johanns IV.
November 1656) dessen Sohn und Nachfolger Alfonso VI.[1]) (1656 bis Alfonso VI.
68), über den wegen seines liederlichen Lebenswandels schon früher nach
n Tode des ausgezeichneten Kronprinzen Theodosius die Frage beim Reichs-
he angeregt worden war, ob man ihn nicht von der Regierung ausschließen
d seinen jüngeren und besseren Bruder Dom Pedro zum Thronfolger er-
nnen solle. Anfangs leitete die verwitwete Königin Louise die Regierung
t des Vierzehnjährigen weise und klug, 1662 ward sie jedoch von ihrem
hne gezwungen, ins Kloster zu gehen. Alfonso lebte nun würdelos, nur
nen Ausschweifungen, hart und willkürlich. Nur die Siege des Marschalls
homberg über die Spanier retteten damals die Unabhängigkeit Portugals.[2])

Man hoffte, den König durch eine verständige und thatkräftige Gattin
bessern und vermählte ihn mit der Herzogin Maria Francisca von
mours, 1667. Es war aber umsonst. Da verständigte sich die Königin mit
m Pedro; während sie am 21. November 1667 mit der Erklärung, ihre
e sei nichtig und sie selbst noch eine Jungfrau, in ein Kloster flüchtete,
m der Infant mit der Behauptung, er könne als nächster Thronerbe dem
tergange des Reiches nicht unthätig zusehen, Alfonso am 23. November in
nem Palaste gefangen, und die schnell berufenen Cortes erklärten den König
abgesetzt, ernannten Pedro zum Regenten und forderten seine Vermählung Pedro II.
t Maria von Nemours, damit Portugal ihr Heiratsgut nicht zurückgeben
üsse. Der König ward von seiner Gemahlin geschieden und auf die Insel
erreira verbannt, von wo er 1675 nach Cintra zurückkehren durfte. Dort
ie er, bloß mit gemeinen Genüssen beschäftigt, bis 1683, von wo an Pedro,
s Namens der Zweite, den Titel eines Königs führte. 1668 ward von
panien die Unabhängigkeit Portugals anerkannt. —

[1]) Schäfer, Geschichte von Portugal, IV, S. 588—690.
[2]) Vertot, Revolutions de Portugal. Avignon 1794.

Die Verschwörung Cinqmars. — Tod Richelieus und Ludwigs XIII.

Ohne Frankreich hätte Catalonien nie sich von Castilien getrennt, hätte die Portugiesen nie den Muth der Erhebung gehabt, wäre die Bewegung in Neapel nie so gefährlich geworden. Aber auch selbst in England schürte Karl I. Richelieu. Als Karl I. nicht neutral sein wollte gegenüber einem Angriff Frankreichs und Hollands auf Belgien und auf das Angebot, Ludwig XIII. werde ihm Hilfe gegen alle leisten, die ihm übel gesinnt sein würden, die stolze Antwort gab, seine Macht als König und das englische Gesetz genügten gegen rebellische Unterthanen, so verband sich Richelieu insgeheim mit den Missvergnügten auf der Insel und unterstützte den schottischen Protestantismus. Bewegungen im eigenen Lande dagegen schmetterte der Cardinal mit eiserner Strenge nieder, wenn sie auch entschuldigt werden konnten durch die Unzufriedenheit mit den steten Kriegen und der Last der Steuern.

Aufstände. So brach 1637 in Perigord und Saintonge der Aufstand der Croquants oder armen Schlucker aus, so in der Normandie der Aufstand der Barfüßer (nupieds), die ein Siegel mit zwei nackten Füßen führten. Dieser Aufstand hatte seinen Hauptsitz in Rouen. Beide wurden blutig niedergeschlagen und schlossen mit zahlreichen Hinrichtungen.

Doch in diesen Volksbewegungen lag keine eigentliche Gefahr für den Cardinal, wohl aber in der Verbindung einiger Großen gegen ihn und der Schwäche des Königs. Dass Spanien in der Noth Wiedervergeltung übte und den Unzufriedenen Unterstützung versprach, liegt in der Natur der Dinge.

Unter den Großen war nicht mehr Gaston der gefährliche; er hatte nach seiner letzten Flucht die Launen der Mutter unerträglich gefunden, mit Richelieu wieder unterhandelt, war 1634 gegen Vergeben und Vergessen zurückgekehrt und hatte sich in sein Herzogthum Orleans zurückgezogen. Am 5. September 1638 gebar die Königin im zweiundzwanzigsten Jahre kinderloser Ehe einen Sohn, den Ludwig XIV. spätern Ludwig XIV.,[1]) bald darauf einen zweiten, der nach dem kinderlosen Tode seines Oheims zum Herzog von Orleans erhoben wurde. Jetzt wandten Anna d'Austria sich die Blicke der Berechnenden nicht mehr auf Gaston, sondern auf Anna, der beim Tode des schwächlichen Königs, bei der Minderjährigkeit des Kronprinzen die Regentschaft zufallen musste. Sie hasste Richelieu. 1635 war er durch seine wohlgeleiteten Spione auf einen geheimen Briefwechsel der Königin mit Madrid und Brüssel gekommen und hatte sie zu einer demüthigenden Abbitte für diese strafbare Zuneigung zu den Feinden Frankreichs vor dem Könige gezwungen. Das vergaß ihm die stolze Spanierin niemals. Der Mittelpunkt der Gegenbewegung wurde die Stadt Sedan, dort war des Königs Verwandter, der jüngere Soissons. Karl von Bourbon, Graf von Soissons, die Hoffnung aller Unzufriedenen. Die vier Jahre, während deren er dort bleiben durfte, giengen zu Ende.

[1]) Mit der Geburt Ludwigs XIV. hören leider die inhaltsreichen Memoiren Richelieus auf.

er Platzcommandant, der Herzog von Bouillon, grollte Richelieu und lehnte
: Aufforderung des Königs, den Grafen von Soissons aus der Stadt zu bringen,
erbietig, aber entschieden ab. Heinrich von Guise hatte sich gleichfalls Heinrich Guise.
ch Sedan geflüchtet und es wurde der Mittelpunkt der Gegner des Cardinals.
t Spanien ward unterhandelt, es verhieß 7000 Mann. Ein junger, galanter
duellsüchtiger Abbé, mit dem Talent zu Verschwörungen und Intriguen be-
bers begabt, Paul de Gondi, der Neffe des Erzbischofs von Paris, und Gondi-Retz.
er berühmt unter dem Namen Cardinal von Retz, machte den Vermittler
schen Sedan und den Missvergnügten in Paris. Es galt, den Cardinal zu
zen, mit oder ohne Willen des Königs, der ganzen Politik Frankreichs eine
dung zu geben.

Für den Sturz des Cardinals gelang es, den damaligen Gesellschafter des
nigs, Cinqmars, zu gewinnen. Der kalte Ludwig hatte einmal für das Cinq-mars.
ne Fräulein Lafayette, dann für eine Mademoiselle de Hauteforte
n Anflug von Liebe gefühlt, beide aber hatten ihm das Unrecht, das der
nigin durch den Cardinal geschehe, und den Stolz, mit dem dieser ihn selbst
rrsche, lebhaft geschildert, und Richelieu, als er aus den Worten des Königs
es erschloss, die eine in einem Kloster abzuschließen und die andere vom Hofe
entfernen gewusst. Da aber der König einer Unterhaltung bedurfte, brachte
Cardinal 1638 den achtzehnjährigen Henri de Effiat, Marquis von
qmars, in seine Nähe, damit er ihn bei der Dachsjagd und dem Amsel-
begleite und ihm sonst die Zeit vertreibe. Richelieu hatte das Glück der
milie Cinqmars gegründet und glaubte des Jünglings sicher zu sein. Dieser
schön, lebendig, anregend, zerstreute den König und gewann sein Interesse.
immer nur mit dem langweiligen König in Feld und Wald seine Zeit hin-
ringen, war ihm peinlich; er durchschwärmte Nächte in der Hauptstadt und
te dann, abgespannt von Ausschweifungen, beim Cardinal über den König
beim König über den Cardinal. Der König schrieb die Äußerungen Cinqmars
er, ließ von seinem Bedienten ihre Richtigkeit unterzeichnen, sandte sie an
helieu und klagte seinen Kameraden an. Wenn Richelieu dann Cinqmars aus-
te, ergoss dieser seinen Groll über den Cardinal wieder vor dem Könige, der
rsichtigerweise sogar leidenschaftlich über den Druck sprach, unter welchem ihn
Cardinal halte. Cinqmars benahm sich wie ein verzogenes Kind; ihm war es
t genug, dass er 1639 Großstallmeister geworden war, er wollte allmächtiger
nister werden wie Luynes, während Richelieu seinen tollen Ehrgeiz in einemfort
nzelte und verhöhnte. In dieser Stimmung bekam Cinqmars Wind von den
nen Soissons und Gastons.

Ein neuer Gegner kam hinzu, Karl IV. von Lothringen. Vernach- Lothrin-gen.
igt von Österreich, wie er klagt, kam der Herzog 1641 nach Paris und
f die Großmuth des Königs und des Cardinals an. Dieser hoffte, dass die
ückgabe des Besitzthums einen guten Eindruck in Europa mache, wollte aber
Gewalt im Lande behalten, deshalb erhielt Karl die Herzogthümer Lothringen
d Bar zurück; Clermont, Stenai, Dun und Jamets sollten aber für immer Vertrag von St.-Ger-main.
Frankreich gehören; Nancy sollte bis zu Ende des Krieges bei Frankreich
eiben, dann aber wie Marsal geschleift werden; die Truppen des Herzogs
lten den Eid schwören, dass dieser dieselben Freunde und Feinde habe wie
König von Frankreich.

Am 29. März 1641 beschwor Karl diesen Vertrag, zog aber seine Truppen zur Eidesleistung nicht zusammen, offenbar, weil er von Sedan her eine Änderung der Lage erwartete. Dort entschloss man sich zum Kriege. Am 8. Juni erklärten der König Bouillon, Soissons und Guise für Feinde des Staates; sie aber antworteten am 2. Juli mit einem Manifest voll heftiger Anklagen gegen die Regierung, die mit Kirchenräubern und Corsaren in Verbindung stehe, und gegen die Tyrannei des Cardinals. Von beiden Seiten ward rasch gehandelt. Richelieu wollte den Aufruhr im Keime ersticken, und auf der andern Seite sollte auf die Nachricht vom ersten Erfolge der Verschworenen eine Erhebung in Paris stattfinden. Am 6. Juli schon kam es beim Gehölz Marfée in der Nähe von Sedan zum Kampfe. Die Spanier waren den Verschworenen zu Hilfe gekommen, die Lothringer den 12.000 Königlichen unter Chatillon nicht zu Hilfe gekommen, wohl aber standen 6000 Kaiserliche unter Lamboy auf dem Platze und entschieden den Sieg. Die Niederlage der Franzosen war vollständig, doch folgte ihr nicht der erwartete Bürgerkrieg, denn der einzige, der Ansehen und Geist genug besaß, ihn zu führen, der Graf von Soissons, war im Treffen erschossen worden. Bouillon machte seinen Frieden mit der Regierung. Heinrich Guise floh nach Brüssel, auch sein Bruder Karl verließ das Herzogthum wieder. Ihn bezwang der Cardinal-Infant die Festung Aire, starb aber schon am 9. November 1641 zu Brüssel, der letzte tüchtige Staatsmann und Feldherr von der spanischen Linie der Habsburger und würdige Träger dieses Namens. France de Melos, welcher ihm als Statthalter nachfolgte, war wohl ein Staatsmann aber kein Feldherr.

Schlacht bei Sedan.

Tod des Infanten.

Im Jahre 1642 sollte Harcourt die Nordgrenze decken, Guébriant den Feind zwischen Rhein und Maas beschäftigen und das Elsass vertheidigen, nur im Süden sollte angriffsweise vorgegangen werden und der König in eigener Person Perpignan erobern, dann in Barcelona den Frieden dictiren.

Kriegsplan für 1642.

Der Krieg begann im Januar. La Meilleraye, unterstützt von Turenne, zwang im April Collioure und belagerte dann Perpignan. Der König gieng zur Armee, mit ihm Cinqmars, Richelieu auch, obschon leidend und in einer Sänfte getragen, denn er durfte beide nicht allein lassen. Cinqmars hatte sich von seiner Angst nach dem Tode des Grafen von Soissons wieder erholt, in seiner Eitelkeit drängte er sich in die Berathungen Richelieus mit dem Könige, wurde vom ersteren höhnisch weggejagt, denn Staatsgeheimnisse passen nicht für Kinder, und der letztere wagte nicht, ihn zurückzurufen. Jetzt lodert Cinqmars Hass gegen Richelieu stärker als je auf, er sprach nur von Ermordung des Cardinals. Ludwig XIII. hörte gerne die Spöttereien seines Günstlings über den Minister, dessen geistige Überlegenheit ihn drückte, gestand aber offen, er könne die Dienste Richelieus nicht entbehren, und Cinqmars könnte keinesfalls dessen Nachfolger werden. Da wandte sich der eitle Günstling an Gaston und durch seinen Freund François de Thou an Bouillon; von Sedan sollte ein neuer Bürgerkrieg ausgehen. De Thou war der Sohn des berühmten Geschichtschreibers, ein Mann von Kopf und Herz.[1]) Richelieu hatte ihn nicht mehr in dem Dienste verwendet, als er sich in eine Cabale der Chevreuse einließ, und

Cinqmars.

de Thou.

[1]) Aber ohne die Klarheit und Ruhe seines Vaters, man nannte ihn Son Inquiétude.

dem hasste de Thou den „Unterdrücker Frankreichs und Unruhestifter Europas.“ [1]) rleans war für die Empörung, weil missvergnügt über seine Bedeutungsgkeit, auch Bouillon, weil er besorgte, dass der Minister ihm seine letzte chebung nicht vollständig verziehen habe, nur wollte er der Unterstützung der panier zur Vertheidigung von Sedan gewiss sein.

Fontrailles begab sich im Namen Gastons, Cinqmars und Bouillons, er ohne Wissen de Thous, nach Madrid. Olivarez versprach 7000 Mann stellen, Gaston 400.000 Thaler zu senden, Bouillon und Cinqmars nen Jahresgehalt zu zahlen; alle Plätze, welche man in Frankreich erobere, lten dem Herzog von Orleans übergeben werden, sobald Frankreich die estungen zurückgebe, welche es in irgend einem Lande erobert habe. Gaston rpflichtete sich, den Schweden und allen Feinden des Kaisers und des Königs n Spanien den Krieg zu erklären. Vertrag mit Spanien.

Im dunklen Gefühle von der Gefährlichkeit Cinqmars hatte ihm Richelieu e Statthalterschaft in der Touraine angeboten, der eitle Jüngling sie aber abhnt. Der Cardinal verließ Paris unter guter Vorbedeutung. Lamboy hatte uébriant bei Kempen, ohne, wie ihm befohlen war, Verstärkung unter atzfeld abzuwarten, angegriffen, um den Sieg allein zu erringen; war aber fangen, sein Heer zersprengt worden, nur 4000 Mann trafen bei Hatzfeld n,[2]) der nach dem Bergischen zurückweichen musste, da die Holländer die Franzen mit 3000 Mann unterstützten und die Spanier in den Niederlanden schäftigt waren. Guébriant nahm im Januar 1642 Neuß, Kempen, üren. Schlacht bei Kempen.

Trotz dieser Siegesbotschaften bemerkte Richelieu am Könige eine steigende ilte und Abneigung. Cinqmars hatte Ludwig XIII. so weit gebracht, ss er von Ermordung des Cardinals vor ihm sprechen konnte. Der König gegnete, wer einen Priester umbringe, werde in den Bann gethan; ein Hauptann der Garde erbot sich auf diese Gefahr hin, die Sache zu übernehmen.[3]) er König sagte nicht ja und nicht nein. Jeder andere hätte, wenn er einmal weit gegangen, den Schlag geführt, Cinqmars zögerte in Briare und verschob n Befehl für Lyon. Indes fiel Collioure und ward Perpignan umschlossen, de Januar 1642. Der König schwankt.

Ein heftiges Fieber ergriff den Cardinal, er blieb in Narbonne zurück, ährend Ludwig nach Perpignan aufbrach. „Sire,“ sagte jener beim Abschied stolz, ich will nicht von meinen Diensten, noch von meiner Person sprechen, ich bin Ihnen unangenehm und will mich deshalb entfernen. Sie können an mir Ihre anze Macht und Ihren Zorn auslassen, doch wird mich nichts abhalten, da zu scheinen, wohin das Bedürfnis des Staates und die Gefahr Ihrer Person mich Richelieu in Gefahr.

---

[1]) L'oppresseur de la France et le perturbateur de l'Europe.

[2]) Über das Irrige in Guébriants Bericht — bei Le Laboureur, Histoire du maréchal Guébriant, VI—VII, vergl. das Schreiben des Kaisers bei Koch, l. c. I, S. 353.

[3]) „Comment le renvoyer,“ sagte der König, „il est maître de tout...“ — „Mais, Sire, on le tuera...“ — „Un prêtre! un cardinal! Je serais excommunié!“ — worauf Treville ruhig erklärte: „Ordonnez seulement, laissez moi faire. Je m'en irai à Rome où j'aurai mon absolution.“

rufen werden." Am 23. März 1642 dictierte Richelieu sein Testament,[1]) er stellte sich kränker, als er es war, vielleicht um seine Gegner sicherer zu machen.

Indes kam Fontrailles mit dem Vertrage aus Madrid zurück, den bearbeiteten Cinqmars und de Thou den König so eifrig für einen Frieden mit Spanien, daſs dieſer ihnen gestattete, darüber mit Olivarez zu unterhandeln. Im Lager glaubten viele an den nahen Fall Richelieus, es gab Cardinalisten und Royalisten. — „Zu welcher Partei gehören denn Sie?" fragte der König einen Hauptmann seiner Garde. „Zu den Cardinalisten, denn die Partei des Cardinals ist die Ihrige", antwortete dieſer und Ludwig wurde nachdenklich. Die Eitelkeit Cinqmars wurde ihm lästig. Da traf die Nachricht ein, daſs die Spanier unter Melos am 19. April Lens, am 13. Mai La Bassée erobert und am 26. Mai 1642 den Marschall Grammont geschlagen hätten. Ludwig sandte an Richelieu ein Schreiben über dieſes Unglück und schloſs mit den Worten: „Was man auch reden mag, ich bin Ihnen mehr zugethan als je; wir waren lange beisammen, um uns trennen zu können; und ich will, daſs alle Welt es wisse." — Richelieu gab dem Boten den Vertrag mit, welchen die Verschworenen mit Olivarez geschlossen hatten, denn er hatte überall seine Spione, auch im Cabinet zu Madrid. Ludwig verließ plötzlich das Lager vor Perpignan und brach nach Narbonne auf, und Cinqmars folgte ihm, statt sogleich sein Heil in der Flucht zu suchen. Am 13. Juni wurden er und de Thou verhaftet, am 23. Juni 1642 Bouillon zu Casale inmitten seiner Armee in Italien.

Verschworenen verhaftet.

Ludwig XIII. und Richelieu trafen sich in Tarascon in seltsamer Weise. Der König ließ sich krank auf seinem Feldbette neben das Krankenlager des Cardinals tragen und begann nun zu weinen und abzubitten, und jener Minister seiner Treue zu versichern. Richelieu dankte dem Könige dafür, daſs er seinen Verleumdern nicht geglaubt habe. Ludwig kehrte am 30. Juni nach Paris zurück und hinterließ seinem Minister unumschränkte Vollmacht. Gaston bezeigte sich reuig und lieferte eine Abschrift des Vertrages ab und sagte aus gegen seine Mitverschworenen. Man erklärte ihm, er habe den Tod verdient, und er bekannte schriftlich, er sei sehr dankbar dafür, wenn man ihn im Range als einfacher Privatmann, ohne Statthalterschaft, ohne Leibwache leben lasse. Cinqmars und de Thou bestiegen am 12. September 1642 das Schaffot, jener zweiundzwanzig, dieſer siebenunddreißig Jahre alt. Cinqmars hatte sein Schicksal verdient, der ehrenhafte und hoffnungsvolle de Thou ward allgemein bedauert; er hatte erst spät vom Vertrage gehört, ihn laut missbilligt und erklärt, daſs man ihn um jeden Preis auflösen müsse, aber er hatte keine Anzeige davon gemacht und wurde mit einer Stimme mehr, nach einem Gesetze Ludwigs XI. vom Jahre 1477, zum Tode verurtheilt, wonach die Nichtanzeige eines Verbrechens gleich strafbar sei wie das Verbrechen selber. De Thou starb mit dem Muthe und der Verklärung, welche dem Christen die Aussöhnung mit Gott und der Glaube an Unsterblichkeit verleiht; seine Entschuldigung war, er hätte den Bruder des Königs, Bouillon und Cinqmars eines Verbrechens gegen den Staat anklagen müssen, ohne einen Beweis in Händen zu haben. Unbarmherzig erklärte Richelieu:

Ende Cinqmars und de Thous.

---

[1]) Er vermachte dem König 1,500.000 Livres für unvorhergesehene Fälle und seine Bibliothek zum öffentlichen Gebrauch. Auberi, Hist. du Card. Richelieu. II. Anhang. — Henri Martin, l. c. XI, p. 560—561.

[2]) „Quelque faux bruit qu'on fasse courir, je vous aime plus que jamais: il y a trop longtemps que nous sommes ensemble pour être jamais separés. Ce que je veux bien que tout le monde sache."

De Thou muss sterben!" er sah in ihm offenbar den fähigsten Kopf und den tschiedensten Gegner seines Systems. Zeitgenossen berichten, der Cardinal habe m Sohne gegrollt ob einer bitteren Stelle im Geschichtswerke des Vaters gegen uen Großonkel und erklärt: „De Thou hat meinen Ohm in seiner Geschichte sgeführt und ich werde den Namen seines Sohnes in meine Geschichte bringen." — udwig XIII. äußerte zur Stunde der Hinrichtung seines Kameraden: „Jetzt rd Monsieur Legrand[1]) ein Gesicht schneiden." Der Herzog von Bouillon achte seinen Frieden mit der Regierung dadurch, dass er ihr seine Stadt Sedan trat. — Auf den Gang des Krieges hatte die Verschwörung keinen Einfluss. erpignan ergab sich nach der hartnäckigsten Vertheidigung am 9. September 642. „Sire," schrieb Richelieu an den König, „Ihre Feinde sind todt und Ihre apfern in Perpignan."[2])

In der That hatte Richelieu über alle seine Feinde gesiegt, sie endeten f dem Schaffot oder schmachteten im Kerker, oder erfüllten fremde Höfe mit ren Klagen als Verbannte. Die beharrlichste Feindin, Maria von Medici, ar am 3. Juli 1642 in verhältnismäßiger Armut in Köln gestorben, nachem sie den Höfen in Brüssel und London zur Last geworden war, und 1641 ch von Richelieu eine Unterstützung von 100.000 Livres erhalten hatte. Die Großen des Reiches waren gedemüthigt, Gaston entehrt, die Hugenotten atten ihre Sicherheitsplätze verloren, dem Reiche waren ganze Provinzen trissen; Spanien war unrettbar gebeugt und in seinem innersten Leben angegriffen, es hörte auf, erste Seemacht zu sein, am 7. October wurde sein andheer bei Lerida geschlagen, seine Provinzen waren in Aufruhr. Ende der Maria von Medici.

Also Erfolge nach allen Seiten! Die Familie und die Geschöpfe des inisters hatten die ersten Stellen inne; ein Prinz von königlichem Geblüte, r Sohn Condés, der Herzog von Enghien, hatte sich mit einer Nichte des rdinals vermählt und war eine Stütze für die Zukunft. Richelieu war von niglichem Prunk umgeben, hatte eine zahlreichere Leibwache als der König; in Palast (seit er ihn dem Könige vermachte, Palais-Royal, früher Palais-rdinal genannt) wetteiferte mit den Tuilerien. Wie ein Triumphator ließ ch Richelieu von seinen Garden in einem prachtvollen Palankin nach Paris agen, überall empfieng ihn Huldigung. Die Stadtmauern wurden niederrissen, wo die Thore für seinen Einzug zu eng waren, wie einst bei den mpischen Siegern; der König kam ihm nach Fontainebleau entgegen. Bald af die Nachricht ein vom großen Siege der Schweden bei Leipzig! Richelieus Triumph

Aber auf diese lobeergeschmückte Stirne legte jetzt der Tod seine kalte and. Diesmal brauchte Richelieu die Gefahr nicht zu vergrößern, das Fieber üttelte ihn zum Sterben. Am 2. December schon begannen in den Kirchen ie Gebete für den Kranken. Dem Könige, der an sein Lager kam, empfahl er Mazarin, als den fähigsten an seine Stelle zu treten, und übergab ihm Krankheit.

[1]) Aus Grand-écuyer.
[2]) Über die Conjuration de Cinqmars vergl. Relation de Fontrailles, Mém. III, Sér. III, p. 249—266. — Henri Martin, l. c. XI, p. 554—570.

noch eine Erklärung, worin Gaston von jedem Rechte an die Regentsch
und an die Leitung des Königreiches ausgeschlossen war. Für die Seine
bat er um Schutz in Hinsicht auf die getreuen Dienste, die er dem Köni
Letzte Stunden. geleistet habe. Dann wandte er sich an die Ärzte: „Wie lang werde ich no
zu leben haben?“ — „Ihr Leben ist zu wertvoll für den Staat, als da
Gott Sie uns nicht noch lange erhalten sollte.“ — „Redet wahr und offe
mit mir!“ — „In vierundzwanzig Stunden werden Sie gesund oder to
sein.“ — „Das heißt deutlich reden! Holet mir den Pfarrer von St.-Eustache.
Und nun bereitete er sich mit einer Ruhe, die, wie der Bischof von Lisie
sagte, ihn mit Grauen erfüllte, auf den Tod vor. „Verzeihen Sie Ihre
Feinden?“ — „Ich habe nie andere Feinde gehabt, als die Feinde d
Staates und des Königs!“ — So sehr verwechselte sich Richelieu mit de
Staate. Es ist nicht weit von dem Worte des allmächtigen Ministers
„Meine Feinde sind die des Staates“ bis zum Worte des absoluten Königs
„Der Staat, das bin ich.“ Der Cardinal wollte wie jeder andere Christ b
handelt sein. Auf die Aufzählung der vornehmsten Glaubensartikel antworte
er, er glaube sie unbedingt, und sprach den Wunsch aus, dass es Gott g
fallen möge, ihm noch tausend Leben zu verleihen, damit er sie alle für d
Glauben an die Kirche hingeben könne. Das sprach derselbe Mann, welch
in seiner äußern Politik den Protestanten gegen Habsburg den Sieg ve
schafft hatte; der mit arglistigen Mitteln seine Gegner niedergeworfen u
unbarmherzig aufs Schaffot geschickt hatte, sah ruhig der Barmherzigk
Gottes entgegen. Zwei Menschen wohnten in dieser Brust, ein Priester u
ein Staatsmann. Bisher hatte der Staatsmann gewaltet mit Mitteln, w
sie nur ein Atheist und ein Räuber anwenden kann, jetzt trat der Prie
hervor. Die geweihte Kerze in der Hand, Gebete stammelnd, hauchte Richeli
sein Leben aus, achtundfünfzig Jahre alt. Sein Werk ist die Macht Fra
reichs, wie sie unter Ludwig XIV. Europa Gesetze auferlegte. Aus d
Schulen, die er hob, ist die reiche Geisterschar hervorgegangen, welche d
Zeitalter Ludwigs XIV. verherrlichte und die französische Sprache zur We
sprache gestaltete, so dass sie die Nachfolgerin der lateinischen, wie diese
Nachfolgerin der griechischen wurde. In seiner Schule wuchsen die Feldherr
und die Heere auf, welche Frankreich zur ersten Kriegsmacht in Europa m
schufen; er brachte Zucht unter die Franzosen. „Alles für den König u
für Frankreich“, war seine Losung. Allerdings fiel der Ruhm auf sein Ha
zurück und überließ ihm der König die Ausübung der Gewalt.[1])

Stellung zu Rom. Obschon ein Cardinal, kämpfte Richelieu doch gegen eine unabhängig
Stellung der Kirche und der Papst war sehr auf der Hut gegen ihn. Er wi

[1]) Michelet, Richelieu et la Fronde, Paris 1879, p. 284 entschuldigt je
argen Fehler mit der halbwahren Bemerkung: „Le premier homme d'un mauva
temps ne peut guère être que mauvais.“

rte seinem Wunsche nicht, mit seiner Stellung als Minister auch die Würde es Legaten in Frankreich zu vereinigen; er bestätigte seine Wahl nicht zum neral der Cistercienser und der Prämonstratenser, denn ein Cardinal könne ht Ordensgeneral und niemand könne zugleich General zweier Orden sein. ür half sich Richelieu durch Verleihung von Bisthümern an Personen von inger Geburt, die ihm zugethan waren oder nicht den Muth hatten, ihm derstand zu leisten. Die Versammlungen der Geistlichkeit, die sonst alle zwei hre stattfanden, wurden unter ihm nur alle fünf Jahre gehalten. Er hätte vielleicht ganz aufgehoben, hätte er nicht die Bewilligung der Beisteuer nur ch sie erlangen können. Père Joseph wurde nicht zum Cardinal ernannt, chon Richelieu es oft verlangte. Auf der andern Seite klagte der Papst, dass chelieu Cardinäle zu militärischen Ämtern verwende. Die Sorbonne hielt chelieu nieder, ja begünstigte ihr gegenüber die Jesuiten.

Die Akademie war sein eigentliches Werk. Es galt die geistigen Stre- Akademie.
ungen auf der einen Seite zu heben, auf der andern, sie ganz in den Dienst s Staates zu ziehen. Seit 1625 kamen neun Schriftsteller in Paris wöchentlich mal zusammen, um sich über Tagesereignisse und Literatur zu unterhalten, re Arbeiten vorzulesen und zu beurtheilen. Richelieu bot ihnen 1634 seinen chutz an, und forderte sie auf, ihre Gesellschaft zu erweitern und eine feste Ge- altung anzunehmen. Dies geschah. 1635 genehmigte der König ihre Statuten, schränkte die Zahl ihrer Mitglieder auf vierzig und befreite sie von allen Vor- undschaften und Wachdiensten, und stellte ihr die Aufgabe, die französische Sprache cht allein geschmackvoll, sondern auch fähig zu machen, alle Künste und Wissen- haften zu behandeln. Hinsichtlich seiner Bibliothek bestimmte Richelieu in seinem estament, dass sie beisammen bleiben und zu bestimmten Tagesstunden den Ge- rten und Schriftstellern geöffnet werden solle.

Die Erwartung der Gegner, dass nach dem Tode des Cardinals eine nderung eintrete, gieng nicht in Erfüllung, Richelieus Macht dauerte auch ch seinem Tode fort. Ludwig sagte zwar ganz kalt über den Tod seines inisters: „Jetzt ist ein großer Staatsmann gestorben" — allein er ließ e Minister in ihrem Amte und Mazarin trat an die Spitze des Conseils, nd eine eigene Verordnung bezeugte den Entschluss der Regierung, die Ein- chtungen Richelieus fortzuerhalten und seine Entwürfe auszuführen. Lange rmochte dies übrigens der König nicht mehr, er eilte seinem Minister nach s Grab. Wie freuten sich die Gegner des bisherigen Systems! Sie drängten ch ins Zimmer des kranken Königs, um zu sehen, welche Fortschritte der od mache, daher der Name „Importuns",[1]) und Ludwig äußerte, wenn Importuns.
r genese, solle es ihnen theuer zu stehen kommen, dass sie so sehr wünschten, hn sterben zu sehen.[2]) Ludwig XIII. endete am 14. März 1643, im drei- Ludwig XIII.
nddreißigsten Jahre seiner Regierung, im zweiundvierzigsten Jahre seines Lebens.

Man machte über ihn das Bonmot: „Er sagt nicht alles, was er denkt, r thut nicht alles, was er will, und er will nicht alles, was er kann." Für

[1]) Die Zudringlichen, die Lästigen.

[2]) „Ces gens-ci viennent voir, si je mourrai bientôt. Si j'en puis revenir, je leur ferai payer cher le désir qu'ils ont que je meure."

die große Aufgabe, die ihm zutheil geworden, setzte er wenig Vertrauen in seine Kräfte. Er besaß ein gesundes Urtheil, im Kampfe Muth, aber durchaus keine Phantasie, kein Feuer, keine Milde und Anmuth. Er hatte allerdings den großen Vorzug, dass er seine Schwäche einsah und, seinen Stolz opfernd, sich vor der Einsicht begabterer Männer beugte. —

Anna d'Austria Regentin. — Mazarin.

Testament. Richelieu beherrschte Frankreich auch noch aus seinem Sarge, des Königs Testament dagegen wurde alsbald nach seinem Tode umgestoßen.

Ludwig XIII. hatte die Königin zur Regentin und Gaston zum General-Lieutenant des Königreiches ernannt, aber beide in allen Staatsangelegenheiten von einem Regentschaftsrathe, der nur nach Stimmenmehrheit entscheiden sollte und dessen Mitglieder er genau bestimmte, abhängig gemacht. Diese Beschränkung ihrer Vollmacht beleidigte den Stolz der Königin, deren Schönheit und die herige Zurücksetzung viele Theilnahme für sie erweckt hatte.[1] Gaston, mit dem sie die Gewalt theilen sollte, war allgemein verachtet. Hatte Richelieu dem Parlamente ausdrücklich untersagt, sich in Staatsangelgenheiten zu mischen, und dasselbe auf die bloße Rechtspflege beschränkt, so glaubte Anna, ihre Regentschaft erhalte mehr Festigkeit, wenn das Testament im Parlamente aufgehoben werde, und ließ dem General-Advocaten Talon mittheilen, Gaston und Condé hätten ihre Beistimmung erklärt, dass sie alleinige und unumschränkte Regentin sei, und sie hoffe, das Parlament werde ihr keine Schwierigkeit machen. Welch ein Zuwachs von Macht und Ehre stand hier dem Parlamente nicht in Aussicht! Ludwig XIV. 18. Mai war königliche Sitzung, der fünfjährige Ludwig XIV. sagte: „Ich bin gekommen, um dem Parlamente meine Gewogenheit zu bezeigen, das übrige wird der Kanzler auseinandersetzen." Dann bat die Königin das Parlament, ihr und ihrem Sohn den Rath zu geben, welchen dasselbe nach seinem Gewissen für den Staat am geeignetsten halte. Gaston erklärte, dass er keinen anderen Antheil an den Staatsgeschäften verlange, als den ihm die Königin zuweise, und Condé meinte, Theilung der Staatsgewalt sei gefährlich. Ein Mitglied des Regentschaftsrathes äußerte, die Autorität der weisen Fürstin könne nie zu groß sein, da sie sich in den Händen der Tugend selbst befinde. Talon sprach davon, dass alle der Freiheit der Herrschenden widersprechenden Vorsichtsmaßregeln entweder Veranlassung der Zwietracht oder Verhinderungen des Guten werden könnten, und er verlange daher, dass jede Beschränkung in der Ausübung Anna Regentin. der durch das Testament des verstorbenen Königs der Königin übertragenen Gewalt für nichtig erklärt werde. So geschah es. Die Gewalt der Regentin war unumschränkt.[2]

Jetzt erhob die Partei, welche Richelieu niedergetreten hatte, freudig und stolz ihr Haupt. Der schöne und kühne Beaufort, ein Enkel Heinrichs IV.

[1] Für Anna sind sehr wichtig die Mémoires de Madame de Motteville. Collection Michaud, II, Sér. 10.

[2] Henri Martin, l. c. XI, p. 586—590.

on deſſen natürlichem Sohne Vendôme, ſollte erſter Miniſter, jeder Günſt-
ng Richelieus verdrängt werden. Wie groß war das Staunen, als Anna am
leichen Tage den verhaſsten Italiener rufen ließ und ihn zum Präſidenten Mazarin Miniſter.
es Staatsraths ernannte. Der Kampf der Importuns, der Eingebildeten,
aſs ſie zu Macht, Ehre und Beruf berufen ſeien, bildet nun zehn Jahre
indurch die innere Geſchichte Frankreichs. Anna, welche den Cardinal ſo
itter gehaſst hatte — und ſo oft von ihm gedemüthigt worden war, wan-
elte auf einmal in den Bahnen Richelieus! Aber früher fühlte ſie nur als
rau, jetzt als Regentin und Mutter; ſie kannte die Pflichten ihrer Stellung:
e fürchtete, daſs ihre früheren Verbündeten die königliche Gewalt in Stücke
rreißen würden; ſie gedachte ihrem Sohn die volle Macht und Frankreich
ie errungene Stellung zu wahren, und darum zeigt die Spanierin ſich
uf einmal als die eifrigſte Franzöſin; die Schweſter Philipps IV. führt
en Kampf gegen das Haus Habsburg fort und der Mann iſt ihr erſter
Miniſter, welcher, in alle Staatsgeheimniſſe eingeweiht, Richelieus Politik
n beſten fortzuſetzen vermag.

Julius Mazarin war kein Franzoſe und darum keiner der Familien,
elche ſich um die Macht ſtritten, zum Dank verpflichtet. Sein Vater, ein ſiciliſcher
delmann, der in den Abruzzen Beſitzungen hatte, hieß Pietro Mazarini.
eboren 14. Juli 1602 machte Giulio ſeine Studien unter Leitung der Jeſuiten
n Rom und Alcala und zeichnete ſich durch Scharfſinn, Gewandtheit und An-
uth aus. Nach ſeiner Rückkehr aus Spanien trat er in die päpſtliche Garde
nd bewährte Umſicht und Unerſchrockenheit im Kriege im Veltlin; zwei Bar-
erini, Neffen Papſt Urbans VIII., wurden ſeine Gönner. Nicht minder zeichnete
r ſich im mantuaniſchen Erbfolgekrieg aus, 1628—1636. Sacchetti nahm ihn
ls ſeinen Secretär mit nach Turin und Mailand, ſtaunend über ſeine gründliche
enntnis aller Verhältniſſe, über ſeine Regſamkeit und Kunſt, zu vermitteln.
Mazarin ſtürzte ſich am 26. October 1630 zwiſchen beide Armeen, als ſie die
chlacht eröffnen wollten, mit ſeinem: „Pace! pace! alto! alto!“ und ſchloſs
en Waffenſtillſtand zwiſchen Franzoſen und Spaniern zu Caſale.
ein Glück wurde ein Auftrag an Richelieu, den er in der Frage wegen Richelieu und Mazarin.
Pignerol in Lyon traf. Der Cardinal war entzückt über die Gewandtheit
es jungen Mannes, dem er die glänzendſten Ausſichten eröffnete, wenn er für
rankreich thätig ſein wolle; er gab ſeinem Geſandten den Auftrag, ihn wo
öglich zum Internuntius in Paris zu befördern. Mazarin war niemals Prieſter,
ber er wurde jetzt Monſignore, 1632 Vicelegat in Avignon, 1634 Nuntius in
Paris, 1642 Cardinal. Er diente im Herzen Frankreich, nicht dem Papſte, dafür
rhielt er auch das franzöſiſche Heimatsrecht und wurde zunächſt der Nachfolger
es Père Joſeph, dann Richelieus. Dieſer ſchrieb ihm kurz vor ſeinem Tode:
‚Sie allein ſind fähig, das auszuführen, was ich begonnen habe; ich laſſe mein
Werk in Ihren Händen, um es unter Zuſtimmung unſeres guten Herrn zu voll-
nden, und es freut mich ſehr, daſs er in Ihrer Perſon mehr gewinnt, als er
n der meinen verliert.“ [1])

[1]) Dieſer Brief wurde zuerſt von Cheruel in den Notes zu den Memoiren von Saint-Simon mitgetheilt.

Doch waren Richelieu und Mazarin grundverschiedene Naturen:[1] jener griff alles mit eiserner Faust, dieser mit Sammethandschuhen an; jener liebte seine Gegner zu zerschmettern, dieser durch Bestechung und Schmeichelei zu
Politik. umstricken; jener war hart wie Stahl, dieser biegsam wie eine Schlingpflanze; jener war schrecklich, aber groß, dieser kleinlich und spitzbübisch auch in seinen größten Plänen — in den Mitteln wenig wählerisch, sah er nur auf den Erfolg. „Er schien keine Tugend zu achten und kein Laster zu hassen und trug keine Frömmigkeit zur Schau," sagte die Zeitgenossin Frau von Motteville, „er war dabei der anmuthigste Mann der Welt, er wußte die Menschen zu bezaubern und selbst in denjenigen Liebe zu erwecken, die das Schicksal hoch über ihn gestellt hatte." — Eigenthümlich für das an jener Zeit an begabten Männern so reiche Land — ein Italiener, der nur ein volles Verständnis des französischen Geistes besaß, war erster Minister und eine Spanierin übte die höchste Gewalt aus.

In der äußeren Politik ward in den Bahnen Richelieus fortgewandelt. Krieg führte Richelieu, um zu erobern, um Frankreich die erste Rolle unter den Völkern Europas zu verschaffen. Mazarin setzte den Kampf fort, zum Theile auch, um den unruhigen Adel, den er fürchtete, im Auslande zu beschäftigen und Frankreich, wie er sich vertraulich äußerte, von seinen bösen Säften zu reinigen.[2]

Ein Sieg konnte die neue Regierung nur befestigen und dieses Glück ward ihr zutheil durch den neuen zweiundzwanzigjährigen General, der von da an der Abgott des Heeres war. Ludwig II. von Bourbon, Herzog von Enghien, später nur der große Condé genannt, geboren 1621, war der
Condé. Sohn Heinrichs II. von Condé und der Charlotte Montmorency. Nachdem er eine glänzende Bildung sich erworben hatte — er schrieb schon im zwölften Jahre eine Abhandlung über Rhetorik, er vertheidigte öffentlich philosophische Thesen, er war ein tüchtiger Kenner des classischen Alterthums, namentlich der Geschichte großer Feldherren, er dichtete mit Talent — trat er im siebzehnten Jahre in die Armee, zeichnete sich 1640 bei Arras aus und widmete sich dem Kriegswesen mit jenem Eifer, mit dem er bisher der Wissenschaft sich hingegeben hatte, so daß Richelieu voraussagte, der Jüngling werde der erste Feldherr des Jahrhunderts werden, und eine Stütze an ihm zu gewinnen wünschte, vielleicht ihn als Herrn Frankreichs zu sehen hoffte. — Leidenschaftlich verehrte der Jüngling die schöne du Vigeau, die aber ins Kloster gieng; die Nichte Richelieus, die er auf Befehl seines habsüchtigen Vaters heiratete, Clara Clementia de Brezé, machte ihn nicht glücklich. Mazarin übertrug ihm die Führung der Nordarmee und so griff er mit
Rocroi. 20.000 Mann die an Zahl überlegene spanische Armee an, welche Rocroi belagerte. Melo wünschte eine Schlacht und ließ die Franzosen ungehindert durch die Pässe, welche die mit Wald ringsumgebene Ebene vor Rocroi deckten. Am 18. Mai 1643 war großer Artilleriekampf, 19. Mai griff Condé die Schlachtordnung seiner Feinde an. Die alten Generale warnten ihn, aber Condé erklärte,

[1] Vergl. Carné, Die Begründer der französischen Staatseinheit, S. 275—356.
[2] „La guerre purge la France de ses mauvaises humeurs."

wolle eher sterben, als ohne Sieg abziehen. Bossuet sagt:[1] „Man hatte n neuen Alexander am Morgen aus tiefem Schlummer wecken müssen, so gewiss r er des Sieges.“ Mit seinem rechten Flügel zersprengte Condé den linken r Feinde, stand dann auf die Nachricht, dass der rechte Flügel der Spanier nen linken zurückdränge, von der Verfolgung ab, eilte mit der Schnelligkeit s Blitzes mit seiner Reiterei hinter der feindlichen Schlachtordnung dem ge-lagenen Flügel zu Hilfe, nahm die Spanier zwischen zwei Feuer und warf sich, s auch ihr rechter Flügel gesprengt war, mit aller Macht auf ihr Centrum, elches aus jenen Kerntruppen bestand, die durch ihre Zucht, ihre verzweifelte apferkeit seit dem großen Gonzalo da Cordova der Schrecken Europa's gewesen aren. Ihr alter gichtkranker Führer Fuentes leitete, auf einem Stuhle ge-agen, die heldenmüthige Vertheidigung. Die Spanier starben, aber sie flohen icht. 9000 Helden deckten die Walstatt, 7000, meist Italiener, Belgier und eutsche, wurde gefangen, alles Gepäck und Geschütz wurde genommen, 200 er-beute Fahnen nach Paris geschickt. Mitten unter seinen Tapferen lag der zwei-undachtzigjährige Fuentes. „Hätte ich nicht gesiegt, so hätte ich sterben mögen!“ ief Condé beim Anblick der Leiche. Der glänzende Sieg wurde rasch benützt. Condé eilte gegen Thionville, das aber, tapfer vertheidigt, sich erst nach ei Monaten ergab. Eine Abtheilung von 7000 Mann unter Rantzau sandte nn Condé zu Guébriant an den Rhein, er selber brachte in Paris den Winter zu.

Krieg in Deutschland.

Johann von Werth.

Nicht so gut gieng es der französischen Armee in Deutschland, denn Johann on Werth stand wieder an der Spitze der kaiserlichen und ligistischen Reiterei. ier Jahre hindurch hatte Frankreich Schwierigkeiten gemacht, diesen Mann, dessen ühnheit und Feldherrntalent es so bitter empfunden hatte, gegen Horn auszu-echseln. Endlich, am 24. März 1642, fand auf der Brücke über die Schutter n Dinglingen bei Lahr die Auswechslung statt. Die beiden berühmten Feld-erren begrüßten sich, tranken sich Willkomm und schieden unter den Ausdrücken itterlicher Höflichkeit. Werth kam dann nach Köln, wo das Landvolk ihn knie-llig bat, die Räuber zu verscheuchen und es von der Feindeslast zu befreien; r versprach sein Bestes, und die vielen verwegenen Reitergefechte im Sommer 642 zeigen, dass er in Paris nicht verweichlichte, dass seine Kühnheit, seine ampflust noch dieselbe war.[2]

Aber in wie kläglichem Zustande war die Reiterei und wie war das and erschöpft und wie entsetzlich waren die Zustände des armen Volkes urch die Dauer des Krieges! Die Durchzüge des geordneten Heeres schadeten icht so sehr, als das Gesindel, das demselben sich anschloss, die Maro-deurs, die oft 80.000 Mann stark folgten und wie Heuschreckenschwärme lles aufzehrten.

Marodeurs.

Ein Graf von Merode hatte zuerst solch Pack in Masse um sich und on ihm sollen sie den Namen Merodeurs bekommen haben, der sich später n Marodeurs umgewandelt habe. Der Verfasser des „Simplicissimus“[3]

[1] Bossuet, Oraison funèbre.
[2] Theatr. Europ., IV, p. 961. — Pappus, l. c. II, p. 19.
[3] „Der abenteuerliche Simplicissimus und andere Schriften von Hans Jacob von Grimmelshausen.“ Herausgegeben von Keller. Stuttgart 1854. I, S. 597.

kam bei der Belagerung von Kenzingen unter die Marodeurs und sagt: „M dieser Cavalier einmals ein neugeworben Regiment zur Armee brachte, waren d Kerle so schwacher, baufälliger Natur, wie die französischen Britannier, daß s also das Marschiren und ander Ungemach, das ein Soldat im Felde ausste muß, nit erleiden konnten, derowegen denn ihre Brigade zeitlich so schwach war daß sie kaum die Fähnlein mehr bedecken konnte, und wo man einen oder m Kranke und Lahme auf dem Markt, in den Häusern und hinter den Zäun antraf und fragte: ‚Wes Regiments?' so war gemeiniglich die Antwort: ‚B Merode!' Davon entsprang, daß man endlich alle diejenigen, sie wären gl krank oder gesund, verwundt oder nit, wenn sie nur außerhalb der Zugordn daher zottelten, oder sonst nicht bei den Regimentern ihr Quartier im F nahmen, Merode-Brüder nannte, welch Bursche man früher Saufänger u Immenschneider geheißen hätte; denn sie sind wie die Brumser in den Imm fässern, welche, wenn sie ihren Stachel verloren haben, nit mehr arbeiten, n Honig machen, sondern nur fressen können. Wenn ein Reiter sein Pferd u ein Mußquetier seine Gesundheit verleurt, oder ihm Weib und Kind erkrankt u zurückbleiben will, so ist's schon anderthalb Paar Merodebrüder, ein Gesindlei so sich mit nichts besser als mit den Zigeunern vergleicht, weil es nicht alle nach seinem Belieben vor, nach, neben und mitten unter der Armee herumstreic sondern auch denselben beides an Sitten und Gewohnheit ähnlich ist, da sie man sie haufenweis bei einander (wie die Feldhühner im Winter) hinter d Hecken im Schatten oder nach ihrer Gelegenheit an der Sonnen, oder irgend u ein Feuer herumliegen, Tabak zu rauchen und zu faullenzen, wenn unterdess anderwärts ein rechtschaffener Soldat beim Fähnlein Hitz, Durst, Hunger, Fr und allerhand Elend übersteht. Dort geht eine Schar neben dem Marsch h auf die Mauserei, wenn indessen manch armer Soldat vor Mattigkeit unter d Waffen versinken möchte. Sie spoliren vor, neben und hinter der Armee alle was sie antreffen, und was sie nicht genießen können, verderben sie, also b die Regimenter, wenn sie in die Quartiere oder ins Lager kommen, oft nic einen guten Trunk Wasser finden. Sie wachen nicht, sie schanzen nicht, sie stürm nicht und kommen auch in keine Schlachtordnung und — ernähren sich doch! W aber der Feldherr, der Landmann, die Armada selbst, bei deren sich viel solch Gesindels befindet, vor Schaden davon trage, ist nicht zu beschreiben. Ich g schweige hier, wie manches Dorf durch sie sowohl unachtsam als vorsätzlich Weis verbrannt wird, wie manchen Kerl sie von ihrer eigenen Armee absetzen, plündern, feindlich bestehlen und wohl gar niedermachen. Ein solcher ehrbare Bruder war ich damals auch."

Schweden. Aber die geordneten Armeen machten es zum Schluss auch nicht besser. Seit Gustav Adolfs Tod war keine Mannszucht mehr unter den Schweden, und ihr eigener Lobredner, Chemniz, muss zugestehen, dass Obrigkeiten und Unterthanen ein gerechtes Grauen vor ihnen haben, dass das Prügeln, Hauen und Stechen, Todtschlagen und Niederschießen der bestürzten und abgematteten Unterthanen bei ihnen in einer Weise vor sich gehe, wie es kaum jemals wäre im Kriegswesen gegangen.

Von Bernhards Soldaten erzählt Forstner, dass sie den Leuten so lange kaltes Wasser oder auch Jauche in den Hals gossen, bis ihnen der Bauch anschwoll; dann traten sie mit dem Fuß auf den Bauch und die Flüssigkeit kam

en wieder heraus. Das nannte man den schwedischen Trank. Wo die Schweden einer Landschaft hausten, da sind aus jener Zeit die Volkssagen düster: sie erzählen, wie die Schweden die Bewohner erschlugen, die Häuser in Brand steckten.

Franzosen.

Die Franzosen machten es auch nicht besser. Im Jahre 1642 z. B. löste das französisch-weimarische Heer unter Guébriant im Badischen in einzelne Haufen auf, und da heißt es, dass sie scharmuzierten, plünderten, brannten, schlugen, wo und was sie konnten und mochten. Die Officiere, heißt es, lagen dem Saufen und anderen Gelüsten ob, die Gemeinen verübten Greuel aller Art, wetterten im Übermuthe sogar unschuldige Kinder zu todt. Viele kamen so in Verzweiflung, dass sie gar nicht mehr glauben wollten, dass ein Gott im Himmel wäre; wenn er lebte, so sollte er alles mit Donner und Blitz in die Erde schlagen. Die Gemüther verwilderten: Leute ohne Grund todtschießen, hielt man für zu rasch und schmerzlos: man röstete sie beim Feuer, warf sie in Backöfen, man schnitt ihnen Arme und Beine, Ohren, Nasen und Brüste ab, man schnitt die Fußsohlen auf und streute Salz hinein, man zündete Schwefelfäden unter ihrem Kinnen an, man übte viehische Lust auch an Unreifen und schändete sie zu todt.

Gottlosigkeit.

Der Krieg war nie ein Religionskrieg, gegen Ende aber herrschte freche Gottlosigkeit unter den Armeen. Manche beteten nicht, sondern sagten spöttisch alle Morgen das ABC her, da steckten alle Gebete darin, Gott möge sich die besten Sachen machen. Das Teuflische nannte man gut, das Verbrecherische ehrenhaft. Man mag sich da wundern, dass nicht bloß Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe sanken, Frömmigkeit und Scham verloren giengen, jeder nur seinem Egoismus lebte, sondern auch Krankheiten reißend überhandnahmen, die Bevölkerung dahinschwand, dass niemand mehr den Acker bauen wollte, dass Eltern den Besitz von Kindern für das größte Unglück hielten. Hungersnoth und Krankheiten vernichteten und zerrütteten die Bevölkerung; man buk Brot von Eicheln und Wurzeln, man trieb Kinder, wie Herden, auf die Wiese hinaus, damit sie sich wie Graſe weideten; man verzehrte Menschenfleisch, man machte auf Menschen Jagd, wie auf Wild. — Die Annahme, Deutschland habe nur ein Drittel seiner Bevölkerung in diesem Kriege verloren, ist zu gering; die Zahlen sprechen eine sichtbare Sprache. Wirtemberg zum Beispiel, das 1634 sicher 313.000 Bewohner zählte, hatte 1640 nur noch 41.000; in Augsburg sank die Seelenzahl von 80.000 auf 18.000, in Hessen allein waren 17 Städte, 47 Schlösser und 200 Dörfer zugrunde gegangen; in Bayern allein giengen 1646 100 Dörfer in Rauche auf; in Göttingen war die Zahl der Bürger von 1000 auf 500 gesunken. Jedes Land, das vom Kriege heimgesucht ward, hat seine Wüstungen,

Wüstungen.

das heißt Gegenden, wo einst Ortschaften standen, die jetzt verschwunden sind. Die Verarmung nahm reißend überhand; belief sich doch allein in Wirtemberg der Kriegsschaden auf 58 Millionen Gulden. In vielen Gegenden zogen die Bauern aus Mangel an Vieh den Pflug selber; in Bayern waren die Pfarren so verarmt, dass die Geistlichen den Brautleuten die Schuhe machten und beim Tanze aufspielten. In vielen Gegenden war die Bevölkerung derart gesunken, dass man, um sie wieder zu vermehren, Vielweiberei empfehlen, ja selbst die Geistlichen auffordern musste, sich zu verheiraten.

So gräßlich waren die Zustände, aber Frankreich wollte keinen Frieden und versuchte Guébriant 1643 den Krieg nach Bayern zu spielen. Mit 11.000 Mann brach er im Juni 1643 über Waldshut nach Engen auf. An der Iller verlegten ihm Johann von Werth und Franz von Mercy den Weg. Mercy aus Longwy in Lothringen trat früh in die bayrische Armee ein, focht

Mercy. 1621 bei Leipzig, 1631 mit Auszeichnung als Oberstwachmeister, 1633 kam e
bei einem Ausfall aus Breisach als Oberst in französische Gefangenschaft, wur
aber bald wieder ausgewechselt und erhob sich durch eigene Tüchtigkeit zur Wür
eines Feldmarschalls und galt mit Recht für einen der fähigsten Heerführer sei
Rotweil. Zeit. Guébriant wollte Rotweil belagern, mußte aber vor Johann v
Werth sich ins Rheinthal zurückziehen; bei Rastatt kam ihm Mercy zu
er wandte sich nach Benfeld, während die Bayern ein Lager bei Weißen
burg bezogen.

Nun kam von Enghien gesendet mit 8000 Mann Verstärkung Rantza
und Guébriant sollte in einem Winterfeldzuge die Scharte wieder auswe
Wieder lagerte er vor Rotweil. Diesmal bezwang er die Stadt. Allein in Ge
lingen hatte ihm Spork durch kühnen und listigen Überfall drei Regimen
Gué- briants vernichtet. Guébriant wurde am 17. November vor Rotweil tödtlich verwun
Tod 1643. am 23. November starb er, am 18. November hatte sich die Stadt ergeb
Kurz vor seinem Tode sprach er mit Entsetzen von einer Gefahr, in der
Augenblicke seine Armee schwebe, und der Blick des Sterbenden drang in
That weiter, denn in demselben Augenblicke hatte Johann von Werth
Tutt- lingen. wartet die Franzosen in Tuttlingen, die ihn in Augsburg im Winterquarti
wähnten, überfallen, die Ausgänge Tuttlingens besetzt, sich des Geschützes
mächtiget, das auf der Anhöhe vor der Stadt stand, und zuerst den Signalsch
gethan, auf welchen hin die Franzosen nach Commando nichts Arges wähnend
den Straßen sich aufstellten, jetzt aber vom gesammten Geschütze niedergeschmet
wurden; 3000 Mann fielen, 6000 streckten die Waffen, der ganze Generals
240 subalterne Officiere wurden gefangen; Geschütz, Gepäck, Geld kam in
Hände Johann von Werths, der hier seinen schönsten Tag feierte.[1]) Die in
zösische Besatzung in Rotweil ergab sich auf Gnade und Ungnade.

Das französische Heer war aufgelöst, nur wenige Trümmer gelang
nach Breisach. Die kaiserlich-bayerische Armee rückte vor das von Kanoffs
tapfer vertheidigte Freiburg. Mazarin fürchtete den Frieden, welcher
Großen nach Paris ziehen und seine Stellung bedrohen mußte, und sand
Turenne. darum schleunigst den hochbegabten Turenne nach Breisach, um die Trümm
zu ordnen und ein neues Heer zu sammeln. Im Eifer, im nächsten Jah
Lorbeern zu pflücken, verwendete der vom Ministerium mit wenig Geld a
gestattete Turenne seine eigenen Mittel, um desto schneller an der Spitze ei
kampffertigen Armee zu stehen.

Aber auch die Deutschen waren nicht müßig, den Sieg auszubeuten ver
stand Mercy gar wohl. Überlingen war in die Hände der Kaiserlichen g
Hohent- wiel. fallen. Hohentwiel, vom Wirtemberger Wiederhold vertheidigt, war v
ihnen umschlossen. Mercy hatte Freiburg unablässig bedrängt, am 29. Ju
Frei- burg. mußte Kanoffsky die Stadt übergeben. In Breisach hatte jedoch Turenne
wieder ein Heer gesammelt, zu dem jetzt auch in Eilmärschen der Sieger v
Rocroi, der große Condé, herbeieilte, um den Oberbefehl zu übernehmen. Das
französische Heer war 20.000 Mann stark und hatte 37 Geschütze; die bayrisch

[1]) Heilmann, Die Feldzüge der Baiern in den Jahren 1643, 1644, 1645 unter
Fr. v Mercy. Leipzig 1851. Dagegen Koch, l. c. I, S. 452. — Schreiber, Maximilian I,
S. 815—818.

rmee unter Mercy und Johann von Werth, die wegen der Bedrängnis s Kaisers durch die Schweden und Siebenbürger allein den Westen vertheidigen unte, zählte nur 13.000 Mann und 28 Geschütze. Condé beschloss seine berlegenheit sogleich zu benützen und die Bayern in ihren Verschanzungen bei reiburg anzugreifen. So kam es zu den blutigen Kämpfen vom 3. bis zum Kampf am 3. bis 5. August 1644
. August 1644 am Schynberg und Lorettoberg bei Freiburg. Mercy utte seine Stellung meisterhaft gewählt. Condé wollte ihn in der Front anreifen, Turenne sollte ihm in die linke Flanke fallen. Der Angriff begann bends fünf Uhr; ein Sturm nach dem andern ward aber von den heldenüthigen Bayern abgeschlagen. Da stellte sich Condé selber an die Spitze eines egiments, stürzte unter Kugelregen auf die feindliche Linie los und schleuderte inen Commandostab hinein zum Zeichen, dass man entweder sterben oder ihn s Pfand des Sieges wieder erlangen müsse. Dies großartige Beispiel entflammte e Franzosen, sie erstiegen die Linie unter entsetzlichen Verlusten. Jetzt kam auch urenne heran, doch vermochten die Franzosen Mercys Flanke nicht in Verirrung zu bringen, erst die Nacht endete das Gefecht. Die Wuth der Franzosen ber ihre Verluste war so arg, dass sie den Bayern, welche in ihre Gewalt gelethen, mit Brotmessern den Hals abschnitten. Die Erschöpfung bei beiden Theilen ar so groß, dass am 4. August 1644 eine Art Waffenruhe eintrat.[1]) Mercy nützte die Frist, seine Truppen zusammenzuziehen und eine gedrängtere, bessere Stellung einzunehmen. Er gab den Schynberg auf und wollte nur noch den orettoberg und den Raum von diesem bis zur Stadt behaupten. In der Frühe bei Freiburg
s 5. August begann der Kampf mit gleicher Wuth von neuem. Der Plan ondés war vortrefflich, allein ein großer Gegner und tapfere Soldaten standen m gegenüber. Die Franzosen erlitten entsetzliche Verluste, ganze Compagnien sehr mörderisch.
türzten mit ihren Führern zusammen; einmal über das andere rief Condé: Encore mille!" oder: „Ein anderes Regiment vor!" Der Angriff auf den rechten ie auf den linken Flügel scheiterte, das französische Fußvolk wurde beinahe aufrieben. Condé tröstete sich über die Verluste mit dem leichtfertigen Scherze: In einer Nacht entstehen in Paris mehr Menschen, als hier auf dem Schlachtlde blieben." Johann von Werth aber, der den rechten Flügel der Bayern efehligte, erklärte, seit zweiundzwanzig Jahren, wo er mit dem Kriegshandwerke ertraut sei, habe er nie einer so blutigen mehrtägigen Schlacht beigewohnt, und e Menge der Todten drohe den Sieger zum Besiegten zu machen. Die Feldherren beider Armeen hatten Wunder der Tapferkeit vollbracht. Johann von Werth wurden mehrere Pferde unter dem Leibe erschossen und von den zwanzig Officieren im Gefolge Condés wurden beinahe alle verwundet.[2])

Auch ein Versuch, über Langendenzlingen und St. Peter die Bayern u umgehen und gegen die Donau vorzudringen, misslang. Mercy warf die Franzosen bei St. Peter zurück, und die Bayern wandten sich dann nach den höhen des Schwarzwaldes, von wo sie wie ein Gewitter die Franzosen immer

[1]) Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, IV, S. 121—153. Die französischen Berichte über diese Schlacht: Mémoires du maréchal Grammont. Collect. Michaud, l. c. VII, p. 256 ff. — Histoire de la vie de Louis de Bourbon, prince de Condé, I, p. 94. Cologne 1694. — Mémoires de Turenne — bei Michaud, l. c. III, p. 308—376. — Vergl. Theatrum Europaeum, V, p. 840 ff. — Dr. Wilhelm Schreiber, Maximilian I., S. 830—835. Nach Mercys Berichten.

[2]) Mercy meldet einfach dem Kurfürsten, wie er das Schlachtfeld behauptet habe: „Zwar haben wir dabei keine Seiden gesponnen, sondern 1500 Mann verloren, auch ist mein Bruder und Oberst Muhr todt geblieben und sind viele Officiere zerquetscht worden."

bedrohen konnten. Condé stand deshalb ab, Freiburg zu belagern und
rheinabwärts vor Philippsburg, das nach kurzer Belagerung fiel aus M
an Vertheidigern. Worms ergab sich, Mainz öffnete am 17. September 1
die Thore; bald gehörte der Rhein von Basel bis Coblenz
Franzosen, er war ihre Operationsbasis und ihre Vertheil
gungslinie. — Auf Mercys Heer lastete die Rettung des Reiches, er m
seine Mannschaft zusammenhalten.

Indessen erweckte Mazarins Arglist dem Kaiser einen neuen Feind
Türkei. Osten. Zwar in Constantinopel hatte er keinen Erfolg, denn der kriegeri
Murad IV. war 1640 gestorben und sein Nachfolger Ibrahim war
Rakoczy. Schwelger. Umso besser gelang es ihm aber mit Rakoczy, den die Stä
Siebenbürgens nach dem Tode Bethlen Gabors zu ihrem Fürsten erh
und den Ferdinand gegen Zurückgabe der sieben ungarischen Gespanschaf
anerkannt hatte. Auf Frankreichs Antrieb trat jetzt Rakoczy als Besch
Torsten- son. der Protestanten auf und trat mit dem Schweden Torstenson in Verbin
und fiel im Februar 1644 mit 80.000 Mann in Ungarn ein, besetzte
sieben Gespanschaften und forderte die Nation auf, sich mit ihm zur Rett
der Freiheit und des Königreiches zu verbinden. Der Kaiser konnte
großes Heer senden und das ungarische Aufgebot schloss sich nur lang
seinen Truppen an. So fiel denn Kaschau am 24. März 1645, und bedr
der Siebenbürger Mähren und Schlesien. Doch schlugen die Kaiserlichen
Siebenbürger, der sich jetzt zurückzog und Friedens-Unterhandlungen anknüp
sie aber wieder abbrach, als Torstenson durch Sachsen in Böhmen einrü

Nachdem Gallas aus Holstein mit so wenig Ruhm und so großen V
lusten zurückgekehrt war, bekam Hatzfeld vom Kaiser den Auftrag, eine n
Armee zu sammeln. Götz wurde aus Ungarn berufen und der Erzher
Leopold Wilhelm. Leopold Wilhelm gebeten, sich wieder an die Spitze des Heeres zu stel
Reformen wurden in der Armee unternommen, Bayern sandte 5000 M
unter Johann von Werth und Oberst Spork nach Böhmen, und so wurde
möglich, dem Vordringen Torstensons Widerstand zu leisten. Ferdinand
begab sich nach Prag, leider führte der Sieger von Nördlingen sein H
nicht selber an. Dem Schweden gelang es, von Pilsen Budweis zu erreich
er strebte der Donau zu und rechnete auf einen Aufstand der Bauern
Jankau. Oberösterreich. Bei Jankau, drei Meilen von Tabor, kam es zur grimmig
Schlacht am 6. März 1645, die von Früh bis zum Untergange der So
währte und mit einem glänzenden Siege der Schweden endete.

Götz. Es war keine rechte Einheit des Commandos bei den Kaiserlichen. G
wurde getödtet, der linke Flügel der Kaiserlichen siegte, zerstreute sich aber b
zur Plünderung des schwedischen Gepäckes. Johann von Werth schlug s
wie ein Löwe, verlor sich aber entweder aus Irrthum oder eigenmächtig n
einer anderen Richtung, als ihm geboten war. 3000 Kaiserliche mit Hatzfel
wurden gefangen, 2000 blieben auf dem Platze; in Böhmen hieß es fortan

richworte: „Du wirst so viel ausrichten wie Götz bei Jankau.“ Der schwedische
dherr berichtet an seine Regierung über die Schlacht bei Jankau, welches
ischen den beiden Armeen war: „Die Lage dieses Ortes ist so beschaffen, dass
r unbequemen Lage halber keine recht formierte Schlacht geliefert werden kann.
s aber der Feind täglich im Marsche sich an uns hielt und das beständige
mpieren in harter und kalter Jahreszeit endlich uns hätte ruinieren können,
nd zuletzt, nach reifer Überlegung mit sämmtlichen Generalen und Obristen,
stimmig beschlossen, in Gottes Namen den Feind anzugreifen. Ich ließ deshalb
6. März die Armee links gegen einen Berg vorrücken, wo die feindliche Wacht
nd und hinter welchem der Feind seine Armee in einem Wald hielt. Dieses
ldes war er quitt, obgleich er sich tapfer gewehrt, drei Stücke zurücklassend,
den Feldmarschall Götz selbst todt auf dem Platze. Von da hat sich der
nd, von einem Berge zum andern, in einen Bogen zu seinem, die vorher-
ende Nacht gehabten Hauptquartier zurückgezogen und sich dort neuerdings
der aufgestellt. Ich folgte in so guter Ordnung, als die vielen Berge und
lder es zugaben, worauf uns der Feind in großer Wuth anfiel. Es begann ein
tes und blutiges Treffen, desgleichen man nicht sobald sehen wird.“ Johann
n Werth sammelte die Flüchtigen bei Tabor und wollte sie bewegen, über
sorglosen Sieger herzufallen, wie einst Bernhard von Weimar bei Rhein-
en. Allein die durch das Unglück Entmuthigten waren nicht zu überzeugen,
s Fechten sicherer sei als Flucht, und Johann von Werth zog deshalb mit den
nen in die Oberpfalz, um sich mit Mercy zu vereinen.[1])

Johann von Werth.

In der Schlacht bei Jankau war auch das letzte Heer des Kaisers
richtet. Die Gefahr, in der Österreich schwebte, war so groß als je. Der
wede dachte an die Eroberung Wiens, er wollte den Kaiser im Herzen
greifen und zum Frieden zwingen. Aus Oberösterreich kamen ihm Briefe
ng zu, wie er es anzugreifen habe, um sich der Hauptstadt zu bemächtigen.
ximilian konnte keine Hilfe mehr schicken, denn ein französisches Heer war
Aufbruche nach Bayern, die wenigen, dem Kaiser bisher treugebliebenen
ften waren daran abzufallen. Sachsen deutete schon an, dass es mit den
weden einen Waffenstillstand werde schließen müssen. Es fehlte an Mann-
ft, es fehlte an Geld.

Höchste Gefahr Österreichs.

Leslie hatte in Rom von Innocenz X. dringend Hilfsgelder verlangt,
Franzosen drohten aber dem Papste geradezu mit einem Einfalle in den
henstaat, wenn er den Kaiser unterstütze, und der Abgeordnete kehrte daher
leeren Händen aus Italien zurück. Man schlug die Einführung einer Kopf-
er vor und Wegnahme der Kirchenschätze als Darlehen, in Niederösterreich
rde jeder fünfte Mann aufgeboten; es wurde aber bemerkt, in vielen Orten
nicht ein Mann zu treffen, weil die Landleute entflohen seien.[2]) Übrigens
aten die Österreicher, was sie konnten. In Wien vereinigten sich Bürger, Hand-
ker und Studenten zum Widerstande. 39.000 Mann wurden in drei Wochen
sammengebracht und an der Donau Schanzen angelegt.[3]) Die Kaiserin und

Widerstand.

[1]) Barthold, l. c. II, S. 505—506.
[2]) M. Koch, Ferdinand III., Bd. II, S. 1—84.
[3]) Feil, Die Schweden in Österreich 1645—1666 — in den „Quellen und Forschungen
r vaterländischen Geschichte“, Wien 1828. Berichtigungen darüber von M. Koch, l. c. II,
35—78.

viele Wiener flohen nach Graz. Der Erzherzog Leopold übernahm den Ob befehl.[1]) Dass der Kaiser sich in Wien einschließe, wurde mit Recht für n geeignet gehalten, er gieng nach Linz.

Die Schweden in Mähren.

Indes nahte der Feind, bis Olmütz fand er keinen Widerstand. Ma Orte wurden ohne große Anstrengung genommen. Viele Dörfer giengen de zugrunde, dass keine Spur mehr von ihnen zu finden ist. Wäre der Schw von Olmütz geradezu auf Wien losgegangen, so wäre die Hauptstadt ohne Zwe gefallen, da noch nicht genug für eine ausreichende Vertheidigung hatte gesche können; es war ein Fehler, dass er sich so lange mit der Einnahme mähri Plätze aufhielt. Im März bezwang er dann Stein, lagerte vor Krems u nahm die Wolfsschanze. Wahrscheinlich wollte er Wien erst angreifen n der Vereinigung mit Rakoczy, welcher am 22. April 1645 der französi Regierung versprach, gegen 75.000 Thaler jährlich den Krieg gegen den K fortzusetzen bis zum allgemeinen Frieden. Der Kaiser klagte durch seinen G schafter Czernin in Constantinopel und erwirkte einen Befehl von d Pforte an Rakoczy, die Waffen niederzulegen, allein dieser gehorchte nicht: sandte dem Schweden Hilfe und gedachte nach der Einnahme von Tyrnau n Pressburg sich mit Torstenson zu vereinigen.

Brünn.

Allein jetzt hielt Brünn[2]) den Schweden auf. Hier waren nur 374 S daten und 1050 Bürger und Studenten für die Vertheidigung thätig, aber n sieht, was die Österreicher leisten können, wenn sie gut geführt sind. Trotz vielen schweren Geschützes, der Siegeszuversicht und Geschicklichkeit der Schwe und ihrer verzweifelten Tapferkeit konnte Brünn nicht genommen werden, s als 12.000 Mann Verstärkung aus Ungarn zur Belagerungsarmee stießen.

Desouches.

Hugenotte Desouches, früher in schwedischen Diensten, war der heldenmü und umsichtige Vertheidiger von Brünn. Die Belagerung währte vom 4. bis 15. August, wo auch der heftigste Sturm glücklich abgeschlagen wurde. Zorn zerstörte Torstenson beim Abzuge alle Kirchen und Klöster um Br herum und rückte dann nach Stockerau.

Die Gefahr für Wien war aber schon vorüber, Rakoczy kam nicht vor Hauptstadt. Die Türken rüsteten schon, um ihn Gehorsam zu lehren. Der herzog gieng ihm an die Thaya entgegen und der Siebenbürger fürchtete, ihn Schweden und Franzosen im Stiche lassen möchten, wenn der Kaiser

Friede mit Rakoczy.

die Türken über ihn herfielen, und schloss zu Theben bei Pressburg 8. August mit dem Kaiser Frieden. Jetzt musste Torstenson zurückkehren. Donauübergang war nicht zu bewerkstelligen, die Vereinigung von bayrischen kaiserlichen Truppen hielt er für veranstaltet, um ihn zu bedrohen. Torste eilte nach Böhmen zurück. Der französische Gesandte verlangte in Stock dass er abberufen und durch Horn ersetzt werde, weil er, rein nur sei eigenen Kopfe folgend, den ganzen Sommer nutzlos vor Brünn gelegen und s

---

[1]) Um die Rettung Wiens erwarb sich hohes Verdienst der Abt von Lilienfel Cornelius Strauch, ausgezeichnet als Theolog, als Staatsmann, ja selbst im Kriegswe Im Auftrage des Kaisers verließ er bei der einbrechenden Noth die Klostermauern, w sich acht Tage lang mit Lebensgefahr bis mitten in das unbeschreibliche Getümmel, so melte, ermuthigte die Zerstreuten, von denen schon viele beim Schweden Dienst neh wollten, versorgte sie mit Geld und Lebensmitteln und half unter allgemeiner Bestürz das bedrohte Vaterland zu retten. Hormayrs Taschenbuch, 1840. — Barthold, l. a. II, S. 508.

[2]) Christian d'Elvert, Die Schweden vor Brünn. Brünn 1845. — Dudik, Schweden in Böhmen und Mähren 1640—1650. Brünn 1879.

mee geopfert habe. In der That war seine Reiterei, 8000 Mann, ohne Pferde
d sein Fußvolk war auf 2500 Mann zusammengeschmolzen, der Feldherr selbst
rde krank auf einer Bahre getragen. Mit der Einnahme von Leitmeritz Ende des Torsten-
loss er seine Feldherrnlaufbahn.[1]) Wrangel übernahm den Oberbefehl. Torstenson son.
m 1641 nach Schweden zurück, Christina ernannte ihn zum Grafen von
rtala, zum Statthalter von Pommern und Westgothland. Seine Gattin Beata,
r Tochter des Pontus de la Gardie, hat ihn auf all seinen Feldzügen begleitet.

Größere Erfolge sollte den Franzosen das Jahr 1645 bringen. Schon Krieg von 1645.
terhandelte der Kurfürst von Bayern für sich und seinen Bruder, den Erz-
schof von Köln, und den schwäbischen und fränkischen Kreis, um Frieden.
er Antrag war Mazarin willkommen, doch traute er Maximilian nicht
ht. Neue Schläge sollten den Bayer zum eiligen Abschlusse treiben. Enghien
llte das Land zwischen Rhein und Mosel besetzen, Turenne aber mit den
chweden gegen Wien vorrücken. Das war der Plan für das Jahr 1645.

Ende März überschritt Turenne bei Speier den Rhein; sein Gegner
ercy, der nur 7000 Mann noch hatte, da die Österreicher zum Schutze der
imat abgezogen waren, musste vor dem überlegenen Franzosen von Posten auf
sten zurückweichen. Doch benützte Mercy, schnell wie der Blitz, einen Fehler
urennes, der seine Truppen allzusehr zerstreut hatte, und griff am 5. Mai 1645 bei Herbst-
erbsthausen die Franzosen an. Johann von Werth jagte wie ein Sturm- hausen.
etter den rechten französischen Flügel auseinander und warf sich dann auf den
greichen linken Flügel, welcher Mercy bedrängte. Binnen einer Stunde waren
500 Franzosen erschlagen, 2000 gefangen, das Geschütz und alles Gepäck erobert.
urenne zog sich nach Hessen zurück, wo die Truppen der Landgräfin und der
chweden unter Königsmark sich mit ihm vereinigten und Mercy aufhielten.

Mit 7000 Mann konnte Mercy sich jetzt gegen 24.000, denn auch Condé
ar wieder gekommen, nicht mehr halten. Er zog sich zurück bis Nördlingen,
o er, um 7000 Mann verstärkt, standhielt und am 3. August, gerade ein Jahr
ch dem Kampfe bei Freiburg, die Schlacht annahm. Sie hat bei den Deutschen
n dem Dorfe Allersheim,[2]) welches der Mittelpunkt der Stellung der Allers-
Bayern war, den Namen, bei den Franzosen von der Festung, welche ihnen zu- heim.
nächst infolge der Schlacht in die Hände fiel, den Namen Schlacht von Nörd-
lingen. Die Franzosen und Hessen zählten 18.000 Mann und 27 Geschütze,
ie Bayern waren nur 16.000 Mann stark mit 28 Geschützen, aber der geniale
Mercy wusste durch eine gute Aufstellung den Nachtheil an Mannschaft auszu-
gleichen.[3]) Im Dorfe Allersheim stellte er den Kern seines Fußvolkes auf. am 3. August
In kurzer Zeit hatte er durch zahlreiche Verschanzungen den Ort in eine wahre 1645.
Festung umgewandelt. Auf einer Anhöhe stand Johann von Werth mit dem
linken Flügel, auf der andern hinter Gräben, die er in der Eile hatte aufwerfen
lassen, befehligte der kampflustige Huyn van Gheleen den rechten Flügel. Der
Kampf begann um vier Uhr Nachmittags, der linke Flügel der Franzosen stand
unter Turrenne, der rechte unter Grammont, Condé führte das allgemeine

[1]) Geijer, l. c. III, S. 868—869.
[2]) Theatrum Europaeum, V, p. 828. — Mémoires de Turenne, p. 380—396.
[3]) Wilhelm Schreiber, Maximilian I., S. 868—873.

Condés. Commando. Wie bei Freiburg, so wollte er auch hier durch rücksichtslose [A]opferung den Sieg rasch erringen. Ein Regiment nach dem andern rückte [z]um Sturm auf Allersheim und ein Regiment nach dem andern wurde niedergeschmet[t]ert. Seine Verluste, namentlich an Officieren, waren außerordentlich.[1]) Auf alle [W]arnungen, auf alle Vorwürfe antwortete er stets: „Weniger kostet ein ernster K[a]mpf und eine rasche Entscheidung, als ein Monate langer Feldzug mit all den v[i]elen Treffen und Krankheiten, welche noch mehr Menschen hinwegraffen." Sein gro[ß]er Lobredner Bossuet vertheidigte ihn mit den Worten: „Man glaubt, daß [er] seine Armee allzusehr aussetzt, er schont sie jedoch vielmehr, indem er durch [die] Stärke des Angriffs die Zeit der Gefahr abkürzt." So auch hier. Condé [st]ellte sich selber an die Spitze der Reserve und wagte einen letzten Angriff auf Al[l]er-
Mercy. heim. „Gott hat die Franzosen bethört, sie rennen ins Verderben, der Sieg [g]ehört mir!" rief Mercy und stellte sich der erste voran, um die Franzosen zur[ü]ckzuwerfen, da traf ihn aber eine Kugel zum Tode. Im Zorn über den Tod des Feldherrn, vernichteten die Bayern ein ganzes Regiment. Condé ließ F[e]uer an die Häuser legen, die Bayern zogen sich auf den Kirchhof zurück.

Johann von Werth. Mit Mercys Tod hörte aber die Einheit der Leitung auf. Johann von Werth stürzte auf den rechten Flügel der Franzosen und zersprengte im ers[t]en Anlaufe das erste wie das zweite Treffen. Der Marschall Grammont [w]urde gefangen. Hätte Mercy noch befehligt, so hätte er Johann von Werth jetzt zur[ü]ckberufen, der jedoch, trunken von Sieges- und Kampfeslust, die flüchtigen Feind[e] zwei Stunden weit verfolgte und damit das Schicksal des Tages aus der H[a]nd gab. Denn indes hatten sich die Franzosen wieder gesammelt und hatten [d]en linken Flügel unter Huyn van Gheleen nach dem heldenmüthigsten Widerst[a]nde ins Gedränge gebracht, und indem sie die Reserve, welche aus Hessen best[a]nd, also Deutsche gegen Deutsche, heranführten, durch Übermacht erdrückt. Gheleen h[a]tte nur abgemattete Scharen gegen die Überzahl frischer Truppen, er erlag [d]em sechsten Sturme und wurde gefangen. Es war Nacht, als Johann von Wer[t]h siegreich zurückkehrte, aber wie ganz anders fand er alles, als er erwartete! D[e]r Feldherr todt,[2]) Gheleen gefangen, von der Armee nur Trümmer! Daß er [i]hnen nahe sei, wußten die Bayern auf dem Kirchhofe nicht und ergaben sich in [d]ie Erschöpfung. Knirschend vor Unmuth, mußte Werth um ein Uhr in der N[a]cht, zumal der Schießbedarf fehlte, den Rückzug antreten mit 1500 Gefangenen [u]nd vier erbeuteten Geschützen. Doch zählten die Franzosen 6000 Todte. Mazarin kündigte der Königin den Sieg mit den Worten an: „Es sind so viel Leute g[e]fallen, daß Ihre Majestät sich nur zum Scheine freuen dürfen."

Rückzug der Franzosen. Die Armee war so geschwächt, daß sie nach der Besitznahme von Rö[t]lingen am 7. August umkehren mußte. Verwundet und fieberkrank kehrte Cond[é] nach Paris zurück. Turenne und Grammont, der gegen Gheleen ausgewech[s]elt

[1]) 35.000 Todte, darunter 12 Oberste. Das ganze Fußvolk war bis auf 1500 Mann aufgerieben und fast der gesammte berittene Adel unter Grammont gefallen. Wilhelm Schreiber, l. c. S. 873.

[2]) Grammont wäre in Donauwörth gesteinigt worden, hätte ihn nicht die Wache errettet, so tief fühlte das Volk den Verlust Mercys. Condé ließ ihm auf der Stelle, wo er gefallen, einen Denkstein setzen mit der Inschrift: „Siste Viator, heroem calcas." Mercy starb arm, der Kurfürst sorgte großmüthig für die fünf Kinder und die Wittwe, welche den Helden auf all seinen Feldzügen begleitet hatte. Mercy war sehr fromm, in der Regel besuchte er vor der Schlacht die nächste Kirche und flehte den höchsten Lenker der Schlachten um seinen Segen an: sein vieljähriges Losungswort zum Kampfe war: „Heilige Maria!"

r, belagerten Heilbronn, mussten sich aber bald vor den Bayern, an deren pitze jetzt Gheleen stand, und den Kaiserlichen über den Neckar und Rhein rückziehen und verloren 3000 Mann und alle Eroberungen. Der Erzherzog eopold Wilhelm eroberte Bretten, Heidelberg, Bruchsal und zog h dann nach Böhmen zurück.[1]) Huyn van Gheleen nahm sein Winterartier in Wirtemberg.

Das Jahr 1645 endete also glücklich für die Kaiserlichen und Bayern, ar aber sehr unglücklich für Sachsen. Magdeburg, welches nach Gallas' Sachsen
bzuge die Sachsen gegen Schweden und Hessen tapfer vertheidigt hatten, ußte sich wegen Mangels an Lebensmitteln ergeben. Dann fielen die Sieger er Sachsen her. Torstenson hatte befohlen, so große Kriegssteuern zu er- verheert,
ben, dass den Unterthanen zu Leistungen an ihren Landesherrn kein Heller ehr in der Tasche bleibe; um Dresden herum sollte man alles niederennen und derart verwüsten, dass sich kein Mensch in diesen Gegenden nger aufhalten könne.

Der Zweck dieser gräßlichen Maßregel, welche die Bevölkerung vernichtete er in Stumpfsinn versetzte und das Land an den Rand des Abgrundes führte, rd erreicht. Johann Georg musste am 6. September den Waffenstillstand Waffen-
stillstand.
Ketschenbroda abschließen, worin er, allerdings nur auf sechs Monate, h verpflichtete, den Schweden monatlich 11.000 Thaler und Getreidevorräthe liefern, ihnen die alleinige Besetzung Leipzigs, die Mitbesetzung Torgaus, n Elbepass, den Durchzug durch das ganze Land zu gestatten. Dem Kaiser eldete der Kurfürst diesen Vertrag, welcher den Schweden für einen Zug nach öhmen oder Schlesien den Rücken deckte und Niederdeutschland entwaffnete, mit n Worten: „Der Stillstand sei ihm wider seinen Willen vom Feinde abgerungen worden." Seine Reichspflicht hatte er sich gewahrt und drei Reiterregimenter zu den Kaiserlichen nach Böhmen geschickt. Königsmark zog darauf ch Schlesien.[2])

Auch für den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt war das Hessen-
Darm-
stadt,
Jahr 1645 ein unglückliches. Die Schweden hatten der mit ihnen verbündeten Landgräfin Amalia von Hessen-Kassel sein ganzes Land versprochen und Kassel.
ei Allersheim hatten ihre Soldaten die Entscheidung herbeigeführt, so dass ie Franzosen sagten, ihr König müsse der Landgräfin beistehen, wie ungerecht uch die Sache sein möge, um die es sich handle. Ihr Feldherr Geiso nahm Marburg und Amalia forderte von der Stadt und Landschaft die Huldigung. Die Professoren und Prediger verweigerten jedoch den Eid aus Furcht vor Einführung des Calvinismus.

Spanien bot 1644 und 1645 all seine Kraft in Catalonien, in Mai- Spanien.
and und in den Niederlanden auf. Statthalter in Brüssel war nicht mehr francesco de Melo, sondern der vierzehnjährige Don Juan d'Austria, in natürlicher Sohn Philipps IV., unter Leitung des Castel Rodrigo, mit welchem jedoch Piccolomini bald zerfiel. Frankreich rüstete sich, den Sieg von

[1]) W. Schreiber, l. c. S. 866—877.
[2]) Geijer, l. c. III, S. 370—380.

Rocroi auszubeuten, es erneuerte im März 1644 den Vertrag von 163[illegible] mit Holland, welches gegen 1,200.000 Livres versprach, 20.000 Mann [illegible] Mitte Mai in die Niederlande einrücken zu lassen.

Gaston. Eifersüchtig auf den Ruhm Condés verlangte Gaston d'Orleans [illegible] einmal als General-Lieutenant des Königreichs den Oberbefehl über die Roc[illegible] armee. Da man diesem Manne keine Armee anvertrauen konnte, so ließ m[illegible] ihm nur die Ehre, gab aber das Wesen des Oberbefehls Rantzau, Gassio[illegible] und La Meilleraie. Plötzlich warfen sich die Franzosen Mitte Mai [illegible]

Gravelingen. Gravelingen, eine holländische Flotte unter Tromp schloss zugleich [illegible] Stadt von der Seeseite ab, Piccolomini hatte mit Mühe 500 Mann Ver[illegible] stärkung in dieselbe werfen können. Dennoch vertheidigten sich die Spanier auf [illegible] heldenmüthigste, bis jedes Hilfsmittel erschöpft und die Erstürmung unabwendbar war. Am 28. Juli wurde Gravelingen französisch. Die Wegnahme einig[illegible] anderen geringeren Plätze war nicht mehr zu hindern. Der Prinz von Oranien hatte indes Flandern von einer anderen Seite angegriffen und Sas-de-Gand weggenommen. Gaston aber hatte die Beschwerden des Krieges schon satt [illegible] eilte nach Paris, um des Lobes seiner großen Thaten sich zu erfreuen.

Glücklicher verlief für die Spanier 1644 der Krieg in Catalonien. Kön[illegible]

Lerida. Philipp IV. unternahm selber die Belagerung von Lerida. La Motte [illegible] welcher es entsetzen sollte, wurde geschlagen, es musste sich am 31. Juli ergeben. Ein Versuch der Franzosen, für das unrettbare Lerida das wichtige Tarragona zu erobern, scheiterte. Nur die Krankheit der Königin (sie starb am 6. October 1644) hielt Philipp IV. ab, noch einen Versuch gegen Barcelona zu wagen. Richelieu hatte in Catalonien Belgien angegriffen; Mazarin zersplitterte seine Kräfte, indem er ein Heer in Belgien, eines in Spanien, eines in Italien auf[illegible] stellte. In letzterem beschränkten sich 1644 die Erfolge der Franzosen auf die Eroberung von Santia.

Im Jahre 1645 kam Harcourt mit bedeutenden Verstärkungen als Statt[illegible] halter nach Catalonien und du Plessis, welcher unter ihm diente, nahm [illegible] wichtige Rosas und Harcourt selber schlug die Spanier am 23. Juni bei Be[illegible] laguer. In den Niederlanden wurde am 10. Juli den Spaniern Mardyk entrissen und nach und nach Bourbourg, Kassel und Bethune erobert. Kassel, Mardyk giengen aber wieder verloren. 1646 wurden 35.000 Ma[illegible]

Krieg in Flandern. gegen Flandern entsendet. Gaston, ermuthigt durch seinen früheren Erfolg, zeigte auch jetzt wieder ein kriegerisches Feuer und verlangte den Oberbefehl, m[illegible] gab ihm aber den Sieger von Rocroi als eigentlichen Leiter mit. Mitte Juni 164[illegible] standen die Franzosen vor dem wichtigen Courtrai. Der Minister Don Louis de Haro hatte wenig für die Vertheidigung der Niederlande gethan. Piccolo[illegible] mini stand zwar mit 25.000 Mann in der Nähe, aber er durfte die letzte Armee Spaniens nicht aufs Spiel setzen und so musste sich Courtrai am 29. Juli ergeben, da die schwache Besatzung nicht mit hinreichendem Kriegsbedarf versehen war. Beinahe der ganze Lauf der Lys war jetzt in den Händen der Franzosen, die dann bis an den Canal von Brügge vorrückten. Zu gleicher Zeit war der Prinz von Oranien mit 25.000 Mann von Sas-de-Gand aufgebrochen. 6000 Franzosen unter Grammont stießen zu ihm, es galt dem wichtigen Antwerpen.

Alles schien den Verbündeten zu gelingen; allein da zeigte der dreiundsechzigjährige Oranier auf einmal eine Geistesschwäche, so dass er zur Ertheilung

es Befehles unfähig war. Die beste Zeit gieng vorüber und die Spanier fanden elegenheit, die Stadt vor jedem Angriff zu sichern. Gaston nahm noch Ber- es und Mardyk ein und eilte dann nach Paris, um sich als Sieger ern zu lassen. Wie froh war Condé, dass er jetzt freie Hand hatte! Kein ston sollte ihm jetzt die Ehren eines glänzenden Unternehmens weghaschen. s wichtige Dünkirchen war das Ziel seiner Wünsche und Arbeiten. Am Dün- kirchen. . September eröffnete er die Laufgräben. Der berühmte Admiral Tromp los mit zehn holländischen und fünfzehn französischen Schiffen diese erste See- ht Flanderns auch vom Meere ab und am 12. October 1646 war die tapfere satzung genöthigt, sich zu ergeben. Es war einer der glänzendsten Erfolge in m Feldherrnleben Condés.[1])

Im Jahre 1646 griff Frankreich mit großer Macht Spanien in Italien Krieg in Italien. und bedrohte zugleich Papst Innocenz X. Mazarin grollte dem heiligen ater, dass er seinem Bruder, dem Erzbischofe von Aix, den Cardinalshut rweigert, dass er den Cardinälen, die ohne Erlaubnis des Papstes von Inno- cenz X. om abwesend waren, die Theilnahme am Conclave entrissen hatte, denn runter war gerade Mazarin selber verstanden. Der französische Minister hauptete, der Papst suche die Catalanen für Spanien zu stimmen und den rzog von Orleans zur Auflehnung zu stacheln. Seit einem Jahrhunderte ßen die Spanier an den Grenzen Toscanas einige Plätze, die als Halt- nkte für ihre Flotte und ihr Heer wichtig waren. Diesen galt jetzt der griff, zunächst Orbitello, einem guten Haltplatze auf dem Wege nach Neapel. Orbi- tello.

Der Prinz Thomas von Savoyen sollte das Unternehmen leiten, die otte unter de Brezé die Ausführung unterstützen. Die Belagerung begann n 11. Mai. Die Vertheidigung war tapfer und zäh. Am 14. Juni nahte die anische Flotte unter Pimentel, sie musste sich zwar nach einem heftigen mpfe wieder zurückziehen, doch hatten die Franzosen ihren besten Admiral e Brezé, welcher, siebenundzwanzig Jahre alt, schon vier Seesiege errungen hatte, De Brezé. rch eine spanische Kugel verloren. Dieser Verlust wog schwer. Die französische arine versank jetzt einige Zeit hindurch wieder in Erschlaffung. Aber auch die lagerung von Orbitello nahm einen üblen Ausgang. Eine spanische Armee m von Neapel durch den Kirchenstaat, Prinz Thomas musste sein Geschütz und pack im Stiche lassen, sein Fußvolk eiligst einschiffen und mit seiner Reiterei rch Toscana nach Piemont sich zurückziehen.[2])

Die Spöttereien der Römer über diesen Unfall reizten Mazarin zu em neuen Wagnis. Sieben Wochen später wurde zu Toulon wiederum ein er eingeschifft. Diesmal galt es Piombino, welches am 11. October erlag. ann wurde Porto Longone auf der Insel Elba, damals einer spanischen esitzung erobert. Frankreich beherrschte jetzt den Canal von Piombino und Piom- bino. er Eindruck dieses Erfolges war in Italien so groß, dass der Herzog von Modena, bisher der Verbündete Spaniens, jetzt auf die Seite Frankreichs trat. Diese beiden Züge in Italien waren aber schuld, dass weniger in Catalonien Cata- lonien.

[1]) Vie du prince de Condé, I, 107—186. — Henri Martin, l. c. vol. XII, p. 214—216.

[2]) Muratori, Annali d'Italia ad 1646.

Lerida. geschah. Harcourt lagerte im Mai 1646 vor Lerida, das er auszuhungern suchte. Allein die Festung war mit Lebensmitteln wohl versehen und die Spanier sind hinter Mauern fast unüberwindlich. Leganez kam mit 12.000 Mann Leganez. um die Festung zu entsetzen. Harcourt zog ihm entgegen. Die Spanier wussten durch Hin- und Herzüge die Franzosen zu täuschen, ihr Lager vor Lerida plötzlich zu überfallen und am 22. November 800 Pferde mit Proviant beladen in die Festung zu bringen. Harcourt war jetzt geschlagen von dem Feldherrn, durch dessen mehrmalige Besiegung er sich seinen Ruhm erworben hatte. Es blieb ihm nichts übrig, als Gepäck und Geschütz im Stiche zu lassen und Condé. sich zurückzuziehen. Condé sollte nun im Jahre 1647 Lerida bezwingen, der war zum Vicekönige an Harcourts Stelle ernannt. Am 12. Mai begann er mit Musik die Stadt einzuschließen, — es war Mode in jener Zeit, aus dem Krieg ein Fest zu machen. Allein Condé musste diesmal die Kosten für die Musik selbst zahlen. Die Besatzung war zahlreich und tapfer, der Befehlshaber ein erfahrener Soldat, der Boden der Stadt felsig, Mangel, Krankheiten, nutzlose Geschäfte räumten gewaltig auf unter den Franzosen. Am 17. Juni 1646 musste Condé die Belagerung aufgeben. Die Erstürmung der kleinen Festung Agira war der einzige Erfolg, den er in diesem Feldzuge aufzuweisen hatte.[1])

In Deutschland stieg mit jedem Jahre das Elend, die Zerfahrenheit und die Verbitterung. Ein Theil der Deutschen stand an und für sich im feindlichen Lager; Brandenburg und Sachsen hatten mit den Schweden Bündnisse schließen müssen; der Kurfürst von Trier, den der Kaiser vor kurzem freigelassen hatte, benützte seine Freiheit nur, um Turenne sogleich Schwäche der Liga. zur Besitznahme von Trier zu verhelfen. Immer schwächer wurde die Partei des Kaisers und der Liga. Jetzt fassten die fränkischen Stände geradezu den Beschluss, zum kaiserlichen Reichskrieg nichts mehr beizusteuern und andere Mittel zu ergreifen. Die Bischöfe von Würzburg und Bamberg schlossen Neutralitäts-Verträge mit den Schweden und zahlten ihnen Kriegssteuer. Maximilian. war ein Hauptziel Mazarins, jetzt auch den Kurfürsten von Bayern dem Kaiser abwendig zu machen. Die Franzosen suchten die Familie, die Räte, die Officiere Maximilians für die Ansicht zu gewinnen, Trennung von Österreich sei für Bayern das einzige Rettungsmittel, der Kurfürst könne es nur mit dem Könige von Frankreich aufnehmen und könne sich nie verlassen auf den Beistand Spaniens und Österreichs, denn diese seien beide ohnmächtig. Im Bunde mit Frankreich habe Bayern eine große Zukunft; es sei mit Recht, dass eine einzige Familie das ganze Reich nun schon über zweihundert Jahre wie erblich besessen, eine andere Familie müsse ans Ruder kommen, und dergleichen. Maximilian blieb noch fest. Man wollte ihn aber jetzt durch eiserne Mittel zwingen, eine andere Richtung einzuschlagen, und den Krieg ins bayrische Land selber wälzen.[2])

[1]) Mémoires d'Omer-Talon, p. 161—177. — Henri Martin, l. c. XII, p. 219—224.

[2]) W. Schreiber vertheidigt (l. c. S. 878—879) die Politik Maximilians I. aus den Zuständen seines Landes.

Den Kriegsplan für das Jahr 1646 entwarf noch Torstenson. Keine Hauptschlacht sollte geschlagen werden, bis sich die Schweden mit den Franzosen vereinigt hätten, dann aber sollte man mit vereinigter Kraft trachten, den Feind über die Donau zu werfen. Wrangel und Turenne sollten in Bayern eindringen, indessen der General Wittenberg, verstärkt durch 4000 Mann neuer Truppen aus Schweden, in Schlesien einrücken und nach der Einnahme von Troppau einen Zug nach Österreich wagen würde. Kriegsplan für 1646.

Der Plan wurde pünktlich befolgt, nur kamen die Franzosen nicht so früh, als man sie erwartet hatte. Zuerst drang Gustav Wrangel in Böhmen ein. Maximilian sendete einen Theil seines Heeres zum Erzherzog Leopold nach Klattau, Wrangel aber wollte sich nicht schlagen, verließ Böhmen, gieng nach Zwickau und bei Naumburg über die Saale. Der Erzherzog fürchtete, der Schwede wolle in die Oberpfalz eindringen, und folgte ihm nach. Um sich doch, bevor er sich mit den Franzosen vereinigen könnte, nicht unthätig zu zeigen, beschloss Wrangel, das Land zwischen der Weser und Elbe von den Feinden zu reinigen, nahm Höxter am 2. Mai und Paderborn. Zu spät merkte der Erzherzog den Plan des Schweden oder er war durch Geldmangel gehindert, rascher vorzugehen und die Vereinigung der Franzosen mit den Schweden zu vereiteln. In Hessen schien es dann zum Kampfe zu kommen. Der Erzherzog wollte dem Darmstädter helfen und bei Wetzlar standen die Schweden. Der Erzherzog gieng auf sie los, es kam aber bei Homburg an der Ohm nur zu blutigen Reitergefechten, dann nahmen die Kaiserlichen vortheilhafte Stellung an der Nidda.[1] Wrangel. Krieg in Hessen.

Indes gelang es Turenne, sich mit Wrangel zu vereinigen. Die Feinde waren jetzt 10.000 Mann stärker als die Kaiserlichen und zu einem Einfalle in Bayern und Österreich entschlossen. Turenne und Wrangel vollbrachten jetzt ein Meisterstück der Strategie und täuschten ihre Gegner durch Hin- und Hermärsche. Noch einmal war Maximilian von Mazarin gemahnt worden, sich zu vertragen, aber er sträubte sich immer dagegen, verlangte jedoch vom Kaiser, dass er einen allgemeinen Waffenstillstand herbeizuführen suche, denn Spanien könnte nicht mehr helfen, die Dinge ständen dort so schlimm, dass am Ausbruche einer allgemeinen Empörung nicht zu zweifeln sei. Die Reichsstände seien erschöpft, der schwäbische Kreis zugrunde gerichtet; was in Bayern noch vorhanden sei, reiche kaum für das Winterquartier hin. Das wussten die Feinde ganz wohl und suchten Kaiser und Reich aufzureiben. Mazarin und Maximilian.

Der Erzherzog eilte dem Feinde nach an die Donau, doch hatte jener schon Lauingen und Donauwörth genommen, belagerte Rain und forderte Augsburg zur Übergabe auf. Am 25. September begann Wrangel die Beschießung der Stadt. Besatzung und Bürger, Protestanten und Katholiken, leisteten tapferen Widerstand. Am 12. October erschien der Erzherzog mit 18.000 Mann Reiterei und 12.000 Mann zu Fuß und die Feinde zogen ab, die Stadt war gerettet. Franzosen und Schweden trennten sich jetzt, um den Erzherzog über ihre Augsburg.

[1] W. Schreiber (l. c. S. 886—887) weist nach, dass Maximilian I. darauf gedrungen, dass die Bayern und Österreicher die Schweden noch vor ihrer Vereinigung mit den Franzosen über den Haufen werfen, dann könnten sie über die Franzosen siegen; dieser einzig richtige Plan sei aber an der misstrauischen Politik der österreichischen Minister und an der Furcht vor einer Machtvergrößerung Bayerns gescheitert.

Absicht zu täuschen, vereinten sich aber wieder, nahmen Mindelheim und
Bayern. Landsberg und ergossen sich jetzt verheerend über Bayern. Das Land wurde
verheert wie Sachsen, jedes Mittel zum Widerstande sollte vernichtet werden.
Gallas erhielt am 4. December 1646 den Oberbefehl. Der Erzherzog wurde
abberufen wegen Spanien. Der spanische Erbprinz, Balthasar Karl, war
Erz-
herzog
Leopold. nämlich am 9. October 1646 gestorben. Leopold sollte nun selber nach Spanien
gehen, um den Bestrebungen derer entgegenzutreten, die dem unehelichen Sohne
Philipps IV., Don Juan d'Austria, die Thronfolge verschaffen wollten.
Piccolomini und Holzapfel sollten Gallas im Oberbefehl beistehen. Dieser
Wechsel in der Führung war nicht gut für die Armee, noch weniger für das
Bayern. Das Land ward in eine Wüste umgewandelt. Mangel an Lebensmitteln
trieb zuletzt die Franzosen zum Abzuge. Wrangel gieng auf Beute und eroberte
Bregenz. am 4. Jänner 1647 Bregenz am Bodensee, wohin der Adel und die Patricier
von Oberschwaben ihre beste Habe geflüchtet hatten. Der Schatz, den Wrangel
erbeutete, soll vier Millionen betragen haben. Dann wurde Hohenembs besetzt,
Neuburg, Feldkirch, Lindau, das aber Graf Wolfsegg tapfer vertheidigte. Auf Schiffen setzten die Schweden nach der schönen Insel Mainau
im Bodensee. Turenne machte einen Versuch auf Überlingen, der jedoch
an der Wachsamkeit des Commandanten scheiterte, dann bezog er Winterquartiere
in Oberschwaben.[1]) —

Irrung Maximilians. Johann von Werth. Rückkehr des Kurfürsten zum Kaiser.

In Schlesien hielt im Jahre 1646 Montecuculi den Schweden
stand. Das Land wurde gründlich verheert, das Jahr 1646 war überhaupt
ein Unglücksjahr für Österreich und Bayern. Vergebens mahnte Johann
von Werth in einemfort an kühnes Vordringen: der schwedische Reichskanzler wolle keinen Frieden, bis alle hohen und niederen katholischen geistlichen Stände ausgerottet seien; Frankreich setze seine Werbungen fort; in den Niederlanden gienge alles den Krebsgang. Die Friedensverhandlungen in Münster seien nur Griffe, um den Kurfürsten und alle Welt zu betrügen. Entschlossenheit sei nöthig. Dürfe man sich diesmal nicht schlagen, so könne man es ein andermal nicht mehr.[2])

Maxi-
milian I. Der wackere Haudegen sah nur zu richtig! Was er fürchtete, geschah leider: der Kurfürst von Bayern schloss einen Vertrag mit Frankreich. Der Kurfürst alterte und wollte nicht sterben, ohne Bayern den Frieden gesichert zu haben; er sah aber sein Land aufs Greulichste verwüstet, und von französischer Seite wusste man ihm listig die Anschauung beizubringen, Spanien wolle keinen Frieden und darum auch der Kaiser nicht, und Maximilian kämpfe eigentlich nur zum Nutzen des ihm so missfälligen Spaniens; wenn

[1]) W. Schreiber, l. c. S. 888—894.
[2]) Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges, II, S. 558, 562.

r dagegen Frieden schließe, so rette er sich nicht bloß selber vom unvermeid-
ichen Untergange, sondern er mache es dem Kaiser unmöglich, den verheerenden
rieg fortzuführen.[1]) In Ulm wurde um Waffenstillstand unterhandelt, auch
aiserliche Gesandte waren da. Ein allgemeiner Waffenstillstand kam nicht zu-
ande, aber ein Neutralitätsvertrag Bayerns mit Frankreich und Schweden.
ies ist der Ulmer Vertrag vom 14. März 1647, wonach für sechs Ulmer Still-
onate alle Feindseligkeiten der verbündeten Mächte gegen Bayern und Kur- stand.
öln eingestellt sein sollen; dafür ziehen diese beiden Kurfürsten ihre Truppen
on der kaiserlichen Armee zurück und entsagen in Kriegssachen jeder Ver- Abfall
indung mit dem Kaiser. Bayern tritt Memmingen und Überlingen an die Bayerns.
chweden, Lauingen, Gundelfingen, Hochstett und Heilbronn an die Fran-
osen ab, Schweden tritt Rain, Donauwörth, Wemdingen und Mindelheim
n Bayern ab. Augsburg bleibt neutral und frei von Truppeneinlagerungen.
ayern bleibt verschont mit Einquartierung und Durchzügen, hält aber die
berpfalz den verbündeten Mächten offen; die Bayern räumen die wirtem-
ergischen Festungen und beziehen ihren Unterhalt nur aus dem bayerischen
reis. Da die Oberpfalz den Weg nach Böhmen eröffnete, so konnten die
einde ungehindert in die kaiserlichen Erblande ziehen. Dieser Vertrag brachte
lso nicht bloß Trennung in die Armee, sondern öffnete auch Österreich den
einden. Es war einer der schwersten Schläge gegen den Kaiser.[2])

Die Erbitterung unter den Katholiken über Maximilian war un- Stim-
eschreiblich! Sei der Kaiser einmal vollkommen überwältigt, hieß es, so werde mung.
s im Reiche bald zu Ende sein mit dem Katholicismus. Aber auch in der
ayerischen Armee waren die wackersten Männer voll Entrüstung über diese
endung der Politik. Wem gehörte die ligistische Armee, dem Kaiser oder den
ayern? Offenbar war es eine Reichsarmee, wie sie auch diesen Namen trug,
nd Maximilian nur der vom Reiche bestellte Heerführer! Bald meldete Gheleen,
ass die Officiere lieber dem Kaiser als einem andern dienen wollten. Kheven- Avoca-
üller bekam von Ferdinand III. den Auftrag, alle Officiere der Liga zum torien.
bertritt in die kaiserlichen Dienste aufzufordern und dem Kurfürsten ernste Vor-
ellungen zu machen. Maximilian bedauerte, was geschehen, und entschuldigte sich
it dem Drange der Umstände: „Es sei ihm keine andere Aussicht geblieben, als
ein Land in Asche gelegt, seine Unterthanen vertilgt und gezwungen zu sehen, es
u verlassen und beim Kaiser einen Kostgänger abzugeben," — blieb aber fest bei

[1]) Man stellte Maximilian vor, wie das ganze Land nach Frieden rufe, wie nur
er Kaiser Fortsetzung des Krieges wolle, wie aber von der österreichischen Armee kein
ieg zu hoffen sei, denn die Verpflegung verschlechtere sich von Jahr zu Jahr; man ernenne
ort junge Leute zu Generalen, welche die größte Unfähigkeit an den Tag legen. Der
aiser warte nur auf den Tod des Kurfürsten, um dann Bayern mit Österreich zu ver-
inden und sich dadurch für das Elsass zu entschädigen. Der Kurprinz sei minderjährig,
ie Franzosen würden allerdings ein drückendes Protectorat über ihn ausüben, das sei
aber doch ein kleineres Übel, als das von Österreich her drohende. Diese Vorstellungen
irkten auf Maximilian; er bedang sich nur aus, dass ihm von Frankreich nichts zuge-
muthet werde, was seine Pflicht gegen das Reich und den Kaiser verletze. W. Schreiber,
l. c. S. 899—904.

[2]) M. Koch, l. c. II, S. 282.

seinem Vorsatze und suchte sogar durch List noch Regensburg in seine Gewalt zu bringen.

Die Armee.

Welch eine Stellung für Männer, wie Johann von Werth, in der Dankbarkeit gegen den Kurfürsten, unter dem sie ihre Laufbahn begonnen, in der Anhänglichkeit an die Kirche, mit ihrer Ergebenheit an den bedrängten Kaiser miteinander kämpften! Für Kaiser und Reich und Religion hatten sie bisher ihr Blut vergossen, sollten sie jetzt ihr Schwert auf einmal für eine andere Sache ziehen? Werth hatte bald seinen Entschluss gefasst, kühn, wie er selber; nämlich die ganze bayerische Armee dem Kaiser zuzuführen, nachdem er vergebens die Kurfürsten vor der Arglist der Gegner und vor einer falschen Politik gewarnt hatte. Oberst Spork und mehrere andere Officiere waren mit ihm einverstanden. Maximilian gab den Befehl, das Officierscorps nach Landshut zu berufen, damit sollten die Zweifel gelöst werden, welche die Abberufungsschreiben des Kaisers in ihnen erweckt hätten. Werth aber ertheilte seinen Officieren die Weisung, sich mit ihren Regimentern in Vilshofen einzufinden; von da wollte er sie nach Böhmen führen, wo sie mit den Kaiserlichen das von Wrangel belagerte Eger entsetzen sollten. Zu gleicher Zeit gab Werth einem seiner Obersten den Befehl, sich der Reichsstadt Memmingen zu versichern, welches Maximilian widerrechtlich den Reichsfeinden überliefert hatte. Das ganze bayerische Heer, 20.000 Mann stark, war in Bewegung. Wenn der Streich gelang, so war der Schwede in Böhmen verloren und Maximilian von seiner eigenen Armee gezwungen, wieder zum Kaiser zu halten. Die Entscheidung hieng an einem Haar. Zwei Kriegscommissäre waren von München nach Landshut entsendet; damit sie jedoch den dort schon versammelten Officieren ihre Befehle nicht mittheilen könnten, ließ ihnen Werth auflauern. Einer wurde gefangen, durch einen Zufall hatte aber der andere es vorgezogen, den Weg zu Schiff auf der Isar zu machen, und kam demnach nicht in die Gewalt der Werth'schen Reiter, und meldete dem Kurfürsten, was vorgefallen und dieser handelte mit jugendlicher Raschheit und Leidenschaftlichkeit.[1]) Ein Preis von 10.000 Reichsthalern wurde auf den Kopf des Johann von Werth, als eines ehrlosen, vogelfreien Verräthers, gesetzt; seine Güter wurden eingezogen oder verwüstet. 1000 Reichsthaler wurden für die Einbringung jedes abgefallenen Officiers versprochen. Indes war Werth in Vilshofen für sein Unternehmen thätig. Schon waren neun Regimenter versammelt, da kam die Nachricht von der Ächtung des Generals; gegen den Kaiser wollten die Bayern nicht dienen, aber ihr Gefühl für den Herzog war dennoch stark. Es gab Scenen, wie später im Lager des Dumouriez bei Maulde. Zuerst klagten einzelne den General des Verrathes an, dann wurden ganze Massen meuterisch. Am 8. Juli wurde der Marsch über die Donau angetreten, bald aber trabten Sporks Reiter wieder zurück. Werth wollte sich in die Mitte der Aufständischen begeben, um sie zur Ordnung zurückzuführen und sie mit sich fortzureißen; da mahnte ihn ein befreundeter Oberst, an Rettung seines Lebens zu denken. Werth und Spork retteten sich, nur von wenigen begleitet, nach Böhmen. Der Kaiser empfieng sie mit derselben Huld, als hätten sie ihm eine ganze Armee zugeführt; er stellte Werth bei großer Musterung des Heere persönlich als General der Reiterei vor und Spork als dessen General-

Johann von Werth

versucht die Armee zum Kaiser zu führen.

Ohne Erfolg,

geächtet.

Beim Kaiser.

[1]) Generalwachtmeister von Holz sandte einen Befehl des Kaisers ein, den Kurfürsten sammt seinem Cabinetsrath gefangen zu nehmen und nach Wien zu bringen. Diese Nachricht rief in München solche Entrüstung hervor, dass daselbst alle Bilder des Kaisers vernichtet wurden, dass man ihn ein Banditenoberhaupt nannte, dass der österreichische Gesandte vor dem gereizten Volke geschützt werden musste. Schreiber, l. c. S. 918.

eutenant. Für die Güter, die Werth in Bayern verloren, schenkte ihm der Kaiser
ie einträgliche Herrschaft Benatek in Böhmen. Gegen die Anklage der Bayern,
Berth habe dem Kurfürsten nicht bloß sein Heer abwendig machen, sondern ihn
ber auch gefangennehmen und an den Kaiser abliefern wollen, ward von kaiser-
her Seite entgegnet, dass dies eine elende Verleumdung sei. Ein bitterer Brief-
echsel zwischen dem Kaiser und Maximilian entspann sich jetzt. Der Kaiser be- Ferdinand III. und Max.
ute, dass Maximilian jetzt die Truppen nie anders als im Namen des Reiches
essen und befehligt habe, und dass er dafür vom Volke und von Spanien Unter-
tzung bezogen habe: „Dieses Kriegsvolk ist mein und des Reiches und es handelte
ner Pflicht und seiner Ehre entsprechend, als es sich von Eurer Liebden ab-,
d mir, seinem Kaiser und Oberhaupt, zuwandte.“ [1])

Der Feind hatte in der That, auf den Ulmer Vertrag und auf die Wrangel in Böhmen.
rennung der kaiserlichen Streitmacht bauend, einen Zug nach Böhmen unter-
ommen, Wrangel stand vor Eger. „Unsere Hauptabsicht,“ sagt die Weisung
r schwedischen Regierung vom 7. April 1647 an den Feldherrn,[2]) „muss
gen den rechten Feind, den Kaiser, gerichtet sein und man muss den Krieg,
viel als möglich, von den deutschen Ständen fern halten. Thut man einen
nfall in Böhmen, so hat man Mähren und Österreich vor sich, Schlesien
twärts und Meissen im Rücken. Man ist zwar ziemlich von der Seeküste
ntfernt, aber wir haben auch starke Besatzungen, namentlich in Schlesien und
n der Oder — Glogau und Öls, in Mähren Olmütz, Iglau und Neustadt,
i Meissen Leipzig, in Thüringen Erfurt, überdies die festen Plätze an der
Beser und jene, die wir in der Mark Brandenburg und an der Elbe besetzt
ben, so dass kaum zu vermuthen, dass der Feind dazwischen einbrechen und
t irgend bedeutender Macht der Küste zu vordringen könnte. Vor allem
üsst Ihr, Herr Feldmarschall, wehren, dass kein bedeutendes feindliches Corps
h zwischen die Armee und die Seeküste werfe, es sei denn, dass ihm ein
legendes Corps entgegengestellt werde. Deshalb muss man mit besonderer
orgfalt sich jener zwei kleineren von Torstenson errichteten Armeen, der
nen unter Wittenberg in Schlesien, der andern unter Königsmark in West-
len, annehmen.“

Dieser Weisung gemäß brach Wrangel aus seinen Winterquartieren zwischen
onau und Bodensee im Frühjahre 1647 auf und zog über Nördlingen
gen Schweinfurt, das sich bald ergab, während Gallas die Truppen, die
r vom Erzherzog Wilhelm übernommen hatte, durch die Oberpfalz nach Böhmen Gallas stirbt.
hrte. Gallas starb am 26. April 1647 zu Wien.

Ein Calvinist, lange ein Gegner des Kaisers in Diensten der Amalia von Melander.
essen, Melander von Holzapfel, erhielt jetzt den Oberbefehl über die kaiser-
he Armee. In kurzer Zeit zählte diese wieder 15.000 Mann zu Fuß und 6000

[1]) W. Schreiber sieht (l. c. S. 910—911) in Werths Abfall nur den Groll, dass
m die erbetene Ernennung zum Feldmarschall nicht zutheil wurde; sein Verfahren sei
ur die Rache eines beleidigten ehrgeizigen Söldners (?). Seine Hinneigung zu Österreich
abe seine Gemahlin, eine treue Anhängerin ihres Tyroler Geburtslandes, verstärkt.

[2]) Geijer, l. c. I, S. 381.

Eger. Reiter. Wrangel hatte Mitte Juni die Belagerung von Eger begonnen, welche sich unter Oberst Paradeiser tapfer vertheidigte bis zum 17. Juli, da [illegible] bevorstehende Hauptsturm nicht mehr abgewehrt werden konnte. Der Entsatz [illegible] zu spät. In der Nähe von Eger aber kam es jetzt zu ernsten Kämpfen. Johann Werths Heldenthaten. von Werth griff die günstige Stellung der Schweden entlang des Galgenberges am 28. Juli mit acht Reiterregimentern in seiner stürmischen Weise an und zwang sie, die Höhe des Galgenberges zu verlassen. Am 29. Juli kam es zu einer großen Kanonade. In der Nacht darauf versuchte Helmold Wrangel, „der Tolle", einen Überfall des kaiserlichen Lagers. Nach schwedischen Berichten wäre er [illegible] in das Zelt des Kaisers gedrungen und hätte sich dieser mit Mühe gerettet; nach dem Berichte Montecuculis schützte ein Garderegiment den Kaiser. Der erste auf dem Platz soll Johann von Werth gewesen sein, der Mehrzahl [illegible] Schweden wurde der Rückzug abgeschnitten. Mangel an Lebensmitteln zwang diese Gegend zu verlassen. Am 22. August sprengte Johann von Werth bei Plan sechs Regimenter der Schweden mit seinem gewohnten Ungestüm auf einander und brachte dreizehn Fahnen als Zeichen des gelungenen Überfalls zurück. Helmold Wrangel selber wurde getödtet. Dann standen sich beide Heere in der Nähe von Tachau gegenüber.[1])

Umkehr Bayerns. Indes erfolgte im September die Rückkehr Bayerns zur Verbindung mit dem Kaiser. Was Maximilian vom Waffenstillstande erwartet hatte, war nicht eingetroffen;[2]) der Friede schien im Gegentheil in die Ferne gerückt. Stolzer als je hoben die Schweden ihr Haupt; die Vertragsbestimmungen hielten sie nicht ein. — Auf der anderen Seite stand die Gefahr nahe, daß der Kaiser in der pfälzischen Sache den Kurfürsten, der ihn preisgegeben, auch opfere und durch Wegräumung dieses Haupthindernisses sich mit Schweden vertrage. Die Vorwürfe der Katholiken und die Vorstellungen des kaiserlichen Gesandten Khevenhiller thaten das übrige. Am 2. September 1647 verstand sich Maximilian gegen eine Entschädigung von 300.000 Gulden und gegen einen monatlichen Beitrag von 21.000 Gulden zur ausschließlichen Verwendung seiner Truppen, um den Frieden wieder herzustellen und dem Kaiser beizustehen. Nur wünschte Maximilian den Vertrag mit Frankreich nicht zu brechen und bedang sich deshalb aus, daß seine Truppen gegen die Franzosen nur in dem Falle verwendet werden dürfen, wenn diese angriffsweise oder vereinigt mit den Schweden Feindseligkeiten beginnen würden.

Johann von Werth entfernt. Als aber gegen Ende September die Vereinigung der bayerischen Truppen unter Gronsfeld mit den Kaiserlichen erfolgen sollte, kam noch die Nachtragsbedingung, Werth und Spork müßten zuvor von der kaiserlichen Armee entfernt werden. Dem widersetzte sich der Kaiser so hartnäckig, daß der ganze Vertrag rückgängig zu werden schien. Maximilian schrieb: Dieser schlechte Mann gelte beim Kaiser mehr als ein Kurfürst, mehr als das Hauptwesen, die Religion. Khevenhiller flehte den Kaiser an, beim Ernste der Lage doch ja die [illegible]

---

[1]) M. Koch, l. c. II, S. 322.
[2]) W. Schreiber, l. c. S. 921—922.
[3]) Die Berathung in München — bei W. Schreiber, l. c. S. 924—925.

enheit einer Verbindung beider Armeen nicht aus der Hand zu lassen und den
rfürsten zufriedenzustellen dadurch, dass er Johann von Werth auf einige
it von der Armee entferne. So verschwindet dieser Held bis im März 1648 vom
hauplatze des Krieges; dass er bei seinem Freunde, dem Abte von Lilienfeld,
Unmuth getragen habe, ist bloße Vermuthung. Den Schaden von Maximilians
dlem Groll gegen Werth musste Bayern tragen. Das Land sollte nur zu bald
pfinden, dass bei dem vereinigten Heere der tüchtigste Reitergeneral fehlte.[1]

Johann von Werth.

Am 14. September 1647 kündigte Maximilian den Schweden unter
rwürfen den Waffenstillstand. Wrangel entgegnete, „er stelle alles Gott und
: Zeit anheim, doch möge der Kurfürst bedenken, dass Gott an solchen Wort-
ichen kein Gefallen finde". Der Hass der Schweden gegen Bayern war von da
noch viel ingrimmiger. Am 21. October vereinigten sich die Bayern mit der
serlichen Hauptarmee. Ein stattliches Heer war jetzt beisammen, Großes schien
vorzustehen. Allein Holzapfel vertrug sich nicht mit Gronsfeld, dem
führer der Bayern; sie stritten, wer die Vorhut, wer die Nachhut führen sollte,
hrend Montecuculi mit Recht auf schleunigste Verfolgung des Feindes
ng. Die Gefahr der Schweden war groß, ihr Rückzug fluchtartig. Wrangel
ber gesteht: „Unsere Sachen stehen in höchster Noth." Überall mussten sie sich
ückziehen, aus Böhmen, Schlesien, Mähren, wie aus Süddeutschland. Wrangel
ndte sich nach Meißen, überschritt bei Naumburg die Saale und eilte an die
ser, um Hessen und Schweden an sich zu ziehen. Die Kaiserlichen folgten ihm
f dem Fuße; sie hätten das schwedische Heer aufreiben können, da wandte sich
r Melander auf einmal nach Hessen, um die Landgräfin zu züchtigen,
: es unablässig mit Frankreich und Schweden und allen Feinden des Kaisers
lt. Pufendorf schreibt: „Nie seit Gustav Adolfs Tod waren die Schweden
größerer Gefahr. Verständige Leute aber sagten voraus, als sie Melander sich
en Hessen kehren sahen, dass er da nichts ausrichten würde, denn keine Armee
re nach Hessen gekommen, die nicht da ihren Untergang gefunden, der vielen
rgen, der engen Wege, der hohen Berge und trotzigen Bauern wegen, welche
en Fürsten über die Maßen ergeben und gut verstehen, mit dem Gewehre um-
gehen." Nach anderen Nachrichten hatte Gronsfeld von Maximilian geheimen
fehl, den Kaiserlichen nicht über die Weser zu folgen, ohne Zweifel, weil Maxi-
lian hoffte, mit Frankreich in Frieden zu bleiben, und weil Turenne auf
ten der Landgräfin drohte, in Bayern einzufallen, wenn Gronsfeld weiterziehe.
Hessen wurden keine großen Erfolge erzielt. Während Melander in Thüringen
weilte, Gronsfeld mit den Bayern nach Franken zurückgieng, nahm Wrangel
Interquartiere im Lüneburgischen. So endete das Jahr 1647 ohne einen
mentlichen Erfolg für die Kaiserlichen.[2]

Kündigung des Stillstandes.

Rückzug der Schweden.

Melander in Hessen.

In den Niederlanden dagegen war in diesem Jahre das Glück den Spaniern
nstig. Der Statthalter Erzherzog Leopold Wilhelm bewährte Einsicht,
uth und Thatkraft. Piccolomini und Beck, zwei fähige Männer, standen
ter ihm. Die Franzosen waren befehligt von zwei Marschällen, die sich gründlich
sten; Gassion war nüchtern, streng und wachsam, Rantzau nachlässig und
Trunkenbold, sonst aber ein guter Höfling, einschmeichelnd in Wort und Schrift.
r Erzherzog nahm Armentières nach kurzer Belagerung, dann Commines,
ens, am 18. Juni sogar Landrecies, obschon Turenne aus Deutschland

Flandern.

Erzherzog Leopold.

Gassion und Rantzau.

[1] W. Schreiber, l. c. S. 927—928.
[2] Ibid. S. 928—931.

herbeigerufen war. Rantzau nahm zwar Dixmuiden und Gassion nahm La Bassée, das erstere gieng aber bald wieder an die Spanier verloren und der tüchtige Gassion fiel bei Lens durch eine Kugel. Schwer hätte in diesem Jahre Spanien geschädigt werden können, wenn Mazarin es verstanden hätte, den Aufstand in Neapel besser zu benutzen, zur rechten Zeit Hilfe zu schicken, ohne Guise, für den die Bevölkerung war, hätte schalten und walten lassen. Dieser bewährte Kühnheit und glühenden Ehrgeiz. Er berief sich auf seine Verwandtschaft mit den Anjous. Allein Anna d'Austria sagte: „Wenn die Neapolitaner meinen zweiten Sohn zum Könige verlangen, so will ich sie mit aller Macht unterstützen, sonst aber sehe ich sie lieber unter den Händen meines Bruders als unter denen des Herzogs von Guise." Don Juan d'Austria machte schnell dem Aufstand in Neapel ein Ende.[1])

Ende des Aufstandes in Neapel.

Deutschland. Wie sehnte sich das arme Deutschland nach Frieden! Wassenberg schrieb im Jahre 1647: „O, Deutschland, erwache, gedenke deiner selbst, erstehe von diesem tödtlichen Kampfe! Das Reich kann nur durch das Reich, Deutschland nur durch Deutschland wieder geboren werden, und durch die Sonne der göttlichen Gnade wie ein Phönix aus der Asche seines eigenen Leibes hervorgehen. Nicht Katholiken oder Unkatholiken, nicht Römische oder Lutherische — Namen, den arglistigen Feinden willkommen — sollen uns davon abhalten, sondern als Glieder eines Leibes, eines Staates, als Brüder müssen sich alle Deutschen in Liebe umfassen und mit allen Kräften und Tugenden heldenmüthig jenem großen Ziele nachstreben. Das Vaterland schützen, vertheidigen, erhalten, dazu ist jeder, dazu sind alle verbunden. Aber nach beiden Seiten zu hinken, bald nach Paris, bald nach Stockholm zu blicken, Landschaften hingeben und Freiheit erkaufen zu wollen, bei Gott, das ist das war nie deutsch! Von dem Augenblicke an, wo wir das Rechte wollen und wagen, verschwindet die geringe Kraft der wenigen Fremden. Endlose Kriegsleiden wird ein ruhmvoller Friede folgen und ein Haupt des Doppeladlers mit Lorbeeren, das zweite mit Ölzweigen bekränzt werden." Aber noch ein ganzes Jahr sollte das arme Deutschland unter den Schrecken des fürchterlichsten Krieges dulden.

Friedenssehnsucht.

Krieg von 1648. Nach allen Seiten, in Spanien wie in Deutschland und in den Niederlanden, wollte Frankreich im Jahre 1648 mit neuer Kraft auftreten. Condé wurde aus Catalonien abberufen zum Heere, das in Flandern vordringen sollte. Statthalter in Catalonien wurde zuerst Mazarins Bruder Michael, Erzbischof von Aix; doch der launische und unfähige Mann war schon nach drei Monaten seines neuen Amtes müde und kehrte in sein Bisthum zurück. Der fähige Marschall Schomberg, sächsischer Herkunft, kam an seine Stelle, der sich an den Felsen von Lerida seinen Kopf nicht einstoßen wollte, dagegen durch Scheinbewegungen die Spanier täuschte und am 10. Juni vor Tortosa erschien, das er am 12. Juni mit Sturm nahm, trotz der tapfersten Vertheidigung. Selbst der Erzbischof fiel an der Spitze seines Clerus auf der Bresche. In Deutschland begann

Catalonien. Schomberg. Tortosa.

[1]) Henri Martin, l. c. vol. XII, p. 225—241.

: Feldzug frühzeitig. An der Stelle des bei Marburg verwundeten Holzapfel Deutschland.
rnahm Lamboy die Führung des kaiserlichen Heeres. Turenne überschritt am
. Februar mit 8000 Mann und 20 Kanonen den Rhein und vereinigte sich
13. März mit den Schweden bei Gemünden. Die Kaiserlichen zogen sich gegen
hern zurück. Bei Zusmarshausen bestand ihr Nachtrab am 16. Mai unter Zusmarshausen.
ontecuculi ein Gefecht gegen die mit Übermacht nachdrängenden Feinde. Der
derstand war tapfer und wohlgeordnet vier Stunden hindurch, als Holzapfel
t 900 Mann zuhilfe erschien, aber zum Tod verwundet wurde. Heftiger ent-
nn sich jetzt der Kampf, hartnäckig stritten die Kaiserlichen. Montecuculi
ng sich durch bis zum Lech, wo wieder der tapferste Widerstand geleistet wurde.
r Verlust der Kaiserlichen bei Zusmarshausen betrug 198 Officiere und 1804
meine. Von da an wich das vereinigte Heer, bei dem leider Werth und Spork
h nicht waren, von Stellung zu Stellung zurück, obschon die vereinigte Armee
dem Treffen bei Zusmarshausen aus 12.000 Reitern und 21.000 Mann
Fuß bestanden hatte.[1])

Die Gründe der Erfolglosigkeit dieses Kampfes schildert ein Brief des Gründe des Rückzuges.
erischen Staatsministers Grafen Kurz:[2]) „Von Lauingen bis an die
ser hat der Feind alle festen Orte inne. Man kann ihn aus diesen
llungen nicht vertreiben; allezeit sind auch mehr Reiter auf den Beinen
bei den Standarten, und ist dieses veraltete Übel ein unheilbares. Es ist
Soldaten kein Wasser zu hoch, kein Morast zu tief, kein Weg zu weit,
Ort zu fest, kein Mensch zu lieb, dass er sich aus Beutesucht nicht daran
gte. Proviant ist keiner mehr nachzuführen, weil keiner mehr zu bekommen
und noch weniger das Fuhrwerk. Diese unsere Lande haben euere und
ere Völker theils ausgeraubt, theils ausgezehrt; anderwärts ist auch nichts
brigt. Euer Getreide kommt nicht zur rechten Zeit, das Geld noch weniger
r es erkleckt nicht. Also muss die Soldatesca, auch wo sie dermalen steht,
hwendig zugrunde gehen, geschweige, wenn sie durch öde, verwüstete Länder
Feind verfolgen soll. Aus alledem geht die Unmöglichkeit hervor, angriffs-
se zu verfahren, sich auf Belagerungen einzulassen oder vorzurücken. Es
bei der kaiserlichen wie bei der bayerischen Armee so bestellt, dass, wenn
an den Feind gehen, dies allein aus Verzweiflung und um den Credit
h ein wenig zu erhalten geschieht, ohne Rücksicht auf Gewinn oder Verlust,
l das nicht sie, sondern ihre Führer angeht. Wie hoch diese ihr Interesse
ten, gibt die Erfahrung. Zu diesen Umständen kommt noch die Aussicht,
s nicht allein der Hunger und die Furcht, vom Feinde überfallen zu werden,
e Armeen nach Böhmen jagen dürfte, sondern auch, dass sie aus Armut
) Mangel in Meuterei verfallen. Eure Remontierung ist so bestellt, dass
den Abgang bei der Armee nicht zu ersetzen vermag, da jederzeit zweimal
viele zugrunde gehen, als aus Böhmen ersetzt werden. Eurer Reiterei kann
n Städte und Märkte nicht offen lassen, denn sie geberdet sich wie reißende

[1]) W. Schreiber, l. c. S. 932.
[2]) M. Koch, l. c. II, S. 414.

Wölfe und breitet sich aus gleich dem Igel, der kein anderes Thier in seiner Höhle leiden mag. Das Getreide sollte in Oberösterreich nicht erst aufgesucht werden, sondern schon an der Donau da sein, denn bis es anlangt, sterben und verlaufen sich die Truppen nach Tausenden. Dem Feinde ist dieses Elend wohl bekannt, darum willigt er ohne außerordentliche Vortheile in keinen Frieden. Ihr müsst daher Frieden machen oder allein kriegen, da uns, nachdem wir alles aufgesetzt, länger im Kriege zu bleiben nicht zuzumuthen ist, und zwar in einem Kriege, bei welchem nur Verlust herausseht und keine Hoffnung auf Schutz, nicht den geringsten, zu schöpfen ist." Welche Zustände enthüllt uns in einfacher Sprache dieses an den kaiserlichen Vicekanzler gerichtete Schreiben! Was muss das arme deutsche Volk gelitten, wie die Verwilderung mit dem Elende zugenommen haben! Zugleich sehen wir, dass Bayern abermals geneigt war, vom Kaiser abzufallen. —

Sehnsucht nach Frieden. Die letzten Kämpfe. Allgemeines Elend.

Piccolomini. Dieser raffte alle Kraft zusammen. Aus den Niederlanden wurde der tüchtige Piccolomini an die Spitze der Armee berufen, aber auch er fand die einzige Rettung im Rückzuge. Von Augsburg gieng's nach Friedberg, dann in die Stellung am Lech bei Rain, in welcher Tilly sein Ende gefunden hatte, dann nach Ingolstadt zur Vertheidigung der Isar. Überall, wo die Schweden

Bayern verwüstet, vordrangen, nahmen sie furchtbare Rache am bayerischen Volke und verübten gräßliche Thaten, brannten erbarmungslos die Dörfer nieder, wenn die Bevölkerung die unerschwinglichen Summen nicht aufzubringen vermochte. Erst der Inn bot den Schweden und Franzosen Halt, sie vermochten keine Brücke zu schlagen. Am 9. Juni traf Piccolomini bei der Armee ein, mit ihm kam Johann von

von Feinden gesäubert. Werth und jetzt gieng es wieder voran. Am 25. Juni zogen die Schweden und Franzosen gegen die Donau, am 2. Juli vollbrachte der unermüdliche Johann von Werth eines seiner kühnen Reiterstücklein, bei dem 500 Schweden niedergehauen und ebensoviele gefangen genommen wurden. Am 6. October[1]) vollführte

Dachau. er den glänzenden Überfall bei Dachau. In der Nähe war, von Morästen umgeben, ein Forst mit stattlichen Hirschen. Wrangel war ein eifriger Waidmann und Turenne gleichfalls. Um ungestört seiner Jagdlust fröhnen zu können, stellte er sechzehn Schwadronen auf den einzigen Weg, von dem der Forst zugänglich war. Johann von Werth erfuhr davon, wählte unter seinen Reitern die

Johann von Werth. besten aus und auf einmal hatte er die Hüter niedergehauen und war nahe daran, die feindlichen Feldherren bei ihrer Jagd gefangenzunehmen oder zu tödten. Da zeigte ihnen ein Hirsch, der in seiner Angst den Weg durch den Morast fand, eine Stelle zur Flucht. Wrangel entkam, aber sein Bruder und sein Vetter und der junge Horn und viele Officiere wurden gefangen und 1000 Pferde und silbernes und goldenes Tafelgeschirr erbeutet. Zur Sühne für Dachau, wie er es nannte, ließ Wrangel fünfzig Dörfer zwischen Isar und Lech in Rauch aufgehen. In der Nähe von Rain band Johann von Werth zum letztenmale mit dem

[1]) W. Schreiber, l. c. S. 949—951.

einden an, welche auf dem Rückzuge waren. Bayern ward von Feinden gesäubert, iccolomini brach am 15. October nach Böhmen auf, um auch hier den eind zu verjagen.

Im Mai hatte sich Königsmark von Wrangel getrennt und, nachdem Böhmen. : Verstärkung an sich gezogen, den Weg nach Böhmen genommen. Tauß, lattau, Schüttenhofen, Bischofteinitz, kamen rasch in seine Gewalt, da alle rfügbare Mannschaft beim Hauptheere in Bayern war. Bald kam Ver- ärkung unter dem Pfalzgrafen Karl Gustav, dem Sohne von Gustav Karl X. Gustav. olfs Schwester Katharina, der zum Nachfolger Christinas bestimmt, durch ne glänzende That sich die Liebe der Schweden erwerben wollte. Das Ziel ar Prag.

Ein verabschiedeter kaiserlicher Oberst-Lieutenant, Odowalsky, bot die Odo- walsky. and zur leichteren Einnahme der Hauptstadt. Er hatte in einer Schlacht den chten Arm verloren, dann den Abschied erhalten und ein kleines Gut bei Eger kauft, war aber nach Eroberung dieser Stadt durch die Schweden um sein nzes Vermögen gekommen. In Prag hatte er dann dem Kaiser seine Noth orgestellt und von ihm eine Anweisung auf 200 Gulden und das Versprechen ner Commandantenstelle erhalten. Die Minister aber ließen ihn hart an, als r sie mit seiner Bitte überlief. Aus Zorn und aus Noth trug er jetzt seine ienste den Schweden an, und diese verstanden einen Mann an sich zu fesseln, er für sie wegen genauer Kenntnis der Festungswerke von Prag hohen Wert atte. In Eilmärschen, auch bei Nacht, kamen die Schweden unerwartet in der rühe des 26. Juli 1648 vor Prag an. Odowalsky schlich mit hundert Musketieren Prag. r die Stadt und brach ein Thor auf. Die wenigen Wachen wurden getödtet oder rjagt, Prag lag im tiefen Schlaf, binnen einer Stunde waren die Schweden erren der Kleinseite. Königsmark hatte seinen Truppen dreitägige Plünderung rsprochen und die Beute, welche sie machten, soll sich auf zwölf Millionen be- ufen haben. Am andern Morgen begann der Angriff auf die Alt- und Neustadt. ie Besatzung war schwach und hatte nur zwei Kanonen, die Bürgerschaft hatte ine Waffen, Kanonen mussten erst aus Glocken gegossen werden, Waffen- und chießbedarf erst bei Trödlern angekauft werden, dennoch schlugen die zum Kampf ir das Haus Österreich entschlossenen Bewohner derselben Stadt, welche vor acht- ndzwanzig Jahren für den Winterkönig gekämpft hatte, alle Stürme ab. 900 Studenten bildeten ein Freicorps und stritten unter der Führung des Jesuiten eorg Plach gleich den kampfgeübtesten Soldaten. Adel und Beamte bildeten ünf Compagnien Reiter, 200 Ordensgeistliche vertheidigten einen der wichtigsten osten, selbst die Juden thaten sich durch Muth hervor. Bald gelang es General uchheim, 1200 Mann Kaiserliche in die Stadt zu werfen. Der Muth stieg it der Hoffnung auf Entsatz. — Indes nahmen die Schweden noch Tabor, etschen und 4000 Mann und acht Kanonen führte Wittenberg von Prag b, um Schlick zurückzuwerfen, Linz zu erobern und den Kaiser gefangen zu ehmen. Die Bauern regten sich in Oberösterreich und standen mit den Schweden n Verbindung. Am 4. October brachte der Pfalzgraf Karl Gustav 8000 Karl Gustav. Mann neue Truppen vor Prag. Keine Drohung frommte, jeder Antrag wurde bgelehnt, jeder Sturm abgeschlagen. Da nahte Entsatz unter Feldmarschall olz, am 2. November zogen die Schweden ab. Matthias Koch sagt über

diesen langen Widerstand der Prager gegen die schwedische Übermacht mit Recht, es sei eine patriotische Großthat, deren keine deutsche Stadt zu jener Zeit sich rühmen könne, und Brünn und Prag hätten bewiesen, was der Gemeinsinn und die Vaterlandsliebe über auswärtige Feinde vermöge. „Mangelt dem geschichtlichen Zeitraume von 1637 bis 1648 Großes und Erhebendes in einem das Nationalgefühl erdrückenden Grade, müssen wir der Demoralisation unserer Fürsten uns schämen, beklagen wir das Elend, welches der aus schlechten Leidenschaften entsprungene Krieg über das deutsche Volk gebracht hat, oder begegnen wir nur überall dem Verrathe an Deutschland oder der wankenden Treue, werden wir doch auch Bürgertugenden gewahr, die an die erhabensten Beispiele des Alterthums erinnern. Diese That ist umso höher anzuschlagen, als es sich hier um mehr als um die Rettung von Prag allein handelte. Die Prager durften stolz sein, denn die von den Schweden vor den Mauern ihrer Stadt erlittene Niederlage war die schmählichste im Laufe des ganzen Krieges. Bürger, Studenten und Geistliche trugen den Sieg über sie davon, obgleich sie über überflüssige Streitkräfte verfügten, die Ortslage sie begünstigte und ihre besten Generale befehligten."

Ende des Krieges. Zu einer Schlacht mit dem Entsatzheere unter Goltz kam es nicht mehr, denn am 24. October 1648 war der Friede unterzeichnet worden. In Böhmen hatte der große deutsche Krieg begonnen, in Böhmen endete er — aber nicht der Kampf zwischen Spanien und Frankreich, der im Jahre 16[illegible] in den Niederlanden mit allen Wechseln des Glückes fortgesetzt wurde.

Flandern. Erzherzog Leopold Wilhelm nahm Courtrai und drang bis an die Grenze der Picardie vor, eroberte Furnes, rettete Ostende, schlug Ranzau

Lens. nahm Lens. Da nahte Condé und am 20. August 1648 kam es bei Lens zu einem verzweifelten Kampf. Condé rief den Seinen zu: „Denkt an Rocroi, an Freiburg, an Nördlingen." In der höchsten Gefahr entfaltete er den ganzen Glanz seines Genies und die fortreißende Gewalt seines Beispiels. Am Abend bedeckten 3000 Spanier das Schlachtfeld und waren 5000 gefangen. Beck starb an den Wunden und aus Gram über den Verlust der Stadt. Nur die Unruhen in Frankreich retteten diesmal Flandern vor der Eroberung.[2])

Doch in Deutschland ertönte der süße Name Friede nach 30 Jahren der Schlachten, des Brandes, der Verheerung und der Krankheiten. Zwei Drittel, die Blüte der Bevölkerung, waren dahingerafft, und was noch überlebte, war gebrochen, verwildert; ein Hauch der Verwesung hatte sich über Deutschland ausgebreitet. Wenn eine Nation an ihrer eigenen Sprache irre wird, wie die deutsche in jener Zeit, so ist es ein Zeichen, dass sie in ihrem innersten Mark angegriffen ist. Die Schilderungen des Elends jener Zeit lauten entsetzlich.[3])

Pfalz. So heißt es von der Pfalz: „Das Land gleicht einer arabischen Wüste. Wir hören nichts als täglich jammern und wehklagen und können nur mit

---

[1]) M. Koch, l. c. II, S. 440.

[2]) Vie de Condé (Coste), l. c. p. 156—160.

[3]) Inama Sternegg, Die volkswirtschaftlichen Folgen des dreißigjährigen Krieges — in Raumers „Historisches Taschenbuch", 1864, I, S. 104.

hränen und Seufzen ihnen Trost zusprechen." Von Mannheim, Heidelerg und Neustadt wurde behauptet, dass nur der fünfzigste Theil der Bevölkerung noch übrig sei. Was nicht dem Schwert erlag, wurde durch Hungersoth und die Pest weggerafft. In Tirol, in Schwaben, am Main und m Rheinstrom war kein Ort rein von Ansteckung. In Worms allein erigen 20.000 Menschen der Pest. Die Leute nährten sich von Gras, Wurzeln, Hungersnoth.
irren und grünen Baumblättern, und waren froh, wenn sie Häute von Kühen nd Pferden bekamen. In der Noth verschlangen sie das Ekelhafteste, verzehrten enschenfleisch, Aser. Die Frösche, meint ein Zeitgenosse, waren einst in Ägypten ne Plage, jetzt würde man sie für eine Wohlthat Gottes halten, wenn man ur genug fände. Die Preise guter Lebensmittel erreichten eine fabelhafte Höhe. abei war von Zucht und Ordnung keine Rede mehr. Selbst Fürsten durften ch von ihrer Residenz ohne starke Bedeckung nicht mehr eine halbe Stunde entrnen. Und wie es in Oberdeutschland war, so war es in Niederdeutschland, n Westen und im Osten, in Pommern wie im Elsass, in Lothringen wie in achsen.[1]) Von den Schweden unter Oberst Sparre heißt es: „Ich kann ohne Verwilderung der Schweden.
chrecken nicht erzählen, wie die Schweden so Viele vom Adel und Unadel gerügelt und gepeitschet, an die Pferde gebunden und fortgeschleppet, alles, was nen begegnet, des Raubens und Plünderns ungedacht, niedergeschossen, ermordet, ielen Stränge um den Hals gelegt, sie in der Stadt herumgeführt, sie gehraubt und gedrehet, daß ihnen Augen und Gehirn aus dem Kopfe gegangen, rennende Schwefellichter an den Leib geworfen, die Daumen eingeschraubt, sie it Füßen getreten, daß das Blut zum Halse und Wunden zugleich herausgelaufen, Rippen, Arme und Beine entzweigeschlagen, Etliche in Brunnen gejagt, n den Dachrinnen gewippt, in Backöfen gebraten, Kinderbetterinen gemartert, nen die Kinder aus den Armen genommen und wider Gottes Boden geschmissen, rauen und Jungfrauen, betagte und unmannbare Weibsbilder, im Beisein ihrer Männer und Eltern, in Häusern, auf dem Markte und Gassen, auf dem Kirchof und in den Kirchen bis auf den Tod verunehrt, und dermaßen mit ihnen erfahren, dass Viele, um solcher bestialischen Grausamkeit zu entgehen, sich von en Fenstern, Dächern, Felsen und Mauern herabgestürzt; freiherrlichen, adeligen nd andern vornehmen, zuvor überwältigten Frauenzimmern, über 300 an der Zahl, ihren Raub aufgelegt, sie mit Bastonaden, wie das Vieh, vor sich herjagt, oder an einem Seile um den Hals neben den Pferden fortgeschleppt, und as dergleichen Sachen mehr, welche Türken und Tataren, geschweige denn uns ls Christenmitgliedern und Landsleuten, zu hören ein Greuel und Abscheu sein würde."[2])

Zu hunderten ließen sich derartige Stellen anführen, sie zeigen alle, wie entsetzlich die Zustände in Deutschland waren. Welcher Deutsche von Ehre und Bildung mag da noch Gustav Adolf als den Retter der deutschen Freiheit preisen! — Aber auch seine Schweden, die er zuerst nach Deutschland führte, hatten an der Verwilderung zu leiden, welche sie über Deutschland brachten. Welcher Gegensatz zwischen den Unholden des dreißigjährigen Krieges und dem einfachen Leben der Schweden, wie sie uns E. M. Arndt

[1]) Vergl. Raumer, Geschichte Europas, III, S. 598—614. — Schreiber, l. c. S. 953—954.

[2]) Hauser, Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, S. 186.

schildert, als gute, schlichte, allerliebste Natürlichkeiten in Gestalt, Haltung, Rede und Sitte, klar und gerade in der Unverwüstlichkeit der einfachen, tapferen Nordnatur, als ernsten, stillen, freundlichen Wesens, frei und vor nichts scheu und erschrocken.[1]) Schwedens größter Geschichtschreiber[2]) muss, so sehr er auch eingenommen ist für Gustav Adolf und die großen Kriegsthaten der Nation, doch zugestehen: „Der Friede, wie ersehnt auch, ist sowohl als der Krieg, bei seinem Eintritt ein Zeitpunkt der Verlegenheiten. Die lange nach auswärts gerichteten Kräfte werfen sich auf den Körper zurück. Kommt hinzu, dass die Menschen überhaupt der Nothwendigkeit, die im Krieg fühlbar genug ist, sich unterwerfen, aber keine Grenze für ihre Wünsche wissen, wenn dieses Raum gewinnt, so prüft ein Friede, nicht minder als der Krieg, die Kraft einer Regierung. In Schweden hinterließ dieser große Krieg so tiefe innere Missverhältnisse, dass Christina damit endete, ihre Lösung einer anderen Hand zu überlassen. — Der Krieg war unproportioniert zu den Kräften des Landes. Die Krongüter mussten an den Adel veräußert werden, dadurch kamen die Steuerbauern an den Adel und wurden folglich von unmittelbaren zu mittelbaren Bauern umgeschaffen.“ — Also nicht bloß die Tochter des Eroberers büßte für seinen Ehrgeiz, sondern die freien Bauern verloren durch ihn ihre Freiheit, während Gustav Wasa mit Stolz die Losung führte: „Mit Gott und Schwedens freier Bauernschaft!“ Im Adel entstand eine Ruhmgier, eine Unruhe, die von Krieg zu Krieg und endlich zum Unglück unter Karl XII., zur Ohnmacht der Monarchie, zur Abhängigkeit vom Auslande führte. —

Folgen des Krieges für Schweden.

Der Westfälische Frieden.

Während die Schrecken des Krieges über jedes Gebiet in Deutschland kamen, waren zwei Städte in Westfalen, Osnabrück und Münster, der stille Sitz, wo über den Frieden verhandelt wurde, nach dem das arme Deutschland sich sehnte, wie die welke Flur nach dem Regen. Dennoch nahmen die Verhandlungen einen langsamen Verlauf und drohten mehrmals abzubrechen. Schuld daran war die Schwierigkeit der Fragen, die gelöst, die Vielfältigkeit der Interessen, die ausgeglichen werden sollten, endlich die Kriegslust des älteren Oxenstjerna und die Absicht Mazarins, den Krieg fortzusetzen, um die unruhigen Kräfte Frankreichs im Auslande zu beschäftigen und im Inneren vor Empörungen sicher zu sein.

Schwierigkeit des Friedens.

Papst Urban VIII. hatte schon 1636 auf einen Friedenscongreß in Köln gedrungen, Gesandte Spaniens und des Reiches hatten sich eingefunden.

[1]) Arndt, Die Schweden oder die Skandinaven insgemein. Monatsblätter der „Allgem. Zeitung“, 1847, S. 367.
[2]) Geijer, l. c. III, S. 387.

rankreich zögerte, weil Schweden und Holland, seine Verbündeten, die Theil- Grund der
ahme an einer Friedensverhandlung verweigerten, die in einer streng-katho- Verzöge-
schen Stadt unter Vermittlung des Papstes stattfinden sollte. Auch fürchtete rung.
an Rangstreitigkeiten zwischen Frankreich und Schweden, von denen jede
Macht den ersten Platz nach dem Kaiser ansprach. Frankreich trug auf ab-
sonderte Verhandlungen zwischen dem Kaiser und Schweden an, etwa in
amburg oder Lübeck, in der Art, dass ein französischer Abgesandter am
hwedischen Verhandlungsorte verweilen sollte und umgekehrt ein schwedischer
bgesandter am Orte, wo Frankreich mit dem Kaiser verhandle. Ferdinand II.
igte sich bereit, aber Richelieu, welcher den Frieden nicht wollte, verlangte
uf einmal, dass auch die protestantischen Bundesgenossen an den Verhand-
ngen in Köln theilnehmen, und dass auch der Friede zwischen Spanien
nd Frankreich und das Verhältnis Spaniens zu den Niederlanden in Köln Wahl der Orte
erhandelt werden sollten. Ferdinand II. mochte aber geächtete Empörer nicht der Ver-
ls berechtigte Gegenpartei betrachten und Richelieu gab seinem Bevollmäch- handlung.
gten d'Avaux die geheime Weisung, durch immer neue Schwierigkeiten den
rieden zu verzögern. Als Ferdinand III., dem Verlangen des Reichstages
u Regensburg 1640 nach Frieden nachgebend, auch den ehemaligen Mit-
liedern des Heilbronner Bundes Geleitsbriefe ausstellte, fand Richelieu,
öln sei von Lübeck zu weit entlegen, und schlug die Städte Osnabrück
nd Münster vor. Der Kaiser gab aus Friedensliebe auch hierin nach. Am
5. November 1641 schlossen Konrad von Lützow für den Kaiser, d'Avaux
ür Frankreich, Adler Salvius für Schweden, in Hamburg die Friedens- Präliminarien.
räliminarien [1]) dahin ab, dass der Kaiser zu Münster mit Frankreich, unter
Vermittlung des Papstes und der Republik Venedig, und in Osnabrück mit
Schweden unter der Vermittlung Dänemarks über den Frieden verhandeln
ollte, und zwar sollten die Unterhandlungen am 25. März 1642 beginnen;
eide Städte sollten zu diesem Behufe neutral erklärt, von Besatzungen frei
nd beide Congresse als ein einziger betrachtet werden.

Adler Salvius forderte in Hamburg im Namen Schwedens: Amnestie Was Schwe-
ür alle und Restitution nach dem Stande von 1618, ganz Pommern als den fordert.
Reichslehen mit Einwilligung Brandenburgs, und Befriedigung der schwedischen
Armee, damit Schweden dieser Last enthoben werde. [2]) Trotz der Friedens-
iebe des Kaisers geschah jedoch im Jahre 1642 gar nichts, die Franzosen
ergelten an der Form für die Geleitsbriefe, eine geheime Botschaft des
Kaisers an Mazarin wegen eines besonderen Friedens blieb ohne Erfolg. Die
Beschlüsse einer Reichsdeputation in Frankfurt boten schwere Hindernisse. [3])

---

[1]) Adami, Relatio historica de pacificatione Osnabrugo-Monasteriensi. Francofurti 1707. Cap. III.
[2]) M. Koch, l. c. I, S. 345.
[3]) Ibid. I, S. 380—416.

Endlich wurde am 2. April 1643 in Frankfurt beschlossen, dass die Friedensverhandlungen am 11. Juli dieses Jahres stattfinden sollten. Zuerst waren die kaiserlichen Gesandten am Platze, Crane und Ludwig von Nassau in Münster und Graf Auersperg und Dr. Isaak Volmar in Osnabrück; im October 1643 kamen die Spanier, im November der Venetianer Contarini, aber erst im März und April 1644 die französischen Gesandten, Graf d'Avaux und Servien. Obschon Ludwig XIII. schon am 14. Mai 1643 verstorben war, so entschuldigten sie ihre verspätete Ankunft doch mit dem Tode des Königs; obschon sie mit Spanien über Frieden verhandeln sollten, hatten sie auf ihrem Wege über Holland doch ein Angriffsbündnis gegen Spanien geschlossen. Sie begannen ihre Thätigkeit mit Ränken, um den Frieden zu verzögern, mit Streit über Titel und Vorrang; sie wollten überall den ersten Platz nach den kaiserlichen Gesandten, vor den Spaniern einnehmen; sie stießen sich daran, dass in den Vollmachten Philipp IV. den Titel König von Portugal und Prinz von Catalonien führte. Kaum angekommen, erließen sie am 6. April 1644 ein lateinisches Rundschreiben an die deutschen Reichsfürsten, voll Lästerungen gegen Habsburg und voll Klagen, dass sie keine Abgeordneten weder der Reichsstände überhaupt, noch der einzelnen Fürsten und Städte vorgefunden hätten. Für die Freiheit Deutschlands hätten Frankreich und Schweden die Waffen ergriffen und würden nicht ruhen, bevor nicht Deutschland seine Freiheit wieder erlangt habe. Jeder Fürst, jede Stadt sollte Gesandte schicken, um Frankreich in diesem heilsamen Werke zu helfen, sonst reiße Österreich alle Macht an sich und mache es mit Deutschland geradeso, wie es vor kurzem mit Böhmen gethan.[1])

Französische Arglist.

Klage gegen Habsburg.

„Was seit Beginn des Reiches der Gesammtheit zugehörte, das hat die Macht Weniger auf Einen übertragen. Was bedarf es vieler Worte? Längst wird gehört, dass das Haus Österreich nach der Herrschaft über Europa strebt und dass es die Grundlage dieses Gebäudes und der Macht über das Reich als über den Mittelpunkt Europas, sucht. Um diesen Zweck zu erreichen, sollen alle Majestätsrechte, alle Giltigkeit der Gesetze, alle obrigkeitlichen Ämter den Ständen entrissen werden. Das Haus Österreich allein hat mehrere Kurfürsten und Fürsten verjagt, hat allein das Recht der Waffen sich zugeeignet und will jetzt das Recht, den Frieden zu schließen, sich allein anmaßen. Geschieht dies, so wird es nicht euer Friede sein, so wird Deutschland allein, während das übrige Europa der Ruhe genießt, seiner Verfassung beraubt, nicht nur von einem unumschränkten Kaiser, sondern auch von den Winken Spaniens Krieg oder Frieden empfangen." — Während also die französische Regierung im eigenen Lande auf den Absolutismus lossteuerte, schrieb sie verleumderisch dasselbe Streben dem Kaiser zu. Ihre Absicht dabei war keine andere, als die Kaisermacht vollkommen zu zertrümmern, Deutschland in lauter Bruchtheile aufzulösen, um selber über diese zu herrschen. Der Vorwurf war ebensowenig originell als begründet. Schon 1640 hatte eine Schrift vom Vater des Philipp von Chemnitz — vielleicht

[1]) Meiern, Acta Pacis Westfalicae, I, p. 219, 222.

uf Eingebung Gustav Adolfs verfasst[1]) — das deutsche Reich als eine Republik Hippolytus a Lapide.
ezeichnet, welche Habsburgischer Ehrgeiz in eine absolute Monarchie umzuwandeln
rohe: wenn man alle einzelnen Majestätsrechte durchgehe, das Recht der Gesetz-
ebung, das Recht, den Gottesdienst zu bestimmen, das Recht des Krieges, Friedens
nd der Bündnisse, das Recht, in die Reichsacht zu erklären und Auflagen auszu-
hreiben, die Reichsämter zu besetzen und Münzen zu schlagen, so seien dies alles
echte des Reiches und hätten nie dem Kaiser zu eigenmächtiger oder alleiniger
estimmung zugestanden. Die Habsburger hätten diese Rechte an sich gezogen,
ein göttliches und menschliches Recht mehr geachtet, und was die früheren Kaiser
on deutscher Freiheit noch übrig gelassen, mit einem einzigen Stoße zertrümmert
nd gegen alle Stände ohne Unterschied die beharrlichste Tyrannei ausgeübt." Nie Historisches Recht.
t eine falschere Behauptung aufgestellt worden. Sinn für das historische Recht
t den Habsburgern insbesondere eigenthümlich, und Ferdinand II., wie
in Sohn, suchten in diesen außerordentlichen Wandlungen der Dinge vielleicht
ur allzu eifrig die überlieferte Form der Reichsverfassung aufrecht zu erhalten.

Dass in Osnabrück die schwedischen Gesandten am 4. December 1644 Schweden.
ie gleichen Forderungen stellten, wie die Franzosen, ist leicht begreiflich; alle
eichsstände müssten entweder in Person oder durch Bevollmächtigte zugegen
ein, denn ihretwegen wäre solange der Krieg geführt worden. Nur das
affenglück der Feinde ließ den Kaiser von dem ihm zustehenden Recht, im
amen des Reiches zu unterhandeln, diesmal absehen. Zugleich hoffte man
n Wien, dass vielleicht noch ein Vortheil daraus erwachse, wenn der Kaiser
icht für sich allein den Feinden gegenüber stehe. So ertheilte Ferdinand III. Transferierte Reichsdeputation.
enn der Reichsdeputation zu Frankfurt die Weisung, sich nach dem Ort der
riedensunterhandlungen zu begeben. Doch gieng die Hoffnung auf diese
ilfe wenig in Erfüllung. Die katholischen Gesandten giengen nach Münster,
ie protestantischen nach Osnabrück, einige Reichsstände beschickten beide Orte
gleich. Meist giengen sie am Gängelband der französischen oder schwedischen
olitik, doch waren auch reichbefähigte, hochgebildete Männer darunter, welche
in Herz für das gemeinsame Interesse aller Deutschen hatten. Von anderen
edoch bemerkt der darmstädtische Gesandte, es seien die frechsten, boshaftesten
nd gefährlichsten Leute, die man aus den vier Ecken des römischen Reiches
usammenbringen könne.[2]) Ihre Kriecherei steigerte den Hochmuth, die Hab-
ucht der Schweden und die Anmaßung der Franzosen.

Am 16. Juni 1645 übergaben die Franzosen in französischer Sprache Forderungen der Franzosen und Schweden.
u Münster und die Schweden zu Osnabrück in lateinischer Sprache den Ver-
retern des Kaisers ihre Forderungen: allgemeine und unumschränkte Amnestie,
as Königreich Böhmen eingeschlossen, Herstellung aller Reichsstände in den
Zustand von 1618, Sicherstellung der Reichsverfassung, Beseitigung der bis-
erigen Übung, bei Lebzeiten eines Kaisers dessen Nachfolger mit dem Titel

[1]) Dissertatio de ratione status in Imperio nostro Romano Germanico, auctore Hippolyto a Lapide, wahrscheinlich zu Stettin gedruckt.
[2]) Koch, l. c. II, S. 115. — Meiern, Acta Pacis Westfalicae, I, p. 435.

eines römischen Königs zu wählen, Erhaltung der Reichsstände bei allen ihren Freiheiten, namentlich bei dem Rechte, zu ihrer Sicherheit mit den auswärtigen Mächten Bündnisse zu schließen, endlich Schadloshaltung für die Kosten und Sicherstellung für die Zukunft, Bezahlung für ihre Armee und ein gleiches für ihre Bundesgenossen, Hessen und Siebenbürger. Hierin waren die Forderungen beider Mächte gleichlautend. Schweden verlangte noch vollkommene Ausgleichung zwischen Katholischen und Evangelischen hinsichtlich des Religionsfriedens und der geistlichen Güter, und Frankreich verlangte, dass nach Abschluss des Friedens zwischen Frankreich, dem Kaiser und Spanien, der Kaiser sich in keine Kriege und Streitigkeiten einmische, die noch zwischen Frankreich und Spanien entstehen könnten, und unter keinem Vorwand den Feinden Frankreichs und Spaniens Vorschub leiste.

Antwort des Kaisers.

Das waren hochmüthige Forderungen! Im Gegenentwurf des Kaisers war als das Jahr der Amnestie 1630 bezeichnet, also Böhmen und die kaiserlichen Erblande von den Forderungen ausgeschlossen; hinsichtlich der Religionshändel erklärte sich der Kaiser bereit zur gütlichen Beilegung, nur müsse dies in reichsverfassungsmäßigem Wege geschehen. Bündnisse der Reichsstände mit auswärtigen Mächten wolle er sich gefallen lassen, sofern diese Bündnisse nicht wider ihn und das Reich gerichtet seien und den Landfrieden nebst den Eid nicht verletzen, womit jeder Reichsstand dem Kaiser und dem Reich verbunden sei. Der Antrag, bei Lebzeiten des Kaisers keinen Nachfolger zu wählen, sei unvereinbar mit der Goldenen Bulle und den Rechten der Kurfürsten. Spanien anlangend müsse der Kaiser bei Abschluss des Friedens zunächst die Versicherung haben, dass auch Frankreich und Schweden seinen Feinden nicht beistehen wollen. Genugthuung zu fordern sei nicht Sache Schwedens und Frankreichs, sondern des Kaisers wegen des gewaltsamen und von ihm unveranlassten Einbruches in das Reich und seine Erblande. Mit der Landgräfin von Hessen sei ein Vergleich im Werk; der Fürst von Siebenbürgen aber gehöre nicht unter die Reichsstände noch unter die deutschen Bundesgenossen Schwedens. Mit andern Worten, all diesen Forderungen war die Spitze abgebrochen, man stand dem Frieden geradeso fern, als im Jahre 1642, wenn es nicht gelang, die Schweden von den Franzosen oder diese von jenen zu trennen.[2])

Trautmannsdorff.

Solches versuchte der neue Vertreter des Kaisers, Graf Trautmannsdorff, ein Mann von uraltem Geschlecht und Namen, eigentlich Stüchse von Trautmannsdorff, nach dem ältesten Sitz Stuchs oder Stixenstein. Nach dem Saalbuch von Klosterneuburg erscheinen sie schon in den Tagen Heinrich Jasomirgotts unter den Edlen des Landes. In der Entscheidungsschlacht auf dem

---

[1]) Meiern, l. c. I, p. 618.

[2]) Koch, Geschichte des deutschen Reichs unter der Regierung Ferdinands III. Bd. II, S. 113—141.

larchfeld am 26. August 1278 stand Albert Stuchs von Trautmanns-
rff mit 14 Söhnen auf der Seite Rudolfs und 14 Stüchse von Trautmannsdorff
len in diesem Kampfe ritterlich auf ihren Schild. 23 Trautmannsdorffe fielen Geist der Familie.
r die Sache Friedrichs des Schönen gegen Ludwig den Bayern in der Schlacht
i Mühlfeld, 28. September 1322; nur zwei, der riesenstarke Herrand und
n Vetter Hector, schlugen sich durch. Der berühmteste ist Graf Maxi-
ilian von der steirischen Linie, geboren 23. Mai 1584 zu Graz, wo noch
e Trautmannsdorffgasse besteht; an der dortigen Universität erzogen, trat er
erst beim Reichshofrathe in Dienst und brachte die Jahre 1612—1619 am
fe des Kaisers Matthias zu, der ihn zum Obersthofmeister seiner Gemahlin,
r Kaiserin Anna, ernannte; später bekleidete er dieselbe Stelle bei Ferdinands II.
emahlin Eleonore. Für Ferdinand die letzte Hoffnung der an den Fort-
stand eines starken Österreich Glaubenden, war Graf Maximilian unermüdlich Graf Max
d mit Geschick und Glück thätig: er widerstand dem maßlosen Ehrgeiz Khlesels
d betrieb Ferdinands Wahl zum König von Ungarn 1. Juli 1618, dann
Frankfurt 9. September 1619 seine Wahl zum Kaiser; er führte dann in
ünchen die Unterhandlungen mit Maximilian von Bayern und dessen
ruder, dem Kurfürsten von Köln, zum Bunde mit dem Kaiser gegen den
öhmenkönig und die ganze Union. Von München eilte Graf Max nach Rom
r Unterhandlung mit dem Papste und dem spanischen Gesandten und hatte
ieder den besten Erfolg; er befestigte dann auf dem Reichstag zu Regensburg
622 das Bündnis zwischen Ferdinand und Max, schloss dann Frieden mit
ethlen, wohnte Juli 1622 der Krönung der Kaiserin in Ungarn bei und
hrte die verwickelten Unterhandlungen wegen Rückstellung des Landes ob der
ms von Bayern an den Kaiser und beendete sie 1628 mit Glück. So lange
allenstein, dessen maßlosen Ehrgeiz er wohl durchschaute, für den Kaiser wirkte,
terstützte ihn Trautmannsdorff, drang aber auf seine Enthebung, sobald er zur
erzeugung von seinem verrätherischen Treiben gelangte. Er begleitete dann den
ngen König Ferdinand III. ins Feld zum Sieg bei Nördlingen 1634 und
wann den Kurfürsten von Sachsen zum Frieden von Prag 20. Mai
635. Der bewährten Umsicht, Treue und Thatkraft dieses Mannes vertraute nun
r Kaiser die weitreichendsten Vollmachten zum Abschluss des Friedens an. Am
9. November 1645 traf Trautmannsdorff in Münster ein.

Alsbald beschwerten sich die Franzosen, dass er die spanischen Gesandten in Münster.
or ihnen empfangen habe, worauf ihnen aber der Vertreter des Kaisers zurück-
gen ließ, es sei doch der Vernunft und der Billigkeit angemessen, früher Freunde
nd Bundesgenossen, als andere zu besuchen, die wider uns in offener Feindschaft
iteinander stehen. — Dann grollte wieder der Herzog von Longueville,
er zwischen den beiden anderen hadernden Franzosen vermitteln sollte, dass ihm
rautmannsdorff nicht den Titel Hoheit gegeben habe. Doch hatte dieser Minister
ne solche gewandte, sichere und angenehme Art des Benehmens, dass er den
ranzosen bald Hochachtung abzwang, zumal sie merkten, dass er des Kaisers
olles Vertrauen besaß.

In der That hatte Trautmannsdorff von Ferdinand III. geheime, Schwie-
nbedingte Vollmacht erhalten,[1]) mit Frankreich und Schweden den Frieden zu rigkeiten.
chließen und zu bekräftigen. Aber mit welchen Schwierigkeiten hatte der Minister
es Kaisers zu kämpfen! Näherte er sich Frankreich, so klagte Spanien über ihn

[1]) Koch, l. c. II, S. 137.

und suchte ihn beim Kaiser anzuschwärzen; näherte er sich Schweden, so be-
Maximilian I. schwerte sich Maximilian, der Kaiser wolle den Frieden nicht, den er doch so leicht haben könnte; er dürfe nur das Elsass an Frankreich abtreten. Maximilian hielt sein Ende für nahe und wollte deshalb um jeden Preis seinem Nachfolger den Frieden im Lande hinterlassen. Die Protestanten in Österreich selber stachelten die Schweden fortwährend, ja nicht nachgiebig zu sein. Wollte Trautmannsdorff den Protestanten sich gefällig zeigen, so erklärte der spanische Gesandte, der Entschluss seines Königs stehe fest, lieber all seine Königreiche und selbst das Leben hinzugeben, als das mindeste geschehen zu lassen, was den heiligen Glauben bloßstellen könnte. Von den Ständen des Reiches war Ferdinand größtentheils im Stich gelassen, sie krochen vor den Feinden und trotzten ihrem Kaiser. Die Franzosen steiften sich darauf, dass sie von ihnen schon die schriftliche Zustimmung zur Abtretung des Elsaßes hätten. Die schwedischen wie die französischen Gesandten
Oxenstjerna. waren schwer zu behandeln. Johann Oxenstjerna, des Kanzlers Sohn, hatte den ganzen Stolz des Vaters, welcher den Frieden nur gegen ungeheure Opfer
Adler Salvius. wollte. Wenn Adler Salvius sich nachgiebiger erwies, so war einerseits die Hoffnung auf ein großes Geschenk von Seite des Kaisers daran schuld, die man auch zu hegen nicht unterließ, auf der anderen Seite der insgeheim ausgesprochene Wunsch der Königin Christina nach Frieden. Die beiden französischen Gesandten wetteiferten in stolzem und schroffem Auftreten. Beide waren geriebene Diplo-
d'Avaux. maten, in allen Ränken gewandt, d'Avaux zugleich eifriger Katholik, Abel
Servien. Servien ein Mann von großem Scharfsinn und Gewandtheit des Ausdrucks, zugleich der eigentliche Vertraute Mazarins, und vielleicht ist die Feindseligkeit, die er gegen d'Avaux zeigte, nicht bloß in Briefen an seine Regierung, sondern auch in öffentlichen Schriften, zum Theil eine von Mazarin gewollte, um den Frieden hinauszuziehen, denn Mazarin fürchtete namentlich die Ansprüche Enghiens, der seit dem Tode seines Vaters Erbe eines ungeheueren Besitzthumes, Träger eines großen Ruhmes, dem Fremdling und Cardinal gegenüber alle Rauheit eines siegesstolzen Soldaten herauskehrte.

Bei solcher Lage der Dinge am Frieden nicht verzagen und trotz aller Ränke denselben doch erringen, war nur dem Scharfblick, der Gewandtheit Trautmannsdorffs und seiner Kunst, durch allen Schein hindurch gleich den Kern der Sache anzufassen, zuzuschreiben und der Friedensliebe des Kaisers.[1])

Trautmannsdorffs Trautmannsdorff näherte sich erst den Schweden, welchen er manches zuzugestehen geneigt war, wenn sie mit ihm gegen Frankreich hielten; allein sie versäumten den günstigen Augenblick, beharrten auf ihren früheren Forderungen und wollten als Entschädigung nicht weniger als Schlesien, Pommern mit dem Stifte Kamin, Wismar, Warnemünde und die Stifte Bremen und
Klugheit. Verden. Jetzt näherte er sich Frankreich und zeigte sich geneigt, auf dessen Forderungen einzugehen, wenn es sich mit ihm gegen Schweden verbinde. Frankreich verlangte die Abtretung der Reichsrechte auf Metz, Toul und Verdun und der Stadt Pignerol, das Elsass nebst der Festung Breisach am rechten Rheinufer, und das Besatzungsrecht in der zum Bisthum Speier ge-

[1]) Koch, l. c. II, S. 141 ff. Oxenstjerna äußerte auch bald: „Trautmansdorfius est anima legationis Austriacae."

rigen Festung Philippsburg. Das war viel auf einmal, jedoch Metz, Toul d Verdun waren seit den Tagen Karls V. in dem Besitz der Franzosen, s Elsass gehörte dem Erzherzog Karl, dem Sohne Leopolds von Tirol, so dem kaiserlichen Hause, zehn Reichsstädte und die Reichsritterschaft im sass standen nur unter dem Reich; der Kaiser konnte also hier bloß auf echte seines Hauses verzichten und nachgiebig sein, wenn ihm die Fransen dafür gegen die Forderungen der Schweden halfen.

Musste er hingegen den Forderungen Schwedens in Betreff Schlesiens nachben, so hatte er von ihnen neue Unruhen in Böhmen, Mähren und Schlesien fürchten. Zudem drang Maximilian von Bayern auf Nachgiebigkeit in treff des Elsasses, einmal weil Frankreich doch eine katholische Macht sei, d dann, weil er dessen Unterstützung in der pfälzischen Frage bedurfte. Dass n den Franzosen nachgab, hatte in der That zur Folge, dass die Schweden f Schlesien und Hinterpommern verzichten und sich mit Vorderpommern, Bremen d Verden begnügen mussten.[1]) Max von Bayern.

Aber auf Pommern hatte ja der Brandenburger Anrecht, wie sollte ser entschädigt werden? Hier blieb kein anderes Mittel übrig, als zu geistchen Güter zu greifen, und die Katholiken hatten bald zu klagen, dass die plomaten mit Stiftern und Klöstern spielten, wie die Knaben mit Nüssen d Kügelchen.[2]) Säcularisation.

Unter denjenigen, welche Kirchengüter ansprachen, war auch die Landgräfin malia von Hessen. Der Bischof von Osnabrück bemerkte vergebens, es ige dem allerchristlichen Könige keine Ehre, Christum und seine Mutter der eider zu berauben, und eine ketzerische Frau damit zu decken. Der französische sandte erwiderte, für eine so tugendhafte Dame könne man nicht zuviel thun. randenburg bekam Magdeburg, Halberstadt, Kamin, Minden; snabrück kam an das Haus Braunschweig der Art, dass der damalige holische Bischof lebenslänglich das Bisthum behalten und ihm ein braunweigischer Prinz folgen, und dass dann immer ein katholischer Bischof mit em braunschweigischen Prinzen abwechseln solle. Mecklenburg bekam zum rsatze für Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg. Hessen. Brandenburg. Braunschweig.

Welche Mühe kostete es erst, in der Religionsfrage einen Vergleich stande zu bringen! Nach langem Markten und Drohen wurde endlich 1624 s Entscheidungsjahr angenommen. Wer am 1. Jänner 1624 der Besitzer nes Kirchengutes war, der blieb es, und das Besitzthum sollte von da an ir beide Kirchen dauernd bleiben, das Reservatum ecclesiasticum blieb so in Kraft.[3]) Wechselte ein katholischer Geistlicher seine Religion, so verlor eben seine Pfründe und die Einkünfte derselben — und umgekehrt. Gemäß s bestimmten Normaljahres 1624 blieben von unmittelbaren Stiftern den Religion. Normaljahr.

[1]) W. Schreiber, l. c. S. 896 ff.
[2]) Koch, l. c. II, S. 172—208.
[3]) K. A. Menzel, l. c. VI, S. 245—258.

Katholische Verluste.

Evangelischen folgende: Die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Lübeck, Osnabrück, Halberstadt, Verden, Meissen, Naumburg, Merseburg, Lebus, Brandenburg, Havelberg, Minden, Kamin, Schwerin und Ratzeburg; die Abteien Hirschfeld, Wakenried, Gandersheim, Quedlinburg, Hervorden und Gernrode. Den Katholischen dagegen blieben die vier Erzstifte: Mainz, Trier, Köln und Salzburg; die Bisthümer: Bamberg, Würzburg, Worms, Eichstädt, Speier, Straßburg, Constanz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Freisingen, Regensburg, Passau, Trient, Brixen, Basel, Münster, Osnabrück abwechselnd, Lüttich und Chur; die Abteien: Fulda, Kempten, Elwangen, Berchtolsgaden, Weißenburg, Prüm, Stablo und Corvey und die beiden Fürstenthümer des Deutschen und Johanniter-Ordens. Wenigstens

Reformationsrecht.

in diesen Besitzungen waren die Katholiken jetzt gesichert. Der Satz Cujus regio ejus religio wurde gewissermaßen anerkannt, allen unmittelbaren Ständen des Reiches, geistlichen wie weltlichen, das Reformationsrecht in Beziehung auf die ihnen untergebenen Edelleute, Städte, Unterthanen, Stiftungen bestätigt, nur mit der Beschränkung, dass die evangelischen Unterthanen katholischer Fürsten und die katholischen Unterthanen evangelischer Fürsten diejenige Religionsübung behalten sollten, welche sie im Jahre 162[illegible] gehabt hätten. Gesetzt, sie wollten sich in Zukunft einer anderen Religion als der ihres Landesfürsten, zuwenden, so konnte ihnen der Landesherr für ihre Hausandacht Duldung gestatten oder ihre Auswanderung verlangen, aber, dass sie ihre Güter behalten und durch Diener verwalten oder veräußern konnten. Die Wahl war dem Fürsten freigestellt, dass bei jedem dieser beiden Fälle zu beobachtende Verfahren jedoch wurde im Frieden ausbedungen. — Galt der Passauer Vertrag und der Religionsfriede von Augsburg bisher nur für Katholiken und Lutheraner, so wurden jetzt auch die

Die Reformierten gleichberechtigt.

Calvinisten oder Reformierten in denselben aufgenommen. Der kaiserliche Gesandte erklärte, sein Herr habe nichts dagegen, dass auch diejenigen, die sich Reformierte nennen, die Wohlthat des Friedens genießen möchten, wenn sie es wollten und sie sich ruhig verhielten.[1]) Die Katholiken mengten sich nicht in den Streit zwischen dem lutherischen und reformierten Bekenntnisse. Die Lutheraner aber brachten einen Artikel durch, nach welchem den evangelischen Landesherren im Falle des Überganges von dem einen zu andern der beiden evangelischen Bekenntnisse zwar die Einrichtung eines Hofgottesdienstes nach dem neuen Bekenntnisse zustehen, die seitherige Kirchenverfassung des Landes aber gegen jeden Eindrang des letzteren sichergestellt werden sollte. Darin lag, wenn auch nicht ausdrücklich gesagt, doch folgerichtig eingeschlossen, dass, wenn ein evangelischer Fürst mit evangelischen Unterthanen für seine Person katholisch wurde, er nur den Hofgottesdienst ändern durfte, oder

[1]) K. A. Menzel, l. c. IV, 252 ff.

enn ein Katholik Fürst über evangelische Unterthanen wurde oder lutherisch urde, er nur den Hofgottesdienst ändern durfte, nicht aber die Religion s Landes. Der Kurfürst von Sachsen legte gegen die Gleichberechtigung r Reformierten mit den Lutheranern Verwahrung ein, der Kurfürst Friedrich ilhelm von Brandenburg jedoch legte Fürsprache für die Reformierten ein, e Katholiken stimmten für die Gleichberechtigung beider.[1])

Die Reichsstädte.

Was die freien Städte anbelangt, deren Behörden bisher auch das echt, die Religion der Einwohner zu bestimmen, ausgeübt hatten, so blieb s Normaljahr 1624 in Kraft, und wurde das Recht der Behörden, den eligionszustand des Gemeinwesens zu bestimmen, nicht anerkannt; es blieb so in diesen Städten alles, wie es im Jahre 1624 gewesen. Reinkatholisch ieben demnach Köln, Aachen und einige kleinere Reichsstädte in Schwaben. einevangelisch blieben Nürnberg, Regensburg, Hamburg, Lübeck, Worms, peier, Straßburg, Wetzlar, Hall in Schwaben, Ulm, Heilbronn, Lindau, eutlingen, Nördlingen, Wimpfen, Mühlhausen, Nordhausen, Goslar, Schweinrt. Gemischt blieben: Augsburg, Dünkelsbühl, Ravensburg, Kaufbeuern. ankfurt war fast ganz protestantisch, der Dom aber, die Krönungskirche, ieb katholisch. — Das Reichskammergericht ward getheilt, von den vier räsidenten waren zwei evangelisch, und vierundzwanzig von den achtundierzig Beisitzern. Zwei Stellen hatte der Kaiser zu besetzen und konnte dazu atholiken ernennen; in religiösen Rechtssachen durften aber nur Beisitzer in iden Religionen von gleicher Zahl entscheiden. Außer den drei Religionen, r katholischen, lutherischen und reformierten, sollte keine andere im Reiche ufgenommen oder geduldet werden. Alle diese Abmachungen über das Verltnis der verschiedenen Bekenntnisse zeigen nur, dass man Bestimmungen chte, unter denen sie sich äußerlich miteinander vertragen konnten, da an ne innerliche Versöhnung zunächst nicht zu denken war.[2])

Das Reichskammergericht.

Protest des Papstes.

Die katholische Kirche hatte also in Deutschland seit hundertdreißig ahren riesige Verluste erlitten, die jetzt im Friedensvertrage gesetzlich anannt wurden. Der päpstliche Nuntius, Fabrian Chigi, welcher in ünster den Frieden zwischen dem Kaiser, Spanien und Frankreich zu verittеln strebte, legte deshalb am 26. October 1648 nicht gegen den Frieden lbst, sondern gegen alles, was er für die Kirche Nachtheiliges enthielt, ierliche Verwahrung ein. Innocenz X. drückte in einer Bulle am gleichen age seinen Schmerz aus über alles, was die Kirche verloren habe, und rklärte die betreffenden Bestimmungen für null und nichtig, für ungiltig nd ungerecht, verworfen und wirkungslos. Der Protestant Karl Adolf enzel sagt darüber:[3]) „Im Ernste mochte der Papst selbst nicht daran

[1]) Koch, l. c. II, S. 451—516.
[2]) Ibid. II, S. 517—534.
[3]) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, IV, S. 268.

Grund. denken, durch die Protestation den Frieden rückgängig zu machen; er wollte nur seiner Stellung genügen und als Vorstand der Kirche thun, was in ähnlichen Fällen kein Vorstand einer andern Kirche unterlassen dürfte, ohne sich dem Vorwurfe der Pflichtversäumnis auszusetzen. Der Schritt des Weltverhängnisses ist freilich durch dergleichen Protestationen nicht abzuwenden. Hundertfünfzig Jahre später hat der Reichsdeputations-Hauptschluss die in den westfälischen Friedensschlüssen begonnenen Säcularisationen vollendet und der Kriegssturm von 1813 das letzte deutsche geistliche Fürstenthum, den Staat des Fürst-Primas, hinweggeweht. Ob aber dies den wesentlichen Zwecken der katholischen Kirche den Schaden gebracht, den die Oberhäupter derselben zu ihrer Zeit gefürchtet, und nicht vielmehr das Gegentheil herbeigeführt hat, ist hier noch in Erwägung zu ziehen." — Vertraulich sagte der Nuntius zum spanischen Gesandten in Münster, es könne kein Theologe, wie gelehrt und gewissenhaft er sein möge, dem Kaiser Unrecht geben, dass er bei seinem schweren Stande und Unglücke mit den Schweden und Protestanten so gut wie möglich sich zu vergleichen suche. Ferdinand III. hatte sich Mühe gegeben, zu retten, was zu retten war, — vergebens. Er musste der Macht der Verhältnisse Rechnung tragen, sollte nicht der Kampf in neuem beginnen, nicht bloß Deutschland, sondern auch Österreich vollkommen zertrümmert werden, die katholische Kirche in Deutschland gänzlich zugrunde gehen, ein Lutheraner Kaiser oder Deutschland eine Republik nach Art der vereinigten Niederlande werden, was alles in den Plänen der Gegner lag.

Der Friede nöthig.

Minderung der Kaisermacht. An den Bestrebungen zu Gunsten der Evangelischen betheiligten sich die Franzosen öffentlich nicht, umso eifriger waren sie aber thätig bei Bestimmungen, welche den Kaiser vollständig ohnmächtig machten. Da ward denn festgesetzt, dass jeder Kurfürst, Fürst und Reichsstand in seinen alten Rechten, Vorrechten, Freiheiten und Regalien und Besitzungen bestätigt und er in der Ausübung der Landeshoheit nicht behindert werden könne. Die einzelnen Reichsstände sollten sowohl untereinander, als auch mit fremden Fürsten Verträge und Bündnisse eingehen können. Der Zusatz „dergleichen Verbindungen dürften nicht gegen Kaiser und Reich sein" milderte die Sache nur zum Scheine.[1]) Selbst Reichsritterschaft und Reichsstädte sollten den übrigen Reichsständen in kirchlicher und politischer Beziehung gleichgestellt sein. Statt eines Reiches war also Deutschland jetzt eine lockere Verbindung von Territorial-Souveränitäten, statt der Monarchie war der Föderalismus festgestellt.

Jegliche Kraft der Einigung war gebrochen, da in Betreff des Kaisers festgesetzt wurde, dass er für sich allein kein Gesetz geben, noch erklären, keinen Krieg beschließen, keine Steuern auferlegen, keine Werbungen veranstalten, keine Truppen einquartieren, keine Festungen in reichsständischen Gebieten anlegen, keinen Frieden und keine Bündnisse schließen dürfe anders, als mit Einwilligung des Reichsrathes, nach freier Abstimmung der Reichsstände!

[1]) Meiern, l. c. II, p. 318.

n neuer Hebel der Entzweiung war der Satz, dass keine Macht der Stimmenhrheit gelte in Religionssachen und in all denjenigen Punkten, in welchen Stände nicht als einheitliche Körperschaften gelten können; da sei nur Entscheid durch friedliches Abkommen der Parteien zu treffen! Jetzt erierte nur noch das Reichskammergericht und der Reichshofrath an den en Einfluss der Centralgewalt im Reiche. Die größeren Fürsten wussten b vom Kaiser Freibriefe gegen seine eigenen Gerichtshöfe auszuwirken. über galt der Kaiser als der Schutz aller durch Vergewaltigung Bedrängten. pold I. musste aber in der Wahl-Capitulation geloben: „Falls jemand n den Landständen oder Unterthanen bei uns oder unserem Reichshofrathe r dem Kammergerichte etwas anzubringen oder zu suchen sich gelüsten len würde, so wollen wir darauf halten, dass ein solcher nicht leichtlich hört, sondern von der Schwelle des Gerichtes weg und zu schuldigem Gesam an seinen Landesfürsten und Herrn gewiesen werde.“ [1]) — Welche müthigung liegt in dieser Bestimmung! Reichshofrath.

Der Kaiser hatte, um den Frieden zu erlangen, einen Familienbesitz, Elsass. Elsass, geopfert. Nun gab es in Osnabrück deutsche Abgeordnete, welche nicht genug waren, dafür zu sprechen, dass das Elsass ein Reichslehen iben, mit andern Worten, Frankreich ein Reichsstand werden solle, denn König sei noch immer am allermeisten geeignet, der Übermacht Österchs das Gleichgewicht zu halten. Welcher Wirrwarr, wenn Frankreich auch jeder Reichstagsverhandlung mitsprechen konnte! Viel verständiger war m am kaiserlichen Hofe entschlossen, das Elsass lieber ganz zu opfern, nur Frankreich von den Reichsangelegenheiten fernzuhalten und den Hausnd nicht zum Hausgenossen zu machen. Da half dann der französische olz, es sei des Königs nicht würdig, der Lehensträger eines anderen rsten zu sein![2]) Am 21. November 1647 kam zu Münster der Vertrag stande, wonach der Kaiser für sich und das ganze Haus Österreich und gleich für das Reich allen Rechten entsagte, welche er und das Reich bisher Breisach, Ober- und Nieder-Elsass, den Sundgau und die Landvogtei zehn Reichsstädte besessen hatte. Dagegen sollte der König gehalten sein, Bisthümer Straßburg und Basel, die Reichsstadt Straßburg und alle mittelbaren Reichsstände im Elsass, nebst der Reichsritterschaft und den n Reichsstädten, in ihrer seitherigen Reichsfreiheit und Reichsunmittelbarzu belassen und für das Abgetretene an den Erzherzog Ferdinand Karl n Tirol drei Millionen Livres und zwei Drittheile der Kammerschulden bezahlen und die katholische Religion zu erhalten. Das war die Genugung, die Frankreich verlangt hatte! Das schöne Elsass war jetzt zum heile abgetreten und der Verlust des Restes vorbereitet.

[1]) K. A. Menzel, l. c. IV, S. 271—272.
[2]) Meiern, l. c. VI, p. 324.

Holland. Ein anderes Reichsland, dessen Losreißung damals vertragsmäßig stattfand, war Holland. Am 30. Januar 1648 kam zu Münster der Frieden zwischen Spanien und den vereinigten Niederlanden zustande. Nach achtzigjähriger Bekämpfung anerkannte Spanien die volle Unabhängigkeit der Niederlande als freier und souveräner Staaten und Lande, auf welche der König und seine Nachkommen keine Ansprüche machen wollten, noch jemals machen sollten. Von einer Oberhoheit des Reiches konnte in Zukunft, zumal dieses keinen Widerspruch einlegte, nicht mehr die Rede sein. Ein jeder solle dasjenige behalten und gebrauchen, was er besitzet, heißt es im Frieden und darin ist namentlich bezeichnet, was die Holländer in Ost- und Westindien, in Brasilien und an den Küsten von Asien, Afrika und Amerika besaßen. Die Aufseher und Bedienten der Ost- und Westindischen Gesellschaft dürften in alle Länder des Königs in Europa ungehindert kommen und daselbst handeln. Wichtig ist namentlich der Paragraph 14 des Vertrages: „Die Deutschland Binnenstaat. Schelde, die Canäle bei Sas, das Zwin und andere daselbst auslaufende Mündungen sollen von Seite der Stände zugeschlossen gehalten werden."[1] Damit war der Seehandel Antwerpens gelähmt, der Scheldestrom geschlossen und ein großer Theil Deutschlands im Handel den Holländern zinspflichtig. Deutschland, das große Kräfte zur See und große Handelsmacht besaß, war durch diese Acte und das Aufgeben Pommerns eigentlich ein Binnenstaat geworden.

Schweiz. Auch die Unabhängigkeit der Eidgenossen wurde im westfälischen Frieden anerkannt. Der Friede zu Basel 1499 hatte ihnen die Befreiung von den Reichsgerichten und Reichssteuern verschafft, was aber nicht als Befreiung von der Hoheit des Reiches galt, sondern nur als Ausnahme, denn sie holten noch immer die Bestätigung ihrer Freiheiten von dem Kaiser ein. Ihre Städte nannten sich auf den Münzen noch immer Reichsstädte und prägten den Reichsadler ab. 1616 beschloss die Tagsatzung, nicht mehr um die Bestätigung ihrer Freiheiten zu bitten; 1637 nahm sie den Titel: „Liebe und Getreue", den ihnen Ferdinand III. gab, nicht mehr an. Aber das Reichskammergericht suchte seine Gewalt über die Schweiz noch immer geltend zu machen, und so kam es zu Streitigkeiten wegen Basel, dessen Abgesandter beim westfälischen Frieden jedoch, Wettstein, in den Friedensvertrag den Satz zu bringen wusste, „dass die Stadt Basel und die übrigen Cantone der Schweiz im Besitze einer völligen Freiheit und Exemption vom Reiche und keineswegs den Reichsgerichten unterworfen seien".[2] Damit war die Abtrennung der Eidgenossenschaft vom Deutschen Reiche und die Errichtung eines eigenen souveränen Staates vollständig. Der ehemals zum Reiche gerechneten Ordensländer Preußen, Kurland, Esthland und Livland wurde im Friedensvertrage gar nicht gedacht.

[1] Dumont, Corps diplomatique, VI, 1, n. 231, art 14.
[2] K. A. Menzel, l. c. IV, S. 276.

Verluste des Reiches.

Sehen wir also noch einmal die Verluste an, welche das Deutsche Reich in iem Frieden erlitt: es verzichtete auf die Bisthümer Metz, Toul und Verdun d ihre Gebiete, auf die Hoheit über Pignerol, auf Breisach, auf die Landgrafschaft im oberen und unteren Elsass. Alles dies erhielt Frankich nebst dem Rechte, eine Besatzung in Philippsburg zu halten. An chweden trat Deutschland ab: Pommern, Rügen, Wismar, Bremen d Verden, letztere Stifter als weltliche Herzogthümer. Diese Gebiete sollten och als Reichslehen mit dem Reiche verbunden bleiben, mit Sitz und Stimme f Reichs- und Kreisversammlungen. Schweden ward also ein neuer eichsstand und erhielt überdies noch als Kriegsentschädigung fünf illionen Thaler, die von den Reichskreisen aufgebracht werden sollten. ie Schweiz ward unabhängig und die Niederlande ohne Widerspruch zu nem vollkommen souveränen Staate erklärt.

Wer gewinnt?

Unter den deutschen Staaten gewann Hessen-Kassel durch die Gunst ankreichs und Schwedens die Abtei Hersfeld und 600.000 Reichsthaler. randenburg erhielt für Pommern: Magdeburg, Halberstadt, Minden, amin als weltliche Fürstenthümer, trat aber Jüterbogk, Querfurt, Dahme d Burg an Sachsen ab. Mecklenburg erhielt für Wismar die Bisthümer chwerin und Ratzeburg als Fürstenthümer. Braunschweig erhielt für as, was es an Schweden und Brandenburg verlor, das Recht, den protestanschen Bischof in Osnabrück zu stellen, und zwar aus dem Stamme Herzog eorgs von Lüneburg. Dazu bekam es noch das Kloster Wakenried und röningen. — Einen großen Verlust erlitt das pfälzische Haus. Karl udwig, der Sohn Friedrichs V., des unglücklichen Winterkönigs, erhielt r die Unterpfalz am Rhein und diese nur gegen die Verpflichtung, einigen nforderungen benachbarter Bisthümer gerecht zu werden. Die dritte Kurürde nebst der Oberpfalz blieb bei Maximilian, dessen Forderungen Frankich unterstützte und der Kaiser nicht fallen lassen konnte, wenn er nicht dreizehn Millionen Kriegskosten für den böhmischen Krieg bezahlen, oder ihm das afür verpfändete Oberösterreich überlassen wollte. Um den Kurpfälzer zu beriedigen, dessen sich besonders der schwedische Generalissimus Karl Gustav, äter Karl X., annahm, wurde eine achte Kurwürde und das Amt eines rzschatzmeisters geschaffen, welcher bei der Kaiserkrönung die Krönungsünzen auszuwerfen und dem Kaiser die Krone vorzutragen habe. Damit die Spanier Frankenthal räumten, erließ ihnen das Reich Besançon.[1])

Pfalz verliert.

Achte Kur.

Lange Verhandlungen drehten sich um die Frage der Amnestie und Restitution. Der Kaiser willigte endlich ein, dass sie auf den Anfang der Unruhen sich erstrecken und allen Reichsständen ohne Unterschied zugute kommen sollen. Jetzt forderten aber die Evangelischen, dass die Amnestie und Wiederherstellung in die Güter auch für Österreich, Böhmen und Schlesien bis auf das Jahr 1618 zurückgreifen solle.[2]) Viele vertriebene Böhmen dienten im schwedischen Heere und setzten auf Schweden alle Hoffnung, ja sie meinten sogar, dass die böhmische Wahlfreiheit wieder hergestellt werden

[1]) M. Koch, l. c. II, S. 516—534.
[2]) Ibid. II, S. 451—480.

Böhmen. solle. Trautmannsdorff[1]) erklärte jedoch, sein Herr werde sich eher Krone und Scepter, Land und Leute, ja das Leben selbst nehmen lassen, als in diese Forderungen willigen; er beharre auf dem Reformationsrecht, das allen Reichsständen gewährleistet sei; den Verbannten solle die Rückkehr in ihr altes Vaterland nur unter der Bedingung freistehen, sich den Gesetzen des Königreiche und Provinzen gemäß zu verhalten. Von den eingezogenen Gütern sollen nur diejenigen unbeweglichen wieder zurückgegeben werden, welche nach dem Ausbruche des Krieges mit Schweden und Frankreich deshalb, weil ihre Inhaber für eine dieser Mächte die Waffen geführt hätten, eingezogen worden und zwar in dem Zustande, in dem sie sich befänden, ohne Erstattung der genossenen Nutzungen oder des zugefügten Schadens.

Diese Forderung ist namentlich in neuerer Zeit vielfach als unbarmherzig bezeichnet worden. Allein der Geschichtschreiber Ferdinands III. bemerkt mit Recht, man übersehe, dass die kaiserliche Regierung doch unmöglich 30.000 missvergnügte und politisch gefährliche Verbannte in die keineswegs gänzlich beruhigten Erbländer zurückversetzen konnte, abgesehen von der Unmöglichkeit der Zurückgabe ihrer in die dritte und vierte Hand auf rechtmäßige Weise gelangten gesetzlich verwirkten Güter. Auch deutsche Stände waren hierin auf Seite des Kaisers in persönlicher Beziehung wären die Exulanten der Amnestie wie alle andern fähig. Der Güterverlust widerfahre nicht ihnen allein, sondern einer zehn- und hundertfach größeren Anzahl von Reichsgliedern; jene aber als Urheber des Krieges trügen die Schuld am Verluste von diesen, die einst bemittelt waren und nun schier von Almosen lebten. Die in Schweden angestellten Officiere aus Erbländern hätten zum Verderben des Reiches und seiner Angehörigen tapfer mitgewirkt und ihrer selbst so wenig vergessen, dass mancher zweimal soviel in Beutel habe, als dessen Güter wert seien.[2]) —

Frieden. Am 24. October 1648 ward der Friede zu Münster unterzeichnet, am 7. November vom Kaiser bekanntgemacht. Aber es giengen noch zwei Jahre dahin, bis die schwedischen Besatzungen die Reichskreise räumten. Zuvor sollten die fünf Millionen der Armee bezahlt sein und das einst so reiche Deutschland war durch den Krieg derart an den Bettelstab gekommen, dass es Mühe hatte, diese Summe aufzubringen. Erst 1650 konnten die Zahlungen geleistet und die Truppen abgedankt werden. Ja, es war bis dahin Gefahr vorhanden, dass unter dem Vorwande der Soldforderung eine Militär-Revolution ausbrach und unser armes Volk neuen schrecklichen Katastrophen entgegenführte. Obschon der Friede die deutsche Nation unter die Vormundschaft Frankreichs und Schwedens stellte und als ihre tiefste Demüthigung bezeichnet werden kann, so ward er doch mit Freuden begrüßt und Paul

[1]) Das Märchen von den 600.000 Thalern, mit denen Österreich den Schweden den Schutz der verbannten Böhmen abgekauft habe, ist gründlich wiederlegt — bei Koch, l. c. II, Abschnitt 15.

[2]) M. Koch, l. c. II, S. 473.

[3]) Ibid. II, S. 472.

:rhards Friedensgesang drückte die allgemeine Stimmung schön in den Jubel.
rten aus:

„Gott Lob, nun ist erschollen
Das edle Friedenswort! —
Das drückt uns niemand besser
In unsre Seel' und Herz hinein,
Als ihr, zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein;
Ihr, vormals schönen Felder
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre, wüste Haid';
Ihr, Gräber voller Leichen
Und blut'gem Heldenschweiß —
Der Helden, deren gleichen
Auf Erden man nicht weiß!" [1])

Betrachten wir nun zum Schlusse die Veränderungen, welche der Krieg den Staaten hervorrief, welche den deutschen Boden zum Schauplatze ihrer rgeizigen Kämpfe gemacht hatten! —

Christina von Schweden, 1632—1654.

Auf Gustav Adolf folgte in der Regierung seine Tochter Christina, Regentschaft.
eboren 1626, also noch nicht volljährig. Die Vormundschaft übernahmen er Kanzler Axel Oxenstjerna, sein jüngerer Bruder Gabriel, sein Vetter abriel Oxenstjerna, der Marschall de la Gardie und der Halbbruder Gustav dolfs, der Admiral Gyldenhjelm, denen ein Rath von fünfundzwanzig ersonen zur Seite gestellt war. Ganz wichtige Angelegenheiten blieben über- ies den Reichsständen vorbehalten.

Gustav Adolf hatte befohlen, Christina eine männliche Erziehung zu Christinas Erziehung.
eben, die sie kräftige. Als er vor seinem Abzuge nach Deutschland mit dem Mädchen nach Calmar kam, und der Commandant aus Rücksicht, um das Kind icht zu erschrecken, die gewöhnlichen Salven nicht geben wollte, rief Gustav: ‚Lasst nur feuern, die Tochter eines Soldaten muss sich an den Waffenlärm ewöhnen." Gustav hatte namentlich angeordnet, sie in Wissenschaften und Sprachen, esonders im Griechischen und Lateinischen zu unterrichten. Die Fortschritte waren nich;[2]) alte und neue Sprachen, Geschichte und Geographie wurden schnell und ründlich erlernt. Dabei war Christina schon im zehnten Jahre eine gewandte Reiterin und Jägerin. Oxenstjerna gab ihr nach seiner Rückkehr aus Deutsch- and 1636 Unterricht in der Politik und weihte sie in die Geheimnisse dieser chwierigen Wissenschaft ein. Mit achtzehn Jahren las sie Thukydides und Poly- ius griechisch, schrieb und sprach deutsch, latein und französisch.

[1]) K. A. Menzel, l. c. IV, S. 279.
[2]) Geijer, l. c. III, S. 358 ff.

Charakter. Der französische Gesandte Chanut schildert Christina als gedankenvoll, aber stets behalte sie etwas Klares und Angenehmes. Ihre Stimme sei gewöhnlich mild, wie die eines Mädchens, doch könne sie ihr eine Stärke geben, die über ihr Geschlecht hinausgehe. Ihr Wuchs sei unter dem Mittelmaße, was umsomehr auffalle, da sie Schuhe ohne Absätze trage, um bequemer zu gehen und zu reiten. Sie habe ein tiefes religiöses Gefühl und sei aufrichtig dem Christenthume zugethan, doch kümmere sie sich wenig um die confessionellen Gegensätze und halte alles für Grübelei, was nicht mit dem Evangelium übereinstimme. Ihr Gemüth sei von einer unglaublichen Liebe zu hoher Tugend erfüllt und Ehre liebe sie mit Leidenschaft. Aus der Krone mache sie sich nicht viel: Tugend sei das einzige Gut, auf welches alle Menschen stolz sein sollen. Sie habe eine bewundernswürdige Fassungsgabe und ein außerordentlich treues Gedächtnis. Am liebsten sei ihr die Umgebung gelehrter Männer, ihre Lernbegierde wolle sich in allem unterrichten. Kein Tag vergehe, ohne dass sie nicht eine Seite in Tacitus lese. Im Rathe ihrer Minister sei sie sehr zurückhaltend und misstrauisch. In ritterlichen Übungen sei sie unermüdlich. Man könne sie zu zehn Stunden zu Pferde jagen sehen, einen Hut mit Federn auf dem Haupte. Ihre Tafel sei höchst einfach und ohne alle Leckereien; sie spreche selten mit ihren Hoffrauen, sei aber immer gütig gegen ihre Bedienung. Sie geize mit der Zeit und schlafe nur fünf Stunden; sie kümmere sich wenig um ihre Toilette, habe aber brennende Liebe zum Ruhme, wolle jedoch nicht durch Eroberungen, sondern durch eigenes außerordentliches Verdienst leuchten. Freigebig sei sie über die Maßen.[1])

Regierung. Im Jahre 1644 trat endlich die achtzehnjährige Königin die Regierung an. Nach glücklicher Beendigung des Krieges mit Dänemark wollte sie Frieden mit Deutschland gegen die Ansicht Oxenstjernas, dessen Sohn in Osnabrück für Fortsetzung des Krieges wirkte, während Christina durch den jungen Adler Salvius den Abschluss des Friedens betrieb.[2]) Christina glühte für den Gedanken, die Segnungen des Friedens über ihr Land auszubreiten.

---

[1]) Geijer, l. c. III, S. 360—361.

[2]) Geijer bemerkt sehr gut: „Dass Axel Oxenstjerna an Bedeutsamkeit nicht mehr blieb, was er gewesen, davon waren nicht Launen eines jungen Weibes auf dem Throne die Ursache, sondern die veränderte Stellung des Ministers zum Thron und Volk. Die rechte Wirksamkeit eines Staatsmanns geht einzig aus dem Mittelpunkte des Staates hervor, mit strenger Hinsicht auf das Ganze. Seine Kraft liegt nicht in Gunst und Person, sondern in der allgemeinen Gerechtigkeit, Sicherheit und Ordnung, für die er lebt und welche er zu bewachen berufen ist. Der große europäische Krieg hatte dagegen das Gleichgewicht Schwedens gar sehr verrückt. Dieses auf neuer Grundlage wiederherzustellen, war eine Aufgabe, vielleicht nicht schwer für den schöpferischen Geist Gustav Adolfs, wäre der Faden seines Lebens nicht so frühe abgeschnitten worden. Was nach ihm, wenn auch mit Heldenmuth, geschah, war ein halbes Werk. Den Friedensstand auf jene Verhältnisse zu gründen, war ohne Zweifel ein großer Missgriff und von diesem Missgriff können wir Axel Oxenstjerna nicht freisprechen. Deshalb ist sein politisches Leben mit dem Frieden geschlossen. Es ist der Beginn einer neuen Ordnung der Dinge, was ihn auf die Seite schiebt; darin, mehr als in Schwäche des Alters, lag das Geheimnis seiner Ohnmacht. Ohne ihn und gegen ihn ward die Zukunft Schwedens bestimmt. Christina selbst ist darum Hauptperson. Mit allen den Vorwürfen, die man ihr gemacht und die sie verdient, kann man ihr gleichwohl weder Genie, noch Muth absprechen, und für jene Standhaftigkeit, mit der sie ihren Beschluss, in Karl Gustavs Hände ein Scepter niederzulegen, das ihr zu schwer geworden, wider Willen der Großen durchführte, ist ihr niemals volle Gerechtigkeit widerfahren." Geijer, l. c. II, S. 398—399.

bräuche wurden abgestellt, für Handel und Gewerbe gesorgt; Schweden
olte sich, das Volk liebte sie. Von ihrer Begeisterung für Kunst und
ssenschaft geleitet, berief sie die ersten Gelehrten Europas an ihren Hof: Gelehrte.
lmasius, Freinsheim, Heinsius, Vossius, die größten Philologen ihrer Zeit.
go Grotius fand eine neue Heimat in Schweden und ward zum Gesandten
Paris ernannt. Cartesius fand Ruhe nach langem Wandern. Conring,
chart, Huet, Naudé, Meibom, Comenius wurden berufen. Die tiefsten
agen der Wissenschaft wurden am Hofe dieser geistreichen und jungen
nigin verhandelt, ganz Europa blickte auf die Tochter Gustav Adolfs,
hrere Fürsten warben um ihre Hand; sie aber wollte unvermählt bleiben,
n es könnte ebenso gut ein Nero als ein Augustus von ihr geboren
rden, und bestimmte ihren Vetter Karl Gustav von Zweibrücken, einen
hn der Schwester Gustav Adolfs, 1649 zu ihrem Nachfolger.[1])

---

[1]) Karl Gustav selbst erzählt: „Den 15. Juli 1648 des Abends in Gegenwart des
afen Magnus de la Gardie und des Bischofs Dr. Johannes Matthiä geschah Folgendes
schen Ihrer Königlichen Majestät und mir: Weil ich vermerken lassen, dass ich in Be-
ff der Heirat eine kategorische Resolution hoffte, so ließ Ihre Majestät mich hinein-
sen, sprechend, nach einigem Zögern, dass sie in Gegenwart dieser beiden Personen und
Angesichte Gottes ihren Willen in Betreff meiner Person bezeugen wolle, und wäre
ches kein täuschendes Geplauder, sondern reiner Ernst. Sie wollte, die Heirat angehend,
r weder Hoffnung geben, noch nehmen, versicherte mich aber dagegen, keinem anderen
der Welt ihre Hand zu geben, wenn sie jemals in den Ehestand treten sollte; geschähe
s nicht, so wolle sie suchen, mich zu ihrem Nachfolger auf dem Thron zu erklären. Wäre
hiemit nicht zufrieden, so wisse sie keine andere Resolution mir zu geben. Hierauf
wieg ich etwas und konnte nicht zum eigentlichen Worte kommen, da ihre Majestät
derholte, was sie eben gesagt, beifügend, dass sie hiebei weder auf ihre noch meine
rson irgend Rücksicht nehme, sondern einzig auf die Sicherheit und das Beste des Vater-
ndes; etwas anderes wäre nicht darunter; deshalb wolle auch Ihre Majestät mich aus-
rts schicken, das Commando der Armee zu übernehmen, um dadurch so mich als das
eich auf alle sich ereignenden Fälle hin in Sicherheit zu setzen. Hierüber geriethen wir
harten Wortwechsel. Ich betheuerte, dass ich nichts anderes verlange, als die Heirat;
nähme man mir die Hoffnung hierin, so wolle ich mich lieber mit einem Stück Brot
nügen und Schweden niemals wiedersehen; was Ihre Majestät übel aufnahm, sich
hernd, dass das eine Fanfaronade und ein Capitel aus einem Roman sei; Gott hätte
ch nicht erschaffen, draußen auf den Gütern meines Vaters zu sitzen, sondern zu etwas
herem; sie kenne auch meinen Humor wohl, dass ich dabei mich nicht gar sehr zufrieden
nähme. Ich betheuerte, dass es mein Ernst wäre, und erinnerte daran, was Ihre
jestät mir damals bei der Hochzeit des Grafen Magnus, den 2. März 1647, gesagt,
ss sie, in Rücksicht der Heirat, wenn auch nicht aus Affection für meine Person, doch
öglicherweise um dem Wunsche ihrer Unterthanen zu entsprechen, hierin nachgeben dürfte;
tte ich gewusst, dass sie bei den in der kindlichen Jugend mir gegebenen Versprechungen
cht beharren würde, so wäre ich niemals nach Schweden zurückgekehrt. Sie erwiderte:
s, was sie in der Jugend versprochen, sei aus jugendlichem Unverstand geschehen, sie
olle damit nicht gebunden sein; damals hätte sie nicht über einen Bauernhof zu verfügen
habt, viel weniger über ihre Person. Aber ehrlich wolle sie halten, was sie jetzt ver-
rochen. Ich erwiderte und blieb immer bei meiner ersten Meinung über die Heirat.
ch wünschte, dass Gott mich davor bewahre den Tag zu erleben, wo ich nach dem Tode
rer Majestät in den Händen dieser Herren sein sollte: ich käme niemals mit ihnen
recht und wolle meine Hände nicht mit ihrem Blute beflecken. Es wäre mir lieber, unter
lchen Bedingungen niemals irgend eine Hoffnung auf das Reich zu haben. Ihre Majestät
rwiderte, dass sie wohl Vorkehrungen treffen wolle, dass ich mich nicht mit ihrem Blut
leudele; im Gegentheil hoffe sie durch meine Person alle Unordnung abzuwenden." Vergl.
Geijer, l. c. III, S. 411—413.

Verirrung. Doch die Königin war nicht ausdauernd in ihrem edlen Streben. E
französischer Arzt, Bourdelot, untergrub durch seine Witze und seine Sophi
die Grundsätze der Religion und Sittlichkeit in ihr, die ersten Gelehrt
wusste er vor ihr lächerlich zu machen: Marcus Meibom, der über
Musik der Alten geschrieben hatte, musste ihr auf antike Weise singen; Ma
der über den Tanz der Alten geschrieben hatte, musste zum Gelächter
ganzen Hofes vor ihr auf antike Weise tanzen; Meibom gab im Z
dafür Bourdelot eine Ohrfeige, musste aber darum das Land verlassen. D
Wandel der Königin ward anstößig, ihr Umgang mit dem spanischen
sandten Pimentel erregte böses Gerede. Mutter und Tochter zerfielen:
eitle Königin konnte von der Mutter sagen, sie sei der ärmste und ichwä
Frauengeist, den sie je gekannt, und es thue ihr leid, das Kind einer sol
Mutter zu sein. Der Schatz wurde verschleudert. Viele Schweden mein
ihre Königin sei toll geworden; das Volk gab ihr auffallende Zeichen
Missgunst. Christina fühlte das, widmete sich mit neuem Eifer den
schäften und eine Zeit hindurch war ihr Benehmen ohne Vorwurf. Bourd
wurde entlassen. Bald war aber die Königin der Regierung müde und se
sich nur nach einem Anlasse, sie mit Ehren abzulegen, um ganz der K
und Wissenschaft unter einem schöneren Himmel zu leben. 1654 berief
die Stände und legte am 16. Juni feierlich die Krone in die Hände K
Thronentsagung. Gustavs von Zweibrücken[1]) nieder und behielt sich nur reiche Einkünfte, U
abhängigkeit und königliche Autorität über die Personen vor, die mit
gehen würden.

---

[1]) Carlson schildert die Gründe der Abdankung Christinens also: „Ohne Zw
lag die eigentliche Wurzel dieses Entschlusses in dem Ungewöhnlichen ihres Charak
sie fühlte sich erhaben genug, ausgezeichnet zu bleiben, auch wenn sie ihre Krone au
und sie ward von dem Romantischen in dem Gedanken angezogen, der Welt das Be
einer Regentin zu zeigen, welche ihr Scepter niederlegte und gleichwohl eben so groß
bliebe, als zuvor. Hiezu kam der allgemeine und auch von den Ständen vorgebrachte W
sie möchte sich vermählen — ein Wunsch, dessen Billigkeit sie einsah und zugestand,
doch dem ihr unerträglichen Zwange sich unterwerfen zu können, welcher die Stellung
Gattin mit sich führen würde. Sie sah das Reich, bei ihrem einstigen Abgange, als
Beute anheimfallen den unheilvollen Kämpfen, welchen ein Wahlreich ausgesetzt ist,
sie fand nur zwei Auswege denselben zuvorzukommen: einen Gemahl zu wählen oder
Regierung aufzugeben. Sie konnte sich zu dem ersteren nicht entschließen und sie w
das letztere. — Ohne Zweifel trug zugleich die besondere Stellung, in welcher das
sich befand, dazu bei, diesen Entschluss zu bestärken. Der Glanz, welcher unter ihrer
gierung sich heller als je über den schwedischen Namen verbreitete, entzündete in ih
Verlangen, denselben auf ihren Nachfolger übergehen zu lassen, während dieser Glanz
unverdunkelt war. Die aristokratische Macht, welche unter der vormundschaftlichen Regier
so große Fortschritte gemacht hatte, und zu deren Verstärkung sie selbst, dem Strome folg
beigetragen hatte, erreichte bald die Höhe, wo sie erkannte, dieselbe innerhalb ihrer Gr
nicht halten zu können. Die überhandnehmende Verwirrung in den Finanzen machte
unmöglich, die Regierung ohne durchgreifende Maßregeln, welche großen Widerstand w
mussten, vorwärts zu führen. Und Schwedens unsichere Stellung zu seinen Nachbarn,
Natur seiner durch Waffen neugewonnenen Macht, ließ die Nothwendigkeit eines Krie
mehr als wahrscheinlich erscheinen, welcher einen Mann an der Spitze forderte.“ Carlso
Geschichte von Schweden, IV, S. 1—2.

Mit der Losung Fata viam invenient reiste sie über Dänemark, Ham- Reisen.
rg, Brüssel nach Innsbruck, wo sie feierlich dem Lutheranismus abschwor
d zum Staunen Europas zum Katholicismus übergieng, in welchem ihre starke, Wird katholisch.
unbändige Seele die Rettung aus Atheismus und Zweifel fand. Eine Spott-
rift über ihre Bekehrung legte sie mit den Worten aus der Hand: „Derjenige,
cher dieses Buch schrieb, kennt den eigentlichen Grund nicht, denn wer den
entlichen Grund kennt, schreibt nicht darüber.“ Doch gab sie einem lutherischen
eistlichen auf die Frage, was sie bewog, katholisch zu werden, die Antwort:
Eure langweiligen Predigten.“ Von Innsbruck begab sich Christina nach Rom,
o sie zu Pferd einzog, wie sie überhaupt auf der Reise Mannskleider trug;
wohnte im Palaste Farnese, der Papst gab ihr in der Taufe den Namen
lexandra. Gelehrte und Künstler waren ihre liebste Umgebung, Gemälde und
hauspiele, aber auch Beschäftigung mit Astrologie, ihre liebste Erholung. 1656
achte Christina eine Reise nach Frankreich, traf den König in Compiègne und Christina in Frankreich.
elt sich lange in Paris auf. Sie benahm sich wie ein Mannweib, ihr Wesen
achte den Eindruck, als ob sie ein Jüngling wäre: im Theater lobte sie laut
e Stellen, die ihr gefielen, wiederholte die Verse laut, seufzte bald laut, blieb
nn zerstreut in sich versunken und kam endlich plötzlich wieder zu sich, wie
mand, der jäh aufgewacht ist. Der Frau von Montpensier, die in ihren
emoiren sie uns schildert, sagte sie, es wäre ihr das größte Vergnügen ge-
esen, einmal einer Schlacht beizuwohnen, und sie würde nicht bälder zufrieden
n, als bis ihr dies einmal zutheil geworden; sie beneide den Prinzen Condé
n seine Heldenthaten. — In Notredame, wo sie zum Abendmahle gieng,
hmte sie, obwohl eine Neubekehrte, die Leute wenig durch ihre Frömmigkeit,
e ganze Messe hindurch blieb sie stehen und plauderte mit den Bischöfen: ihrem
eichtvater schaute sie fortwährend fest ins Gesicht, ohne irgend die Demuth
ner Katholikin zu beweisen; weder in Worten, noch im ganzen Benehmen be-
ährte sie jene zarten Rücksichten, die der Schmuck des schönen Geschlechtes sind.
an von Motteville meint: „Niemanden verleitete jemals die Philosophie
sehr, wie sie.“ Ihren Plan, Frankreich mit Spanien auszusöhnen, und den
ngen König mit einer Nichte Mazarins zu vermählen, wusste der Cardinal zu
reiteln.

Bei ihrem zweiten Aufenthalte in Frankreich 1657 ließ sie in Fontaine- Monaldeschi.
eau ihren Großstallmeister Monaldeschi, weil er sie betrogen und treulos
e zartesten Geheimnisse verrathen habe, vor ihren Augen hinrichten, was nicht
oß den Hof, sondern die öffentliche Meinung gegen sie aufbrachte. 1658 wies
r der Papst, da die Schweden die versprochenen Jahresgelder nicht mehr zahlten,
nen Gehalt von 12.000 Scudi an und die Tochter des Feindes der katholischen
irche lebte fortan auf Kosten des römischen Stuhles. Sie bat sogar den Kaiser
n Truppen, die sie gegen die Schweden führen wollte. Nach dem Tode Karl
ustavs reiste sie nach Stockholm, um die Regentschaft für den unmündigen In Schweden.
önig zu übernehmen. Adel und Priester waren jedoch voll Hass gegen sie, und
urch Neckereien aller Art zwang man sie, der Krone noch einmal förmlich zu
ntsagen und das Land zu verlassen. Auch der polnische Adel trat ihr ent-
gen, als sie nach der Abdankung Johann Kasimirs diese Krone auf ihr
aupt setzen wollte. Christina kehrte nach Rom zurück, wo sie am 10. April
689 starb und in der Peterskirche bestattet wurde. Ihre großartige Bibliothek
am in den Vatican, ihre Gemäldesammlung erstand der Regent von Frankreich
m 90.000 Thaler. Unter den Büchern, die sie schrieb, enthält das eine Be-

trachtungen über das Leben und die Thaten ihres Lieblingshelden Alexan
Ihre Maximen und Sprüche sind nicht ohne Originalität; in ihren Memoi
die sie mit Eifer begann, aber nicht fortführte, herrscht die rücksichtsloseste
richtigkeit.[1]) —

Karl X. Gustav von Schweden, 1654—1660. — Johann Kasi von Polen, 1648—1669. — Der große Kurfürst.

Karl X. Gustav. Karl X. Gustav, ihr Vetter und Nachfolger (1654—1660), w
gleichfalls eine hochbefähigte, nach Ruhm und Thaten dürstende Natur.[2]) Zu
war, als er die Regierung antrat, der Staatsschatz dermaßen geleert und
Schulden belastet, dass der König laut erklärte, er würde die Krone nie
genommen haben, wenn er diese Verhältnisse gekannt hätte; dennoch stü
Polen. sich Karl Gustav schon im nächsten Jahre in einen Krieg mit Polen
dem Vorwande, nur durch Krieg sei Schweden furchtbar geworden, nur
Kriege werde es so bleiben, während im Frieden sein Ruhm sinke und

[1]) Grauert, Christine und ihr Hof, Bonn 1837. 2 Bde.

[2]) Er war der älteste Sohn des Johann Kasimir, Pfalzgrafen zu Zweibrücken,
Katharinas, der Tochter Karls IX. von Schweden, geboren auf dem Schlosse Nyköping
8. November 1622 und erhielt durch Sorge seiner Mutter eine glänzende Erzie
14 Jahre alt, kam er mit Oxenstjerna zum ersten Male nach Upsala, das er ein
darauf, nachdem er unter dem Reichskanzler eine Prüfung bestanden, als Student
Nachdem er wieder einer Prüfung über das dort Gelernte sich unterzogen, machte er
Reise ins Ausland, besuchte Dänemark, hielt sich längere Zeit in Holland auf, sah in
Richelieu auf der Höhe seiner Macht und die Feierlichkeiten bei der Taufe Ludwigs XI
reiste dann nach Breisach, um Bernhard von Weimar kennen zu lernen, fand aber
berühmten Feldherrn nicht mehr unter den Lebenden, kehrte hierauf, 18 Jahre alt,
Schweden zurück, arbeitete in der Kanzlei die Urkunden aus der Regierung Gustavs
durch und gieng 1642 zur Armee nach Deutschland, bei der er drei und ein halbes J
blieb. Der Reichskanzler hatte ihm sogleich ein Commando angeboten, der Prinz aber
es mit den Worten ab, er wolle nicht befehlen, ehe er gelernt hätte zu gehorchen.
wollte nur sehen und lernen unter Torstenson und da machte er in der That eine
Feldherrnschule durch. Er bewunderte ihn und schätzte sich glücklich mit ihm zu dienen
Torstenson war dem Prinzen zugethan, theilte ihm alle seine Pläne mit und ließ ihn
geheimsten Verhandlungen beiwohnen. Nach dem Sieg bei Leipzig erhielt er des Erzh
Kanzlei, um des Feindes Pläne kennen zu lernen. Unter Torstenson machte er den
zug in Holstein und Jütland 1644 mit. 1645 kehrte er nach Stockholm zurück, in
Hoffnung Christinen zu gewinnen, die ihm aber zuletzt lieber die Krone als die Hand
Die Briefe an seinen Vater zeigen seine Hoffnungen und Befürchtungen. — Lieber
ihm die Hand der Königin gewesen. Sie aber wollte ihn zum Erbkönig ernannt
und schrieb ihm: „Ich beschwöre Euch als aus Gottes Hand, die Euch diesen Vortheil
denselben mit einer Erkenntlichkeit zu empfangen, welche würdig der Gnade, die er
erzeigt, und glaubt, dass, wie groß er auch ist, ich ihn gleichwohl weiter unter dem
achte, Euch womöglich hundert andere zu bereiten und dazu ansehnlichere. Die Zeit
Euch lehren, dass ich Wahrheit sage, und ich werde suchen, lieber durch Thaten die
richtigkeit meiner Absichten Euch zu zeigen, von welchen Gott mein Zeuge ist, welcher
dass ich kein ander Ziel habe, als meines Volkes Wohl vor allem andern und dem
Euer Bestes. Er weiß auch, dass ich in Betracht des Erstgenannten beschlossen habe,
zu thun, was meine Plicht und das Wohl des Staates erfordert, und dass ich für
Letztere alles thun würde, was irgendwie möglich ist." Carlson, Geschichte von Schweden
IV, S. 4—20.

iegsgeist ermatte; auch dürfe man das Heer nicht länger nutzlos ernähren.[1])
r Polenkönig Johann Kasimir (1648—1669) war damals durch Zer- Johann Kasimir.
rfnisse im Inneren, durch Angriffe der Russen und Kosaken in der Noth;
se Noth wollte der Schwedenkönig ausbeuten, denn die Schwäche der Nach-
rn, so lautete sein Grundsatz, müsse als göttlicher Ruf betrachtet werden,
dem zu Besiegenden die göttliche Rache auszuüben, welcher er durch irgend
Verbrechen verfallen wäre; wenn ein Herrscher oder ein Reich nicht fähig
, zu widerstehen, so sei dies ein gerechter Grund, es anzugreifen.

Johann Kasimir hatte seltsame Wandlungen durchgemacht. Zuerst hatte
sein Bruder nach Spanien gesendet, zur Zeit, da diese Macht noch im Kampfe
r mit Frankreich. Da wurde er im Augenblicke, wo er sich in Marseille ein-
ffen wollte, gefangengenommen und zwei Jahre in einem Schlosse festgehalten.
nn war er frei, so begab er sich nach Rom, machte seine Studien bei den
uiten und brachte es bis zur Würde eines Cardinals. Nach dem Tode des
ladislaus wählte ihn der polnische Reichstag zum König. Mit der Übernahme
Scepters musste er auch den Harnisch anlegen, um einen langwierigen Krieg,
schon 1637 zwischen Polen und den Kosaken der Ukraine begonnen hatte, zu
ndigen. Die Kosaken hatten polnische Bauern, die vor dem Drucke der Kosaken, 1648.
euern und Frohnden zu ihnen flohen, bei sich aufgenommen und damit in den
gen des polnischen Adels ein großes Verbrechen auf sich geladen, aber auch
ter Bogdan Kmielnicki sich des Angriffes erwehrt, der im Walde von
orsum den Polen eine schreckliche Niederlage beibrachte. Johann Kasimir schloss
n am 17. August 1649 einen Frieden mit den Kosaken, den aber der polnische Friede zu Zborov.
el verwarf. Es kam zu neuem Krieg, in welchem sich der König auch als
erführer bewährte. An der Spitze eines Heeres von 100.000 Mann schlug er
30. Juni 1651 ein Heer von 300.000 Kosaken und Tataren bei
erestesko in Volhynien. Die Kosaken wandten sich um Schutz an Russ- Russ-
nd gegen Versicherung aller ihrer Privilegien. 1654 rückten die Russen ins Feld, land.
hmen Polozk, Smolensk, Witepsk, und der Czar führte fortan den
tel eines Großfürsten von Litthauen, Weißrussland, Volhynien
d Podolien.

1655 kam es aber zum Kampfe mit Schweden.[2]) Bei Annahme der Krieg mit Schweden.
rone von Polen hatte Johann Kasimir seinen Ansprüchen auf Schweden
ntsagen sollen. Christina ließ ihm insgeheim 400.000 Thaler dafür anbieten,

[1]) Der französische Gesandte schreibt 1651: „Man sagt in Schweden, dass man nicht
ne König sein dürfe, und schwerlich könnten die heimgekehrten Soldaten und Officiere sich
den Zwang und die Genügsamkeit daheim gewöhnen, und es wäre jedenfalls nicht für
n Staat rathsam, die einzigen Kräfte, welche er besäße, nicht zu gebrauchen, sondern er-
atten zu lassen. Denn, wenn diese kriegerische Disciplin, welche jetzt in Schweden stark
, durch einen zehnjährigen Frieden erschlaffen sollte, so würde sie in langer Zeit nicht
eder hergestellt werden, und auf solche Weise dieses Reich, in welchem Handel und Manu-
nturen wenig blühen, innerhalb weniger Jahren arm und schwach werden. „Andere
taaten", sagte Salvius auf dem Congresse in Lübeck, „fangen Krieg an, weil sie reich
d; Schweden, weil es arm ist. Es fühlt nun die Last der von Deutschland heimgekehrten
riegsmacht." Das waren die Folgen der Eroberungssucht Gustav Adolfs!

[2]) Der Waffenstillstand zu Stuhmsdorf 1635 hatte die früheren Feindseligkeiten
endet.

die er jedoch stolz mit den Worten zurückwies, für eine solche Summe sei kein Königreich feil und nicht einmal für die Abtretung Livlands werde er seine Rechte aufgeben. Als Christina den Thron an ihren Vetter von Pfalz-Zweibrücken abtreten wollte, ließ Johann Kasimir in Stockholm erklären, er werde nicht dulden, dass die Krone Schwedens an ein anderes Haus gelange, worauf die Königin entgegnete, ihr Vetter Karl Gustav werde dem Johann Kasimir mit 30.000 Zeugen beweisen, dass er rechtmäßiger König von Schweden sei.

Kühn und kriegslustig hieß der neue Schwedenkönig diesen Streit in Polen willkommen. Hier wollte jeder nach seinem Kopfe handeln und gewährte die Uneinigkeit der Großen, die Schwäche des Reiches Aussicht auf Erfolg, während Karl Gustav durch einen siegreichen Krieg über alle Schwierigkeiten im Innern hinauszukommen hoffte, welche ihm die Erschöpfung des Schatzes, der Stolz des Adels, der unruhige Geist, der sich des Volkes bemächtigt hatte, darboten. Allein Rücksicht auf England und Holland, welche Schweden nicht als Herrn der Ostsee sehen wollten, Rücksicht auf Dänemark, welches alten Groll mit Mühe verbarg, machte ihm einen Bundesgenossen mehr als er wünscht. Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1640—1688) konnte den Schweden sehr gefährlich werden, wenn er zu den Polen hielt. Darum eröffnete der König dem Kurfürsten, er wünsche die preußischen Häfen gegen ansehnliche Entschädigung auf Kosten Polens; Gott spreche jetzt zu den Fürsten nicht mehr durch Propheten und Träume, sondern wo eine günstige Gelegenheit sei, seinen Nachbarn anzugreifen und die eigenen Grenzen auszudehnen, müsse man dies für einen göttlichen Beruf halten. Wie gern wäre Friedrich Wilhelm durch Schwedens Hilfe der polnischen Lehensherrschaft ledig geworden, aber wer stand ihm dafür, dass er nicht von Schweden abhängig werde, zumal Schweden der ganzen Ostseeküste sich zu bemächtigen trachtete! Der Brandenburger befand sich zwischen zwei rauhen Steinen und fürchtete zerrieben zu werden. Durch schlauestes Benützen der Umstände und rücksichtslosestes Übergehen von einer Partei zur andern erreichte er jedoch in diesem Kriege sein Ziel, er vermehrte seine Macht und bekam das herzogliche Preußen mit selbständiger Souveränität.

Kurfürst Friedrich Wilhelm.

Unterhandlungen.

Zunächst suchte der Brandenburger vollständig hinter die Pläne des Schweden zu kommen und durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, sich zu rüsten. Während er sich in Stockholm auf seine Treue berief und auf die beschworenen Verträge mit Polen und die Auslieferung der Häfen verweigerte, unterhandelte er mit den Generalstaaten um ein Bündnis zu gegenseitiger Vertheidigung, besonders der Ostseeküsten und des Handels auf diesem Meere, und schloss dann mit Karl Gustav dahin ab, dass er den Schweden den Durchzug durch sein Land freilasse, dass ihn aber die Schweden dagegen schützen, wenn die Polen das übel aufnehmen, und nicht eher Frieden schließen, bis er, der Kurfürst, Genugthuung erhalten habe, worunter er Samogitien, Ermland, Litthauen und die

hensfreiheit Preußens verstand. Alles dieses solle an die Schweden Vertrag.
len, wenn das Haus Hohenzollern aussterbe; auch solle Karl Gustav nach
m Tode Ferdinands III. Kaiser werden. Johann Kasimir hingegen
dem Brandenburger das dem Schweden zu entreißende Vorpommern an,
m er ihm helfe. Der Brandenburger machte nach beiden Seiten hin ein freund-
es Gesicht, that aber nichts und ließ, weil er es doch nicht hindern konnte,
schwedisches Heer unter Wittenberg durch sein Land ziehen. 17.000
weden brachen gegen Großpolen auf, dessen Heer, obschon 34.000 Mann
k, keinen Widerstand leistete, sondern sich in schwedischen Schutz begab. In
nig Tagen war Großpolen im Besitze der Schweden. Am 30. August 1655 Siege der Schwe-
ß Karl Gustav mit neun Regimentern zu Wittenberg, am 30. August ergab den.
ihm Warschau; die Litthauer, Masovier und Kleinpolen hatten
schon am 18. August 1655 in den Schutz Schwedens begeben. Welche Ver-
enheit für den Brandenburger, dass der Schwede jetzt gar so mächtig geworden
, dass der Polenkönig sogar nach Oppeln flüchten musste, dass Krakau
am 18. October 1655 den Schweden ergab, dass die Russen Lublin ein-
men, dass niemand ihm, dem Brandenburger, traute! Die Schweden glaubten,
halte es mit Polen, die Polen, er halte es mit Schweden. Karl Gustav
mte seine Angebote immer mehr herunter und brach zuletzt alle Verhandlungen
. Da wandte sich der Kurfürst an die Stände des königlichen Preußens
Marienburg, sagte, er stehe an der Spitze von 20.000 Mann, und bat
ihm weitere 4000 zu stellen, sich mit ihm zu verbinden und den Durchzug
Schweden zu verhindern. Solches geschah, und nun bot Johann Kasimir, der
der Noth war, für die Vertheidigung des königlichen Preußens die Aufhebung
Lehensverbandes für das herzogliche Preußen an, bloß mit dem Vorbehalt
Rückfalles an Polen, im Falle die Hohenzollern aussterben. Jetzt trat Karl
stav streng gegen den Kurfürsten auf und forderte die schleunige Räumung
polnischen Preußens und die bestimmte Erklärung, ob er Freund oder Feind
wolle; man wisse wohl, dass er sich mit Johann Kasimir verbündet habe,
werde seine Macht nicht aufkommen lassen, bis Polen sich erhole. Thorn,
arienwerder, Elbing und andere Plätze wurden rasch von den Schweden
mmen, die am 26. December 1655 schon vor Königsberg standen. Da machte
Brandenburger wieder Versprechungen, aber Karl Gustav ließ sich dadurch
ht täuschen und zwang ihn, sich am 17. Januar 1656 wegen des Herzog- Königs-
ums Preußen zum Vasallen der Krone Schweden in derselben berger Vertrag.
eise zu bekennen, wie er es früher von der Krone Polen ge-
sen war, die ihm allerdings jetzt nicht geholfen habe, wodurch
s Lehensband aufgelöst sei. Als schwedisches Lehen gab ihm
r König dann noch das Bisthum Ermland, wofür aber der
urfürst sich verpflichten musste, 1500 Mann zu stellen, den
einden keinen Vorschub zu leisten, den Schweden aber freien
urchzug und den Gebrauch der Seehäfen zu gestatten. In Barten-
tin benahmen sich dann König und Kurfürst, als wären sie die innigsten Freunde
merdar gewesen.[1])

Indes trat aber ein Umschwung in Polen ein. Das Volk war erbittert
urch Plünderung und hasste „die Ketzer“; der Adel schämte sich, dass ein

[1]) Stenzel, Geschichte des preußischen Staates, II, S. 89—111.

kleines Heer von Schweden die polnische Macht bezwungen habe. Eine Conföderation bildete sich zu Tyskiewicz für König und Religion und Johann Kasimir trat ihr bei. Für Hilfe ward dem Fürsten Rakoczy von Siebenbürgen die Nachfolge im Reiche versprochen. Schon im Febru-

Aufstand der Polen.

1656 war der Aufstand der Polen gegen die Schweden allgemein. Johann Kasimir glaubte an sichtbaren göttlichen Schutz und erklärte am 1. April 1656 zu Lemberg die Jungfrau Maria zur Schutzpatronin und Königin des Reiches und gelobte Erleichterung den gedrückten Bauern. Die übergetretenen Polen verließen das schwedische Heer. Karl Gustav musste sich unter steten Gefechten bis unter Warschau zurückziehen. Die Sache der Schweden schien in Polen verloren.

Es lag in der Natur der Dinge, dass der Brandenburger jetzt wieder von Schweden loszukommen suchte. Er erklärte dem Kaiser, er sei zum Vertrage mit Schweden gezwungen worden. Er schloss ein Vertheidigungsbündnis mit Frankreich. Er trat mit Johann Kasimir in Unterhandlung und erbot sich, mit ganzer Macht für Polen aufzutreten, wenn dieses ihm die Kosten ersetze und ihn gegen Schweden sicher stelle. Karl Gustav hatte Wind von diesen Verhandlungen. Er suchte deshalb den Kurfürsten in der Noth enger an sich zu ketten, er bot ihm den Titel eines Königs und vier Palatinate von Großpolen an. Friedrich

Klugheit des Kurfürsten.

Wilhelm lugte nach allen Seiten aus, wo er mit der geringsten Gefahr den größten Vortheil gelangen könnte. Zunächst bot er dem Schweden ein engeres Bündnis an gegen Überlassung der Souveränität von Preußen und Übergabe Großpolens zu erblichem Besitz und gegen Beistand zur Erlangung des Herzogthums Jülich. „Der Löwe des Nordens“ wollte vieles geben, aber eines sei nothwendig, dass der Kurfürst entweder Freund oder Feind sei. Aber der Brandenburger mochte sein Schicksal nicht an dasjenige des Schweden ketten; ihm gieng es am besten, wenn Schweden nicht siegte und Polen nicht unterlag. So lang diese beiden Mächte sich ohne Entscheid bekämpften, hatte er Zeit und Gelegenheit, seine eigene Macht zu vergrößern. Zunächst entschuldigte er sich beim Polenkönig, der aber in leidenschaftlicher Aufwallung ihm drohte, er werde ihn schon bekommen und dann in lebenslänglicher Haft halten.

Schlacht bei Warschau.

Da blieb denn dem Kurfürsten keine andere Wahl, als sich im Verein mit Karl Gustav gegen die Polen zu schlagen. Bei Warschau kam es zum Entscheid in einer Schlacht, die vom 28. bis 30. Juli 1656 dauerte. Die Polen waren 40.000, die Brandenburger und Schweden 25.000 Mann stark. Am Abend des dritten Tages flüchteten die Polen in großer Verwirrung gegen die Weichselbrücke. Johann Kasimir räumte Warschau, aus welchem die Sieger viele Beute mitschleppten. Aber Karl Gustav konnte diesen Sieg dennoch nicht ausbeuten, denn der Kurfürst weigerte sich, weiterzugehen: er müsse nach Preußen zurück, welches von den Litthauern bedroht sei, so lautete der Vorwand. Der eigentliche Grund war, Brandenburg hatte keinen Vortheil davon, wenn Polen ganz untergieng und Schweden übermächtig wurde; im Gegentheile, es hatte dann nur für seine Selbständigkeit zu fürchten. Um sich nach allen Seiten zu decken, unterhandelte der Kurfürst mit dem Kaiser, mit Holland, mit Dänemark, welches sich zu regen anfieng, mit dem Czaren, sogar mit den Polen, die

Rückzug des Kurfürsten.

Verhandlungen.

doch sich höchst erbittert zeigten wegen seiner Theilnahme an der Warschauer Schlacht und sogar drohten, sich mit Schweden zu vertragen, um den Kurfürsten zu opfern.

So war der Brandenburger dem Schweden wieder in die Arme getrieben, erlangte aber für innigen Anschluss eine Änderung des Königsberger Vertrages und, als dieses nicht zugestanden wurde, suchte er sich mit den Polen wieder gut zu stellen, zumal die Schweden immer mehr ins Gedränge kamen und Dänemark zum Kriege entschlossen schien. Gerade dies aber bewog Karl Gustav, dem Kurfürsten gegenüber nachgiebig zu sein, und so kam am 20. November 1656 der Vertrag von Labiau zustande, in welchem der Kurfürst mit seinen männlichen Nachkommen als souveräner Herzog von Preußen und Ermland anerkannt wurde, dagegen sich verpflichtete, Schweden zu unterstützen. Vertrag von Labiau.

Diese Hilfe leistete aber der Kurfürst niemals. Da schloss Karl Gustav einen Vertrag mit Georg Rakoczy, dem er einen großen Theil von Polen nebst dem königlichen Titel für Hilfe versprach. Die Folge davon war, dass jetzt der Kaiser ein Schutz- und Trutzbündnis mit Polen abschloss und dem Kurfürsten drohte, wenn er im Bunde mit Schweden beharre. Da näherte sich der Kurfürst dem König von Polen. Rakoczy.

Auch Karl Gustav wurde des polnischen Krieges müde und erklärte geradezu, er wolle in Deutschlands nichts, als Oldenburg und Delmenhorst, den Dänen aber wolle er Norwegen und Schonen nehmen und seinen König vom Throne stoßen. Der Brandenburger zog seine Truppen von den Schweden zurück und, als Karl Gustav nach Holstein aufbrach, so erklärte dieser, er werde von den Schweden verlassen und müsse darum mit Polen unterhandeln. Er that dies aber nur auf Grundlage seiner Souveränität über Preußen, sonst werde er sich wieder mit Karl Gustav verbünden.

Im Vertrage zu Welau am 19. September 1657 gab Johann Kasimir nach. Der Kurfürst bekam das bisher lehnbare Herzogthum Preußen jetzt in voller Souveränität, verpflichtete sich aber dafür zu ewigem Bündnis mit Polen. Äußerlich hielt er aber noch immer Freundschaft mit Schweden, bot sich sogar als Vermittler des Friedens an. Vertrag zu Welau.

„Der nordische Löwe" jedoch, empört über dieses zweideutige Benehmen, nahm das Schreiben „eines bundesbrüchigen Mannes" gar nicht an. Da entschuldigte sich der Brandenburger, „er müsse mit den Wölfen heulen," schrieb aber zu gleicher Zeit an den Czaren, er möge ja mit den Schweden keinen Frieden schließen, denn diese wären treulos und rachsüchtig. So wurde Polen gerettet, so Brandenburg durch Preußen vergrößert. Preußen bei Brandenburg.

Johann Kasimir kannte übrigens die Gefahr wohl, die ihm von Russland drohte, er äußerte damals: „Schon meine ich den Augenblick zu sehen, wo der Moskowiter und der Kosak alle ihre Sprachgenossen unter die Fahnen rufen und das Großfürstenthum Litthauen sich aneignen werden. Großpolen wird der Herrschaft des Brandenburgers offen stehen, Österreich, das bereits nach Krakau Aufsteigen Russlands.

lüstern ist, wird nicht mit leeren Händen dabei stehen wollen. Diese Nachbarn wollen lieber ein Stückchen von Polen besitzen, als die ungetheilte Monarchie unter dem Scepter eines Fürsten sehen, dessen Macht durch die Privilegien der Nation eingeschränkt ist." — Leider giengen diese prophetischen Worte der unbändigen Aristokratie nicht zu Herzen. Der Brandenburger sah ganz richtig voraus, dass er von Polen jetzt nichts mehr zu fürchten habe, dagegen alles von der Rache des Schweden. Darum trieb er zum Kriege gegen Karl Gustav von Polen und beim Kaiser. Er hoffte bei dieser Gelegenheit noch Pommern zu erhalten. Seinen Bemühungen gelang es in der That, einen Kriegszug gegen Schweden zur Zeit, da diese in Holstein standen, zustande zu bringen, wie wir im dänisch-schwedischen Kriege sogleich sehen werden. —

Dänisch-schwedischer Krieg 1657—1660.

Dänemark. Friedrich III. (1648—1670) folgte nicht unmittelbar seinem Vater Christian IV., sondern es trat eine Zwischenregierung von einigen Monaten ein, während welcher die vier höchsten Beamten den Staat verwalteten; durch Familienverbindungen — seine Gattin Eleonore Christine war eine Tochter Christians IV. — durch Reichthum an Besitz und Geist war der einflussreichste unter ihnen Corfiz Ulfeld.

Die Ulfeld stammen aus Bayern, Corfiz' Vater war Reichskanzler. Christian IV. seine zur linken Hand angetraute Gemahlin, fünfzehn Jahre lang seine unzertrennliche Begleiterin, selbst im dreißigjährigen Kriege, bloßer Wandelbarkeit wegen verstoßen wollte und der Hofmeisterin ihrer Kinder, Wibeke Kruse, seine Gunst zuwandte und, um der Christine Munk los zu werden, sie vor dem Reichsrathe des Ehebruchs mit dem Rheingrafen Otto Ludwig anklagen ließ und einer beabsichtigten Vergiftung und Verhexung des Königs —

Corfiz Ulfeld. da war es Corfiz Ulfeld, welcher die Arme mit so viel Muth und Geschick vertheidigte, dass der Reichsrath sie freisprach und Christian nichts anderes gegen sie thun konnte, als dass er sie aus seiner Nähe auf ihren Edelhof Boller verwies und sie und ihre Kinder seitdem aus dem Kirchengebete wegließ. Dessenungeachtet weinte die Verstoßene bei der Nachricht vom Tode des Königs: „Wer hätte gedacht, dass der Tod des Mannes, der mich anfangs vergöttert und später verstoßen hat, mir so viel Thränen kosten könnte." — Sie starb 1658 — eine Wohlthäterin der Armen, auch wegen ihrer Geistesgaben von Zeitgenossen gefeiert.

Eleonore Ulfeld. Ihre Lieblingstochter, die schöne und geistreiche Eleonore Christine, gab sie ihrem Vertheidiger zur Gattin, die ihn mit der ganzen Glut ihres Herzens verehrte. Corfiz wurde der erste Mann des Landes nach dem König, Reichshofmeister, Reichsschatzmeister, die rechte Hand des Königs, auf dessen Entschließungen er fast unumschränkte Macht ausübte, und nach dem Hingange Christians IV. war sogar davon die Rede, Corfiz zum König zu küren. Das soll in Friedrich III. Misstrauen erweckt haben, welches die Neider Ulfelds durch Zuträgereien nährten. So soll Ulfeld über den französischen Adel gesagt haben: „Was ist das für ein Adel, welchen der König, wenn er es für gut findet, in die Bastille schicken kann! Nur in Dänemark sind wahre Edelleute, die der König nicht einmal zwingen kann, ihr Haus zu verlassen." Man flüsterte dem König ins Ohr, Corfiz sei schuld

n den harten Bedingungen der Handfeste, er habe ihn sogar vom Throne
ßen wollen.

Nicht minder wurde die Königin, die stolze Sophia Amalia, der geist- Sophia Amalia.
chen und heitern Gemahlin Ulfelds abgeneigt. Diese war ob ihres Geistes und
er Schönheit der Gegenstand allgemeiner Bewunderung: sie sprach sechs fremde
prachen, Petrarca war ihr Lieblingsdichter; sie las und verstand Seneca, sie
ersetzte den spanischen Schriftsteller Matthias de los Royos ins Dänische.

Erst auf einem im April 1648 zu Kopenhagen abgehaltenen Reichstage Friedrich III.
nd die Königswahl statt. Die Handfeste, welche der neugewählte König
riedrich III. unterschreiben musste, schränkte die königlichen Rechte noch viel Handfeste.
ehr ein; er durfte zu hohen Reichsämtern nur Männer aufnehmen, die
m der Reichsrath vorschlug. — Der frühere König hatte versprechen müssen,
icht auf eigene Hand Krieg zu erklären, Friedrich III. dagegen musste ver-
rechen, dass er ohne Bewilligung des Reichsraths weder die ganze, noch
e halbe Flotte ausrüsten, noch den Rossdienst ohne Bewilligung des Reichs-
hs aufbieten, ja nicht einmal ohne Zustimmung desselben außer Landes
ssen wolle. Ohne Einwilligung der Reichsräthe durfte niemand der Lehen
tsetzt werden, und verfüge der König etwas gegen diese Handfeste, so haben
e Reichsräthe die Befugnis, ihre Mitbürger am gelegenen Ort zu ver-
mmeln, und zu thun, was ihnen gut dünkt, d. h. das Recht, den König
zusetzen. Auch das Recht, den König zu wählen, wollte sich der Reichsrath
ein wahren, wogegen aber der Rector der Universität, Professor Scavenius,
i kräftiger Rede Verwahrung einlegte, so dass die Wahl mit den Worten
kündet werden musste: „Dänemarks Reichsrath hat mit gutem Bedacht
d alle Männer in beiden Reichen und Landen haben mit gemeinsamem
uth einstimmig Friedrich III. als König erwählt und anerkannt.“ Doch wurde
eder bestimmt, dass die Minderjährigkeit des Königs bis zum neunzehnten
ahre dauern und die sieben ältesten Reichsräthe regieren sollen, bis der König
eses Alter erreicht habe. Kurz, die königliche Macht war so enge eingeschränkt,
ss der König zwar nichts Böses, aber auch wenig Gutes thun konnte.

Friedrich III. entlud seinen Groll über die Fesseln, die man ihm an-
legt, zumeist auf Corfiz Ulfeld, dem er den größten Einfluss dabei zuschrieb. Ulfeld.
r sandte ihn zunächst nach Holland, um ein Bündnis zu gegenseitigem Bei-
nd und eine Übereinkunft wegen des Sundzolls abzuschließen; — letztere, der
genannte Redemptions-Tractat, bestimmte, dass die holländischen Schiffe Redemptions-
gesammt gegen eine jährliche Zahlung von 150.000 Gulden von jeder Unter- tractat.
chung und jedem Zoll frei sein sollten. Nach Ulfelds Rückkunft zeigte sich der
nig unzufrieden über sein Verhalten; seine Finanzverwaltung unter Christian IV. Karl X. Gustav.
rd in Untersuchung gezogen, seiner Frau wurden die bisherigen Ehrenbezei-
gungen verweigert. Tief gekränkt verließ Ulfeld mit Weib und Kind heimlich sein
aterland und begab sich nach Schweden und suchte es zu einem Kriege gegen
änemark aufzureizen.[1])

[1]) Carlson, l. c. IV, S. 229—347.

Corfiz Ulfeld war insbesonders gereizt durch einen ärgerlichen Proceß, welchen seine Gegner gegen ihn angestiftet, und in welchem der König eine schwache Rolle gespielt hatte, vielleicht in allzugroßer Angst um sich selber. Eine

Ulfeld angeklagt,

Dina Schuhmacher, „eine Aspasia des Rinnsteins“,[1]) wie sie ein Neuerer geistreich genannt hat, klagte den Reichshofmeister des Vorhabens an, den König zu vergiften, und seine Gemahlin, als habe sie um den Plan gewusst. Ulfeld verlangte alsbald vom König die strengste Untersuchung und Bestrafung der Anklägerin. Nach Anhörung einer Menge von Zeugen wurde Dina der Verleumdung überwiesen und zum Tode verurtheilt, dagegen Ulfeld und seine Gattin freigesprochen. Dina hatte erklärt, dass ihr Liebhaber Walter, ein holsteinischer Obrist, sie zur Anklage gereizt habe, darum verlangte Ulfeld auch dessen Bestrafung, der König aber verwies ihn einfach aus dem Lande und dies machte den Reichshofmeister über die Absichten Friedrichs III. so bedenklich, dass er am 24. Juni 1651 mit seiner Lebensgefährtin, die aber Männerkleidung trug, nach Schweden entfloh. Königin Christina fand namentlich an der Gräfin Eleonore ein solches Wohlgefallen, dass sie ihr sogar ein Zimmer im Schlosse einräumte, und Ulfeld als einem unschuldig Verleumdeten, der in ihrem Reiche Schutz gesucht habe, diesen Schutz zusagte. Dänemark beschwerte sich darüber; der König sah in der Flucht einen Beweis, dass Dinas Anklage etwas Wahres enthalte. Christina aber wies ihren Gästen Stralsund als Aufenthalt an und hier blieben sie, bis Friedrich III. dem Schwedenkönig den Krieg ansagte.

flieht nach Schweden.

Der Schwedenkönig Karl X. wollte aber zunächst Polen erobern, zumal er Dänemark nicht zu fürchten habe, denn sein Gesandter hatte ihm gemeldet, solange der Adel die Gewalt besitze, sei Dänemark ohnmächtig. Der Dänenkönig hingegen hoffte Macht zu erringen, als der Schwede in Polen in Schwierigkeiten verstrickt war. Er griff 1657 die Holstein-Gottorpischen Festungen an und Karl X., der Schwiegersohn des Herzogs, sah dies als Friedensbruch an. Froh über diesen Vorwand, um aus Polen herauszukommen, führte er sein Eilmärschen seine Krieger nach Holstein und stürzte sich wie ein Orkan über Dänemark. Fridericia, als Stadt und Festung erst vor kurzem gegründet und mit 6000 Mann Besatzung versehen, ergab sich dem General Wrangel, der nur an der Spitze von 3000 Schweden stand. Auf die Nachricht davon kehrte ein polnisches Heer von 12.000 Reitern, welches Dänemark zu Hilfe kommen wollte, wieder heim, denn es sei doch alles verloren und jede Hilfe nutzlos. Der Rathgeber Karls X. bei der Eroberung war Corfiz Ulfeld, der jetzt seinen Durst nach Rache stillte. Die dänische Flotte richtete zwar die schwedische arg zu, allein der Winter 1657—1658 war sehr streng und Karl X. machte einen kühnen Zug über das gefrorene Meer nach Fühnen, das sich ohne Widerstand unterwarf. Von Fühnen zog er wieder auf dem Eis über Langeland, Laaland, Falster und Moen nach Seeland hinüber. Alles unterwarf sich. Man musste um jeden Preis Frieden schließen. Ulfeld war der Bevollmächtigte Karls X. und machte anfangs empörende Forderungen.

Dänemark.

Erst auf Andringen Frankreichs und Englands zogen die Schweden gelindere Saiten auf, aber immer noch war der Friede ein harter, welcher in Rothschild am 19. März 1658 unterzeichnet wurde. Schonen, Halland,

Friede zu Rothschild.

[1]) Öttinger in seiner „Geschichte des dänischen Hofes“, II, S. 559.

lekingen, Bahus, Drontheim, Bornholm und zwölf Kriegsschiffe mussten bgetreten, Herzog Friedrich III. der Lehenspflicht gegen Dänemark entbunden nd Ulfeld in seine sämmtlichen Güter wieder eingesetzt werden. Es war die itterste Demüthigung für Dänemark.

Dennoch bereute der Schwedenkönig bald seine Nachgiebigkeit, verzögerte ie Abberufung seiner Truppen und erklärte am 8. August 1658, dass er en Frieden als nicht geschlossen betrachte. Wohin er damit zielte, zeigt die ntwort seines Ministers auf die Frage nach der Ursache dieses Friedens- Bruch. uchs: Dänemarks letzte Stunde sei gekommen, es sei ja gleich viel, ob der änenkönig Karl oder Friedrich heiße. Also Vereinigung der drei Reiche orwegen, Schweden und Dänemark unter dem Schwedenkönig! Die Noth ar groß!

Aber der Däne ist zäh und elastisch. Sieg oder Tod war die Losung in Kopenhagen tapfer. openhagen. Studenten und Bürger, Männer und Frauen wetteiferten in Auf- pferung. Als man Friedrich III. rieth, die Stadt zu verlassen, erklärte er, er olle „in seinem Neste sterben". Die Königin Sophia Amalia, die Tochter erzog Georgs von Lüneburg, war zu Pferd auf den Wällen zu sehen. Die erhält Rechte. ürger erhielten große Gerechtsame, z. B. adelige Güter zu kaufen und sie mit enselben Freiheiten wie die Edelleute zu besitzen, gleichen Zutritt zu den höchsten hrenstellen wie der Adel. Die Stadt erhielt Freiheit von Einquartierung in riedenszeiten und alle Gerechtsame eines Freihafens. Diese Bewilligungen stei- erten die Opferwilligkeit. Als am 11. August Karl X. mit seinem Heere vor Kopenhagen erschien, fand er ganz andere Dänen, als ihm bisher gegenüber estanden waren. Ein Ausfall folgte dem andern. Zwar ergab sich Krouburg uf die falsche Nachricht hin, die Hauptstadt sei gefallen, aber nicht dort, sondern n Kopenhagen wurde über das Schicksal des Reiches entschieden. Als die Noth roß wurde, erschien zur Rettung am 29. October 1658 unter Opdam die Flotte Hollands, welches allen Grund hatte, die Ostsee nicht unter Schweden ommen zu lassen, schlug sich durch die feindliche Flotte durch und brachte Lebens- mittel in die bedrängte Stadt. Bald erschienen 30.000 Polen, Brandenburger nd Kaiserliche unter Führung des Kurfürsten in Holstein und säuberten das Land von den Feinden. Die Seele des Zuges war der Kurfürst, der alles zu erlieren fürchtete, wenn Dänemark erlag. Österreich und Brandenburg erklärten, ie hätten nach den Reichsgesetzen die zu Dänemark gehörigen deutschen Länder zu schützen. Jetzt setzte der Schwedenkönig alles auf einen Wurf. Am 10. und 11. Februar 1659 versuchte er einen Hauptsturm, musste sich aber nach furcht- baren Verlusten zurückziehen. Der Geist, der in Kopenhagen die Vertheidigung leitete, ergriff jetzt das Land und auch die den Dänen entrissenen Gebiete. Überall erlitten die Schweden Nachtheile. Bei Nyborg wurden sie am 14. November 1659 geschlagen, alle Schweden auf Fühnen wurden gefangen.

Karl X. Gustav starb am 23. Februar 1660 in Gothenburg aus Tod Karls X. Gram über das Scheitern seiner Pläne. Der König hatte nur fünf Jahre regiert, aber doch die Welt gewaltig erregt und seinem Namen bedeutenden Glanz erworben. Der Grund liegt in seiner rastlosen Thätigkeit und großen

Charakter. Begabung. „Er war wie zur Arbeit geboren," sagt ein Zeitgenosse von ihm;[1] „es schien, als ob sein Leben daraus bestehen sollte: er bekam größere Kraft, je schwerer und größer die Bürde wurde." — Seine ungewöhnliche Thätigkeit hatte ihren Grund in seiner großen Einbildungskraft und besonderer Willensstärke. In der Politik wie im Krieg richtete er seine Kraft immer auf den entscheidenden Punkt und suchte durchzudringen. Dabei war er gottesfürchtig; „im Namen Gottes" schritt er immer an die Ausführung wichtiger Dinge. „Gottesfurcht hob seine Seele empor über Wollust und Schmeichelei, über Tücke und List, er war im Glück nicht vermessen, im Unglück nicht verzagt."[2] Sein Muth war unbeugsam, sein Blick scharf; er kannte die Absichten und die Kraft der fremden Mächte; er liebte Kunst und Wissenschaft, seine Unterhaltung war gedankenreich und lebhaft. Das Verdienst zog er überall hervor. In Kleidung war er einfach, wie der geringste Soldat, desgleichen im Essen und Trinken. Sterbend rieth er noch zum Frieden.

Corfitz Ulfeld. Der Tod Karls X. wurde aber verhängnisvoll für Ulfeld. Durch den Frieden von Roeskilde war er allerdings wieder in den Besitz seiner Güter gelangt und seine Gemahlin wieder zum Titel einer Gräfin von Schleswig-Holstein und lebte er in der Regel in Malmoe. Aber ein gutes Verhältnis zum dänischen König stellte sich nicht mehr her.

Friedrich III. beargwohnte ihn immer als heimlichen Anhänger Schwedens und ließ ihn und seine Gattin plötzlich am 3. Mai 1660 verhaften und auf der Insel Bornholm abführen. Nach einem verunglückten Fluchtversuch wurden beide voneinander getrennt und Ulfeld in der Haft so hart behandelt, dass sein Stolz und Trotz gebrochen wurde, und er gegen den Rath seiner Gattin in einem demüthigen Schreiben den König um Gnade bat. Beide mussten nun die heilige Verpflichtung unterschreiben, nichts Feindliches gegen den König zu unternehmen und Dänemark nicht ohne seine Erlaubnis zu verlassen. Darauf durften sie auf ein Gut in Fühnen gehen, das einzige, welches ihnen die Krone von ihren vielen Besitzungen noch gelassen hatte.

Ulfeld, ein unruhiger Kopf, konnte es jedoch nicht verschmerzen, dass er ein mittelloser und machtloser Mann geworden sei. Er erbat sich vom König die Erlaubnis, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in die Bäder zu Spaa reisen zu dürfen, floh aber von dort mit seiner Gemahlin und seinen Kindern 1663 nach Amsterdam. Von da reiste Eleonore nach London, um bei Karl II., den sie in den Tagen seines Unglückes eine bedeutende Geldsumme geliehen hatte, dieselbe zurückzuverlangen. Ulfeld begab sich nach Brügge, wo er unglücklicherweise einem Vertrauten des Kurfürsten von Brandenburg erzählte, wie unzufrieden man in Dänemark mit der Regierung Friedrichs III. sei und wie man einen andern König suche und der Brandenburger es werden könne. — Der große Kurfürst warnte alsbald den König, dessen Zorn hoch aufloderte, dass er ohne Verhör und Vertheidigung Ulfeld zum Tode verurtheilte: wo man ihn bekomme, solle man ihm, als einem Meineidigen, zuerst die rechte Hand,

[1] Ehrensten — bei Carlson, l. c. IV, S. 352.
[2] Ibid. IV, S. 353.

an den Kopf abhauen, und diesen auf einen Schandpfahl stecken und den Leib Ulfelds Ende.
rtheilen. Alles Vermögen solle seinen Kindern genommen, ihr Wappen zer-
chen werden und sie den Boden des Reiches nie betreten dürfen. Das Haus
felds in Kopenhagen wurde niedergerissen, eine Schandsäule an der Stätte
gerichtet, mit der Aufschrift: „Dem Landesverräther Corfiz Ulfeld zu ewiger
chmach und Schande.“ Ulfeld hatte keine Ruhe mehr von da an, er irrte von
tadt zu Stadt; von Basel wollte er in einem Boot den 20. Februar 1664
n Rhein hinab nach Breisach, starb aber während der Fahrt; seine Söhne
rdigten ihn heimlich unter einem Baum. So endete der Mann, welcher der
rone so nahe gestanden. Schwerlich wäre die Änderung der dänischen Verfassung
n 1660 zustande gekommen, wenn er noch in Kopenhagen Reichshofmeister ge-
esen wäre.

Friedrichs III. Halbschwester, Eleonore, war indessen beim König Eleonore Ulfeld.
on England, der seine Schuld zu zahlen versprach, bald aber, als Dänemark
re Auslieferung als der Mitschuldigen an den Plänen ihres Gemahls verlangte,
nen Verhaftsbefehl gegen sie unterzeichnete. Doch war Karl II. ehrenhaft genug,
e Unglückliche vorher heimlich warnen zu lassen, damit sie noch rechtzeitig durch
e Flucht sich retten könne. In Dover erkrankte sie aber, wurde verhaftet und
ach Kopenhagen ausgeliefert, hier ihres ganzen Schmuckes beraubt, in einen
groben Kittel gesteckt und als Staatsgefangene dreiundzwanzig Jahre lang in
Haft gehalten. Nie konnte man sie aber durch Drohungen oder Versprechungen
ahin bringen, etwas gegen ihren Gemahl auszusagen. Sie ertrug alle Leiden mit
Geduld. Ein Zeitgenosse sagt: „Man sah nie bei einer Dame mehr Frömmig-
eit in ihrem Unglück, mehr Festigkeit in Vertheidignng ihres Gemahls. Das war
hr großes Verbrechen, wenn sie überhaupt ein Verbrechen begieng.“ — Als ihre
Haft erleichtert wurde, verfertigte sie manches schöne Gedicht, das ihren Namen
berühmt gemacht hat, stickte, malte sie, oder bildete schöne Krüge aus Thon.
Manche Jahre war sie in Haft; erst unter Christian V. wurde sie frei und
erhielt wieder ein Lehensgut. Gotterqeben starb die berühmte Frau 1698. Von
ihren Söhnen wurde Leo General im Dienste Kaiser Leopolds und ver-
mählte sich mit einer Gräfin Zinzendorf.

Am 27. Mai 1660 wurde zu Kopenhagen Friede geschlossen, nachdem Friede zu Kopenhagen.
die Schweden auch aus Norwegen hinausgeworfen worden waren.[1]) Däne-
mark erhielt Drontheim und Bornholm zurück, musste aber Bahus, Schonen,
Halland, Blekingen an Schweden abtreten. Holland und England wollten
Dänemark gerettet, aber nicht stark wissen, sie bestimmten im sogenannten Haager Concert.
Haager Concert die Bedingungen auf Grundlage des Rothschilder Friedens
und sandten ihre Flotten, um die Annahme zu erzwingen, wenn einer der
Staaten nach vierundzwanzigstündiger Frist sich nicht unterwerfen wolle.
Österreich hatte 1659 einen Angriff auf das schwedische Pommern begonnen,
was aber nicht den Wünschen des Kurfürsten gemäß war. 14.000 Öster-
reicher waren 1659 aus Schlesien die Oder hinab durch die Neumark nach
Pommern gerückt, welches jetzt der Kurfürst auch angriff, damit die Öster-
reicher nicht die besten Plätze für sich allein besetzen möchten. Die Kaiser-

[1]) Stenzel, Geschichte des preußischen Staates, II, S. 159—160.

lichen nahmen Greifenhagen, Kamin, Swinemünde, Wollin, die Schwed
giengen auf Stralsund und Greifswalde zurück; die Eifersucht zwischen
Brandenburgern und Österreichern war ihnen nützlich. Auch in Preu
hemmte die Eifersucht zwischen den Polen und Brandenburgern die sch
Eroberung aller festen Plätze, die Schweden behaupteten Marienburg
Elbing. Frankreich machte den Schweden Luft durch die Kriegsdrohung
den Kaiser, und so kam es bei der Ermüdung der Polen zu einem Frieden
Friede zu Oliva. congress in dem Kloster Oliva bei Danzig, der am 3. Mai 1660 da
abschloss (zwischen Polen, dem Kaiser und Kurfürsten einerseits und Schwe
anderseits), dass die Verträge von Königsberg und Labiau für ungiltig
klärt, die schwedisch-pommerischen Ortschaften den Schweden, die schles
holsteinischen dem Herzog von Holstein-Gottorp ausgeliefert wurden.
Handelsverhältnisse sollten auf dem Fuße bleiben, wie vor dem Kriege;
Parteinahme während desselben wurde den beiderseitigen Unterthanen all
meines Vergeben und Vergessen und Wiedereinsetzung in ihre Rechte bedung
Elbing blieb den Polen.

Fünf Jahre hatte dieser Krieg gedauert, der Kaiser hatte Polen,
Generalstaaten hatten Dänemark, die Franzosen hatten Schweden gere
Alle Staaten waren erschöpft, nur der Kurfürst hatte eigentlich gewonn
Preußen. Preußen war frei von der polnischen Lehensbarkeit, dank den Schlange
windungen seiner Staatsklugheit. Der preußische Geschichtschreiber Stenzel[1]
entschuldigt das macchiavellistische Verfahren mit der Nothwendigkeit: „So
der Kurfürst seine mit fünfzehnjähriger Anstrengung jeder Art gepflegte a
keimende Macht etwa zum Dienste eines fremden, gewaltigen Eroberers ob
zur Rettung eines verfaulten Reiches etwa wie ein fahrender Ritter aufopfer
um dafür desto sicherer des einen oder des andern Knecht oder doch Die
zu sein? Oder sollte er bedenken, dass eine kleine Macht, wie Schweden
wohl die Welt erobern, aber nicht behaupten könne. Hätte er etwa abwarte
sollen, bis das eroberte Reich wieder zerfiele? Er wollte aber selbst ein
Staat errichten, daher nicht andern zur Gründung ihrer Macht dienen; de
halb gebrauchte er sie, soviel er konnte, zur Gründung der seinigen!“ —

Eine unblutige Revolution

Däne-mark. ist die dänische von 1660. — Spittler bemerkt:[2] „Die dänische Revolution
von 1660 ist das seltsamste Cabinetsstück ihrer Art. Es war ein Umsturz
alles alten, fast im Augenblick vollendet und doch kein Werk der Gewalt
und des Enthusiasmus. Gestern noch eine Aristokratie, in der alles recht

[1]) Stenzel, Geschichte des preußischen Staates, II, S. 167.
[2]) Spittler, Sämmtliche Werke, V, S. 1.

rsüchtig und schlau berechnet war, um die königliche Gewalt zur bloßen präsentation zu machen, und heute galt schon unbedingt die Alleinmacht Königs. — Wohl etwas schwüle Hitze der Gemüther. Wer möchte auch Dinge nur zusehen, wenn Menschen für das nicht warm würden, was n lieb ist? Aber doch bei allem diesem eine Ruhe der Bewegung, die in allen Formen des Friedens und selbst des Anstandes erhielt; und da, mit einemmale die unbegrenzte neue Macht entstund, ein unerschütter- er Rechtssinn, fein und zart erhalten, dass ihm weder etwas von Rach- , noch von Furcht anflog. Weder am Tage der Revolution selbst, noch den nachfolgenden ebenso wichtigen Tagen ihrer Vollendung ist auch ein Mann arretiert worden. Kein Tropfen Blutes floss, kein Contre- volutionsversuch wurde gemacht, obschon anfangs gewiss nicht der allge- ine Wunsch mit der neuen Ordnung der Dinge erfüllt war. — Offenbar s im ersten Anfang nur ein schönes Zusammentreffen einzelner glück- er Umstände und Verhältnisse, im letzten Momente der Entwicklung aber e Feinheit und Behendigkeit der Kunst, einzelne Menschen und ganze nschenhaufen zu leiten, als ob hier nicht bloß Männer die Pläne ge- cht, sondern auch kluge Frauen mitgerathen hätten. Gewiss ist's wohl- tig, einmal auch eine solche Revolution zu beschauen, wo es gar nicht h der Faust, sondern nach dem Verstande gieng, und dies in jeder Periode selben, wie gleich im ersten Anfang. Bei den meisten ist es sonst ein ses, wildes Werk, wo man sich am Ende nur wundern muss, dass doch gute Gott noch etwas Ersprießliches daraus hervorkommen lässt."

Revolution ohne Blut.

Der letzte Krieg hatte sehr ernste Folgen für Dänemark. Der Staats- tz war geleert, die Flotte vernichtet, das Land verwüstet. Auf gewöhn- hem Weg konnte der Noth des Staates nicht abgeholfen werden. Nicht Reichsrath, sondern die Bürgerschaft von Kopenhagen hatte das Land rettet, dem Adel dagegen schrieb man allgemein die Schuld am Unglücke : er misshandle die Bauern, er sei frei von Steuern, deren Last allein f die niedern Stände drücke, er habe die besten Güter vom Staate um nen Spottpreis, er habe die besten Ämter und leiste dafür nichts, er hindere gar den König, dem Lande zu helfen. Der Adel aber meinte, alles Unglück mme nur daher, dass der König dem Reichsrathe nicht genug gehorche und mer noch Deutsche in seiner Umgebung habe.[1]) — Die Noth war so groß,

Klagen über den Adel.

[1]) Vergl. die merkwürdigen Klagen des Reichsrathes Christian Skeel — bei Spittler, l. c. V, S. 17—21. Der wohlwollende und sonst kluge Mann fühlte gar nicht, o der eigentliche Schaden lag, dass nämlich der Adel wohl zwei Drittheile des ganzen Dänemark besaß, aber blutwenig beisteuern wollte zu den Lasten des Staates. Darum und ur darum wurde der Adel so verhaßt und durch die niedere Gewinnsucht der ganze Stand erderbt. Der alte Spittler sagt mit Recht vom Adel: „Das Ehrgefühl sollte die Lebens- uft desselben sein und der Ruhm seine Hauptnahrung. Ihr wohlgeübter Arm sollte das Vaterland gegen jeden Feind schützen, und wer dies nicht mehr vermochte, wer nicht mehr ach alter Ritterart dienen konnte, der sollte doch auf seinem Gute, wie ein Regent im

daſs der Reichsrath, ſo ſehr er ſich dagegen ſträubte, in die Berufung ein
Reichstag von 1660. Reichstages willigen muſste, nur wünſchte er die Abhaltung desſelben
Odenſee, der König aber war für Kopenhagen, an deſſen Bürgern er
feſte Stütze zu haben hoffte. Am 20. September 1660 erſchienen die
geordneten des Adels, der Geiſtlichkeit, des Bürgerſtandes.

Swane. Wortführer des Clerus war der Biſchof von Seeland, Hans Swa
früher Profeſſor der morgenländiſchen Sprachen, ein Mann mit klarem
mit Muth begabt und redegewandt, nicht ohne Herrſchſucht. Der bedeute
Nanſen. unter den Abgeordneten der Städte war Hans Nanſen, Bürgermeiſter
Kopenhagen, der in Handelsgeſchäften früher in der Welt ſich umhergetri
Vermögen und Kenntniſſe ſich erworben, auch als geographiſcher Schrift
den Beifall der Kenner errungen hatte. Bei der Vertheidigung von Kopenh
bewies er ſolchen Eifer und ſolchen Muth, daſs ihm der König auf dem
ſein eigenes Schwert umgürtete. Nanſen war ſchon ein Mann in Jahren,
noch immer feſten Charakters und Muthes und der Überzeugung, daſs in
Die Stände. alten Weiſe Dänemark nicht fortbeſtehen könne. Zwiſchen Geiſtlichkeit und Bür
ſtand zeigte ſich eine Zuneigung und Entſchloſſenheit, zuſammenzuhalten.
weiſe zogen ſie nach dem Schloſſe, immer ein Geiſtlicher neben einem Bür
zur Eröffnung der Verhandlungen. Die Reichshofmeiſter ſetzte die unglück
Lage des Staates auseinander und forderte jeden auf, Vorſchläge zu brin
Verbrauchsſteuer. wie ihr geſteuert werden könne. Die Regierung ſchlug zunächſt eine Verbra
ſteuer auf alle Waren für drei Jahre vor. Bürger und Geiſtliche erklärten
Adel. bereit, der Adel aber berief ſich auf ſeine Steuerfreiheit. Die Verhandlu
waren nach Ständen getrennt. Endlich erklärten ſich die Edelleute bereit,
hofdienſtpflichtigen Unterthanen die Laſt tragen zu laſſen, auf ihren Stamm
aber müſsten ſie frei bleiben. Dabei verlangten ſie Abſchaffung des Heeres,
ſchränkung des königlichen Haushaltes, Beſetzung der leeren Reichsrathsſtellen,
äußerten ſich unwillig über die Vorrechte, welche der König den Bürgern
Kopenhagen verliehen hatte: es ſei bald kein Unterſchied mehr zwiſchen ei
Edelmann und einem Bauern.

Clerus und Bürger. Dieſe Antwort ſtachelte wieder die beiden andern Stände. Als der Adel
Verbrauchsſteuer auf ſeine Dienſtmannen wälzen, ſelbſt aber frei bleiben
meinten die Städter ſpöttiſch: ſie könnten auch die Abgaben auf ihre Dienſtb
wälzen, wenn ſie ſelbſt davon frei bleiben wollten. Im Kerne griffen ſie
Gegner jetzt mit folgenden Anträgen an: der Adel ſolle die Krongüter her

---

Kleinen, wie ein Hausvater, dem es wohl iſt, wenn auch ſein Geſinde aufſpart, ſeine Di
und Bauern regieren. Er ſollte Menſchen um ſich her ziehen und bilden, die zu
wuſsten, daſs es ihnen wohlgeht, und jedem, der aus dieſer glücklichen Lage ſie verd
wollte, mit ungetheilter Kraft widerſtunden. Selbſt alſo auch die Kleineren des Corps,
an Wohlhabenheit und Vermögen manchem Bürger nachſtunden, konnten einen ge
Adel der Denkart haben, der, wie man Gottlob in jedem Stande ſieht, den ärmere
bedrängteren Mann ſelbſt in Wirkſamkeit und Anſehen dem reichen Manne gleich
Immerhin mochten zwar bei einer gewiſſen Menge, die zu einem ſolchen Corps geb
auch ein halb Dutzend ganz gemeiner Erbenſöhne ſich einſchleichen: nur die Mehrheit
die Worthalter des Corps, die, an denen das Publicum die Geſinnungen der ganzen
meinheit zu berechnen pflegte, muſsten edle, wohlwollende, gutdenkende Männer ſein,
ſobald Zeit und Noth drängten, gerne dem Vaterland viel aufopferten. Das Publicum
ſelten in ſolchen Fällen ganz ungerecht: man weiß wohl, daſs ſich die zahlreichen Menſch
haufen ziemlich überall gleichſehen."

en, deren Ertrag für die Kosten des Reiches bestimmt sei; eine Erbschafts- Anträge.
er, ein Küstenzoll solle für alle gleichmäßig eingeführt werden; die Monopole
sten abgeschafft, die Beamten bar bezahlt werden; jährlich solle über die Ein-
men und Ausgaben des Reiches Rechenschaft abgelegt werden; die Bürger in
Städten sollen ihre Obrigkeit selber wählen, der Leibeigene sich für mäßiges
d loskaufen können; jede Provinz und die Städte sollen beständige Vertreter
Hofe haben. Diese Vorschläge erregten beim Adel die heftigste Erbitterung.
Reichsrath ließ einige bürgerliche Abgeordnete holen und überhäufte sie mit
mähungen. Christoph Hansen aber antwortete derb: „Wir sind nicht Zwist.
Jungen, dass ihr uns so anfahren dürft.“ Ein Reichsrath rief: „Ihr
eht die Adelsrechte nicht und wollt sie nicht begreifen. Ihr müsst wissen,
euch nicht zukommt, dergleichen Dinge anzuordnen.“ [1]) — Man schied in Er-
erung.

Jetzt beschlossen Geistliche und Bürger, sich geradezu an den König zu
den. Die Meinung des Adels, die Menge der Abgeordneten möge nach Haus
en und all diese Fragen einem Ausschusse überlassen, wurde verworfen: es sei
eine Ausflucht, sogleich müsse gehandelt werden. In großem Aufzuge, immer
Geistlicher neben einem Bürger, giengen sie am 6. October 1660 zum König
iedrich III. selber. Dieser dankte ihnen für ihre Sorgfalt um das Wohl Friedrich III.
Landes, sagte aber, dass er in so wichtige Vorschläge ohne Zustimmung des
ichsrathes nicht einwilligen könne. Der König war ein ruhiger, ernster
nn, hatte aber Sorge, auch die Rechte zu verlieren, welche er noch besaß,
n die Bewegung misslinge. Entschlossener als der König war seine Gemahlin
phia Amalia. Ein Diener des Königs, ein Bremer von Geburt, Chri-
ph Gabel, brachte in der Nacht an die Führer ermuthigende Botschaft und
ß zur Eile, denn gewännen die Gegner Zeit, könnten sie vielleicht noch mehr
ingen.

So reifte unter den Häuptern der Bewegung zunächst der Gedanke, den Erb-
nig für erblich zu erklären, d. h. ihn frei zu machen für alle könig.
kunft von den Beschränkungen, womit ihn der Adel in der
egel vor der Wahl durch eine Handfeste zu binden pflegte. Von
r Wählbarkeit des Königs hatten ja Bürger und Bauern doch nichts, in der
erstärkung der Krongewalt sahen sie aber den besten Schutz
gen die Oligarchie. — Zum Unglück für den Adel war der talentvolle
lfeld ferne und Hannibal Sehested, vom Reichsrathe früher gekränkt,
im Interesse des Königs thätig; unter den übrigen war kein Mann von
onderer Begabung. Den für ihre Gegner gefährlichen Plan, durch heimliche
cht aus der Stadt den Reichstag beschlussunfähig zu machen und nöthigen-
s von ihren Besitzungen aus den Krieg zu beginnen, fassten sie zu spät. Die
chen wurden verdoppelt und niemand durfte ohne Erlaubnis die Stadt ver-
sen. Zu seinem Unglück beschloss der Reichsrath im entscheidenden Augenblick
ch eine Stempelordnung, welche die Kaufleute verletzte.

Am 18. October versammelte Swane die Geistlichen, ließ den Saal Der 18. Oct. 1660.
ließen und setzte ihnen auseinander, wie das Land nur durch Brechung
s Adelsjoches zu Kräften kommen könne. Alle unterschrieben seine Er-
rung. Zu gleicher Zeit hatte Ranzen die Bürger versammelt und sie

[1]) Spittler, l. c. V, S. 44—47.

durch eine feurige einschneidende Rede für den Vorschlag gewonnen, Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln. Die schwedischen Stände h dasselbe gethan, Frankreich, Spanien und England seien bei der Erbli ihrer Regierung zur Blüte gelangt. Alle stimmten zu. Jetzt kamen die G lichen zu den Bürgern und 54 Männer unterschrieben die Erklärung für Erblichkeit, die dem Reichsrath und dem Adel vorgelegt werden sollte. Der 20. Oct. 1660. Tage berieth der Adel über die Sache und sandte dann die Nachricht, er Antwort geben wolle, aber nur einige Deputierte sollten im Namen dieselbe entgegennehmen. Aber alle kamen, der Versuch, die Thüren zu schli misslang, die Abgeordneten drängten sich alle hinein.

Die gegenseitigen Erklärungen waren bitter. Auf die Behauptung, Stände könnten die Ehre und den Vortheil des Königshauses ruhig dem überlassen, wurde entgegnet, dass der Adel den größten und besten Theil Landes innehabe und die größten Vorrechte genieße und deshalb auch für König den größten Eifer an den Tag legen solle. Was geschehen solle, schnell geschehen, der Adel wolle aber nur Zeit gewinnen, um den Anschla hintertreiben.

Der Adel gibt nach. Als die Antwort abschlägig war, giengen Bürger und Geistliche sog aufs Schloss und trugen dem Könige die Erbkrone an. Seine Antwort leutselig; er versprach, ihre Bürden zu erleichtern und sie mit Privilegien Gnaden zu bedenken, betonte aber, dass die Einwilligung des Adels nöthig bis diese erfolge, sollten sie ihre Versammlungen fortsetzen. Die Bürger Kopenhagen aber baten am gleichen Tage, sechs neue Räthe, und zwar aus dem Adel, sondern aus den Bürgern und Geistlichen zu ernennen, d. h. wollten Gleichstellung der Bürger mit dem Adel. Diesem entsank der Muth; die Reichsräthe fürchteten niedergemetzelt zu werden und ließen König und den andern Ständen sagen, sie seien bereit, alles zu unterschre und sich in allen Stücken dem Willen des Königs zu unterwerfen.

Der Adel hatte seine Macht missbraucht, sie war jetzt gebrochen. Macht des Königs, der bei der ganzen Bewegung nur Zuschauer gew war gestiegen. Jetzt kam die Frage, wie der Staat in Zukunft gest werden solle, ob die Leiter der Bewegung genug Einsicht und Muth hat auch dem Könige gegenüber, der jetzt entschlossen das Geschehene zu sei Nutzen auszubeuten suchte, die Grundsätze einer vernünftigen Freiheit eine schöne Zukunft zu wahren. Daran fehlte es leider! und so verfiel Dä mark aus einem Gegensatze in den andern; von der Oligarchie hatte es Absolutismus. freigemacht, aber nur, um dem Absolutismus anheim zu fallen! Man sich unklar über das Ziel; nur der König wusste, was er wollte, und lauter Vertrauensseligkeit ließ man den günstigen Augenblick vorübergehen und der Augenblick, sagten die Alten, sei eine große Gottheit.

Die Bauern. An verschiedenen Wünschen fehlte es nicht. Die Bauern z. B. klagte früher hätten sich 6000 freie Bauernhöfe im Reiche befunden, von denen jed im Dienste der Krone einen Reiter in Bereitschaft hielt, und die Wehrka

s Reiches sei dabei gut gestanden; von der Regierung seien sie aber ver-
sen und vom Adel so gedrückt worden, dass viele ihr freies Grundstück
d Eigenthum haben verlassen müssen und leibeigen wurden. Der König
ge jetzt seine armen Unterthanen von diesem Sclavenjoche erretten, indem
mit ärgeren Frohndiensten belastet worden seien, als einst die Kinder
aels in Ägypten. Es geschah jedoch nichts für die Armen. Zunächst wurde
ss festgesetzt, die Regierung sei erblich und nicht bloß im Mannsstamme,
dern auch in der weiblichen Linie. Die bisherige Handfeste ward für un-
tig erklärt, ein Ausschuss, den der König ernannte — acht Adelige, fünf
ristliche, sieben Bürger, ein Universitätslehrer — sollten die Grundzüge
er neuen Verfassung aufstellen. Die Sitzungen fanden im Schlosse statt.
s in der ersten, am 24. October, der Professor Wilhelm Lange von Grund- Keine Grund-
setzen sprach, die Dänemark nach dem Vorbilde anderer Reiche haben müsse, gesetze.
b diese Rede Beifall fand, brach Swane plötzlich die Unterhandlung ab,
n die Nachmittagspredigt beginne, man könne nachher weiter verhandeln.
nge kam aber nicht mehr, denn der König gab ihm die Weisung, sich um
ese Sitzungen nicht weiter zu bemühen. Mit den Grundgesetzen hatte es
t sein Bewenden; es wurde bloß beschlossen, die alte Handfeste sei null
d nichtig, der König solle ersucht werden, selbst eine neue abzufassen, die
en Ständen zum Besten gereichen könne, man solle alles dem Könige
chtlos übergeben, der sei unparteiisch und würde es recht machen.

Am 29. October fand auf offenem Platz die Erbhuldigung statt und
r König versprach, als christlicher Erbherr und gnädiger König zu regieren.

Eine Versicherung der Freiheiten und Gerechtsame ward weder verlangt,
ch gegeben. Friedrich III. hatte die volle Gewalt. Aus Erbregierung Erb-
ard jetzt in dem gedruckten Berichte über die Erbhuldigung eine absolute allein-
legierung gemacht, und der König erließ eine Erklärung, das neue Staats- herr-
llegium solle seine Souveränität, königliche Autorität und Reputation, sowie schaft.
e des ganzen königlichen Hauses in Kraft erhalten. Der Reichstag wurde
llassen, eine Erbhuldigungsacte wurde im Januar 1661 zur Unterschrift
Dänemark und Norwegen herumgesendet (für Schleswig und Holstein, welche
ei dem Reichsrathe nicht vertreten waren, hat diese Acte keine Giltigkeit),
welcher jeder huldigt und zu gehorchen verspricht Friedrich als seinem
uveränen Erbherrn und allem entsagt, was wider die Rechte der Majestät
reitet. Auf Grundlage dieser Huldigung wurde die Lex Regia, oder das Lex Regia.
Königsgesetz am 24. November 1665 als politisches Testament des Königs
ufgestellt. Verfasst ist es von dem Bibliotheksaufseher Peter Schumacher.
Das augsburgische Bekenntnis ist darin als Glaube des Landes bezeichnet,
welchen die Könige bekennen und zu dem sie die Unterthanen anhalten sollen.
Vom Könige selber heißt es: „Er ist das oberste und höchste Haupt hier auf
Erden, über alle menschlichen Gesetze, und er kennt kein anderes Haupt und

keinen andern Richter über sich, weder in geistlichen, noch in weltlichen Dinge
denn Gott allein. Er hat allein Macht, übt alle Rechte der Majestät, g
Gesetze und hebt sie auf, setzt nach seinem Gutdünken Beamte ein und
hat allein die Macht, zu waffnen und zu rüsten, Krieg und Frieden
schließen und Steuern aufzulegen. Das Reich ist nie ohne König. Im vie
zehnten Jahr ist der König mündig, während der Minderjährigkeit regi
seine Mutter allein mit den sieben höchsten Räthen. Der König kann da
keinen Eid von seinen Unterthanen gebunden werden." Das ist das Königs
gesetz, der schärfste Ausdruck absoluter Regierung. Bei der Krönung Kön
Christians V. wurde es vor dem Altare vorgelesen und fortan bei jed
Krönung. Alle alten Begriffe von staatsrechtlichem Zustande waren da
umgestoßen.

Was der König jetzt einzelnen Ständen noch verlieh, kam nicht aus Re
sondern aus königlicher Gnade und Milde. Am besten kam der Adel dabei
Adel. Am 24. Juni 1661 erhielt er wieder das Birkerecht oder die Patrimonia
Jurisdiction. Der Gutsherr konnte durch die von ihm ernannten Birkrich
die auf seinem Gebiete wohnenden Bauern anklagen und verurtheilen lassen. Fer
erhielt der Adel das Patronatsrecht, das Strandrecht, das Jagdrech
der Edelmann durfte nicht gefänglich eingezogen werden,
war frei von Steuern, wenn es nicht das Wohl des Königs erheische. D
Clerus. Geistlichen wurde zugestanden, sie sollten die königlichen Befehle einzig
allein durch die Bischöfe empfangen, und sie wurden in ihren Einkünfte
sichergestellt. Die Kirchenpatrone mussten die Kirchen erhalten. Manche Ra
Bürger. erhielt der Bürgerstand, die Bürgermeister und der Rath der Städte durf
nicht mehr von Lehensmännern, sondern nur vom König angestellt werde
Handwerke durften nur in den Städten getrieben werden. Kopenhagen b
hielt seine Freiheiten. Die Häupter der Revolution wurden selbstverständl
mit Ehren und Gütern überhäuft. Der Bauernstand allein gieng le
aus. Statt des Reichsrathes leiteten fortan Beamten-Collegien die Reg
rung, in denen die Angelegenheiten untersucht und verhandelt wurden, ehe s
dem König zum Beschluss vorgelegt wurden. In seiner Entschließung wa
aber der König ganz selbständig.

Sinken des öffentlichen Geistes. Die nächste Folge dieser Wendung der Angelegenheiten war das Sin
des öffentlichen Geistes. Alles ward von oben herunter bestimmt und g
modelt, nicht Verdienst, sondern Gunst entschied — und selbst der Dä
Allen muss zugestehen, dass das dänische Volk in Schlaffheit und Stumpf
sinn versunken sei, welche ein anderer Schriftsteller als geistige Unerregbar
keit und schlummerähnlichen Zustand bezeichnet.

Wuttke meint,[1]) die durch sechs Geschlechter ererbte Gewohnheit des u
bedingten Gehorsams habe unter den Dänen auch die Missachtung fremder Rech

[1]) Die dänische Revolution und das Königsgesetz. Monatsblätter der „Allgemeinen Augsburger Zeitung", 1857, S. 51—113. — Olshausen, Das dänische Königsgesetz. Kiel 1838. — Spittler, Geschichte der dänischen Revolution im Jahre 1660. Stuttgart 1828.

vorgebracht und den Dünkel erzeugt, dass, wo befohlen werde, da gehorcht
den müsse. Merkwürdig ist, was der britische Gesandte Molesworth von
Dänen seiner Zeit sagt: „Wenn sie Reisen in fremde Länder machen, ziehen
es vor, zu sagen, sie seien aus Holland, als aus Dänemark, weil sie glauben,
es ehrenvoller für sie sei, aus Reichsländern zu stammen."

Die politischen Wandlungen, zu denen die Reformation Anlass gab,
eten also in Dänemark mit dem Absolutismus. Für die Macht des Staates,
solchen, war jedoch diese Änderung bedeutsam.

Spittler[1]) bemerkt mit Recht: „Was 1660 in Dänemark geschehen, ist
gewiss nicht für andere Völker eine Sache geradehin nachzuahmen, wie
erhaupt in Dingen, die ganze Constitution betreffend, kein
olk das andere nachahmen soll; alles muss sich aus individu-
ellen Verhältnissen entwickeln. — Aber der Däne kann doch jedem
Frage getrost zur Beantwortung hingeben: ob es wohl, die Lage angenommen,
sie unmittelbar vor der Revolution war, bei irgend einer andern Staats-
stitution besser gegangen sein würde? — Mag immerhin in den letzten fünf
schenaltern, seit dass Dänemark eine völlig unumschränkte Monarchie ist,
s geschehen sein, was wohl weit besser ungeschehen geblieben wäre; mag
lich auch die ganze Nationalcultur viel schwieriger und langsamer sich ent-
elt haben, als man bei der starken Triebkraft, die schon in der ersten Hälfte
s Jahrhunderts sonst überall unverkennbar war, billig erwarten durfte. Liegt
n aber auch alles allein nur an der politischen Verfassung des Landes? Und
würde sich wohl alsdann alles weiterhin ereignet haben, wenn sich vor 136
ren in Dänemark eine ganz andere Staatsconstitution gebildet hätte? Rechts
das kriegerische Schweden, weiter nach Nordosten hin das ungeheure Musko-
reich. Zwölf Jahre nach der dänischen Revolution ist Peter der Große
ren worden, und zehn Jahre nach ihm König Karl XII. Auch darf man
gleich noch hinzusetzen: vier Jahre nach Peters des Großen Tod Katha-
na II. Bald also kamen die Zeiten, da es gut war, dass Dänemark eine recht
, kernhafte Verfassung hatte; denn gewiss ists doch das größte Un-
ück eines solchen Landes, seine eigene politische Subsistenz
verlieren. Gerade aber die Aristokratien von eben der Art und Form,
sie weiland in Dänemark war, und nach Karls XII. Tod in Schweden
stund, auch noch entwickelter im alten Polen sich zeigte, haben gar zu viele
iten, die sich freundnachbarlich bearbeiten lassen. Heil dem Andenken König
iedrichs III.! Es ist eine unumschränkte, aber fürwahr auch bis jetzt stets eine
rliche Regierung in Dänemark gewesen!" —

rankreich. Die Fronde. Mazarin. — Deutschland. Leopold I.

Auf Frankreich übte der dreißigjährige Krieg mächtige Rückwirkungen. Folgen des dreißigjährigen Krieges.
ine Regierung verletzt im Nachbarlande so frevlerisch das Recht, ohne die
olgen davon im eigenen Lande bitter zu empfinden. Die Summen, welche
e Armee verschlang, wurden nur durch den härtesten Steuerdruck aufgebracht

[1]) Sämmtliche Werke, V, S. 189—90.

und der Hass darüber rief einen Sturm hervor, unter dem ganz Frankr
erzitterte. Die Feldherren, welche in dem ungerechten Kriege sich Ansehen
Bedeutung errangen, führten bald die Waffen gegen die eigene Regierung.

Finanzen. Schon im letzten Jahre Richelieus waren die Einkünfte auf drei J
voraus verausgabt. Unter Mazarin gieng es nicht besser und die Freigeb
der Königin vermehrte die Geldverlegenheiten. Immer neue Leistungen wu
den Steuerpflichtigen zugemuthet, die seltsamsten Künste wurden versucht, um
herbeizuschaffen. Krieg führen kostete damals viel größere Summen als heutz
Um die nöthigen Barvorräthe zu haben, verpachtete die Regierung die Ste
Partisans. an Banquiers, die sie durch ihre Geschäftsträger, Partisans genannt, mit H
und fabelhaftem Gewinn eintrieben. Man erzählt sich, dass nur der fünfte T
des Ertrages in die Hände der Regierung kam. Neue Ämter wurden gesch
und verkauft, 12 Millionen Livres Renten ausgeboten, fanden aber nur zu
von 100 Abnehmer. Einige bereicherten sich und wurden Millionäre und Milli
Verarmung. wurden arm. Die Noth stieg mit jedem Jahre. Die geheimen Ausgab
welche der Krieg erforderte und für die niemals Rechnung abgelegt wurde, st
unter Richelieu auf 30 Millionen Livres, unter Mazarin auf 60 Milli
Livres. Dabei konnte die Regierung nicht mehr die Jahresgelder, nicht ei
die Lieferanten für die königliche Tafel bezahlen und musste selber die Re
herabsetzen, während den Bauern Vieh und Hausgeräthe weggenommen wur
Die Folge war allgemeine Unsicherheit; in Gegenden, welche nie die Schr
des Krieges erfahren hatten, verließen die Landleute ihre Heimat und blieb
Boden unangebaut.

Mazarin. Selbstverständlich wälzte sich der allgemeine Hass auf den Leiter
Regierung, den Fremdling Mazarin, der kein Herz habe für das französ
Volk und der den verwünschten Krieg nur fortführe, um sich am Ruder
Parlament halten. Zum Sprecher der öffentlichen Meinung warf sich das Parlam
von Paris auf, dessen Ansehen die Regierung selber ungemein erhöht,
sie die Entscheidung in der Regentschaftsfrage von ihm begehrt hatte.
Kraft des historischen Adels hatte Richelieu gebrochen, jetzt warf der
geschaffene Beamtenadel der Regierung den Handschuh hin.

Schon 1644 wandten sich die Eigenthümer von Neubauten in Paris g
eine Steuer, welche ihnen die Regierung auflegte, um Hilfe an das Parla
und dieses machte der Königin Vorstellungen über die Härte der Maßregel
der Minister sah sich genöthigt, der Königin zur Nachgiebigkeit zu rathen:
müsse bei manchen Dingen thun, als ob man sie nicht bemerke. Und fort
trat jedem neuen Steuergesetze der Regierung der Widerspr
des Parlamentes entgegen. Drohte die Königin, dass sie dem Kön
schon Gehorsam zu verschaffen und diejenigen schon zu züchtigen wissen werde,
welche gegen ihre Pflicht handeln, so wusste das Parlament doch bald die Rück
berufung der Räthe zu erzwingen, welche die Königin, um zu schrecken, verban
hatte. Bald gaben sich weiterreichende Ansichten kund: da keine gesetzlichen
statt der Reichsstände. Ständeversammlungen mehr berufen würden, so seien die Parla-
mente durch Registrierung der königlichen Willensäußerung
an die Stelle der Reichsstände getreten. Vergebens setzte die Regierung

n Abgeordneten des Parlaments die Lage der Finanzen auseinander, sie mufste mal über das andere nachgeben und erschien zuletzt schwach und das Parlament stark und als das Bollwerk der Freiheiten des Volkes. Man freute sich in ris, wenn die Armee von Unfällen in dem verhafsten Kriege betroffen wurde; llte die Regierung Zahlung Verweigernde zwingen, so rottete sich das Volk mmen, zog die Sturmglocke und verjagte die Soldaten. Öffentlich äußerten Bürger, sie wollten dem Beispiele der Neapolitaner (unter Masaniello) gen. Was damals in England geschah, ermuthigte auch in Frankreich zum Widerde. Wenn die Königin ausfuhr, schrien ihr die Weiber nach: „Gerechtigkeit!“ [1])

Welch eine Demüthigung für die stolze Anna d'Austria! Sie wollte ch zeigen, dafs sie den Widerstand der Beamten, wie den Lärm des lkes gleich sehr verachte, und führte den jungen König am 13. Januar 48 zu einer Throngerichtssitzung und ließ ihn vier neue Steuererlässe und rmehrung der Ämter verkündigen — denn wenn der König, von dem alle walt herrühre, im Parlamente ein Edict verkünde, so habe jeder Widerch aufzuhören. Die Edicte wurden allerdings registriert, aber nicht ohne sten Widerspruch. Lit de justice. Widerstand.

Die Registrierung bestehe in der Freiheit der Abstimmung; dicte könnten nicht als registriert gelten, bevor sie von den hen Gerichtshöfen berathen wären, wenn sie nur der König seiner Gegenwart habe verlesen und bekanntmachen lassen. der König noch unmündig sei, spreche doch nur der Minister durch seinen und. Die Macht des Königs komme von oben, er sei nächst Gott nur seinem wissen Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig, allein für seinen Ruhm es von Wichtigkeit, dafs die Franzosen freie Männer und nicht Sclaven seien. den Luxus von Paris zu erhalten, seien Millionen rechtlicher Leute gehalten, fs sie nur auf Stroh schlafen und nur von Brot aus Hafer und Kleie lebten, d nur von ihrem Unvermögen Schutz hofften, und diesen Unglücklichen sei kein deres Eigenthum geblieben, als ihre Seele, welche nicht versteigert werden nte. Der General-Advocat Talon war es, der diese kräftigen Worte sprach, Talon. che zeigen, wie das französische Volk für die Frevel seiner Regierung an der tschen Nation bestraft wurde. Er schlofs mit den schönen Worten, die man n Eroberern zurufen möchte: „O Madame, widmet diesem Elende des Volkes dem Kämmerchen Eures Herzens einiges Nachdenken! Denket heute Abend in Einsamkeit Eures Betzimmers an die schrecklichen Drangsale Eurer Länder, welchen die Hoffnung auf den Frieden, der Ruhm der gewonnenen Schlachten d der eroberten Provinzen nicht diejenigen ernähren kann, welche kein Brot ben und die Myrte, die Palme und den Lorbeer nicht unter die gewöhnlichen chte der Erde zählen können!“ [2])

Die Königin hielt die Sache für gewonnen, denn die Edicte waren jetzt Die Magistratur. registriert. Allein die Requetenmeister beschlossen am anderen Tage, nicht die Vermehrung ihrer Ämter zu willigen, obschon ihnen die Königin

[1]) Henri Martin, l. c. vol. XII, p. 272—277.

[2]) Mémoires de Madame de Motteville — Collection Michaud, l. c. I. Sér., p. 146—166.

drohte, sie wolle ihnen schon zeigen, daſs sie so viele Ämter errichten kön
als ihr beliebe, und klagten beim Parlamente. Dieſes nahm jetzt die
rathung aller einregistrierten Edicte in Angriff, denn sie hätten nur in
weſenheit des Königs zu gehorchen, Vorstellungen gegen die Ausführ
könnten sie aber in seiner Abweſenheit immerdar machen — und die
rathung endete mit der Verwerfung aller Edicte: mit der Einregistrier
sei nicht Zustimmung verstanden, — und gleich bitter wie kräftig wur
die Veruntreuungen und Unordnungen im Staatswesen und die Habgier
Ministers geschildert.

Kein Versprechen, keine Drohung der Regierung frommte, die gesam
hohe Magistratur hielt sich für bedroht, als Einzelne für ihren Widerstand
Chambre de Saint-Louis. straft wurden, und im Saale des heil. Ludwig vereinten sich die Ab
ordneten der vier Beamtenhöfe zu gemeinschaftlicher Berathung. Vergebens erk
die Königin, diese Vereinigung der vier Behörden zu einer fünften ohne Be
des Königs sei beispiellos, und heiße eigentlich eine Art von Republik einführen
und drohte sie, nie einzuwilligen, daſs dieſes Gesindel sich an der Macht
Königs vergreife! Mazarin meinte, Anna sei tapfer wie ein Soldat, der
Gefahr nicht kenne. Die Versammelten tagten fort. Molé berief zum 8. J
1648 das gesammte Parlament, welches die Verhandlungen in dem Saale
heil. Ludwig guthieß, trotz aller Abmahnungen des Ministers und aller Drohun
der Königin. Eine Gesammtverbesserung des Staatswesens wurde in Angriff
Reform. nommen. Reform war die Losung der Pariser, die überzeugt waren, daſs
gegen Willkür der Obrigkeit Gewalt gebrauchen dürfe. Da sollte der Herz
von Orleans vermitteln: er versprach, die Erblichkeit der Ämter solle bleiben
aber man sah in dieſer Nachgiebigkeit nur den Beweis, daſs der Minister
vor einem Aufstande fürchtete. Schließlich genehmigte Anna die Berathun
in der Kammer des heil. Ludwig, bat aber, die Bedürfnisse des Staates zu
Die sieben- und- zwanzig Artikel. wägen, die Armee brauche Geld. Darum kümmerte sich jedoch die Versammlu
wenig und beschloſs am 12. Juli eine Art von Bill of Rights in sieb
undzwanzig Artikeln, von denen die wichtigsten folgende waren.

Die von Richelieu zur Beaufsichtigung der erblichen Corporation
der Beamten eingeführten Intendanten sollen abgeschafft, die Pachtvertr
über die Taille (Grundsteuer) und die hinzugefügten Auflagen sollen wi
rufen, die Taille selbst um ein Viertel vermindert, alle Rückstände bis z
Ende des Jahres 1646 erlassen werden. Keine Abgaben und Steuern dürf
erhoben werden, als kraft der Edicte, welche in den hohen Gerichtshöfen
gehöriger Form und mit freier Abstimmung registriert worden seien, u
bei Todesstrafe sei jedem untersagt, Steuern und Abgaben, bei welchen die
nicht der Fall, zu erheben. Aus dem Gebrauche, die königlichen Edicte z
registrieren, hatte also das Parlament das Recht abgeleitet, über dieſe Edicte
zu berathen, sie abzuändern und außer Kraft zu setzen. Nicht minder wichtig
war der Beschluſs, kein Unterthan des Königs, welches Standes und welcher
Beschaffenheit er sei, dürfe länger als vierundzwanzig Stunden gefangen-

halten werden, ohne nach den Gesetzen verhört und seinem ordentlichen
chter übergeben zu werden; diejenigen, welche ohne förmliche Untersuchung
angengehalten würden, sollten sogleich frei und in den Genuss ihres Amtes
d Gehaltes wieder eingesetzt werden. Hervorgerufen ward dieser der Habeas-
rpus-Acte ähnliche Beschluss durch die unter Ludwig XIII. zur Geltung
mmene Willkür des Hofes: die hervorragendsten Mitglieder des Adels
d der Beamtenkreise wurden nach Laune in der Bastille oder in Vincennes
angen gesetzt und Bassompierre drückte einmal stolz seine Verachtung aus
r Leuten, die so unbedeutend seien, dass sie nicht wenigstens einmal in
em Leben verhaftet worden wären. Im eigenen Vortheile beschlossen diese
mten ferner: es sollten keine Ämter in den hohen Gerichtshöfen errichtet
den, als durch Edicte, welche in diesen mit voller Freiheit der Abstim-
ng registriert worden seien, und die alte Einrichtung dieser Behörden
nte nicht durch Vermehrung ihrer Mitglieder oder durch Beschränkung
es Amtsbezirkes verändert werden. Für diesen Beschluss gelten die Worte
rnés in seinem Essai über Mazarin:[1]) „Wenn das Jahr 1648 ernst-
e Folgen gehabt hätte, so wäre zwischen dem Königthume und der Nation
e Körperschaft hergestellt worden, die von beiden unabhängig war und in
r sich zu einer Art monströser Einheit die politische und richterliche Gewalt
schmolzen hätten." — Ein anderer Beschluss hebt zur Herstellung der
eiheit des Handels alle Monopole auf; ein fernerer setzt einen Gerichts-
f ein, um die Missbräuche und Unterschleife in der Verwaltung der königs-
en Einkünfte zu untersuchen und darüber zu richten. — Klug waren all
ese Beschlüsse gefasst: indem das Parlament nur die Rechte des Volkes zu
ützen vorgab, wurde es eine Macht, die mit der königlichen wetteiferte.

Macht des Parlaments.

Sobald ein Antrag in der Kammer des heil. Ludwig gestellt war, berieth
s Parlament über ihn und erhob ihn zum Beschlusse. Welch eine Verlegenheit
r Mazarin in dem Augenblicke, da der Abschluss des westfälischen Friedens
hte und da die Armee, welche überall siegreich war, unterstützt werden musste
d dann Schweden die versprochenen Hilfsgelder zu zahlen waren und er zu
hlen glaubte, dass Spanien auf die Verwirrung in Frankreich Hoffnungen
hte. Geradezu durchzugreifen war seine Sache nicht, wohl aber die Menschen
r ihrer schwachen Seite zu fassen. Der Cardinal von Retz sagte mit Recht
n ihm: „Mazarins Stärke war, ins Blaue hineinzureden, zu verstehen zu
ben, Hoffnungen zu erregen, Lichtblicke zu verbreiten, sie wieder zu verdunkeln,
ussichten zu eröffnen und sie zu verwirren, und sein Geist war vortrefflich ge-
gnet, sich der Täuschungen zu bedienen, welche die königliche Autorität für
nterhandlungen immer in überreichlichem Maße bei der Hand hat." — Wieder
rde der Herzog von Orleans in Bewegung gesetzt, um zu vermitteln, er,
der so geschickt war in der Kunst, anzufangen ohne ein Ende zu finden, und
u sprechen, ohne zu einer Entscheidung zu kommen". — Der verhasste Leiter
er Finanzen, Emery, der erklärt hatte, er müsse das Geld da suchen, wo es

Mazarin.

[1]) Carné, Die Begründer der französischen Staatseinheit.

Emery. zu finden sei, wurde geopfert. Der Minister selber schmeichelte den Wortführe
die er die Wiederhersteller Frankreichs und die Väter des Landes nannte, a
es half alles nicht. Jetzt suchte man wenigstens den Schein zu retten, als
das, was man bewilligen musste, von der Regierung ausgehe, denn Maza
Die Regierung gibt nach. war ja doch entschlossen, nicht zu halten, was er versprach. Eine Reihe kön
licher Erklärungen ergieng jetzt im Sinne der Anträge, die aber nur zum Th
genehmigt wurden. Die Intendanten wurden abgeschafft, aber nur nicht in a
Provinzen; ein Theil der Grundsteuer ward erlassen, auf Rückstände w
verzichtet, ein Gerichtshof zur Untersuchung der Unterschleife w
genehmigt.[1])

Aber dieses Markten mit halben Zugeständnissen stellte nicht zufrie
Das Parlament. Im Parlamente drang Broussel auf vollständige Durchführung der Antr
aus der Kammer des heil. Ludwig. Ja man gieng daran, die Anleih
welche die Regierung gemacht hatte, für ungiltig zu erklären. Anna d'Aust
glaubte, diese Nachgiebigkeit führe zu immer weiteren Demüthigungen; w
in Paris geschehe, sei nur eine Nachahmung der Übergriffe des englisch
Parlamentes und dem müsse man mit allen Mitteln entgegentreten.
Lit de justice. führte deshalb am 31. Juli den jungen König zu einem Lit de Justi
ins Parlament, „um diesem Rosen an den Kopf zu werfen". Der königli
Knabe sprach da, wie man's ihn gelehrt hatte, dass die Parlamente von d
Königen eingesetzt und mit Gewalt ausgestattet seien und nur Vorstellung
zu machen hätten, welche den Königen den Stoff böten für ihre Erlasse, w
dass er deshalb nach dem Vorbilde seiner Vorfahren, kraft seiner vol
Gewalt und königlichen Autorität Folgendes verordne, — und nun wurd
einige Bestimmungen gegeben, im Geiste der Anträge des Parlamentes, a
nicht vollständig, und wurde ausdrücklich erklärt, dass die gegenwärtigen A
lagen solange fortbestehen sollten, bis die Lage der Dinge eine Verminderu
gestatte. Schließlich wurden die ferneren Versammlungen im Saale des heili
Ludwig untersagt, das Parlament solle sich unverzüglich mit den lange unt
brochenen Rechtssachen beschäftigen.

Neuer Widerstand. Aber es gibt Zeiten, wo Bewilligungen zu spät kommen und wo ha
Zugeständnisse nur zum Zorne reizen. Die Aufnahme des Königs war eisk
Talon sprach davon, dass Frankreich zwar eine Monarchie sei, aber gew
Staatsgesetze zur Grundlage habe. Ehemals sei den Willenserklärungen der Kön
nur Folge geleistet worden, wenn die Großen des Reiches zustimmten; jetzt
diese Zustimmung an die Parlamente übergegangen und die Zeitgenossen ehr
achtungsvoll diese Berechtigung. Am andern Tage wurde auf den Antrag Broussel
die Erklärung des Königs in Berathung gezogen und nach langen Verhandlung
trotz der Warnung des Herzogs von Orleans beschlossen: der frühere Parlament
beschluss in Betreff der Abgaben habe in Kraft zu bleiben und gegen drei Finanz
männer, welche auf nicht bewilligte Steuern dem Könige Vorschüsse gemacht hätte
sei ein rechtliches Verfahren einzuleiten.

[1]) Henri Martin, l. c. vol. XII, p. 281—295.

Da gieng der Königin die Geduld aus. Zu gleicher Zeit traf die achricht ein vom Siege Condés bei Lens am 20. Auguſt 1648. Jetzt urden Gewaltmaßregeln beſchloſſen. Mehrere Mitglieder des Parlaments urden in Provinzialſtädte verwieſen und am 26. Auguſt, am gleichen Tage, in Notre-Dame die Siegesfeier ſtattfand, der Vorſitzende der Unterſuchungs- mmer, Blancmenil und der alte Brouſſel verhaftet.[1] Gewalt- maß- regeln.

Als die Dienerin des letzteren um Hilfe rief, kam ſogleich das ganze Viertel r den „Vater Brouſſel“ in Bewegung, die ſich bald der ganzen Stadt mit- eilte. Es gelang den Soldaten mit Mühe, ihn im Wagen fortzubringen. Nur e Herbeiziehung der Truppen ſchützte den Palaſt vor dem Angriffe des Volkes f die Königin. Um ſich Luft zu machen, ſchoſs ein Officier ſeine Piſtole ab. ie Kugel traf einen Laſtträger in der Nähe des biſchöflichen Palaſtes. Gondi- etz, der Coadjutor, trat heraus, kniete beim Sterbenden nieder, ſtieg dann auf ie Erhöhung, um das Volk zu beſchwichtigen. Brouſſel. Gondi- Retz.

Wir haben dieſen Mann ſchon oben überraſcht bei einer Verſchwörung gen Richelieu und voll Ehrgeiz, eine bedeutende Rolle zu ſpielen. Er ſtammte s einer florentiniſchen Familie, die mit Katharina von Medici nach Frankreich kommen war. Geboren 1614, wider ſeine Neigung zu dem geiſtlichen Stande ſtimmt, wurde Gondi als Kind ſchon Prälat mehrerer Abteien, im dreizehnten ahre Domherr bei Notre-Dame, 1643 unter dem Titel eines Biſchofs von rinth Coadjutor ſeines Oheims, deſſen Unfähigkeit die ganze Laſt des Amtes f ihn wälzte, ihm aber auch großen Einfluſs gewährte. Gondi hat ſich in nen Memoiren, wie er war, anziehend und lebendig geſchildert: wie er als ngling ausſchweifend war, wie er, als er die Weihen empfieng, wohl fühlte, ſs er ſittlich ſein ſollte, aber nicht die Kraft dazu in ſich fand. Er hatte auch eutende Eigenſchaften, Arbeitskraft, Redetalent, klaren Blick, Menſchenkenntnis, tſchloſſenheit. Richelieu hielt ihn für einen gefährlichen Kopf. In einer arbeitung von Mascardis „Geſchichte der Verſchwörung Fiescos“ hatte er dieſe rechtfertigen geſucht. Jetzt ſchien ihm der Augenblick gekommen, eine große olle als Parteihaupt zu ſpielen; wahrſcheinlich wollte er noch nicht gegen die nigin auftreten, aber er begab ſich zur Regentin und ſchilderte mit ſeiner ichen Einbildungskraft die Macht des Aufſtandes und rieth ihr, die Verhafteten rzugeben. „Was,“ rief in ihrer Heftigkeit Anna, die ihn für einen geheimen chürer des Aufſtandes hielt, „Ihr wollt, daſs ich Brouſſel freilaſſe; eher werde ich ihn mit dieſen Händen erdroſſeln und die dazu, die ihm helfen wollen!“ und bei fuhr ſie in Selbſtvergeſſenheit ihm mit den Händen an den Kopf. „Es iſt on aufrühreriſch, nur zu glauben, daſs es Aufruhr geben könne!“ Mazarin chte die Königin zu beſchwichtigen und drängte Gondi, dem Volke mitzutheilen, aſs Brouſſel freigegeben werde, ſofern das Volk ruhig bleibe. Gondi trat ter die Menge, die Flintenſchüſſe, die ſchon ausgetauſcht wurden, ſchreckten ihn icht. Seine Anrede beruhigte. Das Volk legte in der Hoffnung auf Brouſſels Befreiung die Waffen nieder. Dann kehrte der Coadjutor in den Palaſt zurück nd bat Mazarin, jetzt Wort zu halten. Die Königin hieß ihn ſpöttiſch nach aus gehen und ſich ausruhen, nachdem er ſo gut gearbeitet habe. Der Zorn arüber trieb Gondi jetzt in die Reihen ihrer Gegner, er wurde Demagog.[2] Gondi- Retz bei Anna.

[1] Mémoires de Motteville, p. 187—189.
[2] Mémoires de Retz — bei Michaud, l. c. III. Sér., I.

Paris rüstet. Die Nacht kam, der Lärm hörte auf. Anna hielt den Aufstand für beendet, das Strohfeuer sei erloschen. Sie täuschte sich. Die ganze Nacht hindurch trieben die Handlanger Gondis die Bürger zur Bewaffnung. Als am andern Morgen 2000 Garden und Schweizer sich um den Palast aufstellten, sahen sie die Straßen mit Ketten gesperrt, die Bürgerschaft von Paris stand in Waffen.

Barricaden. 2000 Barricaden waren mit so viel Sachkenntnis errichtet, dass nach dem Ausspruche der Sachverständigen das ganze übrige Frankreich nicht imstande gewesen wäre, sich der Stadt Paris zu bemächtigen. Fässer mit Sand gefüllt waren übereinander gesetzt und mit eisernen Ketten verbunden. Eine leicht zu schließende Öffnung in der Mitte war nur so weit, dass eine Person hindurch gelangen konnte. Pflastersteine waren an den Fenstern der benachbarten Häuser angehäuft, als Waffe gegen die Angreifer; hinter den Barricaden standen die Seguier. Bürger in Wehr. Seguier, der Kanzler, sollte dem Parlamente den Befehl der Königin überbringen, sich nicht weiter mit Staatsangelegenheiten zu beschäftigen, im Falle es widerspreche, es auflösen und nach Montargis verbannen — er kam aber nicht zu demselben. Kaum ward er vom Volke erkannt, so musste er die Flüchten; er wäre in Stücke zerrissen worden, hätten ihn nicht die Soldaten herausgehauen. Die Schweizer feuerten gegen das Volk, die Garden aber äußerten, sie wollten nicht gegen die Bürger kämpfen. Die Sturmglocke ertönte, ganz Paris Das Parlament. war in Bewegung. Das Parlament aber brach auf zur Königin, um die Freigebung der Verhafteten, um die Rückkehr der verbannten Mitglieder zu verlangen. Anna hatte allein Muth unter ihrer Umgebung und antwortete auf die beredte Ansprache Molés: „Es ist doch seltsam und schändlich, dass unter meiner Schwiegermutter der erste Prinz von Geblüt (Condé) in die Bastille wandern musste, und dass man jetzt für einen Parlamentsrath solche Unverschämtheiten begeht.“ — Sie schloss sich dann in ihren Gemächern ein, um nichts mehr von der Sache zu hören. Mazarin und Orleans machten die Fürsprecher und Anna gibt nach. entrissen ihr zuletzt das Versprechen der Freilassung unter der Bedingung, dass das Parlament die Berathung über die Staatsangelegenheiten einstelle. Um über diesen Antrag zu berathen, wollte das Parlament in den Justizsaal zurück. Bei der dritten Barricade hieß es aber: „Bringt ihr uns Broussel mit?“ — „Nein, aber das Versprechen der Königin, ihn freizulassen!“ Da hieß es aber: „Zurück ihr Verräther, bringt uns Broussel oder Mazarin und den Kanzler als Geiseln für ihn!“ [1])

Das Parlament musste ins Palais Royal zurückkehren und die Königin das Versprechen der Zurückberufung der Verbannten schriftlich ausstellen, so sehr sie sich dagegen sträubte. Erst die Vorstellungen und Thränen der Königin von England, deren Gemahl damals seinem schrecklichen Schicksale entgegenging, brachen die Festigkeit ihres Entschlusses, der Revolution nicht nachzugeben. Zwei Parlamentsräthe wurden abgesandt, um die Verbannten zurückzuführen. Doch das Broussel frei. Volk legte die Waffen erst nieder, als es Broussel am 28. August zurückkehren sah. Nie ward ein Triumphator mit größerem Jubel empfangen, als der sonst wenig befähigte alte Broussel, welcher über seine plötzliche Bedeutung selber erstaunt

[1]) „Tourne traître ou tu es mort, ramènez-nous Broussel ou le Mazarin et le chancelier en ôtages!“

r. Jetzt befahl das Parlament die Niederlegung der Waffen und die Öffnung Straßen — und augenblicklich wurde Folge geleistet.[1])

Aber es war nur ein Augenblick der Ruhe zwischen zwei Stürmen. ma war tief verletzt und über ihre Nachgiebigkeit mit sich selber unzufrieden. d auf der anderen Seite hatte der Sieg den Parisern ein hohes Selbstühl und den Beamten einen unbeugsamen Stolz eingeflößt. Der nächste lass musste zu einem neuen Bruche führen. Für die Gegner Mazarins, s so verhassten Fremdlings, dass die Fuhrleute den widerspenstigen Pferden nen Namen gaben, wurde jetzt der Name Frondeur, Schleuderer, üblich. Der Name Frondeur.

Wie die Knaben, die sich damals mit Schleuderwürfen bekämpften, vor den lizeibeamten sich zerstreuten, aber kaum ihnen diese aus den Augen waren, eder zu ihrem Spiele zurückkehrten, so mache es gerade das Parlament: kaum be sich der König oder der Herzog von Orleans entfernt, so setze es die verbrenen Verhandlungen wieder fort. Er ist ein guter Frondeur,[2]) bedeutete mals soviel, als er ist ein ehrenwerter Mann. Die Königin wandte sich an ondé, welcher als Prinz von Geblüt den Amtsadel nicht mochte, und als Heerührer einer Bewegung grollte, welche der Armee den Nerv ihrer Thätigkeit, das eld, abschnitt. Er versprach die Königin zu unterstützen, natürlich in der Hoffung, sie zu beherrschen. Das fürchtete auch Mazarin. Der Prinz schien ihm el gefährlicher, als die ganze Parlamentspartei. Lieber hätte er sich mit dieser ertragen, um die Leitung der Dinge in der Hand zu behalten; allein das Parlament war zu schroff und ehrlich, und so musste es zu einem neuen Bruch und im Versuche eines Staatsstreiches kommen.[3]) Condé.

Am 13. September kam Paris in Aufregung durch die Nachricht, die Königin nd der ganze Hof hätten Paris verlassen, um sich nach St.-Germain zu begeben, nd 1000 Mann von der Armee in Deutschland näherten sich der Stadt. Am 8. September wurden zwei alte Minister, Chateauneuf und Chavigni, ach Berry verbannt — eine kleinliche Maßregel Mazarins, welcher fürchtete, ie Gegner möchten diese beiden Männer als Minister ihm entgegenstellen. Am 0. September kam Condé nach Paris und sprach sich mit soldatischer Rauheit nd Derbheit gegen das Treiben des Parlamentes und die Barricaden aus. Das rschreckte aber nicht, das Parlament gieng gerade auf seinen verhasstesten Feind los. Am 22. September beschloss das Parlament, die Königin darum zu itten, dass sie den König zurück nach Paris führe und den Cardinal, von dessen schlechter Verwaltung alles bisherige Unheil herrühre, und der als Fremder sich nicht um Frankreich kümmere, aus ihrem Rathe und aus ihrer Nähe entferne, raft eines Beschlusses von 1617, welcher Fremden bei Todesstrafe die Verwaltung des Ministeriums verbiete. Zu gleicher Zeit befahl es, dass alle Bürger sich be- Anna verlässt Paris. Das Parlament klagt Mazarin an,

[1]) Mémoires de Retz, p. 67—69. — Mémoires de Motteville, p. 192 bis 198.

[2]) L'origine de ce nom parait être la comparaison, qu'on fit des jeunes et turbulents conseilleurs aux enquêtes avec de jeunes garçons qui s'attroupaient dans les fossés de la ville pour s'y battre à coups de fronde. Les mécontents adoptèrent le surnom de frondeur et se firent gloire de fronder la cour. Le premier, qui se para de ce titre, fut le conseiller Bachaumont. Henri Martin, l. c. XII, p. 308.

[3]) Henri Martin, l. c. vol. XII, p. 298—304.

rüstet zum Kriege. waffnen und daſs für die Sicherheit der Stadt und für die Zufuhr der Lebensmittel gesorgt werde. Das hieß den Krieg erklären und darauf wollte es Mazarin im Augenblicke nicht ankommen lassen. Statt den Befehl zum Angriffe zu geben,

Unterhandlung. bot die Königin Unterhandlungen an und ernannte Gaston und Condé zu ihren Bevollmächtigten. Das Parlament nahm den Vorschlag an.

Annas Zugeständnisse. Am 25. September 1648 begannen die gemeinschaftlichen Berathungen in St.-Germain. Sie betrafen die im Saale des heil. Ludwig aufgestellten Artikel, welche in der königlichen Declaration nicht genehmigt waren, z. B. daſs kein Bürger seinem natürlichen Richter entzogen werde. Anna sah die Befugnis willkürlicher Verhaftung als unzertrennlich vom Königthume an. Am 22. October wurde man einig, am 24. wurden fünfzehn Artikel vom Parlamente registriert. Die Grundsteuer wurde für 1648 um ein Fünftel herabgesetzt, mehrere lästige Abgaben wurden aufgehoben, alle Monopole abgeschafft, der regelmäßige Gerichtsgang gewährleistet: kein Beamter der Gerichtshöfe dürfe in der Ausübung seines Amtes durch Cabinetsbefehle gestört werden. Nur nach langem Widerstande und unter Thränen gab Anna ihre Zustimmung zu dem Morde der königlichen Gewalt, wie sie diese Acte nannte.[1]) Das Volk nahm das Zugeständnis mit Jubel auf, die zwei verhafteten Minister wurden frei und die Königin kehrte nach Paris zurück.

Aber der Friede war von kurzer Dauer, die Königin voll Entrüstung über ihre Schwäche, und das Parlament voll Stolz auf seinen Sieg und ohne die nöthige Einsicht in die Bedürfnisse des Staates und ohne die nöthige Mäßigung im Parteikampfe.

Neuer Streit. Bald kam es zu Streitigkeiten über die Ausführung einzelner Artikel und der ränkesüchtige Gondi that sein Möglichstes, daſs es zum Bruche komme. Er

Gondi. wollte selber an Mazarins Stelle treten, dazu brauchte er einen Prinzen von Geblüt und einen tüchtigen Soldaten. Beide Eigenschaften waren in Condé vereinigt, ihn suchte Gondi darum gegen Mazarin zu gewinnen, gegen den Fremdling, der italienischen Despotismus in Frankreich einführen und die Prinzen demüthigen wolle; Condé möge eine Rolle spielen, wie seinerzeit der Herzog von Mayenne. Aber auch die Königin und Mazarin wuſsten durch Schmeicheleien und Geschenke auf den Helden von Rocroi zu wirken, der schließlich erklärte, er, als Prinz von Geblüt, könne die Unverschämtheit der Bürger, welche das Königthum vernichten wollten, nicht länger dulden; er wolle nicht der General einer Armee von Narren sein. Da wandte sich Gondi an die schöne, aber auch leichtfertige und ehrsüchtige

Longueville. Schwester Condés, die Herzogin von Longueville, daſs sie ihm ihren

Conti. jüngeren, wenn auch weniger befähigten Bruder, Conti, gewinne. Und dies gelang, denn sie grollte Condé, weil er sich bitter über ihre Lebensweise ausgesprochen hatte, und hob gerne ihren jüngeren Bruder, der ihr zärtlich anhing und den Ehrgeiz hatte, auch etwas Namhaftes zu vollbringen. Auch andere Prinzen

Beaufort. gewann sie dieser Sache, z. B. ihren Liebhaber Marsillac, dann den Herzog von Beaufort, der vor kurzem aus Vincennes nach fünfjähriger Haft ent-

[1]) Assassinat de l'autorité royale. Mémoires de Motteville, l. c. p. 208 bis 217.

hen war und von welchem Gondi witzig sagt: „Ich brauchte eine Puppe und n Glücke für mich fand ich diese Puppe in einem Enkel Heinrichs des Großen, sprach, wie man in den Hallen spricht, und der schöne, sehr lange und sehr nde Locken hatte. Ich nannte, ich lobte, ich zeigte Herrn von Beaufort, das uer zündete in einem Augenblicke.“ — Der Herzog von Bouillon ward Bouillon. ichfalls gewonnen, durch die Aussicht, sein Fürstenthum Sedan, das er unter helieu hatte abtreten müssen, wieder zu gewinnen. Zum Bruche kam es, als Bruch. 16. December 1648 Condé und Orleans das Parlament beschwichtigen lten über seine Befürchtungen wegen Annäherung von Truppen gegen Paris. r Feldherr tobte, das Parlament habe sich nicht in Staatsangelegenheiten zu schen, und seine Geberden wurden so drohend, dass ein Schrei des Unwillens erhob. Als seine Umgebung beschwichtigend sagte, das sei nicht so bös gemeint, sei Lagergewohnheit, wurde entgegnet, so schlechter Gewohnheiten müsse der nz sich entäußern. Condé rieth der Königin, den Gegnern geradezu auf den Plan des Hofes. ß zu gehen, die Armee in Paris einrücken zu lassen, jeden Widerstand niederschmettern und die widerspenstigen Mitglieder des Parlamentes zu verhaften. s schien aber Mazarin zu kühn. Paris sollte bloß durch Aushungerung zum horsam gezwungen werden. Condé hoffte damit in vierzehn Tagen fertig zu n und dann den Feldzug gegen Flandern fortzusetzen.[1])

Demgemäß floh die Königin in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar Flucht aus Paris. 49 mit ihren beiden Söhnen und dem Hofe nach St.-Germain. Paris gte bei der Nachricht Zorn, aber nicht Furcht. Die Bürger traten unter Waffen. Das Parlament befahl die Straßen mit Ketten zu sperren, die Krieg. hore zu schließen und für Lebensmittel zu sorgen, und gab mit der Weisung, s Kriegsvolk zwanzig Lieues aus der Umgebung von Paris zu entfernen, n Befehl zum Angriffe. Die Botschaft der Königin, sie habe Paris verssen vor feindlichen Anschlägen des Parlamentes gegen die Person des nigs und wegen dessen Verbindung mit den Feinden des Staates, wurde t der Aufforderung beantwortet, sie möge die Personen nennen und die weise mittheilen und das Kriegsvolk aus der Nähe von Paris entfernen. e Königin ließ jedoch die Abgeordneten gar nicht vor sich. Der Kanzler klärte ihnen, das Parlament und Paris müssten zum Gehorsam gezwungen rden. Dagegen erklärte das Parlament am 8. Jänner 1649 den Cardinal Mazarin geächtet. azarin als den Urheber aller Unruhen, als Feind des Königs und des taates, der sogleich den Hof und binnen acht Tagen Frankreich zu verssen habe, widrigenfalls habe jedermann das Recht, ihn zu tödten! Parlaent und Bürgerschaft zeigten sich entschlossen und opferwillig. Die ver- Die Großen der Fronde. indeten Großen verließen insgeheim den Hof und schlossen sich der Hauptadt an und verpflichteten sich am 18. Jänner mit Eid und Unterschrift, die ietze des Königreiches und der hohen Gerichtshöfe, die Mazarin unwürdig handelt habe, mit Gut und Blut aufrecht zu erhalten und keinen Vergleich zugehen, bis der Cardinal aus dem Reiche entfernt sei.[2])

[1]) Henri Martin, l. c. vol. XII, p. 304—311.
[2]) Ibid. XII, p. 312—318.

Das übrige Frankreich.

Von Bedeutung war, wie sich das übrige Frankreich benahm! Ein gro
Theil sprach sich für Paris aus, so das Parlament zu Aix, das zu Rou
Selbst in der Umgebung der Königin drang man jetzt auf Mazarins Entfern

Anna.

sie allein blieb sein wahrer Freund; sie fürchtete, es gehe ihr, wenn sie ih
lasse, wie dem Könige von England, nachdem er Strafford geopfert hatte. A

Belagerung von Paris.

erklärte die Mitglieder des Parlamentes für Majestätsverbrecher, auch Conti,
er die Stelle eines Generalissimus der Armee von Paris angenommen. Doch
der Aushungerung von Paris gieng es nicht so schnell, als der Hof berec
hatte. Einmal konnte die nur 14.000 Mann starke königliche Armee die H
stadt nicht vollständig einschließen und brachten die Bauern in der Nacht
während Lebensmittel in dieselbe. Auf der andern Seite vermochten die Pa
den Condé auch nicht zum Abzuge zu zwingen. Bei Charenton hieb er
in seiner durchgreifenden Art einige Regimenter zusammen; man nannte
Schlappe den „ersten Brief an die Korinther", denn Gondi, der sie
gerüstet hatte, war ja Bischof von Korinth.

Unterhandlungen.

In der Art konnte es übrigens in Frankreich nicht fortgehen.
Hof bot am 12. Februar einen Vergleich an und das Parlament sch
Abgeordnete. Die Königin versicherte gnädig, ein jeder könne seines Leb
Eigenthumes und Amtes sicher sein. Ein anderer Umstand trieb den Hof
Nachgiebigkeit. Frankreich hatte in Neapel, in Catalonien, in Portugal
ruhr angestiftet; es lag nun in der Natur der Dinge, dass die Spanier,

Erzherzog Leopold.

mit Frankreich noch im Kriege waren, diese Wirren benützten. Der E
herzog Leopold Wilhelm ließ aus Brüssel den Parisern sagen:
König von Spanien sei für das Recht des Parlamentes und wolle es
18.000—20.000 Mann unterstützen. Diese Botschaft erregte Aufsehen,
ungeachtet gieng Molé mit einigen Abgeordneten zur Verhandlung
St.-Germain. Beiderseits zeigte sich Neigung, den Frieden abzuschließen.
Parlamente regte sich das Gefühl, man sei der Bewegung nicht mehr Mei
und arbeite nur für gewisse Große, welche bereits tiefe Griffe in die öff
lichen Cassen gemacht hatten. Die Hinrichtung Karls I. erregte unter
Besseren in Paris Schrecken.

Molé.

Die Führer der Fronde und das Volk von Paris wollten aber nichts
Frieden wissen, sie gedachten das Parlament einzuschüchtern. Molé ward
dem Heimwege mit dem Tode bedroht: „Mein Freund," entgegnete er, „wenn
todt bin, brauche ich nur sechs Fuß Erde", und schritt ruhig weiter. Im Schl
Ruel führten vom 4. März an Condé, Orleans, Mazarin und Seguier
Verhandlungen; sie zeigten sich umso nachgiebiger, als Guienne, Poitiers,
Tours, Angers, Le Mans sich für das Parlament in Paris aus-

Turenne.

gesprochen hatten und Turenne, der noch in Deutschland stand, seine Pers
und seine Truppen gegen Mazarin dem Parlamente angeboten hatte. Conti u
andere Generale der Fronde schlossen damals mit dem Erzherzog Leopold
Wilhelm einen Vertrag ab: sie wollten die Königin zwingen, auf billige B
dingungen hin Frieden zu schließen, und der König von Spanien solle den Stre
zwischen Parlament und Königin entscheiden, sofern der Erzherzog mit 18.000
Mann bis Rheims vorgehe.

Das trieb zum Abschluss, am 11. März 1649 kam man in Ruel über- Friede zu St.-Germain.
, die Feindseligkeiten aufzugeben, der König solle in St.-Germain vor ver-
ammeltem Parlamente die verlangten Artikel bewilligen. Alles, was das
arlament seit dem 6. Januar beschlossen und der König seit dem 5. Januar
ärt habe, sei ungiltig. Conti und die anderen Großen, die sich der Fronde
eschlossen haben, bleiben im Besitze ihrer Güter und Ehren, sofern sie sich
nen vier Tagen unterwerfen. Der König verspricht, in den beiden nächsten
hren nur eine Anleihe von zwölf Millionen zu machen. Das ist der Friede
u St.-Germain. Die Hoffnung, welche Conti auf Turenne und den
herzog gesetzt hatte, war eitel. Seine Armee fiel von ihm ab, und konnte
t gegen den Erzherzog geführt werden, der sich zurückziehen, ja bald darauf
andern gegen ein französisches Heer vertheidigen musste. Mazarin kannte
ne Gegner — und die Großen der Fronde ließen mit glänzenden Geschenken
e Abneigung gegen ihn beschwichtigen. Anfangs hatte es das Ansehen, als
der Streit in Frankreich zu einer Reichsverfassung führen würde, wie in
ngland, allein das Parlament war doch nur ein vom König eingesetztes
ericht und nicht berufen, die ganze Nation zu vertreten, wie in England.
obald es sich mit den Großen einließ, gab es die Leitung aus der Hand Fehler der Fronde.
d diese Großen hatten den Beruf nicht, die Rolle der Barone Johanns
ne Land zu spielen und Frankreich die Wohlthat einer Monarchie mit ge-
licher Freiheit zu geben. Sie waren hiefür zu eifersüchtig und leichtfertig.
Die Fronde," sagt der Franzose Carné mit Recht, „war für den Prinzen Selbst-sucht der Großen.
ondé weiter nichts, als zwei oder drei Statthaltereien mehr zu denen, die
in Haus schon besaß, für den Herzog von Beaufort die Erlangung der
roßadmiralswürde, für den Herzog von Bouillon der Besitz von Sedan,
r den Herzog von Elbeuf Geld, für den Coadjutor der Cardinalshut, für
rau von Chevreuse das Ministerium ihres alten Liebhabers Chateauneuf
nd die Vermählung ihrer Tochter mit dem Prinzen Conti; für die Prin-
essin Montpensier war die Fronde die beste Aussicht, einen Mann zu finden,
nd für die Frau von Longueville das sicherste Mittel, von ihrem Manne
etrennt zu leben. Dieses von den Betheiligten selbst niedergeschriebene Pro-
ramm wurde die Grundlage aller Unterhandlungen, deren Fäden die pfalz-
räfliche Prinzessin allein in der Hand hielt, und warb manchmal in beiden
agern zugleich Anhänger, ohne dass diese doppelten Manöver irgendwo Ent-
üstung oder Erstaunen erregten."

Der Friede war nun wohl geschlossen, aber die Aufregung in den Ge-
müthern dauerte fort. Die Königin wagte noch nicht, nach Paris zurückzukehren,
as noch immer für die Fronde eingenommen war; gleich schlimm war die
Stimmung in einzelnen Provinzen: Bordeaux z. B. verjagte den Statthalter, Neue Noth.
den Herzog von Epernon; Steuern wurden fast gar keine mehr bezahlt. Der
Hof gerieth derart in Noth, dass er die Pagen an ihre Eltern zurückschicken

muſste. In Paris ſprach man offen, die Monarchie ſei gealtert, man ſo
den Freiſtaat begründen. Zwiſchen 1649 und 1652 erſchienen mehr d
Mazarinaden. 4000 Spottſchriften gegen Mazarin,[1]) meiſt in grobem, cyniſchem Ton, v
Haſs, aber durchgängig ohne eigentlichen Witz; ſelbſt ſein Feind Gondi-
geſteht, nicht 100 Blätter von den 60 Bänden ſeien leſenswert. Mit ei
glänzenden Erfolge nach außen hoffte der Miniſter über all dieſe Schwier
keiten hinwegzukommen. Im Augenblicke, wo Europa ihn für ohnmächtig h
gedachte er, die Spanier zu ſchlagen.

Der regſame Statthalter in Brüſſel, der Erzherzog Leopold Wilhel
hatte am 10. Mai den Franzoſen Ypern weggenommen. Mazarin verei
die Armee, welche Paris belagert hatte, und diejenige, welche aus Deutſch
zurückkehrte, und führte als Nachfolger Richelieus 32.000 Mann mit 80
Cambrai. ſchützen vor Cambrai. Condé klagte über die Undankbarkeit Mazarins
lehnte das Commando ab. Der Hof weilte in Amiens, die Hoffnung war le
allein dem Erzherzog gelang es, am 3. Juli unter dem Schutze eines di
Nebels Verſtärkung in die Feſtung zu werfen und die Franzoſen ſahen ſich
nöthigt, die Belagerung aufzuheben. Dieſer Miſserfolg freute die Fronde
Condé. wie Condé, welcher damals unter den Einfluſs ſeiner Schweſter, der Herzog
von Longueville, gerieth, die ihm ihren Haſs gegen Mazarin einflößte.
dem Schlachtfelde groß und gerade, verlor Condé auf dem glatten Boden
Politik jeden Halt. Seine Verwandte, die Herzogin von Nemours, ſagte tre
von ihm: „Condé verſtand es beſſer, Schlachten als Herzen zu gewinnen:
gewöhnlichen Leben war er ſo unpraktiſch als möglich; ſeine Miene war
ſpöttiſch und er ſagte ſo beleidigende Dinge, daſs es niemand erleiden mo
In ſeinem Vorzimmer muſste jedermann lange warten; kam man endlich
ſo zeigte er einen ſo abſprechenden Hochmuth, daſs man ſah, man falle ihm
Petit-maîtres. zur Laſt.“ Und wie bei Condé, ſo war bei ſeinen Genoſſen, den Petit-maîtr
oder kleinen Herren, der Ton anſpruchsvoll an die Regierung des Staa
während ſie ſich ſonſt nur durch Zierlichkeit und Putzſucht hervorthaten. Beru
von ſeinem Ruhm, ſeiner Größe, ſeinem Reichthum, wollte der Sieger von Ro
und Lens niemand mehr über ſich anerkennen. Im Rathe wollte er wie Ga
ſeinen Schreiber und ſein Gefolge hinter ſich haben, an die Armee ſollte
nur Befehlshaber und Officiere nach ſeiner Wahl ſchicken. Gegen Mazarin,
Condé und Mazarin. er höhniſch nur Mars nannte, zeigte er in Reden und Geberden ſeine Verach
er fuhr ihm mit der Hand ins Geſicht, als wolle er ihm einen Naſenſt
geben. So wurde Condé dem Miniſter bald ein unbequemer Bundesgenoſſe.
hatte die Königin nach dem Einzuge in Paris zu ihm geſagt: „Wir wä
undankbar, wenn wir den großen Dienſt, den Sie uns erwieſen, je vergäßen.
Allein auch gegen die Königin benahm ſich Condé unehrerbietig und gegen
Fronde hochfahrend und herriſch. Auf dem Schlachtfelde verdiente Condé
Namen des Großen, im Parteileben hingegen zeigte er ſich ohne Feſtigkeit u
Halt, ſo daſs man von ihm ſagte, er wechsle in drei Tagen dreihundertm
ſeinen Entſchluſs. Auch die Achtung und das Vertrauen der beſonnenen Männer
wuſste er nicht zu gewinnen, und ſo war es Mazarin leicht, den Mann, de

[1]) N. C. Moreau hat in drei Bänden eine „Bibliographie des Mazarinades“ und eine Auswahl („Choix de Mazarinades“ in zwei Bänden, Paris 1850–1853) veröffentlicht.

ade auf der Höhe der Macht zu sein schien, zu stürzen. Gondi ward durch
s Versprechen des rothen Hutes umso leichter gewonnen als er glaubte, Condé
viel gefährlicher als der furchtsame Mazarin. Am 18. Januar 1650 wurde
ndé mit seinem Bruder Conti und seinem Schwager Longueville verhaftet; Condé gefangen,
renne, Marsillac, Beaufort entgiengen der Verhaftung nur durch
leunige Flucht aus Paris. Das Parlament legte zunächst keinen Widerspruch
und das Volk, welches noch immer glaubte, der Prinz nähre sich von den
eschnittenen Ohren der Pariser, zündete Freudenfeuer an.

Die Art, wie Mazarin Condé verhaften und in Versailles einsperren
ß, war nicht bloß arglistig und unwürdig, sondern war auch ein großer
itischer Fehler. Sowie Condé im Unglück war, wurde er wieder beliebt. wieder populär.
n Parlamente fragte man, wer nach solcher Verhaftnahme wider Urtheil
d Recht noch sicher sei? Alle, die Mazarin hasten, schwärmten jetzt für
ndé, für den seine Verwandten im Süden offene Fehde erhoben und für
ssen Befreiung Turenne und Longueville in Stenay eine Armee sammelten La nouvelle Fronde.
d sich jetzt mit Spanien verbündeten; die Partei des Prinzen hieß die
ue Fronde.

Vergebens belagerte Mazarin vier Monate hindurch Bordeaux.
renne verband sich mit dem Statthalter der spanischen Niederlande, dem
zherzog Leopold, und überschritt im Norden die Grenze. Zwar wurde
renne am 15. December 1650 bei Rethel geschlagen, zwar wurde im
tober des gleichen Jahres im Süden die Ruhe wieder hergestellt, allein in
ris wendete sich die Stimmung vollständig gegen die Regierung, als Mazarin
Prinzen nach Havre de Grace bringen ließ und Gondi sein Versprechen nicht
lt. Jetzt vereinte sich die alte mit der neuen Fronde. Dringend verlangte das
arlament die Freilassung der drei Prinzen als geborener Räthe der Krone
d wahrhafter Stützen des Staates, und als es dieselbe nicht erlangte, so be-
schloss es, 9. Februar 1651, Mazarin solle binnen vierzehn Tagen das Reich Mazarin verbannt.
ben. Mazarin gieng nach St.-Germain in der Hoffnung, dass ihm der
f dahin folge, das Volk war aber dagegen. In der Nacht vom 9. auf den
. Februar wollte die Königin entfliehen, aber ihr Vorhaben ward verrathen, das
lk drang in den Palast und beruhigte sich erst, als ihm Anna den schlafenden
gen König zeigte. Molé äußerte im Parlament: „Die Prinzen werden frei,
r der König, unser Herr, wird gefangen.“ Auch Gaston und Gondi ließen
Regentin und den König nicht zu ihm ziehen. Mazarin begieng jetzt einen
en Fehler: er eilte nach Havre de Grace und kündigte dem tödtlich beleidigten
ondé, um sich wieder mit ihm auszusöhnen, die Freiheit an. Doch Condé wusste Condé frei.
hl, dass man ihm diese Freiheit auf die Dauer nicht rauben könne, und
handelte den Cardinal mit der äußersten Geringschätzung; später sagte er zu
ossuet: „Ich kam ganz unschuldig ins Gefängnis, aber als ein ganz böser
ensch wieder heraus.“ Von Paris aus geächtet und in Furcht, dass man ihn
r Geld ausliefern werde, floh jetzt Mazarin nach Köln, wo ihm der Kur-
rst das Schloss Brühl zum Aufenthalt überließ. Condé aber zog unter dem
ubel des Volkes, 16. Februar 1651, in Paris ein.[1])

[1]) Mémoires de Retz, p. 215—224. — Mémoires de Motteville, p. 357
386. — Henri Martin, l. c. XII, p. 363—371.

Condés Pläne.

Anna mußte alle Erlasse gegen die Prinzen zurücknehmen. Der K
ward gar nicht beachtet, seine kühnsten und eifrigsten Freunde riethen Co
er solle die Königin-Mutter in ein Kloster sperren und selber König, o
doch wenigstens Regent werden. „Der Rausch der Jugend, des Heldenmu
und der Rache stieg beständig aus seinem Herzen nach seinem Kopfe“;

seine Schwäche.

besaß thatsächlich die höchste Gewalt. Allein, wie wenig zeigte er sich sei
Stellung gewachsen und wie beutete er seinen Sieg aus, statt Frankreich
Wohlthat einer kräftigen Monarchie zu geben, die mit einer vernünfti
Freiheit verbunden war, bloß zum Vortheile seiner Familie und sei
Freunde und zum Nachtheile Frankreichs, dessen Staatsvermögen geplün
und dessen Einheit bedroht wurde! Statthalterschaften für sich und sei
Freunde, das war die Forderung dieses Siegers! So zeigte die Aristokra
Mangel an politischem Sinne und Vaterlandsliebe, in der Nation aber
wachte das Gefühl, welch ein Schutz in einem mächtigen Königthum lie
man wurde einer Freiheit satt, bei der man seines Lebens nicht sicher w

Umschlag der Stimmung.

Darauf setzte Mazarin, der in Köln eine Armee organisierte und
zur Rückkehr rüstete, seine Hoffnung. Mit der Regentin, die den Vertheid
der Monarchie leidenschaftlich zu lieben anfieng, ohne jedoch je in ein sta
bares Verhältnis zu ihm zu treten, war Mazarin ohnehin immer im
vernehmen geblieben;[1]) aus ihrer Liebe schöpfte sie Kraft zum Widerstan

Gondi und Condé.

Indes hatte Gondi, die Fehler Condés benutzend, sich Anna genäh
auf ihren Betrieb wurde er Cardinal und als solcher gedachte er an St
Mazarins Minister zu werden. Sein Ränkespiel erweckte Condés tiefsten Ha
zwischen dem Gefolge beider Männer schien es mehrmals zum Kampfe
kommen; einmal wurde Gondi nahezu zwischen einer Thüre von einem Pari
gänger Condés erdrückt. Zwischen dem Parlamente und dem Adel kam

Klagen des Adels.

in Paris zu ernsten Streitigkeiten. Ungefähr 800 Edelleute hielten i
Franciscanerkloster zu Paris regelmäßige Sitzungen, klagten über die Unte
drückung des Adels, über die Anmaßung des Parlaments, über das schranken
lose Königthum, von welchem Frankreich zur alten Verfassung, wonach di
Stände regieren, zurückkehren müsse. Das Parlament dagegen erklärte die
Versammlung für ungesetzlich. Auch die Geistlichkeit beschuldigte das Parla
ment, es habe die Verfassung umgestürzt, Frankreich habe drei Stände, Adel,
Clerus und den dritten Stand, einen vierten Stand hinzuzufügen, entstelle
die Verfassung des Reiches. Gaston half, die ferneren Versammlungen des
Adels zu verhindern, aber die Einberufung der Stände musste auf den
8. September 1652 versprochen werden.

Der Königin aber gelang es, den Prinzen Condé mit seiner Partei,
den Frondeurs, zu entzweien. Im Gefühle, wie sehr das Misstrauen gegen

[1]) Lettres du Cardinal Mazarin à la Reine, écrites pendant sa retraite hors la France 1651—1652, publiées par Ravenel. Paris 1836.

in der Hauptstadt wuchs, verließ Condé am 16. Juni 1651 Paris, wo
r gefährliche Pläne gegen ihn schmiede.[1]) Die Königin und Condé hatten
nämlich an das Parlament mit ihren Klagen gewendet. Condé gieng Condé im Süden,
h Bordeaux und vereinigte seine Truppen mit den spanischen, und wurde
der Coriolan Frankreichs. Philipp IV. zahlte 500.000 Thaler sogleich sein Bund mit Spanien.
) versprach, 600.000 Thaler jährlich und Schiffe zu senden und 8000
anier in die Champagne einrücken zu lassen, Condé sollte die vereinigten
ppen befehligen und den Spaniern einen Seehafen abtreten, was mit dem
fen Talmont geschah. So zog die Fronde einen neuen Vorwurf an sich,
s sie die Grenzen Frankreichs dem Feinde öffnete.[2])

Darauf hatte der scharfblickende Mazarin nur gewartet, und er rüstete Mazarins Rückkehr.
jetzt zur Rückkehr. Allein das Parlament zu Paris erklärte jetzt
29. Januar 1652 den Cardinal für einen Hochverräther, setzte
n Preis von 150.000 Livres auf seinen Kopf[3]) und forderte die anderen
rlamente zu gleichen Beschlüssen auf. Dagegen erklärten sich für Anna und
zarin Turenne und der Herzog von Bouillon. Anna und der König
einten sich mit Mazarin und zogen gegen Orleans, wo Gastons Tochter, Orleans.
demoiselle, mit ihren Freundinnen heroischen Sinnes das Banner erhob.
ion grollte, dass die Königin, ohne ihn zu fragen, Mazarin wieder an die
itze ihres Rathes gestellt habe, und gedachte eine dritte Partei zu bilden.
ndé eilte zum Entsatz von Orleans herbei und Turennes Geschicklichkeit Condé in Paris.
ete das königliche Heer bei Gien am 7. April vor gänzlicher Zerstreuung.
ndé eilte jetzt nach Paris, wo er am 11. April erklärte, er sei bereit, für
n König Gut und Blut einzusetzen, und er habe lediglich die Waffen ergriffen,
n Mazarin zu verjagen. Um das niedere Volk zu gewinnen, küsste Condé am
ge der heil. Genofeva bei der Procession das Reliquienkästchen wohl hundertmal,
bei aber ward mit freventlicher Ruchlosigkeit das Leben eines jeden bedroht,
r nicht für seine Parteitendenzen wirken wollte. Selbst im Parlamentsgebäude
rden fünfundzwanzig Menschen getödtet. Dieser Übermuth des Adels und die
vel des entfesselten Pöbels machten alle Besonnenen der Bewegung abgeneigt,
d man sehnte sich nach der Sicherheit unter dem Schutze eines starken Königs-
mes.[4]) —

Sieg der Monarchie über Adel und Parlament.

Darum durfte Condé nicht auf die Theilnahme der Pariser rechnen, Treffen in der Antons-Vorstadt.
s das königliche Heer unter Turenne heranzog. Am 2. Juli 1652 fand in
er Vorstadt St.-Antoine der merkwürdige Kampf statt, der über die ganze
Bewegung entschied. Die Blüte des französischen Adels kämpfte in beiden

[1]) Henri Martin, l. c. vol. XII, p. 372—377.
[2]) Mémoires de Retz, p. 266—307. — Mémoires de Motteville, p. 398 bis 418.
[3]) Es befahl auch die Veräußerung seiner Bibliothek, die Mazarin zu einer wahren öffentlichen gemacht hatte und die 40.000 Bände umfasste. Dieser Beschluss gab Naudé, der sie sammeln geholfen, den Tod.
[4]) Henri Martin, l. c. vol. XII, p. 378—390.

Heeren mit einer Tapferkeit, würdig der Ritterkämpfe des Mittelalters. W
einst in Rom, als die Soldaten den Streit zwischen Vespasian und Vitelli
im Straßenkampfe entschieden, so sahen die Bürger von Paris unthätig d
Kampfe zu, in dem von beiden Seiten Wunder der Tapferkeit geschah
Der Kampf wogte von früh sieben Uhr bis mittags unentschieden hin u
her, die Hitze des Mittags gebot kurze Waffenruhe, Condé ließ sich
Rüstung abnehmen und wälzte sich nackt im frischen Grase. Nachmitt
begannen die Königlichen den Kampf mit Verstärkung. Condé schien verlo
die Thore zum Rückzuge waren gesperrt. Von Ergebung wollte er nic
wissen. Da rettete ihn die heldenmüthige Tochter des Herzogs von Orle
Mademoiselle. welche den Helden nicht bloß bewunderte, sondern auch liebte. Sie brannte
erste Kanone von der Bastille gegen das königliche Heer ab und ließ
die Stadtthore öffnen. „Der Schuss tödtet Mademoiselles Bräutigam!“ r
Mazarin, der damals den Plan hatte, sie mit dem Könige zu verheirat
Condé ließ die Verwundeten in die Stadt schaffen, er selbst war der le
der sich zurückzog, mehr als 1000 seiner Anhänger waren gefallen. Vergeb
suchte Condé das Parlament zur Parteinahme fortzureißen und die St
durch Brand und Mord zu terrorisieren. Er reizte nur die öffentliche Mein
gegen sich, gewann nur Gesindel; viele Bürger flüchteten aus der Stadt,
der es zugieng, als wäre sie vom Feinde im Sturme genommen. Condé v
mochte sich in Paris nicht zu behaupten und begab sich zum spanischen He
an die Grenze; der König aber hatte zuerst das Parlament nach Pont
berufen und viele Mitglieder eilten dahin, überdrüssig der Unruhen. B
wurde das weiße Band am Arme in Paris als Abzeichen königlicher
sinnung Mode; man wollte sich und das Vaterland nicht länger um Cond
Ehrgeiz willen zugrunde richten und mit Spanien und Lothringen nic
gemein haben. Am 21. October 1652 hielt der König unter dem Jubel d
Bevölkerung seinen Einzug. Am folgenden Tage berief er das Parlament
Das absolute Königthum. einem Lit de justice und erklärte hier:[1]) „Alle Autorität gebürt Uns, W
haben sie von Gott allein, ohne dass irgend jemand, wes Standes er a
sei, darauf Anspruch machen darf. Die Befugnisse der Justiz, des Heeres u
der Finanzverwaltung müssen immer voneinander getrennt sein. Die Beamt
des Parlaments haben keine andere Gewalt als diejenige, die Wir ihnen
übertragen geruht haben, um Unseren Unterthanen Gerechtigkeit zu verschaffen.“
So hatte also die ganze Bewegung für die Freiheit durch die Eigensucht de
Parteihäupter mit dem Siege des Königthumes geendet.

Ohnmacht des Parlamentes. Eine Reihe von Erlassen bezeigte, dass das Königthum jetzt allein am
Platze blieb, dass Parlament und Aristokratie vor ihm verschwanden.
Das Parlament wurde wieder nach Paris berufen, aber nur um eine Reihe

[1]) Henri Martin, l. c. XII, p. 401—428. — Saint-Aulaire, Histoire de la Fronde, II, p. 510—514.

iglicher Edicte ohne Widerspruch zu registrieren, und nachdem viele seiner Beüsse, namentlich die Erklärung vom October 1648, für ungiltig erklärt und den Protokollen herausgerissen waren. Als das Parlament 1655 auf einmal ehn Steuer-Edicte registrieren sollte, sie aber vorher zu prüfen die Miene m, erschien der siebzehnjährige König in Reisekleidung, wie er eben von Vinnes kam, die Reitpeitsche in der Hand, am 13. April im Versammlungssaal verbot jede Berathung, denn jedermann kenne das Unheil, welches solche allneine Versammlungen über Frankreich gebracht hätten. Als die Rechnungskammer weigerte, Summen, die Ludwig XIV. ohne Angabe eines Grundes anwies, zuzahlen, ward ihr Unterfangen für einen frevelhaften Eingriff in die Rechte Königs erklärt. Einige Parlamentsmitglieder, die am stärksten gegen Übereitung der Krongewalt geeifert hatten, wurden verbannt und erhielten erst 53 wieder die Erlaubnis zur Rückkehr. Die Bürgerwehr von Paris ward elöst. Den Großen, Gaston, Condé und anderen, wurde Vergeben und gessen, Genuss ihrer Güter, Ehren und Ämter und Aufnahme zugesagt, wenn innerhalb drei Tagen die Waffen niederlegen und allen Verbindungen entn wollten.

Ludwig XIV. mit der Reitpeitsche im Parlament.

Amnestie.

Gondi wurde am 16. December 1652 verhaftet, als er in seiner Eigenft als Coadjutor und Cardinal Miene machte, eine neue Verbindung gegen Regierung zu schließen. Die Stadt blieb ruhig, nur einige Geistliche machten che Versuche zu seinen Gunsten bei Hof. Nicht die Gefangenschaft in Vinnes, sondern dass man seine Haft gleichgiltig aufnahm, dass er in Vergessent versank, war schmerzlich für den Mann. 1654 nach dem Tode seines Oheims d Gondi Erzbischof von Paris gemäß der früheren Wahl, aber Mazarin fürchtete Ludwig XIV. hasste ihn, und so musste Gondi gegen sechs Abteien, die ihm 0.000 Livres eintrugen, seiner Stelle entsagen. Von Nantes, wo er dann ge Zeit im Schlosse unter leichter Haft lebte, entfloh er unter Abenteuern r Art am 8. August 1654 nach Spanien und von da nach Rom, wo er er den Titel eines Erzbischofs von Paris annahm und durch seinen Geist sein Benehmen Aufsehen erregte. Dann lebte er einige Zeit in Besançon, Deutschland, immer von französischen Spionen verfolgt und immer versuchend, zarin Feinde zu erwecken und an ihm Rache zu nehmen. In Brüssel verkehrte mit Condé, in England nahm ihn Karl II. glänzend auf und gab viel auf e Rathschläge. Erst nach Mazarins Tod durfte Gondi nach Frankreich zurückren, aber nicht als Erzbischof, sondern als Abt von St.-Denys und Fürst von mercy. Er lebte da im Umgange mit Gelehrten, die er mit der Großmuth es Mäcenas behandelte; Corneille, Molière, Boileau lasen ihm ihre beiten vor, du Chesne half ihm mit seinem riesigen Wissen in der Geschichte S. Seit 1671 machte sich der Cardinal daran, seine Erlebnisse[1]) niederzuschreiben, seine politische Rolle vor der Nachwelt zu rechtfertigen. Den Ruhm, den er in Politik gesucht hatte, fand er jetzt — ihm selbst unerwartet, wie spielend — der Literatur. Einzelne Abschnitte seiner Memoiren kamen schon während seines bens in Umlauf und erregten Bewunderung, vollständig erschienen sie erst 1717; ute noch werden sie wegen ihres schönen Stiles, der Lebendigkeit der Darllung bewundert. Voltaire sagt von ihnen mit Recht, sie seien geschrieben mit em Anflug von Größe, mit dem Ungestüm des Genies und mit der Ungleich-

Gondi-Retz.

[1]) Mémoires du Cardinal de Retz. 4 voll. Paris 1859, ed. Champollion-geac.

heit, die sich in seinem Benehmen abspiegle. Der Geist jener Zeit pulsiert i
diesen Büchern, in denen sich Gondi selbst abmalt, wie er war, ein Mann v
großen Fähigkeiten, aber nie ein großer Mann, ehrsüchtig, aber ohne echten E
geiz, stets Aufregung suchend, um durch seinen Geist zu glänzen, Unruhen erreg
ohne einen bestimmten Plan zu verfolgen, treu gegen Einzelne, aber immer g
fährlich für den Staat.

Ein anderes Haupt der Fronde endete unter den strengsten Büßung
welche ihr die Reue über die Vergangenheit und der Schreck vor der Zuk
auferlegte, in einem Kloster der Carmeliterinnen, — die schöne und geist
Longue-ville. Schwester Condés, die Herzogin von Longueville, von der Mazarin sa
sie sei imstande, ein großes Reich zu leiten oder zu verwirren. Geboren 16
in Vincennes, wo ihr Vater Heinrich II. von Bourbon damals gefangen s
wollte sie schon im dreizehnten Jahre ins Kloster gehen, so sehr erschütterte
das Ende ihres Oheims, des letzten Montmorency, aber ihr Vater verwe
es ihr. Als sie 1636 zum erstenmale auf einen Ball geführt wurde, erregte
allgemeine Bewunderung; man konnte keinen reizenderen Engelskopf, kein seele
volleres Blau des Auges sehen, eine seltene Ruhe war über die schöne Ge
ausgegossen. Niemand konnte ahnen, dass dieses Mädchen, welches die Welt
fliehen schien, einst einen Bürgerkrieg zu leiten imstande wäre. Sie selber sa
von sich: „Man sagt, dass zwei verschiedene Wesen in mir wohnten, und d
ich mich in jedem Augenblick verändere; aber das kommt von den verschieden
Zuständen, in denen ich mich befinde, denn ich bin kalt wie die Todten g
allem, was mich nicht tief bewegt, und ganz Leben bei den geringsten Ding
die eine Bedeutung für mich haben." Ihre Schulbildung war so mangelhaft, d
sie keinen Brief fehlerfrei schreiben konnte; aber ihr Geist war frisch, so re
so stark, dass man sie das große Genie nannte. 1642 wurde sie dem Herzog v
Longueville angetraut, der viel älter war als sie und zu dem sie nie re
ein Herz fassen konnte. 1646 reiste sie zu ihrem Manne nach Münster, es ge
ihr aber nicht im Lande der Westfalen und sie kehrte nach Paris zurück, dam
als die Gährung der Geister die Bildung der ersten Fronde hervorrief, der
Seele sie wurde. Der Ruhm ihres Bruders, ihre Schönheit, ihr Geist, ihr Rei
thum gaben ihr Bedeutung, die Neigung für Marsillac erhöhte ihren Eif
Nicht ohne Grund sagte Cousin, den Frauen gehöre die Fronde an, sie sei
die Triebkraft und die Werkzeuge dazu gewesen. Im Eifer für den Ruf M
sillacs vergaß sie die Rücksicht auf ihren eigenen Ruf. Um die Anhänglichkeit ih
Hauses an die Stadt Paris zu verbürgen, nahm sie ihre Wohnung im Hôt
de Ville; dem Sohne, den sie dort am 28. Januar 1649 gebar, gab sie de
Namen Karl-Paris. Als ihre Brüder 1650 verhaftet wurden, entfloh sie in
die Normandie, dann unter Abenteuern zu Land und zu Meer nach Stenay, wo
sie das Commando der Festung übernahm und Turenne zu bewegen wusste, mit
ihrem Bruder zu halten und mit Spanien in Verbindung zu treten. 1651 leitete
sie den Widerstand im Süden Frankreichs. 1653 sagte sie der Politik Lebewohl,
der Verkehr mit der Witwe Montmorencys, die damals Oberin eines
Klosters war, weckte die religiöse Stimmung der Jugendzeit wieder. „Der Schleier"
sagt sie, „fiel vor meinen Augen, ich sah wieder allen Zauber der Wahrheit
und der Glaube, welcher zur Zeit meiner Leidenschaft todt und begraben war
erwachte wieder." Der Tod ihres Mannes, 1663, ließ ihr volle Freiheit: sie
ergab sich den strengsten Bußübungen nicht bloß, sondern suchte auch wieder gu
zu machen, wo sie gefehlt hatte: sie vertheilte ungeheure Summen in den Ländern

che sie durch den Krieg verwüstet hatte; in einem einzigen Jahre erkaufte sie Freilassung von 900 Gefangenen, in dem Jahre ihres Todes, 1679, lebten 00 Arme auf ihre Kosten.

Marsillac, in welchem einst die Longueville das Ideal eines Mannes Helden erschaute, söhnte sich gleichfalls mit der Regierung aus. Franz VI., La Rochefoucauld. zog von La Rochefoucauld und Fürst von Marsillac, geboren 1613, orben 1680, kam früh zur Armee und mit seinem romantischen Sinne auch in die Verschwörung der Frauen gegen Richelieu und darum auch in die stille. Anna d'Austria gedachte mit seiner Hilfe nach Brüssel zu entfliehen, die Untersuchung wegen ihres brieflichen Verkehrs mit Madrid sie bedrohte, te sich aber wenig gegen ihn dankbar, als sie zur Regentschaft gelangte. Entlossen, an Mazarin und der Königin seinen Groll auszulassen, näherte sich rsillac jetzt Condé und suchte 1646 durch die Herzogin von Longueville bei zur Geltung zu kommen; sie strahlte damals im vollen Glanze ihrer Schön- und Marsillac hatte Unternehmungsgeist, nur nie einen festen Plan, wes- ein Parteigenosse sein Treiben mit den Worten verspottete, er fange jeden rgen einen Streit an und bewerkstellige jeden Abend eine Aussöhnung. Marc war eifrig im Kriege für Condé, erst 1652 söhnte er sich mit der Regierung . In der Ruhe, in der er sich zurückzog, entstanden die Memoiren, von denen Memoiren. Theil, noch ehe sie ganz vollendet waren, ihm entwendet und zu Köln 1662 uckt wurde. Das Buch, in welchem er mit rücksichtslosester Offenheit über , wie über sich selbst spricht, regte solchen Hass gegen ihn auf, dass er sich öthigt sah, es zu verleugnen. Nicht minderes Aufsehen erregten seine „Gedanken Gedanken. Grundsätze",[1]) 360 kurze Sentenzen, von denen Voltaire mit Recht sagt: bschon nahezu nur eine Wahrheit in diesem Buche ist, nämlich die, dass die enliebe der Beweggrund von allem ist, so ist dieser Gedanke doch in so viel- en Wendungen ausgedrückt, dass er immer als neu erscheint." — Aber der halt ist trotz aller Freiheit und Anmuth des Ausdruckes doch ein trostloser: ere Tugenden sind nur verkleidete Laster, alles ist Selbstsucht. Übrigens war Verfasser besser als sein Buch, in welchem eigentlich nur die Täuschungen es Lebens in Sentenzenform enthalten sind. Ein Schrei der Entrüstung erhob gegen dasselbe. — Mit Enttäuschungen endete übrigens die ganze Fronde.[2]) Ende der Fronde. onti hielt es nicht unter seiner Würde, um die Hand und die Aussteuer einer chte Mazarins anzuhalten. —

Mazarin. Condé. — Der Krieg von 1653.

Mazarin blieb Sieger. Am 3. Februar 1653 zog er, vom jungen Könige Mazarin. geholt, unter dem Jubel der Pariser im Louvre ein, die Stadt gab ihm n großes Fest. Den Schriftstellern, welche auf die Staatscasse angewiesen aren, ließ er den rückständigen Gehalt auszahlen und er war jetzt sicher or Spottschriften. Cousin sagt von ihm mit Recht: „Mazarin hat den

[1]) Reflexions ou Sentences et Maximes morales. 1665.

[2]) Michelet sagt in dieser Beziehung sehr gut („Richelieu et la Fronde", aris 1871, p. 329): „Que reste-il de la Fronde? Rien matériellement qu'une rodigieuse misère. Et moralement? Pis encore, le dégout de l'action, l'horreur 'agir jamais."

einzigen Ruhm, daſs in seiner langen Laufbahn unter Gefahren, die ganz besonders zur Rache und Wiedervergeltung trieben, und hin und wieder in einem Glücke, das ihm die Strafloſigkeit sicherte, er nie einen seiner erbittertſten Gegner aufs Schaffot schickte, selbſt die nicht, welche ihn hatten ermorden wollen; er ächtete auch keinen und gewann sie zuletzt alle durch geschickte Unterhandlungen und durch seinen treuen Verbündeten, die Zeit. ‚Die Zeit und ich,‘ pflegte er zu sagen. Die Zeit und er waren am Ende der französischen Adelsherrschaft angekommen und am 3. Februar 1653 diente ihm

Mazarin und Ludwig XIV.

dieſe als Wall und Schmuck.“[1]) — Sechs Jahre noch beherrschte Mazarin Frankreich ganz unumschränkt, selbst der herrschsüchtige Ludwig XIV. befolgte ehrerbietig die Rathschläge seines Lehrers und Ministers. Durch Gehorchen, hat ein Neuerer gut gesagt, lernte Ludwig XIV. das Befehlen.

„Ich habe mich“, schreibt der Minister an den König, „bemüht, Euch gut zu dienen, wenigstens habe ich meine geringen Talente dazu verwendet, und es hat Gott gefallen, mein Thun durch die Güte, die er gegen Eure geheiligte Person und das Königreich zeigt, zu segnen. Wenn Ihr einmal das Steuerruder in die Hand nehmt, werdet Ihr in einem Tage mehr verrichten als ein Geschickterer, denn ich, in sechs Monaten, denn was ein König unmittelbar thut, ist von einem anderen Gewichte und macht ein anderes Aufsehen und einen anderen Eindruck, als was sein Minister verrichtet, mag er auch noch so viele Vollmacht haben.“ — Mazarin beherrschte Frankreich nun so vollständig, daſs ein Zeitgenosse meint, jedermann gewöhne sich jetzt, ihn nicht bloß zu dulden, sondern auch anzuräuchern.[2])

Condé.

Condé aber blieb zäh in seinem Hasse gegen Mazarin und im Süden fand seine Sache immer noch Anhang im Volke, besonders in Bordeaux. Von dem mit Ulmen bepflanzten Spaziergang, wo die Volkspartei ihre Zusammenkünfte hielt, bekam sie den Namen l'Ormée. Die Ormée hatte ihre Bundesartikel, ihre eigene demokratische Verwaltung, ihre Generale, ihre Richter, welche jeden Proceſs binnen vierundzwanzig Stunden entscheiden mussten, ihr eigenes Siegel, einen von einer Schlange umwundenen Ulmbaum mit der Umschrift: „Seid klug wie die Schlangen“ und ein Bild der Freiheit mit der Umschrift: „Die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes.“ Conti war einige Zeit das Haupt der Ormeeisten, schloſs aber am 30. Juni seinen Frieden mit der Regierung, welche allgemeine Amnestie und der Stadt alle ihre Rechte zugestand und den Soldaten, welche im Dienste Condés bleiben wollten, freien Durchmarsch durch Frankreich nach Stenay.

Die Ormeeisten.

Bordeaux.

Nur die Schwäche Spaniens war schuld, daſs die Wirren in Frankreich nicht besser benutzt wurden. Was geschehen konnte, vollbrachte der Erzherzog Leopold Wilhelm: er eroberte 1651 Furnes, Bergues de Saint-Vinox, 1652 Gravelingen, Dünkirchen und St.-Menehould. In Catalonien gewannen 1652 die Spanier wieder Barcelona. Vergeben und Vergessen für alles seit zwölf Jahren Geschehene ward bewilligt, und den Franzosen freier Abzug nach Frankreich.[3])

[1]) Cousin, La Fronde à Paris.
[2]) Basin, Histoire de France sous Mazarin, II.
[3]) Henri Martin, l. c. vol. XII, p. 436—449.

Im Jahre 1653 wurde der Krieg namentlich an der Nordgrenze Frankreichs fortgeführt, an der Spitze der Franzosen stand Turenne, für die Spanier ritt Condé und sein Anhang. Beide Feldherren wetteiferten miteinander in militärischen Schachzügen und sandten nebenbei einander Zeichen der Bewunderung. Als einmal Condé eroberte französische Fahnen an Ludwig XIV. zurücksandte mit dem Beisatze, er könne es nicht ertragen, dass die Lilien den Spaniern zu Trophäen dienten, sandte der König ihm diese Fahnen mit der Bemerkung zurück, die Spanier siegten so selten über die Franzosen, dass man ihnen schon einmal eine kleine Freude gönnen möge. Jeder Feldzug vermehrte den Ruhm Condés und Turennes. Die Hauptkämpfe sind: 1653 nahm Turenne Rethel und machte sein Gegner einen meisterhaften Rückzug, Condé hingegen eroberte für die Spanier Rocroy, wo er einst seinen ersten großen Sieg errungen hatte. Turenne dagegen nahm Mouzon und St.-Menehould; der junge König war selber beim Heer. Am 28. April 1654 erklärte der König im Parlamente zu Paris feierlich Condé für einen Majestätsverbrecher, am 7. Juni wurde er in Rheims vom Bischof von Soissons gekrönt, dann begab er sich nach Sedan, um der Belagerung von Stenay beizuwohnen. Turenne griff indes die Feinde an, die Arras belagerten, und zwang sie unter einem Verlust von 8000 Mann und allem Geschütz und Gepäck zum Rückzug, der aber von Condé meisterhaft geleitet wurde, so dass Philipp IV. ihm schrieb: „Mein Vetter, ich habe gehört, dass alles verloren war und dass Sie alles gerettet haben.“ Stenay kam 6. August in die Gewalt der Franzosen und Le Quesnoy am 6. September. 1655 nahm Turenne unter den Augen des Königs Landrecies, Condé St.-Guilain. 1656 belagerten die Franzosen Valenciennes, wurden aber von Condé und Don Juan d'Austria geschlagen, Turenne rettete die Trümmer des Heeres; die Spanier gewannen Condé wieder, und 1657 St.-Guilain, und entsetzten Cambray. 1658 lächelte das Kriegsglück insbesondere den Franzosen, zumal ein Schutz- und Trutzbündnis mit Cromwell geschlossen war, wonach 6000 Engländer mit den Franzosen gemeinsam Gravelingen, Dünkirchen und Mardyk erobern sollten, der erste Platz sollte dann den Franzosen, die beiden letzten den Engländern zufallen. Mazarin hatte, um Cromwell zu gewinnen, ihm zugestanden, die Söhne und Anhänger Karls I. aus Frankreich zu verweisen. Cambray ward von den Franzosen angegriffen, aber von Condé gerettet, dagegen nahm Turenne, durch ein englisches Hilfscorps verstärkt, Montmedy, St.-Venant, Mardyk.

Krieg von 1653.

Condé und Turenne.

Cromwells Puritaner.

Dünkirchen war eine so starke Festung, dass die Spanier einen Angriff auf dieselbe gar nicht erwarteten. Aber gerade diese Festung befahl Mazarin zu erobern, um Cromwell an sich zu fesseln. Am 25. Mai lagerte Turenne vor der Stadt, eine englische Flotte sperrte zu gleicher Zeit den Hafen. Im Juni kamen Don Juan d'Austria und Condé der Festung zu Hilfe. Condé rieth, in unangreifbarer Stellung Verstärkung abzuwarten und indes den Feind bloß zu beunruhigen. Don Juan d'Austria aber wollte raschen Entscheid. So kam es am 14. Juni zur Schlacht auf den Dünen. „Haben Sie schon einer Schlacht beigewohnt?“ fragte Condé den Herzog von York, später König Jakob II. von England. — „Nein“, lautete die Antwort. — „Gut, so werden Sie in einer halben Stunde sehen, wie man eine verliert!“ — So geschah es. Die Spanier waren in der Minderzahl und hatten ihr Geschütz noch nicht und konnten ihre Überlegenheit an Reiterei nicht benützen. Condé that alles, was ein Soldat und ein Heerführer leisten kann, aber Turenne durchbrach seine Linie

Schlacht bei Dünkirchen.

und war nahe daran, ihn selbst gefangen zu nehmen. In kurzer Zeit war die Niederlage vollständig, der Verlust der Spanier belief sich auf 3500 Mann an Todten und Verwundeten. Dünkirchen ergab sich am 25. Juni und wurde den Engländern ausgeliefert. Mazarin hätte gerne auch für ein Feldherrngenie gegolten und wünschte von Turenne ein Schreiben, worin dieser anerkenne, dass der Minister den Plan zur Belagerung und zur Schlacht entworfen habe. Turenne hätte dafür Titel und Ehren nach Wunsch haben können, aber er antwortete einfach, er könne keine Lüge unterschreiben. Rasch nacheinander fielen in Bergues de Saint-Vinox am 2. Juli, Furnes am 3. Juli, Dixmuide am 4. Juli, Gravelingen am 30. August, Oudenarde am 9. September, Menin am 17. September, Ypern am 26. September. Spaniens Kräfte waren erschöpft, es musste sich zum Frieden entschließen, zumal Kaiser Leopold sich hatte verpflichten müssen, dem Könige keinen Beistand zu leisten. —

Turenne lügt nicht.

Tod Ferdinands III. Ferdinand IV. Leopold I.

Dass Leopold diese Verpflichtung eingehen musste, war ein diplomatischer Erfolg Mazarins und zugleich eine Folge des frühen Todes Ferdinands IV. Es hatte nämlich Kaiser Ferdinand III. einen Reichstag zu Regensburg am 30. Juni 1653 eröffnet — es ist der letzte, den ein Kaiser selber eröffnete. Kurz vorher war auf einem Wahltage zu Augsburg sein Sohn Ferdinand IV. zum römischen Könige gewählt worden.

Wahltag zu Augsburg.

Wie der Geist der Deutschen gesunken war, zeigt Folgendes: [1]) Beim Wahltag zu Augsburg empfand Karl Ludwig von der Pfalz, der Sohn des Böhmenkönigs, nur darüber schweren Verdruss, dass er nach dem Verluste des Truchsessamtes an Bayern den Reichsapfel nicht mehr vortragen sollte, und suchte einen Ersatz für dieses Geschäft, indem er die Krone vom Haupte des Kaisers hob und sie auf den Altar legte. Der brandenburgische Gesandte von Blumenthal, der dieses Geschäft zum Erzkämmereramte rechnete, kam ihm aber beim Wiederaufsetzen der Krone zuvor, obwohl der Kaiser seinen Unwillen durch einen finsteren Blick zu erkennen gab. Die Krönung des jungen Königs wurde ausnahmsweise in Regensburg vorgenommen. Vor derselben entstand ein anderer Streit zwischen den Erzbischöfen von Mainz und Köln über das Vorrecht, die bei der Krönung vorkommenden geistlichen Handlungen zu verrichten: als der Kaiser denselben zu Gunsten des ersteren entschied, reiste der Erzbischof von Köln im Zorne davon mit Zurücklassung einer vor Notar und Zeugen aufgenommenen Protestation, welche er dem Erzbischofe von Mainz am Altare bei Verrichtung seiner Amtshandlung einhändigen ließ. Bei dieser Feierlichkeit erneuerte sich der Zank zwischen dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und dem brandenburgischen Gesandten über das Abnehmen und Aufsetzen der kaiserlichen Krone und der zuschauende Kaiser musste zwei aus seinem Gefolge abschicken, die Streitenden auseinander zu bringen, was dahin gelang, dass beide in ihren Sitz zurückkehrten. Der Kurfürst wollte sich nun durch Verrichtung des ihm als Erzschatzmeister zufallenden Geschäftes, die Krönungsmünzen auszuwerfen, entschädigen, stürzte aber

Ferdinand IV.

[1]) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, IV, S. 283.

bei mit dem Pferde und wurde nur mit Mühe von seinen Trabanten der fahr, im Volksgedränge zertreten zu werden, entrissen. Der brandenburgische sandte aber bekam weiteren Streit mit dem Grafen von Hohenzollern über sen Anspruch, in Abwesenheit des Kurfürsten als beliehener Untererbkämmerer Erzamt des Sceptertragens zu verrichten, und musste zu seinem Schmerze der Grafen günstigen Entscheidung des Kaisers weichen. Zugleich stritt Mecklen- mit Schweden und Brandenburg über den Vorsitz wegen Pommern; ebenso rtemberg mit Hessen, Sachsen-Lauenburg mit Holstein, Sachsen-Altenburg mit chsen-Weimar. — Auch der elende Zank über den Excellenztitel zwischen den sandten der Kurfürsten und denen der Fürsten erneuerte sich und stieg bis zur hsten Erbitterung, als die gothaische Gesandtschaft bei dem vorhin verabredeten renbesuche, welchen sie der bayerischen abstattete, nur von einem Mitgliede letzteren im Hauskleide empfangen und die Abwesenheit der anderen mit em Versehen des Geheimschreibers entschuldigt wurde. Da Bayern, obschon sen Kurwürde so neu war, doch die Vorrechte derselben weit eifriger als die en Kurhäuser Brandenburg und Sachsen geltend machte, so trug dies bei, dass Corpus Evangelicorum.
protestantischen Fürstenhäuser zu gemeinsamer Berathung ihrer Angelegen- ten in einen Verein traten, welcher den Namen Körperschaft der Evan- lischen annahm.

Unter solcher Stimmung konnte es auf diesem Reichstage nicht zu er- blichen Beschlüssen kommen. Der Reichsabschied vom 17. Mai 1654 ent- lt nur Bestimmungen über die Besetzung des Reichskammergerichtes und s Processverfahren bei dieser Behörde. Der neuerwählte römische König Ferdinand IV. † 1654.
er, Ferdinand IV., ward niemals Kaiser, er starb schon am 9. Juli 1654 den Kinderpocken. Sein jüngerer Bruder, Leopold Ignaz, geboren am Juni 1640 von Maria Anna von Spanien, ward jetzt, 27. Juni 1655, m Könige von Ungarn gekrönt, am 14. September 1656 zum Könige von öhmen, obschon er bisher nur für den geistlichen Stand gebildet worden war.

Ein frommer Sinn zeichnete ihn aus; Altäre bauen, Kirche zu halten war e liebste Beschäftigung des Kindes.[1]) Der Vater meinte, man solle ihn seine ege gehen lassen, er werde dereinst ein vortrefflicher Kirchenfürst werden. Die Leopolds Bildung.
esuiten Müller und Neidhart bildeten ihn in den Sprachen und den Wissen- haften so gründlich aus, dass Leopold einer der gelehrtesten Fürsten des Jahr- nderts wurde. Diesem Sohne wünschte jetzt der Kaiser die Nachfolge im Reiche verschaffen, erlebte aber die Erfüllung seines Wunsches nicht mehr.

Ferdinand III. starb unerwartet am 2. April 1657. Er war ein Ferdinand III.
arer Kopf, arbeitsam, willig zum Guten, menschenfreundlich, reichgebildet, seinem Privatleben einfach, ein gründlicher Kenner der Musik und Malerei. ie Schlacht bei Nördlingen zeigt, dass er Umsicht und Ausdauer mit Tapfer- it zu vereinigen wusste.

Noch nicht siebzehn Jahre alt, übernahm Leopold I. sogleich die Regie- Kaiserwahl.
ung der Königreiche und Erblande. Seiner Erwählung zur deutschen Krone gte aber Mazarin Schwierigkeiten in den Weg.

[1]) Wagner, Historia Leopoldi magni, I, p. 5.

Die französischen Gesandten.

Zu dem Wahltag in Frankfurt wurden Grammont und Lionne entsendet, jener sollte die Personen gewinnen, dieser, der eigentliche Diplomat, die Pläne durchführen. Ob Mazarin im Ernste daran gedacht hat, seinem König die Kaiserkrone um jeden Preis zu erringen oder nur für den Fall, dass sich kein geeigneter deutscher Fürst finde, ist Streitfrage[1]) — gewiss ist eines: kein Habsburger sollte Kaiser werden, oder wenn er es würde, die Hände gebunden haben. War Ludwig als Kaiser nicht durchzusetzen, so wünschte man den Kurfürsten von Bayern dem Habsburger entgegenzustellen. Es gehe die Fremden nicht an, wen die Deutschen zum Könige haben wollten, so hatte der Reichstag zu Regensburg 1636 beschlossen, und deshalb waren viele gegen die Zulassung der Franzosen. Der Erzbischof von Mainz jedoch erwirkte ihre Aufnahme. Sie brachten viel Geld mit und die deutschen Fürsten streckten begierig die Hände

Die Kurfürsten.

danach aus. Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz stellte gegen Barzahlung von 140.000 Thalern und gegen einen Gehalt von 40.000 Thalern auf drei Jahre schriftlich das Versprechen aus, beim Wahltage alles zu thun, was die Gesandten im Namen des Königs von ihm verlangen würden. Das Geld ward — da man sich gegenseitig nicht ganz traute — beim schwedischen Gesandten hinterlegt. Ähnliche Verträge wurden mit anderen geschlossen. Der Erzkanzler des Reiches wurde durch eine Schmeichelei bestochen: Mazarin bat ihn, Schiedsrichter zu sein zwischen Spanien und Frankreich. Der Kurfürst von Trier war ein Vetter des Mainzers und von ihm abhängig, der von Köln war ein bayerischer Prinz. Der Kurfürst von Bayern selbst wurde von seiner Gemahlin Adelheid von Savoyen gegen Österreich gestachelt.

Demnach schien Leopold zu erliegen. Merkwürdigerweise wünschten aber die Protestanten einen Habsburger zum Kaiser, Sachsen und Brandenburg, und der Schwedenkönig wirkten auch dafür aus Abneigung gegen die Franzosen. Die Stimmen waren dem Bayer sicher; Grammont reiste nach München, um ihm die deutsche Krone anzubieten, aber auf den Rath der Mutter lehnte der junge

Erzherzog Leopold Wilhelm.

Fürst ab. Jetzt wurde die Krone dem Erzherzog Leopold Wilhelm angeboten, aber nicht, weil er den Bischof und Soldaten in seiner Person so treffend zu vereinigen wusste, sondern ohne Zweifel, um Zwiespalt in das Haus Habsburg zu bringen. Dieser aber lehnte hochherzig ab und bat, die ihm zugedachten Stimmen auf seinen Neffen zu übertragen.

Wahlcapitulation.

Nun galt es für den jungen Kaiser — Leopold Ignaz wurde am 18. Juli 1658 gewählt und am 1. August gekrönt — durch eine Wahlcapitulation Fesseln zu schmieden. Wir sahen oben[2]) schon, wie ein Theil derselben dem neuen Kaiser wichtige Beschränkungen auferlegte. Als Leopold aber auch unterschreiben sollte, dass er durch Verletzung irgend einer dieser Bedingungen sich selbst der Krone verlustig erkläre, wollte er eher die Krone ganz zurückweisen. Es ward ihm schwer genug, zuzugestehen, dass er den Feinden der Krone Frankreich keine Hilfe gewähren, dass er sich in die Angelegenheiten Italiens nicht einmischen, dem Herzog von Savoyen das Reichs-

[1]) So meint Lemontey, Monarchie de Louis XIV., pièces justificatives. p. 214 ff. Dagegen behauptet Henri Martin, l. c. XII, p. 505, Mazarin habe nicht im Ernst an eine Erwählung Ludwigs XIV. geglaubt.

[2]) Vergl. oben S. 356.

ariat überlassen, nichts gegen den Herzog von Modena unternehmen und
) die geplante Friedensvermittlung zwischen Spanien und Frankreich und
ischen Schweden gefallen lassen wollte.

Am Tage nach seiner Abreise von Frankfurt (24. August 1658) schlossen
rdies die drei geistlichen Kurfürsten, der Bischof von Münster,
Pfalzgraf von Neuburg mit den Herzogen von Braunschweig,
n Landgrafen von Hessen-Kassel und dem Könige von Schweden
Bündnis zur Aufrechthaltung des westfälischen Friedens:
00 Reiter, 4900 Fußgänger wollten sie zu diesem Zwecke aufstellen; der König
n Frankreich versprach, 800 Reiter und 1600 Fußgänger zum Beistand der
rbündeten zu unterhalten.[1]) Der Zweck dieser rheinischen Allianz, für Die rheinische Allianz.
ein Bundesrath in Frankfurt und ein Fürst Salm als Feldmarschall er-
nnt wurde, war kein anderer, als den Kaiser von jeder Theilnahme an dem
Flandern fortdauernden Krieg zwischen Frankreich und Spanien abzuhalten.[2])
opold I. gab auf die Anzeige des Bündnisses gar keine Antwort.

Mazarin wollte den Kaiser hindern, Spanien zuhilfe zu kommen, da
das letztere zu einem vortheilhaften Frieden zu zwingen wünschte. Papst
lexander VII., den wir oben als Nuntius Chigi in Münster kennen Alexander VII.
rten, mahnte 1656 den französischen Clerus, den König um Beendigung
s Krieges zu bitten. Mazarin sandte hierauf den gewandten Lionne nach Lionne in Madrid.
Madrid. Hauptschwierigkeiten bei der Unterhandlung waren die Wiederein-
tzung Condés und des Herzogs von Lothringen.

Der König von Spanien wollte nicht undankbar erscheinen gegen den
eldherrn, der seine Heere zum Siege führte, und Ludwig XIV. wollte die
mpörung nicht billigen und Condé höchstens begnadigen, indem er ihm seine
amiliengüter zurückgab. Eines Tages erwähnte Don Luis de Haro zufällig Die Infantin.
e Infantin Maria Theresia, da sagte Lionne: „Geben Sie uns die
nfantin und wir wollen Condé alles zurückgeben, was Sie verlangen.“ —
ls Haro meinte, er habe keine Vollmacht, hierüber zu unterhandeln, erbot sich
ionne, jede Vertragsbedingung für die Infantin anzunehmen. Denn damals
chien es, dass Maria Theresia die Erbin der ganzen Monarchie werde; für diesen
reis konnte der König von Frankreich schon nachgiebig in einzelnen Friedens-
edingungen sein. Aber Ferdinand III. wünschte die Vermählung der Infantin
it seinem Sohne und Don Luis de Haro brach September 1656 die Unter-
andlungen ab und der Kaiser unterstützte dafür Spanien in Italien.[3]) —

[1]) Rühs, Historische Entwicklung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen. Berlin 1815.

[2]) Négociation de paix de MM. les electeurs de Mayence et de Cologne entre la France et l'Espagne. Paris 1658—1659. Mignet, Succession d'Espagne, II, p. 13—20.

[3]) Renée, Les nièces de Mazarin. — Mémoires de Motteville, p. 477.

Der Pyrenäische Frieden.

Doch Frankreich bedurfte des Friedens und Mazarin wollte durch … und die Verwirklichung des spanischen Heiratsplanes seiner staatsmänni… Laufbahn einen großartigen Abschluss geben. Das Mittel, das er wä… um Spanien willig zu machen, war schlau.

Sa-voyen. Don Luis de Haro gab sich damals alle Mühe, Savoyen von … Verbindung mit Frankreich loszureißen, und die Piemontesen hatten in der … Sorge, dass es mit ihrer Unabhängigkeit zu Ende sei, wenn die Franzosen Christine de France. den Besitz von Mailand kämen. Christine de France ließ deshalb … Paris melden, Savoyen werde zur Neutralität zurückkehren, we… Ludwig XIV. sich nicht mit ihrer Tochter vermähle. Der fra… sische Hof willigte in eine Zusammenkunft auf den November 1658 in Ly… und Mazarin wusste unter der Hand in Madrid Winke zu geben, dass, … Ludwig XIV. die Infantin bekomme, man sich von Savoyen losmache, im and… Falle aber solle die Tochter Christinens Königin von Frankreich werden. … 24. November traf der französische Hof in Lyon ein, am 28. November … Christine mit Margaretha, welche Gefallen erregte. Schon wollte … Anna d'Austria in das Unvermeidliche fügen, als Don Antonio de … Pimentel aus Madrid mit einer Botschaft kam, die Mazarin der Kön… mit den Worten mittheilte: „Madame, wir haben den Frieden und die Infantin… Die Überzeugung, dass ohne den Frieden mit Frankreich an das Wiedergewin… Portugals nicht zu denken und Belgien und Mailand verloren seien, hatte … Abneigung Philipps IV. überwunden. Das Angebot ward sogleich angenomm… Christine erhielt bloß das Versprechen, dass ihre Tochter an die Reihe kom… wenn aus der Ehe mit der Infantin nichts werde. Die Grundzüge des Frieden… wurden in Lyon entworfen, die Präliminarien in Paris am 4. Juni 16… unterzeichnet, am 7. Mai war ein Waffenstillstand auf zwei Monate abgeschlo… Condé. worden. Condé, bisher ein Hindernis des Ausgleichs, ließ erklären, es sei … billig, aus Rücksicht auf ihn der Welt den ersehnten Frieden zu versagen.

Ludwig XIV. und Maria Mancini. In diesem Augenblicke machte die Liebe des jungen Königs zur Ru… Mazarins diesem ernsten Kummer und stellte sein Pflichtgefühl auf die schwer… Probe. Mazarin hatte sieben anmuthige Nichten und der junge feurige Kö… Sinn für Frauenschönheit. Seine ersten, aber unerwiderten Huldigungen gal… der Olympia Mancini, die später den Sohn des Prinzen Thomas von … Savoyen heiratete und die Mutter des großen Eugen wurde. Dann fa… der König eine tiefe Neigung für die jüngere Schwester Maria, die zwar kei… blendende Schönheit, aber sehr geistreich und ehrgeizig war und Ludwig Geschm… für Literatur und Poesie beibrachte. Die Neigung des Königs wurde zur Leide… schaft, er erklärte Mazarin seinen festen Willen, sich mit Maria zu vermählen… Seine Nichte auf dem Throne sehen, wie mochte dies dem Ehrgeize Mazarins … schmeicheln! Aber die ruhige Überlegung siegte; der Minister verband sich al… bald mit Anna d'Austria, um diese Neigung zu bekämpfen. Da die Liebende… widerstanden, beschloss Mazarin, sie zu trennen. Maria musste den 21. Juni … nach La Rochelle abreisen. „Sie weinen", sagte sie beim Abschied, „und … König und ich muss gehen!"[1])

[1]) Vous êtes roi — vous pleurez et moi — je pars.

Mazarin begab sich am 22. Juni nach den Pyrenäen. Auf einem
nen Stück Land in der Bidassoa, der Fasaneninsel, in der Nähe von
baya, ward ein Gebäude errichtet, halb auf der französischen, halb auf
spanischen Grenze, in der Mitte ein Saal in zwei gleiche Theile durch
Grenzlinie geschieden, so dass Mazarin und Luis de Haro nebeneinander
n konnten, ohne den Boden ihrer Herren zu verlassen. Hier begannen, Verhandlungen um Frieden.
. August, die Verhandlungen über den Frieden, und am 26. August im
en Andaya, zwischen Lionne und Coloma, über den Ehevertrag. Don
is de Haro verlangte vollständige Wiedereinsetzung Condés in alle Ehren Condé.
d Würden, Mazarin Anerkennung der Unabhängigkeit Portugals. Das
tere verweigerte der Franzose, das zweite der Spanier beharrlich. Endlich
klärte Luis de Haro: sein König könne Condé, der sich auf ihn verlassen,
ht aufgeben, und werde ihn daher in den Niederlanden oder in Italien
t einem unabhängigen Fürstenthum ausstatten. Da fürchtete Mazarin,
ss ein solches Fürstenthum an der Grenze der Sammelplatz aller mit
er Regierung unzufriedenen Franzosen und eine Gefahr für Frankreich
rde, und erbot sich, Condé für Guienne die Statthalterschaft Burgund, zu
rlassen und dessen Sohne, der unschuldig sei an den Fehlern des Vaters,
Großmeisterwürde zu ertheilen, verlangte aber von Spanien die Abtretung
n Avesne, Philippeville, Marienberg in den Niederlanden und von Conflans
den Pyrenäen, und dass dem Herzog von Neuburg Jülich übergeben werde.[1])

Während Mazarin schlau und zäh am Frieden und am Zustandekommen
r spanischen Heirat arbeitete, überließ sich der König seiner Leidenschaft, welche
e weitreichenden Pläne des Ministers zu zerstören und einen neuen Krieg zu
regen drohte. Die Liebenden blieben in brieflichem Verkehr miteinander und
e Königin, von der Verzweiflung ihres Sohnes ergriffen, gewährte ihm auf
r Reise nach Bordeaux eine Zusammenkunft mit Maria Mancini. Die Maria Mancini.
neigung beider wurde inniger. Welch ein Kummer für Mazarin, welch eine
fahr für seinen Ruf! Die Briefe, die er dem Könige hierüber schrieb, sind
ch vorhanden. Der Versuch, seine Nichte darin herabzusetzen, schlug jedoch fehl:
Seid überzeugt, dass diese Person keine Freundschaft für mich hegt, dass sie
n Gegentheil mich mit Abneigung betrachtet, weil ich ihr in ihren Thorheiten
cht schmeichle, weil sie einen ungemessenen Ehrgeiz und einen querköpfigen und
denschaftlichen Charakter besitzt, alle Welt verachtet, keine Haltung in ihrem
benehmen zeigt, — dass sie tausend Fehler und keine einzige gute Eigenschaft
esitzt."[2]) — Ludwig XIV. grollte — da drohte der Cardinal, Frankreich zu
rlassen: „Denn es gibt keine Macht, welche mir die freie Verfügung nehmen
nn, die mir Gott und die Gesetze über meine Familie geben. Es ist Zeit,
uch zu entschließen und Euern Willen ohne jeden Rückhalt zu erklären; denn
sser ist es, alles abzubrechen und den Krieg fortzusetzen, ohne sich über die
eiden der Christenheit Kummer zu machen, als dieses Ehebündnis zu schließen,
as nur Euch und demzufolge auch dieses Reich nothwendigerweise unglücklich

[1]) Mignet, Succession d'Espagne, I, p. 41 ff.
[2]) Lettres de Mazarin, I, p. 179.

machen kann. Was mich betrifft, so betheuere ich Euch außerdem, daſs nic
mich verhindern kann, vor Kummer zu ſterben, wenn ich ſehe, daſs eine Per
die mich ſo nahe angeht, Euch in dieſem Augenblick mehr Schaden anthut,
ich Euch und Eurem Staate von dem erſten Tage an, wo ich Euch gedient, h
Dienſte leiſten können." — Maria Mancini war übrigens ſchließlich hochh
genug, ihre Neigung dem Ruhme des Geliebten und der Größe Frankreichs
opfern; ſie brach allen brieflichen Verkehr mit dem Könige ab.[1])

Le traité des Pyrénées.

Am 7. November 1659 wurde der Pyrenäiſche Frieden[2]) und
Heiratsvertrag unterzeichnet. Frankreich erhielt darin die Grafſchaft Ar
außer Aire und Saint-Omer, in Flandern Gravelingen, Bourbourg und Sa
Venant, im Hennegau Landrecies und Le Quesnoy, Avesnes, Philipps
und Marienburg zum Austauſch für Berg-Saint-Vinox und La Baſſée, we
Frankreich zurückgab; im Luxemburgiſchen Montmedy, Thionville, Damvill
Ivoy, Chavancy le Chateau, Marville und was dazu gehört. Die Pyre
wurden als Grenze für Frankreich beſtimmt, dieſes erhielt demnach die G
ſchaften Rouſſillon und Conflans ganz und dreiundbreißig Dörfer von
Grafſchaft Cerdagne. Frankreich gab an Spanien zurück in Flandern Ye
Oudenarde, Dixmuyde, Furnes, Merville, Comines, Menin; in der Lomba
Valenza und Mortara; in der Franche-Comté Saint-Amour, Bletter
Fort Joux und die Grafſchaft Charolais Spanien gab an Frankreich z
Rocroi, Catelet, Linchamp; an Savoyen Vercelli und Cencio, und Jülich
den Herzog von Neuburg. Spanien verzichtet als Mitglied des Hauſes H
burg auf alle Anſprüche an das Elſaſs und an Breiſach, es bewilligt a
Neapolitanern, allen Catalanen, endlich allen Spaniern, welche ſich an Fr
reich angeſchloſſen, Amneſtie. Der König von Frankreich dagegen nimmt
Condé. rückhaltsloſe Unterwerfung des Prinzen Condé an, worin dieſer erk
daſs er um den Preis ſeines Blutes alles wieder gut machen möchte, wa
in und außer Frankreich Feindſeliges gegen ihn gethan — und gibt
ſeine Güter und Ehren zurück, ſowie ſeinen Freunden und Anhängern;
Erlaſſe gegen ſie ſind fortan ungiltig. Der König von Frankreich verpfli
ſich auf ſeine Ehre, ſein Königswort, ſofern es ihm nicht gelingt, bi
Portugal. drei Monaten den portugieſiſchen Streit beizulegen, dem Königreiche Port
oder irgend einem Angehörigen desſelben weder insgeheim, noch öffen
weder mittelbar noch unmittelbar, Beiſtand und Hilfe zu leiſten.

Karl IV. von Lothringen.

Auch für den Herzog Karl IV. von Lothringen verwendete
Spanien, obſchon es denſelben ſeit 1654 in Toledo in Haft gehalten h
In dieſem Jahre war er nämlich in Brüſſel mit Fuenſaldagna in Str
gerathen und von dieſem verhaftet worden. Empört über dieſe Behandlun
ſchrieb der hitzköpfige Karl IV. an ſeine Truppen den Befehl: „Verla
ſchnell die Spanier, bringt alles um, tödtet alles und ſeid eingedenk eine

[1]) Lettres de Mazarin, I, p. 179—202.
[2]) Dumont, Traités.

l von Lothringen!" Das Schreiben wurde entdeckt und Karl nach Toledo racht. Jetzt erwirkte Don Philipp IV. für ihn, dass ihn Ludwig XIV. der zu Gnaden annahm und ihn in sein Herzogthum wieder einsetzte, nur b das Herzogthum Bar, die Grafschaft Clermont, Moyenvic, Stenay, Dun) Jametz für immer der französischen Krone einverleibt. Die Befestigungen Nancy wurden geschleift und sollten nie wieder hergestellt werden. Der zog gab jedes Bündnis zum Schaden der Krone von Frankreich auf. Durch n besonderen Vertrag vom 28. Februar 1661 erhielt Karl IV. nachträglich Herzogthum Bar zurück gegen Abtretung einer Reihe von Ortschaften, ch welche Frankreich einen Weg nach Pfalzburg oder dem Elsass erlangte.

Hinsichtlich Italiens versprachen Spanien und Frankreich, Savoyen mit Italien.
dena auszusöhnen, und Modena und Parma mit dem heiligen Stuhl der in Einklang zu bringen; Spanien verhieß, seine Besatzung aus Cor- gio zurückzuziehen und mit Frankreich die Frage wegen des Valtelin fried- zu lösen.

Im Ehevertrag wurde die Aussteuer der Infantin Maria Theresia auf Ehe- vertrag.
),000 Goldthaler festgesetzt, zahlbar in drei Raten, eine am Tage der rmählung, die zweite ein Jahr darauf, die dritte nach sechs weiteren naten; dabei ward erklärt, dass die Infantin sich durch die bare Zahlung er Summe für befriedigt erachte, und fernerhin keinerlei Recht oder Erb- ist an ihren Vater oder ihren Bruder ansprechen könne. Ferner setzten die den Könige fest, da die Kronen Spanien und Frankreich an und für sich groß und mächtig seien, dass dieselben niemals vereinigt werden dürften; nach können weder die Infantin, noch ihre Kinder, männliche wie weib- e, noch irgend welche Nachkommen jemals in den Königreichen und Herr- ften, welche dem Könige von Spanien gehören, nachfolgen, namentlich ht in den spanischen Niederlanden und in der Grafschaft Burgund. Vor er Vermählung wird die Infantin noch insbesondere diesen Vertrag be- wören und eidlich für sich und all ihre Nachkommen auf jedes Erbrecht ver- hten.[1]) Trotz all dieser Bestimmungen rechneten Mazarin und Ludwig XIV. f die dereinstige Vereinigung Spaniens und Frankreichs, und fassten nicht ß das Devolutionsrecht ins Auge, sondern sorgten auch schon durch die dingung, dass der Verzicht giltig sei, sofern die Aussteuer zur rechten Zeit nktlich bezahlt werde, für einen Ausweg, um dem ganzen Vertrage zu ent- lüpfen.[2])

Am 12. September 1659 trennten sich die beiden Minister. Der Hof eb im Süden. Am 27. Januar 1660 führte in Toulouse Mazarin seinen ühmten Gegner zur Königin, bei der ihr Sohn war. Condé beugte das ie — und in ihm beugte sich die Aristokratie — vor Ludwig XIV., und

[1]) Mignet, Succession d'Espagne, I, p. 38—57.
[2]) Ibid. I, p. 44, 45.

Condé. hat um Verzeihung für alles, was er gegen ihn gethan hatte. Ludwig XI
empfieng ihn kalt und sagte bloß: „Mein Vetter, nach den großen Diensten,
Sie meiner Krone erwiesen, habe ich nicht nöthig, mich eines Übels zu erinne
das nur Ihnen geschadet hat.“ — Am andern Tage sprach Ludwig XIV.
ihm vertraulich über seine Feldzüge, als ob er sie für Frankreich unternomm
hätte. Condé zog sich dann auf seine Güter zurück. Gaston starb 3. Febr
1660 unbeachtet in Blois.

Philipp IV. Am 4. Juni sahen sich Philipp IV. und Anna d'Austria nach fü
undvierzigjähriger Trennung wieder auf der Fasaneninsel, mit ihm kam die
Ludwig XIV. fantin, welche den Franzosen als anmuthsvoll erschien. Ludwig XIV. war m
den Edelleuten im Gefolge seiner Mutter. Am andern Tage beschworen
beiden Könige den Vertrag. Bei dieser Gelegenheit stellte Ludwig XIV. den
Turenne. Großmarschall ernannten Turenne vor, den Philipp lächelnd mit den Wor
begrüßte: „Das ist ein Mann, der mir manche Nacht den Schlaf geraubt ha
Am 7. Juni wurde die Braut, nachdem sie nochmals eidlich dem spanischen E
Die spanische Heirat. entsagt hatte, ihrem Bräutigam übergeben. Am 9. Juni 1660 war die Ve
mählung in St.-Jean de Luz. Die Aussteuer wurde nicht auf den
stimmten Tag bezahlt. Don Luis de Haros Nachlässigkeit war daran sch
Coloma, der die ganze Bedeutung des Einhaltens der Zahlungszeit wohl fü
war todt. Ludwig XIV. schwor jetzt auch den verabredeten Eid nicht, daß
niemals auf das spanische Erbe Anspruch machen wolle.

Die Reise nach Paris war ein fortwährendes Fest. Das Parlame
von Paris sandte neun seiner Mitglieder mit Molé, um Mazarin
danken für die großen Dienste, die er Frankreich geleistet habe, demsel
Manne, auf dessen Kopf es einst einen Preis gesetzt hatte. Zehn Jahre n
Einzug in Paris. dem Tage der Barricaden (26. August) empfieng die Stadt Paris d
königliche Paar mit enthusiastischem Jubel — es war eine andere Zeit g
kommen. An der Stelle, welche von da an Place du Trône heißt, na
der König die Huldigung in Empfang. Ein einundzwanzigjähriger Jüngli
erregte durch sein Festgedicht Aufsehen — es war Racine. Bossuet glän
schon durch sein Rednertalent und Molière erschütterte das Zwerchfell d
Zuhörer. Nicht bloß Eroberungen, auch der Glanz der Talente sollte ei
neue Zeit bezeichnen.

Mazarin. Mazarins Sieg war vollständig. Deutschland und Spanien waren g
brochen, Frankreich war die erste Macht Europas. Er sah das Königthu
siegreich nicht bloß im Lande, wo er Minister war, sondern auch in Dän
mark, selbst England rief nach kurzer Dauer der Republik die Stuarts zur
und war eifriger denn je voll Hingebung für den Monarchen. Der jun
Ludwig XIV., so ehrgeizig er auch war, überließ Mazarin vollständig d
Leitung der Dinge. Dieser gab sich hingegen Mühe, ihn vollständig in d
Staatsgeschäfte einzuweihen, ihn das Königshandwerk zu lehren, daß e
allein, ohne Günstling und ersten Minister regieren könne. Von der reiche
Befähigung Ludwigs XIV. hatte er die richtige Ansicht. „Es ist der Stof
zu vier Königen und einem Ehrenmanne in ihm“, sagte er eines Tages z

amont, und eines andern zu Villeroy: „Ludwig wird sich etwas spät auf
Weg machen, aber weiter gehen, denn ein anderer.“ So ein trefflicher
plomat Mazarin war, so wenig war er ein Staatsmann von schöpferischem
iste; alles, was er that, war nur ein Vollenden dessen, was Richelieu
n begonnen hatte. Gebrochen hat er die stolze Aristokratie und den Hoch-
th des Parlamentes, geschaffen hat er nichts. Carné nennt ihn darum
Recht den ersten unter den Ministern zweiten Ranges.

Wenn Mazarin in der spanischen Heiratsfrage das Wohl Frankreichs dem
hme der eigenen Familie vorzog, so bewährte er in Geldsachen viel Eigennutz
war hierin ganz ein Italiener. Er beutete Frankreich aus zum Nutzen seiner
milie, und verwechselte seine Finanzen mit denen des Staates so geschickt, dass
der König für seine Bedürfnisse oft um Hilfe an ihn wenden musste. Er
kaufte Stellen und Ehren, er bereicherte sich bei Lieferungen für den Staat,
behandelte Frankreich wie ein eigensüchtiger Verwalter einen verschuldeten Herrn.
war es ihm möglich, ein Vermögen von ungefähr 200 Millionen nach unserem
lbwerte zusammenzubringen, an barem Geld, Palästen, Edelsteinen, Büchern,
mälden. Für die Kinder seiner beiden Schwestern, der Signora Martinozzi
Mancini, sorgte er aufs glänzendste. Anna Maria Martinozzi wurde
54 die Gattin des Prinzen Conti. Bitter äußerte Condé über diese
e: „Wenn ich in Paris wäre, wollte ich meinem Bruder so lange Stockschläge
en, bis ich ihm seinen Höcker hinweggeprügelt hätte.“ Conti meinte: „Meiner
au, da würde er mir ein großes Vergnügen machen, denn den Höcker möchte ich
gerne los sein.“ — Laura Martinozzi wurde 1655 mit Alfons von Este,
n Erben des Herzogthums Modena, vermählt. Laura Mancini wurde die
ttin des Herzogs von Mercoeur aus dem Hause Vendôme, Olympia 1657
Gattin Eugens von Savoyen-Carignan, Grafen von Soissons. Maria
ina wurde Herzogin von Bouillon. Hortense wurde Gattin des Herzogs von
Meilleraye; lange hatte Karl II. von England während seiner Verbannung
ihre Hand geworben. — Maria endlich vertrauerte in Rom als Gattin des
nnetable Colonna die ehrgeizigen Träume ihrer Jugend. Der König ver-
sie bald unter den Plänen seiner Herrschsucht und — neben anderen Frauen.

Mazarins Nichten.

Auch ihm Sterben stand Mazarin hinter Richelieu zurück — es ward
schwer zu scheiden vom Leben, von seinem Reichthume. Als ihm sein Arzt
enaud versicherte, er könne nicht mehr über zwei Monate leben, gieng er
urig durch seine Gemäldesammlung: „Also alles dieses muss ich verlassen!
it welcher Mühe habe ich es zusammengebracht, ich kann mich ohne Schmerzen
ht davon trennen! Da, wo ich hingehe, werde ich dieses alles nicht mehr
en.“ Er ließ sich schön ankleiden und Roth auf Wangen und Lippen legen
sich durch seine Gärten tragen. Daneben suchte er über seine Schmerzen
r zu werden und zu arbeiten. Am 28. Februar 1661 schloss er noch einen
trag mit dem Herzoge von Lothringen ab. Mazarin starb, neunundfünfzig
hre alt, nach achtzehnjähriger Regierung, am 9. März 1661.

Mazarins Tod.

Wer wird für den vergnügungssüchtigen König die Last der Geschäfte
sich nehmen? fragten viele. Als man zum sterbenden Mazarin sagte,
es bete für seine Genesung, niemand wünsche seinen Tod, da rief er in
ser Bewegung: „Sie wissen nicht alles, Einer wünscht meinen Tod, ich

muſs ſterben, lieber heute als morgen." War dieſer Eine der König, der, bisher von Mazarins Geiſt beherrſcht, ſich gegen ſeinen Miniſter wie ein demüthiger Ludwig XIV. Schüler gegen ſeinen Lehrer benahm? Ludwig XIV. weinte bei der Nachricht vom Tode und ſagte: „Wir haben einen Freund verloren!" Sicher war er längſt entſchloſſen, das Steuer der Regierung ſelber in die Hand zu nehmen.

Wiederum folgte ein Tag der Enttäuſchung. Als die Räthe, die nie ſo tief in Ludwigs Seele geblickt, wie Mazarin, an den König die Frage richteten, an wen ſtatt des Cardinals ſie in Zukunft ſich zu wenden hätten, Absolutismus. erhielten ſie zur Antwort: „An mich. Bisher habe ich meine Angelegenheiten durch den verſtorbenen Herrn Cardinal verwalten laſſen; es iſt Zeit, daß ich ſie ſelbſt verwalte. Sie werden mich mit Ihrem Rathe unterſtützen, wenn ich ihn begehre. Der Herr Kanzler wird nichts, als auf meinen Befehl, unter ſiegeln; die Staatsſecretäre werden nichts, auch nicht einen Paſs, ohne meinen Befehl unterzeichnen. Sie werden täglich mir ſelbſt Rechenſchaft geben. Sie wiſſen nun meinen Willen und es iſt an Ihnen, denſelben auszuführen." Selbſt die Königin-Mutter konnte die Wandlung lange nicht faſſen.

Hören wir noch das Urtheil des franzöſiſchen Hiſtorikers, welcher die Urkunden zu dieſen Verhandlungen herausgegeben hat. Mignet ſagt:[2] „Die Demüthigung der ſpaniſchen Linie des Hauſes Habsburg, welche bei Rocroi und Lens begann, wurde durch den Bürgerkrieg unterbrochen. Mazarin verlor Leiſtung Mazarins. dieſen Plan nie aus dem Auge, ſelbſt als er aus Eifer für ſeine Selbſterhaltung am weiteſten ſich davon abgewendet zu haben ſchien. Doch als er nach 1652 für immer nach Frankreich zurückgekehrt war, nahm er mit erfolgreichem Eifer den zweiten Theil ſeiner Aufgabe wieder in die Hand. Bei den Dünen geſchlagen, in Dünkirchen bezwungen, Cataloniens beraubt, in den Niederlanden bedrängt waren die Spanier genöthigt, um Frieden zu bitten. Der Pyrenäiſche Friede (1659) war für Spanien, was der weſtfäliſche für Öſterreich: ſeine Ohnmacht wurde weltkundig. — Durch Erwerbung des Elſaßes hatte der geſchickte Mazarin die Grenze Frankreichs bis an den Rhein vorgeſchoben; er ſchob ſie jetzt auch bis zu den Pyrenäen vor, indem er Rouſſillon und den Südabhang der Grafſchaft Cerdagne hinzubrachte, und indem er Spanien Artois abnöthigte und einen Theil von Luxemburg und Hennegau, öffnete er Frankreich den Weg in die Niederlande. Nicht zufrieden mit dieſen großen Errungenſchaften, welche Frankreich das Übergewicht in Europa ſicherten, bildete er 1658 den Rheinbund gegen Öſterreich und bereitete für Ludwig XIV. die Nachfolge in Spanien vor, indem er ihn mit der Infantin Maria Thereſia vermählte. Nachdem er dieſe großen Dinge vollbracht, die ihm zu ſagen erlaubten, daſs ſein Herz franzöſiſch ſei, wenn es auch ſeine Sprache nicht ſei, legte er ſich nieder und ſtarb.

Auf den großen Miniſter folgte der große König. Mazarin hatte das Haus Öſterreich in Spanien gedemüthigt, Ludwig machte ſeinen Ruin vollſtändig. Zwei-

---

[1]) Henri Martin, l. c. XII, p. 519—520. — Mémoires de Motteville, p. 474—481.

[2]) Mignet, Introduction à l'histoire de la succession d'Espagne et tableau des négociations relatifs à cette succession d'Espagne. Abgedruckt in den „Mémoires histor.", p. 427—535.

zwanzig Jahre war dieser Fürst alt, als er zu regieren begann. Seine Er- Ludwigs XIV. Lehrjahre.
ung war vernachlässigt. Als er noch ein Knabe war, gab ihm sein Kammer-
er Unterricht in der französischen Geschichte und brachte ihn bei der Erzählung
Thaten seiner Vorfahren in der Regel zum Einschlafen. Als Jüngling liebte
en Cardinal Mazarin nicht. Die Leibwache, mit welcher dieser sich umgab,
) gar stark ab gegen die Armut, in der er selber lebte, und er nannte ihn
den großen Türken. Aber später, als er seinen Widerwillen bezwang,
or er diese Abneigung und würdigte die Verdienste dieses Ministers um seine
ne und beugte sich vor dieser hohen Befähigung; sei es Dankbarkeit, sei es
ohnheit, er ließ sich unbedingt bis zum Tode von ihm leiten und hielt sich
z fern von den Geschäften. Ganz nur seinem Vergnügen hingegeben, verbarg
seinen zukünftigen Willen unter einer durch das Ansehen seines Ministers ge-
zerten Demuth, und sein Hof war weit davon entfernt, zu glauben, dass er
in großer König werden könnte. In den letzten Zeiten seines Lebens gab ihm
zarin Unterricht in der Politik, lehrte ihn seine Leidenschaften beherrschen, um
ner als König zu handeln, die Prinzen von Geblüt niederzuhalten, so sehr er
ne, nie mit seinen Höflingen vertraulich zu thun, über Staatsangelegenheiten
in unergründliches Schweigen zu hüllen, denn nur so könnten sie gelingen,
i angebornes Talent zur Verstellung zu pflegen und keinen ersten Minister zu
en. Und der Schüler zeigte sich am Tage nach dem Tode seines Lehrers als
ister. Ludwig hatte einen Ehrgeiz ohne Grenzen und eine maß-
se Liebe zum Ruhm. Kein Fürst seines Geschlechtes besaß mehr Macht.
schon der Mensch in ihm viele Stärke hatte, so stand er doch tief unter dem
nig. Ludwig glaubte, dass er seine Würde von Gott habe und dass die seinen
chten entsprechende Einsicht ihm zutheil werde. Er war fleißig und entschlossen
d hatte in hohem Grade den Sinn für das Detail und für die Ausführung,
funden mit einer unbestreitbaren Größe des Willens. Aber obschon mit einem
higen Sinn ausgestattet, besaß er doch nicht die Weite des Blickes eines Mazarin
er Richelieu. Es fehlte ihm oft die Mäßigung, aus Mangel an Einsicht, und
schon so eifersüchtig auf sein Ansehen, ließ er sich doch sehr oft von denen
ten, welche mehr Geist besaßen als er. Lionne, Louvois, Madame de
aintenon erwarben der Reihe nach einen großen Einfluss auf seine Ent-
ließungen." [1])

So ist denn auch in Frankreich das absolute Königthum die Frucht
ger innerer Krisen, die Folge der Selbstsucht des Adels, der das Königs-
um zu vernichten trachtete, statt ihm vernünftige Schranken zu setzen, — die
olge der Unbesonnenheit des Volkes, welches von den Richtern, statt von
n Ständen sein Heil erwartete, — die Folge leichtsinniger Überstürzung.
inen richtigen Blick bewährte das englische Volk, welches nach schweren
neren Kämpfen die Monarchie mit ständischem Wesen, Ordnung mit bürger-
cher Freiheit zu vereinigen wusste.

Doch nun fort von den Greueln der Schlachtfelder auf die ewig
ühenden Gefilde der Wissenschaft und Kunst!

[1]) Mignet, Mémoires histor., p. 481.

Literatur, Kunst, Sitte.

Schweden.

Zunächst fassen wir hier ins Auge den Staat, der durch das gro
staatsmännische Talent und die außerordentliche militärische Begabung sein
Königs, Gustav Adolf, rasch zu einer europäischen Großmacht emporsti
unter seiner genialen Tochter Christina aber ein Sitz der Kunst und Wisse
Schwe- den. schaft wurde — nämlich Schweden. Christina stand auf einer hohen St
geistiger und gelehrter Bildung und suchte mit all ihren reichen Mitteln i
Land zu einem Sitze des Friedens und geistigen Lebens zu machen und d
bisher ziemlich abgeschlossenen Norden in die innigste Verbindung mit d
geistigen Strebungen in Mittel- und Südeuropa zu bringen.

Chri- stine. Es war nicht oberflächliche, sondern gründliche Bildung, die sie suchte.
Wir sehen es aus dem Eifer für Descartes; sie ruhte nicht, bis er 164
Car- tesius. ihrem Rufe folgend in Stockholm ankam. Nach wenig Tagen schrieb dieser u
abhängige Denker, der nicht zu schmeicheln geneigt war: „Ich bin erst seit sie
Tagen hier und habe die Königin erst zweimal gesehen; aber ich glaube sie sch
hinlänglich zu kennen, um sagen zu dürfen, dass sie nicht weniger Verdienst u
mehr Vorzüge besitzt, als der Ruf ihr zuschreibt. Neben der Würde und Majes
welche in all ihren Handlungen hervorglänzen, sieht man eine Milde und G
an ihr, die alle, welche die Tugend lieben und die Ehre haben ihr zu nahen
nöthigen, sich gänzlich zu ihren Diensten zu verpflichten. Sie widmet sich im
höchsten Maße den Studien; — dieser große Eifer für die Wissenschaft spor
sie, gegenwärtig vor allem die griechische Sprache zu studieren und viele a
Bücher zu sammeln.“ Es war nicht ein oberflächliches Nippen am Becher d
Weisheit, sondern die Königin fand an dem ernsten Gedankenkreis des Gründe
der neuern Philosophie ein solches Wohlgefallen, dass sie jeden Morgen früh f
Uhr in ihrer Bibliothek von ihm Unterricht nahm und es als ein großes Le
betrauerte, als der edle Mann im Februar 1650 nach kurzer Krankheit einer

[1]) Reichen Inhalt für Christinens Geschichte bieten die beiden Quartbände: „Mémoires concernant Christine reine de Suède pour servir d'eclaircissements à l'histoire de son règne et principalement de sa vie privée et aux évènements de l'histoire de son temps civile et littéraire: suivis de deux ouvrages de cette savante princesse, qui n'ont jamais été imprimés. Le tout fondé sur ses lettres et receuilli des historiens et des monuments les plus authentiques, accompagné des rémarques historiques, politiques, critiques et littéraires — par Arckenholtz.“

ngenentzündung erlag. Mit Mühe hielt man sie davon ab, ihn in der königen Gruft bestatten zu lassen.

Neben der Philosophie war es das classische Alterthum, was die nigin fesselte. Freinsheim wurde aus Straßburg als Professor nach Upsala Freinsheim.
ufen; sie ließ ihn aber nach Stockholm kommen, machte ihn zu ihrem Bibliokar und überhäufte ihn mit Beweisen ihrer Huld; und als er wegen des Klimas sein Vaterland zurückkehren musste, beließ sie ihm mit dem Titel eines königen Rathes den ganzen Gehalt. Sie war es, die ihn zur Ergänzung der Gechte des Livius antrieb.[1]) An Vossius, der ihm nachfolgte, schrieb Freins- Gerhard Vossius.
m: „Sie können meiner Königin kein angenehmeres Geschenk aus der alten teratur mitbringen, als den Marcus Aurelius Antoninus Philophus. Den trefflichsten aller Fürsten liebt sie so, dass sie ihm nacheifert." erhard Vossius wurde nach Freinsheims Abgang ihr Bibliothekar und ihr hrer im Griechischen und rühmt, dass sie vorzüglich Plato und Plotin biert habe, und erklärt, er wolle ihre großen Eigenschaften lieber stillschweigend ehren, denn in Worten vermöge er sie nicht zu schildern; auch habe sie ihm viele Wohlthaten erwiesen, dass, wenn er auch tausendmal wieder auflebe, er ch nur einen geringen Theil seiner Verpflichtung gegen sie abtragen könne.

Die Königin war offen und liebenswürdig im Umgange mit Gelehrten und n durfte ihr die Wahrheit sagen. Als sie hörte, dass Bischof Rudbeck im Rudbeck.
terben liege, eilte sie, um ihn noch zu sehen, und der Sterbende warnte sie in iesem Augenblicke vor Schmeichlern und denen, welche ihr unter vier Augen heimnisse vorgeben, mit der Bitte, sie niemand zu entdecken. Das seien die limmsten und gefährlichsten von allen, die nur suchen ihr und dem Reiche bel zuzufügen, vor ihnen möge sie sich hüten. Wenn sie hierauf Bedacht nehme, werde sie die Wahrheit dieses Testamentes, das er ihr hinterlasse, erkennen d sich einer glücklichen Regierung erfreuen.

Minder reinen Charakters, als der alte Gerhard Vossius, war sein Sohn saak Vossius, aber ein Mann von reichem Geiste und Wissen. Als Christina Isaak Vossius.
n seiner Neigung hörte, nach Schweden zu kommen, lud sie ihn sogleich durch reinsheim nach Stockholm ein: er könne bleiben oder wieder gehen, es solle ihn e gehabte Mühe nicht reuen. Er wurde ihr Lehrer im Griechischen[2]) und erhielt n Auftrag, Handschriften zu kaufen in Frankreich und den Niederlanden, und Sammlung von Büchern und Handschriften.
l dabei für sich selbst bedeutende Vortheile gemacht haben. Wie große Summen r jene Zeit durch seine Hand giengen, zeigt, dass er dem Parlamentsrath Petau ne Bibliothek, die allerdings auch 2111 Handschriften enthielt, für 40.000 res abkaufte, dass er aus der Bibliothek Mazarins Bücher und Handhriften für 10.000 Francs erstand, dass er von Gaulmin in Paris eine große ammlung orientalischer Handschriften für 30.000 Thaler ankaufte; eine Handschrift n Philostorgius Arianus und eine von Jamblichus, die man für e einzigen in der Welt hielt, wurden mit 160.000 Thalern bezahlt. Die Bibliothek nes Vaters verkaufte Vossius an die Königin für 20.000 Gulden mit der Beingung, dass ihm darüber die Aufsicht verbleibe und ein Jahresgehalt von 5000 ulden nebst Wohnung und freiem Unterhalt.

Für Bücherankäufe in Italien benützte die Königin den niederländischen hilologen Nikolaus Heinsius, dessen Vater, der berühmte Daniel Heinsius.

[1]) Arckenholtz, l. c. I, p. 224, 236, 290, 312.

[2]) Grauert, Christine und ihr Hof. Bonn 1837. 2 Bde, I, S. 266—268, 378, 05; II, S. 94, 211.

Heinsius, schon mit Gustav Adolf in naher Beziehung stand, auch einen Panegyricus auf seine Großthaten und eine Trauerrede auf seinen Tod schrieb. Die Königin war entzückt über die lateinischen Gedichte seines Sohnes, lud diesen an ihren Hof und hatte ihre Freude an seiner Gelehrsamkeit, an seinem Geist und Scharfsinn, an seiner Herzensgüte und an seinem ehrenhaften Charakter. Bücher-sammlung. und bat seinen Vater, ihn in ihren Diensten zu lassen. Für die Bereicherung ihrer Bibliothek musste Heinsius nach Italien reisen, die trefflichsten Denkmäler des griechischen oder römischen Alterthums für sie abzuschreiben oder anzukaufen. Er erwarb vieles Wertvolle, auch an Münzen und antiken Statuen und Gemmen. Die Bibliothek der Königin wurde dadurch eine der reichsten: sie zählte mehr als 8000 Handschriften, 2111 sind nach ihrem Tode in die vaticanische Bibliothek gekommen. Vossius zählt allein 700 hebräische Handschriften des Alten Testamentes darin auf. Selbst hebräische Gelehrte bezeugten, dass weit darin fehle. Heinsius blieb der Königin bis zu ihrem Tode getreu. Er widerrieth ihr die Niederlegung der Krone: das Herz blute ihm, wenn sie sich vieler Mittel beraube, Gutes und Großes zu thun. Sie werde es tausendmal bereuen. Bisher habe ihr Glück, ihr Ruhm, ihr Glanz die Verehrung für sie erhöht; künftig werde sie, dieses äußeren Schmuckes beraubt, nur nach ihren eigenen Gütern und Verdiensten geschätzt werden; man werde sie in Zukunft richten mit der unerbittlichen Strenge des Neides und der Eifersucht auf ihren Ruhm. Heinsius hielt ihr Andenken in Ehren, auch als sie abgedankt hatte und die einst so gefeierte Königin sich über Gehässigkeiten ihrer Gegner zu beklagen hatte.[1]

Saumaise. Lange war ein Günstling von ihr, ob seines umfassenden Wissens, Saumaise (Salmasius), der berühmte Kritiker (geboren zu Semur 1588, gestorben zu Spaa 1658). Leider war sein Charakter derart, dass ihr Wohlgefallen an ihm mit der Zeit getrübt wurde. Schon 1649 legte sie in lateinischen Briefen, die sechs bis sieben Seiten lang waren, dem gelehrten Manne Fragen vor, sandte ihm ansehnliche Geschenke, selbst ihr Bildnis, lud ihn ein, nach Stockholm zu kommen, und umso dringender, je mehr er als Grund der Ablehnung die Kälte des Klimas hervorhob. 1650 landete er endlich, wurde huldvoll wie ein Fremder empfangen, bekam Wohnung und Pflege im Schlosse, wurde, als er nach Leyden zurückkehrte, mit Beweisen der königlichen Gnade und Freigebigkeit überschüttet. Als Salmasius starb, sandte die Königin seiner Witwe ein Beileidschreiben, sie habe ihn geehrt wie einen Vater und wolle seinen Kindern eine Mutter sein. Einen seiner Söhne stellte sie als Hauptmann in der Armee an, der andere bekam ein Amt. Das war Anerkennung für seinen Verstand und sein Wissen, aber nicht für seinen Charakter, denn Salmasius war sehr dünkelhaft und sehr geneigt, den Frieden unter den Fremden am Hofe zu stören und alle Gelehrten der Erde als dumme Jungen zu behandeln, und tauchte gern, wie Bayle sagt, seine Feder in die bitterste Galle und schien einen Haufen Steine zu seinem Sitze gewählt zu haben, um die Vorübergehenden damit zu bewerfen.[2] Übrigens ward er auch mit Schmeicheleien überhäuft. Die Universität Leyden schrieb ihm: „Unsere Schule kann Saumaise so wenig entbehren, als die Welt die Sonne.“ Balzac nannte ihn unfehlbar, Richelieu und Mazarin machten vergebens glänzende Angebote, um ihn an Frankreich zu fesseln. Er antwortete: „Mein Geist ist zu frei für Ihr Land.“ Solche Güte gegen Gelehrte war geeignet, eine Menge

---

1) Arckenholtz, l. c. I, p. 233, 235, 268, 276—279, 281—286, 414—415, 439.
2) Grauert, l. c. I, S. 381, 438.

remde ins Land zu ziehen; darum schreibt Skytte: „An Wissenschaft und Gelehrten haben wir hier keinen Mangel. Ich hoffe, sie werden unter dieser Königin r reichsten Ernte gelangen, und die frohesten Wahrzeichen deuten uns an, dass dem alten Mars Gradivus sich Apollo gesellen wird, zum Schutze unserer luren.“ [1])

Doch schlugen nicht bei allen die Einladungen nach Schweden an. Vergebens r das Angebot von 1600 Thalern an den berühmten Conring. Er war Conring.
cht von seinem Helmstädt wegzubringen. Den berühmten Orientalisten Bochart Bochart.
b sie lange vergebens ein, und war hoch entzückt, als er endlich mit dem ausgezeichneten Huetius in Schweden eintraf. Wie einem Fürsten sandte sie ihm e Hofleute entgegen und wie einen Verwandten behandelte sie ihn vertraut und schenkte ihn mit wichtigen orientalischen Handschriften.[2]) Samuel Bochart (1599 s 1667) verdiente geehrt zu werden wegen der riesigen Kenntnis der semitischen prachen und einiger gelehrten Arbeiten über das Alte Testament. Er starb als otestantischer Prediger in Caen. Auch hat Bochart die bis auf ihn unverständhen eilf Verse im „Poenulus“ des Plautus aus dem Hebräischen erklärt n und Nachweis erbracht, dass die Karthager einen hebräischen Dialect sprachen.

Um die Bibliothek des Hugo Grotius zu erhalten, schrieb die Königin Hugo Grotius.
ber an dessen Witwe, drückte ihr die unaussprechliche Hochachtung für sein issen und seine geleisteten Dienste aus und wie sie alles aufbieten würde, ein theures Leben wieder zu erkaufen, wenn Silber und Gold etwas dazu beiagen könnten, und wie die Früchte seiner herrlichen Bestrebungen in keinen inden als den ihrigen besser aufbewahrt werden könnten. Freinsheim schloss n Kauf ab und nachträglich sandte Christina noch für ein Manuscript über die eschichte der Gothen der Witwe ein Geschenk von 3000 Thalern.[3]) Und ie die Königin für ihre eigene Bibliothek sorgte, so schonte sie, wo es angieng, e fremden. Bei der Verheerung Sachsens in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges wurde die Universität Wittenberg, als Ausgangspunkt der eformation, geschont und in gleicher Weise 1644 die Universität zu Rinteln.[4])

Um zur Bildung anzuregen, besuchte die Königin häufig die Universität Schulen.
psala, hörte Vorträge an, besprach sich mit den Lehrern, ermunterte die Schüler, lohnte die Fortschritte durch Stipendien, ernannte Oxenstjerna zum Kanzler der ochschule, der selber für Pflege der Wissenschaft sehr eifrig war. Der schwedische del begann warm zu werden für geistiges Leben. Die Königin sprach dabei entieden ihren Willen aus, dass in Kunst und Wissenschaft soviel als möglich in r Muttersprache geschrieben werde; sie ließ die „Physik“ des Mathematikers und stronomen Helsingforsius drucken;[5]) sie empfahl die Pflege der schwedischen Geschichte, die Erforschung der Alterthümer, die Erhaltung der teine mit Runen-Inschriften, mit denen das Land bedeckt war. Hiob nd Ludolph wurden nach Italien geschickt, um schwedische Urkunden und Acten, elche zur Zeit der Reformation durch den Erzbischof Olaus nach Rom mitnommen worden waren, dem Lande wieder zu gewinnen. Zur Ausbildung der nterländischen Sprache und Dichtung gedachte sie nach dem Muster der französischen eine eigene Akademie für Schweden zu gründen. Der schwedische Dichter

[1]) Grauert, l. c. I, S. 272.
[2]) Ibid. I, S. 384.
[3]) Ibid. I, S. 270.
[4]) Ibid. I, S. 271.
[5]) Ibid. I, S. 398.

Georg Stjernhelm ward mit Gunstbezeugungen von ihr überhäuft und in den Adelsstand erhoben. Sie pflegte selber die Dichtung, und zwar mit Glück. — Es nahm ihr geistiges Leben durchaus keine einseitige Richtung. Naudé schreibt an Gassendi über sie: „Sie ist nicht bloß in Büchern gelehrt, sondern gleicherweise in der Malerei, Sculptur, Architektur, Münzkunde, und wo es einen trefflichen Künstler gibt, unterläßt sie nicht, ihn herbeizuziehen; Arbeiten in Marmor, Email, Wachs, die Musik und Tanzkunst versteht man hier so gut wie anderswo." Wie Gelehrte, so wurden Künstler und Architekten nach Schweden berufen und genossen ebenso große Gnadenbezeugungen.[1]) Mit einer Zauberruthe ihres die Königin ein neues Leben zu wecken.

Mit geistreichen und gelehrten Männern, die keine Lust hatten nach Schweden zu gehen, trat die Königin wenigstens in brieflichen Verkehr.[2])

Pascal. B. Pascal sandte ihr seine neu erfundene Rechenmaschine.[3]) Mit dem
Gassendi. Philosophen Gassendi blieb sie ihr ganzes Leben in vertraulichem Verkehr über wissenschaftliche Fragen, setzte ihm einen Jahresgehalt aus, beschenkte ihn mit einer goldenen Medaille und Kette; er hinwieder nannte Gustav Adolf Jupiter und Christina Minerva; sie habe Platos Wunsch vollkommen erfüllt, daß entweder die Könige Philosophen oder die Philosophen oft Könige sein möchten. Der
Valesius. Heinrich Valesius bestimmte sie für eine geistreiche Rede auf ihre Krönung eine goldene Kette. Der scharfsinnige Gronovius widmete ihr mehrere seiner
Menage. vorzüglichsten Schriften. Ägidius Menage schrieb ihr zu Ehren das Hirtengedicht „Christina" und viele andere Gedichte in lateinischer, italienischer und
Scarron. französischer Sprache. Der Komiker Scarron übersandte ihr ein neues Lustspiel mit der Bemerkung, ihr Vater würde den Augustus, wenn sie miteinander um die Herrschaft der Welt gekämpft hätten, zum Geständnis seiner Ohnmacht genöthigt haben; sie selber aber stehe hoch über Mäcenas. Der elegante
Balzac. Dichter Balzac erhielt von ihr eine goldene Kette; seine lateinischen Dichtungen
Desmarets. wurden ihr gewidmet. Der Kritiker Roland Desmarets übersandte ihr seine
Garisolles. philosophischen Schriften. Dem Dichter Garisolles übermittelte sie für sein
Scudery. episches Gedicht „Adolphide", zur Verherrlichung ihres Vaters, eine goldene Medaille und andere Gnadenbezeugungen. Der Dichter Scudery verherrlichte
Ferrari. sie in einem epischen Gedichte „Alarich". Der Philolog Ferrari hielt an der Universität Padua, gelegentlich der Krönung Christinas, eine schöne Rede zu Ehren der schwedischen Pallas, welche ihr so sehr gefiel, daß sie ihn mit einer goldenen Kette im Werte von 1000 Ducaten beschenkte. Als sie die Krone niederlegte, schrieb er eine Lobrede auf sie, „Christina abdicans", welche den
Scheffer. Ruhm ihres Namens noch erhöhte. Scheffer gab in ihrem Auftrage und mit ihrer Unterstützung die „Taktik" des Arrian, das „Strategikon" des Maurikius heraus. Chemniz schrieb in ihrem Auftrage die „Geschichte des großen
Chemniz. deutschen Krieges"[4]) und durfte dazu das schwedische Archiv benützen. Sein Werk ist bekanntlich in ganz anti-kaiserlichem Sinne und nur mit Vorsicht zu gebrauchen.

---

[1]) Grauert, l. c. I, S. 400—401.

[2]) Arckenholtz, l. c. Append. II, XX.

[3]) Über diese glänzende Leistung des jungen Mathematikers vergl. „Oeuvres comp. de Blaise Pascal", Paris 1880, III, p. 1186, den Aufsatz von Diderot, und Kreiter S. J., „Blasius Pascal" in den „Stimmen aus Maria-Laach" 1853, S. 278 ff.

[4]) Historia belli Germanici.

ach allen Richtungen aber gab die geistreiche Königin Anregung zu Leistungen Kunst und Wissenschaft und sicherte ihrem edlen Namen eine Dauer.[1])

Zum Besten, was Königin Christine selber schrieb, gehören ihre ver- Christinas Betrachtungen.
ischten Betrachtungen — es sind meist kurze, sinnschwere Sätze, welche nen tiefen Blick in das menschliche Herz und eine ungewöhnliche Schärfe r Beobachtung und Erhebung über das gewöhnliche Leben bekunden.[2])

Christinas Betrachtungen befassen sich viel mit der Religion. Von Gott Über Gott.
B. heißt es: „Er ist der alleinige Urheber und das letzte Ziel aller Dinge; ist gerecht, gütig, weise, allmächtig; aber alles, was sich noch so Würdiges gen lässt, kann ihn nicht bestimmen; auch bei den erhabensten Vorstellungen m ihm muss man fürchten, ihn zu lästern; er ist unbegreiflich, unaussprechlich; ur durch Schweigen, Bewunderung und Liebe kann man ihn würdig anbeten: s ist das Schönste von allen Gebeten. Aber Gott allein lehrt uns diese Sprache, e meisten Menschen verstehen sie fast nicht. Gott ewig zu lieben, zu bewundern, zubeten, ist unsere einzige Bestimmung. Das Schicksal, der Zufall, das Glück, alle sind nichts als die Vollstrecker des Willens Gottes oder vielmehr sein Wille selbst, der alles lenkt und entscheidet. Man muss sich in Gott gänzlich geben für Leben und Tod, für Zeit und Ewigkeit, und man ist nie freier, als enn man ohne Rückhalt von ihm abhängt. Die Überzeugung, dass Gott ist nd ewig sein wird, genügt, um zufrieden zu leben und zu sterben. Nur Gott ist serer Liebe und Beschäftigung wert, er muss für alles übrige das Maß sein, f ihn muss alles bezogen werden. Die Tugend, welche Gott nicht zum alleinigen iel hat, ist keine Tugend, sondern bloße Eitelkeit; sobald man Gott liebt, ist an unschuldig; nichts in der Welt kann das Herz befriedigen, es findet nur uhe und Trost in Gott. Man muss nicht weniger auf die Gerechtigkeit, als f die Güte Gottes vertrauen. Man muss sich beständig vor Gott demüthigen er alles, was man Gutes und Böses gethan und nicht gethan hat; auch der ähigste und Heiligste hat Ursache, sich über alle die Fehler und Vergehen zu undern, die er nicht begeht. Die Demuth, die nicht aus der wahren Erkenntnis serés Nichts hervorgeht, ist falsch; diese Erkenntnis entsteht aus der Betrachtung ottes. Die wahre Heiligkeit besteht einzig in dem, was zwischen Gott und der eele vorgeht. Es gibt Augenblicke, wo Gott sich der Seele auf so unaussprechliche und unbegreifliche Weise mittheilt, dass man alles vergisst; aber die menschliche Seele kann einen solchen Zustand nicht lange ertragen, man fällt in sein lend zurück."

Aus diesen Betrachtungen, die sie zu Papier brachte, als Ergebnisse ihres achdenkens, sieht man, mit welchen schweren Fragen sich diese schwungvolle Seele eschäftigte.[3]) Vor dem Gedanken Gottes schwindet ihr alle irdische Größe in ichts zusammen; sie vergleicht das Leben einer schönen Musik, die ergötzt, aber Das Leben.
urze Zeit dauert, es gehe vorüber wie ein reißender Strom, der nie stille stehe. s sei ein Traum, angenehm für einige, widerwärtig für andere. Alles gehe orüber wie ein Blitz; Gutes und Böses dauere so kurze Zeit, dass sie fast nicht

[1]) Grauert, l. c. I, S. 872—895. — Arckenholtz, l. c. I, p. 246, 259, 263.

[2]) Zuerst herausgegeben von Arckenholtz, Mémoires concernant Christine, eine de Suède, II, im Anhang, dann im Auszug mitgetheilt von Grauert, l. c. II, S. 415.

[3]) Grauert, l. c. II, S. 416—417.

verdienen, dass man sich darüber freue oder betrübe. Ruhm und Unsterblichkeit seien nichts als die schönsten aller Chimären; den falschen Ruhm erwerbe man mit geringen Kosten, der wahre komme theuer zu stehen. — Der Ruf sei ein Lügner, der immer dem Glücke schmeichelt und das Verdienst fast nicht kennt. „Einen guten Ruf muss man zu verdienen suchen, aber mag er vortheilhaft sein oder nicht, man muss ihn immer gering schätzen. Die Größe besteht nicht darin, alles zu thun, was man will, sondern nichts zu thun, als was man soll. Wenn unser Herz nicht königlich ist, so ist man niemals König. Die große und edle Geburt beruht in der Seele und im Herzen; wenn sie groß und edel sind, so entspricht alles. Es gibt Bauern, die als Fürsten geboren werden, und Fürsten, die als Bauern geboren werden, und es gibt einen Pöbel von Königen, ebenso wie von gemeinem Volk. Man bemüht sich vergebens zu scheinen, was man nicht ist. Es fehlt den Menschen nicht an Erkenntnis, sondern an Aufrichtigkeit in Bezug auf sich selbst. Die Tüchtigkeit besteht darin, gut zu denken, gut zu reden, gut zu handeln; den Dingen ihren wahren Wert beizulegen wissen, ist ein großes Talent. Wir haben einen Richter, das ist Gott, und einen Zeugen, das ist unser Gewissen. Beide können sich nicht trügen. Ihrem Urtheile gegenüber muss man die ganze Welt für Nichts halten. Jeder Mensch, der seine Pflicht gut erfüllt, welchen Gewerbes er auch ist, verdient Achtung. Sich selbst besiegen, heißt seinen mächtigsten Feind triumphieren. Gott sei das Ziel alles Handelns! Alle die Leidenschaften werden edel durch Beziehung auf Gott. Der Neid und der Ehrgeiz sind niedrige Leidenschaften, weil sie keine Beziehung auf Gott haben; sie sind sogar lächerliche Leidenschaften. Die kleinste Fliege bringt einen Löwen in Wuth, dasselbe begegnet oft großen Herzen. Das Meer ist das Bild der großen Seele; so aufgeregt sie auch scheinen, ihr Grund ist immer ruhig. Die große Seele kann und darf sich nicht rächen, als durch Wohlthaten. Beleidigungen muss man verachten, wie die Stöße eines Pferdes oder Esels. Freunden wie Feinden muss man alles verzeihen, und wenn man verziehen hat, nicht mehr daran denken. Man muss nie mit sich selbst zufrieden sein, wie sehr es auch andere sind. Man muss sein ganzes Leben lang sich selbst zu übertreffen suchen. Die Bescheidenheit ist eine der schönsten Tugenden; man kann dabei seine guten Eigenschaften anerkennen, aber man muss alles auf Gott beziehen und seine Gaben mit Dankbarkeit genießen. Erkenntlichkeit für Wohlthaten verlangen, heißt beinahe die Undankbarkeit verdienen. Man muss die Wohlthaten wie die Samenkörner verschwenderisch und aufs Gerathewohl hinwerfen."

Der Ruf.

Hohe Geburt.

Gewissen.

Ziel.

Seelengröße.

Begreiflich, dass eine so rege Seele, wie die der Königin, viel über das Staatswesen und über die Pflichten der Fürsten nachdachte.[1]) Es sei der Fürsten Beruf und Freude, das Glück derjenigen zu machen, die es verdienen; Gnaden bei ihnen erbitten, heiße sich ein Verdienst bei ihnen erwerben. Die Fürsten seien reich, wenn ihre Unterthanen es seien. Sie haben die Pflicht, immer einige Zeit dem Lesen von Büchern zu widmen und müssen diese ihren Vergnügungen entziehen. Am meisten aber müssen sie das große Buch der Welt studieren und nicht nur in den Augen, sondern auch in den Herzen der Menschen zu lesen verstehen. Ihr Wort und ihre Treue muss unverletzlich sein. Sie müssen sich selbst die Wahrheit sagen, denn von andern erwarten sie dieselbe vergebens; man arbeitet ja daran, die Fürsten schon von Jugend an zu verderben. Mer-

Fürst und Volk.

[1]) Arckenholtz, l. c. II. Ouvrage de loisir ou maximes et sentences de Christine, reine de Suède, Anhang, S. 1—25.

rdig, dass sie, eine Königin, das salische Gesetz gerecht nennt, weil es die men vom Throne ausschließe: auch die Tugenden der Frauen passen nicht für Thron; die wenigen Ausnahmen seien ja ein Wunder. Auch dürfe der nig seine Gemahlin nicht zur Vormünderin des nachgelassenen Kronprinzen setzen. Man meint, Gustav Adolf reden zu hören, wenn man in ihren Sentenzen lt: „Völkerbündnisse, welche die Heere mosaikartig bilden, taugen nichts. Um ßes auszuführen, ist ein einziger Kopf nöthig, der alles befiehlt, und mittels es einzigen Geldbeutels alles vollführt. Ein Fürst darf seinem Nachbar nie t lassen, ihn anzugreifen, sondern sich eilen, ihm zuvorzukommen, dann hat er nnenes Spiel." Frauen sollen nicht regieren.

Die größte Frage ihrer Zeit war die religiöse, und dass eine so rege tur insbesondere mit der Frage rang, welches die wahre Confession sei, gt in der Natur der Dinge. Christina wurde streng religiös erzogen und r in ihrer Jugend sehr fromm, dabei aber fern von Frömmelei und gegen ders denkende voll milden Sinnes. Confession.

Es sei ungerecht, diejenigen zu hassen, welche im Irrthume sind. Man sse sie beklagen, ohne sie zu verfolgen. Sie kannte genau die Lehrsätze ihrer nen Confession, sagt aber selber, sie sei in ihrem Bekenntnisse nie eigentlich thodox gewesen. Sie erzählt später: „Ich glaubte nichts von der Religion, der ich erzogen war. Alles, was man mir davon sagte, schien mir Gottes würdig." Sie glaubte, die Menschen wollten sie betrügen, um sie an ihrem ingelband zu leiten. „Ich hegte tödtlichen Hass gegen die langen und häufigen edigten der Lutheraner. Aber ich erkannte, dass man sie sprechen lassen und duld haben, und dass ich meine Gedanken darüber verheimlichen müsse." [1] Hanut schrieb, sie sei nicht scrupulös und hasche nicht nach Scheinheiligkeit, habe aber großartige Ansichten von der Gottheit und hege eine treue An nglichkeit an die christliche Religion. Zu ihrer Toleranz regte namentlich ihr hrer Matthiä an, ein milder und edler Charakter, der für Vereinigung der ristlichen Confessionen in der Einfachheit der Urkirche schwärmte. War ihr aber mal ein Lehrsatz ihrer Kirche bedenklich, so stürzte nach und nach das ganze ebäude ihrer Dogmen zusammen. Sie hatte jedoch das Bedürfnis nach einem hern Glauben und fieng in ihrem Zweifel an, die Quellen aller vorzüglichen erke über religiöse Gegenstände durchzuarbeiten, die Bibel wie die Kirchen iter; um die erstere gründlich zu verstehen, lernte sie sogar das Hebräische. uguſtinus, Ambrosius, Hieronymus, Gregorius, Tertullian, yprian, Gregor von Nazianz waren ihre Lieblingslectüre. [2] Gegen Luthers Lehre. Tole ranz. Zweifel. Studien.

Christina ermaß aber lange Zeit alles bloß mit menschlichem Verstand nd kam nicht aus dem stürmischen Meer der Zweifel heraus, bis sie zum lauben der katholischen Kirche zurückkehrte. Hiezu wirkten zwei Männer mit: r französische Gesandte Chanut und der Philosoph Carteſius; mit sterem wurde sie durch den ersteren bekannt. Er kam auf ihr vieles Bitten ach Schweden, um ihr in der Philosophie und Mathematik Unterricht zu eben, und sie fühlte sich rasch von seinen Lehren ergriffen. Er hatte es nicht Christina wird katholisch. Des cartes.

[1] Grauert, l. c. II, S. 18—27.
[2] Ibid. II, S. 28—37.

darauf abgesehen, sie zu bekehren, aber stellte der danach Forschenden seinen Glauben in der ganzen Kraft seiner Überzeugung dar, und er unterwarf sich im Glauben der Autorität der Kirche ebenso entschieden, als er im Wissen das freie Princip der Forschung aufstellte.[1])

Die Jesuiten.

Was Cartesius begonnen, das setzten Jesuiten fort, die, obschon Todesstrafe darauf gesetzt war, dennoch unter verschiedenen Verkleidungen nach Schweden und an den Hof kamen.

So der Portugiese Anton Macedo, ein geistreicher und gelehrter Mann, so Paul Cassati, Professor der Mathematik zu Rom, Franz de Malignes, Professor der Theologie zu Turin, und Gottfried Franken, die mit Christina insgeheim häufige Unterredungen hatten und auf ihren Wunsch über die wahre Religion lange verhandelten. Sie hatten keine leichte Arbeit mit dem Scharfblick und der Gelehrsamkeit der Königin und hatten mit argen Zweifeln zu kämpfen und schwere Fragen zu lösen. Sie staunten über die Kraft, mit der sie die Gründe auffasste und die Dinge nach ihrem wahren Wert schätzte; sie erklärte ihnen aber auch, dass, wenn sie katholisch werden wolle, sie die Krone niederlegen müsse.

Geheimer Übertritt.

In großem Geheimnis vollzog sich demnach der Übertritt Christinas zur katholischen Kirche. Die Rücksicht auf die Verhältnisse Schwedens zwangen sie dazu, auch entwickelte sich ihre Überzeugung von der Wahrheit des katholischen Dogmas nur langsam.

Die Königin kam in Verdacht der Theilnahme an der katholischen Sache, als sie bei der westfälischen Friedensverhandlung sich gegen die Katholiken viel milder zeigte, als es den schwedischen Großen lieb war. Als sie dem französischen Geschäftsträger die Anwesenheit eines katholischen Geistlichen für den Gottesdienst der in Stockholm anwesenden Franzosen erlaubte, als sie dann bat, die heilige Messe in der Kapelle um eine Stunde zu verlegen, damit auch ihre italienischen Musiker sie besuchen könnten, als sie den Nonnen zweier Klöster im Erzstifte Bremen Schutz und Pension bewilligte, als sie dem englischen Gesandten Whitelock seine Vorurtheile gegen die Katholiken zu benehmen suchte und die allzugroße Strenge gegen die Katholiken in England tadelte — da wurden die Lutheraner sorglich; der Königin wurden sogar Briefe abgefangen. Im Jahre 1653 schien ihr Entschluss, die Krone niederzulegen und zum Katholicismus überzutreten, fest geworden zu sein.[2])

Bruch mit der Mutter.

Dieser Entschluss trübte das Verhältnis zu ihrer Mutter, einer eifrigen Lutheranerin. Bei Tische fiel die Rede auf einen englischen General, welcher seine lutherischen Töchter zum Calvinismus genöthigt habe. Christina bedauerte, dass die armen Kinder verdammt werden sollten. Die Mutter meinte, man könne auch in der calvinischen Religion selig werden, worauf Christina entgegnete: die Lehre Luthers verpflichte zum Glauben, dass die Calvinisten die Seligkeit nicht erlangen, und ihre Mutter könne ihre Ansicht nur von ihrem Vater her haben, der ein Calvinist war, worauf die Witwe Gustav Adolfs bemerkte, sie sei eine echte Lutheranerin, und wünsche nur, dass ihre Tochter es auch wäre, wenigstens keine

[1]) Grauert, l. c. II, S. 38—39.
[2]) Ibid. II, S. 38—55.

chtere Ansicht vom Christenthume hätte als die Calvinisten; aber seit einiger t stelle sie Behauptungen auf, die der lutherischen Religion so wenig genehm ren, dass, wenn ihr Vater noch lebte, er ihr dies gewiss nicht hingehen ließe. — s thut mir leid," antwortete Christina, „denn ich weiß gewiss, ich würde ihn i dem überzeugen, was ich behauptete. Was würden Sie meinen, wenn ich e, dass alle Welt selig werden kann, der Heide so gut wie der Christ?" — Mutter entgegnete: „Wie, meine Tochter, Sie sprechen so von der Religion von Ihrem Vater, der so viel für Sie gethan und zuletzt sein Blut und en nicht geschont hat, um Ihnen solche Macht und eine so friedliche und ruhm-le Herrschaft zu erwerben . . .?" Damit war der Bruch fertig. Beide standen letzt vom Tische auf.[1]) — So standen sich damals die Bekenntnisse schroff gegen.

Über die Gründe des Übertrittes ist sehr viel gestritten worden und doch Gründe des Übertrittes. r der Hauptgrund nur ihre Überzeugung. Bei den Verhandlungen über polnische Krone beantwortete sie den Vorwurf, dass sie aus einem ketzerischen use stamme, damit: auch König Sigismund III. habe diesem Hause angehört d dieser habe die katholische Religion gewählt, um eine Krone zu bekommen; aber habe eine Krone weggelegt, um katholisch zu werden.[2]) — Wie sie die one niederlegte, sahen wir oben.[3]) In Brüssel trat sie zum katholischen Be-ntnisse heimlich, in Innsbruck öffentlich über. Ihr Schritt rief eine Masse bos-ter Beurtheilungen hervor, weil eben viele der Meinung waren, kein Mensch n ausgezeichnetem Verstand und Kenntnissen könne von der Wahrheit der katho-chen Religion sich wirklich überzeugt halten. Einen äußeren Gewinn erlangte sie her nicht durch ihren Übertritt. Zu bösen Gerüchten gab sie insofern Anlass, s sie ungezwungen sich benahm, woran der frühe Besitz der Macht schuld war. an von Motteville[4]) aber, die sie darob tadelt, sagt doch von ihr: „Nichts igte sich an Christinen, was der Ehre zuwider gewesen wäre: ich meine der-nigen Ehre, welche von der Keuschheit abhängt; und hätte sie sich in diesem nkte verleiten lassen, so würden die liebreichen Leute des Hofes nicht ver-ssen haben, es bekannt zu machen." — Ihr dreißigjähriges Leben in Rom ist ei von jedem Verdachte.[5])

In Brüssel genoss sie 1655 eine glänzende Gastfreundschaft und erwiderte e mit königlichen Geschenken. Mit einem Gefolge von etwa 200 Personen zog über Löwen, Köln, Frankfurt, Augsburg nach Innsbruck. In Augsburg ergoss sie Thränen, als man ihr die Tafel zeigte, an welcher ihr Vater gespeist tte. Sie vergaß Schweden nie, und schrieb einmal an ihren Neffen, den König arl Gustav: sie würde gerne ihr Leben dort hingeben, wenn es dem Vaterland n Nutzen sein könnte. In Innsbruck wurde sie glänzend empfangen. Der In Innsbruck. postolische Vicar und Vorsteher der vaticanischen Bibliothek, der gelehrte Lukas olstenius, überbrachte ihr ein Schreiben des Papstes, welches sie in lob-reisenden Worten nach Rom einlud. Am 3. November 1655 legte sie in der ofkirche das Glaubensbekenntnis ab, „mit klaren wohlvernehmlichen Worten und reudigem Gemüth", beschwor es und unterschrieb es. — Zwei Erzherzoge waren ie Taufzeugen.

[1]) Grauert, l. c. II, S. 56.
[2]) Ibid. II, S. 58.
[3]) Vergl. oben S. 442.
[4]) Mémoires de Motteville, IV, p. 502.
[5]) Grauert, l. c. II, S. 74—75.

Es war ein merkwürdiger Umschwung der Dinge: die Tochter des fürchtetsten Gegners der katholischen Kirche und des Kaiserhauses legte jetzt feierl das katholische Bekenntnis ab und ward liebevoll empfangen von den Mitglied des Kaiserhauses, welches ihr Vater hatte verdrängen wollen. Der Je Staudacher hielt die Predigt über den Vers:[1]) „Höre, Tochter, schaue dar und neige dein Ohr. Vergiss dein Volk und das Haus deines Vaters. So w der König Lust an deiner Schönheit haben, denn er ist dein Herr, du sollst anbeten." — Dem Papst schrieb sie: „Ich habe mit der größten Freude Reich verlassen, wo Ihre Verehrung zu den unverzeihlichen Sünden gehört, alle menschliche Rücksicht bei Seite gesetzt, um zu zeigen, dass ich den Ruhm Heiligkeit höher schätze, als den des glänzendsten Thrones. Ich bitte, mich, Größe beraubt, wie ich bin, mit väterlicher Güte aufzunehmen. Ich habe sehnlichste Verlangen, mein Leben ganz der Ehre Gottes zu weihen."

Reise durch Italien.

Sofort gieng es nach Italien. Ihre Reise war ein wahrer Triumph Die Fürsten, der Adel der Landschaften, die Boten der Städte, Herren Damen kamen ihr geschmückt entgegen. Überall, wo sie durchkam, wurden Geschütze gelöst, die Glocken geläutet, wurde sie mit Blumen überschüttet alles aufgeboten, um sie zu ergötzen. Die italienischen und lateinischen Ged mit denen man sie begrüßte, füllen einen ganzen Band. Durch Freundlic gewann sie die Herzen des Volkes, durch ihren Geist und ihre Kenntnisse Bewunderung der Gelehrten. In Loretto brachte sie der Jungfrau M eine Krone und ein Scepter dar von massivem Gold mit 368 Diamanten 160 Rubinen besetzt.[2]) Am 19. December 1655, abends sieben Uhr, zog

In Rom.

beim Schein unzähliger Fackeln auf einem weißen Zelter in Rom ein. Sie im Vatican ab. Der edle Papst Alexander VII. hob hervor, welch Wert ihre Bekehrung habe. Bei der Firmung erhielt sie den Namen Ma Alexandra. Aus der Hand des Papstes empfieng sie zum erstenmale öffe die heilige Communion. Glänzende Geschenke wurden ihr zutheil, vom Papste, den Cardinälen, vom römischen Adel. In der Propaganda begrüßten sie die K linge in zweiundzwanzig verschiedenen Sprachen. Der gelehrte Jesuit Athanas Kircher überreichte ihr einen Obelisk, auf welchem in dreiundzwanzig Spra ihr Lob gepriesen war. Ihre Freude war der Besuch der großen Kunstsammlung und Bibliotheken. Ihr Haus, der Palast Farnese, wurde bald der Lieblings wo Künstler und Gelehrte sich trafen. Sie blieben fortan dem Grundsatze tr „Wie kann man Christ, ohne katholisch sein!"; bewahrte aber dabei stand die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Geistes und die Liebe zu Kunst u Wissenschaft.[3]) —

Von Schweden weg, in welchem durch die geistreiche Königin Christi Kunst und Wissenschaft blühten, wenden wir uns zu einem anderen Staat, welcher rasch zu Macht und Reichthum emporgestiegen war, nach

[1]) Psalm 45, 11.
[2]) Grauert, l. c. II, S. 82.
[3]) Ibid. I, S. 88—92.

Holland.

Hier waren insbesondere die Studien des classischen Alterthums, und Holland.
r vorzugsweise des römischen, im Schwang, seit Gerhard Groot und die
derschaft der Hieronymianer für Verbreitung guter Bücher thätig war.[1])
ist suchten die Niederländer ihre Ausbildung in Italien, in Frankreich,
Deutschland, seit der Eifer für das Alterthum wieder erwacht war. Doch
ten sie auch ihre eigenen Schulen, die Universität Löwen, an der Rudolf
icola wirkte; Deventer, wo der Westfale Hegius Tüchtiges leistete; aus
er Schule gieng der feine Kenner des Alterthums, Erasmus, hervor, der
r mehr Europa als den Niederlanden insbesondere angehörte;[2]) als Philo-
e gab er dem sogenannten Mönchslatein den Todesstoß und eiferte gegen
blinde Nachahmung Ciceros. — Neben Löwen waren tüchtige Schulen
Gent, Brügge, Douay. Dem eigentlichen Fachstudium gieng hier auf den
hulen ein Vorbereitungscurs voraus, in welchem namentlich römische
ssiker gelesen und römische Alterthümer erklärt wurden. Das Studium
: Antiquitäten und des römischen Rechtes giengen dann Hand in Hand.
her der allgemeine Eifer für diese Studien in Belgien und Holland.[3])

Seit der Glaubensstreit und der Kampf mit Spanien begann, giengen
junge Holländer gerne zu ihrer Ausbildung nach Genf, Heidelberg und
ris. Begreiflich, dass man bald in Holland an die Gründung eigener
chschulen dachte, und so wurde 1575 Leyden gegründet,[4]) zehn Jahre später Universitäten.
meker, später Gröningen, Utrecht und Harderwyk. Leyden stieg durch den
fer der Regierung rasch zu hoher Blüte empor, auch Utrecht: man sparte
ht, wenn es galt, ausgezeichnete Fremde und seltene Handschriften zu ge-
innen. Der Ruhm seiner Lehrer zog in Menge die Jugend aus England,
chottland, Frankreich, Deutschland, Polen herbei. Die Sprache des Unterrichts
r die ihnen allen bekannte lateinische, damals noch die Sprache der feinen
ldung und der Diplomatie. Die Anregungen, welche sie hier empfiengen,
irkten bei ihnen nach, auch wenn sie in ihre Heimat zurückgekehrt waren. Daher
e allgemeine Theilnahme an Fragen aus der alten Geschichte und Literatur,
elche im siebzehnten Jahrhundert in Europa herrschte, aber auch das Auf-
ühen des Buchhandels in Holland, wo damals alles gedruckt werden durfte,
as nicht geradezu einen Verstoß gegen das calvinische Glaubensbekenntnis ent-
elt. In den Niederlanden lebten die großen Philologen, welche als die Zierden
rer Zeit und als die Könige im Reiche der Wissenschaft galten, Justus
ipsius, Josef Scaliger, denen als dritter Isaak Casaubonus beigezählt wurde. —

[1]) Vergl. Bd. VI, S. 325—327 dieses Werkes.
[2]) Vergl. Bd. VII, S. 651—654 dieses Werkes.
[3]) Lucian Müller, Geschichte der classischen Philologie in den Niederlanden. Leipzig 1869. S. 1—4.
[4]) Vergl. Bd. VIII, S. 421 dieses Werkes.

Justus Lipsius.

Justus Lipsius. Dieser große Gelehrte machte sich unsterblich durch die Behandlung d römischen Alterthümer, für welche er durch die unerschöpfliche Quelle sein Wissens bei seinen Zeitgenossen Geschmack und Verständnis anzuregen wuß und durch die Textkritik der lateinischen Autoren aus dem silbernen Zeitalt worin er all seine Zeitgenossen und Vorgänger durch Belesenheit und selte Vereinigung von besonnener Mäßigung und genialer Divination überra Seine Leistungen für Vellejus, für Valerius Maximus, für den Philoso Seneca, für den „Panegyricus" des Plinius und endlich für den herrlich Geschichtschreiber Tacitus sind unbestreitbar. Was seinen Stil anlangt, Archaismus. wurde er ein Gegner der Ciceronianer und schlug die Pfade des Archais ein, indem er die vorclassischen und nachclassischen Schriftsteller zum Mu nahm und statt des seinerzeit üblichen Wortschwalls sich in einer pointiert Kürze gefiel. Sein Stil fand vielfache Nachahmung.[1])

Jugend. Justus Lipsius wurde 18. October 1547 in Isque (Brabant) gebo aus guter Familie. Seine Studien begann er in Brüssel und in Ath, im e Jahre ward er zu den Jesuiten nach Köln geschickt, wo die religiöse Richt die er schon im väterlichen Hause bekam, verstärkt wurde. Seine großen Fä keiten traten früh hervor bei Vorträgen in der Schule, so daß er später se sagte:[2]) „Wenn heute noch die Redekunst im Schwunge wäre, wie einst, so g es keinen Redner im Alterthum, mit dem ich nicht wetteifern könnte." — den Jesuiten begann er auch das Studium des Griechischen, worin er jedoch ein Meister wurde wie im Latein. Seine Leidenschaft für Philosophie war dan schuld: er las, was er in die Hände bekam von philosophischen Büchern; se Lehrer nahmen ihm oft ein Buch weg, aber vergebens, denn er wußte es in Regel auswendig, nachdem er es gelesen hatte. In seinem frommen Eifer w Justus Jesuit werden. Seine Eltern hinderten ihn aber daran und na ihn nach Löwen zu sich — er war damals sechzehn Jahre alt. Dort wid er sich dem Studium des Rechts. An der Universität, die 1425 gegründet, i unter Karl V. einen großen Ruf genoss, war einer seiner Vorfahren einer ersten Rectoren gewesen. Die Zeit, welche er als Student hier zubrachte, sch die heiterste seines Lebens gewesen zu sein, nur getrübt durch den Tod sei Vaters. Er überließ sich hier ganz seiner Neigung für die Classiker und kam v selber darauf, wohin ihn sein Genius führte, die Texte zu verbessern. H entstanden die drei Bücher seiner „Variae lectiones", die erste Frucht sei seltenen Talentes, welche er dem Cardinal Granvella widmete, der dam zur Wahl eines neuen Papstes nach Rom reisen musste und den jungen Gelehrt als seinen Secretär mitnahm. Gerade das strebte Lipsius an, Italien zu seh um sich in seiner Lieblingswissenschaft zu vervollkommnen und mit den erste Größen, einem Manutius, Muret, einem Latino Latini und anderen in Berührung zu kommen.

---

[1]) Lucian Müller, l. c. S. 25—29.
[2]) Reiffenberg, De Justi Lipsii vita et scriptis. Brux. 1823.

Der erste, den er in Rom aufsuchte, war der berühmte Muret, welcher Muret.
nals im Palast des Hippolyt Este wohnte. Lipsius erzählt: „Ich treffe ihn
Garten, grüße ihn; er hört mich nicht, ganz vertieft in ein Buch.. ‚Komme
zur unrechten Zeit?' frage ich, ‚bitte, sagen Sie mir's, und ich gehe dann so-
ich.' Schon wollte ich umkehren; da eilt er auf mich zu und sagt in der
ndlichsten Weise: ‚Sind Sie es, Lipsius? aber ich sehe Sie nicht allein, ich
e Sie auch hier in der Hand, wo das Bild Ihres Geistes so gut ausgeprägt
Kennen sie diese Schrift da?' — und hier zeigte er mir mein Buch, die ‚Variae
tiones' — ‚ich lese es mit Eifer, mit Leidenschaft. Gott ist mein Zeuge, ich
n nicht satt werden daran. O dieses herrliche Kind Ihres herrlichen Geistes!
rum haben Sie, kleiner Schlaukopf, mir kein Sterbenswörtchen davon gesagt?'
Ich wurde roth bis über die Ohren und sagte: ‚Wie, diese Kleinigkeit ist
on in Ihre Hand gekommen und in dieses gelehrte Land? — Wie soll sie
hnen gefallen, wenn ich, ihr Vater, sie nicht mehr mag? — Machen Sie mir
nen Vorwurf, dass ich das Buch Ihnen verhehlt habe, ich habe kein Exemplar
hr; es wurde veröffentlicht, während ich fort war. Euch Italienern, die ihr
: Toga tragt, kann es nicht gefallen. Es ist nur für meine Landsleute, die
Hosen und Pelzen umhergehen.' — Er lächelte und sagte: ‚Sie sind zu streng
gen Ihr Kind, Sie setzen es vergebens herab, ich adoptiere es. Womit hat
n dieses köstliche kleine Buch so viel Härte verdient, das von so viel Studien,
ist und Urtheil zeugt?' — ‚Ja,' sagte ich, ‚von Geist und Urtheil eines jungen
nschen. Wie ist alles darin so leer, die Kritik so oberflächlich und oft falsch.
h wiederhole es: ich schäme mich dieses Kindes, seit der Himmel Italiens
ch manches richtiger ansehen ließ.' — ‚Gnade für dieses Kind,' sagte Muret
strengem Ton, ‚Sie haben Unrecht; ich sage Ihnen offen meine Meinung.
r Buch ist nicht ohne Fehler. Ich finde oft den Schwulst der Jugend darin
d das Urtheil ist oft zu rasch; aber Wein ist immer Wein, wenn auch ein
chen Wasser beigemischt ist; und Ihr Buch ist gut, trotz einiger kleiner Fehler.
uth also, mein Lipsius, schreiten Sie auf dieser Bahn weiter — festen Schrittes;
e Muse geleitet Sie zu einem schönen Ruhm!' — ‚Zu viel Güte, zu viel Ehre!'
twortete ich: ‚zeigen Sie mir, wo ich fehlte; Sie sollen einen gehorsamen und
lehrigen Schüler finden.'"

So betrat denn Lipsius hoffnungsvoll die Bahn als Forscher im Gebiete In Rom.
s Alterthums. Granvella verschaffte ihm Zutritt zu den Bibliotheken, welche
e wichtigsten Handschriften enthielten, zu den reichen Sammlungen der In-
schriften, Münzen und Gemmen. Da später der Cardinal als Vicekönig nach
eapel abreisen musste, so kehrte Lipsius nach Löwen zurück.[1])

Lipsius sagt in seiner Selbstschilderung:[2]) „Meine Gestalt und mein Antlitz Selbst-
nd nicht ohne Schönheit. Mein Aussehen ist ehrbar, mein Sinn bescheiden, schilde-
ein Geist gelehrig und für alles empfänglich, nur nicht für Musik. Mit einem rung.
chtigen und zutreffenden Urtheil besitze ich ein Gedächtnis, das in meiner Jugend
eine Lehrer in Erstaunen versetzte, und welches jetzt noch, wo es schon geschwächt
t, mich nie im Stiche lässt. Auf der Kanzel spreche ich leicht und nicht ohne
nmuth, im Umgang bin ich etwas zurückhaltend und gefalle weniger. Gedanken
nd Ausdruck kommen mir ohne viel Mühe, aber ich bin nicht imstande, anhaltend

[1]) Charles Nisard, Le triumvirat littéraire au XVIe siècle: Juste Lipse, Josephe Scaliger et Isaac Casaubon, Paris, p. 1—23.
[2]) Ibid. p. 122—123.

zu arbeiten, ich folge stets lieber meinem Hang als den Dingen. Haltung und Rede ist ungeziert, Fremde fragten oft, wenn sie mich sahen, wo ist denn Lipsius? Sonst habe ich immer das Gute geliebt und die Guten haben wieder mich geliebt gehabt. Ich pflegte die Wissenschaften, insbesondere die Philosophie, ich mied Processe und floh die Ehrenstellen. Gut und gefällig bin ich so, dass man mich achten kann, aber nicht fürchten muss." —

Charakter. Im allgemeinen ist bei Lipsius der Geist stärker, als der Charakter. Er lebt in Ideen und will stets in guter Stimmung sein, meidet anzustoßen, schließt sich gerne andern an und lässt sich eher von ihnen leiten, als dass er sie leitet. Das war das Unglück seines ganzen Lebens und der Grund seiner vielen Widersprüche.

Der junge Mann, der eben noch in Italien ganz nur der Wissenschaft lebte, trifft in seiner Heimat liebe Kameraden und lässt sich einige Zeit von ihnen zu einem Leben in Saus und Braus verleiten und vergeudet seine Zeit. Dann erwacht wieder der edlere Sinn, Gewissensbisse lassen ihm keine Ruhe, er denkt an das, was er in Italien gesammelt hat; er will fort nach Wien, [in] aulam Caesaris. Maximilian II. hatte als Gönner der Wissenschaft einen Namen, Gelehrte bildeten seinen liebsten Umgang. In Dole bleibt aber Lipsius zuerst hängen bei einem Freund, der das Doctorat ihm erwirkt, den er in einer Rede feiert. In Wien findet er nicht sogleich, was er sucht, und bekommt Heimweh. Busbek und Pighius suchen ihn vergebens zu halten; er will über Böhmen, Meißen und Thüringen zurück nach Belgien. Da hört er von Unruhen in seiner Heimat; an der 1559 gegründeten Universität Jena dagegen bietet man ihm 1572 die Lehrkanzel der Beredsamkeit und Geschichte an und er bleibt wieder hängen und geberdet sich rein des lieben Friedens halber unter Lutheranern als Lutheraner, obschon er von Jugend auf von Herzen Katholik war. Der Fürst ist stolz auf seinen Besitz, die Professoren aber sind eifersüchtig auf den Eindringling, da er Decan werden soll, fechten sie sein Doctorat an; der Herzog schützt ihn und aus lauter Rücksicht preist er dessen Familie, als habe sie die wahre Religion gerettet. Die Collegen verleiden ihm jedoch Jena und nach langem Bitten erhält er 1574 seine Entlassung. Traurig geben ihm die Studenten das Geleit und rufen beim Abschied: „Habuimus Lipsium!" — In Köln war er eifrig katholisch und heiratete eine Witwe, der er immer anhänglich blieb, obschon die Ehe kinderlos war und die Frau wenig zu ihm gepasst zu haben scheint — „denn seine Lebensgefährtin zu verlassen, dazu werde nie ein menschliches oder göttliches Gesetz ihn vermögen". — Dass mit ihm sein Stamm aussterben sollte, machte ihn oft traurig — er tröstete sich nur mit der Forterhaltung seines Namens, der von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dauernd einen guten Klang haben werde. In Köln schrieb er seine „Antiquae lectiones", die sich ausschließlich sich mit Plautus befassen; antiquae nannte er sie, weil sie auf einen Schriftsteller aus der Zeit vor Augustus sich bezogen — sein Wissen zeigt größere Gründlichkeit, sein Urtheil ist schärfer und entschiedener, im Ganzen ist mehr Methode als in den „Variae lectiones". In der Beschäftigung mit einem alten Schriftsteller nimmt aber der leicht empfängliche Lipsius unwillkürlich vieles von dessen Sprache an, obschon er noch von Cicero sagt, dass sein Ruhm als Meister der Sprache nicht so leicht geschmälert werden könne.

Antiquae lectiones.

Nach neunmonatlichem Aufenthalt in Köln brach Lipſius nach Löwen In Löwen
, wo er insbeſondere dem Studium des Rechtes ſich widmete und 1576 das Doctor juris.
ctorat erlangte. Es war damals die goldene Zeit für die Rechtsgelehrten in
gien, das er nutricula causidicorum nennt, und deſſen Bewohner ihre Freude
Proceſſen hätten. Lipſius führte auch Proceſſe, aber nicht für andere, ſondern
eigener Angelegenheit, wobei er aber den Zeitverluſt bedauerte; er hatte nie
ude am Stande eines Advocaten, nannte ihn ein latrocinium concessum
ein caninum studium. Er wandte ſich umſo eifriger wieder den Claſſikern
und zwar dem Tacitus, mit welchem ſich ſeine „Quaestiones epistolicae“ Quaestiones
häftigen, und dem Plautus. Sein Stil nahm immer mehr Archaismen an und epistolicae.
der Vorliebe, welche er für Apulejus zeigt, ſprach man von Apulejanismus. Apulejanismus.
ntus zieht er dem Terenz vor, Juvenal dem Horaz, Virgil und Titus Livius
rgeht er mit Stillſchweigen, ſeine Freude dagegen hat er an Salluſt, Tacitus
den beiden Seneca.

Der Sieg Don Juans d'Auſtria in der Ebene von Gembloux 1578
machte Lipſius bange vor Ketzerverfolgung, weil er in Jena als Lutheraner
geberdet hatte; er floh nach Holland, wo die Vereinigten Staaten, froh über
en ſolchen Ankömmling, ihm 1579 eine Lehrkanzel in Leyden anboten; ſein In Leyden.
und van Hout trat ihm ein Haus mit Garten ab und Lipſius pflanzte
umen mit Leidenſchaft. Es wurde ihm behaglich, und in lauter Eifer, gefällig
ſein, obſchon man es nicht von ihm verlangte, bezeigte ſich Lipſius jetzt als
ager Calviner. Sein Wahlſpruch war: „Vivere vis Romae, Romano vivito
re.“ Das war eine große Schwäche des Charakters — er nannte ſich unter
unden einen Komödianten, einen Sclaven ſeiner Rolle, und wurde von Ge-
ensbiſſen gequält; nur in Briefen an ſeine Freunde machte er ſeinem ge-
ßten Herzen Luft.

Übrigens waren die zwölf Jahre ſeines Aufenthaltes in Leyden eine
it reicher Thätigkeit als Lehrer und als Schriftſteller. Jedes Jahr mehrte
h der Kreis ſeiner Schüler, ſteigerte ſich ihre Anhänglichkeit, und jedes
hr erſchien ein wichtiges Werk.

1580 ſeine „Electa“, in welchen er Stellen aus Seneca, Titus Livius, Wichtige
citus, Tertullian, Xiphilin, Perſius, Juvenal, Plautus und Cäſar mit ſeltenem Bücher.
harfſinn und mit Feinfühligkeit beleuchtete, 1581 ſeine „Satyra Menippaea Satyra
re Somnium“, die ihm ſo vielen Haſs eintrug, weil ſie in Deutſchland, Frank- Menippaea.
ich und Italien ſo reißend abgieng, denn ſie geißelte ſo viele Schriftſteller mit
itz und gründlicher Gelehrſamkeit zugleich. Weil er von gekrönten Dichtern
te, nicht Apollo, ſondern bloß der Kaiſer habe ſie gekrönt, wollte man ihn
ar der Majeſtätsbeleidigung anklagen. Und doch geißelt Lipſius nur die ſchlechten
rrectoren des Textes der Claſſiker, gegen welche die Lex Cornelia wider die
euchelmörder angewendet werden ſolle. Das Ganze wickelt ſich ab in der Er-
hlung von einem Traume, in welchem Lipſius die Gelehrten im Tempel des
ollo am Fuße des Palatin ſich verſammeln ſah: Cicero erhob ſich, als Conſul,
zornglühender Rede gegen die Textverbeſſerer, d. h. Verſchlechterer, und dabei
rden etliche Zeitgenoſſen des Lipſius verhöhnt. Varro nimmt ſich der wahren
xtverbeſſerer an: „Jeder ſpricht nur von den Wunden, die er empfieng, keiner
n den Mitteln, mit denen er geheilt wurde.“ Seine Anſicht wird zum Be-
ſſe erhoben, nur ſollen ſich Halbwiſſer nicht an die Verbeſſerung der Claſſiker

wagen. Alsbald fanden manche zeitgenössische Gelehrten darin Anspielungen auf sich selber und es regnete Schimpfreden gegen den genialen Kritiker in Leyden.

Religionsstreit.

Die Stadt war damals der Schauplatz gehässiger Streitigkeiten zwischen einer strengen calvinischen und einer milderen lutheranischen Richtung, welche auch die Ruhe der Universität störten. Lipsius wurde von den Staaten von Holland in den Ausschuss gewählt, welcher diese Frage lösen und die rechte Mitte in der Disciplin bestimmen sollte — er, der im Herzen Katholik war. Mit solcher Ulyssesartigen Gewandtheit hatte er sich benommen, so sehr galt er für eine Stütze der calvinischen Kirche! Vertrauten schrieb er damals, ein übermenschlicher Muth gehöre dazu, in einer solchen Stellung es aushalten, und dass er sich die Hände an diesem Feuer nicht verbrennen wolle, wenn möglich, Leyden bald verlassen wolle.

Umsomehr müssen wir die Elasticität seines Geistes bewundern, der ungetrübt durch diesen Sectenstreit, in den er um des lieben Friedens willen sich mengte, in einer Reihe hervorragender Arbeiten sich zeigte, die auf ein gänzliches Versunkensein in das Leben der alten Welt schließen ließen.

Saturnalia.

Dahin gehören „Saturnalium sermonum libri duo, qui de gladiatoribus Antw. 1582, von dem die gelehrte Arbeit: „De Amphitheatro liber, in qua forma ipsa loci expressa et ratio spectandi cum figuris aeneis, Antw. 1585 eine meisterhafte Fortsetzung ist; sein Freund Otto Venius zeichnete die Bilder dazu. Von seinen Schriften über römische Alterthümer und zur Kritik des Textes gilt namentlich, was de Ram sagt:[1]) „Lipsius erscheint als einer der wunderbarsten Geister des sechzehnten Jahrhunderts. Die Bewunderung seiner Zeitgenossen erkannte ihm in der Gelehrterepublik die Dictatur zu. Das Ansehen seines Namens, seines Wortes, seiner Schriften übte einen wunderbaren Einfluss. Die Lebendigkeit seines Geistes, der Umfang und die Tiefe seines Wissens, die Sicherheit seines Urtheils, die Stärke seines Gedächtnisses, der Reiz seines Wortes, seiner Schreibart, bezauberten die Jugend und die Gelehrten, die Fürsten und die Staatsmänner.“ — Dahin gehören noch „Leges regiae et decemvirales Paris 1584.“ „De legibus et Senatusconsultis Romanorum.“ Das Buch „De constantia libri duo, Antw. 1584“, will dem Vorwurf begegnen, als treibe die Philologie nur mit schöngeistigen und kritischen Fragen, aber nicht mit den philosophischen Leistungen des Alterthums sich befasse, und sucht die Stoa mit dem Evangelium in Eintracht zu bringen.

Alterthumskunde.

Sigonius.

Den vollen Glanz seines Geistes zeigte Lipsius damals in einem Streit mit dem Italiener Sigonio. Dieser verdienstvolle Gelehrte, geboren 1524 in Modena, gebildet in Bologna, 1552 als Professor der schönen Wissenschaften nach Venedig berufen, wo er sich durch sein Werk über die römische Zeitrechnung auszeichnete und ein neues Licht in die römischen Alterthümer brachte, der dann in Bologna mit solchem Erfolg lehrte, dass ihm die Stadt das Bürgerrecht ertheilte und seinen Gehalt auf 600 Goldstücke gegen das Versprechen erhöhte,

[1]) Discours de M. de Ram — à l'occasion de l'inauguration du monument consacré à la mémoire de Juste Lipse. 1855.

[2]) Regum, consulum, dictatorum ac censorum Romanorum fasti una cum actis triumphatorum. Venet. 1556.

ſs er nie die Univerſität verlaſſen werde, hatte nach andern hervorragenden
ſtungen, wie im Übermuthe, um die Geiſter zu prüfen, eine Schrift veröffent-
ht: „De consolatione", die er für eine wiedergefundene Abhandlung des Cicero De conso-
gab. Alle Fehler der philoſophiſchen Arbeiten des berühmten Redners, ſeine latione.
ortfülle, der Mangel an Tiefe, waren darin, aber auch die Vorzüge, die fließende
d gefällige Darſtellung; niemand konnte die Täuſchung geſchickter anſtellen, als
gonius. Selbſt Tiraboschi ließ ſich blenden. Mit einer einzigen Feinheit
ſte aber Lipſius zu beweiſen, daſs dieſe Schrift eine Fälſchung ſei, und mit
enem Feuer der Bitterkeit Ciceros Ehre zu retten. Sein Urtheil wurde nach-
glich durch Veröffentlichung von Briefen beſtätigt, in welchen Sigonius ſeinen
rug eingeſtand. Der Italiener überlebte dieſen Streit nicht lange, Lipſius aber
eute ſpäter die Heftigkeit ſeines Angriffs. Sigonius kennzeichnet die kräftigen
turen jener Zeit durch die Rieſigkeit ſeiner Arbeiten. Um nur ganz ſeinen
rſchungen zu leben, hat er ſich nie vermählt. „Minerva und Venus", pflegte
zu ſagen, „ſeien keine guten Freundinnen." Mit welchem Eifer man damals
ngen über römiſche Alterthümer behandelte, zeigt die Heftigkeit ſeines Streites
t Robortello in Padua, über die Namen der alten Römer.[1]) Auf dem
ge zum Concil in Trient hielt ſich 1551 der Cardinal Seripandi nur darum
ige Zeit in Bologna auf, um beide Gegner zu verſöhnen: kaum aber hatte
die Stadt verlaſſen, ſo begann der Zank von neuem, heftiger denn je, mit
raßenanſchlägen, Epigrammen. Der Doge von Venedig muſste Ruhe gebieten.
gonius ward auf der Straße von einem Anhänger des Robortello ins Geſicht
hlagen.

Lipſius ſtand auf der Höhe ſeines Ruhmes. Einige ſeiner Briefe waren Briefe.
mals in Frankreich erſchienen — jetzt beſchloſs er ſie ſelber herauszugeben.[2])
erſt erſchien ein Hundert, dann zwei Hunderte: er iſt darin offen, freimüthig,
nkenreich, gedrängt, ſpannend, lehrreich. Wie ſehr ſie beachtet wurden, erſieht
n aus der Klage, welche ein Weſtfale anſtellen wollte, weil er Weſtfalen das
otien Deutſchlands nannte und ſeinen Landsleuten vorwarf, ſie hätten zu viel
eude an der Flaſche. Lipſius wurde jetzt umſichtiger, ſtrich viel, wodurch die
riefe aber auch ärmer an Inhalt, namentlich an Angaben über ihn ſelbſt wurden.
eben den Noten zu Valerius Maximus erſchien 1586 die gehaltvolle Schrift
er die richtige Ausſprache des Latein,[3]) welcher Priscian ſelber nichts Neue
tte zufügen können, 1588 ein Werk über römiſche Inſchriften,[4]) Noten Werke.
Sueton und zu Senecas Tragödien.

Wurde das alles meiſt dankbar aufgenommen, ſo ſtieß dagegen ſeine Politik.
Politik"[5]) auf harten Widerſpruch und bereitete ihm manche bittere Stunde,
d doch hielt er ſie für das Großartigſte, was er geſchrieben — er wollte

[1]) De nominibus Romanorum. Venet. 1558. De antiquo jure civium Romanorum; de antiquo jure Italiae; de antiquo jure provinciarum 1560. De republica Atheniensium. De Atheniensium et Lacedaemoniorum temporibus. Bol. 1564. De judiciis Romanorum. 1574. De regno Italiae. Venet. 1580. De occidentali imperio.

[2]) Epistularum selectarum centuria prima. Ant. 1586. Epistularum centuriae duae. Leyden 1591.

[3]) De recta pronuntiatione latinae linguae dialogus. Leyden 1586.

[4]) Inscriptionum antiquarum, quae passim per Europam, liber.

[5]) Politicorum sive civilis doctrinae libri sex. Leyden 1589.

Königen und Völkern die Grundsätze der wahren Regierung mittheilen. Viel ist darin aus Aristoteles, Cicero, Tacitus und anderen Schriftstellern d Alterthums mitgetheilt, vom Verfasser fein verbunden. Lipsius war angeste in einer Stadt, welche für die Freiheit der Meinung den Kampf auf Leb und Tod bestanden hatte. Da wurde es ihm nun sehr übel gedeutet, d er sich für die Festhaltung an einem Glaubensbekenntnis aussprach u dass man Eisen und Feuer gegen Andersdenkende anwenden müsse. „U et seca" stellte er als Grundsatz auf.

Vergebens betonte er,[1]) dass dies ein Grundsatz in der Medicin gegen v härtete Leiden sei — vergebens, dass er nur an meuterische Häretiker geb habe.[2]) — Es hieß, Alba brauche keine bessere Schrift zur Rechtfertigung sei blutigen Waltens, als die „Politik" des Lipsius. Man erinnerte sich nicht, d Fort von Leyden. Calvin noch viel schroffer verfahren sei. — Der Verfasser wurde missliebig u beargwohnt, sein Bleiben unangenehm, man beschimpfte ihn öffentlich als Wolf Schafspelz. Die Regierung wollte ihn halten, er aber mochte nicht mehr blei und legte von Spaa aus, wohin er unter dem Vorwand, ein langwieriges Le zu heilen, sich begeben hatte, seine Professur nieder und nahm seinen Aufent in Lüttich.

Jetzt kamen eine Menge Einladungen an den berühmten Gelehrt Papst Clemens VIII., Heinrich IV., Ferdinand von Medi der Senat von Venedig, der Herzog von Urbino, der Herz von Bayern, der Kurfürst von Köln, die Bischöfe von Wü burg und Breslau, die Universitäten Bologna, Padua, Pi Nach Löwen. Löwen boten ihm eine Lehrkanzel an. Löwen erhielt den Vorzug (15 und hier blieb er bis zu seinem Tode 1606. Philipp II. ernannte ihn z Reichshistoriographen, der Gemahl seiner Tochter Isabella Clara Euge der Erzherzog Albrecht, ernannte ihn zum Hofrath. Lipsius war förmlich zu einem andern Bekenntnis übergetreten, er hatte nur seine kat lische Gesinnung so verborgen, dass man ihn in Jena für einen Luther hielt und in Leyden für einen Calviner. Dies lastete jetzt schwer auf sei Gewissen. Die Liebe zur Religion seiner Väter kehrte in voller Stärke zur wie die Hingebung an die Lehrer seiner Jugend.

Er schrieb an Martin del Rio, der sich für ihn bei Philipp II. w wendete: „Ich habe meine Fesseln gebrochen und komme gesund zu Euch zur aber belastet von der Schwere meiner Verirrungen. Doch die Barmherzig Gottes und die Hilfe der Väter hat mich gerettet — ich muss jetzt nur fes Fußes auf dem guten Wege bleiben. Helft mir mit Eurem Gebet, die Ihr m mit Euren heilsamen Briefen immer bei Athem erhieltet. Freuet Euch, Ihr h einen Bruder und Freund wiedergewonnen, und verzeiht ihm die Vergangenhe wie er Gott bittet, dass er Euch verzeihe."

---

[1]) Darauf: De una religione adversus dialogistam. Leyden 1591.
[2]) Haereticos seditiosos ac turbidos.

Lipsius besaß eine Fülle von Geist und Wissen, aber er bedurfte der
itung und diese fand er jetzt. Von einem Schwanken in religiöser Richtung
r keine Rede mehr, obschon seine „Politik“ auf den Index kam; dies zeigt
ne Schrift über das Kreuz und andere.[1]) Lipsius regte mächtig die Jugend
m Studium an, seine literarische Thätigkeit blieb hinter dem Lehreifer nicht
rück.[2]) Es gibt keine wichtige Frage in den römischen Alterthümern, in der
n Scharfsinn nicht eine neue Bahn brach. Die Jugend wurde durch seine
orträge begeistert, er liebte sie, seine Schüler waren seine Kinder, sie fanden
ihm eine sichere Stütze, einen Vater. Sein König ehrte ihn mit glänzenden
eschenken.

In Löwen.

Als der Erzherzog Albrecht nach Brüssel kam, ward Lipsius sogleich zu
n beschieden. Der Fürst erkundigte sich huldvoll nach seinem Befinden, nach
nen Arbeiten und kündigte ihm an, dass er seine Vorlesungen besuchen werde.
ine Gemahlin Isabella sagte ihm, wie sie, als der Vater ihr die Regie-
ng über die Belgier anvertraute, sich darüber namentlich deshalb freute, weil
unter ihnen den Lipsius finden würde. Kaum zwei Stunden nachher war der
zherzog, seine Gemahlin und der ganze Hof in seinem Hörsaal, aller Augen
aren auf den Lehrer gerichtet, der mit solcher Begeisterung über I, 3 in Senecas
rk „De clementia“ sprach, dass der Erzherzog am andern Morgen dreihundert
abantern, welche wegen der letzten Unruhen im Gefängnis saßen, die Freiheit
enkte. Am 2. December kamen sie insgesammt, ihm zu danken, und jedes Jahr
n gleichen Tage brachten sie ihm ihre Huldigung dar und Tulpen zum Ge-
enk, die er außerordentlich liebte. Am 1. December 1606 legten sie Tulpen
f sein Grab. Lipsius ist durch diese seine Rede[3]) bei den Belgiern in liebem
denken geblieben: am 28. Juni 1853 haben die Einwohner von Isque, wo
ein Landgut besaß und oft sich aufhielt, ihm feierlich eine Denksäule errichtet,
lche seine Büste ziert.

Erzherzog Albrecht.

Isabella Clara Eugenia.

Lipsius blieb ein unermüdlicher Arbeiter bis zu seinem Tode. Die „Monita
t exempla politica“[4]) enthalten eine Blütenlese politischer Lehren aus dem
lterthume; diesmal war er aber vorsichtiger und stieß nicht an. Als Professor der
schichte gab er 1605 sein „Lovanium“ oder „Beschreibung der Stadt Löwen“
raus. Daneben kommen Erklärungen zu Catull, Tibull, Properz, eine
usgabe der Werke des Philosophen Seneca, des Annäus Florus, Noten
Martial, neue Sammlungen von Briefen, die „Roma illustrata“, ein
andbuch der römischen Alterthümer, eine Arbeit über das römische Münzwesen,
606 eine „Manuductio ad philosophiam Stoicam“, eine Anleitung zur stoischen
hilosophie, die mit seiner Vorliebe zu Tacitus und Seneca zusammenhängt. —
es Tacitus hatte Lipsius sich so vollkommen bemeistert, dass er sich anbot,
e Stelle, die man von ihm verlange, wörtlich herzusagen, den Dolch an der

Letzte Schriften.

Tacitus.

[1]) De cruce libri tres cum notis et figuris aeneis. 1593. Dann die Schrift:
iva virgo Sichemensis. Antw. 1605.

[2]) De militia Romana. 1595. De magistratibus veteris populi Romani. 1595.
De bibliothecis syntagma. 1595. Poliorceticon sive de machinis tormentis et telis.
1596. De magnitudine Romana. 1598. De Vesta et Vestalibus syntagma. 1603.

[3]) Dissertatiuncula apud Serenissimos Belgii principes et Plinii panegyri-
cus Trajano dictus. Antw. 1604.

[4]) Leyden 1601.

Königen und Völkern die Grundsätze der wahren Regierung mittheilen. Vieles ist darin aus Aristoteles, Cicero, Tacitus und anderen Schriftstellern des Alterthums mitgetheilt, vom Verfasser fein verbunden. Lipsius war angestellt in einer Stadt, welche für die Freiheit der Meinung den Kampf auf Leben und Tod bestanden hatte. Da wurde es ihm nun sehr übel gedeutet, dass er sich für die Festhaltung an einem Glaubensbekenntnis aussprach und dass man Eisen und Feuer gegen Andersdenkende anwenden müsse. „Ure et seca" stellte er als Grundsatz auf.

Vergebens betonte er,[1]) dass dies ein Grundsatz in der Medicin gegen verhärtete Leiden sei — vergebens, dass er nur an meuterische Häretiker gedacht habe.[2]) — Es hieß, Alba brauche keine bessere Schrift zur Rechtfertigung seines blutigen Waltens, als die „Politik" des Lipsius. Man erinnerte sich nicht, dass Fort von Leyden. Calvin noch viel schroffer verfahren sei. — Der Verfasser wurde missliebig und beargwohnt, sein Bleiben unangenehm, man beschimpfte ihn öffentlich als Wolf im Schafspelz. Die Regierung wollte ihn halten, er aber mochte nicht mehr bleiben und legte von Spaa aus, wohin er unter dem Vorwand, ein langwieriges Leiden zu heilen, sich begeben hatte, seine Professur nieder und nahm seinen Aufenthalt in Lüttich.

Jetzt kamen eine Menge Einladungen an den berühmten Gelehrten. Papst Clemens VIII., Heinrich IV., Ferdinand von Medici, der Senat von Venedig, der Herzog von Urbino, der Herzog von Bayern, der Kurfürst von Köln, die Bischöfe von Würzburg und Breslau, die Universitäten Bologna, Padua, Pisa, Nach Löwen. Löwen boten ihm eine Lehrkanzel an. Löwen erhielt den Vorzug (1590) und hier blieb er bis zu seinem Tode 1606. Philipp II. ernannte ihn zum Reichshistoriographen, der Gemahl seiner Tochter Isabella Clara Eugenia, der Erzherzog Albrecht, ernannte ihn zum Hofrath. Lipsius war nie förmlich zu einem andern Bekenntnis übergetreten, er hatte nur seine katholische Gesinnung so verborgen, dass man ihn in Jena für einen Lutheraner hielt und in Leyden für einen Calviner. Dies lastete jetzt schwer auf seinem Gewissen. Die Liebe zur Religion seiner Väter kehrte in voller Stärke zurück, wie die Hingebung an die Lehrer seiner Jugend.

Er schrieb an Martin del Rio, der sich für ihn bei Philipp II. verwendete: „Ich habe meine Fesseln gebrochen und komme gesund zu Euch zurück, aber belastet von der Schwere meiner Verirrungen. Doch die Barmherzigkeit Gottes und die Hilfe der Väter hat mich gerettet — ich muss jetzt nur festen Fußes auf dem guten Wege bleiben. Helft mir mit Eurem Gebet, die Ihr mich mit Euren heilsamen Briefen immer bei Athem erhieltet. Freuet Euch, Ihr habt einen Bruder und Freund wiedergewonnen, und verzeiht ihm die Vergangenheit, wie er Gott bittet, dass er Euch verzeihe."

---

[1]) Darauf: De una religione adversus dialogistam. Leyden 1591.
[2]) Haereticos seditiosos ac turbidos.

Lipſius beſaß eine Fülle von Geiſt und Wiſſen, aber er bedurfte der eitung und dieſe fand er jetzt. Von einem Schwanken in religiöſer Richtung ar keine Rede mehr, obſchon ſeine „Politik“ auf den Index kam; dies zeigt ine Schrift über das Kreuz und andere.[1]) Lipſius regte mächtig die Jugend In Löwen. im Studium an, ſeine literariſche Thätigkeit blieb hinter dem Lehreifer nicht rück.[2]) Es gibt keine wichtige Frage in den römiſchen Alterthümern, in der in Scharfſinn nicht eine neue Bahn brach. Die Jugend wurde durch ſeine orträge begeiſtert, er liebte ſie, ſeine Schüler waren ſeine Kinder, ſie fanden i ihm eine ſichere Stütze, einen Vater. Sein König ehrte ihn mit glänzenden eſchenken.

Als der Erzherzog Albrecht nach Brüſſel kam, ward Lipſius ſogleich zu Erzherzog Albrecht. m beſchieden. Der Fürſt erkundigte ſich huldvoll nach ſeinem Befinden, nach inen Arbeiten und kündigte ihm an, daſs er ſeine Vorleſungen beſuchen werde. Seine Gemahlin Iſabella ſagte ihm, wie ſie, als der Vater ihr die Regie- Iſabella Clara Eugenia. ng über die Belgier anvertraute, ſich darüber namentlich deshalb freute, weil e unter ihnen den Lipſius finden würde. Kaum zwei Stunden nachher war der rzherzog, ſeine Gemahlin und der ganze Hof in ſeinem Hörſaal, aller Augen aren auf den Lehrer gerichtet, der mit ſolcher Begeiſterung über I, 3 in Senecas erk „De clementia“ ſprach, daſs der Erzherzog am andern Morgen dreihundert rabantern, welche wegen der letzten Unruhen im Gefängnis ſaßen, die Freiheit henkte. Am 2. December kamen ſie insgeſammt, ihm zu danken, und jedes Jahr m gleichen Tage brachten ſie ihm ihre Huldigung dar und Tulpen zum Ge- henk, die er außerordentlich liebte. Am 1. December 1606 legten ſie Tulpen uf ſein Grab. Lipſius iſt durch dieſe ſeine Rede[3]) bei den Belgiern in liebem ndenken geblieben: am 28. Juni 1853 haben die Einwohner von Isque, wo r ein Landgut beſaß und oft ſich aufhielt, ihm feierlich eine Denkſäule errichtet, elche ſeine Büſte ziert.

Lipſius blieb ein unermüdlicher Arbeiter bis zu ſeinem Tode. Die „Monita Letzte Schriften. t exempla politica“[4]) enthalten eine Blütenleſe politiſcher Lehren aus dem lterthume; diesmal war er aber vorſichtiger und ſtieß nicht an. Als Profeſſor der eſchichte gab er 1605 ſein „Lovanium“ oder „Beſchreibung der Stadt Löwen“ eraus. Daneben kommen Erklärungen zu Catull, Tibull, Properz, eine uſsgabe der Werke des Philoſophen Seneca, des Annäus Florus, Noten u Martial, neue Sammlungen von Briefen, die „Roma illustrata“, ein andbuch der römiſchen Alterthümer, eine Arbeit über das römiſche Münzweſen, 606 eine „Manuductio ad philosophiam Stoicam“, eine Anleitung zur ſtoiſchen hiloſophie, die mit ſeiner Vorliebe zu Tacitus und Seneca zuſammenhängt. — es Tacitus hatte Lipſius ſich ſo vollkommen bemeiſtert, daſs er ſich anbot, Tacitus. de Stelle, die man von ihm verlange, wörtlich herzuſagen, den Dolch an der

[1]) De cruce libri tres cum notis et figuris aeneis. 1593. Dann die Schrift: iva virgo Sichemensis. Antw. 1605.

[2]) De militia Romana. 1595. De magistratibus veteris populi Romani. 1595. e bibliothecis syntagma. 1595. Poliorceticon sive de machinis tormentis et telis. 596. De magnitudine Romana. 1598. De Vesta et Vestalibus syntagma. 1603.

[3]) Dissertatiuncula apud Serenissimos Belgii principes et Plinii panegyri- us Trajano dictus. Antw. 1604.

[4]) Leyden 1601.

Kehle, den man ihm hineinstoßen dürfe, wenn er ein Wort
Seinem Commentar zu Tacitus warf Muret vor, einig
ihm entnommen. Lipsius gab die Antwort: „Habe ich
oder habe ich etwas aufgenommen, ehe Ihr es besaßet?
längst meine Gedanken gerichtet, mich ganz in ihn hi
der Welt, oder hat er Euch etwa insbesondere seine
Textverbesserungen sind so fein und zugleich so nat
stungen eines Fernblickes ins Alterthum halten k

Lipsius stirbt 1606.

Lipsius starb wie ein Christ, versehen m
Als ihn ein Freund während der Schmerzen
lichkeit der Stoiker mahnte, deutete er auf
Fassung und Geduld, alles andere ist eitel.
er einer Marienkirche. Seine hinterlassenen
zugeben, die Rache Gottes solle den tref
Nachkommen treffen. Man hat den Fl
Freunde und Anhänger. In den letzte
einer neuen Reise nach Italien. Hei
reich seinen Aufenthalt nehme, kön
wolle, und solle dabei nicht gebun

Das Triumvirat.

Lipsius, Joseph Scal ... aliger und
genannte literarische Triu ... r von den Köni
als Sterne erster Größe in ihre ... ordeaux, von wo i
zwar mit Unrecht. M. Charl ... er bei seinem Vater,
Leistungen mit Grund: [1]) „C ... ten ließ. Dadurch wurde
zeigen, dass man ihren Nam ... chon wie seine Muttersprache
über sie lustig machte. He ... uerst eine Tragödie über Ödipu
genug sind, um zu sagen, ... klarer, als die seines Vaters. A
oder dumm genug, um ... d Botanik, weihte ihn sein Vater ein
Latinität bis auf uns ... starb, gieng der junge nach Paris,
wie ein Tag auf den ... Der Eifer zu studieren verzehrte ihn und
verliebt sind in den ... ch die Raschheit seiner Fortschritte. Er schlo
die Alten durch die ... Zimmer ein und begann das Studium vieler Sp
verloren als gewon ... zig Tagen las er, mit Hilfe einer lateinischen Übers
schwören, um dies ... Homer, in vier Monaten darauf die andern grie
öffentlicher Biblio ... te er sich an die Redner und Geschichtschreiber. Nach
zufällig oder we ... ren war er des Griechischen vollkommen mächtig und
und zieht man ... er gleichen Weise das Hebräische, Arabische, Sy
beim Schwurg ... Sprachen Europas. Er rühmte sich, dreizehn verschiedene Sp
dass man ih ... den, und wurde dadurch das Wunder seiner Zeit.
Namen, de ... schheit, mit welcher Scaliger das Griechische erlernte, bewei
daraus an ... talent. Gibbon bemerkt bescheiden: „Scaliger durchlief die
gestohlen ... anzig Tagen, und ich war mit meinem Fleiß zufrieden, als
endliche ... Anzahl von Wochen dasselbe zustande brachte.“ — Und D
und in ... ruft aus: „Niemand besaß je eine solche Keckheit des Lernens
mache ... versuchte, und ein solches Glück, dass er, wo er das meiste a
Fint ... erreichen hoffte, noch mehr erlangte, als er gewünscht hatte.“ —
ein ... war sein Lehrer ein seltsamer Mann, den er als Zimmer- und
... duldete, nur um von ihm etwas zu lernen, ein gewisser Postell
... in jener Zeit der Religionswirren sogar die Ansicht zu verbreiten in

s ist mir peinlich, unserer Zeit so den Proceſs zu machen, aber wenn ich die lichtigkeit ihrer Erwerbungen in einigen Zweigen nicht leugnen will, so ist es ch am Platz, ihr ins Gedächtnis zu rufen, gegen wen sie hiefür vorzugsweise rbindlichkeiten hat. Es steht einem braven Sohn schlecht an, ob er nun das iterliche Vermögen gebraucht oder verbraucht, daſs er den, welcher es so mühsam worben hat, verkennt oder verspottet." —

Joseph Scaliger,

r größte Philologe der Franzosen, welcher als ein König im Reiche der Wissenhaft seinerzeit angesehen war, wurde geboren am 4. August 1540, das zehnte ter fünfzehn Kindern des berühmten Philologen und vortheilhaft bekannten rztes Julius Cäsar Scaliger. Sein Vater war ein Gelehrter, aber über les Maß eitel, und hat eine eigene Geschichte ersonnen gelegentlich seines Namens caliger, wie wenn er von den berühmten Fürsten Veronas und durch diese n den Königen der Alanen und durch diese von Attila abstammte. In Wahrit ist er geboren 1484 zu Padua, der Sohn des Benedetto Bordone, eines iniaturmalers, Geographen und Astronomen, der sich Lascalle de Bordonis terschrieb, weil er zu Venedig in der Straße de la Scala geboren ward. Sein ohn machte Studien in Padua und trieb sich dann in verschiedenen Städten taliens herum, diente im Heer Maximilians I., dann in einem französischen, nd machte die italienischen Feldzüge mit, bekam dabei in hohem Grade die icht, musste deshalb das Waffenhandwerk aufgeben und verlegte sich auf das tudium der Medicin, wurde Arzt in Verona und pflegte hier den Antoine de la bvère, Bischof von Agen, der ihn in diese Stadt mitnahm. Dort blieb er sitzen s Liebe zu einem schönen Mädchen, das auch seine Gattin und Mutter von nfzehn Kindern wurde, bis zu seinem Tode 1558. Das ist die wahre Geschichte ines Lebens.

Julius Cäsar Scaliger.

Doch Julius Cäsar Scaliger hatte einen ungewöhnlichen Höhesinn und isbrauchte den Namen seines Vaters Benedetto de la Scala Bordonis dahin, ſs er von einem Benedetto de la Scala aus der berühmten Fürstenfamilie e la Scala abstamme, welcher Heerführer des Matthias Corvinus gewesen sei, on dem aber sonst niemand etwas weiß. Er sei im Schloss Riva am Gardasee eboren worden; mit zwölf Jahren sei er als Page an den Hof Kaiser Maximilians I. gekommen, in dessen Heer er auch Kriegsdienste gethan. Nach der chlacht von Ravenna 1512 habe er Vater, Bruder, Mutter verloren und Mönch erden wollen, dann in Bologna Theologie und Philosophie studiert, in der Hoffung, dereinst Papst zu werden, um den Venetianern die Besitzungen, welche sie en Scalas weggenommen, wieder zu entreißen. Aber die kleinlichen Ränke der franciscaner, in deren Orden er eingetreten, hätten ihm Hindernisse in den Weg elegt, darum sei er ausgetreten und Soldat bei den Franzosen geworden und ätte als solcher durch einen kühnen Handstreich der Geliebten des Herzogs von avoyen ihre Schätze weggenommen; die Gicht aber habe ihn gezwungen, die riegerische Laufbahn zu verlassen, bei einem Arzt und Apotheker in Turin habe r sich der Heilkunde gewidmet. Das ist der Roman seines Lebens, der unter inem berühmten Sohn so viel Staub aufwirbelte.

Falsche Abstammung.

Julius Cäsar Scaliger besaß Geist und Kenntnisse, aber noch viel mehr inbildung. Man sieht es schon aus dem Befehl, den er dem Maler für sein

Porträt gab: „Vereinigen Sie darin die Züge des Massinissa und des Xenophon, dann haben Sie erst noch einen schwachen Abglanz von mir.“ — Man sieht [illegible] aber noch mehr aus dem Gegenstand seiner ersten Streitschrift, die er an [illegible] Geringern, als Erasmus richtete. Dieser hatte nämlich in seinem geistreichen Dialog „Ciceronianus“ die übertriebene Nachahmung des Cicero verhöhnt, welche damals bei den Philologen Mode war. Jene Schrift griff nun Scaliger in leidenschaftlicher Weise an, worin er den Erasmus einen Vatermörder und Trunkenbold nannte; und als dieser bald darauf starb, weinte er ihm in Versen einige Thränen nach, in welchen er seine Leidenschaftlichkeit bedauerte, aber doch wieder behauptete, er sei dennoch im Recht. In ähnlicher Weise griff er später auch den weltberühmten Cardanus in „De subtilitate“ an. Diese kecken Angriffe auf berühmte Männer machten ihn selbst berühmt. Wirkliche Verdienste hat sich der alte Scaliger in seiner Schrift: „De causis linguae latinae“, Lyon 1540, noch mehr durch seine Commentare über die naturwissenschaftlichen Werke des Aristoteles und Theophrast. Seinem Höhesinn entsprach seine stattliche Gestalt, sein vornehmes Wesen: er schritt einher wie ein Halbgott; wenn er durch die Straßen von Agen kam, blieb alles voll Bewunderung stehen und schaute ihm nach. Justus Lipsius nannte ihn sogar das Wunder seiner Zeit und verglich ihn mit Homer, Hippokrates und Aristoteles.

Gegen Erasmus.

Joseph Justus Scaliger.

Von diesem Vater stammte nun Joseph Justus Scaliger und nahm auch von ihm den Glauben an, dass er durch die Scaliger von den Königen der Alanen abstamme. Sein erste Schule machte er in Bordeaux, von wo ihn die nach drei Jahren die Pest vertrieb. Jetzt blieb er bei seinem Vater, der ihn jeden Tag irgend einen lateinischen Vortrag halten ließ. Dadurch wurde er mit dem Latein so vertraut, dass er es früh schon wie seine Muttersprache schrieb und sprach. Wie sein Vater dichtete er, zuerst eine Tragödie über Ödipus, aber seine Verse sind viel feiner, maßvoller, klarer, als die seines Vaters. Auch in die Naturwissenschaften, Anatomie und Botanik, weihte ihn sein Vater ein.

Sprachkenntnis.

Als der alte Scaliger 1558 starb, gieng der junge nach Paris, wo er sich auf das Griechische warf. Der Eifer zu studieren verzehrte ihn und seine Leidenschaft zu lernen entsprach die Raschheit seiner Fortschritte. Er schloss sich nach zwei Monaten in sein Zimmer ein und begann das Studium vieler Sprachen für sich. In einundzwanzig Tagen las er, mit Hilfe einer lateinischen Übersetzung, den ganzen griechischen Homer, in vier Monaten darauf die andern griechischen Dichter. Dann machte er sich an die Redner und Geschichtschreiber. Nach Verlauf von zwei Jahren war er des Griechischen vollkommen mächtig und jetzt bewältigte er in der gleichen Weise das Hebräische, Arabische, Syrische und die meisten Sprachen Europas. Er rühmte sich, dreizehn verschiedene Sprachen geläufig zu reden, und wurde dadurch das Wunder seiner Zeit.

Rasches Lernen.

Die Raschheit, mit welcher Scaliger das Griechische erlernte, beweist sein großes Sprachtalent. Gibbon bemerkt bescheiden: „Scaliger durchlief die ‚Ilias‘ in einundzwanzig Tagen, und ich war mit meinem Fleiß zufrieden, als ich in einer gleichen Anzahl von Wochen dasselbe zustande brachte.“ — Und Daniel Heinsius ruft aus: „Niemand besaß je eine solche Keckheit des Lernens, dass er so vieles versuchte, und ein solches Glück, dass er, wo er das meiste auf einmal zu erreichen hoffte, noch mehr erlangte, als er gewünscht hatte.“ — Im Hebräischen war sein Lehrer ein seltsamer Mann, den er als Zimmer- und Bettgenossen duldete, nur um von ihm etwas zu lernen, ein gewisser Postellus, welcher in jener Zeit der Religionswirren sogar die Ansicht zu verbreiten suchte,

Postellus.

e durch einen Mann, Christus, die Männer, so müssten noch durch ein Weib e Weiber erlöst werden. In Leyden erst lernte Scaliger von einem getauften den das Talmudische.[1]) Dieses massenweise Lesen und Lernen von Sprachen Schnelles Lernen.
gleicher Zeit in Paris hatte aber für Scaliger einen Nachtheil, dass ihm trotz cher überraschend hellen Blicke in höhere Probleme der Sprache und Literatur ch eine sichere Vertrautheit mit dem Alltäglichen, das feste Unterscheiden zwi- Vortheil und Nachtheil.
en Regelmäßigem und Unregelmäßigem, das feinere Gefühl für die Nüancen Hebräischen z. B. fehlt, was ihm als classischem Philologen vom Anbeginn mer so gegenwärtig zur Seite steht."[2]) Hinwieder gewann Scaliger durch die t seines Lernens einen anderen Vortheil, dass er, wenn er auch nur einen nen Theil einer Sprache kannte, durch rasche Analogie die übrigen Regeln selben erschloss. Übrigens haschte er nicht eitel nach der Ehre, ein Polyglotte sein, sondern er suchte durch die Sprachen zur Kenntnis der Literatur, des istes der Völker, zu gelangen.

Der Aufenthalt in Paris, der Verkehr mit Postel hatte aber noch Scaliger wird Calvinist.
ne andere Folge für den jungen Gelehrten: er wurde dem Glauben seiner ter abwendig gemacht und für die Lehre Calvins 1562 gewonnen — und ılt ob seines seltenen Wissens bald für die Zierde seiner Partei, über deren ebrechen er sich übrigens nicht täuschte, namentlich als der Puritanismus es nicht aus der Bibel herfließende Wissen als weltlich vernachlässigte und feindete. Dass im Philologen bei ihm immer auch der Calvinist hervor- at, hat ihn zum Gegenstand vielfacher Anfeindung gemacht und den Kreis iner Wirksamkeit geschmälert. Auf der andern Seite hat sein Eifer für die ibel ihn vor der Flachheit der Philologen des fünfzehnten Jahrhunderts ehütet, in der Religionsgeschichte nur Fabeln wie in der griechischen Mytho- ogie zu erblicken. Er suchte sein Leben lang Theologie und Philologie, unde des östlichen und westlichen Alterthums zu verbinden. Das gibt ihm nter den Gelehrten seiner Zeit eine hervorragende Stellung. Auch war seine Sitte streng, während sonst nur zu oft im Philologen ein sittenloser Heide ieder auflebte.

Bei den Calvinisten wurde Scaliger natürlich mit Hass gegen Rom In Rom.
rfüllt, und darum machte diese Stadt, in welche er 1565 mit seinem Freunde nd Verwandten von mütterlicher Seite her, mit dem französischen Geschäfts- räger Herrn von Rochepozay, gelangte, mit ihren großen Alterthümern weniger Eindruck auf ihn, als wenn calvinistische Hetzerei sein Herz der ewigen Stadt nicht abgewendet hätte. Sein früherer Lehrer in Bordeaux, damals aber Professor in Rom, der berühmte Muret, machte in der Regel den Führer der Muret.
französischen Gesandten und bei festlichen Gelegenheiten den Sprecher, und so auch jetzt, und führte ihn, dessen reiches Wissen er anstaunte, bei berühmten Ge- lehrten ein. Scaliger hat auch in seinen Schriften Murets immer mit Verehrung gedacht. Er dehnte seine Reise bis nach Neapel aus und sammelte eine große Anzahl Inschriften, um die Handschriften hat er sich aber damals weniger ge-

[1]) Bernays, Josephus Justus Scaliger. Berlin 1855. S. 123.
[2]) Ibid. S. 36.

kümmert. Zu den Italienern hat er nie recht ein Herz gefaßt — da war
zu sehr Franzose und Calviner. Er sprach sogar den harten Satz aus:
dürfe dem Italiener nie trauen, er sei ohne Religion und nur Christ, soweit
In Venedig, ihm bequem falle. Auf dem Rückweg besuchte er Verona. Sein Vater
ihm eingeprägt, daſs dort die Gräber seiner Ahnen, der Scaliger, seien:
Venedig, aber unter fremdem Namen, denn er fürchtete, wenn der Rath
Zehn erfahre, daſs er ein Abkömmling der beraubten Fürsten sei, so würde
ihn in einen Sack stecken und ertränken lassen. Auf dem Rückweg besuchte
Deutschland, auch England, war aber wenig entzückt vom Stande der Stu
Schottland. daselbst. Mehr scheint ihm Schottland gefallen zu haben. Buchanan,
so schöne lateinische Verse schrieb, war sein Freund. „Die Schotten," meinte
„sind tüchtige Philosophen, die Engländer dagegen in der Regel Fanatiker."
Ohne Zweifel kam Scaliger damals als Calviner mit Puritanern zusam
In Schottland erregten die Balladen, welche er von alten Weibern hers
hörte, und die Steinkohlen, die damals in Europa bei der Menge der Wä
noch wenig in Gebrauch waren, seine Aufmerksamkeit.

Nach Frankreich zurückgekehrt, fand Scaliger dort den Religion
krieg, an dem er als Hugenotte 1569—1570 theilnahm. Seine Freunde
in den Schlachten, der Rest seines väterlichen Vermögens gieng nahezu vollst
Cujacius. verloren. Scaliger gieng beim Frieden 1570 nach Valence, wo Cujacius
römische Recht lehrte, und gewann das Vertrauen dieses berühmten Roman
so sehr, daſs ihm dieser den Antrag machte, als Rechtslehrer sein Colleg
werden, und ihm seine zahlreichen Handschriften zur Benutzung überließ.
lernte Scaliger auch den späteren Geschichtschreiber und Parlamentsr
de Thou und den Bischof von Valence, Jean Monluc, kennen, mit
er bald nachher auf Empfehlung des Cujacius, im Auftrage der Katharin
von Medici, nach Polen reisen sollte, um dort für die Wahl ihres Soh
Heinrich von Anjou, des späteren Königs Heinrich III., zu wirken.
Straßburg sollten sich die Mitglieder der Gesandtschaft treffen. Einige
wartete Scaliger vergebens auf Monluc. Da kam die Kunde von der Bartholom
In Genf. nacht und er entfloh nach Genf, wo man ihm die Lehrkanzel der Philos
anbot: man meinte, ein so ausgezeichneter Kritiker und Kenner des Alterth
müsse auch ein ausgezeichneter Philosoph sein und ein rechter Theologe, R
gelehrter und Mathematiker. „Ein rechter Gelehrter", glaubte man in jener
„müsse alle Wissenschaften kennen."[1]) Daſs jemand nur eine Wissensch
pflegen solle, um etwas Tüchtiges zu leisten, verstand jene Z
noch nicht, sie glaubte noch an ein Universalwissen und an U
versalgenies.

Lehnt eine Professur ab. Scaliger lehnte zu allgemeinem Staunen den Antrag ab, weil er fürcht
der Erwartung nicht zu genügen. Man sagt, er habe die Gabe, öffentlich
zutragen, nicht besessen; Nisard meint, er habe seine Schwäche in der Ph
sophie wohl gekannt und seine Eitelkeit sei durch den Antrag, wie durch
Bedauern der Genfer über die Ablehnung hinlänglich befriedigt gewesen.
aus Gefälligkeit erklärte er kurze Zeit das „Organon" des Aristoteles und Ciceros
Schrift „De finibus". Scaliger mochte nicht gebunden sein. Die nächsten zwanz
Jahre hielt er sich frei in seiner Beschäftigung auf den Gütern seines Freundes
La Rochepozay in der Touraine auf, wie oft behauptet wird, als Hofmeister von

[1]) Nisard, l. c. p. 167.

ſen Sohn; aber er leitete wohl als väterlicher Freund deſſen Studien, doch te er ſich nie zur Stellung eines Hofmeiſters verſtanden. Heiratsgedanken hatte nie und Nahrungsſorgen kannte er nicht.

Mit ungebundener Friſche lebte er nur ſeinen gelehrten Arbeiten, zuerſt Ausgabe der Claſſiker. er Ausgabe der drei römiſchen Elegiker Catull, Tibull und Properz, der Catalecta“ des Virgil, dann des Feſtus, des Varro, des Auſonius, des Maſius. Der Jeſuite Herberth Rosweyd pflegte von Scaliger zu ſagen, habe mehr Genie als Urtheil, und von Lipſius, er habe mehr Urtheil als nie. Niſard meint, es ſei gefährlich erſchienen, Recht oder Unrecht gegen caliger zu haben, alle hätten ihn gefürchtet. Lipſius ſei ihm gleich geſtanden d habe ihn oft in Einheitlichkeit der Methode übertroffen, obſchon er ihn „das under der Natur, den Adler unter den Kritikern, den Sohn der Götter nenne“. ayle behauptet: „Seine tiefe Kenntnis der Literatur war Urſache, daſs er ſend Beziehungen zwiſchen den Gedanken eines Schriftſtellers und irgend einem htigen Punkte des Alterthums erblickte, derart, daſs er ſich einbildete, ſein chriftſteller habe irgend eine Anſpielung des Alterthums gemacht, und daſs er gleich eine Stelle corrigierte; wenn man nicht annehmen will, die Luſt, ein ber anderen Kritikern ungekanntes Geheimnis aufzuklären, habe ihn zur Anhme verleitet, es finde ſich in dieſer oder jener Stelle. Sei dem, wie ihm wolle, e Commentare, welche von ihm kommen, ſind voll von verwegenen, geiſtreichen Witz d ſehr gelehrten Muthmaßungen. Aber es iſt durchaus nicht gewiſs, daſs die chriftſteller wirklich an all dies gedacht haben, was er ſie ſagen läſst.“ — Man muſs ihm daher“, meint Niſard, „immer mit der Loupe in der Hand gen: wenn es auch wahr iſt, daſs Scaliger uns in ſeinen Noten viele dunkle nkte des Alterthums aufgeklärt hat, ſo muſs man doch auch von ihm geſtehen, ſs er ſich manchmal über uns luſtig macht. Andere Erklärer vor ihm haben ch den Anſpruch gemacht, den Leſern nützlich zu ſein, und haben ſich dabei cht ſchlecht befunden, aber keiner hatte die Manie, auf Koſten aller Welt ſich und Eigenſucht. nen Namen zu machen, ſo weit getrieben, keiner hatte alſo keck dieſe Anmaßung it einer, ich weiß nicht welchen, falſchen Uneigennützigkeit zu vereinbaren gewuſst. n ſeinen Anmerkungen bricht überall der Ehrgeiz eines Eroberers und die Gealtthätigkeit eines Deſpoten durch. Es ſcheint, er braucht immer Beſiegte, um nes Ruhmes gewiſs zu ſein, und immer Sclaven, damit ſeine Macht nicht ſtritten werde. Schon ſein erſtes Auftreten, ſeine Bemerkungen zu Varro, regten die Angſt der Gelehrten aller Länder.“ [1])

Nach dem Abgange des Juſtus Lipſius, welcher für die Stütze der Ruf nach Leyden. nzen Hochſchule galt, richteten die Behörden der Stadt und Univerſität Leyden hr Augenmerk auf Joſef Scaliger, als Erſatzmann, um dem Sinken des Ruhms er Univerſität und der Abnahme der Schüler vorzubeugen. Man wuſste aber, ſs dem Manne ſchwer beizukommen ſei, hatte doch der berühmte Cardinal Baronius, der Verfaſſer der kirchlichen Annalen, dem großen Kritiker vergeblich eine Freundſchaft angetragen: er wolle die Hälfte mit ihm theilen von allem, was er habe, ſelbſt wenn ihm auch nur ein Brot bliebe, ſofern Scaliger ſeinen uernden Aufenthalt in Rom nehme, und doch hatte der Kritiker abgelehnt. Die Mutter des Prinzen Condé ſuchte ihn als Lehrer für ihren Sohn zu gewinnen, nd ſchrieb ihm im Namen des Königs Heinrich IV.: „Obgleich Ihre Gaben eit lange nicht bloß dieſes Frankreich, ſondern ganz Europa erhellen, ſo ſcheint

[1]) Niſard, l. c. p. 174.

es doch, als böte Ihnen Gott eine Gelegenheit, sie noch mehr an den Tag zu bringen. Denn wenn sie sich auch über verschiedene Völker erstreckt haben, halte ich doch die meisten für unwürdig, ein solches Licht zu empfangen; mö dagegen Ihre Anstrengungen darauf gerichtet, einen Prinzen auszubilden, wie ist, welcher, wie ich wünsche, Ihren Unterricht genießen soll: so hieße das, die ganzen Staate Nutzen bringen, indem man Einem wohlthut. Die Mühe wü geringer und der Ruhm größer sein. Diese gewichtigen Erwägungen lassen hoffen, Sie werden den Wunsch, welchen ich hege, sehr annehmlich finden, Sie die Aufgabe übernehmen, meinen Sohn zu unterweisen, der in das Alter treten wünscht, wo er ihre schönen Einwirkungen aufnehmen kann; sein Ver ist vorgeschrittener als seine Jahre. Darum glaube ich, dass, wenn die e Grundlagen von Ihnen gelegt werden, das Werk um so vollkommener sein wi Die Hoffnung, die man von ihm fasst, verdient durch die Lehren eines so w digen Mannes noch erhöht zu werden. Schlagen Sie es also nicht aus, in di Angelegenheit dem Könige, meinem Herrn, zu dienen, dessen Wille es ist, ich weiß, und zugleich dieses ganze Frankreich sich zu verpflichten."

Scaliger wich diesem Antrag aus. Die Prinzessin wandte sich bittend Vermittlung[1]) an seinen Freund Rochepozay — vergebens, auch als sie sich
Heinrich IV. den Wunsch Heinrichs IV. berief, als dessen dereinstiger Nachfolger dam bei der Kinderlosigkeit des Königs, der junge Prinz galt. Der König war dieser Abweisung sehr ungehalten.

Ruf nach Leyden. Umsoweniger Aussichten schienen die Staaten von Holland zu hab Scaliger für Leyden zu gewinnen. Sie baten als Glaubensverwandte Hei rich IV., seinen Einfluss als König zur Ehre Gottes und zur Förderung gemeinsamen Sache zu verwenden. Auch Moriz von Oranien bat ihn, Ley sei eine Gründung seines Vaters, das Wohl und der Ruhm Leydens lie also gleichsam als Ehrensache der Familie ihm, dem Sohne, am Herz Der König erklärte, „er habe Grund, den Wünschen der Staaten und sein Vetters in allen Wegen günstig zu sein, besonders aber in dieser Angeleg heit, welche von der ganzen Christenheit gefordert werden müsse, als ein gemeinsames Gut, welches von der Einen Quelle aus sich überall hin verbrei könne." — So ehrenvoll dieser Antrag war, dennoch zögerte Scaliger lan — er glaubte, den Pflichten eines Professors nicht genügen zu können. baten die Staaten nur um seine Anwesenheit in Leyden, damit er dort Ruhe seine schriftstellerische Thätigkeit fortsetzen könne: „In holländischer Un gestörtheit werde er zum Frommen und zum Nutzen auch seines französische Vaterlandes viel sicherer wirken können, als wenn er sich länger den bür tobenden Stürmen aussetze; aber falls er dennoch den Entschluss zu dauern dem Aufenthalt in der Fremde nicht sogleich fassen könne, so sei man einst weilen auch mit seinem provisorischen Erscheinen zufrieden, dass er sich nur einmal die Leydener Verhältnisse mit eigenen Augen ansehe."[2])

---

[1]) Die beiden Schreiben wieder abgedruckt bei Bernays, l. c. S. 24—27.
[2]) Bernays, l. c. S. 55—57.

Jetzt gab Scaliger nach, 1593 schiffte er sich mit dem Sohne seines Scaliger in Leyden.
eundes Rochepozay nach Holland ein. Der Empfang war glänzend. Alles
iferte sich, dem berühmten Ankömmling den Aufenthalt angenehm zu machen.
e ersten Männer des Staates lebten mit ihm auf vertrautem Fuß, zum
äspiel Oldenbarneveldt; Moriz von Nassau gab ihm an seiner Glänzende Stellung.
fel den Vorsitz vor seinen fürstlichen Vettern und enthob ihn zugleich der
rpflichtung, zeitraubende Aufwartungen zu machen. Man ehrte seinen Geist,
n Wissen, seinen Ruhm, schien aber auch an seine vornehme Abstammung
glauben. Die aufstrebende Jugend drängte sich um ihn und bekam von
n Anregung und Förderung.

Als Hugo Grotius, erst fünfzehn Jahre alt, den „Martianus Capella“ Hugo Grotius.
ausgab, schrieb Scaliger einige empfehlende Verse dazu für den strebsamen
ngling von hoher Begabung, der ein großer Staatsmann, ein sehr guter Grieche,
gründlicher Kenner des Rechts und der Philosophie, der Ruhm seines Vater-
des wurde. Sein Werk „De jure belli et pacis“ machte ihn unsterblich.
eine philologischen Leistungen sind nur Beigabe und dennoch würden sie seinen
men erhalten; seine Anmerkungen zu „Martianus Capella“ sind vorzüglich, seine
teinischen Verse außerordentlich glücklich. Man nannte ihn zugleich mit An-
elung auf seine Heimat Delft, wo er auch bestattet wurde, „das Delphische
rakel“.

Ein anderer aus dem Kreise junger Männer, welche von Scaliger An- Rutgersius.
gung bekamen, war Janus Rutgersius aus Dortrecht (geboren 1589,
storben 1625), Gesandter bei Gustav Adolf. Sein „Horaz“ war berühmt. In
esen Kreis gehört ferner Johannes Meursius (geboren 1579, Professor Meursius.
810, gestorben 1639) aus Losdun, welcher schon im vierzehnten Jahre schöne
edichte schrieb, durch seine Ausgabe des „Lykophron“, durch Sammlungen antiqua-
scher Art sich Verdienste erwarb. „Seine Werke waren lange Zeit, theilweise
s zum heutigen Tage, die beinahe unerschöpfliche, offen und heimlich aus-
beutete Fundgrube antiquarischer und literarischer Sammlungen, vornehmlich
r das griechische Alterthum. Seinem ungeheuren Fleiß steht freilich das Talent
n Ordnen und Verarbeiten des gehäuften Stoffes nicht gleich.“ [1])

Von Scaliger angeregt und mit ihm befreundet war Gerhard Johann Gerhard Vossius.
ossius aus Heidelberg (geboren 1577, gestorben 1649), größtentheils in
eyden thätig, 1615 Regens des Staaten-Collegiums, 1619 als Arminianer ab-
esetzt, 1622 Professor an der Universität Leyden, 1631 am Athenäum zu Amster-
am, ein Mann von fast unermeßlichem Wissen, der größte Polyhistor der Nieder-
nde, der aber auch die Massen zu bewältigen verstand. Seine Schriften sind
hr zahlreich und brauchbar, besonders seine grammatischen Werke, auch was er
ber Geschichte schrieb. Von seinen Söhnen starb der begabteste, Dionysius,
rühe, ist Isaak der berühmteste geworden durch seinen „Catull“, seinen „Mela“ Isaak Vossius.
nd sein Werk „De poematum cantu et de viribus rythmi“; von den Theologen
us Holland vertrieben, starb er 1689 in England. Gerhard, der in Leyden
hte, erwarb sich Ruhm durch seinen „Vellejus“. — Von Scaliger wurde der in
eidelberg lebende dreizehnjährige Franzose Saumaise angeregt, die „Palatinische

[1]) Lucian Müller, Geschichte der classischen Philologie in den Niederlanden. Leipzig 1869. S. 39.

Salmasius. Anthologie" an das Licht zu ziehen. Dieser Mann, der auch Scaligers Nachfolger in Leyden wurde, ist der Sohn eines Parlamentsrathes aus Dijon und stand mit Scaliger schon in Paris in Verbindung. In Heidelberg trat er zum reformierten Bekenntnis über. Sein erstaunliches Wissen zeigt er in den „Exercitationes Plinianae", dann in seinem Commentar zu den „Scriptores historiae Augustae" und anderen Werken. Richelieu gab sich vergebens Mühe, ihn nach Douza. Leyden nach Paris zu ziehen. — In diesen Kreis gehört ferner Georg Douza (der Sohn des in Leyden hoch angesehenen Janus Douza, welcher in seinen Schriften vielen Scharfsinn verräth), und sich durch die Fragmentensammlung des Lucilius Verdienste erwarb, aber früh starb. Scaliger weinte bitterlich über den Tod des guten und einfachen Jünglings.[1]) — Dankbar erwies sich gegen seine Lehrer, den er in den feurigsten Ausdrücken zu preisen[2]) nie müde ward, insbesondere Daniel Heinsius, dem Scaliger auch die Stelle des Bibliothekars in Leyden verschaffte. Er war ein Mann von großer Gelehrsamkeit, in dem Scaliger den Sinn für Maß und Methode stets zu wecken bemüht war, wurde aber von seinem Sohne Nikolaus übertroffen. Dieser, ein verdienstvoller Herausgeber Claudians, Virgils, Ovids, war Gesandter bei der Königin Christina.[3])

Der Raum verbietet, noch andere Namen zu nennen. Die hier Genannten dienen hinreichend, den wechselseitigen Eifer für die Kenntnis des classischen Alterthums zu zeichnen, der von Lipsius bis zu Heinsius Tod die Niederlande belebte. Mit Recht sagt ein Neuerer, nirgends hätten sich in so kurzer Zeit so viele philologische Ingenien von gleicher Berühmtheit auf so engem Raume zusammengedrängt.[4])

Neulateinische Dichtung. Dieser Eifer wirkte aber ungünstig für die nationale Literatur. Die dichterischen Kräfte ergossen sich in lateinischen Rythmen. Holland hat eine Menge Dichter in lateinischer Sprache.[5]) Ihre Gedichte sind Nachbildungen der Alten, aber oft meisterhaft durchgeführt.

„Gestützt und einzig ermöglicht ward diese novantike Dichtung durch umfassende Kenntnis der Vorbilder selbst, wie man dann die Belesenheit eines Cujacius, Lipsius, Scaliger, Salmasius und ähnlicher Ingenien jener Zeiten nicht nach dem Maßstab der heutigen Pygmäen messen muss, denen immer mehr die Alten unter dem Wust der sie umgebenden Commentare sich entziehen. Jene, ohne viele Hilfsmittel, die uns unentbehrlich erscheinen, aber mit destomehr Begeisterung und Liebe zur Sache, suchten von früh an aus den Quellen selbst zu schöpfen, die wir jetzt bei dem Überfluss von Grammatiken, Lexiken und Compendien jener Art so gerne ignorieren." Der Geschmack war damals in vieler Hinsicht verschieden von unserem. Es fehlte zu unbefangener Würdigung der Alten an Stoffen der Vergleichung. Die modernen Literaturen waren eben erst in der Entwicklung be-

---

[1]) Scaligerana II, s. v. Douza. Bernays, l. c. S. 176.

[2]) So sagt er von Scaliger: „Immortalitatis studiosa mens, omnium scientiarum capax ingenium, noctes atque dies inquies, amore aeternitatis augebatur." Bernays, l. c. S. 178.

[3]) Vergl. oben S. 499—500.

[4]) Lucian Müller, l. c. S. 41.

[5]) Peerlkamp, De vita, doctrina et facultate Nederlandarum, qui carmina latina composuerunt. Haarlem 1838.

iffen, die des Mittelalters unbekannt und verachtet. Außerdem war man über s eigentliche Ziel der Poesie vielfach im Unklaren. Ein Ausspruch der „Ars oetica“ des Horaz[1]) verleitete zu manchen Mißgriffen — man hielt die Schriftsteller t vielen moralischen Sentenzen und die lehrhaften, wie Euripides, Theognis, rentius, Phädrus, besonders in Ehren. Übrigens traten die Griechen schon als he sehr zurück in jenen Jahrhunderten. Für die Epiker kam Virgil mehr denn mer, außerdem Ovid, Lucian, Statius und Claudian, für die Tragiker fast schließlich Seneca in Betracht; für die Lyriker galt Horaz als Vorbild, für Elegiker die in tausend Nachbildungen ausgenützten Triumvirn Properz, Tibull d hauptsächlich Ovid. Vorbilder.

Es fehlte diesen neulateinischen Dichtungen nicht an eigenthümlichen chönheiten; auch enthalten sie die Gefühle und Gedanken von Männern, elche auf der Höhe ihrer Zeit standen, bieten also einen Genuß und haben ne Bedeutung für die Culturgeschichte, aber oft auch einen Beitrag zum chtigen Verständnis der alten Classiker selber bei der Vertrautheit dieser Männer mit den großen Schriftstellern des Alterthums. Durch das viele sen der Alten giengen ihre Werke in Fleisch und Blut über.[2]) So war es uch in der ersten Hälfte des Mittelalters, in der Zeit der Karolinger und ttonen bis in das zwölfte Jahrhundert herauf — darum finden wir in eda, Theodulf, Alcuin, Hrabanus, Alfanus, Josephus Iscanus, Gualtherus Castellione und Eberhard de Bethune eine seltene Gewandtheit des Aus- ucks und Eleganz der Form.[3]) Das Aufkommen des Reims, das Vorwiegen r Scholastik, das Zurücktreten des Benedictiner-Ordens, der Kampf zwischen taat und Kirche hemmte in der zweiten Hälfte des Mittelalters dieses Sich- rsenken in die Dichter der Augusteischen Zeit. Beim Wiedererwachen des Sinnes für die classischen Studien tritt aber jene Erscheinung wieder zutage nd wir haben oft Grund, über das feine Gefühl für die alten Versmaße zu staunen.[4]) Doch würde man irren, wenn man nur die großen Philologen ls neulateinische Dichter betrachten wollte; — Theologen, Mediciner, Juristen, Diplomaten, Männer des praktischen Lebens drückten ihre Stimmungen mit leicher Liebe, und oft recht gelungen, in lateinischen Versen aus, in Holland amentlich seit der Gründung der Universität Leyden, in Belgien früher durch en Einfluß der Jesuitenschulen, in denen die Classiker viel gelesen wurden. Das Latein war eben damals die Sprache der Gebildeten, die nationale Literatur rhob sich erst nach und nach und bot selten Muster der Vollendung, zumal ie Holländer nicht zu den vorzugsweise mit poetischer Neigung begabten Nationen gehören. Die lateinische Literatur wirkte aber auch auf die sich erst ildende nationale Literatur mächtig ein, wie dies an Vondel und anderen Wert der neulateinischen Dichtung.

[1]) Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.
[2]) Müller, l. c. S. 183—187.
[3]) Ibid. S. 187—188.
[4]) Ibid. S. 189—190.

neueren Dichtern sich nachweisen lässt. Bei der Abgeschlossenheit der La
blieb bei den Holländern die lateinische Dichtung länger im Schwunge u
bei dem Eifer, den die großen Philologen der Leydener Schule dafür zu e
wecken wussten.[1])

Scaliger. Wenn sich auch nicht Lipsius durch eine poetische Ader auszeichnete, doch Scaliger — er ist einer der besten neulateinischen Dichter. „Die Leichtigkeit, seine moderne Individualität nach Bedürfnis der antiken zu assimilieren war bei ihm nicht erzwungen, sondern angeboren; nicht bloß die Form, sondern auch der Geist der Meister jeder Gattung der Poesie hatte sich ihm erschlossen. Und ihm folgte eine Menge strebsamer Jünglinge nach, auf die sein Beispiel und seine Anregung mächtig wirkte, wie Janus Rutgersius, Dousa, Daniel Heinsius, Hugo Grotius, Petrus Scriverius (1556—1660) oder Schryver, wie er eigentlich hieß, aus Haarlem und besonders durch seine Ausgabe des Martial berühmt.[2])

Hugo Grotius. Der vorzüglichste unter allen lateinischen Dichtern Hollands ist aber Hugo Grotius, er ist am tiefsten in den Geist der altrömischen Dichter eingedrungen und hat mit dem meisten Geschick und Feingefühl ihre Formen nachgeahmt. Es gab keinen einzigen lateinischen Dichter, mit dem er nicht vertraut war, und wen ihn eine Dichtung ergriff, so reizte sie ihn auch sogleich zur Nachahmung. Er selber gesteht: „Bald war ich voll vom Geiste Lucians, dann eiferte ich Manilius wieder über Gebür nach, bald wagte ich wieder etwas feiner nach dem Vorbild des Statius und Claudian." Schon im achten Jahre fieng er mit lateinischen Dichtungen an und die Muse blieb ihm treu sein ganzes bewegtes Leben, verließ ihn nicht im Kerker zu Loevestein, nicht auf den Reisen, die er als Gesandter Schwedens machte. Oden in allen Versmaßen, epische Dichtungen, Dramen mit Chören in freien Versmaßen entströmten seiner Feder — reich an dichterischen Schönheiten. In seinen Tragödien ist die Einheit des Ortes, der Zeit der Handlung streng beobachtet, Senecas Rhetorik und abstracte Richtung wirkt aber allzu sehr auf ihn ein.[3]) — In griechischen Versen hat sich Hugo Grotius nur in seiner Jugend versucht, gewandt darin war besonders Scaligers Lieblingsschüler Daniel Heinsius.

England. Doch nicht auf Holland allein beschränkte sich der Einfluss Scaligers. Er stand mit Camden in Verbindung, den er den Strabo Englands nennt. Jakob I. sprach ihm in Briefen seine hohe Anerkennung aus, wenn auch Scaliger den Selden. launischen König sich wenig geneigt erwies. Der gelehrte Selden spendete ihm seine Anerkennung in vollem Maße. Lob aus diesem Munde war viel wert, denn Selden war nicht bloß ein gründlicher Gelehrter, wie seine Schriften über Gegenstände des Alterthums,[4]) seine lateinischen und griechischen Gedichte beweisen, sondern der gründlichste Kenner englischer Geschichte und englischen Rechtes, sondern auch ein anerkannt makelloser Charakter. Clarendon sagt von ihm: „Man kann den Charakter Seldens nicht genug loben, noch sein Verdienst und seine Tugend ausreichend in Worten bezeichnen. Er besaß ein so wunderbares Wissen in allen Dingen und in allen Sprachen, was die Vortrefflichkeit seiner herrlichen Schriften beweist,

[1]) Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen.
[2]) Müller, l. c. S. 199.
[3]) Müller (l. c. S. 195—218) gibt Näheres über Grotius.
[4]) De Diis Syris Syntagmata duo. Lond. 1617. Uxor hebraica sive de nuptiis et divortiis. Lond. 1646.

man glauben möchte, er habe nur bei den Büchern gelebt und nie eine
nde seines Lebens zu etwas anderem als zum Lernen und Schreiben verwendet.
noch war seine Sanftheit, seine Artigkeit, sein feines Benehmen, seine Um-
glichkeit derart, dass man hätte meinen mögen, er sei nur an dem glänzendsten
e erzogen worden; doch die Vortrefflichkeit seines Wesens, seine Menschlichkeit,
e Freude, Gutes zu thun und alles mitzutheilen, was er wusste, übertrafen
h seine vorzügliche Erziehung." — Camden (1551—1623) war weniger Camden.
den alten Classikern, als in der Geschichte Englands bewandert, darum der
druck „der Strabo, der Varro, der Pausanias Englands". Die Alterthümer
drei Königreiche hat dieser Rector des Collegiums von Westminster, den die
gin Elisabeth auch zum Wappenherold ernannte, bereist, besichtigt und be-
eben,[1]) aber nicht gleichmäßig, weshalb man das Distichon auf ihn machte,
habe England mit beiden, Schottland aber nur mit einem und Irland mit
hlossenen Augen angesehen.[2])

Auch auf die Deutschen wirkte Scaliger anregend: sein Vater pries sie Deutsch-
t „als das Volk der Erfindung des Buchdrucks, der Uhren land.
d des Pulvers", und er klagt darüber, dass sie undankbar seien und sich
wenig um ihn kümmern; sie seien jetzt in der Wissenschaft der Philologie nicht
hr, was sie einst gewesen, und redeten Latein, unbekümmert, welches Latein es
wie sie Wein trinken, wenn es nur Wein sei. In der That war unter den
giösen Streitigkeiten auch der Eifer für die Schriftsteller des Alterthums ver-
ndert, alles drängte dem großen Kriege zu. Auch Scaliger nahm eine religiöse
reistellung ein — und dies war schuld, dass er nicht so unbefangen gewürdigt,
dass ihm gerade von einem deutschen Gelehrten der bitterste Schlag versetzt
rde. Anders würdigte ihn die neuere Zeit. Niebuhr z. B. sagt:[3]) „Scaliger Niebuhr über
nd auf dem Gipfel universaler, lebendiger philologischer Gelehrsamkeit, wie keiner Scaliger.
ch ihm, und so hoch in Wissenschaft jeder Art, dass er mit eigenem Urtheil,
s ihm auch vorkommen mochte, fassen, nützen und richten konnte. Was ist
en ihn der buchgelehrte Salmasius? Und warum nennt Frankreich nicht den
uliger gegen Leibnitz?" — ein Vergleich, der doch zu weit geht, denn der
tsche Denker hat einen universelleren und tieferen Geist als Josef Justus Scaliger.

Anregend hat Scaliger besonders durch seine Briefe gewirkt: „Man erholte Briefe.
bei ihm Raths für die Durchführung schon entworfener Pläne, und oft wählte
auch aus freien Stücken die rechte Aufgabe für den rechten Mann aus. Was
en Deutschen einst so sehr ermangelte, der sichere Griff in die wirklich er-
bigen Stoffe, das Gefühl für die in der Wissenschaft noch vorhandenen Lücken
d der Überblick über die Mittel zur methodischen Ausfüllung derselben — all
s hatte Scaliger von jeher in vorzüglichem Grade besessen und ganz natur-
mäß fällt ihm nun gleichsam die Rolle eines Baumeisters zu, der, mit dem
friss des ganzen Gebäudes versehen, alle fleißigen Gesellen an ihre Plätze weist
d jeden zu der ihm gemäßen Leistung anhält; bisweilen, wo es nöthig wird,
t er wohl selbst auch mit Hand an, dann aber immer nur der nützlichen Sache
liebe und jedes Rühmen oder Vergüten sich ausdrücklich verbittend." [4]) So

[1]) Britannia sive florentissimorum regnorum Angliae, Scotiae, Hiberniae, in-
larum adjacientium ex intima antiquitate chorographica descriptio. Lond. 1586.

[2]) „Perlustras Anglos oculis, Camdene, duobus,
Uno oculo Scotos, caecus Hibernigenas."

[3]) Niebuhr, Römische Geschichte, I, A, S. 660.

[4]) Bernays, l. c. S. 60.

förderte er David Hoeschel in Augsburg bei seinen vielen griechischen Au
gaben; so verschaffte er dem griechischen Versknstler Laurentius Rhodoman
(1546—1566), dem Übersetzer des Diodor und Verfasser des großen griechis
Gedichtes „Palästina", durch einen lobenden Brief, welcher dem Kurfürsten
Gesicht kam, die Berufung nach Wittenberg; so hatte er wesentlichen Antheil
Gruter. Gruters „Sammlung römischer Inschriften".[1]) Janus Gruter oder ei
lich Gruytere aus Antwerpen (1560—1627) studirte (in den alten Spr
von seiner Mutter unterrichtet) zuerst in Cambridge, dann in Leyden Jurispru
war einige Zeit Professor in Wittenberg, dann Bibliothekar an der Palatina
Heidelberg, ein ungemein fleißiger, aber wenig begabter Mann.[2]) Scaliger
ihm nicht bloß den Plan zu dieser großen Sammlung, sondern theilte ihm
viele Stücke mit, die er selber zusammengebracht hatte; er erklärte ihm die
Inschriften. chischen Inschriften, er schied ihm die echten von den unechten aus und
als die tausend Folioseiten gedruckt vorlagen, die Hauptsache, nämlich das Regi
womit Gruter nie zustande gekommen wäre, und wozu Scaliger selber
Monate verwendete (Juli 1601 bis Mai 1602). „Unter seiner Hand
aber aus dem Blattweiser ein Meisterwerk, welches alle aus den Inschrifte
ermittelnden Thatsachen, nach sprachlicher und antiquarischer Seite, in geordn
Vollständigkeit zusammenfasste."[3]) Nun drängte er ihn zu einer Darstellung
römischen Alterthümer auf Grundlage der Inschriften — aber Gruter verlor
Muth dazu. — Einen Riesenfleiß, wie Gruter, aber mehr Methode und
Sylburg. gabung besaß Friedrich Sylburg aus Wetter bei Marburg (1536—15
Corrector an der Wechel'schen und Commelinischen Buchdruckerei in Heidel
Herausgeber mehrerer Griechen, so des Aristoteles. Er trat mit Scaliger in
bindung, welche, bei dem Reichthum der Palatina an Inschriften, wichtige
hätte haben können, wäre nicht Sylburg schon frühe dem Tod erlegen. 1
wurde bekanntlich die Palatina nach Rom abgeführt.

In ähnlich anregender Verbindung stand Scaliger mit dem Hambur
Wouvern (1576—1612), der ein nützliches Buch, die „Polymathia", eine
Encyklopädie schrieb, und mit Elmenhorst, der den Apulejus herausgab.
Ein Leipziger Professor, Seth Calvisius (1566—1615), gab nach Scali
Ansicht ein „System der Chronologie"[4]) heraus, was den berühmten Philolog
bis zu Thränen rührte und wofür er den Leipziger Professor bis zum Himmel e

Chrono- Damit sind wir an das Werk gekommen, welches Scaliger als sein
logie. deutendstes ansah, „De Emendatione temporum", eine umfassende Chr
logie, als beste Grundlage der Weltgeschichte.[5]) Chronologie und Geogra
nannten die Alten mit Recht die beiden Augen der Geschichte. Scaliger
auch gleich zu Anfang des ersten Buches: „Wenn es wahr ist, was die stoi
Schule lehrte, dass die Zeit die Regel und die Wache der Dinge sei, weil
der Anzeiger und Prüfstein der Wahrheit ist und die Erinnerung an die g
schehenen Dinge und ihre Dauer der Nachwelt bewahrt, so verdienen je

[1]) Thesaurus inscriptionum ant. orbis Rom. Heidelberg 1602.
[2]) Bernays, l. c. S. 185—187.
[3]) Ibid. S. 68.
[4]) Opus chronologicum. Lipsiae 1606 — und Elenchus Calendarii Gregoriani. Francof. 1615.
[5]) Die erste Ausgabe des Werkes „De emendatione temporum" erschien 1583.

n geringes Lob, welche die Art und Weise der Zeitbestrebungen zu schildern
b die flüchtige Vergangenheit zurückzuhalten suchen." Scaliger will den
er auf eine Warte stellen, von welcher er nach Osten wie nach Westen das
terthum überschauen könne; er will die wahren Grundlagen der Weltgeschichte
stellen; er ist überzeugt, dass er der Erste ist, der sich an eine große, bisher
gelöste Aufgabe wagt.[1]) Es ist der Anfang der bis dahin unbekannten
issenschaft der Chronologie.

Man hatte bis dahin ohne genauere Prüfung die Jahreszahlen hingenommen,
iche die alten Schriftsteller lieferten, und sich um ihre Widersprüche wenig be-
mmert, noch um die Anschauungen, von denen sie ausgiengen. Scaliger gieng
n auf die Ansichten der Alten über den Lauf der Gestirne ein und
wies dabei auch eine seltene Kenntnis der Sprachen des Orients, „eine Herr-
aft über das orientalische Sprachengewimmel, über das Hebräische, Arabische,
yrische, Äthiopische, Persische, die nicht einmal so bedeutend hätte zu sein brauchen,
ie sie es trotz aller Unvollkommenheiten doch wirklich ist, um in der damaligen
it, für welche alles Orientalische noch in weiter, dicht verschleierter Ferne lag,
e gerechteste Bewunderung zu erregen. Mit seinem Sprachenschlüssel schloss er
tiquarisch bedeutsame Schatzkammern auf."[2]) — Im ersten seiner acht Bücher
handelt er das orientalische Jahr von 354 Tagen, im zweiten das wahre
Sondjahr, im dritten das Jahr von 365 Tagen, im vierten das noch
genauer berechnete Jahr. Im fünften und sechsten Buche handelt er über
nzelne Epochen und stellt eine Reihe wichtiger Thatsachen der Geschichte fest,
r profanen wie der heiligen. An kühnen Hypothesen fehlt es nicht — ohne
iche beginnt keine neue Wissenschaft. — Das siebente und achte Buch behandeln
ie verschiedenen Ären und die Art ihrer Berechnung.

Emendatio temporum.

Zu Ehren seines Vaters Julius schlug Scaliger eine Julianische
Periode von 7980 Jahren vor, die mit 4713 vor Christus beginne, also
or dem Jahre, das man gewöhnlich für die Welterschaffung annimmt. Diese
Periode ist das Product der Multiplication von drei Cyklen, die früher im Ge-
rauch waren, nämlich des Sonnencyklus von 28 Jahren, des Mondcyklus oder
metonischen Jahres von 19 Jahren und dann des Cyklus der Indictionen, der
it Constantin im Gebrauch war und 15 Jahre umfasste; dividiert man irgend
ine Art dieser Perioden mit den Zahlen 28, 19 oder 15, so gibt der Rest,
elcher übrig bleibt, die Stelle, welche dieses Jahr im Cyklus einnimmt.

Julianische Periode.

Der Erfolg des Buches war ungeheuer, man staunte über das reiche
Wissen, wie über den schneidigen Scharfsinn. „Wer in Zukunft über Zeit-
rechnung schreiben will, muss sich an mich halten", meinte Scaliger. —
Namentlich glaubte er, dass die Protestanten ihm stets dankbar sein würden,
weil er sie vom Druck des Gregorianischen Kalenders befreit habe.

Erfolg des Buches.

Im Jahre 1582 hatte nämlich bei den Katholiken der verbesserte Kalender
Eingang gefunden, welcher die Fehler des julianischen Kalenders behob, und war
man vom 4. October geradezu auf den 15. October übergesprungen, um zur

[1]) Materia intacta et a nobis nunc primum tentata. Epist. ded. zur Emendatio temporum.
[2]) Bernays, l. c. S. 52.

richtigen Berechnung der Zeit zurückzukehren und die Fehler, welche sechzehn Jah-
Annus Lilianus. hunderte angehäuft hatten, zu berichtigen.[1]) Der Astronom Aloisius Lilianus hatte diese Jahresrechnung vorgeschlagen, Gregor XIII. hatte sie mit seinem ganzen Einfluss unterstützt. Der Vorzug der neuen Rechnung war unverkennbar. Die Protestanten aber wollten sich einer Machtübung des Papstes nicht fügen und wiesen diesen Kalender zurück.

Scaliger brachte am Schlusse mancherlei gegen das Lilianische Jahr vor, und dies gab Anlass, dass selbst Protestanten ihn bekämpften, so 1601 ein Däne
Gegner. Engelhart, über den Scaliger in seinem Geistesstolz, als über einen „Narren und Trunkenbold" loszog, dessen Buch zu lesen er gar nicht für der Mühe werth halte. Mit noch schwereren Gründen kam aber 1605 ein Engländer, Thomas
Lydiat. Lydiat, mit einer sehr gelehrten und sehr scharfsinnigen Abhandlung,[2]) welche Scaliger in seiner Art „als Satyr, als Narr, als Affe, als Maulesel, als Sohn der Finsternis" bezeichnete, „als ein Ungeheuer, wie Afrika kein abscheulicheres je vorgebracht habe". Wer er denn sei, dass er gegen einen Fürsten von Verona auftreten wage? — Kommt es aber in der Gelehrtenwelt auf die Geburt an? — Scaliger vermochte die Gründe Lydiats, der als Professor an der Universität Dublin nicht nöthig hatte, erst noch ein Adelsdiplom vorzulegen, um seine Befähigung zum Kampfe zu beweisen, nicht widerlegen. Doch Scaligers Hochmuth
Heinrich IV. war ebenso bekannt, als seine böse Zunge. Sagte er doch von Heinrich IV. unter dessen Schutz er einst gestanden: „Er hasst die Gelehrten: er hasste seine Lehrer, er hat ihm nie was Rechtes gegeben, höchstens dreißig Thaler des Jahres. Er liebt keinen rechten Gelehrten, er macht sich lustig über ihn, er liebt leichtfertige Köpfe und Sonderlinge. Wie er einen sieht, der vernünftig spricht, so verhöhnt er ihn. Wenn ein Cäsar käme, er würde ihn herunterseßen, und ein Alexander, weil er der Schüler des Aristoteles war. — Der König versteht zwei Dinge nicht, ernst zu sein und etwas zu lesen . . ."

Die Überzeugung von seiner geistigen Überlegenheit, sein heftiges Temperament, seine rasche Art, über Persönlichkeiten abzuurtheilen, erweckten Scaliger viele Feinde. Raphelengius schreibt an Lipsius: „Er ist ein außerordentlicher Gelehrter und theilt von seinem Wissen freigebig mit und man bedauert, dass er nicht öffentliche Vorlesungen hält"; bemerkt aber auch — „bei all seinem Genie vermisst man oft das ruhige Urtheil, dabei ist er ein vollendeter Sonderling. Er hat sich in allen Wissenschaften umgesehen, und wenn er etwas anfing, glaubt er, er habe es auch vollkommen verstanden. Sein Geist ist in steter Erregung, mehr Schimmer als Wärme. Er kann einen und denselben Mann, eine und dieselbe Sache aufs höchste loben und gleich darauf tadeln; er kann heute einen Mann einen Schurken, ein Vieh, einen Esel und Dummkopf nennen, und morgen als artig, gelehrt und gründlich gebildet erklären. Mit Lob und mit Tadel hält er nie hinter dem Berge, und würde mit seinen raschen Urtheilen viele an den Kopf stoßen, wenn man seine Art und Weise nicht schon kennen und sich darüber lustig machen würde."[3])

Diese Neigung, hoch nur von sich, gering von andern zu denken und zu sprechen, steigerte damals das Hochgefühl seiner Kraft. Wir staunen über

[1]) Vergl. Bd. I, S. XXIII dieses Werkes.
[2]) De variis annorum formis.
[3]) So müssen die von Bernays (l. c. S. 173—174) lateinisch mitgetheilten Stellen frei übersetzt werden.

ne Fähigkeit, an sieben ernsten Werken zu gleicher Zeit fortzuarbeiten und zu vollenden; darunter war die lateinische Übersetzung der Epigramme des Nathias, der „Alexandra" des Lykophron, die griechische der Sentenzen des ublius Syrus und der Distichen des Dionysius Caton, eine Ausgabe der ronik des Eusebius und eine neue Ausgabe seiner „Verbesserung der Zeitchnung". Scaliger traute sich auch ein volles Wissen in Gebieten zu, die nicht ganz beherrschte: so wollte er die Quadratur des Zirkels beweisen;[1]) schwächer seine Arbeit war, umso lieber hatte er sie, wie eine Mutter ihre rtlichste Sorgfalt einem kranken Kinde weiht.

Erstaunliche Thätigkeit. Arbeitskraft.

Er sandte seine Schrift an Hadrian Romanus, an Lipsius, an asaubonus: die beiden letzteren dankten ihm nur, dass er es ihnen geschenkt abe; der erstere schrieb ihm aber kurzweg, das Buch sei ein Scherz, er verehe gar nichts von höherer Mathematik. Vietus und Clavius wiesen ihm ahig seine Irrthümer nach. Kaiser Rudolf II. warf das Buch, nachdem er s mit Gier gelesen, verächtlich weg: der Verfasser habe sich in seinem Stoffe ergriffen und sich an eine Aufgabe gewagt, die für seine Schultern zu schwer gewesen.

Quadratur des Circels. Rudolf II.

Sein Hauptaugenmerk blieb jedoch die Verbesserung der Zeitrechnung, er er die wissenschaftliche Grundlage zu geben bemüht war und die er nicht loß als Handhabe betrachtete, um in die Geschichte Ordnung zu bringen.[2]) Die chronologischen Tafeln der Völker behandelte er als den festen Niederschlag ihrer Geschichte, „indem die alten Völker aus der lebendigen Mannigfaltigkeit ihrer Thaten und Leiden, aus der regelmäßigen oder gewaltsam abgeleiteten Reihenfolge ihrer großen Männer sich ihre Zeitmessung geschaffen hätten". Am Ende des Werkes folgten einige „Bruchstücke alter Griechen",[3]) die er als Überreste alter Schriften bezeichnet, gleichsam Bretter eines Wracks und die jetzt nicht wieder Schiffbruch leiden sollten, wie bei Josephus und Eusebius, die sie auseinander rissen und nicht zu gebrauchen vermochten; sie seien jedoch für die biblische Geschichte höchst wichtig, ja, es lasse sich keine Epoche der biblischen Geschichte mit Sicherheit ohne sie bestimmen. Es sind die Fragmente von Berosus, vom tyrischen Menander, von Abydenus, die Scaliger zum erstenmale wieder an das Licht der Öffentlichkeit zog. Es galt nun die „Chronik des Eusebius" vollkommen wieder herzustellen,[4]) deren griechisches Original nur in einigen Fragmenten erhalten ist und in einer lateinischen Übersetzung des Hieronymus, die bis auf Kaiser Valens fortgesetzt wurde, mit den Fortsetzern Idacius, Marcellinus Comes, die er mit kühnem Scharfsinn behandelt. Dem Eusebius aber wirft er flüchtige Benutzung des

Chronologie. Griechische Fragmente. Chronik des Eusebius.

[1]) Cyclometrica elementa.
[2]) Bernays, l. c. S. 91.
[3]) Veterum Graecorum fragmenta.
[4]) Thesaurus temporum, Eusebii chronicorum lib. II. Isagogici chronologiae canones. Leyden 1606.

Julius Africanus vor, er habe nur die Excerpte seines Freundes Pamphil leichtfertig zusammengestellt; und dem Hieronymus wirft er vor, er habe Irrthümer des Eusebius, von dem er bloß eine lateinische Übersetzung nützte, nur vermehrt. Das verlorene erste Buch des Eusebius wollte Scaliger ganz von neuem herstellen und das zweite in seiner griechischen schrift. Das erste Buch war aber vollständig verloren.

„Bloß aus sich selber spinnende Divination konnte zu nichts führen, musste zunächst der Stoff geschickt gesucht, glücklich gefunden und dann besonn benutzt werden. Wie man nun auch über die endgiltige Benutzung urtheilen Spürtalent und Finderglück haben selten eine so glänzende Verbindung in so wichtigen Frage gefeiert, wie bei der Wiedererweckung des Eusebius Scaliger." [1]) — Ernstlich trieb er seine Freunde Welser und Casaubonus in Augsburg und Paris nach Manuscripten zu suchen: „Ich schäme mich zu betteln, denn ich bin arm an Geist und Gold, und wie ich an die Armut so bin ich auch ans Betteln gewöhnt." — Seit 1601 war er einem Mönch Georgius Syncellus. Georgius auf der Spur, der fast den ganzen Eusebius enthalte; es ist seitdem bekannte Georgius Syncellus. Er enthält manches, was im Eusebius stand; aber in seiner Freude über den Fund nahm Scaliger an, alles, was ohne Verstoß gegen die Natur der Sache bei Eusebius gestanden haben könnte, habe auch wirklich dort gestanden und sei wieder dahinzustellen. [2]) Wir wissen jetzt, dass Syncellus vieles aus Africanus geschöpft hat, was Eusebius beiseite ließ, und wissen letzteres aus der jetzt bekannt gemachten armenischen Übersetzung der „Chronik des Eusebius". — Einen nicht minder wichtigen Fund meldete ihm 1606 Casaubonus aus Paris: griechische und nichtgriechische Königsverzeichnisse und eine vollständige Tafel der Sieger von Olympia bis zur 249. Olympiade. Scaliger sprang vor Freude wie im Wahnsinn im Zimmer umher. Auch größere Stücke aus Porphyrius Werk über die Diadochenzeit finden sich in diesem Codex, der neulich vom Engländer Cramer zu Paris wiedergefunden worden ist, aber seit Casaubonus verschollen war, und also lange nur nach seinem „Thesaurus" benützt werden konnte. Noch Niebuhr klagte: „Isaak Casaubonus besaß griechische Auszüge aus Porphyrius; wo er sie gefunden hat, weiß ich nicht, denn in Paris sind sie nach meinen Erkundigungen nicht mehr vorhanden." [3]) Jetzt konnten viele Ereignisse, bei welchen die Alten bloß Olympiaden. den Namen des Siegers von Olympia angaben, zeitlich bestimmt werden — und Scaliger versuchte dies in griechischer Sprache; — er reihte in die Olympiaden die zeitlich bestimmbaren Thatsachen der Literaturgeschichte ein und die politischen Ereignisse, theils mit den Worten der sie bezeugenden Autoren, theils in frei gewählter Fassung. Die Färbung war so griechisch, dass sie lange Zeit von vielen für antik gehalten wurde. [4]) In ähnlicher Weise verwendete Scaliger die peloponnesischen, attischen und makedonischen Königsverzeichnisse zur Specialgeschichte griechischer Staaten, die manethonischen Dynastientafeln, die Reihen assyrischer, hebräischer und römischer Herrscher zur Geschichte der betreffenden Völker; er

[1]) Bernays, l. c. S. 94.
[2]) Ibid. S. 94.
[3]) Niebuhr, Vorlesungen über alte Geschichte, I, S. 18.
[4]) Daher stellte Böckh 1839 die Preisaufgabe: „De Josepho Scaligero Olympiadum descriptionis auctore."

lte zeigen, wie etwa die antike Geschichte in antik-chronologischer Form sich nähme, und so vollständig wusste er den antiken Ton zu treffen, dass viele z seiner Erklärung sein Werk für ein antikes hielten.[1])

Bedeutungsvoll sind auch seine „Anmerkungen zu Eusebius“,[2]) nicht bloß l er dem Eusebius eine Menge sachlicher Fehler nachzuweisen sucht, die er) Unwissenheit oder Eile begangen habe, sondern weil er die Bibel durch ßerbiblisches zu beleuchten und die Bindeglieder hellenischer und orientalischer ltur aufzuzeichnen trachtet: so werden die occidentalischen Schriftarten auf Geschichte des Alphabets. phönikische Alphabet, als ihre gemeinsame Wurzel, mit großem Reichthum Beweise, mit einziger Tiefe der Combination zurückgeführt. Zum Schlusse rden in den Hauptpunkten der Chronologie mit größter Sicherheit und Klar- t die aus dem Werke gezogenen Folgen in ihrem Zusammenhang lehrhaft zu- mengestellt.

Über seine Behandlung der Kirchenväter waren Protestanten wie Katho- n verletzt. Seine hochfahrende Art, über Männer zu sprechen, welche nicht ner Ansicht waren, hatte ihm ohnehin viele Gegner zugezogen; seinem ıss gegen den Orden der Jesuiten hatte er rücksichtslos immer freien Lauf lassen. Die Wirkungen blieben nicht aus. Blößen hatte er sich genugsam Literarische Fehden. geben. So kam es, dass seine letzten Jahre durch literarische Fehden ver- ttert wurden.

So kam es zuerst zu einer erbitterten Fehde mit dem Jesuiten Serrarius Serrarius. er die drei Secten unter den Juden, namentlich über die Essener, in welchen rrarius ein christliches Mönchthum erblicken wollte.[3]) Scaliger behandelte den lehrten Mann in seiner groben Gegenschrift als Fanatiker und unverschämten igner und bekam denn auch verdiente derbe Antwort.[4]) — Der Professor Pare Pare. Heidelberg, welcher einige seiner chronologischen Hypothesen angriff, ward so ob von ihm behandelt, dass er die Kritik für ein Werkzeug des Teufels er- irte, und, um nicht, mit dem Hass des furchtbaren Mannes beladen, ins Grab steigen, durch Gomar. bei ihm abbitten ließ. „Ich verzeihe ihm,“ sagte der ieger stolz, „weil ich ein Christ bin und — Scaliger.“ Er fand seine Roheit sehr in der Ordnung, dass er staunte, warum er so viele Feinde habe.

Doch bald fand sich einer, der die verwundbare Stelle des kritischen Achilles Sansovin. ffer zu treffen wusste. Sansovin hatte ein Buch über die berühmten Familien taliens herausgegeben und darin der Fürsten von Verona, nach Scaligers An- cht, nicht ausreichend gedacht. Darum veröffentlichte Scaliger 1594 sein Send- Geschichte der Scaliger. schreiben „De vetustate et splendore gentis Scaligerae“, worin er bis auf lanus, Fürsten von Kärnten und Tirol, zurückgeht, welcher den Attila zurück- jlug und den Völkern an der Küste der Adria dadurch Zeit verschaffte, sich auf e Inseln zu flüchten und dort Venedig zu gründen, und welcher die zerstreuten ewohner von Verona zum Wiederaufbau ihrer Vaterstadt ermuthigte, wofür sie m dankbar zu ihrem Fürsten ernannten. Bald herrschte er auch über Illyrien, almatien und Ungarn. Venedig war jedoch wenig dankbar, entriss seinen Nach-

---

1) Συναγωγὴ ἱστοριῶν. Bernays, l. c. S. 98.
2) Animadversiones in chronologica Eusebii.
3) Serrarii Trihaeresium sive de tribus Judaeorum Sectis. Moguntiae 1604.
4) Elenchus trihaeressii Serrarii. 1605.

kommen ihre Herrschaft bis auf Josef Scaliger, den letzten Nachkommen des
Geschlechtes, mit dem es erlöschen wird!

Scribanius. Dagegen erschien 1606 der „Rundschauplatz der Ehre“ [1]) von Scribanius oder Karl Scribani aus Brüssel (geboren 1561, gestorben 1629), Sohne eines Edelmanns aus Piacenza, welcher mit Alexander von Parma Belgien gekommen war. Scribani wurde Jesuit und einer der einflussreich Männer in Belgien. Philipp IV., Urban VIII. und Erzherzog Albre gaben ihm Beweise ihrer Hochachtung. Müde vieler Angriffe veröffentlichte er genannte Werk unter dem Namen Clarus Bonarscius; man findet b alle Beschuldigungen und Schimpfnamen, welche den Jesuiten nachgeworfen wu aber auch alles, was ihren Gegnern nachgesagt wurde. Die entschiedene Sp des Buches verschärfte die ganze Literatur der Confessionen. Scaliger nann darum den „Rundschauplatz des Schreckens“,[2]) er war im Buch als Eindring in das Geschlecht der Scaliger behandelt, der Name seiner Vorfahren sei B (= Maulesel) gewesen. Übrigens werde bald ein ganzes Buch diese Ahnen beweisen. Die Jesuiten missbilligten übrigens Scribanis Buch und gaben sich Mühe, es zu unterdrücken — man war aber auf die Entwicklung des Str neugierig geworden.

Die Drohung gieng schon 1607 in Erfüllung in dem Buche „Der un Schoppe. schobene Scaliger“.[3]) Der Verfasser war ein Caspar Schoppe aus Neum in der Pfalz, der unter dem Namen Scioppius sich durch kühne polem Witz. Schriften voll von Wissen und echter Latinität einen Namen erworben Schoppe war der Sohn eines Soldaten, der sich später als Bierbrauer und Ritter- husius. als Todtengräber ernährte, hörte in der Jugend in Altdorf den Ritterhusi aus Braunschweig (1560—1613), der einige Lateiner und den griech Dichter Appianus herausgegeben hat. Auf Kosten des Pfalzgrafen studierte dann in Heidelberg und Ingolstadt und gab schon früh eine Sammlung Noten zu einigen Schriftstellern heraus (Priapeia), welche eine frühe Reife Schärfe des Urtheils, aber auch leichten Sinn kundgaben. Sehr wanderlustig, suchte Schoppe 1597 Italien, dann Böhmen, Polen, Holland. 1598 kehrte nach Rom zurück, wurde katholisch und zeigte den Eifer eines Neubekehrten wusste durch Geist und Kenntnisse die Gunst des heiligen Vaters zu gewinn erhielt Wohnung im Vatican, einen Gehalt von 600 Goldstücken und wurde den Grafenstand erhoben. Er gab vor, die Annalen des Baronius hätten ihn bekehrt, und wollte Jesuit werden, fand aber keine Aufnahme im Orden. Nun griff er an mit unsäglicher Bitterkeit, mit tiefeinschneidender Sprache, was ihm in den Wurf kam. Sein erstes Opfer war Scaliger, mit dem er in Ehrgeiz in Stolz, in Talent viele Ähnlichkeit hatte. Er griff aber Scaliger, den er früher bewundert hatte, nicht in seinem Wissen an, sondern in seinem Stolz als angeb- Der unter- schobene Scaliger. lichen Edelmann und Fürstensohn und in seinen Sitten; er habe seinen Namen gestohlen, er sei ausschweifend und ein Gottesleugner: er stamme ab von einem Schulmeister, der wegen Mangel an Schülern seine Schule schließen musste; dann habe er in Padua die Tochter eines Schneiders geheiratet, und habe dann bei der Stiege (Scala) zur Kirche San-Marco mit Trödlerwaren gehandelt und auf seinem Aushängeschild diese Stiege malen lassen und sich schließlich Messer Ben-

[1]) Amphitheatrum honoris in quo Calvinistarum adversus Societatem Jesu criminationes jugulatae.

[2]) Amphitheatrum horroris.

[3]) Scaliger hypobolymaeus. Mogunt. 1607.

o de la Scala geschrieben; sein Sohn Julius Cäsar sei, weil er sich zum rbier und Chirurgen geeignet zeigte, auf Kosten seines Oheims nach Padua hickt worden, um da Medicin zu studieren, habe aber als Arzt mit Mühe i Brot verdient, habe dann Mönch werden wollen und sei unter die Soldaten angen und als solcher nach Frankreich gekommen, wo er sich Julius Cäsar la Scala nannte.

Das war der Kern des Angriffs. Das Buch des Schoppe erschien 1607 Mainz. Die Wirkung auf Scaliger war niederschlagend, seine Neider freuten . Er antwortete in der Widerlegung der Fabel von den Burdonen, Die Burdonen. mochte aber seinen Fürstenrang nicht zu beweisen;[1]) desto lauter schalt er über Jesuiten, die das verruchteste aller Bücher gegen ihn hätten drucken lassen; könnten nicht anders sich an ihm rächen; wäre er noch in Frankreich, so ren sie ihm sicher ans Leben gegangen; ein Sendling der Venetianer sei auch mal nach Agen gekommen, um seinen Vater zu ermorden. Diese Behauptung berlegt sich schon dadurch, dass Schoppe auch gegen die Jesuiten schrieb.[2]) Der ölzer Philologe hatte vielen Witz und ließ ihn diesmal auf Kosten Scaligers elen. Das zeigt schon das Motto aus der Bibel: „Lass mich die Last zweier aulthiere (burdonum) von der Erde wegnehmen."[3]) Unbarmherzig werden alle Schoppes Angriff. gen in Scaligers Genealogie aufgerechnet und seiner Behauptung, das Wappen r Scaliger habe den Adler von Heinrich VII. bekommen und gleiche nahezu m kaiserlichen, wird entgegengehalten, das einzige Wappen, das er verdiene, sei e an einen Galgen gelehnte Leiter kraft des alten Gesetzes gegen Fälschungen. ch den bittersten Sarcasmen wird Scaliger noch vorgeworfen, er glaube nicht t Gott; ein Vers in Petronius sei ihm mehr wert, als die ganze Bibel — s aber eine Lüge von Seite Schoppes war, wie der Vorwurf der Unsittlichkeit, denn Scaliger war nicht ausschweifend. Aber dieser konnte aus den Angen ersehen, welchen Hass er durch seinen Hochmuth und durch seine lose unge seit Jahren gegen sich aufgeregt hatte. Schoppe fand mit seinen bosten Anschuldigungen so vielen Beifall, weil Scaliger durch seine Prahlereien d harten Urtheile so Viele verletzt hatte.

Casaubonus rieth Scaliger, sich in das Schweigen des Stolzes zu llen. Das vermochte aber Scaliger nicht, er antwortete, jedoch nicht mit der ten Kraft: er wiederholte seine Behauptungen, widerlegte aber Schoppe nicht, elcher ihm zugerufen hatte: „Sei so gelehrt, so sinnreich, so fein, als du willst, i der Freund der Musen, sei der Fürst, die Sonne der Wissenschaft — das ill ich dir alles zugestehen. Doch darum handelt es sich hier gar nicht. Dein ertheidiger soll, so gewiss als zweimal zwei vier ist, darthun, dass du ein caliger und nicht ein Burdon bist, dann, dass du nicht einer Zahl von fünfundert Lügen angeklagt und überwiesen bist, und dass du nicht nach der Bestimmung des Cornelischen Gesetzes gegen Fälschungen vom nächsten Besten peinlich erfolgt werden kannst, kurz, dass du nicht in Betrug und Lügen verhärtet, ein chimpfsack, ein eitler Aufschneider, ein Ungeheuer in Menschengestalt, der grauste, schwärzeste, ekelhafteste Geselle auf dem Erdboden bist. — Schau, Joseph, as ist es, was man von dir und den Deinen erwartet: ohne das ist deine ertheidigung umsonst und wird dir zu nichts dienen."

[1]) Confutatio fabulae Burdonum. Leyden 1608.

[2]) Flagellum Jesuiticum 1632. Mysteria patrum Jesuitarum 1633. Anatomia societatis Jesu. Lugd. 1633.

[3]) Reg. IV, 5, 17.

Scaliger trübsinnig.

Auf einen so groben Klotz vermochte Scaliger keinen gleich grob Keil mehr zu schlagen — er schalt, aber er widerlegte nicht; der Fürst stolz, den ihm sein Vater beigebracht hatte, brach zusammen; er wurde tr sinnig und verließ seine Wohnung nicht mehr. Bald zeigte sich die Wass sucht. Scaliger dachte und sprach nur von Gott und duldete kein ande Gespräch am Krankenbette. Als man ihm Muth zusprechen wollte, mei er: „Das wäre gut, wenn ich noch ein Kind wäre.“ Sein treuer Schü Daniel Heinsius. Heinsius wachte über den Kranken; da er ihm versprach, einige sein Dichtungen herauszugeben, sagte ihm der Lehrer noch einen Fehler in ein Verse seiner Ausgabe des Manilius. Als Scaliger die Nähe des To fühlte, sprach er zu seinem jungen Freunde: „Daniel, mein Sohn, sieh, m Ende naht. — Ich halte es nicht länger aus, meine Kraft ist erschöpft, u der Christ ist noch stark. Könnten meine Feinde meine Leiden sehen, würden sie sagen: das ist die Strafe Gottes. Du weißt, was sie schon ge mich veröffentlicht haben; du kannst bezeugen, ob sie die Wahrheit sag Löse also deine Aufgabe und vertheidige tapfer den Mann, der dich so li hatte. Doch Gott hat dich gewiss auch lieb und er wird dich gern hab solange du ihm all deine Kräfte weihest, und sie werden umsomehr W haben, je weniger du dich ihrer rühmst. Fliehe Prunk und Anmaßung, h den Ehrgeiz möglichst und achte wohl darauf, dass er dich nie zu etwas v leitet, was gegen dein Gewissen ist. Liebes Kind, jetzt ist's aus mit m dein Scaliger ist dahin.“ — Schöne Mahnungen! — hätte Scaliger sie m selber mehr befolgt; aber in seinem Geistesstolz bezeichnete er unvorsich hochverdiente, tugendhafte Männer als Dummköpfe und Schurken, und wa sich selber Feinde.

Von Bellarmin sagte er z. B.: dieser glaube kein Wort von dem, w er schreibe; von Duperron, er sei ein Windbeutel, der durch Geschwätz v Sein und Nichtsein die Hofdamen gewinne; vom heil. Augustin: er sei ei großer Schwätzer, der die Heilige Schrift nicht recht verstehe, ein armseliges Bu seien seine „Confessionen“; von Chrysostomus, er sei hochmüthig; Hiero nymus aber sei ein Dummkopf, der nicht einmal das verstehe, was er selb Scaligers Tod. schreibe. — Scaliger starb am 21. Januar 1609, neunundsechzig Jahre al Aus seiner geringen Habe machte er Geschenke für seine Freunde Heinsius, Casaubonus und de Thou. Casaubonus hatte er stets als Meiste in seiner Wissenschaft gepriesen, vor dem er gerne zurücktrete. — De Thou blieb seinem Freunde treu trotz aller Vorwürfe, die man ihm deswegen in Paris machte.

Scaligerana.

Eine Schrift, welche erst nach seinem Tode erschien, erhielt den ganzen Scaliger, in seinem Hass und in seiner Zuneigung, in seiner Größe und in seiner Schwäche, in seiner Genialität und in seiner leichtfertigen Bosheit in Erinnerung: die „Scaligerana“, ein merkwürdiges und gefährliches Buch, voll Geist und voll Gift. Freunde von Scaliger erschraken darüber.

Grävius schrieb: „Zum Teufel mit der Wissenschaft, wenn sie den Geist die Sitten nicht bessert und jene, welche sie pflegen, wilder macht als Gladia- und gemeiner als Hanswürste!“ — Baillet meinte, es sei ein schlechter ft, den man einem großen Manne leiste, wenn man seine Blößen derart ndig mache; übrigens enthalte es Perlen unter Dünger. — Nisard hält „Scaligerana“ für eines der merkwürdigsten Bücher, welche seit Erfindung Buchdruckerkunst erschienen seien. Der Geist übersprudle darin wie Cham- er, mache aber auch alles fleckig, auf was er fließe.[1])

Eine Schwester der gelehrten Brüder Pithou oder Pithöus[2]) floh in Pithöus. Bartholomäusnacht nach Genf und heiratete einen Monsieur de Vassan schickte ihren Sohn Jean 1603 über Paris nach Leyden, wohin ihm Casau- Die beiden de Vassan. us einen warmen Empfehlungsbrief an Scaliger mitgab. 1604 kam sein der Nikolaus nach; beide verließen erst 1606 wieder Leyden. Sie kamen der Stimmung der Bewunderung und Joseph Justus Scaliger ließ sich ganz ihnen gehen. Wie Eckermann bei Goethe, so schrieb Jean jeden Abend h, was und wie es Scaliger gesagt hatte, bald lateinisch, bald französisch. ter schenkte er seine Handschrift, da er selber Katholik und Mönch geworden r, einem M. du Puy; aus dessen Hand kam sie in den Besitz mehrerer anderer, rde von einem Dalläus der Stoff alphabetisch geordnet; zuletzt bekam sie Isaak sius zu Gesicht, der sie nach dem Haag schickte, wo sie 1666 gedruckt wurde als „Scaligerana sive Excerpta ex ore Scaligeri“. Die Vassans schrieben s treu auf, ohne Unterschied und Zuthat. Damit wurden vereint die Auf- Vertu- nianus. hmungen von Scaligers ärztlichem Freund Franciscus Vertunianus, seine Äußerungen in den Jahren 1574 bis 1593, auch Stellen aus seinen efen an ihn mittheilt. Auch diese Aufzeichnungen kamen nach Vertunians Tod 07 in verschiedene Hände, bis ein Advocat de Sigogne sie 1669 als „Scali- rana prima“, weil sie aus einer frühern Zeit stammen, in Saumur drucken ß; beide Sammlungen wurden später zusammen gedruckt. Baillet bemerkt über: „Gott duldete, dass sie veröffentlicht wurden, und hatte zwei Absichten bei, erstens die hohe Vorstellung, welche man von Scaliger hatte, ein wenig abzustimmen, und zweitens — an ihm ein schreckliches, aber heilsames Exempel die Gelehrten hinzustellen, welche in Ansichten sich bewegen, die nicht christ- sind.“

Scaligers Gedichte gab Casaubonus, mit einer Vorrede versehen, heraus, Gedichte. welcher sich seine Verehrung ausspricht: er sieht nur auf die Vorzüge, cht auf die Schwächen seines Freundes.[3]) — Scaliger war ein genialer elehrter, aber ein Parteimann, darum ward ihm Parteiliebe und Partei- ss zutheil. — In seiner Begeisterung für die großen Schriftsteller der Vor- t erscheint er groß, in seiner Eitelkeit und seinem Hass gegen die Kirche gegen klein.

Nur noch einige Worte über seinen wilden Gegner! Schoppe war 1608 Schoppes Ende. ihrend des Reichstages in Regensburg und veröffentlichte eine Reihe von Streit-

[1]) Le triumvirat littéraire, p. 298—299.

[2]) Peter (1530—1596) war berühmt durch seine ungeheure Bibliothek und einige idische Schriften; Franz (1544—1607) gab nach dem „Quintilian“ einige lateinische ktoren, auch den „Phädrus“ heraus.

[3]) Das Verzeichnis seiner vielen Schriften bei Bernays, l. c. S. 269—307.

schriften gegen die Protestanten, in denen er zu den strengsten Maßregeln ge dieselben aufforderte. Das Witzigste und Giftigste enthalten vielleicht seine Ph phlete gegen Jakob I. von England,[1]) weshalb er auch 1614 in Ma von den Dienern des Lords Digby mißhandelt wurde. 1628 bis 1630 Schoppe in Mailand mit Ausarbeitung einer lateinischen Grammatik beschäf „Er hat vieles an den Alten getadelt," bemerkt F. A. Wolf, „was gegen echte Latinität ist und worin er sehr oft recht hat."[2]) 1630 verlangte er dem Reichstag zu Regensburg vergebens eine Belohnung für seine Angriffe die Protestanten: er erhielt jedoch gar keine Antwort. Diesen Mißerfolg sc er den Jesuiten zu, die er von da an mit der schwärzesten Bosheit bekäm Bald darauf griff er Päpste, Cardinäle und Lehrsätze der Kirche an, that gegen freundlich mit den Protestanten, wahrscheinlich dachte er an eine Zu in Holland. Seine Feder war äußerst thätig, aber die Verleger wagten Schriften nicht mehr zu verbreiten. Schoppe suchte nun seine Bücher unter schiedenen falschen Namen zu verbreiten. In Padua mußte er sich in sei Hause einschließen, um vor Mißhandlung sicher zu sein. Er verfiel zuletzt da Macchiavelli und sich selber, seine Gaben und Tugenden maßlos zu preisen die Empfehlungsschreiben vieler Fürsten zu seinen Gunsten zu verbreiten. Zahl seiner Schriften geht weit über hundert. Erst 1649 befreite der To Gelehrten von diesem Thersites, dessen giftige Schimpfereien allgemein gefür wurden.[3])

Es war ein streitlustiges Geschlecht um diese Philologen, aber auch arbeitseifriges. Der mildeste, der friedfertigste war

Isaak Casaubonus,

Isaak Casaubonus. aber auch einer der fleißigsten, denn die alte Welt trat ihm in den unsterblichen Hervorbringungen der Fülle ihres Genius mit einem Glanze entgegen, welcher ihn in einem fortwährenden Zustand der Begeisterung erhielt und ihn alle Entbehrungen, alle Anstrengungen vergessen ließ.

seine Jugend. Isaak Casaubonus ist geboren zu Genf am 8. Februar 1559, der Sohn französischer Eltern, die aus Bourdeaux in der Dauphiné wegen Verfolgung der Hugenotten in die Schweiz geflüchtet waren. Der Vater durfte, als die Zeiten ruhiger wurden, in seine Heimat zurückkehren und wurde Prediger in Crest, einem kleinen Dorfe in der Dauphiné. Vom Vater Arnold lernte Isaak sein Latein und so rasch, daß er es, neun Jahre alt, schon mit größter Reinheit sprach.

in Genf. Mit neunzehn Jahren kehrte Isaak nach Genf zurück und widmete sich dem Studium des Rechtes, der Theologie und der orientalischen Sprachen. Die Stadt war ihm so lieb, daß er sagte, er sei mehr Genfer als Franzose. Zu griechische Epigramme, zu Ehren seines Lehrers Portus, machten diesen auf die

[1]) Ecclesiasticus 1611; Collegium regium; Alexipharmacum regium.

[2]) Fr. Aug. Wolfs Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft. Leipzig 1869. S. 481.

[3]) Sein Leben selber wurde in scharfer Weise geschildert von Caspar Barth: Cave canem seu de vita Schoppii.

hen Fortschritte des reichbegabten Jünglings aufmerksam und er empfahl ihn seinem Nachfolger. So erhielt Casaubonus im vierundzwanzigsten Jahre die Professor. kanzel der griechischen Sprache und Literatur. Um zu zeigen, dass er nicht der Gunst seines Lehrers diese Stelle verdanke,[1]) veröffentlichte er 1583 e Anmerkungen zu Diogenes Laërtius und widmete sie seinem greisen er, der ihm darüber schrieb: „Ich lobe Deinen Plan, aber ich würde höheren t auf eine einzige Anmerkung zur Heiligen Schrift legen, als auf alle diese Arbeiten. nen Dinge, auf welche Du so viel Hoffnung setzest.“[2]) Isaak empfand Gewissensbisse und fieng an, Noten zum Neuen Testament zu sammeln. h verlegte er sich bald wieder auf Plato und Aristoteles und veröffentte seine Vorlesungen über Theokrit. Heinrich Stephanus (Etienne) damals der Buchdrucker in Genf, der Sohn des Robertus Stephanus, großen Buchdruckers in Paris, dessen Bücher seit 1527 sich durch so große nauigkeit auszeichnen, jenes Stephanus, der von Paris nach Genf flüchten ste und, wie man sagte, die königlichen Lettern mitnahm, der im Bild in ris verbrannt wurde, als er über die Alpen stieg, weshalb er auch zu sagen gte, es habe ihn nie so sehr gefroren, wie damals, als er verbrannt wurde. f seiner Reise hatte er zu Rosse das Neue Testament in Verse abgetheilt. Er der berühmte Lexikograph. Sein Sohn ist Heinrich Stephanus, geboren Henry Etienne. Paris 1528, welcher so viele griechische Schriftsteller herausgab und dessen Ausben sich so sehr durch genaue fleißige Correctur empfahlen; seinen Hauptruhm reichte er durch sein großes griechisches Wörterbuch, den „Thesaurus“, welchen ne Zeitgenossen mit Recht eine herkulische Arbeit nannten. Er galt als einer r größten Kenner der hellenischen Literatur. Maß hat er aber bei den alten riechen nie gelernt, er war sein ganzes Leben lang unstet und stürmisch, wie ean Jacques Rousseau, und unverträglich. Bücher und Handschriften uren seine Leidenschaft — seine eigenen Handschriften hütete er, wie ein Drache s Gold; wenn er fremde entlehnte, stattete er sie nur nothgedrungen wieder rück. Auch in der Unstetigkeit glich Heinrich Stephanus dem Rousseau, er hielt nicht lange an irgend einem Orte aus und irrte wie sinnlos von Stadt zu tadt; bald war er in der Schweiz, dann in Italien, in Deutschland, bald wieder Frankreich. Sein Vater hatte ihm darum sein Vermögen nur vermacht unter r Bedingung, dass er sich fest in Genf niederlasse.[3])

Diesem gelehrten Buchdrucker widmete Casaubonus seinen „Theokrit“, er Florentia. urde sein Freund und 1586 sein Schwiegersohn. Florentia Etienne sprach atein und war hochgebildet, wie alle Mitglieder der Familie, und der junge elehrte hatte diese Wahl nicht zu bereuen, der mit seinem reichen Geiste viel emüth verband, der mit unermüdlichem Eifer die alten Schriftsteller las und rausgab und Ehre erwarb und doch bescheiden ein treuer Sohn und ein zärtcher Gatte und Vater war.

Der Tod seines Vaters machte ihn bald nachher krank, der Arzt verietet ihm jede Arbeit. Casaubonus bekommt Gewissensbisse, dass er über er schönen Literatur die heiligen Bücher vernachlässigt habe, und wirft sich, aum er genesen ist, mit der Glut der Reue auf das Studium des Alten

[1]) In Diogenem Laërtium notae.
[2]) Charles Nisard, Le triumvirat littér., p. 209—456.
[3]) Nisard, l. c. p. 312—315.

Testamentes, der Rabbiner, und macht erstaunliche Fortschritte in der hebr
schen Literatur. Aber bald kehrte er wieder zu seiner alten Liebe, den Cla
kern, zurück. Strabo ergriff ihn, wie mit einem Zauber, dann Dion
von Halikarnass, 1589 gibt er Polyän heraus, 1590 Aristotel
griechisch und lateinisch, dann die „Charaktere des Theophrast", dann
dann seine schöne Arbeit über Athenäus. Gleichzeitig stattete er die ge
damals bei seinem Schwiegervater erscheinenden griechischen Tragiker und
Synesius mit Randglossen aus. Man staunt über die Arbeitskraft
Mannes. Die Begeisterung für die großen Schriftsteller des Alterthums
Einst und jetzt. die Gelehrten jener Zeit Unglaubliches leisten. „Heute", meint Nisard
„ist allerdings alles anders. Die Philologen werden wie Sonderlinge
gestaunt, nicht so sehr, weil sie gelehrt sind, sondern weil die Unwissen
meint, genug gearbeitet zu haben, um über diesen alten Plunder hinaus
sein — man zieht sie mit einem Unmaß von Roheit auf, welche kaum
Witz mildert, den man dabei aufwendet. Die Schöngeister in der leich
Literatur geben hier den Ton für die Menge an, Aristarche mit zwan
Jahren und sechzigjährige Coulissenreißer; — Sittenrichter, die im Bou
lockerer Frauen ihre Bildung holten; Schreiber bei Advocaten, welche
wieder auf die Literatur werfen; entlassene Officiere und Freischärler, we
ihre Unverschämtheit lieber mit dem Degen, als mit Gründen voll Si
rechtfertigen. — Das ist das bunte Gemenge der leichten Literatur, welch
heute über die strenge Wissenschaft zu Gericht sitzt und sie verurtheilt."

Scaliger. Seine Leistungen machten Casaubonus schnell durch ganz Europa berüh
man warb um seine Freundschaft. Scaliger lud ihn ein, nach Holland
kommen, jede Woche schrieben sie einander. Scaliger pries insbesondere die Au
gabe des Athenäus, nannte ihn seinen Lehrer, durch dessen Arbeiten er ich
bereichert und besser geworden sei. Solches Lob aus solchem Mund benahm jed
Casaubonus nicht seinen nüchternen Sinn und seine Bescheidenheit machte
liebenswürdig; doch freute ihn das Lob, selbst die griechischen Grammatiker un
Erklärer könnten von ihm vieles lernen, er übertreffe sie. Den Ruf na
Leyden nahm übrigens Casaubonus nicht an, Genf war lang
sein Lieblingsaufenthalt, bis Sorgen um die Zukunft seiner Fami
Ruf nach Montpellier. das Versprechen eines viel größeren Gehaltes, ihn auf die dringenden Bitten de
Senates von Montpellier hören ließen, in ihrer Stadt seine Lehrkanzel au
zuschlagen.

Im Januar 1596 verließ Casaubonus Genf, die Consuln, die Pro
fessoren und Studenten von Montpellier kamen ihm eine Meile weit entgegen,
der Empfang war glänzend, seine Hoffnung auf ein behäbigeres Dasein gro
aber er wurde bald enttäuscht. Der Neid seiner Collegen über den glänzenden
Erfolg seiner Vorlesungen, welche nicht bloß von den Studenten besucht waren,
sondern von allen, welche auf höhere Bildung Anspruch machten, verbitterte ihm
bald das Leben. Die Neider hatten Einfluss und der Magistrat hielt sein Ver-

[1]) Nisard, l. c. p. 327.

echen nicht: Casaubonus bekam die versprochene freie Wohnung nicht und sah Enttäuschung.
en Gehalt um ein Drittel verkürzt. Bald reute es ihn, dass er Genf ver-
en habe. Endlich zahlte man ihm von den versprochenen 150 Goldstücken
keines mehr aus und fertigte man seine Beschwerden mit schönen Worten
Der Gelehrte war in Verzweiflung; er beschloss, dieser Stadt der Lüge den
ken zu kehren. Zwar bewirkte das Einschreiten seiner Pariser Freunde, dass
Magistrat sein Versprechen wieder einhielt, aber Casaubonus ergriff den
ngel an Typen zu seinem „Athenäus" zum Vorwand, nach Lyon zu reisen.
rt fand er beim reichen de Vicq Förderung und gastliche Aufnahme.

Man hatte Heinrich IV. auf die Bedrängnis des berühmten Ge- Ruf nach Paris.
rten aufmerksam gemacht und dieser sprach den Wunsch aus, ihn in seiner
ihe zu haben. So kam er 1598 nach Paris, wo er sich bald heimisch
lte. Der Prinz von Condé, dann der König selber behandelten ihn mit
szeichnung, die Gelehrten empfiengen ihn mit Begeisterung. Casaubonus
ab nirgends wie hier so reiche Mittel, seinen brennenden Durst nach Wissen
stillen. Die Bibliothek de Thous (Bibliotheca Thuana), die ihm
Gebote stand, hatte damals in ganz Europa einen glänzenden Ruf wegen
es Reichthums an den kostbarsten und seltensten Werken. In diesem Reich-
um kam der gelehrte Mann bald zur Überzeugung, er wisse noch ungeheuer
enig, ja fast gar nichts. Umso höher dachte man in Paris vom Umfang
ines Wissens. Der König wünschte durch ihn die Akademie von Paris neu Heinrich IV.
heben. Drei Stunden sprach er darüber mit ihm und der ganze Hof war
rstaunt über die Dauer dieser Audienz, denn so lange hätte es der Bearner
och nie bei einem Gelehrten ausgehalten. Des Königs Einfluss räumte auch
ie letzten Hindernisse eines raschen Überzuges nach Paris hinweg.

So konnte dieser gründliche Kenner des classischen Alterthums unge-
heilt seine Kraft der Herausgabe wichtiger Schriftsteller widmen. Der Text
ancher derselben lag im Argen durch die Fehler der Abschreiber, deren Zahl Textkritik.
mit jeder neuen Abschrift vermehrt wurde; er war bereits bei manchen fast
ganz unkenntlich. Dagegen hatte Casaubonus gerade die rechten Eigenschaften,
m abzuhelfen; ein so riesiges Gedächtnis, dass er fast alles wörtlich behielt,
as er einmal gelesen hatte; eine gründliche Kenntnis der lateinischen und
riechischen Grammatik und ein seltenes Feingefühl für den Genius beider
Sprachen, und so erkannte er auf den ersten Blick willkürliche Veränderungen
er Abschreiber, und verstand den Text so richtig herzustellen, als hätte er
ihn selber geschrieben. Dabei war seine Phantasie in richtigem Verhältnis
zu seinem Beruf, sie war nicht so überwiegend wie bei Scaliger, dass sie ihn
zu willkürlichen Textveränderungen, zu verwegenen Combinationen fortriss.
Scaligers Bemerkungen gehen allerdings mehr in die Tiefe der Sache; er
ist der Meister der höheren Kritik, scheitert aber auch oft an ihren Klippen.
Casaubonus dagegen ist mehr geeignet, den richtigen Text herzustellen, der
Mann der sogenannten niederen Kritik. Scaliger legt oft mehr in einen

Vergleich mit Scaliger. Schriftsteller hinein, als eigentlich darin ist, während Casaubonus mit sein Bescheidenheit und seinem Feingefühl den Schriftsteller bloß in seiner Re heit wiederzugeben und durch seine Anmerkung das Verständnis zu leichtern sucht. Sein Gedächtnis und seine Phantasie führen ihm eine Me Analogien zu, so dass seine Erläuterungen der Schriftsteller in der Re sehr ausgedehnt wurden, aber auch sehr wertvoll.

Scaliger lobt ihn. Scaliger bemerkt von seinem „Persius", „die Sauce sei noch viel bes als der Fisch". In den griechischen Schriftstellern leistete Casaubonus noch m als in den lateinischen. Sein „Athenäus" wurde mit Sehnsucht erwartet, da man konnte ihn vor ihm nur stückweise verstehen; und so erfüllte sich die We sagung des Lipsius über ihn vollkommen: „Er ist ein junger Mann von u fassendem Geist, und wenn er länger lebt und sich beherrscht und mäßigt, so w er in jeder Art vollkommen werden." Sein „Theophrast" ist eine nicht min rühmenswerte Leistung. Scaliger schrieb ihm darüber: „Der Mund wäss mir noch nach der Lectüre Deiner ‚Charaktere'. Ich sage es dir offen heraus ich war ganz außer mir und konnte mich nicht enthalten, in einemfort von D und Deinem Verdienst und unserer Freundschaft zu sprechen. Nicht als ob m das, was ich sagte, weit unter Deinem Genie ist; aber so weit ich zurückbl auf jene, die sich durch die Wissenschaft verdient gemacht haben, so finde ich keine der es besser gemacht hätte und der großartigere Erwartungen erregte. Das meine innigste Überzeugung, und sie täuscht mich nicht. Alles an Dir entz mich, das Wissen, das Urtheil, die Schreibweise; wenn man davon spricht, ka man sie nur loben." Casaubonus antwortete, dass ihm die Wangen glühten ü solches Lob. Es floss auch wirklich selten aus diesem Munde, denn Scalig sprach lieber beifällig von sich, als von anderen, und tadelte eher, als dass e lobte. Neben „Athenäus" sind „Strabo" und „Lykophron" Zeugen seines rei

Polybius. Wissens und seines feinen Urtheils, und insbesondere „Polybius",[1]) den H Heinrich IV. widmete, für welchen er eine schöne Vorrede dazu schrieb, u von dem er für ihn selber diesen Geschichtschreiber zu übersetzen bekam, so rich und schön, dass man sagte, die Nachwelt werde zweifeln, ob Casaubonus den Polybius oder ob Polybius den Casaubonus übersetzt habe. Heinrich IV. verstand das Latein, er hatte selber den „Julius Cäsar" über setzt, darum begann Casaubonus für ihn den griechischen Geschichtschreiber ins Lateinische zu übertragen. Der König lernte lieber aus dem Gespräch mit Ge lehrten wie Casaubonus, er las aber nicht gerne viel, darum empfiehlt ihm de Gelehrte in der Vorrede so warm den Griechen und beginnt mit der Auseinander

Geschichte. setzung, was Geschichte sei, welchen Wert ihr Studium habe, und dass die Geschichtschreiber die Wege der Vorsehung verkünden und dass sie viel weiter reichen, als die Erfahrung des Einzelnen, die beschränkt ist, während die Geschichte die Schranken

Lehren für Heinrich IV. des Individuums aufhebt und vor ihm den ganzen Lauf der Zeiten entrollt. Er führt die großen Könige und Feldherren auf, welche im Studium der Geschichte Erhebung fanden oder selbst Geschichte schrieben, und Heinrich IV. sagte ihm eines Tages vertraulich, dass er auch an seine Memoiren zu denken beginne. Er hält dem König vor, wie Alexander Severus

[1]) Leider nur das erste Buch.

seinem Rath immer Geschichtskundige hatte, damit er höre, wie in einem ähnlichen Falle wie der, über welchen berathen wurde, frühere Staatsmänner gehandelt hätten. Namentlich Polybius verdiene, dass er vom König gekannt werde — wegen seiner Wahrheitsliebe, seiner Rechtschaffenheit, wegen der Gediegenheit seiner Ansichten und der Klarheit seiner Darstellung. Aus ihm lerne man besser die Kunst, einen Staat zu lenken, als aus Machiavelli — ein Wink für Heinrich IV., der, wie viele zeitgenössische Irrten, mit den Grundsätzen des Machiavelli vertraut war.[1])

Das schöne Verhältnis zum König wurde nur getrübt durch religiöse Klagen. Casaubonus' Begabung neigte sich zu den Classikern, nicht zur Theologie. Da er aber als Gelehrter eines so großen Ruhmes genoss, riss man ihn in die Streitfragen der Zeit. Die Calviner waren stolz auf ihn, die Katholiken wünschten, dass er zu ihnen gehörte. Die confessionelle Frage war die Frage der Zeit, mit Eifer verhandelt, aber eine Qual für Casaubonus. Der König wollte, dass der Gelehrte auch den Conferenzen von Fontainebleau beiwohne, und dieser war ehrlich genug, einzugestehen, dass dabei der Vertreter der Calvinisten, du Plessis, vom Katholiken Duperron geschlagen worden sei. Alsbald hieß es bei den Calvinern, auch Casaubonus sei vom reinen Glauben abgefallen, während dieser der Richtung, die ihm in seiner Jugend vom Vater, einem calvinischen Prediger, eingeprägt war, getreu blieb. Casaubonus sah es offen als Parteifeindseligkeit an, dass Sully ihm seine Besoldung nicht auszahlte, und der König musste diesem ernstlich befehlen, den Gelehrten, welchen er 1604 zu seinem Bibliothekar ernannt hatte, auszahlen zu lassen, was ihm gebüre. Die Katholiken aber verbreiteten mit Eifer die Sage, Casaubonus sei von der Wahrheit der Lehre der alten Kirche überzeugt, und Heinrich IV. wunderte sich, dass er seinem Beispiele nicht folge. Diese harte Stellung der Gegensätze war schmerzlich für das verträumliche Gemüth des Gelehrten, der warme Freunde unter den Katholiken wie unter den Protestanten besaß und mehr zur Vermittlung neigte — auch in seiner Ängstlichkeit einen neuen Religionskrieg voraussah.

Religionseifer.

Sully.

Casaubonus war gerade auf dem Lande, als Ravaillacs Messer seinen Beschützer aus der Reihe der Lebendigen stieß. Das Ereignis bringt ihn fast in Verzweiflung. Er findet nicht Worte genug des Lobes für seinen König, nicht Worte des Schmerzes genug über diejenigen, welche sein Messer geschliffen haben. — Mit diesen Worten weist er auf einen bekannten Orden hin, den die Calvinisten umso bitterer hasßten, je mehr er die Blößen ihrer Lehre aufdeckte und ihrer Verbreitung erfolgreichen Widerstand leistete. Man sieht, wie leicht der Parteihaß auch einen sonst gutmüthigen Mann zu un-

Ende des Königs.

Die Jesuiten

[1]) Nisards Gegenbemerkung (l. c. S. 376) hinkt: „Casaubone met l'histoire encore au-dessus de l'expérience, vérité qui touche au paradoxe et dont la conclusion serait, comme il l'affirme lui-même, que d'un ignorant, d'un idiot, l'histoire peut faire un homme d'état, un politique et un général d'armée."

fälschlich angeklagt. gerechten Vorwürfen verleitete in jener Zeit voll starker Leidenschaften. Her weiß man, dass Ravaillac rein in sich selber die Gründe zu seiner That g funden hat. Mit dem Hass gegen eine Partei geht aber die Angst vor Hand in Hand. Niemand wollte den berühmten Gelehrten aus seiner Stell verdrängen, er aber fürchtete es und nahm deshalb eine Einladung nach E land an. Sie kam von keinem geringeren als von König Jakob I., welcher sch als König von Schottland mit ihm Briefe gewechselt hatte.

Jakob I. von England. Casaubonus hatte mit einer Schmeichelei den brieflichen Verkehr gebahnt und Jakob I. geantwortet, dass seine Begrüßung ihm sehr gefallen h und dass er auch noch andere Artigkeiten von einem so gelehrten Manne ge lesen würde. Als Jakob I. über die religiösen Wirren in Frankreich klagte dass die Katholiken sogar die Rechte der Könige antasteten, pries Casaubo überschätzt. das Volk glücklich, das unter einem solchen König stehe, und den König glück der ein solches Volk regiere. Das war Wohlgeruch, den Jakob gerne einath Heinrich Wotton, der englische Gesandte, erwirkte bei Maria von Medi Urlaub auf ein Jahr für den Gelehrten und nahm ihn mit sich nach Lond Vor seiner Abreise bat sein neunzehn Jahre alter Sohn mit der Erklärung, sei katholisch geworden, den Casaubonus um seinen Segen. „Ich gebe ihn von ganzem Herzen," sagte der Gelehrte, „ich verdamme dich nicht; verdam du mich aber auch nicht; Jesus Christus wird über uns richten." — Das ihm aus dem Herzen.

In London. Der Empfang in England war glänzend. Kaum war er im October 161 gelandet, so begrüßten ihn viele Edelleute aus Kent. Der Erzbischof von Can bury bewirtete ihn und sagte ihm, wie sich der König nach ihm sehne. N minder sehnte sich Casaubonus nach dem König. Am 3. November traf er London ein. Unter den Großen herrschte ein Wetteifer, ihm Ehre zu bezeig Der Graf Dunbar führte ihn in seinem Wagen zu Hof. Casaubonus erz

Bei Jakob I. „Wir waren im Empfangssaal, als der König plötzlich erschien. Nach englisch Sitte beugte ich das Knie, der König hob mich freundlich auf und richtete mich die liebreichsten Worte: sehnsüchtig habe er auf mich gewartet; voll Fre sehe er mich jetzt, und er hoffe, es werde mir in seinem Reiche gefallen. ‚Ge Gott, dass ich Euch Eure Heimat vergessen machen könnte.' Hierauf sprach von der Literatur und von einem Schimpf, den ihm die Papisten vor lang angethan hätten. Er hatte zufällig das satanische Buch von Reboul zur H welches gegen den großen König voll Raserei ist. Er meinte, es komme Duperron; ich bewies es ihm aber, dass es vom erbärmlichen Reboul stam Darauf entfernte sich der König, um die Kleider zu wechseln; kam aber wieder zurück und hieß uns ihm folgen. Wir wohnten dann seinem Mahle bei, und während dieser ganzen Zeit unterhielt er sich mit uns über Literatur besonders über religiöse Literatur.[1]) Bei dieser Unterhaltung erfuhr ich, dass in Schottland das Episkopat nicht gänzlich abgeschafft sei; denn als unsere Glaubensgenossen ‚infolge eines blinden Wahns' die ganze alte Hierarchie unterdrückten, konnten sie doch nicht verhindern, dass nicht ein oder zwei Bisthümer stehen blieben. Am nächsten Tag kamen wir an den Hof zurück und begrüßten den König beim Aufstehen. Da sprach er wieder vom Buche des Reboul.

[1]) Bellarmin gieng in seiner „Apologia" scharf gegen Jakobs Schrift: „Triplici modo triplex cuneus" zu Feld.

es ein Dienstag war, den der König wegen dem Fall der Brüder Guri beders feierte, wohnten wir sofort einer Predigt bei. Dann war wieder die eratur der Gegenstand unserer Unterhaltung. Das Gespräch drehte sich um citus, Plutarch und Comines. Der König tadelte diejenigen, welche Jakobs Urtheile. citus zum Meister politischer Weisheit machen; und als ich ihm sagte, ich tte denselben Gedanken im vorigen Jahre in meiner Vorrede zu ‚Polybius' sgesprochen, bezeugte er mir seine Freude, dass ich gleicher Ansicht sei mit n. An Plutarch tadelte er seine Ungerechtigkeit gegen Julius Cäsar, bei omines die Leichtfertigkeit seiner Urtheile und die Bosheit in seinem Lob r Engländer. Was soll ich noch mehr sagen? Drei Tage nachher wurde ich eder zum König gerufen, brachte mehrere Stunden dort zu. Er ist ein Wunder n Güte, Frömmigkeit und Wissen. Er will, dass ich immer bei ihm bleibe in nem Gefolge; aber ich, der ich mich für eine so große Ehre für unwürdig lte, ich verlasse mich in dieser Beziehung auf deine Vorsehung, o mein Gott, ch bitte dich, diese Sache so zu leiten, zwischen diesem erhabenen König und r Königin von Frankreich, an die ich gebunden bin."

Jakob I. zeigte sein Wohlgefallen am französischen Gelehrten in der That Wohlwollen. königlicher Art. Casaubonus wünschte Cambridge und Oxford zu sehen — ch erhielt 1000 Pfund für Reisekosten angewiesen; bald darauf bekam er eine räbende zu Westminster, eine andere zu Canterbury, jede mit einem ahresbetrag von 2000 Livres, dazu eine Anweisung auf die Casse des Königs f 2000 Livres jährlich. Nach Ritterhus kam Casaubonus nun jährlich auf 000 Goldkronen, d. h. auf 25.000 Francs Einkommen in England. Der König ünschte solchen Gelehrten für immer zu besitzen und ließ dieser darum seine rau und seine Kinder kommen, aber seine Bücher bekam Casaubonus icht. Maria von Medici wollte ein Pfand dafür haben, dass r einst wieder nach Frankreich zurückkehre, und gestattete darum ur die Wegnahme derjenigen, welche Casaubonus am meisten enöthige. Keine Vermittlung brachte die Regentin von dieser Bestimmung ab.[1])

So vieles schenkt man nicht ohne Gegenleistungen. Billig fragen wir Casaubonus' Streitschriften. – was verlangte Jakob I. von Casaubonus? Unterstützung in seinen religiösen Bestrebungen. Le Clerc spricht[2]) das Bedauern aus: „Es wäre zu wünschen gewesen, König Jakob hätte ihn seine Thätigkeit für die schöne Literatur fortsetzen und den „Polybius" vollenden lassen; er hätte uns vorzügliche Ausgaben griechischer Classiker herstellen können, namentlich solcher, welche noch nicht in guter Ausgabe erschienen sind. Aber der König hatte Vorliebe für die Theologie und so musste denn Casaubonus über theologische Fragen eine Feder in Bewegung setzen." — Als ihn Grotius in London besuchte, bemerkte Casaubonus, er habe seine Beschäftigung mit dem Kriegswesen der Alten aufgegeben, wozu ihn Heinrich IV., ein ebenso großer Heerführer als Soldat, immer aufforderte, seit er nicht mehr in Frankreich sei, und jetzt arbeite er ganz im Sinne König Jakobs, welcher mehr Neigung zum Frieden habe, als zum Krieg.

[1]) Nisard, l. c. p. 424—425.
[2]) Ibid. p. 426.

So diente denn Casaubonus den Neigungen des Königs Jakob I. Die waren, außer der Falkenbeize, Schriftstellerei, namentlich theologische. Als gekrönter Schriftsteller zu glänzen, war stets der stille Wunsch des Sohnes der Maria Stuart. Nicht Waffen, nicht Heerschau war seine Liebhaberei, sondern die des Studierzimmers.

Jakob in Oxford.

Am glücklichsten fühlte sich Jakob I., wenn er sich Wochen lang in sein Studierzimmer vergraben und hundert Folioseiten voll Ermahnungen an die Könige Europas zur Welt bringen konnte. Als er die Bodleianische Bibliothek in Oxford besuchte, blieb er staunend und bewundernd vor den Bänden stehen, von denen die wertvollsten mit Ketten an das Bücherbrett geschlossen waren. „Ich wollte, ich wäre mit ihnen angeschlossen", meinte er. „Herzlich gerne würde ich Mitglied des Collegiums, wenn ich nicht König wäre." Der Jugendgenosse Harris vergleicht ihn mit einem Schulmonarchen; man sprach in England nur vom „königlichen Pedanten"; bitterer nannte ihn Sully „den weisesten Narren in Europa". Seine Klugrednerei war unerschöpflich.[1])

schriftstellert.

Am liebsten zeigte Jakob aber sein Wissen in der Theologie; zudem drängte ihn seine Lage, mit theologischen Fragen sich zu beschäftigen. Die Katholiken waren noch sehr zahlreich in England und erwarteten Schutz von dem Sohne der Maria Stuart. Die Puritaner waren damals im Aufsteigen und erwarteten ein Walten im Sinne Calvins vom ehemaligen Könige von Schottland. Jakob schwankte zwischen beiden hin und her. Er hatte nicht den Mut, katholisch zu werden, und fühlte doch die Gefahr, die vom Calvinismus, in welchem er erzogen worden war, der Monarchie drohte.

ist ohne Charakter.

„Oft", sagt er, „haben mich die populären Prediger in Schottland als gekanzelt, einzig und allein weil ich König bin: dies ist in ihren Augen das größte Verbrechen. Sie reden dem Volke ein, alle Könige und Fürsten seien die geborenen Feinde der kirchlichen Freiheiten; sie predigen Gleichheit, aber ihre Gleichheit ist nichts anderes, als die Mutter der Unordnungen und die Feindin der Einheit, welche die Mutter der Ordnung ist." — Der König fühlte dagegen lebhaft den Wert katholischer Einrichtungen, z. B. des Episkopats: „Wo kein Bischof ist, da ist kein König"[2]) — war Jakobs Wahlspruch. Hierin stimmte ihm Casaubonus bei, wie er überhaupt in der Neigung für das Herkommen und Überlieferte mit ihm harmonierte. So paßten beide zusammen, nur war Jakob streitlustig und Casaubonus friedfertig gesinnt. Doch des Königs Streitlust war gebieterisch und der friedfertige Gelehrte mußte, so sehr es ihm auch widerstrebte, Streitschriften abfassen.[3])

Casaubonus an Frontonle Duc.

So mußte er die Jesuiten angreifen, deren Entschiedenheit der König fürchtete. Alle damals im Umlaufe befindlichen Vorwürfe waren da aufgehäuft. Der König las diesen Brief auf der Jagd und war entzückt davon: er mußte auf seinen Befehl gedruckt werden. Wem war dies peinlicher, als dem Casaubonus! — Die Jesuiten beurtheilten dieses Schreiben noch am mildesten;

[1]) Philarete Chasles, Karl I. und die englische Revolution, S. 2—3.

[2]) „No bishop no king."

[3]) Casauboni Epistola ad Frontonem Ducaeum de Apologia, quae, communi Jesuitarum nomine, ante aliquos menses Parisiis edita est. Lond. 1611.

rechneten es nicht dem Casaubonus zu, sondern dem König, r es demselben aufgetragen habe. Aber auch die Puritaner rden dem Verfasser feind, weil er die Jesuiten in seinem chreiben allzu mild behandelt habe.

Bald darauf musste Casaubonus einen Arminianer angreifen. Konrad Gegen Vorstius. rstius, Professor in Leyden, hatte ein Buch „Über Gott“[1]) veröffentlicht, welchem die Calvinisten ganze Stöße von Ketzerei entdeckten; nicht bloß die iversitäten, sondern auch König Jakob I. riefen sie gegen dasselbe in Waffen. r König las es auf der Jagd und sandte schon nach einer Stunde ein Verchnis der Ketzereien, die darin steckten, an die Staaten von Holland mit der ahnung, den Verfasser von seiner Stelle zu jagen, ja, wenn er rtnäckig auf seinen Irrthümern bestehe, lebendig zu verbrennen. e Hochmögenden waren jedoch milderen Ansichten geneigt und suchten Jakob I. zu chwichtigen. Casaubonus musste des Königs Eifer schriftstellerisch rechtfertigen.

Cardinal Duperron hatte in einem lobreichen Schreiben an Jakob I. Duperron. lärt, er vermisse in seinen Titeln bloß den Namen „katholisch“. Der König llte aber katholischer sein, als die Katholiken, und Casaubonus musste dies dem rdinal in der Antwort bemerken, in welcher der König zugleich wegen seiner ersetzung des Virgil ihm seine Anerkennung aussprach. Duperron hob in seiner twort wieder schlagend die Gegensätze zwischen katholischen und protestantischen hren hervor. Jakob I. hinwieder dictierte Casaubonus eine Entgegnung, welche die Sammlung der Werke des Königs[2]) aufgenommen worden ist. Mit diesem ffatz waren jedoch die Presbyterianer nicht zufrieden und versetzten in r Beurtheilung die Hiebe dem Casaubonus, welche eigentlich dem König galten.

So hatte denn der Gelehrte genug zu thun: Streitschriften zu lesen, dem nig, wenn er darin angegriffen war, Mittheilung davon zu machen und sie zu derlegen. Insbesondere scheint die ungerechte Hinrichtung des Jesuiten Garnet m König mit Recht viel vorgeworfen worden zu sein.

Hauptaufgabe wurde zuletzt, die Annalen des Baronius zu widerlegen. Baronius. us den bitteren Beurtheilungen von Seite der Gegner der Kirche ersieht an, wie tief dieses Werk in seine Zeit eingeschnitten haben muss.

Boëtie nennt ihn einen „geschickten Geschichtsbaumeister“,[3]) Mark Anton Dominis einen „Advocaten des Papstes“; Duplessis-Mornay behauptete, aronius habe gute wie schlechte Quellen gleichmäßig missbraucht; es fehle ihm cht an Wissen, aber an Gewissen, obschon er seiner Belesenheit, der Stärke seines edächtnisses, der Schärfe seines Urtheils seine Anerkennung nicht versagen könne. ber auch Katholiken warfen Baronius Verstöße vor, die allerdings bei einem iesenwerk von zwölf Folianten unvermeidlich waren.

Jetzt sollte Casaubonus ihn widerlegen.[4]) Es war eine um so misslichere ache für ihn, als er früher in einem Schreiben an Baronius seine Verrung für seine großen Talente und sein seltenes Wissen bezeugt und ihm bei versendung seiner Bemerkungen zur Kaisergeschichte erklärt hatte, wenn er auch n und wieder nicht mit ihm übereinstimme, so werde er seine Gegenbemerkungen

[1]) De Deo.
[2]) London 1619.
[3]) Faber faberrimus.
[4]) Exercitationes in Baronium.

doch stets mit der geziemenden Bescheidenheit und Verehrung vor dem gro
Schriftsteller vorbringen.

Schwäche des Charakters

Jetzt stachelte ihn aber Jakob in Einem fort und Casaubonus fand a
einmal Ungereimtheiten, Flüchtigkeiten und verwegene Bemerkungen in Me
bei Baronius. Mit Hast arbeitete er Tag und Nacht an seiner Widerlegu
Der König drängte und fragte jeden Tag: „Wie weit sind wir darin?“
und so gerieth Casaubonus selber in den Fehler der Flüchtigkeit und v
wegener Behauptungen und brachte eine verfehlte Arbeit zu Tag.[1]) Es fe
ihm einmal an gründlicher Kenntnis der Theologie; dann ebenso an grü
lichem Verständnis der Chronologie und ferner an Verständnis der kirchlic
Alterthümer. Er hatte seine Kräfte überschätzt, obschon er in einzelnen A
schnitten schöne Kenntnisse entwickelte. Der König war übrigens entzückt u
äußerte laut seinen Beifall über das Werk, welches heute nicht mehr beach
wird, wogegen Baronius noch immer wie ein Riese dasteht. Casaubonus ha
aber in der Hast nicht bloß eine fehlerhafte Arbeit geliefert, sondern sich dara
auch überarbeitet.

und Tod des Casaubonus.

Die Folgen traten rasch zu Tag; ein Fieber ergriff ihn, die Ärzte ve
boten ihm jede Arbeit; bald zeigte es sich, daſs die Krankheit tödtlich wurde: a
6. Juli 1614 war Casaubonus eine Leiche. Sechzehn Monate hatte er dara
gearbeitet, nur den ersten Band des Baronius zu widerlegen. Von Paris ha
während der letzten Zeit die Einladung, heimzukehren, und das Versprechen ei
doppelten Gehalts; doch Jakob ließ ihn nicht ziehen. Casaubonus erscheint al
ein zu Tod gehetzter Hirsch. Allerdings ehrte ihn der König auch nach dem Tode
er ließ ihn in Westminster, der Grabstätte der Größen Englands, bestatten.

So endete Casaubonus. Seine Jugend brachte er in Dürftigkeit zu;
vor der Wiederkehr der Noth hatte er stets große Sorge, zumal ihm Florentia
nicht weniger denn zwölf Kinder schenkte. In Paris hatte er ein
Auskommen, das hinreichte, ihn und seine Familie zu erhalten: Jakob I. belohnte
ihn dagegen glänzend und Casaubonus hoffte, seine Familie auch für alle Zukunft
vor Noth sicher zu stellen. Doch wurde er dem entzogen, was seinen eigentlichen
Ruhm bildete, der Herausgabe der Classiker, und musste polemische Arbeiten liefern,
die seinem versöhnlichen und billigen Sinne zuwider waren. Die Katholiken
zürnten ihm darum am wenigsten; sie beurtheilten ihn meist mit Nachsicht und
anerkannten seine Vorzüge und wünschten ihm alles Gute. Unter seinen Glaubens-
genossen waren dagegen manche, die ihm vorwarfen, er habe gar keine Religion,
weil er nicht hart und scharf genug war.

Verdienste.

Jedenfalls war Casaubonus einer der größten Kenner der griechischen
Literatur. Unter den lateinischen Classikern, welche er herausgab, sind sein
„Sueton“, „Persius“, „Athenäus“ und die „Scriptores historiae Augustae“
wahre Meisterstücke. Was er leisten konnte, trotz Hemmung, zeigen seine
„Charaktere des Theophrast“, welche ein Meisterstück sind, obschon er sie meist
auf Reisen bearbeitete. Über die Wichtigkeit der alten Literatur hat er sich

[1]) Le Clerc, Oeuvres choisies, XIX, p. 229. — Nisard, l. c. p. 442–443.

ir schön in seiner Vorrede zum „Polybius" ausgesprochen. So viele Leistungen id nicht nur das Zeugnis für eine außerordentliche Begabung, sondern auch r eine edle Begeisterung und einen nur aus ihr erklärbaren Fleiß. Casau- mus war unermüdlich, er schlief wenig, ja er suchte den Schlaf durch Be- opfen der Augen mit Weinessig zu verscheuchen. Für Vergnügen schien er r keinen Sinn zu haben, er vergaß sogar oft auf Essen und Trinken. Er ar sehr lebhaft und rang sein ganzes Leben damit, seine Heftigkeit zu be- wingen. Seine Briefe sind der treueste Spiegel seiner liebevollen Seele. Harte ugendeindrücke haben ihn schüchtern gemacht. — So war der Dritte des terarischen Triumvirats im sechzehnten Jahrhundert. —

Frankreich. — Montaigne.

Von Holland wenden wir uns nach Frankreich. Hier ist der erste Eifer für die classische Literatur erloschen. Die größten Vertreter derselben wandern aus: Scaliger nach Leyden, Casaubonus nach London. Die religiöse Frage und der innere Krieg infolge derselben nehmen die Kräfte in Anspruch, wie in Deutschland. — Während aber der deutsche Geist infolge der Glaubens- streitigkeiten eine so finstere Richtung einschlug, war das Resultat der Glaubens- kämpfe in Frankreich der Skepticismus. An die Stelle positiver Behauptungen trat schließlich der Zweifel; wie früher Ignatius von Loyola und Calvin, so wurde zuletzt Montaigne der Held des Tages. Skepti- cismus.

Michael Montaigne, der Sohn des Peter Eyquem, Herrn von Mon- taigne, wurde am 28. Februar 1553 auf dem Schlosse Montaigne in Perigord geboren und starb daselbst den 13. September 1592. Seine zwei älteren Brüder wurden für die kriegerische Laufbahn, er, der dritte, für die Magistratur bestimmt. Daher die eigenthümliche Art seiner Erziehung, die er selber in seinen Versuchen mit den Worten schildert:[1])

„Ich würde erstlich meine Muttersprache und die Sprachen meiner Nach- barn, mit denen ich gewöhnlich den meisten Verkehr habe, gut wissen wollen. Es ist allerdings etwas Feines und Großes um das Griechische und Latein, nur kauft man es gar zu theuer. Ich will hier eine Weise angeben, wie man es wohlfeileren Kaufes als gewöhnlich haben kann. Man hat solche mit mir selbst eingeschlagen; wer will, mag sich derselben bedienen. Da sich mein Vater aufs sorgfältigste bei gelehrten und sachkundigen Männern nach einer vorzüglichen Erziehungsart erkundigte, so ward er auf den Nachtheil aufmerksam gemacht, der sich bei der gewöhnlichen Weise findet, und man sagte ihm, dass die viele Zeit, die wir darauf verwendeten, die Sprachen der Römer und Griechen zu lernen, welche diesen gar keine Zeit kostete, die einzige Ursache sei, warum wir uns nicht bis zur Seelengröße und zu der wissenschaftlichen Höhe jener alten Völker erheben könnten. Ich glaube gleichwohl nicht, dass dies die einzige Ursache Erlernen alter Spra- chen.

[1]) Essays, I, p. 25.

ist. Der Weg, welchen mein Vater einschlug, war nun folgender. Noch an [illegible] Brust und noch bevor sich meine Zunge gelöst hatte, übergab er mich einem Deutschen, der nachmals als berühmter Arzt in Frankreich starb. Dieser verstand gar kein Französisch, aber um so besser das Lateinische. Er hatte ihn ausdrücklich verschrieben, bezahlte ihn sehr gut, und dieser hatte mich beständig auf [illegible] Armen. Neben sich hatte er noch zwei andere von minderer Wissenschaft, die [illegible] ständig um mich sein mussten, um es dem ersteren zu erleichtern. Diese [illegible] sprachen kein anderes Wort mit mir als Latein; für die übrigen war es eine unverbrüchliche Regel, dass weder mein Vater, noch meine Mutter, kein Diener und keine Kammerjungfer in meiner Gegenwart ein Wort sprechen durften, [illegible] die paar lateinischen Brocken, die jeder gelernt hatte, um mit mir zu zappeln. Zum Verwundern waren die Fortschritte, die ein jeder darin machte. Mein Vater und meine Mutter lernten Latein genug, um es zu verstehen, und [illegible] genug, um sich im Nothfalle darin auszudrücken, ebenso diejenigen Bedienten, welche am meisten mit mir zu thun hatten. Kurz, wir latinisirten uns dermaßen, dass selbst für die Dörfer der Umgegend etwas abfiel, woselbst man noch Überbleibsel findet, und wo es zur Gewohnheit geworden ist, verschiedene Handwerke und ihr Geräth mit lateinischen Namen zu nennen. Mich selbst anlangend, so wusste ich in meinem siebenten Jahre ebensowenig von der französischen oder perigordischen Sprache, als von der arabischen; und ohne Kunst, ohne Buch, ohne Grammatik oder Regel, ohne Ruthe und ohne Thränen hatte ich ein so reines Latein erlernt, als mein Lehrer es selbst wusste; denn wie hätte ich es vermischen oder verderben sollen? Gab man, um mich zu prüfen, wie es in Schulen gebräuchlich ist, ein Thema auf, so geschah es nicht wie den andern auf französisch, sondern in schlechtem Latein, um es in gutes zu übersetzen. Was das Griechische betrifft, das ich fast gar nicht verstehe, so machte mein Vater den Plan, mich solches nach einer neuen Methode lernen zu lassen, nämlich spielend und übend. Unter anderem war meinem Vater gerathen worden, meinen Willen ohne Zwang zu leiten, dass ich aus eigenem Antriebe die Wissenschaft und meine Pflichten lieb gewänne, und meine Seele sanft und frei zu bilden, ohne Härte und Strenge. Das gieng bis zur Schwärmerei. Denn, weil einige Menschen der Meinung sind, es schade dem zarten Gehirne der Kinder, wenn man sie des Morgens plötzlich und mit Gewalt aus dem Schlafe wecke, indem sie tiefer und fester schlafen, als erwachsene Personen, so ließ er mich immer durch Musik aufwecken."

Später studierte Montaigne die Rechte in der Schule zu Guyenne und begann die juridische Praxis in Bordeaux und Paris. 1554 hatte er eine Anstellung als Rath am Parlamente zu Perigueux, 1557 in Bordeaux. Von Zeit zu Zeit besuchte er Paris. Innig befreundet war er um diese Zeit mit dem im
Boëtie vorigen Bande[1]) schon genannten Etienne de la Boëtie, den er als den edelsten Mann schildert und als die glücklichste Natur, die er je gekannt habe. „Er war in der That ein reicher Geist und bot nach jeder Richtung eine schöne Seite dar; ein Geist nach der alten Weise, gewiss fähig, Großes zu wirken, wenn das Schicksal es gewollt hätte, und zu einer so hochbegabten Natur hatte er selbst noch vieles hinzugefügt durch Anstrengung und Wissenschaft. Drängt man mich, zu sagen, warum ich ihn liebte, so fühle ich, dass dieses sich nur durch die Antwort ausdrücken lässt: ‚Weil er es war, und weil ich es war.' Vergleiche ich den Rest meines Lebens, obschon dieses sanft, leicht und von Bedrängnissen

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 120.

war, mit den vier Jahren, da ich seinen Umgang genoss, so ist es nur ch, nur eine unerquickliche Nacht.“ [1])

Begabung.

Montaigne ist ein gedankenreicher Mann, und es ist keine Prahlerei, n er sagt, jeder Gegenstand sei für ihn gleich fruchtbar, er könnte ihn einer Fliege hernehmen, und sein Ausdruck hat eine seltene Frische, an=ende, kecke Naivität, welche deren Feinheit und Erhabenheit nur noch mehr rt verleiht; Klarheit und Schärfe, weniger aber metaphysischer Tiefsinn, seine Vorzüge. Dabei innige Vertrautheit mit den Schriftstellern des ssischen Alterthums, namentlich den Römern, über die er schlagende Ur=ile fällt, so über Cicero, dessen philosophische Schriften er langweilig findet, los und stofflos; so über Cäsar, dessen Thaten er bewundert und an sen reiner und vollendeter Sprache er sein Entzücken findet; die beste antike osa, meint er, glänzt überall von poetischer Kraft und Kühnheit und stellt s gewissermaßen eine dichterische Begeisterung dar. Über Tacitus spricht er richtige Urtheil, er sei ein großer Charakter, rechtlich und muthig, nicht einer ängstlichen, jedoch von einer wahrhaft philosophischen und groß=igen Tugend gewesen und verfechte seine Ansichten immer mit gediegenen kräftigen Gründen, auf eine etwas spitze und subtile Weise, nach dem wungenen Stile seiner Zeit. Er findet Wohlgefallen an der köstlichen Fülle Aphorismen Senecas; sein Liebling ist jedoch Plutarch, von welchem Franzosen damals schon durch Amyot eine vortreffliche Übersetzung be=uen. Der mittelalterlichen Dichtung ist er wenig gewogen, was bei einem rehrer des Lucretius nur zu leicht zu erklären ist.[2])

Urtheile über die Alten.

Vorläufer Rousseaus

Hinsichtlich der Erziehung ist Montaigne ein Vorläufer Rousseaus und stalozzis. Entgegen dem Grundsatze Augustins „Fides praecedit intellec=m“, entgegen der Wahrnehmung, die jeder machen kann, dass gläubige ngebung die erste Thätigkeit der erwachenden Kinderseele ist, und dass ein bständiges Urtheil erst später möglich wird, dass an einer tiefen Grund=schauung die Seele erstarken müsse, verlangt Montaigne, dass man die nder gleich zum eigenen Urtheil und zur Kritik anhalte.

in der Erziehung.

„Der Hofmeister lasse den Zögling jede Meinung prüfen und setze ihm hts in den Kopf, was bloß auf Autoritätsglauben fußt. Er lege ihm die Ver=iedenheit der Meinungen vor; kann er darunter wählen, umso besser; wenn ht, so mag er zweifeln.“ Gesund ist die Anschauung Montaignes, sofern er langt, dass man auch den Körper der Kinder üben solle: „Es ist ht gut, ein Kind im Schoße seiner Eltern zu erziehen. Die natürliche Liebe cht selbst die verständigsten Eltern zu weichherzig und nachgiebig. Sie können s Kind nicht strafen, noch mit einfacher Kost genährt sehen, was doch geschehen d gewagt werden muss. Sie können nicht dulden, dass das Kind von seinen ungen schwitzend und mit Staub bedeckt zurückkomme, dass es bald kalt, bald

[1]) Essays, II, p. 17.
[2]) Essays, II, p. 10.

heiß trinke, können nicht ansehen, daſs es ein wildes Pferd reite. Es ist eine keine andere Hilfe, wer es zum braven Manne erziehen will, muſs es wahrhaft in seiner Jugend nicht verweichlichen und muſs oft die Regeln der Ärzte hinte setzen. Es ist nicht genug, seine Seele festzumachen, man muſs ihm auch die Mus stählen; die Seele unterliegt der Anstrengung, wenn der Leib ihr nicht beis sie hat zu viel zu thun, wenn sie zweien Ämtern vorstehen soll. Ich weiß, sich die meinige in Gesellschaft eines so weichen, reizbaren Körpers plagt, der so sehr auf sie steift und stützt, und werde bei meinem Bücherlesen oft gewa daſs meine Meister in ihren Schriften in manchen Fällen das für Größe Seele und Stärke des Geistes ausgeben, was eigentlich mehr von der Dichte Haut und der Härte der Knochen abhängt."

Wert der Geschichte.

Richtig auf der andern Seite ist, was Montaigne über den Unterri in der Geschichte bemerkt: „Vermittelst der Geschichte wird der Zögling den größten Männern der besten Zeiten Umgang haben. Es ist dies ein Studi von unschätzbarem Nutzen, und das einzige, welches, wie Plato sagt, die Le dämonier sich vorbehalten hatten. Welchen Vortheil wird er nicht in diesem Fa vom Lesen der Lebensbeschreibungen unseres Plutarch ziehen? Aber mein H meister möge nicht vergessen, was eigentlich der Zweck seines Amtes ist, er m seinem Schüler nicht sowohl Jahr und Tag der Zerstörung von Karthago, die Charaktere Hannibals und Scipios einprägen. Er lehre ihn nicht sowohl Begebenheiten selbst, als richtig darüber urtheilen."[1])

Selbstbeherrschung.

Montaigne empfiehlt, daſs man den Zögling zunächst sich selbst kenn und sich selbst beherrschen lehre, damit er gut leben und gut sterben kön Das sei die Kunst, die uns frei mache, und nicht unnützer wissenschaftlic Plunder. Darum dürfe man den Zögling nicht dem Zorne und der düste Laune eines wüthenden Schulmeisters preisgeben, ihn nicht durch zu vie Lesen verdummen, was in vielen Erziehungsanstalten geschehe. Einem tüchtig Zögling müsse Garten, Tisch, Bett, Einsamkeit, Gesellschaft, Vormittag, Na mittag, alle Stunden einerlei, jeder Ort zum Studieren geeignet sein. Da die Philosophie, welche als eine Bildnerin des Verstandes und der Sitt sein hauptsächlichstes Studium ist, habe das Privilegium, überall zu Ha zu sein.

Vielwisserei.

Trefflich sind die Aussprüche des Verfassers gegen das todte Wissen: „Was hilft's uns, den Magen mit Speisen zu füllen, wenn sie nicht verdaut werden, sich nicht in Nahrungssaft verwandeln, wenn sie uns nicht Wachsthum und Kräfte geben? Wir lehnen uns so ganz auf fremde Schultern, daſs wir darüber unsere eigenen Kräfte vernichten. Will ich mich gegen die Furcht vor dem Tode waffnen, so geschieht es durch Aussprüche des Seneca; suche ich Trost für mich selbst oder für einen andern, ich entlehne ihn von Cicero. Ich hätte den Trost aus mir selbst geschöpft, hätte man mich darauf geübt. Ich liebe diese ermittelte und erbettelte Befriedigung nicht. Könnten wir auch durchs Wissen anderer gelehrt werden, weiser werden wir gewiſs nicht anders, als durch unsere eigene Weisheit."

---

[1]) Essays, I, p. 25.

In der Politik gehört Montaigne zu den Gemäßigten. Der gerade Politik.
g, meint er, ist am Ende doch der ersprießlichste, und der stärkste Beweis
licher Verderbtheit ist die Verbannung der Wahrheit. Alle rechtmäßigen
strebungen sind ihrer Natur nach gemäßigt; wo nicht, so verkehren sie sich
aufrührerische.

Montaigne beklagt die Verirrungen der Regierung unter Karl IX. Er
int, der arme gute König sei zur Bartholomäusnacht nur durch seine Umgebung
tgerissen worden. Er bewundert den Mann der Vermittlung, Heinrich IV.,
i Fürsten, „der lieber geschlagen sein möchte, als dass er schliefe, indes man
) für ihn schlüge, und der die Seinen nie etwas Großes in seiner Abwesenheit
Ubringen sah, ohne Eifersucht zu fühlen". Interessant ist sein Ausspruch von
: Zähigkeit des Lebens gewisser Staaten: in welche Lage man
bringe, sie rücken und legen sich, bis sie sich geordnet haben. Hinsichtlich
rjenigen, die eine Staatsverfassung erschüttern, spricht er
e große Wahrheit aus, dass sie gewöhnlich zuerst unter den
rümmern begraben werden. „Die Majestät des Königs steigt weniger
cht von dem Gipfel zur Mitte herab, als sie von der Mitte gänzlich in die
iefe sinkt." — Er räth, das Altbegründete hoch zu achten und nur mit äußerster
honnenheit und bei dringendem Bedürfnis abzuändern. „Wir werden gerne
isvergnügt mit der gegenwärtigen Lage; dennoch aber behaupte ich, unter einer
olksherrschaft eine Oligarchie verlangen oder in einer Monarchie irgend eine
idere Verfassung, ist Unrecht und Thorheit. Ist etwas baufällig, so mag man
stützen; aber eine so gewaltige Masse umgießen und die Grundlage eines so
chtigen Gebäudes verändern wollen, das heißt einzelnen Mängeln durch all-
meine Zerrüttung und den Krankheiten durch den Tod Hilfe bringen. Es ist
r leicht, ein Volk mit Verachtung seiner alten Gebräuche zu erfüllen; aber eine
ssere Einrichtung an die Stelle der zerstörten zu setzen, das hat schon manchem,
r es versucht hat, nicht vonstatten gehen wollen." Montaigne kannte die Fragen,
e damals England bewegten, und meinte, die im Volksinteresse geschriebenen
ücher machen die Lage eines Königs schlimmer als die eines Kärrners, und die
em monarchischen Princip Huldigenden geben ihm an Macht und Souveränität
ne Stellung einige Klafter hoch über Gott. Ihm gefällt der freie Zustand des
lfranzösischen Edelmanns, der, wenn er sich an seinen Herd hocken wolle, so frei
i wie ein König.

Hinsichtlich des Glaubens finden wir merkwürdige Äußerungen. Er mag Religion.
ie Manier der Bibelleser nicht, die Welt mit altteſtamentarischen Namen Bibel-
u erfüllen. Was sei damit geschehen, dass die Bibel in die Volkssprache über- lesen.
tzt wurde? Die Leute verständen doch nicht alles, was sie in der Schrift
inden; die eitle Wortgelehrsamkeit sei eine Pflegerin der Anmaßung und
ermessenheit. Übrigens gesteht er ein: „Es ist eine Wirkung der göttlichen
orsehung, dass sie ihre heilige Kirche durch so viele Stürme hat erschüttern
assen, um durch diesen Widerstreit die frommen Seelen aus dem trägen
chlummer zu wecken, in welchen eine so lange Ruhe sie versenkt hatte.
Wenn wir den durch die Zahl der Verirrten erlittenen Verlust gegen den
Gewinn abwägen, dass wir wieder in Athem versetzt wurden, dass durch

diesen Streit unser Eifer und unsere Kräfte wieder geweckt worden sind, weiß ich nicht, ob nicht der Nutzen den Schaden überwiegt."

Gewissensfreiheit. Montaigne ist gegen Gewissensfreiheit, denn den Parteien Freiheit lassen, ihre Meinungen zu nähren, heiße die Zwietracht erst recht breiten, da nunmehr keine Schranken der Gesetze mehr stattfinden, die ihren Lauf bändigen. — Übrigens meint er: „Einige machen die Welt glauben, glaubten, was sie doch nicht glauben; andere in noch größerer Anzahl machen es sich selbst glauben und können sich doch gar keine Rechenschaft darüber geben was sie denn eigentlich Glauben nennen." Schließlich bescheidet sich Montaigne dahin: „Da Ehrgeiz, Habsucht, Vermessenheit mich bestürmen, und da ich manchen anderen Feind des Lebens an mir selbst habe, sollte ich wohl viel über die Bewegung des Weltalls nachdenken? Die menschliche Vernunft ist schwach oder vielmehr ganz und gar nichtig, die Ergebnisse des menschlichen Denkens sind schwankend. Wer sagt uns, dass wir Mittelpunkt und Zweck des Weltganzen sind? Unter allen uralten menschlichen Meinungen sei diese am wahrscheinlichsten, am meisten zu entschuldigen, welche Gott als eine unbegreifliche, alle Dinge hervorbringende und erhaltende Macht anerkenne, als ein Wesen, welches, ganz Güte und Vollkommenheit, die Verehrung der Sterblichen gnädig aufnehme, unter welcher Form, unter welchem Namen und auf welche Weise sie auch ihm gebracht werde.

Schwäche des Geistes.

Stimmt Montaigne schon hier mit Rousseau überein, so ist er auch in der Idee vom Naturzustande ein Vorläufer Rousseaus. Da sei wahres Glück keine Dienstbarkeit, kein Reichthum, keine Armut, keine Erbschaftentheilung, sondern nur Ruhe und Heiterkeit, die Seelen seien frei von jeder Leidenschaft, von jedem angestrengten peinlichen Denken. Hin und wieder fallen Worte voll Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele: es finde kein beharrliches Dasein weder unseres Wesens, noch der Seele. Unser Urtheil und alle sterblichen Dinge seien in endlosem Fließen und Umwandeln befangen. Der Urtheilende und das Urtheil bewegen sich in ewigem, endlosem Schwanken. In uns selbst sehen wir keine Fähigkeit, die auf etwas anderes hindeute, als auf Tod und Ende. Nur Gott habe uns gesagt und der Glaube, dass wir unsterblich seien.

Unsterblichkeit.

Einen Staat gründen auf diese Anschauungen vermöchte niemand. Trost böte diese Lehre nimmermehr einem bedrängten Herzen.[1]) Montaigne selbst hat, als er sein Ende nahen sah, Trost in der Religion gesucht und wie ein frommer Christ die Sacramente empfangen.

Naturzustand. Seine Anschauung von den Naturvölkern ist gerade so falsch, wie die von Rousseau. Er verkennt, dass Kunst die wahre Natur des Menschen ist. Aber wie Rousseau, so mag er auch durch den Anblick von Verkehrtheit zu seinen Äußerungen getrieben worden sein. Er spricht in bitteren Worten über die Schulen seiner Zeit, die wahre Gefängnisse einer eingekerkerten Jugend seien, in denen man nichts höre als das Geschrei gemisshandelter Kinder und vom Zorn berauschter Lehrer. Er verhöhnt die Ärzte ob der Wahl ihrer meisten Mittel, denen sie den linken Fuß einer Schildkröte, Maulwursleber, Blut, unter dem linken Flügel weißer Tauben abgezapft, und andere Abgeschmacktheiten beimischen;

[1]) Essays, I, p. 22; II, p. 23.

bringt entsetzliche Thatsachen vor über Verdrehung des Rechtes, über : Nothlage der Bauern, über die Wildheit der Söldner, die t selten bei Gelegenheiten von Ehrensalven ihre Befehlshaber niederschießen. e Gesunkenheit damaliger gesellschaftlicher Zustände sind seinen Versuchen scharf gezeichnet, — aber auch die Ermattung r Geister: statt erhebender Wahrheiten finden wir überall bei ihm nur ein ges „Vielleicht" und statt eines kühnen Einstehens und Aufopferns nur die re: „Wähle die Mittelstraße, dass du gut durchkommst."

Diese Gedanken sind in den 1580 zum erstenmale erschienenen „Essays" halten: sie machten den Verfasser bald in Europa bekannt. Das siebzehnte hrhundert bekämpfte sie, es war die von Malebranche und Port-Royal aus- ende christliche Gesinnung; das achtzehnte Jahrhundert berauschte sich an nem Zweifel und seinem Eifer für Duldung.

Montesquieu sagt einmal, bei den meisten Schriftstellern sehe man n Mann, der schreibt, bei Montaigne aber den Mann, der denkt. Sicher, ontaigne ist ein unabhängiger Geist, seine Überzeugung ist sein einziger ßstab. Dies fühlt der Leser und ist zugleich bezaubert durch die Frische d Anmuth des Ausdruckes. „Aber durch den Anblick der Folgen der eligionskriege erschreckt, kommt er zuletzt zu einem Grade des Zweifelns, s er nicht einmal sagt: ‚Ich zweifle', denn das wäre schon positiv, sondern r zur Frage: ‚Was weiß ich?' Er endet im Zweifel, der an sich selber eifelt." [1]) —

Das französische Drama.

Das Drama blieb noch lange in der alten Bahn, die Gesellschaft der Drama. rüder von der Leidensgeschichte, welche bis 1552 dauerte (wo ihre Privi- gien auf die Comédiens übergieng, aus denen das jetzige Théâtre français ntstand), bekam bald eine Nebenbuhlerin in der Bruderschaft der Narren ber der Enfants sans Souci, der Hans ohne Sorge, die unter einem Sottises. arrenfürsten (Prince des sots) stehend, Sottises, Narretheien oder welt- che Possen aufführten, in denen sie Geistliche wie Staatsmänner, hin und ieder selbst den König angriffen. Der Spott war oft derb wie in der alten omödie zu Athen, man verbot darum von Zeit zu Zeit diese Vorstellungen, estattete sie dann aber zuletzt immer wieder.

Ludwig XI. bedrohte einmal den Narrenkönig mit der Strafe des Stranges, enn die Anspielungen nicht bescheidener würden. Ludwig XII., dessen Mangel u Freigebigkeit einst angegriffen wurde, antwortete auf die Mahnung, die Ge- llschaft aufzuheben: „Ich will lieber, dass die Leute über meinen Geiz lachen, ls über meine Verschwendung weinen." — Unter Franz I., über dessen Kriege,

[1]) Henri Martin, l. c. IX, p. 396—401.

Verschwendung und Liederlichkeit sich gar viel Bitteres hätte sagen lassen, wurde die Sottises verboten.

Les clercs de la Basoche.

Der Übergang aus der Kühnheit und Derbheit der alten in die Feinheiten der neueren, aus der politischen in die Charakterkomödie, ward durch die Gesellschaft der Schreiber von der Basoche vermittelt; so hieß eine alte Verbindung von Advocaten, Procuratoren und Schreibern, welche unter Philipp dem Schönen (1285—1314) unter anderen Vorrechten auch die erhalten hatte, sich einen König zu wählen und eigene Münzen zu prägen. Durch die Vorrechte der Bruderschaft vom Leiden Christi verhindert, Mysterien aufzuführen, stellten sie Moralitäten dar, in denen sich das komische Element rasch erweiterte, so daſs bald aus der Farce die neue Charakterkomödie sich bildete.

Moralitäten.

Pathelin.

Das berühmteste ihrer Stücke ist eine „Farce du Maistre Pathelin“ eines Gemisches von Schurken und Witzbolds, welches so sehr gefiel und so aufgeführt ward, daſs einzelne Verse Sprichwörter wurden. Hier ist echte komische Kraft. Pasquier sagte davon: „Ich lese und lese es wieder und es gefällt mir so sehr, daſs ich es allen griechischen, lateinischen und italienischen Lustspielen vorziehe.“ Wer ist der Verfasser? Eine Literaturgeschichte schreibt es der andern nach: Peter Blanchet, geboren 1459 und gestorben 1519 in Poitiers, früher Dichter von Satiren und Ringelliedern, im vierzigsten Jahre aber Priester, habe den „Pathelin“ gedichtet und 1474 sei die erste Ausgabe davon erschienen. Allein dann müſste Blanchet dieses Meisterstück derber Komik schon als Knabe von vierzehn Jahren verfaſst haben, auch erschien die erste Ausgabe 1490, schon 1469 aber heißt patheliner so viel als lügen und betrügen wie der Advocat Pathelin.

Blanchet.

Classicismus.

Die Begeisterung für das falsch verstandene classische Alterthum war schuld, daſs das französische Drama mitten in seinem besten Vorschreiten eine falsche Richtung einschlug. Unter Franz I. fieng man an, griechische und römische Dramen zu übersetzen. Unter Heinrich II. faſste Jodelle den Plan, das alte Theater zu vernichten und ein neues nach Art der Griechen zu gründen. Für das wesentliche Merkmal des griechischen Dramas hielt man nach einer falsch verstandenen Stelle des Aristoteles die drei Einheiten, die der Handlung, die des Ortes und die der Zeit, so daſs eine Handlung an ein und demselben Orte binnen vierundzwanzig Stunden verlaufen müsse. Calderon und Shakespeare halten sich an die Einheit der Handlung, aber nicht an die des Ortes, noch der Zeit. Die Franzosen aber haben diese Schranken anerkannt, mit welchen nach dem richtigen Ausdrucke Victor Hugos seit zwei Jahrhunderten Mittelmäßigkeit, Neid und Handwerksgeist das Genie in Fesseln legten; es seien die Scheren, mit denen man die Fittige des Genius zustutzte.

Die drei Einheiten.

Jodelle.

Jodelle ist zu Paris 1532 geboren und 1573 gestorben; mit Ronsard und du Bellay eine neue Zeit für die französische Dichtung herbeizuführen bestrebt,

faßte er nach griechischem Vorbild zwei Trauerspiele, „Die gefangene Kleopatra“ d „Dido“, und ein Lustspiel, „Eugène oder die Begegnung“. Der Dichter und e Freunde mußten aus Mangel an Schauspielern die „Kleopatra“ selber auf-ren, fanden jedoch von Seite Heinrichs II., der mit seinem Hofe zusah, ßen Beifall; Jodelle selbst erhielt ein Geschenk von 500 Thalern. Jetzt wurde Stück Mode. Ronsard und seine Schule feierten den Sieg in antiker Weise, veranstalteten ein Fest in Arcueil, bei dem sie dem Dichter einen mit Blumen ierten Bock schenkten, mit dessen Blut sie sich besprengten und dabei einen Päan f Bacchus sangen, ja die Gegner behaupteten sogar, sie hätten dem Bacchus en Bock geopfert. Das Stück selbst ist, ein gewisses gelehrtes Pathos abge-huet, armselig und packt nicht; keine schöpferische Kraft zeigt sich in den Cha-teren und in der ganzen Handlung, die Chöre sind noch das Beste; das Ganze eine Schularbeit. Zwanzig Jahre alt, ließ Jodelle seine „Kleopatra“ aufführen, : er in wenig Tagen verfaßt hatte. Von da bis zu seinem Tode schuf er nichts hr.[1]) Der König verwendete ihn oft zur Anordnung von Festlichkeiten. Als aber odelle für das Fest, welches Heinrich dem Herzog Guise 1558 gab, mit seinen ordnungen nicht fertig wurde aus Liebe zum Becher, wie man ihn beschuldigte, m er in Ungnade und starb vergessen und im Elend im Spitale. Boileau faßte odelles Regel, die für das Drama bei den Franzosen in Kraft blieb, in die erse zusammen:

„Qu'en un lieu, qu'en un jour, un seul fait accompli
Tienne jusqu' à la fin le théâtre rempli.“

Warm ward Jodelle in seinem Unternehmen insbesondere von Jean ntoine de Baif (1532—1584), dem Sohne des französischen Gesandten in Baif. enedig, unterstützt. Beide genossen den Unterricht Daurats, eines berühmten nners der alten Literatur, und lernten mit solchem Eifer, daß der eine, ehe nach Mitternacht zu Bette gieng, immer seinen Freund aufweckte, damit dieser i der Lampe die Studien fortsetze. Bald versuchte sich de Baif mit Glück in onetten, aber auch ohne Glück in der Modelung der französischen Sprache nach tikem Vorbilde; so wollte er ihr den lateinischen Comparativ und Superlativ nimpfen, weshalb ihn du Bellay in den Versen preist:

„Bravime esprit, sur tous excellentime,
Doct, doctieur et doctime Baif!“

eshalb aber auch der Cardinal Duperron boshaft bemerkte: „Baif ist ein ter Mensch, aber ein schlechter Dichter, zumal er auch nach der Quantität, wie n Griechischen und Lateinischen, die Verse messen wollte.“ — Nicht minder wollte : eine neue Orthographie einführen, die Worte sollten geschrieben werden, gerade ie man sie ausspricht, wogegen aber Baco von Verulam mit Recht auf den Sprachgebrauch als einzigen Richter und bei der Verschiedenheit er Aussprache in den einzelnen Provinzen darauf hinwies, aß die einheitliche Schreibweise die einzige Sprachverbindung er Nation sei. Baif hatte die Gabe, gleichstrebende Kräfte um sich zu ver-inigen, und kann als der Gründer der ältesten gelehrten Gesellschaft in Frank-eich betrachtet werden. Karl IX. gab ihm die Vollmacht, eine Akademie

[1]) Les oeuvres et mélanges poétiques d'Etienne Jodelle, sieur de Limousin. Paris 1574. — Sainte-Beuve, Poésie française au seizième siècle, Paris 1848, . 209.

für Dichtkunst und Tonkunst zu gründen. Heinrich III. ernannte ihn zu seinem Geheimschreiber, besuchte ihn sogar in seiner Wohnung und machte ihm reiche Geschenke, auch unterschrieb er mit Katharina von Medici de Br Plan zur Gründung einer gelehrten Genossenschaft. Baif gehört zur sogenannten

La pleïade française.

Pleïade (Daurat, Jodelle, du Bellay, Belleau, Pontus du Thiard, Ronsard). Wie man nämlich in Alexandrien einst ein Siebengestirn von tragischen Dichtern zählte, so sollte auch Frankreich sein Siebengestirn für eine neue bessere Dichtung haben. Gelehrsamkeit, Formgewandtheit hatten allerdings diese Dichter wie die Alexandriner und wie diesen fehlte auch bei ihnen — das eigentliche dichterische Ge-

Ronsard.

Der bedeutendste Dichter unter ihnen ist Ronsard (1525—1585), der seinen Zeitgenossen le prince des poètes français genannt; das Manifest der

Du Bellay.

Partei schrieb du Bellay.[1]) Der Dichter (1524—1560) ist ein Neffe des berühmten Cardinals gleichen Namens, war in seiner Jugend viel krank und fühlte beim Lesen lateinischer Dichter sich berufen, ihren Ruhm zu theilen. Seine Lieder gefielen, er stand in hohem Ansehen am Hofe Franz' I. und seiner Schwester Margaretha. Der Dichter trat in den geistlichen Stand, lebte aber wie Weltmann: hatte Petrarca 300 Sonette zu Ehren Lauras verfaßt, so schrieb er zu Ehren einer Oliva 500 Lieder.[2]) In Rom besang er in 47 Sonetten Alterthümer, in seinen „Regrets" erreichte er jedoch Ovid bei weitem nicht. Heinrich II. stand er dann in Paris in hohen Ehren.[3])

Am bedeutsamsten ist du Bellays Prosaarbeit: „Beleuchtung der französischen Sprache", durch welche er eine bessere Epoche der Poesie vorbereiten wollte. Er kämpft darin ebensosehr gegen die Schriftsteller, welche lateinisch schrieben, weil sie die französische Sprache zum Ausdruck höherer Ideen für ungeeignet hielten, als gegen diejenigen, welche französisch, aber in der Form des Mittelalters, zu dichten fortfuhren; insbesondere erklärte er sich gegen den unmäßigen Gebrauch der Allegorie wie im „Roman von der Rose". Das Studium und die Nachahmung der griechischen und lateinischen Poesie sei das beste Mittel, um der französischen Dichtung einen tieferen Gehalt und eine edlere Form zu geben. Auch die besseren Werke der Spanier und Italiener möge man studieren, übrigens werde namentlich das Studium der lateinischen Sprache, der Mutter der französischen, Kürze, Kraft und Klarheit des Ausdruckes lehren. Von den Dichtern verlangt er Begeisterung, die entsagen, die dulden könne; schmählich seien der Leichtsinn und die Schmeicheleien, die um Geschenke und Wohlleben zum Zweck hätten.

Ronsard galt als derjenige, welcher diese Grundsätze ins Leben einführte.

Ronsard.

Er war geboren 24. Februar 1525, am Tage der Schlacht von Pavia, und ein zeitgenössischer Dichter meinte, die Geburt eines solchen Genies sei ein

[1]) In seiner „Défense et illustration de la langue française".

[2]) Cantiques.

[3]) Als du Bellay halb taub von einer Reise nach Rom zurückkehrte, pries er sich glücklich, wenigstens in etwas dem großen Ronsard, der ganz taub war, ähnlich zu sein:

„Demi-sourd, ô quel heur! Plût aux bons dieux, que j'eusse
Le bonheur tout entier, que du tout je le fusse."

digung genug für jene Niederlage. Er machte seine Studien zuerst im Collegium Laufbahn.
barra, aber die unmäßige Strenge vertrieb ihn und er wurde Page des Kron-
zen. 1538 gieng er mit Jakob V. und Maria von Lothringen
h Schottland und nach einem Aufenthalte von dreißig Monaten von da
h England. Der Herzog von Orleans betraute darauf den schönen, geist-
en Mann mit Gesandtschaften nach Flandern und Seeland, zum Reichstage
Speier, nach Piemont. Eine glänzende Laufbahn stand ihm bevor, aber infolge
r Krankheit wurde er taub und beschloss sich hinfort bloß der Wissenschaft zu
hen. Später verglich man seine Taubheit mit der Blindheit Homers und Car-
al du Perron schrieb: „Glückseliger Tauber, der du das Ohr der Franzosen
hlossen hast, um die Orakel und Mysterien der Poesie zu vernehmen! Welch
iges Gehör hast du nicht für den Verlust des sinnlichen empfangen! Ver-
ssen für das Geräusch des Lebens, belauschest du umso besser die Musik der
hären und die Accorde deiner eigenen Seele." — Mehrerer neuerer Sprachen Nach-
dig, lernte Ronsard jetzt, mit Baif im Fleiße wetteifernd, durch Daurat die ahmung der Alten.
nischen und griechischen Geisteswerke verstehen. Früher hatte man ihn oft über
Werken des Clemens Marot überrascht, jetzt trat er gegen diesen früher
tfertigen, später vom Ernste des Calvinismus angewehten Dichter auf,[1]) da-
n verband er sich mit den Männern der Pleïade, denen die Mode werdende
wunderung des classischen Alterthums schon vorgearbeitet hatte.[2]) Um den Geist
Nation zu heben, sündigte Ronsard am Geiste der Nation: pindarische Oden
der alten Chansons, zusammengesetzte Wortformen wie im Griechischen, Über-
gungen antiken Empfindens in das Leben des sechzehnten Jahrhunderts, der
rsuch, die Dialecte (Patois) für die Dichtung in ähnlicher Weise wie die
chen zu benützen! Die alte Literatur galt ihm an und für sich als muster-
t, er ahnte nicht, dass sie nur unsern Gesichtskreis erweitern, unsern Boden
chten solle; er entlehnte die eigenthümlichen Redeweisen und Ausdrücke der
en geradezu; er entlehnte, statt sich an ihnen zu bilden. In seinen „Amours"
hte er Ovid, in seiner „Franciade" ahmte er Virgil, in seinen „Oden" ahmte
Pindar und Horaz nach und, da niemand sich ganz von seiner Zeit losreißen
n, so fiel er oft mitten zwischen antiken Wendungen in den Ton der neuen
t zurück. Ein neuer Geist schafft neue Anschauungen und Worte
d Wendungen, er war aber ein Mann der Neuzeit und wollte
n Dichter der alten sein, und das macht das Widerspruchs-
lle, Ungelenke, das Dunkle an ihm aus. Übrigens commentierten
uret und Remy Belleau seine dunklen Stellen und fanden, er sei ein Ron-
piegel der Kunst und ein Wunder der Natur. Die Könige Heinrich II. und sards Be-
ranz II. überhäuften ihn mit Ehren und Geschenken, die Akademie der rühmt-
lumenspiele in Toulouse schenkte ihm eine Minerva massiv aus Silber. heit.
laria Stuart schickte ihm ein Geschenk aus ihrem Gefängnis. Karl IX.
ß ihn einmal sogar neben seinem Throne platznehmen. Elisabeth von
ngland sandte ihm Diamanten. Tasso las ihm in Paris die ersten Gesänge
s „Befreiten Jerusalem" vor. Ronsard selber war überzeugt von der Unsterblichkeit
ines Ruhmes und hielt sich für den König der Dichter. Als er 1585 starb,
elt ihm ein Cardinal die Leichenrede. Montaigne meinte, die französische
ichtung habe in Ronsard ihre Vollendung erreicht. 1585—1630 erschienen neun
ue Ausgaben und blieb die Bewunderung für Ronsard sich gleich.

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 50, 649 dieses Werkes.
[2]) A. Ronsard l'Apollon de la source des Muses.

Gegner. Aber auf eine übertriebene Bewunderung kam eine Zeit übertriebe Geringschätzung. Der berühmte Arnauld erklärte öffentlich: es sei eine Sch für die Nation, Ronsards Dichtungen geschätzt zu haben. Bald hören daſs sich niemand mehr rühmte, seine Werke zu besitzen, und es wenige gab, die ihn lasen. Erst 1828 gelang dem geistreichen Sainte-Beuve Ehrenrettung Ronsards, indem er auf seine Verdienste um die Sprache, seine reine Begeisterung für das Schöne und darauf hinwies, daſs er in Nation den Ehrgeiz angeregt habe, mit den Griechen und Römern in Literatur zu wetteifern, daſs er den Stoff zu einer höheren Entwicklung sammelt und den großen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts den gebahnt habe. Gilt er auch nicht mehr für ein schöpferisches Genie, so für ein bedeutendes Talent.[1])

Malherbe. Den Hauptstoß gegen Ronsards Ruhm hatte Malherbe geführt. D ist geboren zu Caen 1555 und gestorben zu Paris 1628; ein Normanne reicher Familie, rühmte er sich von einem der Gefährten Wilhelms des Erob abzustammen. Seine Studien begann er zu Paris und vollendete er in Basel Heidelberg. Anfangs im Gefolge Heinrichs von Angoulême, führte er später Waffen im Heere der Liga. Als Heinrich IV. zur katholischen Kirche übert schloſs er sich mit Eifer ihm an und verherrlichte ihn als den großen König seinen Versen, stand auch in hoher Gunst bei ihm und nach seinem Tode Maria von Medici. Der Tod seines Sohnes, der in einem Zweikampfe trübte seine letzten Tage. Auch Malherbe hatte seine Schüler: Colomby, Ra Maynard, Touvant, Yvrandes, du Moustier, Arbaud de Porchères. Die b waren Racan und Maynard; vom ersten meinte er, er habe Kraft, feile seine Verse zu wenig; vom zweiten, er mache die schönsten Verse, aber zu wenig Feuer; beide zusammen würden einen großen Dichter ausmachen, diesen hielt er sich selber. Aber auch er ist mehr Talent als Genie, mehr kr als schöpferisch, „der Tyrann der Silben".[2]) Mit seinen Schülern gieng er Ron Gedichte durch und zeigte ihre Mängel, den Hang zur Übertragung des thums, wo die Gegenwart mit ihm keine Ähnlichkeit habe, die pedantische wendung der alten Mythologie, die geschmacklose Sprachmengerei, die Dunk des Ausdruckes, während die dichterische Sprache so gemeinverständlich sein wie die prosaische, die Anwendung der Dialecte, während das beste Franz in Paris gesprochen werde. „Der Pariser," sagt Arnd,[3]) „hat nichts von sinnlich-phantastischen Lebendigkeit des Provençalen, die nach Italien zeigt, dem rhetorisch-pomphaften und selbstsüchtigen Wesen des Gascogners, der Spanien erinnert, nichts von der Zähigkeit und Härte des Normannen, langsam schweren Sinn des Flamländers und Lothringers, die auf England Deutschland deuten. Alle diese einzelnen französischen Stämme besitzen mehr Fehler als die Vorzüge der fremden Nationen, denen sie in einzelnen

[1]) Sainte-Beuve gab „Oeuvres choisies de P. Ronsard avec notic notes et commentaires" (Paris 1828) heraus; Eugène Gandar eine Abhandlu „Ronsard considéré comme imitateur d'Homère et de Pindare." Metz 1854.

[2]) Man warf ihm vor, er sei ein „froid et sec grammairien, qui ne sait qu proser de la rime et rimer de la prose".

[3]) Arnd, Geschichte der französischen Literatur. Berlin 1856. I, S. 139.

lich zu sein scheinen. Der Pariser ist mit seiner geistreichen Lebendigkeit und weglichkeit, seinem das Leben verschönernden Sinne, der glücklichen Mischung südlichem und nördlichem Temperament in seinem Charakter, der ihm eigenmlichen Freiheit des Inneren, seinem von keiner ausschließenden Richtung ngten Wesen, der wahre Franzose, welche Fehler sich ihm auch durch die nderen Zustände seines Landes, durch Zeit und Umstände für den Augenblick ehängt haben mögen."

Malherbe verwirklichte in seinen Dichtungen seine Grundsätze, er zeigte r darin weniger Begeisterung als Klarheit des Gedankens und Bestimmtheit Ausdrucks; er gab der poetischen Diction der Franzosen ihre feste Form. r Verstand wiegt darin vor, wie überhaupt in der Poesie der französischen tion. „Sie suchte", meint derselbe Schriftsteller mit Recht, „in ihrer Poesie nur e veredelte und möglichst allgemeine Form für die Darstellung der Außenwelt, in ihr eine moralisch-ästhetische Gesetzgebung für die Behandlung des Lebens, b überließ es anderen der Wirklichkeit und Gegenwart nicht so vollkommen gegebenen Völkern, die Poesie wie eine höhere Offenbarung, ein Mirakel und Mysterium, hervorzubringen und aufzunehmen. Das französische Volk besitzt en unerschöpflichen Fond von geistigem Leben und gestaltender Kraft, aber es t diesen Reichthum mehr in Thaten als in Bildern ausgesprochen."[1]) —

Memoiren.

Die neue Zeit, Vorwiegen des Verstandes, macchiavellistische Gesinnung, den wir in den drei Bänden der Memoiren des Philipp von Comines er Comynes. Comines.

Er stammt aus einer alten Familie Flanderns, ist geboren auf dem Schlosse mynes bei Lille 1440 und gestorben 1509. In seiner Jugend lernte er lienisch, deutsch und spanisch; später bedauerte er sehr, dass man ihn nicht m Studium des Latein angehalten habe. 1464 kam er in den Dienst Karls s Kühnen, begleitete ihn in den Krieg des öffentlichen Wohles, stand an ner Seite in der Schlacht von Montlheri und kehrte mit ihm nach Burnd zurück. So mächtig, so reich, so kriegstüchtig auch Karl der Kühne war, drängte sich frühe schon dem schlauen Comines die Überzeugung auf, dass Unsonnenheit diesen Fürsten zum Fall bringen werde. Er war es in Peronne, x, als der listige Ludwig XI. in der Falle war, den stürmischen Unmuth Ludwig XI. arls beschwichtigte und insgeheim Ludwig die Punkte mittheilte, in denen er chgeben müsse, um nicht sein Leben zu verlieren. Und Ludwig XI. vergaß m diesen Dienst nie, weniger weil sein Herz dankbar war, als weil er einen taatsmann zu schätzen wusste. Er gab sich alle Mühe, diesen geschickten Minister m Karl loszuziehen, und 1462 trat Comines in die Dienste Frankreichs. Da hien ihm seine Zukunft sicherer und besser, als unter der Gunst eines Fürsten, n sein Stolz unbesonnen machte und wehrlos gegen Arglist. Ludwig überhäufte n mit Geschenken in Geld, in Gütern, z. B. dem Fürstenthum Talmont, mit hrenstellen, und Comines wurde einer der reichsten und mächtigsten Herren ankreichs dafür, dass er seinen alten Herrn verrathen und sich zum willigen

[1]) Arnd, l. c. I, S. 142—143.

und geschickten Werkzeug der Pläne Ludwigs XI. hingegeben hatte. Er wurde den wichtigsten und heiklichsten Angelegenheiten verwendet und scheute sich bei den arglistigen Plänen eines Herrn mitzuhelfen, der keinen Widerspruch Seite seiner Diener duldete und sie nur nach der Geschicklichkeit würdigte, der sie ihm halfen. Kaum war Ludwig XI. todt, so half Comines den P gegen dessen Tochter Anna, und der frühere Sclave stellte sich jetzt an die der Empörer. Aber man kam ihm auf seine Schleichwege und mehrere M saß er in einem der eisernen Käfige im Thurm von Loches und das Parla verurtheilte ihn zum Verlust des Viertels seiner Güter und verbannte ihn zehn Jahre vom Hofe. Desungeachtet finden wir ihn 1493 schon wieder Unterhändler bei wichtigen Anlässen. Karl VIII. leistete er große Dien Italien, aber er klagt selber darüber, dass man seinen Rath zu wenig b und ihm zu wenig traue. Ludwig XII., für den er doch früher gegen aufgetreten war, misstraute ihm gleichfalls und verwendete ihn zu keinem 1509 starb Comines auf seinem Schloss Argenton. Merkwürdig ist der Ver des Mannes, die Kaltblütigkeit, mit der er politische Thaten erzählt, die Seelen mit der er Ludwig XI. hilft und dabei doch die Überzeugung hat, dass Dy nichts Dauerndes schaffe. Er bewundert seine Klugheit, hat aber zu wenig um seine Grausamkeit und Arglist zu hassen. „Er würde Ludwig XI. L dem Heiligen vorziehen", sagt mit Recht ein Franzose von ihm. Er ist Bewunderer des Erfolges: alle Mittel sind ihm recht, wenn nur wirken. Seine Schreibart ist kalt und nüchtern, er ist der gerade G satz von einem Joinville und Tacitus, aber scharfsinniger kann man die Gründe des Verfalles eines Staates aufführen, als Comines es gethan Er ist das Muster eines pragmatischen Historikers. Seine Me wurden bald in mehrere Sprachen und von Sleidan ins Lateinische übe

Olivier de la Marche.

Höher an Herz und sittlicher Haltung, wenn auch geringer, was Präc elegante Darstellung und Schärfe des Urtheils anlangt, ist Olivier de Marche (1426—1502), 1439—1447 Page des Herzogs von Burgund ständiger Begleiter Karls des Kühnen von seinem Zug gegen die G an. Comines verrieth seinen Herrn, Olivier blieb ihm unerschütterlich auch in seinem Unglück. Bei wichtigen Sendungen verwendet und seinem H ob seiner Tapferkeit wie ob seiner Findigkeit theuer, lud er den bittersten Ludwigs XI. auf sein Haupt, dass der König von Frankreich sogar seine lieferung verlangte, um ihn nach Lust zu quälen, was natürlich Karl von B gund mit Hohn zurückwies. In allen Schlachten, in wichtigen diplomati Sendungen thätig, sah Olivier die stolze Macht Burgunds zu Boden sinken seinen Herrn in der Schlacht bei Nancy fallen. Die Treue, die er Karl widmet, übertrug er nun auf dessen Tochter Maria, die ihn zur Begrü ihrem Bräutigam entgegensandte, und Maximilian ernannte ihn zu s Obersthofmeister und hielt ihn bis zu seinem Tode in hohen Ehren. S Memoiren reichen von 1435—1492. Er ist vernünftig, klar, zuverlässig, Blondel Karls des Kühnen. Viele seiner Angaben sind hochwichtig, überh sein Buch bedeutsam, um ein richtiges Bild jener merkwürdigen Zeit des Üb ganges zu gewinnen.

Christine de Pisan.

Weniger bedeutsam für die Geschichte sind die Memoiren der Christine de Pisan über die Regierung Karls V. (1364—1380). Ihr Vater war Hofastrolog dieses Königs, sie selbst war in Venedig 1363 geboren und ist 1461 in Paris gestorben. Durch den Tod Karls V. kam ihr Vater und ihr Gemahl

Unglück und in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre war Christine eine arme we mit drei Kindern. Im Sturm verlor sie aber die Besonnenheit nicht, ihr erfinderischer Geist wusste Hilfsmittel zu schaffen. Sie hatte eine reiche ung, eine rege Phantasie, und verfasste Balladen, Lieder, und gewann Be- er. Als der Graf Salisbury gelegentlich der Vermählung Richards II. Paris kam, nahm er einen ihrer Söhne mit sich, um ihn als den seinigen en zu lassen. Galeazzo Visconti lud sie nach Mailand ein, Philipp Burgund nahm sich ihrer an, und so war es der tapferen Frau möglich, ner harten Zeit für ihre Mutter, wie für ihre Kinder zu sorgen und die ung aller Besseren sich zu erringen. Wenn sie auch nicht zu den Schrift- innen ersten Ranges gehört, so gehört sie doch zu den besseren, jedenfalls nen, welche immer für die Sache der guten Sitte eintraten.

De Thou. Die Geschichte der Zeit 1545—1607 beschrieb in classischem Latein in Büchern Jakob August de Thou.[1]) Dieses Werk war lange Zeit rch die Hauptquelle, aus der sich die Gebildeten über die neuere Geschichte pas unterrichteten; und die Größe des Planes, die Ordnung und Klarheit, Würde, der sittliche Ernst des Standpunktes rechtfertigen den hohen Namen Buches und lassen die oft lästige Ausführlichkeit und die oft zu gekünstelte bdisierung sowie die Neigung vergessen, im Eifer für den Staat in Zufällen chwörungen oder Wirkung geheimer Verbindungen zu sehen. Bossuet nennt Thou den großen, den zuverlässigen Geschichtschreiber. De Thou in Paris 1553 geboren und 1627 gestorben, er erhielt eine sehr gute Bildung zeigte frühe schon Spuren eines freien und forschenden Geistes. Nachdem er Bourges und Orleans die Rechte studiert hatte, wurde er Canonicus zu re-Dame in Paris. Hier sammelte er seine berühmte Bibliothek und den Gedanken, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Mit dem franzö- n Gesandten de Foix bereiste er dann Italien; es gab keine Bibliothek, Druckerei, die er nicht besuchte, keinen berühmten Mann, mit dem er nicht bindungen anknüpfte und bei dem er nicht Belehrung holte. Die einzelnen ovinzen Frankreichs hat er alle öfter bereist, unter den Schriftstellern war er entlich mit Montaigne befreundet. 1578 wurde er Parlamentsrath, 1581 tsrath, 1595 Präsident des Parlaments. Auf Andringen seiner Familie er aus dem geistlichen Stande aus mit Bewilligung seiner Oberen. Im aligen Parteikampf schloss er sich aus Pflichtgefühl enge an Heinrich III. obschon er dessen Gebrechen genau erschaute. De Thou war es, der dem ig rieth, sich mit Heinrich von Navarra auszusöhnen, und nach Deutsch- d reiste, um Hilfe zu suchen. Heinrich IV. setzte volles Vertrauen in ihn, namentlich am Zustandekommen des Edictes von Nantes großen Antheil te. Nach dem Tode Heinrichs IV. wurde er zu seinem Leidwesen zum Finanz- ector ernannt und hatte einige wichtige politische Verhandlungen zu leiten. 17 starb er, ohne sein Werk bis zum Tode Heinrichs IV. gebracht zu haben. Heinrich IV. gen Angriffe, die von ligistischer Seite auf sein Geschichtswerk gemacht wurden, rieb er die Memoiren, die für die Literatur — wie für die politische Ge- chte seiner Zeit wichtig sind.[2])

---

[1]) Augusti Thuani libri CXXXVIII. historiarum sui temporis.

[2]) Philarète Chasles, Discours sur la vie et les oeuvres de J. A. de Thou. Paris 1824. — Düntzer, De Thous Leben, Schriften und historische Kunst.

Cujacius.

Das Bild des geistigen Lebens im damaligen Frankreich wäre jed unvollständig, wenn wir nicht des Eifers für das römische Recht an Universitäten des Landes gedächten. Neigung zum römischen Recht war im vorhanden, damals aber ward sie durch einen ausgezeichneten Lehrer auf

Ruhm des Cujacius.

höchsten Grad gesteigert. Dieser ist Cujas, an den man damals im dachte, wenn man vom Rechtsgelehrten im allgemeinen sprach, wie unter dem Namen „der Dichter" ohne weiteren Zusatz den Homer verst Diego Mexia, Professor zu Salamanca, nannte ihn das strahlende Ges den Chiron, der sie alle als ebensoviel neue Achille erzogen habe. Der lehrte Engländer Arthur Duck sagte von ihm: er habe sein Vaterl und die Welt zu Ehren gebracht, und nie werde die Welt einen gelehrt und vortrefflicheren Rechtslehrer und einen braveren Mann wiedersehen, ihn. Der Neapolitaner Gravina, Professor in Rom, nannte ihn den V der wahren Rechtswissenschaft; „hätte er früher gelebt, so könnte er Commentatoren ersetzen." Nicht minder priesen die Deutschen seine Vort lichkeit. Der Westfale Eberhard Otto nannte ihn die Sonne der Re wissenschaft, das durchdringende Auge der Gerechtigkeit. Professor Bach Leipzig schrieb 1754: „Nie lebte weder vor, noch nach Cujas, und nie w jemand leben, der ihn an Wissenschaft und Verdienst übertreffen, ja ihm gleichkommen wird." Ja, die deutschen Rechtsgelehrten pflegten lange sc Namen nicht zu nennen, ohne ihr Haupt zu entblößen. — So sehr wa alle Nationen einig in seinem Ruhm.

Jakob Cujas oder Cujaus[1]) — latinisiert Cujacius, geboren 15 zu Toulouse, war der Sohn eines Tuchwalkers oder Tuchscheerers, der vermög genug war, seinen Sohn auf Universitäten schicken zu können. Zuerst lernte Cu

Ferrier.

in Toulouse das römische Recht kennen durch Ferrier, der als sein Le unsterblich geworden ist, denselben, der einige Zeit die wichtige Stelle eines G sandten in Venedig bekleidete und von da von Zeit zu Zeit sich nach Pad begab, um daselbst, rein aus Liebe zur Wissenschaft, über römisches Recht V träge zu halten, worüber sein König ihn ernstlich tadelte. An Cujas hatte Ferr einen dankbaren Schüler, der ihn den Angriffen anderer gegenüber als „d einzig tüchtigen Rechtslehrer bezeichnete, den er unter der großen Menge all übrigen kennen gelernt habe." Der junge Tolosaner arbeitete aber nicht bloß m eisernem Fleiß die Werke aller bekannten Rechtsausleger durch, sondern erlern auch ohne Lehrer das Griechische, von dem er nachher einen so herrlichen G brauch zur Auslegung der römischen Gesetze gemacht hat — hielt sich überha von aller Einseitigkeit fern, betrieb Geschichte, Beredsamkeit, Dichtkunst, Philo sophie. 1547 eröffnete er einen Lehrcurs über die Institutionen und erntete

[1]) Jakob Cujas und seine Zeitgenossen. Von Spangenberg. Leipzig 1822. Das Buch ist eine Bearbeitung von der „Histoire du droit Romain — suivie de l'histoire de Cujas" par Berriat-Saint-Prix. Paris 1821.

damit solchen Beifall, dass ihn ein Rechtsgelehrter „den Stolz des Jahrhunderts", einen Mann nannte, „dessen Ansicht eine ganze Universität aufwiege", dass ihm die ersten Männer der Hauptstadt, wie der Provinzen, ihre Söhne Unterricht zusandten. Aber der Prophet gilt selten in seiner Vaterstadt. Das vermochte nicht die Professur für das römische Recht in Toulouse zu erlangen, auch als er durch Herausgabe seiner Anmerkungen zu Ulpian vor ganz Europa bewies, wie gegründet seine Ansprüche an diese Lehrkanzel waren.

In Bourges.

Umso eifriger warben andere Universitäten um den schnell berühmt gewordenen jungen Professor, so Cahors, dem ihn Bourges schon nach neun Monaten zu entreißen vermochte, damals die berühmteste Universität für Rechtswissenschaft. Margaretha von Frankreich, Herzogin von Berry, eine Tochter Franz I. und Beschützerin der Wissenschaft, hatte auf den Antrag de l'Hôpitals jene Berufung betrieben, welche ihm aber den Hass der bisherigen Vertreter dieses Faches eintrug, des Hugo Doneau und Franz Duarein — sie thaten das möglichste, um ihm seine Stelle zuwider zu machen. Um Unruhen vorzubeugen, richtete Cujas 1557 auf seine Lehrkanzel und begab sich nach Paris. Noch hatte er nicht drei Monate in der Hauptstadt, als schon Gesandte aus Valence trafen, um ihn für ihre Universität zu gewinnen; er erhielt einen Gehalt von 1000 Livres, den ersten Rang unter den Professoren und alle Vorrechte, die sich daran knüpften. Margaretha aber ließ nicht nach, bis sie für ihre Lieblingsuniversität den berühmten Lehrer 1559 wieder gewann, und Cujas durfte ihrem Begehren keinen Widerstand leisten, so sehr man ihn auch in Valence mit Beweisen der Zuneigung überschüttete.

In Valence.

Wieder in Bourges.

Schriften.

In die Zeit seines zweiten Professorates in Bourges 1560—1566 fallen seine Commentare über die drei letzten Bücher des „Codex Justinianeus". Margaretha wurde die Gemahlin Emanuel Philiberts von Savoyen, welcher die Universität Turin wieder heben wollte, und dazu gab es kein besseres Mittel, als Cujas zu berufen. Eingedenk der vielen Wohlthaten, welche ihm die Herzogin erwiesen, begab sich Cujas im September 1566 nach Turin und seine Schüler reisten ihm nach, trotz des Schnees der Alpen und der großen Entlegenheit der Universität und des Mangels an gebahnten Heerstraßen, so brennend war ihr Eifer. Cujas erhielt den Titel eines herzoglichen Rathes und 200 Goldthaler Gehalt; er benutzte seinen Aufenthalt in Italien, um mehrere Universitätsstädte zu bereisen und die Lehrmethode kennen zu lernen; in Venedig besuchte er seinen alten Lehrer Ferrier und seinen berühmtesten Schüler Paul de Foix. Damit er die wichtige Florentiner Pandekten-Handschrift nach Turin ziehen erhalte, bot Margaretha eine Bürgschaft von 2000 Ducaten an; Cosimo de Medici aber, welcher Cujas in sein Land zu ziehen wünschte, antwortete, er dürfe nur nach Florenz kommen, wo er alle mögliche Unterstützung finden solle. Cujas gefiel jedoch das Leben in Italien nicht und er gab 1567 den Bitten der Bewohner von Valence, wohin jetzt auch die Universität von Grenoble verlegt war, nach und zog in ihre Stadt. Die Valentiner legten solchen Werth auf seine Gewinnung, dass sie ihm auch die Besetzung der übrigen Lehrstühle überließen, nebstdem dass er einen Gehalt von ungefähr 12.000 Francs, nach jetziger Münze, und freie Wohnung bezog. Ruhe war ihm aber hier wenig zutheil, 1567 brach der Bürgerkrieg los und bald kam die Universität außer Thätigkeit. Erst im April 1568 kam wieder Friede, der sogenannte hinkende,[1])

In Turin.

Wieder in Valence.

[1]) Paix malassise. Vergl. Bd. VIII, S. 248 dieses Werkes.

weil er so unsicher und so kurz war; denn schon im September 1568 begann wieder der Krieg. Trotz dieser Wirren und der Verschiedenheit der Lebensart und der Sprache begaben sich doch haufenweise Ausländer, namentlich Deutsche, nach Valence, um Cujas zu hören. Der dritte Krieg zog sich mehr nach den Norden und störte anfangs die Vorlesungen nicht, 1569 wurden die Schlachten von Jarnac und Moncontour geschlagen. 1570 zog sich jedoch die Armee des Coligny nach dem Süden und die Waffenruhe in Valence schwand. Cujas flüchtete nach Lyon, wo er sich mit einer neuen Ausgabe seiner früheren Werke beschäftigte, aber kein einziges Exemplar der alten Ausgabe auftreiben konnte, um es abdrucken zu lassen, so reißend war der Absatz seiner Bücher.

Erst im Juli konnte Cujacius seine Vorlesungen in Valence wieder eröffnen, diesmal aber hatte sich die Zahl seiner Zuhörer verdoppelt, unter denselben war auch Joseph Scaliger und Jakob August de Thou. Letzterer erzählt, wie der berühmte Lehrer nach längerer Krankheit am 13. November zum erstenmale wieder im Hörsaale erschien, aber in einem Lehnsessel getragen und so schwach, dass er die Stufen der Kanzel nicht hinaufsteigen konnte, wie er sich wegen seines Schwächezustandes entschuldigte und Gott dankte, der er ihm den Muth verliehen habe, seine Vorlesungen wieder beginnen zu können. Einen ernsten Streit zwischen den Truppen des Marschalls d'Ornano und den Studenten, wobei mehrere verwundet und getödtet wurden, legte Cujas durch sein hohes Ansehen bei. Solche Züge fesselten, nebst seiner Lehrgabe, die Studenten an ihn, sie holten ihn in Scharen in seiner Wohnung ab, ebenso begleiteten sie ihn nach dem Schlusse seiner Vorlesung zurück, während er ihnen auf dem Wege noch die Zweifel löste, welche sie in Bezug auf das Vorgetragene hegen mochten. Als der berühmte Maldonat ihn besuchte, stattete ihm Cujas an der Spitze von 800 Zuhörern einen Gegenbesuch ab. Die Liebe dieser Schüler zeigte sich in vielen Dingen: sie fragten ihn in den wichtigsten Angelegenheiten ihres Lebens um Rath, sie suchten ihm alle möglichen Gefälligkeiten zu erweisen, schafften ihm seltene Bücher herbei oder entlehnten sie für ihn, verwalteten seine entfernten Güter, sie liquidierten die Erbschaften, welche ihm zugefallen waren, sie besorgten und corrigierten die neuen Ausgaben seiner Werke, sie machten weite Reisen, um ihn wieder zu sehen, sie boten ihm Trost und Hilfe in seinen Drangsalen und eine Freistätte, wenn der Krieg alles unsicher machte. Cujas hingegen bewies seinen Zuhörern die Sorgfalt eines Vaters, er gieng gern mit ihnen um, lud sie in sein Haus ein, veranstaltete ihnen kleine Feste, verstattete ihnen sogar des Nachts den freien Gebrauch seiner Bibliothek, verwendete sich für sie bei ihren Eltern oder Verwandten, schoss ihnen Geld vor, wenn ihre Wechsel über die Zeit ausblieben; er stand den Fähigeren bei ihren Arbeiten mit seinem Rath bei, ja dedicierte ihnen sogar die Bücher, die er zu ihrem Unterrichte verfasst hatte, wie ein Bruder, ohne jedoch dabei das Ansehen seines väterlichen Rathes zu verlieren. Welche Macht Cujas über sie übte, zeigt das Beispiel Jeannin, welcher später der Staatsminister Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. wurde. — Jeannin hatte im Städtlein Romorantin eine jugendliche Unbesonnenheit begangen und die Universität verlassen. Bei seiner Zurückkehr auf dieselbe fürchtete er die Vorwürfe von Cujas und stellte sich ihm daher verkleidet vor, unter mehrere Zuhörer gemischt. Doch Cujas erkannte ihn sogleich, breitete die Arme nach ihm aus und rief: „Sieh da, du Romorantiner, du Verschwender! kommst du endlich als verlorener Sohn zurück.“ Jeannin wurde durch die gütigen Worte ermuthigt, und erwiderte: „Ja, mein Vater, ich komme zu dir zurück und bin weit unter

Schüler und Lehrer.

Jeannin.

irrt, seit ich vor deinen Augen floh; ich will aber jetzt vernünftig und fleißig
rden" — und blieb fortan auf der rechten Bahn.

So war denn der berühmte Rechtslehrer nicht bloß ein Mann von sel-
tem Verstande, sondern auch ein Mann von tiefem Gefühl. Letzteres zeigte
h auch bei dem Tode seines einzigen Sohnes, der, mit den herrlichsten An- Verlust des Sohnes.
gen begabt, sein Stolz und seine Hoffnung war, aber in der Blüte seines
bens einer Lungenentzündung erlag. Cujas — im Stoicismus der großen
mischen Rechtsgelehrten erzogen, suchte seines Schmerzes Meister zu werden;
ch kaum hatte er wieder den Katheder bestiegen und einige Worte gesprochen,
überwältigte ihn beim Anblick der vielen jugendfrischen Schüler, die ihn an
n Sohn erinnerten, der so oft in ihrer Mitte saß, das Gefühl, er zerfloss in
hränen und Schluchzen erstickte seine Stimme. — Solcher Ausbruch des Ge-
hls weckte wieder Zuneigung. Als Cujas an eine zweite Vermählung dachte,
mühten sich junge und angesehene Damen um seine Hand. Doch ward ihm kein
ohn mehr zutheil, sondern nur eine Tochter, welche jedoch sich seines Namens
enig würdig zeigte und nach seinem Tode ihr Vermögen verschwendete. Da
ossen treue Schüler das Geld zusammen, damit das Kind des angebeteten Lehrers
cht darben sollte.

Über die Lehrweise des Cujacius ist überliefert, einmal, dass er sich auf Lehr-
be seiner Vorlesungen gründlich vorbereitete — drei, oft acht Stunden lang — weise.
nd dass er, um durch kein Geräusch während des Vortrages gestört zu werden,
ährend dem Geläute der Glocken oder der Arbeit der Schmiede sich vorbereitete;
nn, dass er sich es zur heiligsten Pflicht gemacht habe, nichts vorzutragen, was
: nicht als ausgemacht wahr ergründet hatte; ein Lehrer, der seine Schüler zu
rthümern verleite, schien ihm ebenso strafbar als ein Staatsverbrecher.[1]) Am
nde seiner Vorlesungen zeigte er jedesmal die Stelle an, über welche er sich in
r nächsten verbreiten werde, und forderte seine Zuhörer auf, sie vorher durch-
ulesen und über ihren Sinn nachzudenken. Es wurde auch diese Stelle zuerst
rlesen, dann so erklärt, dass die Zuhörer die Erklärung niederschreiben konnten.
ofort wurde diese wieder in ihren einzelnen Theilen erweitert, damit er vollkommen
berzeugt sein konnte, dass seine Schüler ihn verstanden hätten. Nie wich er von
inem Gegenstande ab, außer wo es erforderlich schien, und ohne seine Gründe
nzugeben. Der Eifer seiner Zuhörer war so brennend, dass er sich entschuldigen
usste, wenn eine Verhinderung eintrat. Die Dauer seiner Vorlesung war ver-
hieden; war ein Stoff abgewickelt, so schloss er sie, desgleichen, wenn er sah,
ass seine Zuhörer ermüdet seien.

So kleine Züge wurden von diesem Meister der Nachwelt überliefert —
in Beweis, wie groß die Anhänglichkeit der Schüler und wie glänzend der Vor-
:ag war. Er war so gefeiert, dass selbst Papst Gregor XIII. sich viele Mühe Gregor XIII.
ab, Cujas für Bologna zu gewinnen, dass er ihm eigenhändig schrieb und ihm
ie ehrenvollsten und glänzendsten Anträge machte. — Gregor XIII. war ja
:lber ein gewandter Rechtsgelehrter. Die Franzosen beschworen Cujas jedoch, sich
em Vaterlande zu erhalten. König Heinrich III. verweigerte ihm die Ent- Heinrich III.
assung, er erklärte ihm aber dabei, er würde ihm jede andere Gnade bewilligen,
ie er von ihm verlange. Der König war Cujas immer zugethan, ernannte ihn
um ersten Parlamentsrath in Grenoble, zum Decan in Bourges, wohin Cujas
575 zum drittenmale zog, da eine starke Hugenottenpartei in Valence beständig

[1]) Spangenberg, l. c. S. 78.

Unruhen erregte. Wieder nach Bourges zurückgekehrt, zog Cujas, als auch hier Unruhen ausbrachen, nach Paris, wo das Parlament ihm am 2. April 1576 das Recht zuerkannte, Vorlesungen zu halten und akademische Würden zu ertheilen. Kaum war der Friede geschlossen, so erbat sich die Stadt Bourges seine Rückkehr, die in ihrem Vortheile lag.

Bald darauf fiel Heinrich III. durch die Hand Clements und die Liga rief den Cardinal Bourbon als Karl X. zum König aus, statt des jungen Heinrichs IV.[1]) Man drang mit Drohungen in Cujas, dass er zum Vortheil des Cardinals schreibe. Der berühmte Rechtslehrer blieb jedoch unerschütterlich und fragte ruhig, wie man von ihm verlangen könne, dass er die Gesetze übertrete oder fälsche? — Der Bürgerkrieg breitete sich bald über das ganze Reich aus und der Kummer über das Elend, das er überall sah, zerschnitt Cujas das Herz: er starb am 4. October 1590. Die durch Geburt oder seine Liebe ausgezeichnetsten Schüler trugen ihn zur Ruhestätte; die Grabschrift besagt, dass er die Vernichtung des gesetzlichen Zustandes in Frankreich nicht habe überleben können. Einstimmig war das Lob seines Geistes und Herzens.[2])

Cujas' Tod.

An Cujas lernten wir die Rechtsschulen in Frankreich kennen, an Lipsius, Scaliger und Casaubonus den großen Eifer jener Zeit für die Erforschung des Alterthums, für das Verständnis seiner hervorragenden Geister. Jetzt noch ein Bild eines gefeierten Lehrers, den seine Schüler anbeteten, auf dessen Besitz Städte, Könige und Päpste hohen Wert legten, der das classische Alterthum durchforscht und erklärt hat, aber nie schwankte in seiner Überzeugung wie Justus Lipsius, und nicht zaghaft war, sie auszusprechen, wie Casaubonus, sondern entschieden einer Wahrheit anhieng und überall und zu jeder Stunde sie mit Eifer verkündete; der mit der Ordnung der Zeitrechnung zum Abschluss kam, ohne willkürliche Annahmen und Prahlereien wie Scaliger sich zuschulden kommen zu lassen, der vielmehr bescheiden blieb trotz aller Überlegenheit, und beharrlich an der Arbeit im Dienste der Wahrheit, bis ihn der Tod in ein besseres Leben abrief, seines einzigen Zieles, seines einzigen Lohnes; der demüthig alle Ehren, alle Würden, allen Dank zurückwies und nichts sein wollte, als ein Bahnbrecher der Wahrheit; — es ist dies

---

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 489 dieses Werkes.

[2]) Das Verzeichnis seiner Werke bei Spangenberg, l. c. S. 99—307. Die Schicksale seiner großen und an Manuscripten reichen Bibliothek ebenda, S. 62—64.

Dionysius Petavius.

„Wir wollen den berühmtesten Mann, wir wollen Petavius sehen!" — :fen 800 polnische Edelleute, die 1645 im Namen ihres Königs um die Hand r damals am Pariser Hofe weilenden Prinzessin Maria Gonzaga warben.

Der Mann, der ob dieser Huldigung mit der Bescheidenheit eines Kindes Lebens-
röthete, stammte aus einer Familie von Gelehrten. Sein Großvater, Parla- gang.
mentsrath in Paris, hatte seine Freude an Alterthümern und Handschriften und erkehr mit Gelehrten; sein Vater war ein Kaufmann in Orleans, der gerne e Classiker zu seiner Erholung las und dessen Kinder insgesammt lateinisch und riechisch sprachen, Knaben wie Mädchen, und in beiden Sprachen dichteten. Wir üssen dabei an die Art denken, wie Montaigne das Latein als Knabe schnell rnte im Umgange mit lateinisch Redenden: so lernten hier die Kinder Latein id Griechisch schnell, weil beide Sprachen im Hause des Kaufmannes Hiero-
ymus Petau gesprochen wurden. Dionysius war dessen zweiter Sohn, boren 21. August 1583, eine zarte Natur, aber großer Anstrengung fähig. rüh schon bestand seine Erholung bloß im Wechsel geistiger Arbeit: er las ichter, trieb aber auch frühe Mathematik. Der Vater erwartete Großes vom ohne und mahnte ihn immer, sich mit den Waffen der Wissenschaft zu rüsten, mit er einst mit dem Riesen der Andersgläubigen den Kampf aufnehmen und n niederwerfen könne. Damit war Scaliger gemeint, der Goliath, der Stolz Scaliger.
r Hugenotten. Der Vater hatte einst die Predigten der Calvinisten besucht, nn aber in einer großen Gefahr das Gelübde gemacht, dem alten Glauben werbrüchlich treu zu bleiben, wenn er gerettet würde. So erhielt der junge etau früh sein Ziel. Er war ein Muster des Fleißes an der Universität seiner aterstadt Orleans, an welcher er bei seinem Abgange eine Disputation in Orleans.
riechischer Sprache hielt, worauf ihm die Würde eines Magisters von der Artisten-
ultät ertheilt wurde. Dann gieng er nach Paris, um an der Sorbonne Theo- Paris.
gie zu hören. Seine Erholung war dort der Besuch der königlichen an Hand-
hriften so reichen Bibliothek. Dort war Casaubonus Bibliothekar und hatte ald seine Freude an dem kenntnisreichen fleißigen Jüngling und gab ihm die An-
egung zu seiner ersten gelehrten Arbeit, einer Ausgabe der Werke des Synesius on Kyrene. So erwachte die Liebe zu den griechischen Kirchenvätern in Petau — Chrysostomus war ja der Liebling des Casaubonus — und ie Überzeugung, dass der Wahrheit auch die Schönheit der Form gezieme. Auch Morel, damals Professor am königlichen Collegium und Herausgeber vieler Morel.
irchlichen Autoren, schenkte dem fleißigen Jüngling seine Freundschaft. Mit diesen nregenden Lehrern blieb Petau im Verkehr, als er, neunzehn Jahre alt, Paris 1602 verließ, um nach des Scholastikers Ysambert Rath, der sein Lehrer n der Theologie war und der ihn zu seinem Nachfolger haben wollte, an der Universität Bourges Vorlesungen über Philosophie zu halten und zugleich die Werke der alten Philosophen und Mathematiker zu erklären. So hatte denn Petau Anlass, sich gründlich mit Aristoteles und der alten Schule zu beschäftigen und dadurch ein tiefes Verständnis der Kirchenväter und Scholastiker zu gewinnen. Schon im zweiten Jahre gab er hier die Rede des Synesius über Dio Chry- Syne-
ostomus heraus. Was Synesius darin über den Wert der humanistischen sius.
Studien als einer des Menschen wahrhaft würdigen Erholung, über die Vorzüge

der hellenischen Bildung, über die Zusammengehörigkeit aller neun Musen spricht (sie sollten ὁμοῦ οὖσαι sein), über die Bedeutsamkeit der schönen Wissenschaften vorbringt, als einer nothwendigen Vorschule für den wahren Philosophen, den er auch den wahren Theologen nennt, gab Petavius die Richtung für sein ganzes Leben.[1])

Petau war der Liebling seines Bischofs d'Aubespine, der die gleiche Richtung verfolgte und ihm ein Canonicat an der Kathedrale zu Orleans verlieh. Der erste Lehrstuhl an der Sorbonne war ihm vorbehalten; desungeachtet gab Petau all das (1604) auf, um in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Er hatte die Jesuiten bisher nicht kennen gelernt, in seinen Kreisen nur bittere Ausfälle über sie vernommen, erst 1604 wurden sie in Frankreich wieder zugelassen. Jetzt kamen sie auch nach Bourges und er hatte Gelegenheit, ihren brennenden Eifer, ihre rastlose Thätigkeit, ihren methodischen Studiengang, ihre glänzenden Erfolge zu bewundern. All dies bewog ihn, nach einer Berathung mit P. Fronton le Duc seine Lehrkanzel und sein Canonicat niederzulegen, und 15. Juni 1605 wurde er als Novize im Ordenshause zu Nancy aufgenommen, studierte dann zwei Jahre Theologie in Pont-à-Mousson und wurde hierauf von seinen Oberen nach Rheims geschickt, um da Rhetorik zu lehren. Dort verfaßte er 1609 seinen Commentar zu Ciceros „Buch vom Redner"; dort hielt er die berühmte Lobrede auf Heinrich IV., dann die Beglückwünschungsrede an den jungen König Ludwig XIII., dort ließ er den verbesserten Text des Synesius mit einer ganz neuen entsprechenden Übersetzung erscheinen. Die Ausgabe ist d'Aubespine gewidmet, die Kosten trug die französische Geistlichkeit.[2]) — Im „Synesius" sieht man den Einfluss des Casaubonus; keine gewagten Hypothesen wie bei Scaliger, nur Wiederherstellung des ursprünglichen Textes; die Übersetzung ist treu, aber ungezwungen und nicht sclavisch; die Anmerkungen suchen nur das richtige Verständnis zu erzielen und legen nichts in den Schriftsteller hinein, was er nicht hat sagen wollen. Schmerzlich empfand es aber Petau, dass sein Lehrer und väterlicher Freund sich von Jakob I. in einen Bekämpfer der Katholiken hatte umwandeln lassen.

Petau Jesuit.

Casaubonus.

Diese Arbeiten gefielen und Petau wurde 1612 als Professor der Rhetorik nach La Flèche versetzt, dem Schlosse, das Heinrich IV. zur ersten Bildungsanstalt des französischen Adels bestimmt hatte. Hier gab Petau 1613 sechzehn Reden des Themistius, griechisch und lateinisch mit Anmerkungen, 1614 in ähnlicher Weise zwei bisher ungedruckte panegyrische Reden des Cäsars Julianus Apostata heraus, bald darauf eine siebzehnte Rede des Themistius, die er nur in lateinischer Übersetzung fand, aber mit größter Gewandtheit in den griechischen Urtext zurück zu übersetzen wusste; ferner veröffentlichte er zum erstenmale den griechischen Text des Compendiums des constantinopolitanischen Patriarchen Nikephorus, nebst bisher ungedruckten Bruchstücken des Theophanes, Nikephorus Gregoras, Pachymeres und anderer.

Im Jahre 1618 erhielten die Jesuiten die Erlaubnis, auch in Paris öffentlich in Künsten und Wissenschaften zu unterrichten. Am 25. Februar fand demnach die feierliche Eröffnung der Studien im Clermonter Collegium statt. Als hervorragende Kraft war Petavius 1618—1625 als Professor der Rhetorik hier in Wirksamkeit, 1621—1641 aber als Professor

[1]) Stanonik, l. c. S. 18.
[2]) De laudibus Henrici magni. Panegyricus Ludovico XIII.

er positiven Theologie, das heißt der Wissenschaft, welche den Inhalt Positive Theologie.
us den Quellen nachweisen, zugleich auch diese Quellen, Bibel, Kirchenväter
nd Concilien wissenschaftlich behandeln und dadurch die katholische Lehre
egen Andersgläubige vertheidigen soll. In diesem Fache hat Petau Bahn
ebrochen. Das Ziel, welches ihm vorschwebte, bezeichnet er mit den Worten:
Diese Behandlung der Theologie habe ich nicht auf jenem alten und durch
en Gebrauch der Schulen ausgetretenen Wege versucht, sondern auf einem
euen und der bisher noch von niemand gewählt wurde. Ich lehrte hierin
icht jene subtile und in die dunklen Formen der Philosophie gehüllte Theo-
gie, sondern eine freie und angenehme, aus den hellen und natürlichen
uellen der heiligen Schriften, der Concilien und alten Väter schöpfende,
icht eine rauhe und geschmacklose, nahezu barbarische, sondern eine mit einem
ewissen Schmuck der Humanität erheiterte und gewürzte." — Eine riesige
elehrsamkeit, eine gewaltige ordnende und gestaltende Kraft gibt sich in dem
erke kund, zugleich eine große Rundung und Feinheit in der Form.

Trotz der Vorbereitung zu diesem Riesenwerke erschien 1620 eine Samm- Dich-
ung seiner Reden und Gedichte.[1]) Dieser Gelehrte hatte eine poetische tungen.
der, die er jedoch nur strömen ließ, wenn keine Arbeit drängte. Einem jungen
reunde schreibt er, er verwende keine ernste Zeit auf seine Gedichte, sondern er
erfertige dieselben, während er einen Weg durch die Stadt mache, oder auf den
ängen und Treppen des Hauses, während des Essens, bei Nacht und in ähn-
chen abgebrochenen Augenblicken. Diese Dichtungen sind in den drei heiligen
prachen abgefaßt und manche sehr schwunghaft. Daneben gieng eine schwere
issenschaftliche Leistung, die Bearbeitung der sämmtlichen Werke des heil. Epi-
hanius — Verbesserung des Textes, eine neue lateinische Übersetzung und
nfangreiche Anmerkungen zu diesem so gehaltvollen und schwierigen Schriftsteller
b seiner harten und unregelmäßigen Schreibweise. Ein Schatz von historischer und
eologischer Gelehrsamkeit zeigt sich in den Anmerkungen und den dem zweiten
ande angehängten Erläuterungen. Das verdienstvolle Werk hatte einen so raschen
bsatz, daß bald ein neuer Abdruck nöthig wurde.

Was ihm aber schon von Jugend an am Herzen lag, war die Chrono- Doctri-
ogie, eine „Doctrina temporum" gegenüber Scaligers Werk „De emen- na tem-
latione temporum". Schon seit 1611 war Petavius mit den Vorarbeiten porum.
eschäftigt und von Jahr zu Jahr mehr von der Aufgabe ergriffen, konnte er
1627 das Werk in zwei Bänden erscheinen lassen. Sein Orden umspannte die
Welt und so konnte er die Zeitrechnungen und Kalender der verschiedensten Chrono-
Nationen in seinem Werke anführen, z. B. der Äthiopier, Sinesen, Japa- logie.
esen und anderer Orientalen. Von den entferntesten Niederlassungen erhielt
r Beiträge. Das in dreizehn Büchern zerfallende Werk erregte Aufsehen bei
Freund und Feind, gab jahrelang den Stoff zu gelehrten Verhandlungen und
ehält heute noch seinen Wert.

[1]) Dionysii Petavii Aurelianensis e S. J. Orationes.

Urtheil Wachlers.

Wir wollen zum Beweise nur die Stimme zweier berühmter protestantischer Forscher darüber hören. Wachler[1]) sagt: „Petavius, der Stolz seines Ordens und Vaterlandes, das gelehrte Orakel seiner Zeit, hat in der wissenschaftlichen Bearbeitung der Chronologie Epoche gemacht. Er bestritt Scaligers Grundsätze, die er lichtvoller auseinandersetzte, als dieser selbst vermocht hatte, stellte mit mathematischer Genauigkeit eine auf astronomische Wahrnehmungen begründete neue Theorie auf, die sich seitdem als die haltbarste und wissenschaftlich sicherste bewährt hat. Die Polyhistorie dieses Mannes, die Festigkeit und Klarheit seiner Ansichten erregt Bewunderung, und was er geleistet hat, nimmt die literarische Erkenntlichkeit der Nachwelt in Anspruch." — Ideler vergleicht die Leistungen des Scaliger und des Petavius also: „Bei aller Gelehrsamkeit und allem Scharfsinn hat sich Scaliger viele bedeutende Irrthümer zuschulden kommen lassen, die seiner lebhaften, zu Hypothesen geneigten Phantasie und der Beschränkung seiner astronomischen Kenntnisse zuzuschreiben sind. Auf seine Schultern trat Petavius, der mit gleicher Gelehrsamkeit und nicht geringerem Scharfsinne einen ruhigeren Prüfungsgeist und einen ungleich größeren Vorrath astronomischer Kenntnisse verband. In seinem ganz auf die Widerlegung der ‚Emendatio temporum' gerichteten, aber doch ganz darauf gegründeten ‚Opus de doctrina temporum' sind viele Hauptpunkte der Chronologie aufs reine gebracht und ist es daher eine Fundgrube geworden, aus der die späteren chronologischen Schriftsteller geschöpft haben."[2])

Idelers.

Philipp IV.

Zu den vielen Bewunderern des Werkes gehörte auch der für Kunst und Wissenschaft begeisterte König Philipp IV. von Spanien. Für ein Collegium, welches er in Madrid gegründet hatte, wünschte er Petavius als Professor der Chronologie und Geschichte zu besitzen. Er schrieb deswegen an den Ordensgeneral und erbot sich auch an den König zu schreiben. Der Ordensgeneral wollte vor der Entscheidung Petavius hören; dieser erschrak über seinen Ruhm, entschuldigte sich aber mit den lebensgefährlichen Krankheiten, die er bestanden, mit der Schwäche, die ihn nicht über eine halbe Stunde ununterbrochen reden und die große Reise in ein heißes Land bedenklich erscheinen lasse — übrigens wolle er die Entscheidung seines Vorgesetzten als den Rathschluss Gottes betrachten. Der General fand diese Gründe gelten und Petavius blieb in Paris. Trotz aller Körperschwäche unermüdlich, gab dieser Gelehrte doch 1630 die sämmtlichen Werke des Kaisers Julian heraus und eine Ergänzung zu seinem Hauptwerk über die Zeitrechnung. Merkwürdig ist die Vorrede zu Julian. Sollte ein frommer Priester die Werke eines Verfolgers der Christen verbreiten? Da stellte sich die Frage nahe: Sollen die Schriften der Heiden überhaupt in christlichen Schulen gelesen werden? Petavius erinnerte an die Tempel und Statuen der Heiden: solange sie zum Rückfall in das Heidenthum verleiten konnten, zerstörte man sie; als diese Gefahr vorüber war, weihte man sie dem wahren Gotte und behielt sie als Zierden der Städte und Plätze bei; auch sollten die späteren Geschlechter erfahren, welch lächerlichen Verirrungen des Geistes sie durch das Licht des Christenthums entrissen worden seien.[3]) Gerade so sei es mit den Schriften der Heiden: sie bezeugten wider ihren Willen die Falschheit der Götter und die Wahrheit des Evangeliums. Julian enthalte überdies wichtige Zeugnisse über die Sitten und die Disciplin der alten Kirche. Auch hätten die Kirchenväter als die schlimmste Art der Verfolgung be-

Classische Studien in der christlichen Gesellschaft.

---

[1]) Geschichte der historischen Forschung, I, 2. Abth., S. 555 ff. Göttingen 1813.
[2]) Ideler, Handbuch der Chronologie, II, S. 602—604.
[3]) Stanonik, l. c. S. 62.

achtet, daſs er das Leſen der Claſſiker in den chriſtlichen Schulen verbot. Das nd ſchwere wichtige Gründe gegen befangene Geiſter, welche die Schriften der eiden als gefährlich aus den Schulen verbannen wollten.

Ein Auszug aus dem großen Werke „De doctrina temporum“, mit Aus- Rationarium temporum. ſſung der Polemik und Detailunterſuchung und zugleich mit einer Überſicht der eſchichte bis 1632 iſt das brauchbare Werk „Rationarium temporum“.[1]) Es rſchien in zwei Theilen 1633 und fand ſolchen Beifall, daſs es in wenig Wochen on vergriffen war und der Verfaſſer, trotz der vielen Nachdrucke, noch die ebente Auflage erlebte. Es war lange Zeit das beſte, es wurde auch von Gegnern er Katholiken als das brauchbarſte nachgedruckt, überſetzt, ausgezogen. Noch 1849 urde es in Venedig neu aufgelegt.

Solche Verdienſte hatten Petavius längſt die Zuneigung des Papſtes Papſt Urban VIII. ewonnen. Urban VIII. begünſtigte Wiſſenſchaft und Kunſt, war ein feiner enner der claſſiſchen Sprachen — er nahm nicht bloß huldvoll die Wid- ung neuer Gedichte des Petavius an; er wollte mehr, er ſuchte ihn nach om zu ziehen, um ihm thatſächliche Beweiſe ſeiner Zuneigung zu geben — r gedachte ihn zum Cardinal zu ernennen, wie Baronius und Bellarmin ja uch Zierden des heiligen Collegiums geworden waren. Wie erſchrak der beſcheidene Petavius über dieſen Antrag! — er bekam Fieber, er lehnte ab. Unter den Gründen war nicht bloß hervorgehoben, daſs er ſolcher Huldigung unwürdig, daſs er kränklich ſei und die Reiſe nicht beſtehen könne, ſondern uch, daſs er an ſeinem großen Werke über die Dogmen geſtört werde: er önne es nur in der Bibliothek des Collegiums, in welchem er ſich jetzt be- finde, vollenden, weil ſich all ſeine Aufzeichnungen und Beweiſe nur auf die Seitenzahlen der dort befindlichen Bücher und Handſchriften beziehen. Der König aber erklärte entſchieden, er werde einen Gelehrten, der ſeinem Reiche ſo ſehr zur Zierde gereiche, nicht ziehen laſſen. Die Prinzen erklärten, daſs Petavius unterwegs ſterben könnte, wenn er dieſe Reiſe unternähme, und ſo muſste Urban VIII. auf ſeinen Wunſch verzichten.

Zu den Bewunderern des Petavius gehörte auch der berühmte Hugo Hugo Grotius Grotius: er hatte deſſen Überſetzung der Pſalmen in griechiſche Verſe, deren reine Sprache er bewunderte, immer auf ſeinem Tiſche. Der Verkehr mit Katholiken hatte ihn der Kirche näher gerückt und ließ ihn die Ungerechtigkeit der Parteivorwürfe begreifen. Er ſelber hatte die Verfolgung durch Sectenhaſs bitter empfinden müſſen,[2]) und der Gedanke, wie alle chriſtlichen Bekenntniſſe wird katholiſch. wieder zu vereinigen wären, beſchäftigte dieſe edle Seele ernſtlich, wie eine Reihe von verſöhnlichen Schriften bewieſen. Mit Petavius war er 1624

---

[1]) Petavii Aurelianensis e S. J. Rationarium temporum in partes duas, libros tredecim distributum, in quo aetatum omnium sacra profanaque historia chronologicis probationibus munita summatim traditur. Der zweite Band heißt: Τεχνικά, h. e. chronologiae methodum et historicorum temporum argumenta probationesque continet.

[2]) Luden, Hugo Grotius nach ſeinen Schickſalen und Schriften. Berlin 1806.

bekannt geworden; wenn dieser auch seiner Ansicht, dass man nicht immer verpflichtet sei, die kirchliche Gemeinschaft mittels des Abendmahls zu unterhalten (sofern nämlich die kirchlichen Oberen durch die Gewährung oder Versagung derselben ein Anerkenntnis von Lehren verlangen, denen das Gewissen widerspreche), öffentlich widersprechen musste: — so geschah dies in ganz ruhiger, maßvoller Weise, fast im Tone der Freundschaft. Es war bekannt, dass die Prediger in Charenton Hugo Grotius nicht in die Kirchengemeinschaft aufnehmen wollten, weil ihn die Gomaristen in Holland als einen Arminianer ausgeschlossen hatten. Grotius sagte von sich, er habe nicht bloß durch Studium und Gebet, sondern auch durch das Kreuz gelernt. Mündlicher und brieflicher Verkehr mit Petavius brachte beide einander immer näher. Im Streite der Parteien studierte Grotius die Werke der alten Kirche — und so kam er zur Überzeugung, dass die Lehrsätze, welche die Neuerer der katholischen Kirche vorwarfen, gerade uralt und christlich seien und dass in der Stelle vom Antichrist, welche die Calvinisten auf den Papst deuteten, der römischen Kaiser zu verstehen seien. — Je mehr die Calviner ihn ob solcher Äußerungen lästerten, umsomehr hob er aus den Kirchenvätern die Stellen hervor, dass man in Glaubenssachen mit dem römischen Stuhle übereinstimmen müsse. Die Katholiken waren seines öffentlichen Übertrittes sicher, er wollte schon vor seiner letzten Reise nach Schweden übertreten und hoffte, viele seiner Glaubensgenossen würden seinem Beispiele folgen. Petavius soll ihm gerathen haben, erst nach seiner Rückkehr aus Schweden diesen Entschluss auszuführen; auch hielt er ihn schon für einen Katholiken; er las die heilige Messe für ihn, als er vernahm, Hugo Grotius sei auf der Rückreise von Stockholm in Rostock am 8. August 1645 gestorben.[1]) —

Petavius' Polemik.

So waren die Glaubensgegensätze brennend, weil man an die Wahrheit der Dogmen glaubte. So mild und wohlwollend sonst Petavius war, so war seine Sprache scharf, wie ein zweischneidiges Schwert, wo es galt, einen Angriff auf seine Kirche abzuwehren. So tadelte er in strengen Worten das Verhalten des Casaubonus in England, welcher allerdings in der Umgebung Jakobs I. seine frühere Unparteilichkeit so weit vergaß, dass er der Verfolgung Andersdenkender, ja sogar ihrem Feuertod das Wort zu reden, desgleichen an dem Ausdruck eines Kirchenvaters zu drehen und zu deuteln anfieng, bis er nach seinem Sinne rechtgläubig erschien.[2]) So reißt den Petavius seine Abneigung gegen

Salmasius.

Salmasius als Abtrünnigen — er war der Sohn eines eifrigen Katholiken, doch der Einfluss seiner Mutter, einer Hugenottin, trieb ihn an, in Charenton

[1]) Das Nähere bei Broere, Hugo Grotius' Rückkehr zum katholischen Glauben. Aus dem Holländischen übersetzt von Ludwig Clarus, herausgegeben von F. L. Schultz. Trier 1871.

[2]) Der Aufenthalt in England war ein Unglück für Casaubonus. Er verlor bei vielen Katholiken die frühere Achtung; es hieß, er habe sich vom Fettduft der englischen Küche verleiten lassen. Die Ansprüche der Seinigen steigerten sich. Das Volk in London zeigte aber seinen Hass gegen „den fremden Bettler, den Hoffranzosen" — und misshandelte ihn. Vergl. Isaac Casaubon. By Mark Pattison. London 1875.

s calviniſche Bekenntnis abzulegen — zu ſchneidigen Urtheilen fort und gießt , wo er kann, die Schale ſeines Zornes über ihn aus. Der Streit nahm mit dem Jahre an Bitterkeit zu, beſonders, als Salmaſius 1631 nach Leyden rufen, dort eine Stelle einnahm wie Scaliger, ohne eine andere Verpflichtung, s Kirchengeſchichte vorzutragen und die Annalen des Baronius zu widerlegen. ichelieu ſoll dem Petavius ſogar einen Verweis deshalb gegeben haben, daſs gegen einen Mann ſchreibe, den der König liebe und Frankreich zu behalten ünſche. — Nicht minder ſtreng behandelte Petavius jene Katholiken, welche ch ſeiner Anſicht die Lehren der Kirche entſtellten. Seine letzten Jahre ſind m Kampf gegen die Janſeniſten erfüllt. Merkwürdig iſt, daſs Petavius als tudent in Paris mit dem Haupturheber des Janſenismus, Johann Deverges e Hauranne, dem ſpäteren Abte von Saint-Cyran, in einem Hauſe ohnte; er kam ihm aber vor als „ein unrichtiger, eitler, anmaßender, ungezähmter eiſt, der ſich wenig mittheile und ungezähmt in ſeinen Manieren ſei“. So ießen ſich beide damals ſchon als Studenten ab. 1640 finden wir Petavius erſt im Kampf gegen das Werk des Cornelius Janſenius über den heiligen uguſtinus und deſſen angebliche Lehren über den Urzuſtand, den Fall, die Ver- rbnis und Wiederherſtellung des Menſchen, ohne daſs er aber den Namen des anſenius anführt. 1644 veröffentlichte er gegen Arnaulds Buch von der teren Communion ſeine Schrift: „Über die öffentliche Buße und die orbereitung zur Communion“ in franzöſiſcher Sprache.[1])

Janſeniſten.

Janſenius.

Arnauld.

Petavius erkannte die tiefe Bedeutung der janſeniſtiſchen Lehre gleich n Anfange, auch ohne daſs er von der Äußerung St.-Cyrans zu Vincenz on Paul wuſste, „daſs Calvin richtig gedacht, ſich jedoch nur unrichtig usgedrückt habe; daſs es ſeit 500 bis 600 Jahren keine Kirche mehr gebe; aſs ſie nicht mehr die Braut Chriſti, ſondern geſchändet, eine Ehebrecherin nd mit einem ſchlammigen, von der Reinheit der Quelle weit entfernten Waſſer zu vergleichen ſei; daſs das Tridentiniſche Concil nur eine Verſamm- ng des Papſtes mit Scholaſtikern, Mönchen und Politikern geweſen ſei; aſs die prieſterliche Abſolution nur eine Erklärung, daſs Gott wegen der ollkommenen Reue die Sünden nachlaſſe und daher bis nach geleiſteter enugthuung zu verſchieben ſei; daſs man überhaupt die Kirche auf ihren rzuſtand zurückführen müſſe“. Hinſichtlich der Communion verlangte nun rnauld, das Brot der Engel dürfe nur von Engelreinen empfangen werden, elche ſich von der Gnade und himmliſchen Sehnſucht unwiderſtehlich hin- ezogen fühlen. Aufſchub der Communion, Entziehung des höchſten Gutes i der weſentliche Beſtandtheil der Kirchenbuße. Für die frommen Seelen i die Demuth, der zufolge ſie auf die Communion verzichten, ein gott- efälliger Bußact.[2])

Janſeniſmus.

[1]) Der feine Kenner franzöſiſchen Stiles, Sainte-Beuve, ſagt (Port-Royal, II, . 184, Paris 1860) über das Franzöſiſche des Petavius: „On se retrouve avec lui 'un bon quart de siècle en arrière du français d'Arnauld.“ Begreiflich! Petavius hrieb ſtets Latein, Griechiſch und Hebräiſch. In ihrer Gewandtheit in der Sprache des olkes beruhte, wie bei Luther, zum Theil der Einfluſs der Janſeniſten.

[2]) Maquard, St.-Vincent de Paul, sa vie, son temps, ses oeuvres, son nfluence. Paris 1860. II, p. 290—377. — Stanonik, l. c. S. 93—94.

Öftere Communion.

Arnauld gegenüber betont darum Petavius, auch er sei von der unaussprechlichen Würde des Sacramentes überzeugt, von der Nothwendigkeit einer möglichst würdigen Vorbereitung und von der Würde der Urkirche; aber auch die Kirche der späteren Zeit und der Gegenwart besitze die gleiche Gewalt Gesetze zu geben, und sei ihr der himmlische Beistand verheißen. Darum dürfe man nicht behaupten, die gegenwärtige Kirche sei verfallen und begünstige die Unbußfertigkeit der großen Menge; man dürfe nicht behaupten, die Bindegewalt des Priesters bestehe in der Auferlegung der Genugthuung und diese sei in der älteren Kirche der nächste Zweck der Beichte gewesen und es werde durch das Fernbleiben von der Communion mehr Genugthuung geleistet, als durch alle anderen guten Werke, selbst durch das Martyrium. Das heiße die Regierungsgewalt der Kirche unter dem gefährlichen Schein einer hohen Vollkommenheit und des Eifers für Kirchenzucht bekämpfen. — So fieng der große Streit an, welcher für Frankreich so ernste Folgen gehabt hat. Bis zu seinem Ende führte Petavius seinen Kampf gegen die Jansenisten fort.[1])

Petavius' Charakter.

Sonst war Petavius im Umgang sehr höflich. Prousteau, später Professor der Rechte in Orleans, sein Schüler, nennt ihn „einen heiligen Mann von engelgleicher Gottseligkeit, die er aus den Werken des Ludwig von Granada geschöpft hat. Vielleicht ist nie ein Mensch zu gleicher Zeit so gelehrt und so einfältig gewesen, als er, und man hätte sagen können, daſs er alles Gute gewußt Schüler. und alles Böse nicht gewußt habe." — Sein Schüler Heinrich von Valois vergleicht ihn mit Hieronymus, Basilius, Gregorius und anderen großen Kirchenschriftstellern.[2]) Sein ganzes Leben war der Wissenschaft für die Kirche geweiht. Es war sein eifrigstes Bestreben, talentvolle Jünglinge zu tüchtigen Vorkämpfern heranzubilden; stets regte er sie zu eifrigem Studium und Wetteifer in der Literatur an und stellte ihnen ihrem Talent und den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Aufgaben. Er verlangte vom Theologen vielseitige Bildung, Vertrautheit mit den Classikern, mit der Geschichte, tüchtige Schulung in der Philosophie; was er sage und schreibe, solle er auch so schön sagen und schreiben, daſs man es drucken könne; er beklagte die Rohheit und Geschmacklosigkeit so vieler Bücher: er wies auf die Natur hin, in welcher die Schönheit mit der Kraft verbunden sei, wie auf die großen Schriftsteller, welche dieselbe Anschauung bethätigten.

Wenn er aber eine gewisse Universalität der Bildung mit Hinweis auf den großen Alexandriner Clemens eifrig empfahl, so betonte Petavius hinwieder auch, daſs jeder sich auf eine besondere Wissenschaft verlegen müsse, daſs er nicht in allem sich auszeichnen könne. Die Wissenschaft sei zu umfassend, das Leben des Einzelnen zu kurz, um alles zu umspannen, seine Hilfsmittel zu beschränkt. Die Vorsehung deute diese Regel durch die weise Anordnung an, daſs sie den verschiedenen Menschen wie den ver-

---

[1]) Stanonik, l. c. S. 95. — Eberl, Jansenisten und Jesuiten im Streit über die oftmalige Communion. Regensburg 1847.

[2]) Ranke sagt (Französische Geschichte, III, S. 363): „Die kirchenhistorischen Studien blühten damals mächtig auf; vielleicht gab es keine Zeit, wo man sich mit den Vätern, besonders der lateinischen Kirche, eifriger und mit lebendigerer Aneignung beschäftigt hat."

hiedenen Ländern verschiedene Gaben austheilte. Wahrheit zog etavius noch sterbend jeder Täuschung vor.[1]) Als ihm der Arzt Guy Patin offen gte, er habe nur noch wenige Stunden zu leben, langte der Kranke mit aller Anrengung nach seinem Buche „Rationarium temporum", schrieb auf die erste eite „Guidoni Patino medico carissimo" und bat ihn, es als Andenken zu beilten. Sterbend ermahnte er noch seine Brüder zur Treue gegen die Kirche und Tod. n Orden. Er verschied 11. December 1652 in Paris, 69 Jahre alt.[2])

In solchen Gegensätzen bewegte sich der französische Geist im fünfzehnten nd sechzehnten Jahrhundert: Humanismus und Mittelalter, Zweifel und lauben, Neues und Altes standen einander unversöhnt gegenüber. Es fehlte icht an bedeutenden Schriftstellern, aber wenige waren groß genug, eine ue Bahn zu brechen und ihrer Methode allgemeine Geltung zu verschaffen. enè Descartes glaubte dies leisten zu können. —

Descartes.

Also Streit und unversöhnlicher Zwiespalt überall! Streit zwischen lterthum und Mittelalter, zwischen heidnischen und christlichen Anschauungen; i den Anhängern des Mittelalters selbst wieder Streit zwischen Scholastik nd Mystik, in der Scholastik selbst wieder Streit zwischen Thomisten und cotisten, Realisten und Nominalisten! Bei den Anhängern des Christenthums treit zwischen Katholiken und Lutheranern und Calvinern, und unter diesen lbst wieder die mannigfaltigsten Parteiungen! Und in der höheren Gesellhaft äußerlich Bekenntnis eines Glaubens, im Herzen aber Zweifel, das ue sai-je? Montaignes oder das Je ne sai pas Charrons, der Geist entrvender Zweifel, der sich von allem Höheren abwendend, dem Genusse, als m einzig Wirklichen sich hingibt! Wie nahe lag bei einer kräftigen Natur r Gedanke, ob es nicht möglich sei, dass der Geist aus sich selbst heraus, enn er jeden fremden Einfluss abschüttle, wenn er nur die Wahrheit ihrer lbst wegen suche, unter Befolgung der rechten Methode, zu einer unantast-

[1]) Über die Quellen zu seiner Biographie vergl. die gehaltvolle Abhandlung von itanonit, Dionysius Petavius, S. 1—3.

[2]) Fleury feiert seine Universalität in folgender Grabschrift:

„Non fuit excepta sapientis mente Petavi:
Hunc latuit nihil, humanum quo tendere posset
Ingenium. Quidquid veteres scripsere Latini,
Quodcunque Inachidum prisca de gente relictum est,
Noverat, hebraeaeque arcana volumina sectae.
Hic si Romana lusisset carmina lingua,
Carmina Virgilium Romae lusisse putares;
Sermonem Latio scripsisset more solutum,
Sermonem poterat Cicero dictasse videri.
Plura alii melius referent, quos inclytus heros
Agnovit socios, aut qui stupuere docentem.
Fata illum nobis etiam vidisse negarunt."

baren Wahrheit gelangen könne! Dies ist der Lebensgedanke des Cartesius. Alterthum und Mittelalter wirft er wie beschwerenden Ballast auf der Fahrt von sich und sucht aus dem stürmischen Meere des Zweifels, der aber bei ihm kein müßiger, sondern ein thatkräftiger ist, ein unentdecktes Land zu gewinnen und hier eine neue Welt aufzubauen.[1])

Des-cartes. Descartes oder des Quartes, lateinisch Cartesius, ist geboren 31. März 1596 in La Haye, einem Flecken zwischen Tours und Poitiers, der Sohn eines tapferen Edelmannes, der sich bei der Vertheidigung von Poitiers 1569 gegen die Hugenotten hervorgethan hatte. Seine ersten Studien machte er im College La Flèche unter Leitung der Jesuiten, die schnell sein ungewöhnliches Jugend. Talent bemerkten und sorgfältig pflegten. Descartes war ein schwächlicher Knabe, aber sehr lernbegierig, von allem wollte er die Ursache wissen, sein Eifer im Lesen war unermüdlich. „Ich war überzeugt," sagt er selbst später, „daß das Lesen guter Bücher ein Verkehr ist mit edlen Geistern, die uns in gewählter Form die tiefste Wahrheit ihres Innern erschließen." Schon im vierzehnten Jahre sprach er sich richtig und tief über den Unwert der Behandlung der damaligen Philosophie aus und entwarf vier Lebensregeln, denen er sein ganzes Leben hindurch folgen Vorsätze. wollte: 1. Den Gesetzen seines Vaterlandes zu gehorchen und der Religion seiner Väter treu zu bleiben; 2. in seinem Handeln fest und entschlossen zu sein; 3. sich selbst zu überwinden und lieber seine Gedanken und Wünsche zu bekämpfen, als die Welt, und endlich 4. als geziemendste Beschäftigung seinen Geist auszubilden und die Wahrheit um ihrer selbst und um ihrer Anwendung auf das Leben vieler zu suchen.[2]) Bisher hatte er Sinn für Poesie und Beredsamkeit gezeigt, noch mehr aber für Mathematik; die Klarheit, die Folgerichtigkeit fesselte ihn. 1612 trat er in die große Welt ein. Seinen bisherigen Lehrern bewahrte er übrigens sein ganzes Leben hindurch ein dankbares Herz.

In der großen Welt, Aber wie ekelte ihn bald die große Welt an! Überall Leerheit, nichtiges Treiben, Hohlheit des Wesens, und wie unglücklich war er selber! Ihn peinigte der Zweifel, er hielt zuletzt alles Wissen für nichtig. In Paris bezog er eine abgelegene Wohnung in der Vorstadt Saint-Germain, um von seinen Kameraden nicht gefunden zu werden und seinen Grübeleien nachhängen zu können. In einer Art Verzweiflung warf er sich wieder in die Welt als Soldat. 1617 ging er als Freiwilliger in die Armee des Moriz von Nassau in Breda. Dort gewann er die Freundschaft des berühmten Mathematikers Beckmann: ein Unbekannter hatte eine schwere mathematische Aufgabe an ein Straßeneck angeschlagen und Descartes löste das Räthsel binnen einer Stunde. Seine freie Zeit verwendete er zur Ausarbeitung mehrerer bedeutender Aufsätze über Algebra, über die Wissenschaften überhaupt u. s. w. Der dreißigjährige Krieg brach aus, Des-im cartes trat als Freiwilliger in die Armee Tillys ein und machte den Feldzug gegen Krieg. Böhmen und die Schlacht bei Prag mit. Während seines Aufenthaltes in Ulm gewann er die Freundschaft des Mathematikers Faulhaber durch die rasche und geschickte Art, mit der er einige schwere mathematische Probleme löste. 1621 verließ er das Heer und reiste wieder in die Welt, die Völker, die Natur kennen zu lernen. Der Anblick der verschiedenen Sitten und Ansichten führte ihn zu dem

[1]) H. Loewe, Das speculative System des René Descartes, seine Vorzüge und Mängel. Sitzungsbericht der Wiener Akademie, XV, S. 288.

[2]) Primum discere, dein vivere, deinde philosophari.

ntſchluſs, nichts leichthin zu glauben und ſich nicht in den Kopf zu ſetzen, daſs ne und ſeiner Heimat Lebensgewöhnung die allein richtige ſei. Er durchzog ähren, Schleſien, Polen, Brandenburg, die Küſten der Oſtſee, olſtein. Auf der Fahrt nach Friesland retteten ihn nur ſeine Kenntnis der utſchen Sprache und ſeine Entſchloſſenheit vor Ermordung. Einige Zeit hielt er h in Holland und Belgien auf, dann wieder in Frankreich; 1622 traf er bei inem Vater wieder ein und erbte ein Gut in Poitou von ſeiner Mutter. Ruhe ß es ihm nicht lange und er begann wieder ſeine Wanderungen, diesmal nach talien, das er nach allen Richtungen erforſchte. 1626 finden wir ihn wieder Paris; er lebt und kleidet ſich einfach, trägt Federn und Degen nur als Zeichen ines Standes. Sein Streben gilt einzig der Wahrheit. Unruhe treibt ihn zu Reiſen.

Schon beginnt aber die Welt ihn zu ſuchen, und er verläſst hin und ieder Paris nur, um allein zu ſein. Damals bildeten ſich unter Richelieu ie Anfänge der Akademie und von Descartes gieng ſchon die Rede, daſs ein neues Syſtem der Philoſophie gefunden habe; er ſelbſt meint, nur arum, weil er ganz frank und frei geſtanden, was er nicht wiſſe, und die ründe ſeines Zweifels angegeben habe. Allen Huldigungen und Verſuchen, n an den Hof zu feſſeln, auszuweichen, gieng er heimlich nach Amſterdam.

„In dieſer großen Stadt," ſchreibt er, „geht jeder ſeinem Geſchäfte ach, hier kennt mich kein Menſch. Ich bin unter dieſer Menge von Menſchen inſam wie unter den Bäumen des Waldes." In einer nahen katholiſchen irche legte er am Fuße des Altars das Gelübde ab, nur zum Nutzen des Menſchengeſchlechtes und für den Ruhm Gottes zu arbeiten. Früher hatte er ine Wallfahrt nach Loretto gelobt, um die wahre Philoſophie zu finden. In Amſterdam. Gelübde.

Aber nicht bloß dieſe, auch die Mathematik, auch die Anatomie beſchäftigten hn; bei einem Fleiſcher machte er Studien in der Anatomie. „Die Ärzte," meinte r, „wiſſen nicht viel; das Studium der Anatomie könnte auf die Urſachen ieler Krankheiten und auf Mittel führen, die Gebrechen des Alters zu mindern nd das Leben zu verlängern." 1632 finden wir ihn in England, 1633 wieder n Amſterdam mit dem Studium der Aſtronomie beſchäftigt, dann im Haag, n Leyden, in Harlem, in Egmond. Mehrere ſeiner wichtigſten Arbeiten fallen in ieſe Zeit. 1647 ſehen wir ihn in Frankreich im Verkehre mit Pascal. Der König, aufmerkſam auf den großen Gelehrten, bot ihm damals einen Gehalt von 3000 Livres an. 1648 hatte er den berühmten Streit mit dem Mathematiker Fermat über die Tangenten, 1649 berief ihn Königin Chriſtina nach Schweden. Sein Freund, der franzöſiſche Geſandte Chanut, hatte viel von ihm in Stockholm geſprochen. Ein eigenes Staatsſchiff kam nach Holland, den berühmten Philoſophen abzuholen. Die Königin war entzückt von ihm: er ſollte ihr jeden Morgen Unterricht in der Philoſophie geben. Aber die Feſtlichkeiten des Hofes waren Descartes bald zuwider; er wollte um keinen Preis am Balle theilnehmen, den die Königin zur Feier des weſtfäliſchen Friedens gab. Als Chriſtina ihm von ihren Studien im Griechiſchen ſprach, meinte er, er habe ſich Mühe gegeben, all das zu vergeſſen, was er in ſeiner Jugend gelernt habe. Während er in ihrem Auftrage mit Entwerfung der Statuten für eine Akademie in Stockholm beſchäftigt war, erlag er am 11. Februar 1650 einer Lungenentzündung. Chriſtina Bei Chriſtina.

wollte seine Leiche in der königlichen Gruft bestatten lassen; nach dem letzten Willen des Sterbenden wurde sie jedoch auf einem katholischen Friedhofe beigesetzt und einige Jahre später feierlich nach Paris gebracht. Der Nationalconvent ließ sie 1793 im Pantheon aufbewahren. Die Erhebung in den Reichsfürstenstand Schwedens, den ihm die Königin anbot, hat Descartes beharrlich abgelehnt. Vermählt hat er sich nie. Sein ganzes Leben war der Erforschung der Wahrheit und ihrer Anwendung aufs Leben gewidmet, der Gewinnung einer festen, über alle Zweifel erhabenen Erkenntnis!

System. Die wichtigste seiner Schriften ist die „Rede von der Methode“;[1]) ihre Grundgedanken sind folgende: Descartes beginnt mit dem Zweifel, und zwar mit dem Zweifel an allem, und er legte gerade dadurch den Grund zu einer neuen, bei sich selbst anfangenden Philosophie. Sein Gedankengang ist nun: „Halte ich auch alles für falsch und nichtig, so kann ich doch nicht denken, dass ich nicht bin; denn das, was denkt, muss in dem Augenblicke, wo es Cogito, ergo sum. denkt, existieren: ich denke, also bin ich, cogito, ergo sum! Mein Sein ist mein Denken, mein Denken ist mein Sein. Ich kann von allem an mir absehen, nur nicht vom Denken, ich bin nichts weiter als ein denkendes Wesen. Bin ich nun dessen gewiss, dass ich denke, so ist es ebenso gewiss, dass alles wahr ist, was ich klar und deutlich denke. Zur Erkenntnis meines Geistes bedarf ich der sinnlichen Dinge nicht, er kann für sich allein vollständig und deutlich erkannt werden, er wird eher und gewisser erkannt, als ein körperliches Ding; er ist das Gewisseste und Klarste, denn was ich auch von den Dingen aussage, es sagt es immer mein Geist aus. Nun finde ich in meinem Geiste die Ideen, und unter diesen Ideen die Idee der unendlichen Substanz; sie ist die vollkommenste der Ideen in mir, und ich bin doch nicht ihre Ursache; ich denke sie mir mit solcher Nothwendigkeit, dass Gott existieren muss. Idee Gottes. Ich muss Gott existierend denken, darum existiert er auch. Die Idee Gottes ist die wahrste und die tiefste aller Ideen. Da ich gewiss bin, dass Gott das unendliche Wesen ist, das alle Vollkommenheiten in sich enthält, so bin ich auch gewiss, dass Gott mich nie täuscht oder betrügt; denn Betrug ist eine Unrealität und kann daher Gott, dem absolut Realen, nicht zukommen. Gott ist vielmehr die höchste Wahrhaftigkeit, die Quelle alles Lichtes; es ist daher ein Widerspruch, dass er die Quelle unserer Irrthümer ist. Unser Erkenntnis- Das Sein. vermögen, das uns von Gott gegebene Licht, kann also nie ein Object erfassen, das nicht wahr ist, insofern es klar und deutlich erkannt wird. Durch die Gewissheit von der Wirklichkeit Gottes weiß ich jetzt auch, dass die Dinge existieren, denn ihre Vorstellung bringe ich nicht aus mir selbst hervor, sondern sie entsteht oft wider meinen Willen in mir, sie kommt also von den Dingen selber her. Ebenso weiß ich auch gewiss, dass ich in einem Körper bin. Das Wesen des Körpers besteht in der Ausdehnung. Es gibt

[1]) Discours de la méthode.

ır eine Materie. Die Urſache der Bewegung iſt Gott. Er bewegte ſie im nfange und erhält ſie fortwährend in der gleichen Bewegung, denn er iſt weränderlich.“ Die Bewegung iſt dieſem merkwürdigen Denker nicht ein edürfnis der Materie, ſondern von außen durch Gott herbeigeführt; die laterie erſcheint dem Descartes nur als etwas Todtes, Mechaniſches, Äußer- hes im Unterſchiede vom Geiſte. Geiſt und Materie ſind ihm ſtreng ge- hiedene unaufgehobene Gegenſätze, obſchon ſie beide aus Gott ſind. Er bringt rum auch keine lebendige, organiſche Einheit zwiſchen Geiſt und Körper ſtande: beide ſind nur zuſammengeſetzt, nicht verbunden, die Acte des Körpers ben keine Gemeinſchaft mit denen des Geiſtes; darum iſt ihm unſer Körper n ſeelenloſes Leben, eine höchſt vollkommene Maſchine, und die Thiere nur utomaten.

Ausdehnung und Denken.

Die Materie.

In dieſem Sinne ſagt auch ſein Schüler Geulinx ergänzend: „Gott iſt allein, der das Äußere mit dem Inneren und das Innere mit dem Äußeren rbindet; denn Seele und Körper ſind ganz verſchiedene Weſen, und es iſt un- egreiflich, wie ſie zuſammenhängen. Gott vereint daher nach ſeinem Willen nach eſtimmten Geſetzen Geiſt und Körper, das Wie iſt unerkennbar und unaus- rechlich; denn unausſprechlich iſt das, von dem man erkennt, daſs es iſt, aber icht weiß, wie es iſt. Die Vereinigung von Geiſt und Körper iſt ein Wunder, nd ich ſelbſt, der Zuſchauer der Welt, bin das größte Wunder; denn es iſt nbegreiflich, wie ich, der ich ſo ganz und gar von der Welt geſchieden bin, ſie nſchauen kann.“ [1])

Geulinx.

Syſteme kommen und gehen wieder. Auch das Syſtem des Descartes hat eine Gebrechen. Aber ſeine „Rede über die Methode“ iſt bedeutſam geblieben, inmal für die Franzoſen: ihre Proſa iſt hier vollendet, muſterhaft, ſagt nie u viel, nie zu wenig, iſt nie zu warm, nie zu kalt, nie dunkel und jedes Wort ſteht an ſeinem Ort. Und der ſtrenge und abgeſchloſſene Ton derſelben, ie dogmatiſche Tendenz iſt der franzöſiſchen Literatur von nun an geblieben. Für die Philoſophie überhaupt blieb die Richtung, von jedem äußeren Ein- luſs, von jeder Überlieferung ſich frei zu halten und nur an der Wahrheit u hängen, die man ſich ſelber erworben hat. —

Einfluſs auf die Sprache und die Litera- tur.

Deutſchland.

Nachdem das Leben der Fürſten im Zeitalter der Reformation und des daran ſich knüpfenden großen Krieges früher geſchildert wurde, haben wir hier nur noch der Städte zu gedenken, in denen lange ein durch Gewerbe und Handel reiches, durch Gemeinſinn und Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft ver- edeltes Leben ſich regte. Unter den Städten haben aber Augsburg, Nürnberg, Ulm eine beſondere Bedeutung. In Augsburg gibt es Patricierfamilien, welche

Die Städte.

[1]) Annotata majora in principia philosophiae Cartesii.

Augsburg. an die schöneren Züge der Medici in der Geschichte von Florenz erinnern. Unter diesen Familien haben wieder die Fugger und Welser einen besonders glänzenden Namen.

Die Fugger. Fassen wir zunächst die Fugger ins Auge! Ihre Geschichte zeigt so recht, dass das Handwerk einen goldenen Boden hat, und wie weit es ein ausdauernder, umsichtiger Fleiß bringen kann. Der Ursprung des Geschlechtes ist gering und es gereicht den Fuggern zur Ehre, dass sie sich dessen nicht geschämt, sondern vielmehr durch Rückkauf des kleinen Hauses und Grundbesitzes ihres ältesten nachweisbaren Ahnes die Erinnerung aufbewahrt haben, dass sie durch redliche Arbeit und nicht durch Blut und Verbrechen emporgestiegen sind. Der Ahn besaß ein Haus mit Webstuhl und einige Joch Feld und Wiesen in der Nähe von Augsburg und trug die Frucht seines Fleißes selber in die Stadt; seine Nachkommen besaßen eine ganze Grafschaft am östlichen Ufer der Donau, besaßen prachtvolle Warenlager in den Handelsstädten Europas und Häuser, gefüllt mit Reichthum und Werken der Kunst, hatten Sitz und Stimme auf den Reichstagen, schossen Königen und Kaisern Geld vor, hatten Schiffe auf der Ostsee, im Mittelmeere, im Ocean, und ließen ihre Flaggen bis nach Indien wehen und thaten für Kunst und Wissenschaft mehr als manches gekrönte Haupt.

Die Heimat der Fugger ist Schwaben: sie waren ursprünglich Landwirte und beschäftigten sich zugleich mit Weben und Färben im Dorfe Graben am Lechfeld bei Augsburg. Ein Johann Fugger war Weber und besaß achtundzwanzig Tagwerke Wiesen in Graben und zeugte mit seiner Frau Anna Meisner aus Kirchheim zwei Söhne, Johann und Ulrich. Von diesen zog der ältere,

Johann Fugger. Johann Fugger, 1368 nach Augsburg, arbeitete unermüdlich, erhielt 1370 durch Heirat mit Klara Widolph das Bürgerrecht, trieb neben der Weberei Handel mit Garn und Leinwand, der einen großen Gewinn abwarf, und betheiligte sich beim Bergbau. Sein Bruder Ulrich zog ihm nach und arbeitete seit 1376 gemeinsam mit ihm in Augsburg. Johann vermählte sich 1383 in zweiter Ehe mit Elisabeth Gfattermann, der Tochter eines Rathsherrn, wurde aus der Zunft der Weber einer der Zwölf im Rathe und Freischöffe des Vehmgerichtes, und starb 1409 mit Hinterlassung eines Vermögens von 4000 Gulden, was in jener Zeit schon ein Vermögen von Bedeutung war.

Andreas Fugger. Johann Fugger hinterließ zwei Söhne, Andreas und Jakob, welche mit Umsicht und Glück das väterliche Geschäft forttrieben. „Endres" hieß schon „der reiche Fugger" und erhielt 1452 einen kaiserlichen Wappenbrief, ein goldenes

Fugger vom Reh. Reh im blauen Feld, und nannte sich Fugger vom Reh. Diese Linie erlosch jedoch 1583; sie hatten mancherlei Unglück: Matthäus traute und verborgte zu viel; Lukas schoss der Stadt Löwen 10.000 Gulden vor, bekam sie aber nicht mehr zurück.

Jakob, Von Endres' Bruder Jakob dagegen stammen die heutigen Fugger. Geboren 1410 blieb Jakob Barchentweber, wurde Zwölfer, trieb großen Handel, vermählte sich mit Barbara, der Tochter des Münzmeisters Baeßinger, die ihm zehn Kinder schenkte. „Wegen seiner Mildthätigkeit gegen die Armen und der

rlichkeit im Handel und Wandel verlieh ihm Gott viel Glück und Segen, auch r er gegen jedermann freundlich und hilfsam."

Ulrich Fugger.

Mit seinen Söhnen Ulrich, Georg und Jakob nahm das Haus einen chen Aufschwung: von ihnen stammt die Fuggerei in der Vorstadt von gsburg, 106 kleine Häuser, welche armen Bürgern gegen geringen Zins über- sen wurden. Diese Fugger trieben zugleich Handel mit Specereien, Seide und lle nach und von Italien, Tirol, den Niederlanden, Deutschland, Ungarn und len. Sein Grundsatz war, nur gute Waren zu halten und um billige Preise verkaufen und aus dem raschen Umsatze zu gewinnen. Als sich der Kaiser iedrich III. 1473 zum Besuch Karls des Kühnen in Trier rüstete, lieferte rich alle nöthigen Gold- und Silberstoffe, Seiden und Wollzeuge.

Banquier.

Ulrich machte also Geldgeschäfte mit Friedrich III. und bald auch mit dern Höfen, und durch ihn erhielt 1473 die Familie einen Wappenbrief (Schild n Gold und Blau, der Länge nach getheilt, mit zwei Lilien von gewechselter rbe) und hießen von ihren Wappen Fugger von der Ilge (von den Lilien).

Adel.

pst Alexander VI. verlieh ihm das Patronat über eine Canonicatspfründe i St. Moriz in Augsburg. Von seinen Töchtern heiratete Anna 1497 den garn Thurczo von Bethlenfalva, mit dem die Fugger den Bergbau in ngarn betrieben; Susanna den Georg von Stetten auf Bocksberg, der ber einen großen Handel trieb und ob seiner Besitzungen in die schwäbische eichsritterschaft aufgenommen wurde. Von seinen Söhnen starb Ulrich kinderlos 528 in Schwaz, wo er große Hüttenwerke besaß, wurde Hieronymus 1530 m Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben und zum kaiserlichen Rath ernannt d erhielt 1535 den ungarischen Erbadel, starb jedoch unvermählt 1538.

Jakob II.

Ulrichs Bruder Jakob dagegen hat die Weltmacht des Hauses be- ründet. Geboren 1459, erlangte er die Würde eines Domherren, entsagte ier dem geistlichen Stande auf Bitten des kinderlosen Bruders Ulrich und achte große Reisen, nachdem er im Fuggerischen Lager zu Venedig seine ehrzeit bestanden, besuchte die Hauptstätten des Welthandels und beobachtete essen Gang und brachte dann das Vermögen und den Ruhm des Hauses uf die höchste Stufe. Er war der größte Kaufherr des Hauses, der glücklichste anquier, machte den reichsten Gewinn aus dem Bergwesen, war der Ver- raute der Fürsten, der Beschützer von Kunst und Wissenschaft und errichtete ie glänzendsten Bauten.

Bergwesen.

Jakob Fugger brachte die Bergwerke in Kärnten und Tirol an sich, ie in den Tauern, bei Villach, bei Schwaz, dort wurde das beste Rheingold ewonnen, jährlich über 55.000 Mark Silber und bei 20.000 Centner Kupfer, lso nach damaliger Währung 700.000 Gulden. Der Reingewinn war 200.000 Gulden jährlich. Dort gibt es heute noch ein Fuggerthal, einen Fuggerhof, in Schloss Fuggerau; er betrieb Kupfer bei Ohrdruff in Thüringen nd sandte es von da nach Danzig und Stettin; er gewann Silber und fabricierte Messing. Er baute den Erzberg bei Leoben in der Steiermark aus und ie Silbergruben von Schwaz in Tirol — er errichtete im Vereine mit dem Krakauer Georg Thurczo ein Hütten- und Hammerwerk bei Neu- ohl in Ungarn und bedang sich für seine Vorschüsse die Hälfte des Gewinnes. Bladislaus VI. verpfändete ihnen Altsohl mit den sieben Bergstädten, die

Münzkammer zu Kremnitz und verwilligte ihnen die freie Ausfuhr von Kup
aus Ungarn, das sie nach Venedig, nach Polen, Preußen und Rußland verkauft
sie lieferten Leinwand, Tuch, Damast und Seidensammet nach Ungarn. Der
garische Handel warf ihm 1510—1519 allein 180.000 Gulden ab. 1526
1539 betrug der Reingewinn aus dem ungarischen Bergbau nahezu 1,300.0
rheinische Gulden (die Thurczo waren 1526 vom Bergbaue zurückgetreten).
ein Fugger in hohem Alter 1525 in Schwaz starb, gieng Kaiser Max, de
Rath er gewesen war, selber mit der Leiche.

„Wenn man in den Geschichten jener Zeit liest," heißt es bei Hormayr
„wird man zu glauben versucht, daß außer den Fuggern niemand etwas
deutendes an Gold und Gut besessen. Für sie war die Erde außen und in
allerwärts ergiebig, die See nicht arm, und wie reich sich ein klug angele
Gut in des Handels vielfacher Verkettung bei Fleiß, Geschick und Glück verzi
sieht man an ihnen. Kaiser Max I. hätte nichts vermocht ohne die Fug
da sein Schatz nicht selten leer war. Für 700.000 Goldgulden verpfändete
ihnen die Grafschaft Kirchberg und die Herrschaft Weißenhorn auf
Jahre (1507), und als ihm 1509 Papst Julius II. sammt den Königen
Spanien und Frankreich, Ferdinand und Ludwig, 170.000 Ducaten
Venediger Kriege bewilligt, zahlte das Fuggerhaus die Summe binnen acht Wo
durch Wechsel. Ja, als Maximilian I., seltsam genug, die kaiserliche Krone
der dreifachen St. Peters zu vertauschen gedachte, sollten die Fugger 200.0
Ducaten liefern. Max wollte ihnen dafür seine besten vier Truhen sammt Kl
odien und dem erzherzoglichen Lehensgewand versetzen, als worauf das Reich k
Ansprüche hätte, und die er als Papst nicht mehr brauche.

Fahrten nach Ostindien.

Neben dem Bank- und Bergwesen warf der Handel nach wie vor s
großen Gewinn ab. Als mit der Umschiffung Afrikas der Welthandel e
andere Richtung einschlug, dauerte das Staunen nur kurze Zeit und wu
die Fugger bald Rath. Von Antwerpen bekamen sie nach Augsburg Specerei
welche sie bisher nur zu Land über Venedig bezogen hatten. Alsbald unte
handelten sie mit dem König von Portugal, die Welser und Hochstetter schlos
sich ihnen an, mit einer Summe von 66.000 Ducaten wurden drei Schi
ausgerüstet und befrachtet, welche sich der portugiesischen Indiaflotte anschlos
und reich beladen 1506 aus Calicut mit Waren in Lissabon ankamen, d
den vierten Theil derselben als Zoll an die Regierung abgaben und nicht lan
darauf in Antwerpen landeten. Die gesammten Auslagen machten 100.00
Ducaten. Fortan kamen die Waren des Ostens über Antwerpen nach Mitt
deutschland — begreiflich litt Venedig darunter. So waren die Augsburg
die ersten Deutschen, welche sich mit ihren Schiffen selbständig am Welthand
betheiligten.

Lukas Rem.

Der König, bei welchem sie die Erlaubnis zur Mitfahrt nach Ostindien
erhielten, war Emanuel der Glückliche. Lukas Rem, welcher die Schi
bauen und ausrüsten ließ, stand in Gunst bei diesem König, ja er wurde o

[1]) Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, II. Jahrgang, 1811,
S. 116.

m ihm bei großen Handelsunternehmungen um Rath gefragt. Ein Balthasar pringe aus Fils hat die Fahrt der drei Schiffe beschrieben, die „St. Hieronyus", „St. Raphael" und „St. Leonhard" hießen; ein Hans Mayer hat n Tagebuch dabei geführt. In Cananore und Cochin wurden Baumwollenuge, Specereien und Perlen geladen. Eine Empfehlung Maximilians I. tte bei Emanuel gewirkt. Fortan betheiligten sich die Augsburger an diesem andel. Die Welser hatten eine Factorei auf Madeira, Plantagen auf alma, einer der Kanarien. Über Antwerpen kamen die Fugger mit England Verbindung und wurden die Banquiers Heinrichs VIII., Eduards VI.; ch Elisabeth unterhandelte mit ihnen um Anleihen.

Groß waren die Dienste der Fugger, kaiserlich der Dank. Maximilian I. hob sie 1504 förmlich in den Adelsstand.

Adel der Fugger.

Jakob suchte darum einen entsprechenden Grundbesitz zu erwerben und bernahm pfandweise 1507 vom Kaiser die Grafschaft Kirchberg und Weißenorn, Marstetten, Wallerstetten, Pfaffenhofen, Kleinkussenorf und Tisenhausen, 1509 Schmiehen, 1514 wurde er mit Biberach belehnt, das er von den Pappenheim erkaufte. Jakob wurde kaiserlicher ath. Aber auch vom Papste kamen Ehren: Jakob wurde Ritter des oldenen Sporns, lateranensischer Pfalzgraf. Solche Ehren machten n nicht hochmüthig, der Gewinn verhärtete sein Herz nicht, er blieb mildthätig nd der „Ehrenspiegel" sagt, an ihnen sei des Heilands Zusage erfüllt worden: Gebet, so wird euch gegeben." Außer der Fuggerei[1]) für 106 Bürger, die eine eine Stadt für sich bildet, stiftete er das Holzhaus für 32 mit den bösen lattern behafteten Personen. Mit seiner Freude am Bauen stiftete er Kirchen nd Kapellen und erweiterte und verschönerte er die Fuggerischen Häuser auf dem einmarkt. Es wird auch erwähnt, dass er einen besonderen Vorschlag gemacht abe, „vermöge dessen, wenn er zustande gekommen wäre, das Getreide in dem blich größten Maß zu ewigen Zeiten nicht über zwei Gulden hätte kommen llen, welcher Vorschlag aber aus Missgunst seiner Feinde und Eigennutz der ornkipperer wäre verworfen worden".[2]) — Jakob starb allseits tiefbeklagt am 0. December 1525.

Jakob Fugger.

Haupterben waren die Söhne seines Bruders Georg, Raimund und nton, und fortan theilte sich das Geschlecht in die ältere oder Raimundische nd in die jüngere oder Antoniuslinie.

Raimund Fugger.

Raimund war ein klug berechnender Geschäftsmann und zugleich ein elehrter; auf weiten Reisen hatte er den Blick für die Welt geschärft. Die hronik nennt ihn „eine schöne, lange, fast lustige Person, stark an Leib und emüth, nicht allein ein besonderer Liebhaber, sondern ein Vater aller wahr-

[1]) Riehl bemerkt (Culturstudien, S. 287): „Wollte heute ein Menschenfreund so roßartig verfahren, wie die Brüder Ulrich, Georg und Jakob Fugger, da sie die Fuggerei bauten, er fände höchstens noch Gesindel, aber nicht fleißige Arme, die ihm in seine rmenstadt einzögen. Denn der moderne Arbeiter will lieber für theuer Geld in einem loche wohnen, als gratis in einem hübschen Häuschen, welches die Touristen angaffen als in interessantes Armenhaus. Sein Bier würde ihm abends sauer werden bei dem Gedanken, dass sein Nachbar auf der Bierbank im Stillen zu sich spräche: ‚Da neben mir sitzt uch einer, der wohnt in der Armenstadt.'"

[2]) Stramberg — bei Ersch und Gruber, l. c. Bd. 50, S. 443.

haften Historien, ein fleißiger Nachfrager aller guten Künste, besonders der Anti-
quitäten. Von ganzem Herzen und Gemüth ist er sanft, mild und gebreich gegen
männiglich und insonderheit gegen alle Armen gewesen." — Von seinen gelehrten
Neigungen heißt es weiter: „Er hat eine überaus zahlreiche Bibliothek
sonderlich in Alterthümern und Geschichte angelegt und sehr großes Geld an
alte geschriebene Bücher verwendet, daher auch Melanchthon das Fuggersche
Haus mit dem Mediceischen zu Florenz verglich. Durch den überaus
geschickten Mechaniker und Astronomen Martin Furtenbacher ließ er eine
Himmelskugel. ganz unvergleichlich schöne und große Sphäre von stark vergoldetem Messing ver-
fertigen, welche das Weltgebäude auf das genaueste darstellt und annoch als ein
vortreffliches Kunststück in der kaiserlichen Bibliothek aufbewahrt wird." — Auf
Inschriftensammlung. seine Kosten wurde die erste „Sammlung alter Inschriften"[1]) in Druck heraus-
gegeben. In der Vorrede dazu wird Raimund Fugger verglichen mit Papst
Nikolaus V., mit Matthias Corvinus und mit den Mediceern in
Begünstigung der Kunst und Wissenschaft und heißt es darin: „Von Deiner
Neigung für die Gelehrten sind alle erfüllt und sprechen auch die ungeschlachtesten
Leute, mit welchen Gaben Du die Gelehrten erfreuest und wie Du mit Rei-
thümern selbst diejenigen überschüttest, deren schlechte Reimereien Deinen Namen
mehr beschweren als ehren. — Das Verdienstlichste aber an Dir ist, dass Du —
auch Arme und Kranke mit Ärzten versorgst und durch reichliche Almosen die
Noth solcher Gepressten steuerst. — Nicht mit Unrecht nennen sie Dich den Er-
halter der Stadt. — Der Handel, welcher uns der verschiedenen Reiche Erzeug-
nisse zuführt, wird billig von den meisten gepriesen. Ungleich preiswürdiger ist
jedoch Deine Gabenmildthätigkeit, da sie freiwillig ist, und nur die Genüsse der
Wohlthätigkeit sucht." — Der Wahlspruch Raimunds war: „Freunde, es ist eine
Schande, einen Tag verloren zu haben."[2]) — Welche Reichthümer ihm zur Ver-
fügung standen, geht auch daraus hervor, dass er die ihm verpfändete Grafschaft
Kirchberg um 500.000 Gulden vom Kaiser sich zum Eigenthum erkaufte und
dabei noch viele andere Herrschaften erwarb. Er starb 1535 auf seinem Schlosse
Mickhausen. Raimund hatte nicht weniger als dreizehn Kinder, wie überhaupt die
Fruchtbarkeit in dieser Familie stark war.

Ein Neuerer[3]) sagt darum: „Gesegnet waren die Fugger an Ehre, Kindern,
Gold und Gut. Alles gedieh und mehrte sich unter ihren Händen. Fast jede ihrer
Ehen war fruchtbar und die Alten schaukelten nicht selten derbe Urenkel auf den
Knien. Wenn auch mit gleicher, selbst größerer Verschwendung als heutigen Tags,
lebten sie, lebten unsere Ahnen überhaupt doch regelmäßiger und weniger sündlich
nach altem Brauch, und kannten das Verderbnis seiner Leidenschaften nicht, welche
heimlicher, aber schmerzlicher und sicherer zerstören als grobe Genüsse. Die Männer
waren derb an Leib und Seele, und die sittsamen Hausfrauen achteten es ehren-
voll, solch ein Geschlecht reichlich zu mehren."

Ulrich. Von den dreizehn Kindern Raimunds hatte namentlich Ulrich viele Neigung
für Kunst und Wissenschaft, war aber der einzige unter den Fuggern, welcher
dem alten Glauben absagte und zur lutherischen Kirche sich bekannte. Er gerieth
darum mit seinen Verwandten in Zwiespalt und suchte ihn in Studien zu ver-

---

[1]) Inscriptiones sacrosanctae vetustatis. Ingolstadt 1534.

[2]) „Pudeat amici diem perdidisse", kann auch heißen: „Man muss sich schämen, einem Freund einen Tag zu verderben."

[3]) Dippold — in Hormayrs „Archiv", 1811, S. 137.

Heinrich Stephanus.

ſen. Ein gründlicher Kenner der griechiſchen Schriftſteller, hte er ihre Werke in guten Ausgaben zu verbreiten und nahm den Heinrich ienne zu dieſem Zwecke in ſeinen Sold, der ſich auch auf den Titeln ſeiner aſſiker-Ausgaben den Buchdrucker des Ulrich Fugger nannte. Auch ſammelte rich eine koſtbare Bibliothek, die an hebräiſchen, griechiſchen und lateiniſchen ndſchriften reich war. Mit ſeinen Brüdern, die ihn zuletzt unter Aufſicht lten, im Streit, vermachte er ſeinen Bücherſchatz der Univerſität Heidelberg bſt 15.000 Gulden, deren Zinſen als Stipendien an fünf Studierende vertheilt rden ſollten.

Johann Jakob.

Sein Bruder Johann Jakob verfaſste die „Wahrhaftige Beſchreibung s öſterreichiſchen Namens, Herkommens, Geſchlechtes, Fortpflanzung und aller demſelbigen florierenden Kaiſer, bis auf Maximilians I. Abſterben, mit vielen chnungen und Bildern", wovon der „Spiegel der Ehren des Erzhauſes" r ein Auszug iſt. Auch er ſammelte leidenſchaftlich Bücher und brachte ſeine ibliothek auf 15.000 Bände, bei welcher der Philologe Hieronymus Wolf ibliothekar geworden iſt.

Spiegel der Ehren.

Vermehrung der Fugger.

Von Raimunds Söhnen ſtammen die Linien von Sulmentingen, von delshofen, von Pfirt, von Kirchberg-Weißenhorn, deren Mitieder zu ſchildern es hier an Raum gebricht. Dippold bemerkt mit Recht:[1]) Wir können nur den Worten des „Ehrenſpiegels" zuſtimmen: „In fünf Hauptten zweigte der edle Stamm ſo um ſich, daſs er im Jahre 1610 bei 47 Grafen nd Gräfinnen und junger und alter Nachkommen beiderlei Geſchlechtes ſo viel, s das Jahr Tage zählte." Man denke ſich ein ſo reich fortgepflanztes Geſchlecht it ſolchen Goldquellen — denn Raimund und Anton handelten als Grafen rt — ſolchen Freiheiten und ſolchem Ehrtrieb, und man findet begreiflich, wie e binnen vierundneunzig Jahren an liegenden Gütern für 941.000 Gulden ſammengekauft, ſoweit die Summen nämlich angegeben ſind, und im Jahre 762 noch 2 ganze Grafſchaften, 6 Herrſchaften und 57 andere Ortſchaften eſſen, die Häuſer und Gärten in und um Augsburg nicht einmal gerechnet. on je waren ſie durch Teſtamente, Vergleiche und Fideïcommiſſe bedacht, alles erworbene bei der Familie zu erhalten und zu mehren, ſo daſs ihre eigenen anzler und Rathsmänner zu Augsburg der Arbeit genug hatten. Nun iſt nicht ehr befremdlich, wenn wir Stadtpfleger zu Augsburg und Landshut, Landvögte n Schwaben, herzoglich-bayeriſche, erzherzoglich-öſterreichiſche und kaiſerliche Räthe nd Kämmerer, Vorſitzer des Reichshofrathes, des Reichskammergerichtes, Comandanten, Generäle, Ritter vom Orden de l'Eſpada und Calatrava unter ihnen rblicken. Nicht anders mit den geiſtlichen Würden! Da waren Domherren zu ugsburg und Regensburg, Dechanten zu Salzburg, Pröpſte zu Augsburg, Freiingen, Regensburg, Speyer, Bamberg und Würzburg, päpſtliche Kämmerlinge, Biſchöfe zu Conſtanz, gefürſtete Pröpſte zu Ellwangen — alle aus Fugger'ſchem eblüt. Eleonora Siguna, Hans Jakobs Tochter, war allein zweier gefürſteter Biſchöfe, zu Prag und zu Gurk, Mutter; verwandt und verſchwägert ward ihr aus zu höherem Glanze mit Grafen und Fürſten, unter anderen mit den ohenzollern, Liechtenſtein, Pappenheim, Fürſtenberg und Schaumburg. Eine geborne Fugger, die Gräfin Katharina von Montort, war Kaiſer Ferdinands II. Oberhofmeiſterin."[2])

[1]) Dippold — in Hormayrs „Archiv", 1811, S. 138.
[2]) Ibid. S. 138.

Anton Fugger.

Die Antoniushauptlinie geht von Georg Fuggers jüngstem Sohn Anton aus (geboren 1493), unter welchem der Ruhm, der Reichthum und der Einfluss des Hauses Fugger den höchsten Grad erreichten — nicht im Osten, wo zuerst durch Streitigkeiten mit den Magyaren, dann infolge der Schlacht von Mohacs der Vertrag wegen der Bergwerke gewaltsam gelöst wurde, sondern im Westen, wo durch Verbindung mit dem Kaiser, in dessen Staaten die Sonne nicht untergieng, der Verlust im Osten um mehr denn das Zehnfache gedeckt wurde. Die Treue der Fugger gegen den katholischen Glauben und das Haus Österreich hatte ihnen ohnehin schon das Herz Karls V. gewonnen. Dazu kam ihre Hilfe in seinen durch die vielen unstet Kriege veranlassten Geldnöthen, und wie hoch hier die Beträge liefen, zeigt die Erzählung, dass, als der Kaiser bei einem Besuche sein Bedauern aussprach, seine Schuld von 800.000 Gulden nicht tilgen zu können, Fugger den Schuldschein in die durch Zimmetholz genährte Kaminflamme warf, also den Kaiser für schuldfrei erklärte. Übrigens lohnte Karl mit dem Großmuth eines Kaisers und Spaniers. Er überließ dem Anton Fugger die Queckſilbergruben zu Almaden und das Silberbergwerk zu Guadalcanal. Überdies wurden von ihm die Bergwerke in Tirol ausgebeutet und der Bau im elsässischen Leberthal. Der Ertrag war großartig; Anton Fugger konnte eine Menge Herrschaften ankaufen, konnte den Kaiser 1530 mit sammt dem Hofe nahezu ein Jahr in seinem Haus bewirten, so dass Karl, als er später in Paris den französischen Reichsschatz sah, die Äußerung that: „All das kann ein Leinenweber zu Augsburg mit Gold bezahlen.“ Anton hatte freien Zutritt zum Kaiser. Zum Dank für die ausgezeichneten Dienste, die er in Kriegs- und Friedenszeiten unverdrossen dem Erzhaus Österreich erwiesen habe, verlieh ihm Karl V. einen Gnadenbrief, von dem er selber sagte, er habe noch nie einen solchen verliehen und sei auch nicht gesonnen, es jemals wieder zu thun.

Karl V.

Reichthum Antons.

Gnadenbrief.

Karl V. bestätigte ihnen nicht bloß die von Maximilian I. gegebenen Privilegien, sondern erhob das Geschlecht auch in den Freiherren- und Grafenstand; er gab ihnen das Recht, mit rothem Wachs zu siegeln, verlieh ihnen die hohe und niedere Gerichtsbarkeit über alle ihre Unterthanen, und nahm sie und ihre Nachkommen, ihre Güter und Waren in seinen besonderen Schutz und Schirm; auch sollten sie an keinem Orte, wo sie sich niederlassen wollten, beschwert werden und an jedem Ort frei abziehen können, nur das gewöhnliche Umgeld und die Steuer für liegende Güter ausgenommen. Wo die Rechte des Wohnortes ihren Rechten zuwider wären, sollten jene ungiltig und aufgehoben sein. Die Stadt Augsburg solle über sie gar keine Jurisdiction haben; in peinlichen Ansprüchen seien sie nur vor dem Kaiser rechtsständig; sie, ihre Diener und Verwandten dürfen vor kein Vehmgericht geladen werden. Niemand darf ihnen das Original dieses Briefes abverlangen, sondern jeder muss sich mit einer Abschrift begnügen. Wer diesen Gnadenbrief übertritt, soll um 100 Mark Goldes geschädigt werden, und Kurfürsten, Herzoge, Markgrafen und Reichsstädte, insbesondere aber König

dinand wurden zu Fürsehern, Beschirmern und Richtern dieses Privilegiums immt. Am 1. März 1534 gewährte ihnen Karl V. noch das Recht, goldene silberne Münzen zu schlagen. Und in der That haben die Fugger von diesem hte Gebrauch gemacht und sind schön geschnittene Münzen von ihnen heute noch handen; — 1545 verordnete Karl, dass die Güter nur auf den Mannsstamm erbt werden dürften.[1])

Recht der Münze.

Das hieß die Familie in den Fürstenstand erheben. 1538 rden die Fugger in die Zahl der Geschlechter oder Patricier in Augsburg gereiht, verzichteten aber auf den Gebrauch der kaiserlichen Privilegien, sofern der Stadt nachtheilig wären. — 1535 fanden sich Anton, Raimund und eronymus mit der Stadt dahin ab, dass jeder jährlich 800 Goldlden Steuer zahlen wolle, dass sie dagegen vom Steuereid ei seien, „weil sie wegen ihrer weitschichtigen Handlung und ihrer fast in ganzen Welt zerstreuten Capitalien nicht imstande wären, den gewöhnlichen euereid wie andere Bürger abzulegen." — 1545 erwirkte Anton diesen Verich auch für seine Söhne, mit der Nebenbedingung, dass, wenn sie das irgerrecht aufgeben wollten, sie mit einer Nachsteuer von 9000 Goldgulden edigt wären.

Patricier.

Solche Vorrechte konnten nur den Neid erregen und dazu kam noch der ıss, dass Anton dem alten Glauben treu blieb. Der Schmalkaldische Krieg gann und vom aufgeregten Volke wurde Anton Fugger unter einem Regen n Hagel und Koth aus Augsburg vertrieben und musste in Babenhausen nen Wohnsitz aufschlagen. Aber mit Heeresmacht zog der Kaiser heran ıd bald mussten die Augsburger ihren besten Bürger zurückrufen und um ermittlung ersuchen. Fugger liebte seine Vaterstadt und eilte dem Kaiser tgegen, der über die Augsburger sehr erzürnt war. Am 27. Januar that in Ulm mit Peutinger und den andern Abgesandten vor dem Kaiser einen ußfall und bat um Gnade. Karl V. erhob sich vom Throne, reichte jedem e Hand zum Kusse und versprach Verzeihung, aber die Stadt musste zwölf tück Geschütze ausliefern und 150.000 Gulden Strafe zahlen — den größten heil zahlte der edelmüthige Fugger selber. Karl V. forderte, dass er in den heimen Rath der Stadt aufgenommen werde — gleichsam als Bürgschaft tes Wohlverhaltens. So hat Fuggers Großmuth und Ansehen bei Hof iner Heimat die Schrecken des Krieges erspart. — Seine Großmuth rühmt ch Erasmus, er besitze seinen Reichthum nicht für sich, sondern für andere; r Reichthum mache ihn nicht stolz, noch übermüthig, sondern er sei freundlich nd leutselig.

Antons Vertreibung.

Anton rächt sich durch Wohlthaten.

Von dem Reichthume, der im Fugger'schen Hause in Augsburg herrschte, halten wir einen Begriff in der Schilderung des schlesischen Ritters Hans on Schweinichen, welcher damals mit dem schlesischen Herzog Heinrich XI. on Liegnitz Deutschland bereiste und 1575 mit ihm sich in Augsburg auf-

[1]) Stramberg — in Ersch und Gruber, l. c. Bd. 50, S. 451—452.

hielt, um ein namhaftes Anleihen bei dem Rothschild jener Zeit zu machen, was ihm aber nicht gelang; die Fugger waren zu klug.[1])

Bericht des Hans Schweinichen.

Da erzählt denn unser Ritter in seiner treuen und für die Sittenkunde merkwürdigen Schilderung: „Es lud Herr Marx Fugger Ihre Fürstlichen Gnaden (den Herzog) einst zu Gaste neben einem Herrn von Schönberg, welcher sonst auch in des Herzogs Losament (Wohnung) lag. Ein dergleichen Panket ist mir bald nicht vorkommen, daß auch der römische Kaiser nicht besser tracktiren möge, und war dabei überschwenglich Pracht. Es war in einem Saale das Mahl angerichtet, der war mehr von Gold, als von Farbe gesehen worden. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man auf'm Eis ginge. Es war ein Kreuztisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter Kredenzen besetzt und merklichen schönen Venedischen Gläsern, welches, wie man sagt, weit über eine Tonne Goldes sein sollte. Ich stund Ihrer Fürstlichen Gnaden vor den Trank. Nun gab der Herr Fugger Ihrer Fürstlichen Gnaden einen Willkommen, welches von dem schönsten venetischen Glas ein Schiff war, künstlich gemacht. Wie ich es nun vom Schanktisch nehme und über den Saal gehe, hatte ich neue Schuhe an, und gleite, falle mitten im Saal auf den Rücken, gieße mir den Wein auf den Hals, und weil ich ein neu roth Damasten Kleid anhatte, ward es mir gar zu Schanden. Das schöne Schiff ging aber auch in viele Stücke. Ob nun wohl unter der Hand und männiglich ein groß Gelächter ward, so ward ich doch hernach berichtet, daß der Herr Fugger gesagt, er wolle dasselbe Schiff mit 100 Floren gelöst haben. Es war aber ohne meine Schuld, denn ich weder gessen noch getrunken hatte. Da ich aber einen Rausch bekam, stund ich darnach fester und fiel hernach kein Mal, auch im Tanze nicht. Ich hielt dafür, daß Gott die Pracht nicht haben wollte mit mir; denn ich ein neu Kleid angezogen und däuchte mich, ich wäre der Stattlichste gewesen. Bei diesem waren die Herren und wir alle lustig. Es führten Ihre Fürstlichen Gnaden der Herr Fugger im Hause herum spazieren, welches ein gewaltiges großes Haus ist, daß der Römische Kaiser auf dem Reichstage mit dem ganzen Hofe Raum darinnen gehabt. Da hat der Herr Fugger Ihre Fürstliche Gnaden in ein Thürmlein geführt, darinn hat er Ihrer Fürstlichen Gnaden von Ketten, Kleinodien und Edelgesteinen, auch von seltsamer Münze und Stücken Goldes, als Köpfe groß, einen Schatz gewiesen, daß er selbst sagt, er wäre über eine Million Goldes werth. Herauf schloß er einen Kasten auf, der lag bis auf mit lauter Dukaten und Kronen. Die gab er auf 200.000 Gulden an, welche er dem Könige von Spanien durch Wechsel nein machte (nach Spanien lieh). Darauf führte er Ihre Fürstlichen Gnaden auf dasselbe Thürmlein, welches von der Spitze an bis in die Hälfte nunter, mit lauter guten Thalern gedeckt war. Sagt: es wären ungefähr 17.000 Reichsthaler anlangende. Damit bewies er Ihrer Fürstlichen Gnaden große Ehre, und beineben auch seine Macht und Vermögen.

„Man sagt, daß der Herr Fugger so viel hätte, daß er ein Kaiserthum bezahlen möchte. Verehret mir auf den Fall einen schönen Groschen, der ohngefähr neun Gran schwer war, wegen des Falles. Ihre Fürstlichen Gnaden versahen sich auch eines stattlichen Geschenkes, aber damals bekamen Ihre Fürstlichen Gnaden nichts als einen guten Rausch. Es waren hernach Ihre Für-

[1]) Leben und Abenteuer des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben von Professor Büsching. Leipzig 1823. 3 Bde. Bd. I, S. 157.

hen Gnaden etlichemal zu Gast allda, und waren allezeit wohl traktieret, wie
) denn inngleichen von dem Herren Fugger eingeladen ward und erbot sich hoch
gen mir. Versagt (verlobt) die Zeit eben einem Grafen seine Tochter, und sagt,
it ihr zu geben, über den Schmuck, 200.000 Reichsthaler in Jahr und Tag.
as mochte ein Brautschatz sein!“ [1])

So schildert Hans von Schweinichen in groben Umrissen, besser ver-
cht er es nicht, den Reichthum der Fugger. Verständnisvoller schildert ein
elehrter, Beatus Rhenanus oder Bild aus Rheinau im Elsass. Da hören Bericht des Beatus Rhenanus.
ir, welch einen Schatz von Antiken Graf Raimund Fugger mit ungemeinen
osten aus der ganzen Welt, zumeist aus Griechenland und Sicilien, herbei-
schafft hat, mehr als irgend ein Privatmann jener Zeit in Italien.

Da hören wir von einem Saal voll Bronzen — von einem Jupiter mit
m Blitz, von einem Neptun mit dem Dreizack, von einem Mercur mit dem
eutel und Flügelhute, von einer Pallas mit der Ägis. Dann kam ein Saal
it lauter Marmorstatuen — darunter eine Circe aus Stein und rings um sie
f einer Marmortafel alle kläglichen Opfer ihrer Zauberkünste, in Thiere ver-
andelt. Dann ein dritter Saal wieder mit Gebilden aus Marmor gefüllt,
ter Diana, einer Venus mit Cupido, einer Minerva, auch dem Stier, der die
uropa auf seinem Rücken trägt. Dann ein Saal mit Torsos, endlich ein Saal
it antiken Münzen.

Aber auch die Gärten der Fugger werden uns als bewundernswert ge- Gärten der Fugger.
hildert, mit dädalischen Labyrinthen, mit Wasserwerken, Springbrunnen, Bädern,
emdländischen Gewächsen und Blumen, saftigem, schwellendem Rasen; da gedeiht
les Obst, grüne Oliven und Lorbeer. Dazwischen stehen schöne Statuen, Actäon,
iana, Pomona. — Die königlichen Gärten in Tours und Blois fand Beatus
henanus nicht schöner.

Dann hören wir von der großen Bücherei der Fugger, welche die für Bücherei.
ne Zeit erstaunliche Höhe von 15.000 Bänden erreichte, während die einst so
erühmte Klosterbibliothek zu Hirschau nicht mehr als 60 Stücke zählte und die
alatina in Heidelberg 252. Sie war insbesondere reich an griechischen und
teinischen Handschriften. Der Agent der Fugger am Hofe in Constantinopel hatte
e um große Summen angekauft. Die Gelehrten konnten diese reiche Sammlung
ach Muße benützen.

Hieronymus Wolf (1516—1580, Lykius genannt) gab aus seiner Hieronymus Wolf.
ibliothek den Äschines, Zonaras, Niketas und Nikephoros Gregoras
it lateinischen Übersetzungen heraus, nachdem er schon zu Isokrates und Demo-
henes Ausgaben unterstützt worden war. Durch die Fugger ist er Rector des
ymnasiums zu St. Anna geworden. Sein bewegtes Leben, die Mühen, die es
m kostete, zum Studieren zu gelangen, die Sehnsucht nach höherer Bildung
nd von ihm in kräftigen, oft wunderlichen Zügen ausgesprochen.[2]) Wir sehen

[1]) Schweinichen, l. c. I, S. 158.

[2]) Er schrieb seine Jugendschicksale in einem Briefe an den Buchhändler Oporinus
n Basel. Brukker zog die kleine Schrift ans Licht und Reiske ließ sie im achten Bande
einer griechischen Redner abdrucken: Wolfii de vitae suae ratione ac potius fortuna
ommentariolus. Passow gab in Raumers „Taschenbuch“ eine Nacherzählung heraus,
, S. 341—389.

Studien in Nürnberg. daraus, wie gut für die Studien in Nürnberg gesorgt war, wo im Ägydienkloster eine gelehrte Schule eröffnet und weitberühmte Männer dazu verschrieben waren. Damals lehrte die lateinische und griechische Sprache sammt der Philosophie Joachim Camerarius, die lateinischen Dichter erklärte Eobanus Heß; die Redekunst mit Einschluss der geistlichen trug vor Michael Roting, „der allein, auch jetzt noch, nach allen Stürmen der Zeit, seinem Amt mit Ruhm und Segen vorsteht"; in den mathematischen Wissenschaften unterrichtete Johann Schoner, in der hebräischen Sprache Johann Boschenstein: „alles Männer von so gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit, dass lernbegierige und dem Studium jener drei Sprachen eifrig ergebene Jünglinge für diese Gegenstände keine andere Hochschule zu beziehen brauchten."

Tübingen. Nicht minder gut stand es in Tübingen, wohin Wolf später den Camerarius nachzog. Die griechische Urschrift des aristotelischen „Organon" erläuterte der Franzose Wilhelm Bigot, die „Dialektik" des Joannes Cäsarius: Johann Gebhard, die „Geometrie" des Euklides: Johann Hildebrand. Ferner legte Jakob Schegk die griechischen Gespräche des Lucianus aus, Joachim Camerarius die Trauerspiele des Sophokles, Johann Benignus den Quintilianus, Michael Vejus den Sallustius. Also für Professoren war gesorgt, aber unter den Studenten zeigte sich bald die vom Schluss des Schmalkaldischen bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges überall in Deutschland

Roheit der Jugend. überhandnehmende Roheit der Jugend in erschreckendem Maße. Wolf jammert über das barbarische Herkommen, nach welchem der dümmste und wildeste Rauhbold befugt war, den neuen Ankömmlingen jede beliebige Schmach in Worten und Werken anzuthun. Die meisten konnten jedoch kaum zwei oder drei lateinische Worte ohne grobe Sprachschnitzer herausbringen, waren aber gewohnt, in der Nacht mit zügelloser Roheit durch die Straßen zu toben und die Bürger aus dem Schlaf zu brüllen. Der arme Wolf musste als Diener des Rectors der Bursa sein Leben fristen, lernte aber eifrig und war in seiner Begeisterung innerlich glücklich. „Ich zog diese beschränkte Lage der Fuggerischen Pracht weit vor, der unter Grafen und Freiherren, auf damastenen Sesseln von Edelknaben bedient, mir volle eilf Jahre zu genießen vergönnt gewesen ist." — Demnach hielten die Fugger ihre Gelehrten in hohen Ehren.

Sie hatten Sinn für Kunst und Wissenschaft und förderten sie, wo sie konnten: ein Max Fugger gab griechische Schriftsteller und den ersten Band von des Baronius „Annalen" in deutscher Übersetzung heraus. Andere waren tüchtige Krieger für Kaiser und Reich. Ein Franz Fugger führte 1573 ein Regiment oberdeutscher Knechte in des Königs Dienst nach den Niederlanden; ein anderer Fugger war der treue Beistand Tillys nach der Schlacht bei Breitenfeld; ein Franz Fugger hat 1664 als Feldzeugmeister in der Schlacht bei St. Gotthard mit seiner Standhaftigkeit wesentlich zum Sieg der Christen beigetragen. Eine Kugel in die Stirne gab ihm den Tod und er wurde vom siegreichen Heere höchlich beklagt. Auch die Frauen glänzten durch Tugenden.

Anna Fugger. Eine Anna Sybille, 1585 einem Grafen Lodron angetraut, hat ihren Gemahl in einer langwierigen Krankheit mit einer aufopfernden Liebe gepflegt, die nicht bloß den Kranken, sondern wer sie kannte, zu Thränen rührte, und als er starb, hat sie sich zu unverbrüchlicher Keuschheit verpflichtet und ihr großes Vermögen zu Werken der Wohlthätigkeit verwendet, schließlich für gottbegeisterte Schwestern ein Kloster bei Roveredo gestiftet, dessen schönste Zier sie selbst war und in welchem sie im Rufe der Heiligkeit erst 1663 gestorben ist.

So glänzten denn die Fugger nicht bloß durch Reichthum, daſs man in Spanien heute noch ſagt „reich wie ein Fugger“,[1]) ſondern auch durch Tüchtigkeit jeder Art,[2]) namentlich aber durch edlen, treuen Sinn. So iſt der Baum dieſes Geſchlechtes mit jedem Menſchenalter ſchöner und kräftiger geworden.[3]) Namentlich ziert ſie, daſs ſie auf der Höhe der Ehren des armen arbeitſamen Stammvaters nie vergaßen, der ſeine Arbeit auf dem Rücken in die Stadt trug: ſie nennen ſich einfach nebſt dem Taufnamen zuerſt Fugger, dann erſt kommt der Beiſatz Graf von N. N. —

Die Welſer. Venezuela.

Die Welſer.

Durch Handel ſtieg eine andere Familie in Augsburg zu Reichthum, zu Macht und Ehren empor, die Welſer. Auch ſie wurden Banquiers von Königen und Fürſten, gewannen ihren Antheil am Welthandel und begünſtigten Kunſt und Wiſſenſchaft. Als die neue Welt entdeckt wurde, ſtieg in ihnen der richtige Gedanke einer deutſchen Coloniſation in Mittelamerika auf, in Venezuela, und unter günſtigeren Umſtänden hätte Mittelamerika ein deutſches Land werden können. Der Plan war geſund.

Mittel-Amerika.

Friedrich Liſt ſagt in ſeinem berühmten Werke über das nationale Syſtem der politiſchen Ökonomie: „Die Staaten Central-Amerikas ſind größtentheils auf die Production von Colonial-Artikeln angewieſen. Nie können und werden ſie es in der Manufactur und Induſtrie weit bringen; hier iſt ein ganz neuer und reicher Manufactur-Markt zu erobern; was hier feſte Verbindungen angeknüpft hat, kann für alle Zukunft im Beſitz derſelben bleiben. Dieſe Länder, ohne eigentliche moraliſche Kraft, ſich auf einen höheren Standpunkt der Cultur zu erheben, wohlgeordnete Regierungen einzuführen und ihnen Feſtigkeit zu verleihen, werden mehr und mehr zur Überzeugung gelangen, daſs ihnen von außen Hilfe kommen müſſe. Hier ſind die Engländer und Franzoſen wegen ihrer Anmaßlichkeit und aus Eiferſucht für die National-Unabhängigkeit verhaſst, die Deutſchen aus dem entgegengeſetzten Grunde beliebt. — Gegenwärtig iſt kaum der fünfzigſte Theil der zur Production von Colonial-Artikeln befähigten Ländereien zu derſelben verwendet. Im Verhältnis, als die heiße Zone mehr an Reis, Zucker, Kaffee, Baumwolle u. ſ. w. produciert, bedarf es auch Abſatz für dieſelbe und Conſumtion in dem gemäßigten Klima. Es handelt ſich darum, die Agricultur der ganzen heißen Zone zu Gunſten der Manufacturkraft der ganzen gemäßigten Zone auszubilden.“

---

[1]) „Rico como un Fucar“ heißt es bei Cervantes.

[2]) Daher der Vers:

„Praesulem ubi ara petit, vel Principis aula ministrum,
Artes si poscunt praesidem et arma ducem.
Aurum et magnificas spectatum qui venit in aedes,
Fuggera inveniet hoc decus omne domo.“

[3]) Bilder der früheren Fugger enthält das Prachtwerk: „Fuggerorum et Fuggerarum, quae in familia natae, quaeve in familiam transiverunt, quod extant, aere expressae imagines.“ Aug. Vind. 1618.

Unter Umständen hätte aus diesen Gebieten ein neues Deutschland werden können, und wären die Hunderttausende, die jetzt jedes Jahr nach Nordamerika auswandern, nicht für das Vaterland verloren gewesen.

Stammbaum der Welser.

Die Welser sind seit alter Zeit Patricier in Augsburg. Wahrscheinlich ein von ihnen unterhaltener Humanist hat aus Schmeichelei ihre Abstammung von Belisar ersonnen, gerade wie griechische Gelehrte den großen Familien in Rom Stammbäume machten. Besser ist die Ableitung von einem Philipp Walser,[1]) welcher 869 im Kloster Disentis in der Schweiz (Graubündten) begraben wurde. Sein Enkel Julius soll als Feldhauptmann in der Schlacht auf dem Marchfelde gestritten haben und dessen Enkel Octavian Feldhauptmann Konrads II. und der Stadt Augsburg gewesen und unter die rathsfähigen Geschlechter der Stadt aufgenommen worden sein. Ein Barthelmä Welser war 1318 und 1330 dort Bürgermeister. Lukas Welser, der zwölfte Nachkomme von Octavian, wurde durch seine Söhne Anton I. und Octavian der Stammvater der späteren Welser. Die Söhne von Anton I., nämlich Anton II., Barthelmä und Friedrich (der Vater der Philippine Welser) gründeten auch drei verschiedene Linien.[2]) Die Welser hatten Niederlassungen in Bari in Apulien, in Antwerpen, in Lyon, in Mailand, in Genf.

Augsburger Linie.

Nürnberger Linie.

Ein Jakob Welser ließ sich 1490 in Nürnberg nieder und von ihm stammen die Nürnberger Welser, welche zu den höchsten Ehrenstellen gelangten, und von einem Enkel Jakobs, Sebastian II., stammt der österreichische Zweig. Sebastian war Soldat des Kaisers und Beförderer des Salzwesens in Oberösterreich und Steiermark und erhielt vom Kaiser Matthias die Bestätigung seines altadeligen Wappen und Herkommens und von Kaiser Ferdinand II. noch das Prädicat „von Gumpenstein" und seine vier Söhne wurden von Ferdinand III. mit dem Prädicat „von Welsersheimb" 1651 in den Reichs- und erbländisch-österreichischen Freiherrnstand erhoben.

Welsersheimb.

Aufsteigen der Welser.

Doch kehren wir wieder zu den Augsburgern zurück! Der Geschichtschreiber dieser Stadt, Paul von Stetten, sagt über die Welser: „Es hat sich dieses Geschlecht in den vornehmsten Reichsstädten ausgebreitet. Wegen seiner besonderen Verdienste hat es von den römischen Kaisern viele herrliche Freiheiten erhalten, nämlich dass sie alle Privilegien der Ritter und Adelspersonen in Franken und Schwaben zu genießen fähig seien, ohne Erlaubnis der Reichskammer ihnen von keinem Kurfürsten und Stand des Reiches etwas Beschwerliches aufgeladen werde und sie von fremden Gerichten befreit sein sollen. Diese Freiheiten hat Kaiser Karl V. bestätigt mit dem Zusatze, dass ihnen ihre große Handlung an den ritterlichen Übungen keinen Nachtheil bringen solle."[3])

Also Handel im Großen benimmt dem Adel nichts; nur mit dem Detailverkauf sind Sorgen und Ängsten verbunden, die mit einer adeligen

[1]) Karl Jäger führt in seinem Werke „Ulms Verfassung, bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter", Stuttgart 1831, S. 768 Urkunden an, in welchen die Welser als Dienstmannen der Hohenstaufen erscheinen. (Ulricus Welsarius, ein Hermannus dictus Welser.) In Hormayrs „Taschenbuch", 1847, S. 25 wird ein Heinrich Welser angeführt, welcher mit Barbarossa ins heilige Land zog.

[2]) Roth, Geschichte des Geschlechtes Welser. 1784.

[3]) Paul von Stetten, Geschichte der Stadt Augsburg. Augsburg 1743. S. 58.

stimmung unverträglich sind! Barthelmä Welser war einer der reichsten Barthel-
mä.
andelsherren, er schoss den Königen von Frankreich zwölf Tonnen Goldes
or, nicht weniger an Karl V., der ihn dafür zum kaiserlichen Rath ernannte
nd ihm Venezuela zu Lehen gab. Alfons Ojeda [1]) hatte 1499 dieses Vene-
zuela.
and entdeckt und Klein-Venedig genannt, weil er daselbst einige Hütten
uf Pfählen gebaut sah, welche sie über das stehende Wasser erhoben. Weder
Ojeda, noch seine Nachkommen dachten daran, hier eine Ansiedelung zu
ründen; sie wollten nur im Fluge Gold gewinnen. Erst 1527 gründete
mpuez hier eine Ansiedelung und versprach dem Hof reichen Gewinst, wenn
Bergbau betrieben werde. Wer verstand sich besser darauf, als die Augs-
urger Kaufleute! Darum bot ihnen der Kaiser Venezuela und sie nahmen
s an Zahlungsstatt als Lehen von Castilien an.

Ambrosius Dalfinger und Hieronymus Sayller schlossen im Vertrag mit
Namen der Welser (Belzares) den Vertrag in Madrid 1527 mit Karl V. dahin Karl V.
ab, dass die Welser vier Schiffe mit 300 Mann auf ein Jahr mit Lebensmitteln
ausrüsteten auf ihre Kosten, um den Landstrich vom Cabo de la Vela bis zum
Cabo de Maracapana zu unterwerfen, auf diesem Gebiete und auf den anliegenden
Inseln Ansiedelungen zu gründen, mindestens binnen zwei Jahren, mit drei
Festungen, und in bestimmter Frist fünfzig deutsche Bergleute und 4000 Neger-
sclaven stellen. Der König stellt den Statthalter auf Lebenszeit an und gibt ihm
200.000 Maravedis, desgleichen den Generalcapitän mit 100.000 Maravedis
und den Lieutenant mit 75.000 Maravedis. Dagegen erhalten die Welser für
ewige Zeiten die Würde eines Oberrichters und Lieutenants der drei Festungen.
Dagegen beziehen sie vier vom Hundert von jedem Gewinn, zahlen keine Zölle
für ihre Waren und erhalten auf sechs Jahre einen bestimmten Platz im Lager-
haus von Sevilla; ferner erhalten sie zwölf Meilen eroberten Landes
als Eigenthum und sind berechtigt, Pferde und überhaupt Vieh von den
östlichen Antillen zu holen und alle Eingeborenen, welche sich auf die erste Auf-
forderung nicht unterwerfen wollen, zu Sclaven zu machen.

Eine glänzende Gelegenheit zu einer gewinnreichen Ansiedelung war damit Vor-
theile.
geboten. Das Land ist äußerst fruchtbar; steigt man von der Küste aufwärts,
so wirkt die Luft der Berge erfrischend. Die Berge sind reich an Metallen.
Hohen Gewinn hätte ausdauernde und verständige Arbeit abgeworfen. Raynald
bemerkt mit Recht: [2]) „Man sollte glauben, dass Kaufleute, welche ihr Glück dem
Handel und Wandel in Landesproducten zu verdanken haben, ihre Ländereien
anbauen würden; dass Deutsche, mitten in den Bergwerken geboren, diejenigen
bearbeiten würden, welche sich auf dem ihnen überlassenen Grund und Boden
fanden; diese Hoffnungen waren aber umsonst." — Wenn einer der Welser als-
bald selber in Amerika erschienen wäre und an Ort und Stelle entschieden hätte,
was geschehen müsse, hätte sich alles gut gewendet; statt dessen wollten sie jedoch
von Augsburg aus brieflich die Ansiedelung leiten und begiengen auch in der Wahl
des Mannes, den sie zum Haupt der Colonie bestellten, einen zweiten Missgriff.
Dalfinger war mehr Soldat, mehr gewinnsüchtiger Abenteurer, als Pflanzer

[1]) Vergl. Bd. VII, S. 205 dieses Werkes.

[2]) Raynal, Histoire philosophique et politique de l'établissement et du commerce des Européens dans les deux Indes. Livre VII, chap. 12.

Miss-griffe. und ruhiger Staatsgründer: er kam 1528 mit 400 Landsknechten, die rasche Beute machen wollten und die Indianer als Wesen niederer Art verachteten und

Dal-finger. misshandelten. Das erste war, dass Dalfinger feste Stellung suchte, und so gründete er Venezuela auf Felsen im Meere und Maracaibo am gleichnamigen See. Die Indianer begriffen das Recht der Weißen nicht, sie zur Arbeit anzuhalten und nach Goldlagern auszuforschen — und so kam es denn sogleich zu Kämpfen, die ohne Schonung geführt wurden. Las Casas erzählt: „Sie trafen die Indianer sanft wie Lämmer und stürzten wie reißende Thiere auf sie, ja wie eingefleischte Teufel, und ergriffen alle Mittel, um ihnen Gold und Silber zu rauben; so verwüsteten sie mehr als 400 Meilen weit ein fruchtbares Land, sehr große, wohlbevölkerte goldreiche Ortschaften, und richteten mehr als 400.000 Menschen zugrunde. Manche große Stämme wurden sammt ihrer Sprache ganz ausgerottet." — Die Deutschen waren also nicht besser, ja noch schlimmer, als die Spanier gegen die Indianer. Blut ist ein schlechter Kitt für einen Staat. Die Indianer wehrten sich mit dem Muthe der Verzweiflung; keine Hiebe, keine Folterqualen zwangen ihnen ein Geständnis ab, wo das Gold verborgen sei. Ihr Gift, ihre Pfeile räumten auf unter den Fremden; nur mit einer sehr geringen Schar traf Dalfinger von einem missglückten Zuge nach Tamalameque wieder in Coron ein. Zudem waren die Spanier voll Eifersucht auf die deutschen Eindringlinge und legten ihnen selber Schwierigkeiten in den Weg. Dalfinger starb 1532 an einer Wunde, die er in einem unglücklichen Gefechte gegen die Indianer empfangen hatte.

Johann der Deutsche. Georg von Speier. Besser war sein Nachfolger, Johann der Deutsche, welcher jedoch schon 1534 einer Krankheit erlag. An seine Stelle trat Georg von Meiningen, meist von Speier benannt wegen längeren Aufenthaltes in dieser Stadt; aber dieser dachte, statt anzusiedeln, nur an einen Zug ins Goldland, drang zwar unter steten Kämpfen bis an den Maranon vor, musste sich aber dem Willen der Mannschaft fügen und umkehren, und traf mit nur 160 Mann, von allem entblößt, 1536 in Coron wieder ein. Der Zug war also missglückt. Der Unterstatthalter Federmann erreichte auf einem Entdeckungszuge nach dem Goldland den Maranon, machte auch Gewinn, aber für sich, und Karl V. kam zu

Welser. Zweifeln an der Ehrlichkeit der Welser. Nun traf — aber zu spät — endlich ein junger Welser selber ein, um besser für den Vortheil der Familie und der

Philipp von Hutten. Colonie zu sorgen. Ein Philipp von Hutten, der colonisieren wollte, stand ihm mit Rath und That zur Seite — aber ein Entdeckungszug, welchen er 1541 unternahm, misslang. Schließlich suchte die Audiencia zu San Domingo

Car-vajal. die Wirren zu schlichten und ernannte einen Spanier Carvajal zum Statthalter von Venezuela, der — eine tyrannische Natur — Welser und Hutten in seine Gewalt brachte und 1456 hinrichten ließ, wofür ihn die Audiencia in Domingo zu viertheilen befahl.

Solche Vorgänge konnten den Welsern nur ihre Besitzung verleiden, die ihnen bisher nichts eingetragen, wohl aber sie große Summen gekostet hatte.[1]) Aber auch die spanische Regierung hatte Grund zu Beschwerden, und ein Machtspruch der Krone entzog den Welsern kurzweg das Lehen Venezuela wieder und die Trümmer der deutschen Ansiedlung kehrten enttäuscht

[1]) Klunzinger, Antheil der Deutschen an der Entdeckung von Südamerika. Stuttgart 1857.

n die Heimat zurück. An all diesen Verlusten und Greueln war der erste Rissgriff schuld. Für die Spanier wurde aber das Land nach und nach edeutsam, nicht durch seine Goldadern, sondern durch den Cacaobaum, der irgends so gedeiht und so fruchtbar ist, als in Venezuela, und nirgends, Sokomusko ausgenommen, eine Frucht von solcher Güte liefert. Er lohnt ie Mühe des Anpflanzens schon nach dem zweiten und dritten Jahre und ine Wartung ist weder mühsam, noch kostbar. Die Chocolade, die aus inem Teige von der Nuss oder Mandel des Cacaobaumes bereitet wird, rnten die Spanier zuerst bei den Mexikanern kennen, und sie schien ihnen o schmackhaft, dass sie bald ein Lieblingsgetränk wurde.[1])

Philippine Welser.

Wer spricht heute noch davon, dass die Welser einst Venezuela besessen! Die schöne Philippine Welser lebt jedoch allgemein in der Erinnerung ort. Dichter haben sie besungen, Künstler ihr Bild in Stein ausgehauen; hr Portrait in Schönbrunn fesselt heute noch das Auge des Beschauers, auch wenn er nur flüchtig durch die prachtvollen Räume eilt. Im Volk von Tirol lebt die Erinnerung heute noch an die edle Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand fort, der dies Land einst als Herr besaß.

Wie mag die Wirklichkeit erst ihren Gemahl gefesselt haben! Sie war sein Glück, solange sie lebte, sein Sehnen, als sie in ein besseres Leben hinübergegangen war. Im vorigen Band wurde ihrer schon gedacht bei der Charakteristik Kaiser Ferdinands I.,[2]) und welch schwere Stunden ihm der Schritt seines Sohnes machte, der rein der Neigung seines Herzens folgte und ihr treu blieb. Philippine ist der schönste Schmuck des Hauses Welser, die Tochter des Patriciers Anton, geboren zu Augsburg 1530; glänzend erzogen, fesselte sie jeden, der in ihre Nähe kam, durch den Reichthum ihres Geistes, durch den Adel ihres Herzens, durch die Harmonie ihres ganzen Wesens, durch ihre Freundlichkeit, durch den unvergesslichen Zauber ihrer Erscheinung. Heute noch zeigt man den Stein unter ihrem Fenster, an dem das Pferd des Erzherzogs gestrauchelt und er das holde Wesen zum erstenmal gesehen haben soll.

Erzherzog Ferdinand.

Es war im Jahre 1547, wo der Erzherzog Ferdinand mit seinem Vater und mit Kaiser Karl V. auf dem Reichstag zu Augsburg weilte. Erzherzog Ferdinand war damals neunzehn Jahre alt, ein bildschöner Jüngling und freudiger Kampfheld; sein Haar und Bart waren goldgelb, seine Farbe weiß, seine Gestalt hoch und herrlich, in allen ritterlichen Kämpfen und Spielen, zu Schimpf und zu Ernst, zu Schutz und Trutz, war er ein Meister wie Maximilian I.,[3])

[1]) Russel, Geschichte von Nordamerika, II, S. 162—165.

[2]) Vergl. Bd. VIII, S. 155 dieses Werkes.

[3]) In seinem Lusthaus „Ruheluft" waren Beispiele von seiner außerordentlichen Stärke und Gewandtheit in Gemälden dargestellt — wie er zu Pferd in vollem Lauf einen Hirsch aufhält; wie er einen bergab rollenden Wagen bloß mit der Hand zum Stehen bringt; wie er einem Hirsch den Kopf mitsammt dem Hals in einem Hieb abhaut. Dabei war er aber friedliebend; wenn es jedoch gegen die Türken gieng, so war er schwer zurück-

weshalb man auch ihn wie diesen den letzten Ritter nannte. Im Krieg gegen die Türken hat Ferdinand Muth und Geschick bewiesen, derart, dass die Ungarn ihn sogar zu ihrem König wählen wollten. Die erste Begegnung entschied für beiden über das ganze Leben. Nun war Philippine zwar aus einer reichen und guten Familie, jedoch einem Nachkömmling der Cäsaren nicht ebenbürtig. Die Welser war ebenso tugendhaft als schön und zuletzt setzte sich der Erzherzog über alle Standesrücksichten hinaus und durch Priesterhand wurde die Ehe eingesegnet.

Ehe. Die Vermählung fand in tiefster Stille am 24. April 1548 statt. Der Erzherzog war Statthalter in Böhmen und Philippine lebte unter der Obhut ihrer Tante auf dem Schlosse Brzaznic.

Kaiser Ferdinand I.

Der Vater zürnte lange dem Sohne, als ihm das Geheimnis entdeckt werden musste, auch die Brüder Maximilian und Karl waren anfangs „entsetzt und bekümmert", doch siegte zuletzt bei ihnen die brüderliche Liebe und der kindliche Gehorsam.[1]) Den Vater aber hatte Philippine gewonnen, als sie ihm auf dem Schloss zu Prag als Pilgerin verkleidet eine Bittschrift um Gnade für ihren Gemahl und sie selber überreichte. Ferdinand I. verzieh, nachdem der Sohn sich schwerer Versündigung vor ihm bekannte und sich verpflichtete, diese eheliche Verbindung immer geheim zu halten, wie den Eid, den sie vor dem Priester gethan, und die beiden zugestimmt, dass ihre Kinder nicht in den Erbfürstenthümern nachfolgen könnten; erst wenn der Mannsstamm aus dieser „Misheirat" aussterbe, sollten ihre Kinder in seinen Erbkönigreichen und Erblanden ihnen nachfolgen. Indes wurde jedem Sohne aus dieser Ehe eine Jahresrente von 30.000 Gulden gesichert und jeder Tochter eine Aussteuer von 10.000 Gulden; sie sollten den Namen von Österreich und das habsburgische Wappen führen. 1563 stellte der Kaiser in Innsbruck den Ständen seinen Sohn Ferdinand als künftigen Regenten vor und kaufte ihm das Schloss Ambras, 1564 starb er. 1567 hielt der Erzherzog seinen Einzug in Innsbruck, 5. Mai erhob er seinen Schwiegervater Franz Welser und dessen Söhne Karl und Johann zu Freiherren von Zinnenburg, Philippine zur Freiin von Zinnenburg. Seit 1570 führte letztere mit kaiserlicher Genehmigung den Titel „Durchlauchtigste Fürstin und Frau, Philippine, Markgräfin zu Burgau, Landgräfin zu Nellenburg, Gräfin von Ober- und Niederhohenburg". Sie wohnte

---

zuhalten. 1592 hatte er seinem Bruder Karl gegen die Türken Hilfe versprochen. Die Stände äußerten Bedenken; da rief er ihnen treuherzig zu: „Lasset (verlasset) mich nit, denn ich wollt lieber noch so tief unter der Erde liegen, als ich auf der Erde stehe, ehe ich meinen Bruder wider mein Wort wollte hilflos lassen" — was die Stände bewog, ihm zu gewähren, was er verlangte. Zoller, Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stadt Innsbruck, I, S. 282–283.

[1]) Die übliche Erzählung, dass Philippine im Schloss Ambras die Verzeihung des Kaisers erlangt habe, wird von Hormayr verworfen, denn sie sei, so lange der Kaiser lebte, nie nach Tirol gekommen. In Prag habe sie zuerst den Kaiser gewonnen: nämlich unerkannt (bei dem strengen Geheimnis und bei der tiefen Verborgenheit war dies leicht möglich); sie stellte sich einst zu Prag in die Reihe derer, welchen der milde Kaiser Audienz ertheilte, warf sich in der heftigsten Bewegung zu seinen Füßen und erzählte unter einem Strom von Thränen die Geschichte ihrer Leiden. Ferdinand I. (wie in seines eigenen Sohnes Seele), auf das Innerste erschüttert durch ihre Klagen, bewegt durch ihre anmuthvolle Sitte, bezaubert von ihrer zarten Schönheit, hob sie auf und versprach als Mann und als Herr, gar ein ernstliches Wort zu reden mit dem harten Vater, der ihre Liebe störe. Da gab Philippine sich zu erkennen, und der Kaiser, zu Thränen bewegt, verhieß ein Denkmal dieses versöhnenden Augenblicks zu stiften und alles mild und billig auszugleichen, wenn sich anders Ferdinand und Philippine mit unbedingtem Vertrauen ergeben wollten.

t in Ambras, welches geschmackvoll erweitert und verschönert wurde. Wissen- Ambras.
t und Kunst wurden vom Erzherzog gefördert, Gelehrte und Künstler groß-
hig unterstützt. Philippine theilte die Liebe und den feinen Sinn ihres
ahls für das Schöne und Wahre, für Dichtung, Kunstwerke, Musik und
chichte. So war ein geistig bewegtes und glänzendes Leben damals in Inns-
k. Gleichzeitig entstand die reiche Ambraser Sammlung;[1]) auch wurde
: Buchdruckerei in Innsbruck errichtet. Über seine Bibliothek mit
vollen Handschriften setzte der Erzherzog den gelehrten Gerhard von Roo,
Verfasser der „Annalen der österreichischen Geschichte". Wer geistiges Streben
brachte, war willkommen. Damals weilte in Innsbruck Busbek, der berühmte
entalist, welcher bei Ancyra den Tempel gefunden hatte mit der berühmten
schrift, welche des Kaisers Augustus Übersicht über seine Thaten und die Kräfte
es Reiches enthält; weilten dort Ursius Velius, der Geschichtschreiber des
arischen Krieges, der Astronom Thanstetter und andere, der Miniatur-
ler Hufnagel. Damals begannen die Arbeiten zum vielbesungenen Grab-
l Maximilians I. in der Hofkirche, an welchem Künstler aus der Fremde,
: aus dem an Kunsttalenten so reichen Tirol gleich strebsam arbeiteten. Es
rschte ein Wetteifer in Leistungen.

Papst Gregor XIII. entband 1576, nachdem ihm die Urkunden
er den vor Notar und Zeugen abgelegten Eid und die Trauung des Ehe-
ares vorgelegt waren, den Erzherzog von dem Eide der Geheimhaltung
e Ehe und Philippine stand jetzt als die rechtmäßig angetraute Gemahlin
s Erzherzogs da. Die Höhe der Ehren machte sie aber nicht hochmüthig;
e Klugheit, ihre Herzensgüte, ihre Menschenfreundlichkeit blieben sich gleich.[2])
ie Verehrung des Volkes hatte sie sich längst erworben und genoss sie, wie
: Liebe ihres Gemahls, bis zu ihrem Tode 1580. Denkmünzen mit den
orten „Diva Philippina" wurden geprägt. Ihr ältester Sohn Andreas Nach-
urde Fürstbischof von Constanz und Brixen, Abt zu Reichenau kommen.
m Bodensee, 1598 Statthalter in den Niederlanden; er för-
rte katholisches Leben, Gottesfurcht und Sittlichkeit. Ihr zweiter Sohn,
arl, Markgraf von Burgau, führte Alexander Farnese ein Reiter-
giment zu und nahm Antheil an dem Kampfe um Wachtendonk und
ergen-op-Zoom; vermählte sich mit Sibylla, der jüngsten Tochter des
erzogs von Jülich, Cleve und Berg, die Ehe blieb jedoch kinderlos. Er
arb 1618 in Überlingen.

In Philippine haben die Welser die höchste Höhe ihrer Ehren erreicht:
e hielten treu zu Kaiser und Reich, die Mehrzahl auch zur katholischen

[1]) Die des Erzherzogs Geheimschreiber Schrenck von Nötzing im „Armamen-
arium Ambrasianum" beschrieb.

[2]) Die Äußerung des österreichischen Plutarch ist buchstäblich historische Wahrheit: Keine Königstochter hätte in diesen unangenehmen Verhältnissen mehr siegende Geduld nd Ergebung zeigen können, als Philippine gethan hat; viele Entzweigungen zwischen den rzherzogen hat sie glücklich vermittelt. Die tirolischen Stände hassten diese Vermählung, eil sie ihnen keine Hoffnung ließ, dass aus derselben ein eigener Landesfürst für Tirol erworgehen könne; dessenungeachtet beteten sie Philippinen an, das Volk hielt sie für eine eilige."

Kirche. Barthelmä wurde 1532 kaiserlicher Rath, er war einer der reichste Kaufherren in Europa.

Marcus Welser.

Aber auch Gelehrte haben sie: Marcus, ein eifriger Zuhörer Murets in Rom, besaß ein großes Münzcabinet; er kam der Peutingerischen Tafel auf die Spur und gab sie mit Erklärungen heraus; er hat Verdienste um die Geschichte Bayerns,[1]) um die seiner Vaterstadt und ihrer alten Inschriften; er gründete in Augsburg eine Buchdruckerei, aus welcher viele griechische und lateinische Classiker hervorgiengen. —

Die Eggenberge.

Zu so wunderbarem Reichthum und zu fürstlichen Ehren stieg damals durch innigen Anschluss an das Kaiserhaus nur noch eine steirische, ursprünglich augsburgische,[2]) Familie empor, die Eggenberge. Sie waren

Die Eggenberge.

anfänglich Kaufleute — wie die Fugger und Welser — in Radkersburg, der Speculationsgeist war ihre Stärke; zum alt-historischen Adel der Steiermark haben sie nie gehört, man weiß nicht einmal, wann sie den Ritterstand erworben haben; aber durch Münz- und Wechselgeschäfte kamen sie mit vornehmen Familien in Verbindung; sie erwarben Ehrenhausen; ein Balthasar Eggenberger ward unter Friedrich III. Münzmeister; ein Seifried von Eggenberg ward 1555 Bürgermeister von Graz, bekam die Tochter des kaiserlichen Hofkriegsrathes Sigmund von Galler zur Frau, erwarb 1575 die Herrschaft Herbersdorf und 1577 den Edelsitz Harmsdorf bei Graz.[3]) Der einzige Sohn dieser Ehe, Hans Ulrich, geboren zu Graz 1568, erwarb fürstlichen Rang und machte den Namen Eggenberg durch Europa bekannt.

Hans Ulrich.

Der Vater war Protestant, der Sohn wahrscheinlich nach evangelischem Ritus getauft, was auch daraus hervorgeht, dass er zu seiner Ausbildung die Universität Tübingen bezog, wo man in der Regel die jungen Protestanten aus den österreichischen Landen treffen konnte. Für religiöse Fragen hatte Hans Ulrich nie besonderen Sinn, katholisch wurde er wahrscheinlich auf Andringen seines Vetters, welcher Oberst unter Alexander Farnese war, auch bei Sissek im Kriege gegen die Türken sich ausgezeichnet hat. Hans Ulrich hatte Sinn für Politik, fasste klar und scharf die Verhältnisse auf; auch seine Briefe kennzeichnen ihn als einen Kopf, der schnell sich zurechtfindet, die Stärke der Dinge wohl abzuwägen und sicheren Rath zu geben weiß. Sein Ehrgeiz und Thatendrang hatte aber nur Aussicht auf Befriedigung im Anschluss an einen Mächtigen — und so finden wir ihn bald in naher Beziehung zu dem von der Universität Ingol-

[1]) Von ihm kamen Opera historica et philologica, sacra et profana 1593 heraus; Res Boicae 1602; Rerum Augustanarum Vindelicorum libri octo 1594; Inscriptiones antiquae, August. Vind. 1590.

[2]) Kneschke, Adelslexikon, III, S. 36.

[3]) Vergl. die manches Neue aus Archiven bietende Monographie: Hans Ulrich, Fürst von Eggenberg, Freund und erster Minister Kaiser Ferdinands II., von Hans von Zwiedeneck-Südenhorst. Wien 1880.

t zurückkehrenden Erzherzog Ferdinand, dessen Zuneigung er zu ge-
nen weiß. Er wird 1597 Mundschenk, Kämmerer: er gewinnt 1598 eine
onia Maria Freiin von Thannhausen, zur Frau, die Tochter
r alten Familie des Landes, die hochstrebenden Geistes, wie ihr Gemahl,
esen zu sein scheint; dann macht er bald darauf (1598) mit dem Erzherzog
vielbesprochene Reise nach Italien mit, und zwar auf dessen besonderes Ver-
gen. Sein Vetter Ruprecht, der General-Feldzeugmeister geworden,[1]) setzt
essen in Prag bei Kaiser Rudolf II. die Erhebung aller Eggenberge in
n Freiherrnstand durch (8. Mai 1598). Im gleichen Jahre finden wir
n — gewiss ein Zeichen hohen Vertrauens — im Gefolge der Erzherzogin
aria, welche ihre Tochter Margaretha, die Braut König Philipps III.
n Spanien, ihrem Gemahl persönlich zuführt. Die bayrische Maria war eine
au von scharfem Blick und hohem Adel der Seele; über Eggenberg spricht
in Briefen an den Sohn ihre Zufriedenheit aus. Beide erfassten rasch die
ebrechen des einst so kraftvollen spanischen Wesens: die Schwäche der Regierung,
e Aufgeblasenheit der Höflinge, und Maria meldet dem Erzherzog über Eggen-
rg: „Er weiß viel, halt nix von Hispania." — 1599 kehren beide aus Spanien
ch Graz zurück und wir finden Eggenberg wieder stets in der Umgebung des
rzherzogs, auf der Jagd, die beide mit Leidenschaft betreiben, wie im Krieg
gen die Türken vor Kanissa (1601), dann in den Sitzungen des innerösterr-
chischen geheimen Rathes, 1603 als wirklichen geheimen Rath und Präsidenten
r Hofkammer. Mit der Freude des Stolzes meldet der rasch Emporsteigende
inem Gönner, dem Vetter Ruprecht: „Mein gnädigster Herr ist an denen
rigen Diensten, so ich getragen, annoch nicht ersättigt gewesen, sondern hat mir
ch den Hofkammer-Präsidenten-Dienst dazu aufgeladen. Den habe ich nolens
olens annehmen müssen. Bedürfte wohl drei Köpfe zum Nachdenken und sechs
and zum Schreiben."[2]) — Begreiflich! Die Wirren in Österreich wurden immer
über, die Fragen, um die es sich handelte, immer schwieriger — und da ward
n klarer, schnell die Lage erfassender und rasch entschlossener Mann, wie Eggen-
erg, immer wertvoller. Eggenberg besaß das volle Vertrauen des Erzherzogs wie
iner Mutter, und er gab in dem Streite zwischen Rudolf II. und Matthias stets
orsichtigen Rath: er warnte vor Übereilung, erinnerte an die Friedenssehnsucht
er Bevölkerung, an die traurige Lage der Finanzen, an den schlechten Stand
er Grenzbefestigungen. Als die umsichtige Maria am 29. April 1604 aus
em Leben schied,[3]) war Eggenberg der wichtigste Rathgeber der erzherzoglichen
amilie und von Ferdinand reich mit Gnaden bedacht. Der Speculationsgeist der
amilie war Eggenberg geblieben, er ließ sich für seine Dienste gut bezahlen und
usste sein Vermögen umzutreiben und zu mehren.

Maria von Bayern.

Bedeutung Eggenbergs.

Übrigens war damals guter Rath viel wert, namentlich einem ge-
iebenen Diplomaten wie Khlesl gegenüber, der, wie wir oben sahen, der
steirischen Linie beharrlich entgegenarbeitete. Eggenberg war noch schlauer
als der Bischof von Neustadt, und sein Rath hat Ferdinand den Weg zum

als erster Rath des Kaisers.

[1]) Ruprecht von Eggenberg. Ein österreichischer Heerführer des sechzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Hans von Zwiedineck-Südenhorst. Graz 1878.
[2]) Zwiedineck, l. c. S. 16.
[3]) Vergl. über diese edle Fürstin Bd. VIII, S. 216 dieses Werkes und Hurter, Bild einer christlichen Fürstin, Maria Erzherzogin von Österreich, Herzogin von Bayern. Schaffhausen 1860.

Kaiserthrone erleichtert. Zu den wichtigsten Unterhandlungen wurde Eggenberg verwendet: ihn sandten 1510 die in Prag versammelten Fürsten zu Matthias nach Wien, wo er auf die gefährlichen Ziele mit Nachdruck hinwies, welche die Länder verfolgten, denen gegenüber der König machtlos dastehen werde. Durch seine Hand giengen die wichtigsten Verhandlungen mit Spanien, die umso schwieriger wurden, als König Philipp III. selbst um die Kaiserkrone sich bewarb; durch seine Hand giengen die Verhandlungen um ein großes Anleihen in Italien; er geleitete Ferdinands Schwester nach Florenz zur Vermählung mit dem Großherzog Cosimo II. Khlesl selbst gestand in einem Briefe zu, dass die böhmische Königsfrage ohne Eggenbergs bescheidenen, muthigen und guten Rath nicht so rasch und gut entschieden worden wäre, und bemerkt über seinen Einfluss: „Er ist bei dem König alles".[1]) 1618 ward dann Ferdinand II. in Preßburg gekrönt und damit war die Successionsfrage entschieden. Beim Bankette in Preßburg traf der König die Nachricht vom Fenstersturz zu Prag und Eggenberg war es, der sogleich auf eine entschiedene Bekämpfung der böhmischen Rebellion drang. Khlesl. alle Vermittlung und Verhandlung sei zu Ende, welche Khlesl wollte. Der Cardinal musste fallen und er ward gefangen gesetzt. „Es musste geschehen", schreibt Eggenberg darüber, „da man anders nit das Haus, Religion und alles hat wollen zugrunde gehen lassen."[2]) In den drangvollen Tagen nach dem Tode des Kaisers Matthias war Eggenberg Ferdinands II. feste Stütze und treuester Freund; in jeder wichtigen Frage entschied in der Regel seine Ansicht. Er begleitete seinen Herrn nach Frankfurt als Oberstthofmeister und Director des geheimen Rathes, und von Frankfurt nach München; er war es, der die von Jakob I. von England angebotene Vermittlung und den geforderten Waffenstillstand einfach ablehnte, weil er zu gut die Vortheile raschen Handelns erkannte. Seine Zustimmung entschied für das böhmische Strafgericht. Als der Sturm abgeschlagen und das Recht der Dynastie gerettet war, reiste Eggenberg 1621 nach Mantua, um für seinen Herrn um die Prinzessin Eleonore von Mantua zu werben, und vertrat den Kaiser bei der Trauung am 21. November und begrüßte 1622 ihn, als er mit seiner jungen Gemahlin von Tirol kam, in Bruck als Landeshauptmann im Namen der Steiermark, mit einem Hochzeitsgeschenk von 50.000 Gulden. Ferdinand II. lohnte diese treuen Dienste kaiserlich, verlieh seinem treuen Rathgeber nicht bloß die Würde des Landeshauptmannes von Steier, ihm und seinen Erben das Erbkämmereramt von Steier, das Erbschenkenamt in Krain und der windischen Mark, 1622 die Herrschaft Krumau und 16 Quadratmeilen und 313 Ortschaften, sammt den Städten Prachatitz und Netolitz, nebst einigen Märkten, sondern erhob ihn auch am 25. Februar 1623 in

[1]) Zwiedineck, l. c. S. 48.
[2]) Ibid. S. 58.

Reichsfürstenstand. Eggenberg war jetzt Fürst und ein reicher Fürst; Eggenberg gefürstet.
dem Besitz von Krumau wurde am 15. April 1628 die herzogliche
rde verbunden.

Manche Herrschaften hatte der Landeshauptmann früher schon gekauft,
Thal, Gösting bei Graz, Wildon — während er die großen Fragen der
itik entschied, übersah er nie eine Gelegenheit, um seinen Besitz zu ver-
ren. Mit der kaiserlichen Macht wuchs die seine, mit des Kaisers An-
n stieg sein eigenes; wer bei dem Kaiser etwas erreichen wollte, wandte
zunächst an seinen mächtigsten Diener. Ferdinands Regierung nahm da-
s einen stolzen Flug. Nicht erst Wallenstein dachte an eine Reichsflotte,
n Eggenberg befürwortete den Plan, zwei Hafenplätze in Ostfriesland, will eine deutsche Flotte.
ort und Griet, und die Inseln an der Elbemündung zu besetzen und als
utz und Stützpunkte für den deutschen Handel zu befestigen, „damit das
ndelsmonopol der Holländer, durch welche das Haus Österreich seit Jahr-
nten so großen Schaden erleide, gebrochen und ein selbständiger Handels-
kehr zwischen Deutschland und Indien möglich werde — es wäre dies
mlich, nützlich und nothwendig".[1]) Er gibt den richtigsten Weg an, dies
Werk zu setzen, ohne die Eifersucht der Fürsten zu erregen. Ruhmvoll
re es, wenn die kaiserliche Flagge wieder auf dem Meere wehte; nützlich,
m Seefahrt und Handel gewähren Reichthum. Nur Macht auf dem Meere
mag die Verbindung zwischen den vielen Ländern des Hauses Habsburg
recht zu erhalten, die Pläne der Feinde zu vereiteln und andern Mächten
setze zu geben. Der Sohn der Berge, der Steiermärker, hat hier einen
iten Blick, räth zur Seefahrt: nur Macht auf dem Meere gebe dauernde
acht, gebe Reichthum; manche Vorurtheile würden schwinden, wenn Öster-
ch mit den Völkern durch die Seefahrt in unmittelbare Berührung käme.

Der böhmische Aufstand hatte den Kaiser gezwungen, Hilfe bei der
ga zu suchen. Eggenberg strebte ihn von der Liga wieder unabhängig zu
achen und darum war ihm der aufsteigende Wallenstein, als Gesinnungs- Wallenstein.
nosse, willkommen.

Beide haben manches Verwandte: den raschen, scharfen Blick in Menschen
d Verhältnisse, das hohe Streben, aber auch die Neigung, in den großen
agen zugleich für sich selber zu sorgen und ihren Besitz zu vermehren — nur
Wallenstein in seinen Plänen oft verwegen und maßlos, während Eggenberg,
gewiegter Staatsmann, die Verhältnisse ruhiger abmisst. Beide lernten sich
hrscheinlich während des Gradiscaner Krieges kennen. Wallenstein hielt sich
mals in Graz auf, um die Reiter in Eid und Pflicht zu nehmen. Fortan
r Eggenberg sein Fürsprecher beim Kaiser; beide waren der Ansicht, der Kaiser
sse ein eigenes Heer haben, müsse unabhängig werden von der Liga, müsse seine
acht im Reiche wieder geltend machen, die Unbändigkeit der Fürsten brechen;

[1]) Zwiedineck, l. c. S. 77—78.

Macht beruhe auf Gewalt, ein deutsches Kaiserthum auf einem deutschen Heer sonst helfe alles Verhandeln auf Reichstagen gar nichts. Eggenberg ließ sich auch für den andern Theil von Wallensteins Plan gewinnen, von der Gegenreformation in protestantischen Ländern abzustehen, Tole- zu üben und im Heere des Kaisers bloß auf den Eifer für Kaiser und und nicht auf das religiöse Bekenntnis zu sehen. Dadurch lud aber Eggen auch die Feinde Wallensteins sich auf den Hals und wurde allen verhaßt, da meinten, jetzt oder nie sei die Gelegenheit gegeben, für die Kirche all wieder zu gewinnen, was ihr die Glaubensneuerung mit Gewalt entrissen Das barsche Auftreten Wallensteins im Reiche wurde eine legenheit für Eggenberg; er warnte davor, das ganze Reich zu disgusti- den allgemeinen Hass auf sich zu laden. Begreiflich, dass Maximilian I. Bayern sein bisheriges volles Vertrauen Eggenberg entzog, seit dessen Fre- schaft für Wallenstein bekannt wurde. Man munkelte in ligistischen Kreisen, einer nur den Vortheil des anderen fördere, dass Friedland sich bemühe, dem Herzog von Krumau das Fürstenthum Ditmarschen verkauft werde; es nur noch die Bestimmung des Kaufschillings. Nach und nach wurde Eggen Ansehen im Rathe des Kaisers selber angegriffen, was umso leichter war, al seiner Gesundheit wegen sich oft auf seinen Gütern in der Steiermark auf

[Restitutionsfrage.] [Maximilian I.]

Auf der andern Seite klagt Eggenberg, dass er den Kaiser nach s Zurückkunft kaum wieder erkannt, dass er ihn misstrauisch, furchtsam und m cholisch gefunden habe. Zwei Strömungen waren am Hof und es war bedenk- dass der künftige Erbe des Thrones gegen Wallenstein eingenommen Eggenberg war sichtlich gegen das Restitutions-Edict, welches, am 6. März 16 erlassen, einen Wendepunkt in der Reichspolitik bildet; auf der anderen scheint er nicht um jeden Preis Wallenstein gehalten zu haben. Der gesti Feldherr fiel, nahm aber seinen Fall mit Gelassenheit hin, je mehr er über war, dass die Zeit der Vergeltung bald kommen, dass man bald seiner froh werde — und in der That traf seine Erwartung ein. Die geheimen Feinde Kaisers hielten den Vertrag von Regensburg nicht ein. Frankreich hatte einen Bund mit Gustav Adolf geschlossen, und mehr und mehr kam zutage, der Kaiser am Reichstag zu Regensburg von den Franzosen überlistet worden Ferdinand musste also jetzt wohl wieder zur Überzeugung kommen, dass sein Freund, den er 1625 zum Generalstatthalter von Innerösterreich ernannte, ihm dort ertheilte Lob, „er habe ihn immer steif und unveränderlich dem Österreich zugethan, und in ihm eine hohe Vernunft, fürtrefflichen Verstand anseehnliche Erfahrenheit in allen wichtigen Sachen und Geschäften befund gegründet sei. — Die Ereignisse kamen rasch; die Siege Gustav Adolfs Wallenstein zugute, und bald musste Eggenberg den Herzog von Friedl um Gottes Willen bitten, doch ja in Böhmen zu bleiben, er könne weni mit gutem Rath beistehen. Eggenberg drang auf die Wiederberufung des Fri länders und bewog ihn, das Commando vorläufig für drei Monate zu üb nehmen, um ein Heer zusammenzubringen — und in drei Monaten stand Heer da, und nun musste Eggenberg mit dem stolzen General um Übern des Commandos unterhandeln; Ferdinand stellte als Ersatz für Mecklenburg bitter gekränkten Manne das Fürstenthum Gloggau oder die Lausitz auch beide in Aussicht.

[Wallenstein]

---

[1]) Vergl. oben S. 250—253.

In Göllersdorf trafen sich die beiden Staatsmänner und wurde der sogenannte **Vertrag von Znaim** verhandelt, der Ferdinand II. anfangs sehr riedigte. Man faßte wieder Muth. In kurzer Zeit war Böhmen von den chsen gesäubert, vor Nürnberg dem Vordringen des Schweden Halt geboten, cher dann in der Schlacht bei Lützen endete. Aber gerade sein Tod war allensteins Verhängniß; er war nicht mehr nothwendig; er blieb unthätig in fällt. hmen sitzen und gab seinen Gegnern Anlaß, ihn anzuklagen. Auf der andern ite wollten die Stände die Summen nicht bewilligen, welche der Kaiser nöthig tte. Eggenberg hatte bittere Stunden durchzumachen. „Ich finde überall Verstung," schreibt er, „die Werke aber kommen langsam." Die Aussichten wurden mer düsterer, zumal auch an der Grenze gegen die Türken es unruhig wurde. r Friedländer wurde empfindlich, obschon Eggenberg stets das Mögliche that, n Geld für Erhaltung der Armee aufzubringen. Der Widerstand, den Wallenin dem Zug des Infanten Ferdinand von Mailand nach den Niederlanden tgegensetzte, hatte zur Folge, daß Spanien in die Reihe seiner entschiedenen gner eintrat. Maximilian von Bayern that das Mögliche, um den Mann zu rzen, der ihm in der Noth nicht geholfen und ihn als Flüchtling lange verbens um Hilfe hatte betteln lassen.[1])

So kam die Katastrophe: es ist vielfach die Nachricht verbreitet, daß ggenberg damals in Ungnade gekommen sei. Dem war jedoch nicht so. Der aiser schenkte ihm bis zu seiner letzten Stunde das volle Vertrauen, aber ggenberg war ein durch Krankheit gebrochener Mann, als der spanische Gendte die Beweise für Wallensteins Verrath vorlegte; damals schon verlautete , Eggenberg sei in die Verschwörung Wallensteins verwickelt. Der Kaiser erärte dies als eine Verleumdung und veranstaltete gegen ihre Verbreiter eine ntersuchung. — Ferdinand besuchte den Fürsten täglich mehrmals; er speiste i seinem Haus; er hielt Rathssitzung an seinem Krankenbette. Der Fürst starb m 16. October 1634 in Laibach. Der Kaiser hatte ihm noch voll Freude den ieg seines Sohnes bei Nördlingen gemeldet. Eggenberg ruhte bald nachher in er Minoritenkirche in Graz.

So hoch war der Abkömmling von Kaufleuten aus Radkersburg und Graz estiegen. Die Steirer hatten ihre Freude am Glanz ihres Landsmannes, dessen nkunft in ihrer Heimat jeweils mit Kanonendonner begrüßt wurde und in dessen aus man sich die Gesandten der Fürsten drängen sah. Mit ihm erlosch aber uch der Glanz des Hauses. Zwar sein Sohn vermählte sich mit einer Markgräfin von Brandenburg und Bayreuth und war als Herr von Gradisca deutscher eichsfürst, sein Einkommen stieg ungefähr auf 600.000 Gulden — aber weiter ören wir auch nichts von ihm. Der Mannsstamm der böhmischen Linie starb 710, die steirische Linie starb 1717 aus. —

Nürnberg.

Längst wetteiferte Nürnberg mit Augsburg in Gewerbfleiß und Handels- Vergleich mit Augsburg. etrieb, obschon es von der Natur nicht mit Wasser begünstigt war, wie ugsburg. Keine in der Ebene gelegene deutsche Stadt ist nämlich so reich ie Augsburg an trefflichen Brunnen und Quellen — es ist die brunnen-

[1]) Sieh oben Seite 244—330.

Wasserreichthum. reichste Stadt, meint Riehl;[1]) — aber nicht bloß Trinkwasser ergoss sich a seinen Quellen und Bächen nach Augsburg: „im Verein mit den Lech- u Wertachcanälen treiben sie ein vielverzweigtes Aderngeflecht des mächtig Gefälles durch die Stadt und deren Bau und geben ihr seit Jahrhunder den Beruf zum Großgewerbe.“ Friedrich List pflegte zu sagen, die St Augsburg allein habe mehr natürliches Wassergefälle, als alle englischen briksbezirke zusammengenommen. — „Im ganzen oberen Donaulande fi sich ein gleich günstiger Punkt nicht wieder.“ — Die Augsburger zählen Flüsse in ihrem Weichbanne auf — Lech, Wertach, Singold und Brun bach — und der Lech hat die Eigenart, „dass er, canalisiert in und vor Stadtmauern Augsburgs, dem fleißigen Gewerbsmanne willig seine Die bietet; draußen aber im natürlichen Bau als reißender Gebirgsstrom bändig die Brücken abwirft, die Ufer scheidet und verheert. Den Bauer s digt er, den Bürger macht er reich; nach außen wehrt er den Zugang Stadt, im Innern öffnet er dem Fleiße des Bürgers tausend Wege, Wehrstrom nach außen, ein Nährstrom nach innen.“[2])

Nürnberg hat nur die kleine Pegnitz — aber was die Natur nicht b das ersetzte der Geist und der Fleiß der Bewohner. Die Umgebung ist sand und unfruchtbar, kein mächtiger Strom rauscht an der Stadt vorüber trägt ihr auf Schiffen den Reichthum zu, aber — „der Nürnberger Wi hat dennoch diese Stätte zum Sammelplatz des Reichthums, der Kunst, Auge und Ohr Deutschlands, zum glänzendsten Edelsteine des Reichs, Mittelpunkte des Weltverkehrs zu gestalten vermocht. Wenn Äneas Sylvi sie 1348 eine herrliche Stadt nennt und vom wahrhaft majestätischen Gla spricht, der sich beim Eintritt in ihre Thore durch die Schönheit ihrer Straß und die Sauberkeit ihrer Häuser bewähre, schildert er nur den Eindruck, d heute noch Nürnberg auf jeden Fremden hervorbringt: er hat das Gefü dass hier frühe schon geistiges Leben sich regte und Reichthümer schuf. Nür berg ist ein edles Stück deutsches Mittelalter, das in die Gegenwart herei ragt; Augsburg dagegen hat Riehl sinnreich „das Pompeji der Renaissance“ genannt.[3])

Hans Sachs' Der Dichter Hans Sachs erzählt mit Stolz: „In der Stadt um und um ist des Volkes ohne Zahl — ein emsig Volk, reich und sehr mächtig, g scheidt, geschickt, erwerbeträchtig. — Ein großer Theil treibt Kaufmannshandel, in alle Welt hat es sein Wandel — mit aller Waar, weß man begehrt.“ Der Handel beruht aber auf dem Gewerbe. Darum sagt Hans Sachs: der meiste Th nähre sich mit Handwerk und man schaffe da künstlich rein und scharf, was d der Mensch erfunden. Es seien da gar sinnreiche Werkleute mit Drucken, Mal und Bildhauen, mit Schmelzen, Gießen, Zimmern, Bauen, wie man es sonst i

[1]) Riehl, Culturstudien aus drei Jahrhunderten, S. 264.
[2]) Ibid. S. 265.
[3]) Ibid. S. 284—285.

nem Reiche finde; wer zu Künsten geneigt sei, finde allda den rechten Kern.[1] Lob auf Nürnberg.
arum sei die Stadt weltberühmt, mit Lob erhöht und geblümt. Aber sie sei
ch geleitet von einem weisen Rath, welcher vorsichtig regiere, und alles Volk
he Ordnung und Fleiß; der Rath dagegen sei gütig und ohne Tyrannei und
je fleißig auf seine gehorsamen und gutwilligen Bürger. Rath und Gemeinde
en einhellig und einmüthig; täglich halten sie Rath mit weisen und gelehrten
uten; fleißig achten sie auf alle Umstände, ziehen in Erwägung, was kommen
me, wer, wie, was, wann, wo und warum. Sie geben jedermann das Seine,
as sie ihm schuldig sind von Recht, halten jeden nach seinem Stand, thun
emand Gewalt an, sind treu gegen das heilige römische Reich und gegen ihre
undesgenossen, eidespflichtig in allen Sachen, redlich, standhaft und aufrichtig.
ber auch gerüstet seien sie gegen Feinde, sie besitzen Gewalt und Stärke, zwei
ngmauern und einen tiefen Graben, 183 Thürme und viele Basteien, Büchsen-
ister und Hauptleute, Geschütze ohne Zahl und ein zahlreich Volk, und ver-
ögen Jahr und Tag das Feld zu halten, sie haben stets ihre Reiter auf der
traße; kurz, sie seien frei und reich und ob ihrer redlichen Sitten und ihrer
aten berühmt, man könne jedem nur rathen, da zu wohnen und sie kennen
lernen.

So Hans Sachs, der manche große deutsche Stadt gesehen hat, aber oll gerechten Stolzes auf seine Heimat ist. Die Regsamkeit ihrer Bewohner wann ihr frühe die Gunst der Kaiser.

Augsburg ist nahezu um ein Jahrtausend älter als Nürnberg,[2] dessen Alter.
nfänge dunkel sind. Die Ableitung des Namens (Nouremperg, Nuorimperc, Nurenberg, Nurinberch, Nurinberc, Nurenberch, Newromberg kommt in den Urkunden vor) — von Nero bei den alten Chronisten ist nicht stichhaltig, ebenso-enig die vom slavischen Norje, bergig, denn die Umgebung der Stadt ist eine andebene, aus welcher der vereinzelte Berg der Festung hervorragt, weshalb an-ere den Namen als Nur-ein-Berg deuten; auch die Ableitung von Noreja oder Noricum läßt sich nicht begründen,[3] weil keine Verbindung mit der Stadt Noreja der der Provinz Noricum nachweisbar ist. Vor 1050 kommt der Name Nürn-erg in keiner Urkunde vor, während Dörfer in der Nähe oft genannt werden. in großer Föhrenwald bedeckte die Gegend, des Reiches Bienenwald genannt. Das Sammeln von Honig in dem großen Föhrenwald und der Berg zum Schutz er Zeidler scheint die Gründung Nürnbergs veranlaßt zu haben. Nach und nach urde der große herrenlose Wald mit Ansiedelungen durchzogen, das zeigen die

[1] Gedicht vom 20. Februar 1530.

[2] Die erste Geschichte der Stadt rührt her vom Humanisten Celtes: „Norimberga, Conradi Celtis Protucii de origine situ moribus et institutis Norimbergae libe-us 1493." Dann kam Sagittarius mit seiner „Historia antiqua liberae civitatis Norimbergae", Tubing. 1679. und Wölkern mit seiner „Historia Norimbergensis iplomatica", Norimb. 1738: Waldau 1786—1788 mit seinen vier Bänden „Vermischter Beiträge zur Geschichte der Stadt Nürnberg". Zu Siebenkees' „Kleiner Chronik der Reichsstadt Nürnberg" (1790) gab Professor Will Beiträge. Bedeutsam ist Roths „Geschichte des Nürnbergischen Handels", Leipzig 1800 in vier Bänden. — Kurz und gut ist Phillany, „Nürnberg, historisch und topographisch", München 1863. Lochner: Nürnbergs Jahrbücher reichen nur bis 1311. Die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Stadt hat Murr beschrieben. Zweite Auflage mit Kupfern. Nürnberg 1801.

[3] Otto Frising. nennt Nürnberg Castrum Noricum, ubi praesidia posuerunt et tamquam jure hereditario possidebeant. Gesta Friderici. I, 16.

Bewohner. vielen Dörfer in der Nähe, die mit dem Worte „reuth" endigen. Diese Dörfer scheinen von Slaven angelegt worden zu sein; die Bevölkerung aber, welche sich um den Berg niederließ, war deutschen Stammes, hat sich aber nie zu den Franken, noch zu den Bayern gezählt, spricht heute noch einen eigenen, von beiden abweichenden Dialect und „zeichnet sich durch lebendigen Geist, Geschick zu verschiedenen Künsten und Gewerben, Redlichkeit, Fleiß, Einfachheit, Nüchternheit und offenes leutseliges Wesen aus".[1]) Woher sie einwanderten, ist aber ein Räthsel, denn kein dem Nürnbergischen ähnlicher Dialect findet sich sonst in Deutschland und alle Urkunden vor 1050 fehlen. Sie müssen aber zahlreich gewesen sein, denn das Gemeinwesen erscheint von Anfang an selbständig, und eine gewisse Kunstfertigkeit im Schmieden von Metallen, in Bereitung von Waffen und Ackergeräthschaften mitgebracht haben, denn dadurch erwarben sie sich rasch Geld und Ruf.[2]) Die erste Urkunde ist das Privilegium, welches Kaiser Friedrich II. 1219 der Stadt verlieh. Der Mangel aller früheren Urkunden wird von den

Mangel an Urkunden. einen den beiden Belagerungen von 1105 und 1126, von anderen aber mit richtiger dem Umstand zugeschrieben, dass die Rathsherren sie selber vernichteten, damit man ihnen nicht nachweisen könne, dass sie als einfache Handwerker gekommen seien — sie wollten nämlich gleich ursprünglich als Adelige eingewandert sein und an Alter des Geschlechtes nicht hinter dem Landadel zurückstehen.

Genannt wird Nürnberg zum erstenmale 1050 in einer Urkunde Kaiser Heinrichs III., dann steigt es schnell empor;[3]) 1051 weilt er dort auf seinem Zuge nach Ungarn. Heinrich IV. nahm oft dort seinen Aufenthalt: die Stadt blieb ihm auch treu beim Aufstand seines Sohnes, weshalb sie von diesem belagert wurde. Nach dem Tode Heinrichs V. sprachen die Staufer Nürnberg als Privatbesitz der fränkischen Kaiser an, deren Erben sie waren; Lothar aber sah die Stadt als zum Reichs- und Kammergut gehörig an und belagerte sie 1126 und 1127 und bezwang sie. Nach Lothars Tod verwahrte Heinrich der Stolze in Nürnberg die Reichsinsignien. Mit der Wahl Konrads III. kam Nürnberg wieder an die Staufer, das sie als Hauptort ihrer fränkischen Besitzungen betrachteten. Konrad gründete hier 1140 das erste Kloster — Benedictiner — zu Ehren des heiligen Ägydius, bewilligte aber auch 1146 den

Juden. Juden den Aufenthalt in der Stadt; hier sammelte er 1147 das Heer zu seinem Kreuzzug. Barbarossa hielt die Stadt in großen Ehren und nahm oft dort seinen Aufenthalt; desgleichen Heinrich VI. Das Turnier aber, welches er dort gehalten habe, und bei welchem die Söhne der angesehenen Bürger sich durch Muth und Gewandtheit in Waffen so hervorgethan haben sollen, dass er ihnen bei seiner Abreise nach Italien den Adelsstand verlieh, ist vom Geschichtschreiber Rüxner erdichtet, denn der Kaiser befand sich damals schon in Sicilien. Von Philipp von Schwaben finden sich mehrere Urkunden aus Nürnberg datiert. Otto IV. hielt mehrere Reichstage in dieser Stadt ab, hier versammelten sich auch die Fürsten, welche den jungen Friedrich II. auf den Kaiserthron beriefen.

Freibrief Friedrichs II. Der junge Staufer ertheilte dann am 8. November 1219 seiner theuren Stadt den Freiheitsbrief, welcher noch im Original vorhanden und die älteste Urkunde der Stadt ist. Der Kaiser gewährt darin: die Nürnberger Bürger sollen in Zukunft keinen anderen Schutzherrn haben, als den Kaiser und seine Nachfolger,

[1]) Ghillany, l. c. S. 99.
[2]) Ibid. S. 18—19.
[3]) Sie wird Castrum, Castellum, aber auch oppidum, erst 1126 urbs munitissima genannt.

nd ſollen vor kein Kampfgericht im Reich geladen und nicht aus dem Genuſs nes Gutes oder Lehens, in das ſie einmal zugelaſſen ſind, entfernt werden nnen. Niemand ſolle einen Nürnberger, wenn er einmal ſeinem Schultheiß enüge geleiſtet, wegen eines Vergehens ferner zur Rede ſtellen. Die Nürnberger nd zollfrei für all ihre Sachen, ſobald das kaiſerliche Hoflager ſich in der Stadt findet. Auf den Meſſen zu Donauwörth und Nördlingen ſollen ſie mit Nürnerger Münze kaufen und wechſeln dürfen. Solche Vorrechte ertheilte der Kaiſer er Stadt, in Berückſichtigung ihrer unfruchtbaren und unvortheilhaften Lage, nmal ſie weder Weinberge noch Schiffahrt habe.

Wie bei Friedrich II. ſo ſtand auch bei ſeinen Nachfolgern die Stadt in unſt: ſein Sohn Heinrich nahm dort ſeinen beſtändigen Wohnſitz; Konrad IV. ielt ſich oft dort auf und zur kaiſerloſen Zeit war Nürnberg ſchon ſtark genug, ich ſelber zu ſchützen, und nach dem Untergang der Staufer ſeine Reichsunmittelarkeit geltend zu machen. Rudolf von Habsburg hielt ſeinen erſten Reichs- Rudolf I.
ag in Nürnberg und dann viele andere; hier ordnete er noch 1283 an, daſs ortan in Urkunden und vor Gericht nicht mehr die lateiniſche, ſondern die deutſche Sprache zu gebrauchen ſei, von hier erließ er 1288 den Landfrieden. Eliſabeth, önig Albrechts Gemahlin, wurde 1298 in der Sebalduskirche gekrönt.

Nürnberg hatte demnach in kurzer Zeit, nachdem eine Burg für einen kaiſerlichen Beamten auf dem einſam ſtehenden Sandſteinfelſen nebſt einigen Hütten herum gebaut war, damit er in dem ringsum liegenden Reichswald über das Zeidlergeſchäft die Aufſicht führe und die kaiſerlichen Gefälle eintreibe, ſich zum bedeutenden Gemeinweſen erhoben, das ſeinen eigenen Schultheiß oder Richter hatte, während der kaiſerliche Beamte auf der Burg, der Burggraf, welcher urſprünglich die Gerichtsbarkeit in der Stadt hatte, ſeit Der Burggraf.
Friedrich II. die Gerichtsbarkeit nur noch auf dem Lande und das Recht hatte, einen Beamten als Beiſitzer des Schultheißen zu ſtellen. Unter Rudolf von Habsburg trat der Burggraf aus der Stellung kaiſerlicher Beamten in die von Reichsfürſten ein. Die Herren Bürger und der Schultheiß faſsten alſo ſelbſtändig ihre Beſchlüſſe: ſeit 1285 werden auch die Beſchlüſſe des Rathes aufgezeichnet, denn „es ſei wohl Gott, aber nicht den Menſchen möglich, alle Dinge im Gedächtnis zu behalten“. — Eine Verordnung von 1294 zeigt, daſs in Nürnberg ſtrenge Polizei geübt wurde: Niemand Polizei.
durfte in der Stadt bewaffnet gehen, außer dem Landrichter und Schultheiß und ſeinen Dienern; nach dem Läuten der Feierglocke durfte niemand mehr ohne Laterne auf der Straße erſcheinen, kein Wein mehr über die Straße gegeben, in keinem Hauſe mehr geſpielt werden. Ohne Genehmigung des Rathes durfte keine Handwerks-Innung geſchloſſen werden. Der Bierpreis wurde von der Obrigkeit beſtimmt. Nürnberg war aber auch ſchon eine reiche Reichthum.
Stadt durch Gewerbe und Handel geworden: es hatte den Verkehr der Kaiſer mit Italien zu Anknüpfung von Handelsverbindungen benutzt; aus dem Privilegium Friedrichs II. geht hervor, daſs einzelne Bürger ihre Capitalien gegen Verpfändung von Gütern ausliehen. Rudolf von Habs-

burg verpfändete an einen reichen Bürger von Nürnberg die Reichszölle. Nach und nach bildete sich unter den Bürgern ein Patriciat. Einige Bürger gewannen durch Reichthum ein besonderes Ansehen und wurden öfter in den Rath gewählt; ihren Kindern konnten sie eine bessere Erziehung geben lassen, und diese konnten dann das Ansehen des Vaters leichter behaupten und wieder in den Rath gelangen und zuletzt wurde derart die Rathsfähigkeit gleichsam ein Vorrecht gewisser Familien, die sich gegenseitig unterstützten.[1]

Patricier.

Der Rath wurde jedes Jahr zu Ostern gewählt und theilte sich in Consuln oder Bürgermeister, welche sich mit der Verwaltung beschäftigten und Scabinen oder Schöffen, denen die Rechtspflege oblag. Das Bewusstsein der ursprünglichen Gleichberechtigung der Familien erhielt sich aber immer; 1348, als die Geschlechter aus der Stadt vertrieben wurden, erklärten die Bürger, die sogenannten Geschlechter seien ursprünglich auch nichts anderes als Bürger gewesen. Der Landadel warf den Patriciern auch immer die Abstammung von Gewerbetreibenden und Kaufleuten vor, wogegen die Patricier vergeblich einwendeten, ihre Vorfahren seien gleich ursprünglich als Adelige in die Stadt gekommen und hätten niemals ein Gewerbe getrieben. „Gewerbe trieben sie keines mehr, aber Handel trieben sie bis auf die jüngsten Jahrhunderte herauf, wo sie unklugerweise, eben der Anfechtungen des Landadels wegen, ihre Handelsgeschäfte, welche sie reich gemacht, eingehen ließen und wie der übrige Adel von Ämtern, Kriegsdiensten und den Renten ihrer Güter lebten."

Gewerbe.

Das Gewerbe und der Handel blühten in Nürnberg unleugbar früh und waren weise beaufsichtigt und standen in Ehren. Außer Bäckern, Fleischern, Fischern, Webern, Gerbern, Schmieden lassen sich 1285 Goldschmiede, Gürtler, Zinngießer, Wollenschlager, Tuchscheerer, Messerschmiede, Klingenschmiede, Schwertfeger nachweisen und immer weiter verzweigt sich das Gewerbswesen. Die Bildung neuer Zünfte hängt darum von der Genehmigung des Rathes ab. Die Gewerbe stehen unter seiner Aufsicht; jedes Brot muss das vorgeschriebene Gewicht und das Zeichen des Bäckers haben; der Fleischer darf kein Rind oder Schwein schlachten, das nicht vorher die Visitatoren für gesund erklärt haben. Die Güte des Tuches und das rechte Maß ist überwacht; jede Klinge, die ausgeführt wird, unterliegt der Besichtigung und bekommt ein Zeichen. Der Handel mit Nürnbergerwaren kann nur im Schwung bleiben, wenn die Waren gut sind, und dafür steht der Rath ein, wie die französische Regierung später unter Colberts Walten die schlechten Waren unterdrückte und dadurch das Ansehen der Fabrikate Frankreichs hob.

Aufsicht.

Die Burggrafen.

Burggrafen lieferten ursprünglich die Grafen von Raabs (Rezach),[2] dann die Familie Hohenlohe, 1191 kommt ein Burggraf Friedrich aus dem Hause Zollern vor. Die Hohenlohe waren den Staufern in Franken zu mächtig geworden; Heinrich VI. sandte darum Gottfried von Hohenlohe, der Burggraf in Nürnberg war, als Statthalter nach Italien und that den Grafen Friedrich von Zollern an dessen Stelle,[3] die aber nicht mehr den

[1] Ghillany, l. c. S. 26—27.

[2] Vergl. über diese Familie Wendrinski, Die Grafen von Raabs.

[3] Droysen bemerkt (Preußische Politik, I, S. 120): „Friedrichs Ehe mit der Tochter des Grafen von Raabs, Burggrafen zu Nürnberg, mit der die Güter dieses Ge-

anzen Umfang wie früher hatte, die Landvogteien Altdorf und Schwabach nd das Reichsschultheißenamt Neumarkt waren davon getrennt. — „Das ar in der Politik der Staufer, mächtig gewordene Dynasten aus ihrer Würde zu verdrängen und dieselbe an schwächere zu übergeben und bei dieser Gelegenheit die alte Dotation zu beschneiden und einen Theil davon den staufischen Hausgütern zuzuwenden.“ [1]) Die Zollern [2]) blieben fortan Burggrafen, bis sie mit Brandenburg belehnt wurden und 1427 die Burg mit en burggräflichen Rechten an Nürnberg verkauften. Diejenigen Zollern, welche n Franken blieben, nannten sich Markgrafen. Die Zollern waren gute Haushälter und erwarben manches durch Kauf, manches durch Heiraten.

Die Zollern.

Friedrich II. erwarb z. B. die Grafschaft Abenberg durch Vermählung mit der Erbtochter des letzten Grafen, welcher 1230 starb. Friedrich III. war mit einer Tochter des letzten Herzogs von Meran vermählt und legte mit dem, was er aus den meranischen Gütern in Franken erhielt, den Grund zum nachmaligen Fürstenthum Bayreuth. Manches erwarben sie durch Kauf, so 1331 die Stadt Ansbach nebst vielen Dörfern von den Grafen von Öttingen, die Plassenburg, die Stadt Kulmbach; Berneck erwarben sie 1338 von den Grafen von Orlamünde, Gunzenhausen 1368 von den Seckendorf, Uffenheim 1378 von den Hohenlohe, Krailsheim 1399 von den Leuchtenberg, Feuchtwangen von Karl IV., Erlangen 1410 von der Krone Böhmen. Die Mittel zu diesen Käufen gewährte ihnen der in der Familie erbliche Geist der Sparsamkeit. Dabei standen die Zollern aber meist mit den Kaisern gut und wussten neue Gerechtsame von ihnen zu erwirken. Der Burggraf Friedrich III. (1260—1297) war eifrig für die Wahl Rudolfs von Habsburg und wurde auf dem Reichstag zu Aachen in einer Art mit der Burggrafschaft Nürnberg belehnt, wie sie sonst nur Fürsten zukommt. Friedrich IV. (1297—1332) erlebte die Regierung von vier Kaisern und wusste den Wechsel stets zu seinem Vortheil auszubeuten; seiner Thätigkeit namentlich hatte Ludwig der Bayer den Sieg bei Mühldorf zuzuschreiben. Johann II. (1332—1358) diente später Karl IV. mit eben so großem Eifer als vorher Ludwig dem Bayern — aber nicht umsonst. Friedrich V. (1358—1398), der Conquestor oder Erwerber genannt, wusste den vielfach zerrissenen Besitzstand des Hauses mehr und mehr abzurunden. Seine Söhne Johann III. 1398—1402) und Friedrich VI. (1398—1440) theilten das Gebiet. Johann bekam das Gebiet des Fichtelgebirges oder das Oberland (Hof, Kulmbach, Bayreuth), Friedrich die Besitzungen unterhalb des Fichtelgebirges oder das Unterland (Neustadt, Ansbach, Gunzenhausen). Als aber Johann III. kinderlos starb, vereinte Friedrich VI. wieder alle Besitzungen des Vaters unter sich und stieg durch seine Erwerbung von Brandenburg das Haus zu neuem Glanze empor.

Brandenburg.

schlechtes in Österreich und Franken an ihm kamen, war vielleicht auch ein Anlass, dass ihm die Burggrafschaft übertragen wurde; aber ohne Zweifel war sie ein Mannlehen und nicht das Erbrecht, sondern nur besondere Gunst und besonderes Vertrauen konnte dem Zollern ein so wichtiges Reichslehen zuwenden. — — Gegenüber der Unabhängigkeit des Dienst- und Herrenadels im ostfränkischen Lande — war es dem Kaiserhause wichtig, was es an Reichsdomänen, Herzogsgewalt und Hausgut noch besaß, in fester Hand zu behalten.“

[1]) Ghillany, l. c. S. 35.

[2]) Zum ersten Male werden die Zollern unter Kaiser Heinrich IV. erwähnt. Pertz, Monum., V, p. 272, dann wieder unter Friedrich I. 1164, wo die Zollrenses auf ghibellinischer Seite stehen. Stälin, Wirtembergische Geschichte, II, S. 78.

Friedrich VI.

Kaiser Sigismund bestellte Friedrich VI. durch Urkunde vom 8. October 1411, gegeben zu Ofen, zum vollmächtigen gemeinen Verweser und obersten Hauptmann in den brandenburgischen Ländern und verschrieb ihm 100.000 Goldgulden (als Ersatz für ein Darlehen) auf die Marken, „damit er diese aus solchem kriegerischen und verderblichen Wesen, darin sie beklagenswerterweise so lange gelegen, desto besser bringen möge". Am 30. April 1415 übertrug Sigismund auf Friedrich die brandenburgische Kurwürde mit gutem Rath der Mehrzahl der Kurfürsten, vieler anderer Grafen, Edlen und Getreuen [1]) erblich, mit dem Vorbehalt der Wiedereinlösung, und lobt dabei die Vernunft, Festigkeit und anderen Tugenden Friedrichs, sonderlich seine lautere und bewährte Treue. Zugleich bemerkt Sigismund, er wolle dem heiligen Reiche zu Ehren nicht, dass die Zahl der Kurstimmen dadurch, dass er zugleich König und Kurfürst von Brandenburg sei, gemindert werde.[2]) Friedrich war nun einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Seine drei Söhne theilten zwar seine Besitzungen unter sich, Albrecht Achilles aber, welcher anfangs das Burggrafenthum Nürnberg inne hatte, erbte nach dem Tode seines älteren Bruders 1476 das Kurfürstenthum und verfolgte nun mit Kühnheit und schlauer Berechnung den Plan, einen Staat zu gründen, welcher den größten Theil Deutschlands in sich vereinige.[3])

Albrecht Achilles.

Burggräfliches Lehen.

Nach der Belehnungsurkunde Rudolfs von Habsburg 1273 bestand das burggräfliche Lehen in dem Burggrafenthum und der Grafenwürde selbst, in dem Schloss zu Nürnberg, in der Hut des Thores bei dem Schloss, in dem Landgericht zu Nürnberg, in dem Recht, Beisitzer des Schultheißen zu sein. Ferner gehörten dazu zwei Drittheile der eingehenden Gebüren und Strafen in den verschiedenen Rechtsfällen, dann der Wildbann, das dritte Stück Wildpret und der dritte Baum von allem gefallenen Holz nebst einigen kleineren Steuern.[4])

Reichsschultheiß.

Noch war ein Reichsschultheiß oder Reichsvogt bis 1571 in Nürnberg, der als kaiserlicher Beamter mit den Schöffen oder Richtern, welche aus dem Rathe der Stadt genommen waren, die Justiz übte und ohne deren Beirath er kein Urtheil vollziehen konnte. Auch hatte er neben dem Rathe das Recht, Bürger aufzunehmen. Das Amt war in der Regel auf ein Jahr verliehen, die Hauptgefälle bezog der Kaiser. Rudolf von Habsburg überließ zwei Drittel dem Burggrafen Friedrich III. und seinen Nachkommen. Von Kaiser Maximilian II. erwarb sich 1571 die Stadt für 200.000 Gulden das Recht, dass kein kaiserlicher Reichsschultheiß mehr ernannt werden dürfe, sondern dass hinfort immer der erste Rathsherr dieses Amt bekleide.[5])

In die Zeit von 1300—1600 fällt die höchste Blüte der Stadt. Sie genießt die Gunst der Kaiser, welche oft glänzende Reichstage in ihr abhalten, ihr Vorrechte ertheilen, ihre Rechte wahren, ihren Handel schützen.

[1]) Aschbach, Sigismund, I, S. 396. — Droysen, Geschichte der preußischen Politik, I, S. 295 ff. — Riedel, Cod. dipl. Brandenb.
[2]) Droysen, l. c. I, S. 345.
[3]) Vergl. Bd. VII, S. 125 ff. dieses Werkes.
[4]) Ghillany, l. c. S. 38.
[5]) Ibid. 39—40.

Ludwig der Bayer, den sie sehr eifrig unterstützte, verlieh ihr 1351 völlige Handelsfreiheit und wohnte fast so oft, als in seinem eigenen Schlosse, in Nürnberg bei reichen Bürgern. Nach seinem Tode war der Rath für Karl IV., die Bürgerschaft aber für Ludwig von Brandenburg und vertrieb 1348 die Patricier aus der Stadt (sie wollte sich nicht „beherren" lassen), welche jedoch Karl IV. am 2. October 1349 wieder zurückführte und fortan der Stadt seine volle Gunst schenkte. In Nürnberg gab er auf dem Reichstag 1356 die dreiundzwanzig ersten Capitel der Goldenen Bulle. Wenzel, der in Nürnberg geboren und getauft war, hatte eine Vorliebe für diese Stadt. Sigismund verlieh für die thätige Hilfe, welche sie ihm gegen die Hussiten leistete, der Stadt für ewige Zeiten das Recht, dass in ihr die Reichskleinodien aufbewahrt werden sollten. Zwei Rathsherren, Stromer und Pfinzing, holten sie 1424 in Ofen ab; Geistliche und Bürger, Männer und Frauen, zogen ihnen in Procession entgegen. Als Sigismund den Burggrafen Friedrich mit der Mark Brandenburg belehnte, bedurfte dieser in seiner neuen Stellung viele Geldmittel und verkaufte seinen Antheil an der Burg; als diese 1420 von den Bayern angezündet wurde, verkaufte er die Brandstätte mit all seinen Rechten an der Burg und den benachbarten Dörfern um 120.000 Gulden an die Stadt, welche die Mauern nach außen noch stärker befestigte. — Kaiser Friedrich III. weilte gerne und oft in der Stadt. Maximilian I. war ihr Liebling; nie hatte ein Herrscher mehr Sinn für das, was gerade die Nürnberger leisten konnten.

Frei von den Burggrafen.

Das Gewerbe erhob sich damals zur höchsten Blüte in Nürnberg.

Gewerbe.

1360 wurde das Drahtziehen hier erfunden; 1376 goss man hier schon Geschütze, 1517 wurde das Feuerschloss erfunden und statt der Lunte gebraucht. 1450 wurde hier die Buchdruckerei schon schwunghaft betrieben und 1472 eine eigene Buchdruckerei für mathematische und astronomische Werke errichtet; 1470 hatte ein Mitglied des Rathes, Koburger, schon 24 Pressen in Thätigkeit. 1482 gab es hier Brillenmacher, 1510 eine Zunft der Compassmacher, bestehend aus zwanzig Meistern. Seit Regiomontan wurden in Nürnberg Erd- und Himmelskugeln verfertigt und verkauft. Die mathematischen und physikalischen Instrumente, welche man in Nürnberg verfertigte, waren bei den seefahrenden Völkern sehr gesucht. Mit dem Buchhandel kam auch die Kupferstecherkunst schnell empor. Der erste Verleger, welcher auf eigene Kosten drucken ließ, war Johann Otto, der auch einen musikalischen Verlag hatte und von Kaiser Ferdinand I. einen Schutzbrief gegen Nachdruck erhielt. Nürnberg wurde der Hauptort des Buchhandels.

Buchhandel.

Kupferstecher.

Das Gewerbe verzweigte sich in Nürnberg, wie es nur bei einem riesigen Absatz und in einer großen Stadt geschehen kann.

Es gab hier schon 1336 Messingschmiede, 1370 Knopfmacher, Nadler, Seidennäher, 1373 Fingerhutmacher, Glasspiegelmacher, Goldschläger, Borten- und Bandmacher, Diamantenpolierer, 1380 Bilderschnitzer, 1383 Silberschmelzer, 1387 Gold- und Silberprobierer, 1388 Saitenmacher, 1400 Dockenmacher, 1403 Büchsenmeister, Gewichtmacher, 1405 Rothschmiede, 1413 Schellenmacher, Lautenmacher, 1419 Feilenschmiede, Paternostermacher, 1413

Pergamentmacher, Buchbinder, Kartenmaler, 1445 Sammetweber, 1449 Formschneider, 1457 Haspelmacher. Nürnberg galt für den Hauptort, wo alles verfertigt werde, was Kunstfertigkeit erfordere und zum feineren Leben gehöre. Begreiflich, dass wir auch Leute finden, die ein hübsches Haar fertigen (Perückenmacher). 1510 erfand Peter Hele die Taschenuhr, „das Nürnberger Ei". 1390 schon hatte ein Nürnberger Patricier, Stromer, die erste Papiermühle in Deutschland angelegt. Kartenmaler gab es schon 1380 in Nürnberg; die „Bilder zum Spielen" wurden so stark begehrt, dass es eine eigene Zunft der Kartenmaler gab. Nürnberger Karten wurden bis nach Sicilien und bis England verkauft und Venedig sah sich genöthigt, die Einfuhr fremder Spielkarten zu verbieten.

Spielkarten.

So waltete denn in Nürnberg Fleiß und Regsamkeit, wetteiferndes Streben nach Vervollkommnung, künstlerischer Sinn. Was man erwarb, setzte man gleich wieder in Verkehr. Liebe zur Thätigkeit und Genialität adelten das Handwerk. Mit dem Aufschwunge des Gewerbes gieng der Handel gleichen Schritt. Das Eingreifen der Kaiser in Italien und die Kreuzzüge förderten ihn.

Über Venedig bezogen die Nürnberger wie die Augsburger die Waren aus der Levante und Ostindien und versendeten sie über Breslau nach Kiew, nach den Hansastädten, nach England, Holland und dem nördlichen Frankreich. Aus Venedig bezogen sie noch Öle, Wein, Baumwolle, Leder, aus Genua Weihrauch und Purpur; aus Holland bezogen sie Häringe und Stockfische; sie führten Tücher, Pulver, Hammer- und Schmelzwerke aus, Karten, Bücher, Nürnberger Tand, Gemälde und Kupferstiche.

Reichthum.

Gewerbe und Handel schufen Wohlhabenheit. Äneas Sylvius meint, „die schottischen Könige würden froh sein, wenn sie so wohnen könnten, wie ein mittelmäßiger Bürger in Nürnberg". Kaiser und Fürsten nahmen bei reichen Bürgern Geld zu leihen. Der Reichthum zeigt sich in der Schönheit der Wohnungen, in der Menge der Stiftungen, welche einzelne Bürger machten, im Glanze der Feste,[1]) welche die Stadt zu geben vermochte. Der Haushalt der Stadt war immer wohl in Ordnung und doch die Steuer nicht groß, vier Gulden von tausend jährlich; wegen des Hussitenkrieges wurde 1431 eine Extrasteuer von vier Gulden von tausend gefordert; wer 100 bis 500 Gulden besaß, musste einen Gulden bezahlen. Die Stadt konnte einen Schatz anlegen, daraus Rechte und Güter ankaufen und ein Gebiet erwerben, das zuletzt ein ganzes Fürstenthum ausmachte: es bestand aus eilf Pflegeämtern, die mit Pflegern aus den Familien der Patricier besetzt wurden: Altdorf, Lauf, Hersbruck, Reichenau, Engelthal, Hohenstein Velden, Betzenstein, Hilpoltstein, Gräfenberg und Lichtenau. Allerdings verwickelte sie dieser Besitz in Kriege mit den umwohnenden Fürsten, die sehr große Summen verschlangen. Die Bürger schlugen sich tapfer, früher gegen die Raubritter, welche den Kaufmannsgütern auflauerten; bekamen sie einen solchen Placker gefangen, so schlugen sie ihm nach Urtheil und Recht öffentlich den Kopf ab. 1450 schlugen die Nürnberger den kriegstüchtigen Markgrafen Albrecht Achilles bei Pillenreuth aufs Haupt. Von der Zahl ihrer bewaffneten

[1]) Welcher Reichthum blickt nur aus dem Stahlschießen zu Nürnberg im Jahre 1579! Aus Nürnberger Chroniken in Hormayrs Taschenbuch, 1838. S. 177—185.

Bürger erhalten wir eine ungefähre Vorstellung, wenn wir hören, daſs zum Empfange des von der Krönung in Frankfurt zurückkehrenden Kaisers Matthias die Zünfte, 5000 Mann, in neuer Uniform ausrückten, 775 waren dabei zu Pferde; die Kaufmannschaft stellte 1540 Mann in Uniform. Die Angabe, Nürnberg habe in den Zeiten seines Glanzes 100.000 Einwohner gezählt, ist jedoch um die Hälfte zu hoch gegriffen, 1449 zählte es nur 18.420, im Jahre 1493 bloß 52.000.

Wie regsam einzelne in Nürnberg waren, die Welt zu bereisen, zeigt das Beispiel Behaims, dessen früher bei den großen Entdeckungen gedacht wurde.[1])

Martin II. (geboren 1430), der Sohn des Rathsherrn Martin Behaim. Behaim I. zu Nürnberg, gilt als Schüler des Regiomontanus, der eigentlich Müller aus Königsberg hieß, 1471 nach Nürnberg kam und 1475 nach Rom reiste, wo er das Jahr darauf gestorben ist. 1479 kam Behaim in Handelsangelegenheiten nach den Niederlanden, von da 1480 nach Portugal, wo er sich durch seine kosmographischen Kenntnisse hervorthat, so daſs er 1484 mit bei der Flotte war, die unter dem Admiral Diego Kao ausfuhr, um in Afrika neue Entdeckungen zu machen, nachdem das Jahr vorher Columbus mit dem Vorschlag einer Fahrt nach Westen, durch die er das Cipangu des Marco Polo hatte erreichen wollen, abgewiesen worden war. Behaim gieng als Kosmograph mit der Flotte: Regiomontanus hatte das Astrolabium erdacht, um die Längen und Breiten zu bestimmen, Behaim es Astrolabium. besser auf der See anzuwenden verstanden. Nun wird erzählt, daſs sie geradezu nach Süden und nicht weit von der Küste gesteuert und nachdem sie über die Linie gegangen, meinten, in einer andern Welt zu sein, denn der Schatten fiel, wenn sie gegen Morgen stand, zur Rechten und mittagwärts. Nach sechsundzwanzigmonatlicher Abwesenheit brachten sie Pfeffer und Paradieskörner nach Lissabon.

Der König war nicht undankbar gegen Behaims Verdienste: er schlug ihn zum Ritter des Christus-Ordens und schrieb ihm: „Deine Ehrenhaftigkeit ist so anerkannt, daſs ich glaube, wo Du bist, bin ich selber.“ Auch ein anderer Nürnberger, Wolf Holzschuher, zeichnete sich damals in Portugal, aber durch Tapferkeit gegen die Ungläubigen aus, erhielt vom König den Adelsstand, einen Mohrenkopf und das Kreuz des Christus-Ordens in seinem Wappen. Behaim betheiligte sich fortan nicht mehr bei Seefahrten, er blieb zu Fayal (die Insel ward von ihren schönen Buchen so benannt) und vermählte sich dort mit der Tochter des Ritters Jobst von Hurter, Johanna von Macedo. 1491 reiste

[1]) Bd. VII, S. 180—182 dieses Werkes. Vergl. über ihn die „Diplomatische Geschichte des portugesischen berühmten Ritters Martin Behaims. Aus Originalurkunden von Christoph Gottlieb von Murr. Nebst einer Kupfertafel. Nürnberg 1778.“ Ihm gelten die Verse des Resendius Lusitanus:

„Qui mare, qui terras, qui descripsitque profundum
Terrae orbem radio, adgressus fabricamque globumque,
Ingentem hunc Nautam conor comprendere chartis.“

Behaim nach Nürnberg zum Besuch bei seinen Verwandten; hier fertigte er seinen berühmten Globus, der heute noch unter die Merkwürdigkeiten Nürnbergs gehört, auf Fürbitten und Begehr der drei obersten Hauptleute der Stadt.[1] Dieser Globus oder Apfel, wie ihn Behaim nennt, hat einen Durchschnitt von einem Pariser Fuß und acht Zoll und steht auf einem dreifüßigen Gestell: der Meridian ist von Eisen, der Horizont aber von Messing. Alles ist darauf nach der Reisebeschreibung Marco Polos verzeichnet, welche schon 1477 in deutscher Übersetzung gedruckt erschien, mit Ausnahme der Westküste von Afrika, welche Behaim nach eigener Anschauung zeichnete und beschrieb. Die Insel Cipangu ist dargestellt, daſs man meint, sie auf einer Fahrt geradezu nach Westen erreichen zu müssen. „Cipangu, steht da, hat einen besonderen König und Sprach' und sie beten Abgötter an, ist die edelste und reichste Insel im Orient, hat viel Specerei und Gold und Pisangbäume, im Meere gibt es Syrenen." Mit Columbus muſs Behaim am portugiesischen Hofe zusammengekommen sein und kann ihn in seinem Plan von der Fahrt nach Westen nur bestärkt haben, hat also sicher eine Anregung zur Entdeckung Amerikas gegeben. Während Behaim seine Karte in Nürnberg zeichnete, fuhr Columbus nach dieser Ansicht geradezu nach Westen. Also ist ein Nürnberger der Entdeckung einer neuen Welt zu Pathe gestanden. — Nicht minder lebhaft war die Theilnahme an Ostindien: um 1520 findet sich ein Georg Pock aus Nürnberg, welcher Factor des reichen Handelshauses Hirschvogel zu Lissabon war, in Ostindien. Bald betheiligten sich die Nürnberger lebhaft an dem Handel nach Ost- und Westindien, deren Producte sie über Antwerpen bezogen. Ihre eigenen Fabrikate — jetzt kommt auch Seidenfärberei und Seidenweberei — waren immer gesucht, weil ihre Obrigkeit streng auf Güte der Ware, auf echtes Maß und Gewicht sah.

Behaims Globus.

Cipangu.

Die Bürger Nürnbergs waren aber nicht bloß durch ihre Geschicklichkeit im Handwerke, durch Fleiß und Redlichkeit bekannt, sondern auch durch ihre Liebe zum Meistergesang und ihre Freude an dramatischen Darstellungen. Früher wurde die Entwicklung des Dramas in England, in Frankreich, in Spanien besprochen,[2] sein Anfang in Deutschland erwähnt.[3] — Nun sei hier zunächst des Fastnachtspiels gedacht, aus welchem später das Lustspiel erwuchs. Hätte sich die Nation nicht gespalten, so wären wir wahrscheinlich zu einem

Schauspiele.

[1] „Diese Figur des Apffels ist gepracticirt vnd gemacht worden aus gunst, Angebung, vleys durch den gestrengen u. Erbar Herrn Martin Behaim Ritter, der sich dann in dieser Kunst Cosmographia viel Erfahren hat, und bei Einem drittel der Welt umfahren, solches alles mit Fleiss auſgezogen aus den Büchern Ptolem. Plinii, Strabonis, und Marco Polo u. also zusamm gefügt alles Meer u. Erden, jeglichs nach seiner gestalt vnd form, solches alles dem Erbarn Georgen Holzschuer von Rahtswegen, durch die gemelte Hauptleuthe befohlen worden ist, darzu er dan geholffen und gerahten hat, mit möglichen Fleiss, solche Kunst und Apfel ist gepracticirt vnd gemacht worden, nach Christi geb. 1492. der dan durch den gedachten Herrn Martin Behaim gemainer Stadt Nürnberg zu Ehren und Letze hinter ihme gelassen hat, sein zu allen Zeiten in gut zu gedencken, nachdem Er von hinen wieder heim wendet, zu seinem Gemahl, das dann ob 700 mail von hinen ist; da er hauſs hält, vnd sein Tag in seiner Insel zu beschliessen, da er daheimen ist." Vergl. v. Murr, Diplomatische Geschichte des portugesischen Ritters M. Behaim, S. 16—17.

[2] Bd. VIII, S. 572—573, 578—589, 594—595, 600—613, 654—655 dieses Werkes.

[3] Bd. VI, S. 223—224 dieses Werkes.

olitischen Lustspiel gekommen. Die Schauspiele waren in Nürnberg so beliebt, ass ein einziger Dichter, Hans Sachs, deren 208 dichtete, die nicht bloß n Nürnberg, sondern auch in anderen Städten aufgeführt wurden. In Nürnerg hat er selbst mitgespielt, er lebte unter dem Volke und wollte nur von hm verstanden werden; er dichtete mit außerordentlicher Leichtigkeit und Raschheit. Eine Handlung dramatisch zu gestalten, die Entwicklung einer Leidenschaft kunstgemäß zu schildern, Vertiefung der Charaktere, Lösung von Problemen — ist allerdings seine starke Seite nicht. Die Geschichte, die ihm überliefert ist, setzt er einfach in Gesprächsform um, aber mit großer Lebendigkeit, Frische und Leichtigkeit in den Wendungen. Seine Schwänke und Fastnachtspiele sind besser als seine größeren Schauspiele; die Schilderung ist immer frisch und lebendig, oft derb und grobkernig, voll Humor wie die Sitten jener Zeit. Als Ausdruck des Volksgeistes jenes Zeitalters sind seine Fastnachtspiele ein unschätzbares Denkmal. Fastnachtspiele.

Der größte Dichter dieser Zeit ist bürgerlicher Herkunft. Die Lebensbeschreibung eines treuen Schülers sagt: „Zur Zeit eines großen Sterbens erfreute der allgütige Gott den Schneider Sachs zu Nürnberg mit einem Söhnlein, als man schrieb den 5. November 1494. Der Vater fürchtete wegen eines allgemeinen Sterbens, Gott möge das Kind bald wieder zu sich nehmen. Das Knäblein aber wuchs zu seiner Ehr, zur Freude seiner Eltern und zur Freude aller lebenden Menschen, sowie auch unserer, und erhielt in der Taufe den Namen Hans. Und dies ist der Hans Sachs, dessen schöne und anmuthige Gedichte so gerne gelesen werden. Sein Vater, ein biederer Mann, leitete den Sohn nicht nur zur Gottesfurcht und allen Tugenden an, sondern schickte ihn auch in seinem siebenten Jahre in die lateinische Schule", und solches dankte Hans Sachs in manchem schönen Liede noch seinen Eltern. Aber ein hitziges Fieber im neunten Jahre störte ihn und im fünfzehnten ward er genöthigt, die Bücher mit dem Schuhmacherhandwerk zu vertauschen. Also der talentvolle Knabe hat Gymnasialbildung erhalten, aber die Mittel nicht besessen, seine Studien fortzusetzen, und musste ein Handwerk erlernen. — Das mag er bitter empfunden haben, doch das geistige Streben hörte unter der ungeeigneten Beschäftigung, zu welcher ihn seine Armut nöthigte, nicht auf: Hans Sachs besuchte die Stube der Meistersänger. Sein Biograph erzählt: „Nun müsst ihr wissen, dass es dazumalen in vielen Städten, besonders in der schönen Stadt Nürnberg, viele kluge, tugendsame und ehrbare Männer gab, in allen Gewerben, die sich damit beschäftigten, zur Ehre Gottes und zur Freude der andern, denen diese Gabe nicht verliehen war, gar herrliche und schöne Lieder zu dichten und sie ihren Freunden öffentlich in der Kirche zu singen. Diese nannten sich Meistersänger. Auch unser Hans Sachs ward von einem alten Meister, einem ehrsamen Leinenweber, Leonhard Nunnenbeck, in der edlen Kunst unterwiesen, und bald setzte er sinnreich die Worte zusammen, mit wohlklingenden und lieblichen Reimen, denen er einen schönlautenden Gesang ebenfalls zu geben verstand." Da haben wir also den Meistersänger. Leben des Hans Sachs. Meistersänger. Nunnenbeck.

Nun galt's nach alter Weise als Handwerksbursche die Welt zu sehen: Hans Sachs war siebzehn Jahre alt, als er auf die Wanderschaft gieng; er kam weit in der Welt umher, erzählt sein Schüler, veränderte auch bisweilen auf kurze Zeit seinen Stand, indem er z. B. des Kaisers Maximilian I. Waidmann ward; Auf der Wanderschaft.

so durchwanderte er die Städte Regensburg, Passau, Salzburg, Hall in Tirol, München, besonders auch Frankfurt und Würzburg, wo allenthalben solche Meisterschaften in der holden Liederkunst anzutreffen waren. Lange hielt er sich am Rhein auf, in Koblenz, Köln und Aachen. Heutzutage machen tüchtige Handwerksburschen weitere Reisen mit unseren Verkehrsmitteln, aber damals war das Leben in jedem Ort abgeschlossener, eigenthümlicher, mannigfaltiger, lehrreicher, während heutzutage alles abgeglättet und gleichförmig ist.

Hans Sachs hatte seine Jugend rein und in edlem Streben durchlebt. Sein Schüler erzählt: „Wo er solche Meistersänger fand, da gieng er in ihre Versammlung und lernte holde und tugendsame Lieder mit schönen Singweisen; oder lehrte sie auch wohl ein schönes Lied mit einer neuen Singweise; weshalb alle den arbeitsamen, guten und klugen jungen Menschen achteten und liebten. Nirgends gab er sich dem Trunke, dem Spiele oder der Buhlerei hin, sondern lebte stets keusch und sittsam — ein lehrendes Beispiel für alle, die sich auf der Wanderschaft befinden; aber auch andere reizte er zur Tugend und brachte sie vom Wege des Lasters zurück, wie sein erstes Gespräch zwischen Tugend und Laster in diesem seinem ersten Brieflein zeigt. Seinen ersten Gesang widmete er 1514 nicht seiner Buhlerin und seinem Mädchen, sondern ein Lob der Gottheit ward sein erstes Lied. So wanderte er noch bis 1516, in welcher Zeit er viele große und berühmte Orte sah, als da sind: Leipzig, Lübeck, Annaberg, Osnabrück, Wien, Erfurt und andere."

Bürger in Nürnberg.

Nun mahnte aber der Vater an Rückkehr in die Heimat. Hans Sachs machte in Nürnberg sein Meisterstück, verheiratete sich 1519 und wurde ein ehrsamer Bürger, und lebte „ruhig arbeitend und schöne Lieder, Fastnachtspiele, Komödien und Schwänke verfertigend, auch die Psalmen in Reime übersetzend, und mit dem ehrlichen Handwerk sein Brot verdienend," in Nürnberg, wo man jetzt noch sein Haus zeigt. Er wurde Vater von sieben Kindern, die aber alle vor ihm starben. Nach dem Tode seiner ersten Frau trat 1561 der noch immer rüstige und durch keine Ausschweifungen entkräftete Greis wieder vor den Altar und lebte bis zu

Alter.

seinem Ende ruhig und glücklich und erreichte ein Alter von zweiundachtzig Jahren. In der letzten Zeit verlor er das Gehör gänzlich. „Da saß der alte Mann mit ganz weißem Haar und langem weißen Bart an einem Tisch, sann für sich in der Stille nach, und hatte gute Bücher, besonders die Bibel, vor sich liegen. Redete jemand zu ihm, so sah er ihn starr an, sprach aber nichts, sondern las emsig in seinen schönen großen Büchern weiter." Hans Sachs entschlief ruhig am 19. Januar 1576. Seine Mitmeister, mit denen er so oft gesungen, trugen ihn weinend zu Grabe und „sangen ihm eine Klage in dasselbe über seinen Hingang nach".

Nürnberg.

So verlief ruhig das Leben eines Handwerkers, der durch seine Dichtungen ein Liebling seiner Zeitgenossen war, später misskannt und missachtet wurde, bis Goethe wieder die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken und man ihn als Zeichen seiner Zeit, als Dichter von edlem Streben und vielseitiger Begabung zu schätzen begann.

Hans Sachs für die Reformation.

Hans Sachs schloss sich mit Eifer der Reformation an, er feierte 1523 Luther als die Wittenberg'sche Nachtigall, er stand bei Melanchthon in Ansehen, er verbreitete unter seinen Mitbürgern die neue Lehre mit solchem Eifer, dass er vom Rathe einen Verweis erhielt. Schon 1524 bricht er jedoch über das Treiben

r Anhänger Luthers in bittere Klagen aus:[1]) „Es ist nur Geschrei und wenig olle an euch; wenn ihr evangelisch wäret, wie ihr rumoren thut, so thätet : die Werke des Evangeliums. Es ist ja einmal wahr, wenn ihr Lutherische chen züchtigen und unärgerlichen Wandel führtet, so hätte eure Lehre ein besseres ıfehen vor allen Menschen; die euch jetzund Ketzer nennen, würden euch wohl rechen; die euch jetzo verachten, würden von euch lernen. Aber mit dem Fleisch-en, Rumoren, Pfaffenschänden, Hadern, Spotten, Verachten und allem unzüch-gen Wandel habt ihr Lutherischen der evangelischen Lehre selber eine große Ver-ghtung gemacht. Es liegt leider am Tage."

Hans Sachs war außerordentlich fruchtbar, im Jahre 1567 zählte er selber 08 Komödien und Tragödien, 1700 Schwänke, 4200 Meisterschulgesänge, im nzen 6048 Gaben seiner Muse auf.[2]) Am niedersten setzte er seine Meister-hulgesänge an, er verordnete, dass sie nicht gedruckt werden sollten; am vortheil-ıftesten zeigt er sich in der Erzählung, der ernsthaften und scherzhaften, die ıftseren nennt er „Histori und Geschicht", die letzteren „Fabeln und gute Schwenk", ıptere sind bis jetzt nicht übertroffen worden. Vilmar misst seinen Wert ab ı den Worten:[3]) „Als Dichter, das Wort im höchsten Sinne gefasst, als höpferisches, die Welt gestaltendes oder umgestaltendes Ingenium, kann Hans Sachs allerdings nicht gelten, wohl aber ist er ein ungemein glücklich begabtes Talent, in der Auffassung des Gegebenen schnell und sicher, in der Darstellung eicht und ungezwungen, dem Stoffe und der Behandlung desselben fast immer ntschieden überlegen, milde und gemäßigt, dabei von heiterer Laune und höchst rgötzlichem Humor." — Gödeke bemerkt: „Man thut Hans Sachs Unrecht, venn man ihn mit den Späteren misst und dann glaubt entschuldigen zu müssen; nan darf ihn nur mit seinen Zeitgenossen und nach dem in ihm liegenden Maße nessen — er übertrifft alle an Fülle und Umfang des Stoffes, an Mannigfaltig-eit der Erfindungen und Formen, an sittlicher Tiefe und glücklicher Gestaltung. Alles, was die Dichtung jener Zeit auszeichnet, findet sich in ihm gereinigter nd geläuterter wieder. Keine Form war ihm widerspenstig; kaum irgend ein Gegenstand, der dem Wissen jener Zeit gehörte, war ihm fremd; er beherrschte Geschichte und Sage mit gleicher Meisterschaft und Sicherheit; seine Betrachtungen ind immer glücklich und anschaulich eingekleidet; durch die misslichsten Verhält-nisse weiß er seine Erfindungen, namentlich die aus dem Leben seiner Zeit, mit leichter Meinung zu reinen und zu beruhigenden Ausblicken zu führen."[4])

Hans Sachs als Dichter.

Von Leuten aus dem Volke, die nebstbei in ihrem Handwerk fortarbeiteten, wurden diese Possen in Sälen von Wirtshäusern gegeben — die Mysterien und Moralitäten dagegen waren auf öffentlichen Plätzen gespielt worden, oft in Gegen-wart von Fürsten. So wird von Friedrich dem Freidigen (nicht = freudigen, sondern = zornvollen) erzählt, dass er am 24. April 1322 zu Eisenach der Aufführung des Spieles von den klugen und thörichten Jungfrauen von Anfang bis Ende beigewohnt habe und es nicht begreifen wollte, dass die thörichten, weil

Friedrich der Freidige.

[1]) Döllinger, Reformation, I, S. 172—173. — Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, II, S. 349.

[2]) 1558—1561 erschienen drei Foliobände von seinen Werken, ein vierter und fünfter kamen nach seinem Tode hinzu 1588—1599, die aber lange nicht all seine Handschriften umfassen. Die neue Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in der Bibliothek des literarischen Vereines „Hans Sachs", herausgegeben von Keller und Goetze, Stuttgart 1870—1880, umfasst bis jetzt dreizehn Octavbände.

[3]) Vilmar, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur.

[4]) Gödeke, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung, I.

sie auf Erden mit Reue, Leid und guten Werken säumig waren, trotz der Für bitte Mariens für sie, ewig verdammt wurden: was denn der Glaube sei, wenn sich Gott nicht über uns erbarmen wolle. Und zornig gieng er weg zur Wart burg, legte sich zu Bett und am fünften Tage traf ihn der Schlag. 1526 wurde in Nürnberg den Schauspielern die Marthakirche überlassen, dann als die Geistlich keit sich dawider erhob, das Fechthaus, erst 1668 entstand ein eigenes Theater.

Ayrer. Der nächste Nürnberger, welcher nach Hans Sachs als Dichter von Dramen einen Ruhm erlangte, ist Jakob Ayrer. Über sein Leben haben wir nur wenige Nachrichten: er soll als armer Knabe nach Nürnberg und bei einem Eisenhändler in den Dienst gekommen sein und später selber einen Eisenladen gehalten, aber dabei kein Glück gehabt haben. Er trat dann als Schreiber in Bamberg in den Dienst eines Rechtsgelehrten und lernte hier so viel, dass er Notar und Procurator bei Hof und der Stadt wurde. Da er aber der neuen Lehre beitrat, musste er diese Stelle niederlegen und kehrte nach Nürnberg zurück. Nach dem Rathsarchiv wurde Jakob Ayrer, Licentiat, am 13. October 1593 zum Bürger von Nürnberg aufgenommen und zahlte zehn Gulden Stadtwährung — und starb am 26. März 1605 „der ehrbare Jakob Ayrer der ältere" — als öffentlicher Notar und Procurator. Zwischen diese beiden Jahre fallen seine dramatischen Arbeiten, von denen 1618 nicht weniger als 30 Tragödien und 36 Fastnachtspiele erschienen; in der Vorrede ist das baldige Erscheinen von 40 andern lustigen Komödien und Tragödien versprochen, geistlichen und weltlichen Inhalts, die aber nie erschienen sind.[1]) Die Dresdener Bibliothek besitzt jedoch das Manuscript von Jakob Ayrers eigener Hand, welches 19 gedruckte und 3 ungedruckte Stücke enthält. Hinter jedem Stücke ist angegeben, wann es vollendet wurde, und die im Dresdener Manuscript enthaltenen Stücke fallen alle in die Jahre 1595 bis 1598. Ayrer muss demnach sehr rasch gearbeitet haben; von zwei Singspielen wird bemerkt, dass „jedes an einen Tag Arbeit erforderte", und dass der ehrbare Jakob Ayrer der ältere „neben seinen nicht wenigen obliegenden sowohl Amts- als Privatgeschäften, nach fleißiger Erledigung derselben zu seinen müßigen Ruhestunden und Erquickzeiten beliebte in der Poeterei, darzu er dann sonderlich einen guten Geist und glückliches Genie gehabt, sich selbst zu erlustigen und zu ergötzen." — Dieser Dramendichter ist dem Hans Sachs an Kenntnis der Bühnenkunst weit überlegen, und eine Bemerkung in der Dresdener Handschrift gibt uns eine Andeutung, wo er lernte, wie der Stoff zu gestalten sei, dass er am meisten auf die Zuhörer wirke: „Es ist Alles

[1]) Der Titel der gedruckten Sammlung lautet: „Opus theatricum. Dreißig außbündige schöne Komödien und Tragödien von allerhand denkwürdigen alten römischen Historien und anderen politischen Geschichten und Gedichten, sammt noch anderen 36 schönen lustigen und kurzweiligen Fastnacht- und Possenspielen durch weiland den ehrbaren gelehrten Herren Jakob Ayrer u. s. w. aus mancherlei alten Poeten und Scribenten zu seiner Weile, Lust, mit besonderem Fleiß zusammen colligirt und in deutsche Reime spielweise verfaßt, daß man Alles persönlich agiren kann."

ich dem Leben angestellt und dahin gerichtet, dass mans gleichsam auf die nue englische Art und Weise persönlich agiren und spielen kann." — Ayrer nnt also das englische Theater.[1]) Englische Schauspielerbanden kamen damals nach Deutschland und führten die Stücke Shakespeares und seiner früher nannten Vorgänger auf — und wir fühlen hier die Einwirkung des großen ramatikers auf Deutschland.[2])

Die Engländer haben sich in dramatischen Darstellungen von je hervorthan. Als Kaiser Sigismund 1416 nach England reiste, um den Frieden it Frankreich zu vermitteln, ließ Heinrich V. vor ihm die Geschichte des heil. eorg von Kappadokien aufführen. Der Eindruck auf den Kaiser war groß, denn ir finden, dass die englischen Bischöfe 1417, während des Concils in Constanz, ie Geburt Christi, die Ankunft der heiligen drei Könige und den Mord der unhuldigen Kinder vor ihm — gleichsam als ein Zeichen der Aufmerksamkeit auf as, was ihm gefiel — aufführen ließen. Auch die Deutschen müssen Gefallen aran gefunden haben, denn wir finden solche in der Bande Richards III. und Heinrichs VIII. angestellt. Dieser König ließ ein Stück aufführen, in welchem Luther und Katharina von Bora lächerlich gemacht waren, und Murner chrieb darüber, „ob denn der König von Engelland ein Lügner sei oder der Luther". Zur Königin Elisabeth kamen viele deutsche Fürsten zu Besuch nach England — damals stand dort die dramatische Kunst in ihrer Blüte und bewegten Shakespeares Stücke die Herzen der Zuhörer; auch Elisabeth besuchte gerne das Theater und ihre Gäste mussten es gleichfalls thun. — Nur spielte man damals in der Regel bei Tage, nicht bei Nacht. So kam 1592 mit großem Gefolge Friedrich, Herzog zu Wirtemberg und Teck, Graf zu Mömpelgard. 1603 brachte ihm eine englische Gesandtschaft den Hosenband-Orden und mit ihr kamen englische Musiker und Schauspieler. 1596 kam mit andern Vornehmen Prinz Ludwig von Anhalt nach England: dass er dort im Theater Shakespeare'sche Stücke sah, geht aus seiner gereimten Reisebeschreibung hervor, die er nachträglich auf Grundlage seines Tagebuches machte; darin heißt es von London:

„Hier besieht man vier Spielhäuser,
Darinnen man fürstellt die Fürsten, Könige, Kaiser
In rechter Lebensgröß', in schöner Kleider Pracht,
Es wird der Thaten auch, wie sie geschehn, gedacht."[3])

Auch spricht dieser Bericht von der Anwesenheit vieler Deutschen in London. 1596 erzählt Hentzner, welcher einen reichen Zögling aus Breslau nach England, Frankreich und Italien begleitete und diese Reise nachträglich beschrieb:[4]) „In London, vor der Stadt, sind einige Theater, in welchen Schauspieler fast jeden Tag unter großem Zulauf Komödien und Tragödien aufführen, welche zu-

[1]) Cohn weist wörtliche Übertragung von englischen Scenen in Ayrer nach. Vergl. Shakespeare in Germany, LXI—LXXV.

[2]) Albert Cohn, Shakespeare in Germany in the sixteenth and seventeenth centuries: an account of english actors in Germany and the Netherlands and of the plays performed by them during the same period. London 1865.

[3]) Cohn, l. c. XV—XVI.

[4]) Hentzner, Itinerarium Germaniae, Galliae, Angliae, Italiae. Norimbergae 1612.

letzt mit Tänzen unter der lieblichsten Musik schließen." — Ebenso heißt es in einem Bericht über den zweimonatlichen Aufenthalt des Herzogs von Wirtemberg am englischen Hofe: „Der Fürst war im Globe, wo man Komödie spielt, da ‚Mohr von Venedig' wurde gegeben." [1])

Es kamen aber nicht bloß deutsche Fürsten nach London und fanden den Geschmack am Theater, sondern Banden englischer Schauspieler kamen nach Deutschland und spielten da ihre Stücke, mit ihnen oft Deutsche, die aus Liebe zum Theater Schauspieler geworden waren. [2]) England war damals mit Schauspielern überfüllt, von denen manche im Ausland ihren Unterhalt suchen mußten — englische Musiker waren ohnehin in Deutschland damals gern gehört, englische Reiter gern gesehen. Als Leicester 1585 mit einem Hilfsheer in den Niederlanden erschien, kam eine englische Schauspielergesellschaft mit ihm. Der König von Dänemark, der Herzog von Braunschweig, der Landgraf von Hessen hatten damals an ihrem Hof jeder eine englische Schauspielerbande. Englische Musiker und Komödianten finden wir am sächsischen Hofe. Thomas Sackville hielt sich 1617 am Hofe zu Wolfenbüttel auf. [3])

Die Bekanntschaft mit dem englischen Schauspiel [4]) wirkte anregend und fördernd auf das deutsche Schauspiel. Bald wetteiferten alle reicheren Fürsten

---

[1]) Cohn, l. c. XV—XIX.

[2]) Deutsches Theater, herausgegeben von Ludwig Tieck. Berlin 1817. I, XXIV.

[3]) Cohn, l. c. XXXIII—XXXIV.

[4]) Auch in Dresden lassen sich Vorstellungen englischer Schauspieler nachweisen (Cohn, l. c. LXXVI), 1601 erhielten sie für eine Vorstellung am Hofe eine „Verehrung" von 78 Gulden. In Memmingen „hielten 1600 etzliche Engelländer Komödien, gab eine Person 4 Kreuzer". 1605 hören wir von englischen Komödien in Berlin, in Mecklenburg, in Rostock, 1607 in Elbing, in Graz (Karl Weiß, Die Wiener Haupt- und Staatsactionen, Wien 1854, S. 36); 1613 ist in Nürnberg „den Engelischen Comödianten ein groß Volk zugelaufen, hat erstlich eine Person 3 Kreuzer und letztlich 6 Kreuzer zugesehen geben müssen" (Siebenkees, l. c. III, S. 52—54. — Cohn, LXXXVIII. Vor dem bekannten Administrator von Magdeburg wurde 1611 von Engländern „Der Jude von Venedig" aufgeführt. 1615 hören wir von Frankfurt am Main, daß die Leute dort den englischen Komödianten mehr nachliefen, als den Predigern. Aus dem Jahr 1616 ist noch ein Empfehlungsschreiben des Erzherzogs Karl, Bischofs zu Brixen und Breslau, für englische Komödianten erhalten, worin es heißt, daß er sich wohl erinnere, wie zu Lebzeiten seiner hochehrwürdigen Mutter die Engelländischen Komödianten „zue Graecz" ihre Komödien „ganz ehrbar und züchtig, mit unserem allerseits gnädigsten Gefallen und Begnügen verrichtet". Wahrscheinlich ist es dieselbe Bande, welche 1617 vor Kaiser Ferdinand II. in Wien spielte (Cohn, l. c. XCV). Ohne Zweifel lassen sich bei genauerem Nachsuchen ähnliche Darstellungen um diese Zeit in jeder größeren deutschen Stadt nachweisen. Der Winterkönig hatte während seiner Werbung um die Hand der Elisabeth in London am englischen Drama großes Gefallen gefunden, und nahm nach dem Tode seines Schwagers Heinrich, Prinzen von Wales, dessen Bande in seinen Dienst. 1621 hören wir von englischen Komödianten in Prag. Kaiser Ferdinand III. ertheilte 1650 einer Bande englischer Komödianten einen Schutzbrief für das ganze römische Reich.

Eine Theateranzeige aus Nürnberg in jener Zeit lautete:

„Zu wissen sey jedermann, daß allhier ankommen eine gantze newe Compagni Comödianten, so niemals zuvor hier zu Land gesehen, mit einem sehr lustigen Pickelhering, welche täglich agiren werden schöne Comödien, Tragödien, Pastorellen (Schäfereyen) und Historien, vermengt mit lieblichen und lustigen interludien, und zwar heut Mittwochs den 21 Aprilis werden sie präsentirn eine sehr lustige Comödi, genannt

Der Liebe Süssigkeit verändert sich in Todes Bitterkeit.

Nach der Comödi soll präsentirt werden ein schön Ballet und lächerliches Possenspiel. Die Liebhaber solcher Schauspiele wollen sich nach Mittags Glock 2 einstellen im Fechthauß, allda umb die bestimmbte Zeit praecise soll angefangen werden."

einander in Hofbühnen. In allen großen Städten sah man bald englische Hauspieler. Selbst ein Fürst dichtete Dramen, die von Shakespeares Geist geweht sind, in denen sich die Kunst der spannenden Entwicklung, der Vertiefung der Charaktere kundgibt. Es ist dies Herzog Julius von Braunschweig, der, wie der Landgraf Moriz von Kassel, ein Hoftheater hatte und von dessen Dramen noch kürzlich wieder ein Neudruck ausgegeben worden ist.[1] Herzog Julius von Braunschweig.

Dieser Herzog Heinrich Julius, geboren 1564, gestorben 1613, war überhaupt ein außerordentlich begabter Fürst, der unter Umständen für unser Vaterland Großes hätte leisten können, aber in der Blüte seiner Jahre dahinstarb. Von seinem Vater hatte er die beste Leitung erhalten; in ländlicher Stille, Bildung.
fern von allem Hofgeräusch unweit Gandersheim erzogen, war er ebenso glücklich in der Wahl seiner Lehrer, als in der Wahl seiner Gesellschafter. Theologie war damals für einen protestantischen Fürsten wesentlich und für Heinrich Julius umsomehr, da er schon als Kind von zwei Jahren zum Bischof von Halberstadt postuliert und 1581 im siebzehnten Jahre zum Bischof von Minden gewählt war. Im neunten Jahre, hören wir, opponierte er in einer theologischen Disputation zu Gandersheim; im zwölften Jahre hielt er als Rector der neustifteten Universität Helmstädt, frei aus dem Gedächtnis, eine lateinische Rede. Er kannte gründlich die Heilige Schrift, und Justinians Gesetzessammlung las er lieber als jeden Roman. Noch während der Regierung seines Vaters übernahm er das Amt eines Hofrichters und verfaßte juridische Arbeiten mit der Gründlichkeit eines Mannes von Fach. Mit dem fünfundzwanzigsten Jahre trat er 1586 die Regierung an. Als er 1590 um Elisabeth, die Tochter Friedrichs II. von Dänemark, warb, kam er als Hausierer verkleidet in den Palast zu Kronenburg, wo die Prinzessin wohnte, und bot ihr Juwelen zum Kauf an, die ihr gefielen. Die Prinzessin fragte nach dem Preis, bekam jedoch zur Antwort: mit ihrem Herzen könne sie alles bezahlen. Diese Antwort ward keck befunden und der Hausierer ins Gefängnis geworfen. Bald ward aber ruchbar, daß der Fremde sei, und in Wolfenbüttel wurden dann großartige Festlichkeiten zur Feier der Vermählung und dabei aber das Stück des Herzogs gegeben, dessen Stoff die Susanna nach der Bibel ist.[2] Brautwerbung.

Durch diese Vermählung kam der Herzog in Verwandtschaft mit König Jakob VI. von Schottland, später dieses Namens dem ersten von England. Am dänischen Hof war damals eine englische Schauspielerbande; bereiflich, daß auf den reichbegabten welfischen Fürsten die Vollendung in

[1] „Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, nach alten Drucken und Handschriften, herausgegeben von Dr. Ludwig Wilhelm Holland. Stuttgart 1855. Gedruckt auf Kosten des literarischen Vereines." Es sind 11 Dramen: 1. „Von der Susanna", ausführlichere Bearbeitung. 2. „Von der Susanna", kürzere Bearbeitung. 3. „Von einem Buhler und einer Buhlerin." 4. „Von einem Weibe." 5. „Von einem Wirthe." 6. „Von einem ungerathenen Sohn." 7. „Von einer Ehebrecherin." 8. „Von einem Wirthe der Gastgeber." 9. „Von einem Edelmann." 10. „Von Vincentio Ladislao." 11. „Der Fleischhauer", der hier zum ersten Male im Drucke erscheint.

[2] „Tragica Comedia Hibeldeha von der Susanna." Hibeldeha ist aus den Anfangsbuchstaben der Worte: Henricus Julius Brunsvicensis et Luneburgensis Dux Episcopatus Halberstadensis Antistes.

Dramen. dem englischen Drama wirkte, und dass sie in seinen eigenen Schöpfung in der Formvollendung, in der Anordnung des Stoffes, in der Spann und Lösung der Frage sich kundgibt und er also weit über Hans S hinausgekommen ist; in ihm, wie in Ayrer, zeigt sich ein hoher Fortsch Wir waren damals auf dem Weg zu einem nationalen Drama. Da kam der entsetzliche Religionskrieg, welcher die Freudigkeit des Schaffens vertil und die deutsche Nation um mehr denn ein Jahrhundert zurückwarf.

Herzog Heinrich Julius war nicht bloß ein unermüdlicher Rege seiner ausgebreiteten Lande, sondern hätte auch bei längerem Leben sicher d seine ungewöhnliche Befähigung tief in die Schicksale unserer Nation eingegriff Wir sehen dies aus der Raschheit, mit welcher er, als ihn ein Streit mit sei Julius bei Rudolf II. Ständen nach Prag trieb, das Vertrauen des Kaisers Rudolf II. gewann, sonst keinem Menschen traute. Er ward in Prag oberster Director des kai lichen geheimen Rathes und oft der einzige Mann, auf den der Kaiser hö und der für Rudolf II., solange noch etwas zu retten war, wenigstens Überr seiner Macht rettete. Spittler[1]) meint: „Er war gewiss der trefflichste Fürs den Deutschland in seinem Zeitalter hatte, und vielleicht der einzige. Max milian von Bayern war ihm an Kenntnissen und Feinheit des Geistes, a Politik und Entschlossenheit, an Treue gegen den kaiserlichen Hof und an deutsche Patriotismus gleich.[2]) — Der Eifer für das römische Recht ließ den Herzog d

[1]) Geschichte des Fürstenthums Calenberg. Sämmtliche Werke, VI, S. 261.

[2]) Gelegentlich dieses Fürsten macht der Verfasser der Geschichte des Fürstenthum Calenberg einige Bemerkungen über den gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts zunehmend Reichthum und Luxus, welche für die Culturgeschichte Deutschlands wichtig sind: „Es w für alte Ritter, die doch den Glanz der Tage Karls V. gesehen hatten, ein wunderbare Anblick, wie sehr sich nun die junge Welt vergasse, wie Hoffart und Pracht stiegen, m mit dem schönen Gelde, das mancher Kriegsoberster aus Frankreich oder den Niederlande brachte, so viel französische oder welsche Sitten kamen, und leider alter deutscher Sinn u alte deutsche Rittertugend völlig verschwinde. So war kein altes Schloss, kein altes Wo haus den jungen Herren prächtig genug: es sollte ganz stattlich, auswendig mit neue Giebeln, inwendig mit schönen gewaltigen Sälen und geräumigen Gemächern geziert sein. Schieferstein brauchte man statt der Ziegel; Alabaster und Marmor wurden erst vor kurzem selbst auch im Braunschweigischen entdeckt und gebrochen. Welche gewaltige häßliche Kragen trugen nicht die Hofjunker; welch ein Aufwand wurde mit Pluderhosen gemacht, Gottes Gaben missbraucht, da sich ein halb Dutzend Arme in dem Überflusse hätten kleiden können; welche Knebelbärte zog man sich, recht auf türkische Manier! Die Doctores bei Hofe gingen in Seide und Sammet, wie sollten sich Ritter noch in Leyden'schem oder Aachen'schem Tuche zeigen können! Noch vor sechzig Jahren hatte Herzog Erich, zum Wohlgemusse für sich und seine fürstlichen Freunde, Eimbeckisches Bier auf den Reichstag nach Worms führen lassen, nun wurden bei einer adeligen Hochzeit 80 Ohm Wein ausgetrunken. Bier aller Art nach der Fülle gebraucht, und allerhand süß Getränke geschlürft. Wenn ehedem fürstliche Personen, welche nach Göttingen oder Braunschweig kamen, mit Bier und Haber beschenkt und höchstens auch noch in den Rathskeller geführt wurden, so gieng's nun in die Apotheke, wo man köstliche Confitüren und Getränke genoss, süße spanische und französische Weine trank. Selbst das Volk fieng an, sogar in Krügen und Schenken, wo ehedem bloß Biergelage war, einheimischen und rheinischen Brantwein zu trinken, und wenigstens zur festtäglichen Nothdurft werden zu lassen, was man ehedem nur zu seiner Leibesgelegenheit brauchte. — Die verkehrt wurde die Welt! Statt dass die Alten ihr Mittagsmahl um zehn Uhr genossen, ihren frohen Abend längstens um sechs Uhr eröffnet hatten, so kam man nun häufig erst um sieben oder acht Uhr des Abends zusammen, und mancher der Altväter klagte, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, dass die Verrückung der zwei vertraulichsten Stunden des Tages — der deutlichste Beweis einer völlig veränderten Lebensart sei. Vor kurzem waren noch

rische Recht seines Volkes verkennen und verwickelte ihn in einen langjährigen eit mit seinen Ständen, bei dem ihn jedoch weniger Gewaltlust, als Über- ung von seinem Rechte leitete, und der mit dem Gandersheimer Vergleich te. Der Einbruch spanischer Soldaten in sein Land gab dem Herzog An- , statt des alten buntgemischten Vasallenheeres seine Reiter alle gleich und in t die Farben zu kleiden, welche ihre Fahnen hatten. Dem Kaiser schickte er) Ungarn 1000 Mann, die alle in lange schwarze Röcke und mit schwarzen pärmeln gekleidet waren.[1])

Eine andere Anregung zu dramatischen Dichtungen gieng von den Schulen Schul- dramen. . Im Eifer für die Vortrefflichkeit der altclassischen Schriftsteller verboten Philologen ihren Schülern den Gebrauch der Muttersprache; auch beim iel sollten sie ausschließlich lateinisch reden. Um sie mit der lateinischen rache des Umgangs vertraut zu machen, las man mit ihnen Plautus und renz und mußten sie deren Stücke darstellen. So ließ Johann Sturm in raßburg jede Woche seine Schüler eine alte Komödie aufführen. Damit r aber auch der Gedanke zu eigenen dramatischen Dichtungen nahegelegt.

So entnahm Nikodemus Frischlin, Professor der schönen Literatur Frischlin. Tübingen, der „Äneide" den Stoff zu seiner „Dido", Cäsars „Commen- ren" den Stoff zu seinem Drama „Helvetiogermani". Beide Classiker rden in dramatische Form gebracht, vom Lehrer vorgelesen, von den Schülern wendig gelernt und aufgeführt. Der Zweck dabei war, das Gedächtnis der hüler zu üben, sie an richtige Aussprache, an freien Vortrag, an schönes Latein gewöhnen, an Muth, fertig und herzhaft vor anderen zu reden. Zugleich sollte Jugend aus der Schlaffheit, aus dem Hang zu schlechten Dingen aufgeregt d zu edlerem Streben angeleitet werden.[2]) Sein Verfahren will Frischlin mit ophokles und Euripides rechtfertigen, welche aus Homer ihre Tra- dien gemacht hätten.

An manchen Schulen entnahm man dann Stoffe aus der heiligen schichte und führte die Dramen, wenn sie gut eingeübt waren, vor dem nzen gebildeten Publicum auf. Die Lehrer machten dabei die Regisseure,

---

auen und Jungfrauen geritten, höchstens ließ sich ein alter kränklicher Mann, wie Herzog lius war, in einer Ruhbahre tragen. Nun fuhren selbst Ritter und Kriegsobersten wie ullenzer in Kutschen, und statt daß ehedem bei großen fürstlichen Tagen Turnier gehalten d Fastnachtspiele gefeiert worden, so wurden nun Feuerwerke präsentiert, wo Ritter und junker mit dem übrigen Volke bloß Zuschauer waren, und selbst in Wolfenbüttel wollte m der dänischen Prinzessin auch ein Paar Luftschiffe auffliegen lassen. Sogar bei Leichen- gängnissen hatten sich die alten deutschen Sitten geändert. Welche ritterliche Pracht es dem war, wenn alle erbeuteten Fahnen vorgetragen, Pferde in Menge nachgeführt wurden, e Ritter und Vasallen zur Begleitung giengen; bei Julius' Leiche aber trug der Kanzler, ob dieses auch so viel gelte, als Wappen und Fahnen, auf einem eigenen Kissen die rchen- und Hofgerichtsordnung; ein sprechender Beweis, wohin sich die herrschende neue itte wendet." — Der Jammer des dreißigjährigen Krieges hat diesem überall hervor- tenden Reichthum schnell ein Ende gemacht. Spittler, l. c. VI, S. 255, 261—262.

[1]) Ibid. VI, S. 255.

[2]) Strauß, Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin. n Beitrag zur deutschen Culturgeschichte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahr- nderts. Freiburg 1851. S. 43—46.

die Studenten die Schauspieler. Das regte wieder in den Bürgern die Erinnerung an die dramatische Aufführung der Mysterien und Moralitäten auf, sie wollten hinter ihren Vorfahren nicht zurückbleiben und führten in Rathhäusern, in Schlössern, auf offenem Markte biblische Geschichten auf, bei denen aber manche Form aus den alten Dramen entlehnt war. Die Hand der Gelehrten war dabei unverkennbar. — So machte Frischlin aus der Geschichte Josephs eine ganze Trilogie. Waren die Stücke in lateinischer Sprache abgefasst und traten sie doch aus dem Kreise der Schulen heraus, so erschien in jedem Act ein Knabe als Herold gekleidet, und sagte einen Spruch her, in welchem der Inhalt des kommenden Actes in deutscher Sprache angegeben war, um das, was kommen konnte, auch dem ungelehrten Zuschauer verständlich zu machen. Das führte nun weiter dazu, dass, wenn ein lateinisches Stück für bedeutend galt, es sogleich in das Deutsche übersetzt wurde, um es vor allem Volk aufzuführen, in einem Schloss, einem Rathhaus oder auf offenem Markte; eigene Schauspielhäuser, wie die Stadt Straßburg eines erbauen ließ, entstanden erst später. Wenn in lateinischen Stücken Gelehrsamkeit zu oft den poetischen Fluss hemmt, so steigert sich in den deutschen dagegen Kraft, Fortgang und spannende Entwickelung.

Deutsche Dramen.

Frischlin.

So ist die „Hildegarde" von Frischlin, zu welcher er den Stoff aus dem Sagenkreise Karls des Großen entnahm, spannend und reich an komischen Scenen. Ja, wir finden in einigen seiner Stücke nicht bloß Erinnerungen an Aristophanes, den er damals ins Lateinische übersetzte, sondern auch ein an jenen großen Meister der alten Komödie erinnerndes Talent. 1561 trug er sich mit der Nachahmung der antiken Chöre unter Sang und Tanz und unter Flötenbegleitung; auch die Symbolik der alten Komödie suchte er wiederzugeben in „Priscianus vapulans", „Phasma" und „Julius redivivus": sie sprühen von Witz, bezeugen unleugbares Talent zum Drama. Im „Priscian" ist das barbarische Latein des Mittelalters das Thema der grammatisch-literarischen Komödie: jeder Sprachfehler, den die Unterredenden begehen — und dabei kommen lauter Citate aus wohlbekannten Büchern vor — versetzt dem römischen Grammatiker Priscian, dem Repräsentanten der reinen Latinität, einen Schlag oder eine Wunde, so dass er zuletzt vor Schmerz wie wahnsinnig wird, und gebunden werden muss, bis ihm die grammatischen Reformatoren die Bande lösen und Melanchthon ihm seine Grammatik als Riechfläschchen vorhält, worauf das Gesundwerden in sehr derben komischen Formen dargestellt wird. — „Phasma" ist eine Komödie confessionellen Inhalts: „Phasma" ist Erscheinung. Die Sectierer rühmen sich himmlischer Traumgesichte, die in Wahrheit vielmehr Teufelserscheinungen seien. Gegen verderbliche Schwärmerei und die freieren Vorstellungen Zwinglis und Calvins wird die streng-lutherische Lehre aufgestellt. Die Acte schließen mit seltsamen Chören: z. B. der erste mit einem Gebet gegen die Ketzer; der vierte mit einem Gesang gegen den Papst und das Papstthum. Im fünften Act klagt selbst die Mutter Gottes den Papst an, und am Schlusse werden der Papst und die Cardinäle, aber auch Zwingli und Calvin, vom Teufel als gute Beute abgeführt, und singt Christus, wie ein Zelot, das lutherische Lied: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort". Dieses Stück — zu Tübingen

Lutherischer Hass.

Fürsten und Herren aufgeführt — ist ein Zeugnis der damaligen confessionellen Gehässigkeit.

In heiterem und gesundem Geist ist dagegen „Der wiederauflebende Julius redivivus. lius". Das Thema ist aus einem Gedichte Huttens [1]) entlehnt, welcher, um zeigen, dass die Deutschen seiner Zeit von der Tüchtigkeit und dem Ruhm r Vorfahren noch nicht entartet seien, auf das geschichtliche Gesetz hinweist, s die Entwickelung der Völker in einem Wechsel der Perioden des Krieges und Friedens, oder der Kraft und Cultur vor sich gehe. Die alten Germanen n That- und Kraftmenschen gewesen, hätten Schlachten geschlagen, die sie nicht beschreiben gewusst, so dass wir von ihren Großthaten nur durch andere ker ungenügende Kunde erhielten; die jetzigen Völker hingegen hätten bei aller ndes- und Geistescultur, durch welche sie ihren Vorfahren weit überlegen seien, h zugleich Thatkraft genug übrig, um die Nachbarvölker in Respect zu erhalten, b als Kriegslehrmeister gesucht zu sein. Während dieser Zeit habe Deutschland ei Künste erfunden, die an Nutzbarkeit alle Geisteserzeugnisse des Alterthums, e Künste des heutigen Italiens weit übertreffen: das Pulver, welches Mauern d Thürme niederwirft, und die Buchdruckerkunst, durch welche der Cultur ie früher nie geahnte Verbreitung und Dauer gesichert sei. Um diese Gedanken etisch darzustellen, lässt der Dichter durch Mercur, welcher den Prolog spricht, n Cäsar und Cicero aus der Unterwelt holen und durch Deutschland führen, ib seinen Anbau, seine neuen Städte und Menschen besehen. Beide staunen er den Anblick des Landes: Cäsar über die Kriegsmänner in schweren eisernen rnischen, welche aus dem Feuergeschoss unter Donnergeroll Kugeln entsenden. ie meinen, der Donnerer selber sei in Menschengestalt vom Himmel niederstiegen, und beten den deutschen Mann als Jupiter an; endlich erfahren sie doch, dass Gewehr und Geschoss Menschenerfindung sei, in deutscher Schmiede fertigt. Während dann Cäsar aus Kriegslust das Zeughaus besucht, erscheint rbeerbekränzt ein hessischer Sänger, Eoban Hesse, und liest dem Cicero ein edicht, von einem Deutschen verfasst, vor, und zeigt ihm das gedruckte Buch nd weist nach, dass auch diese Erfindung, gleich einer Minerva, aus germanihem Geist entsprungen sei; er führt den Erstaunten zur Druckerwerkstätte, nd zeigt ihm die Pressen in Arbeit. Cäsar preist die Waffen, die er gesehen, icero die Druckerwerkstätte, die friedlichen Künste des deutschen Volkes, seine elehrten Schriften. Indes hört man einen Savojarden und einen Schornseinfeger in welscher Sprache ihr Geschäft ausrufen und Cicero klagt, dass ie Sprache der Römer auch gar so entartet sei. Der Gedanke des Stückes ist lso: Deutschland sei nicht mehr das Barbarenland, sondern jetzt die Lehrerin oms in Künsten des Krieges und des Friedens — ein Kernvolk gegenüber den ntarteten Nachkommen der Römer, den Italienern und den Franzosen. Unter en Städten, welche Cicero und Cäsar bewundern, steht Straßburg obenan, Straßburg. st durch seine Lage und durch seine Werke, es sei die schönste von den festen Städten, ein Hort und eine Zier des Vaterlandes, zahlreich sei sein Geschütz und ine Bürger von altersher in Waffen wohlgeübt. Dass geschickte Handwerker und roße Künstler in der Stadt wohnen, das beweise der zierlich wundervolle Bau es schlanken Thurms, der schöner sei, als einst der babylonische, und dann ie Uhr, auf welcher Sonne, Mond und dann die Sterne ihre Bahnen so

[1]) Quod ab illa antiquitus Germanorum claritudine nondum degenerarint nostrates, Ulrici ab Hutten heroicum. Opera, ed. Muench, I, p. 243.

genau vollenden, daſs es die wirklichen Gestirne kaum genauer können. Cä
bemerkt, ein so genauer Sosigenes habe ihm gefehlt, als er das Jahr
Augsburg. ordnete. Dem Cicero gefällt Augsburg so sehr, daſs er behauptet, Rom
seinen alten Quiriten scheine ihm dahin ausgewandert. Von Nürnberg
Nürnberg. Cicero gar, es sei Deutschlands Korinth, wenn man die Wunderwerke
Künstler beschaue; doch sehe man auf die Mäuern und Basteien, so werde
kein Mummius so leicht erobern. Auf Cäsars Frage, wer denn jetzt der
herr in Deutschland sei, wird geantwortet: der römische Kaiser, und als
sich freuend, daſs die Ehre seines Namens die Kluft so langer Zeiten überb
habe, wird geantwortet: die Römer seien jetzt nicht mehr Herren in Deutsch
sondern die Deutschen Herren der Römer, und zwar schon über 700 Jahre,
der große Karl die meuterischen Lombarden besiegte, und jetzt regiere schon
zweiundvierzigste der Kaiser, und auf Cäsars Bemerkung: das Schicksal sei
das den Wechsel der Reiche lenke, wird entgegnet: Gott sei es, der die He
schaft gebe und nehme. Zu seinem Staunen hört Cicero, daſs die Deutschen
gute lateinische und sogar griechische Verse machen können, und es werden
eine Menge Philologen und Dichter aus Deutschland aufgezählt. —

Frauen Nürnbergs. Charitas Pirkheimer.

Nürnberger Frauen. Nürnberg hat aber nicht bloß Männer, sondern auch Frauen
glänzendem Namen, und einer der schönsten unter diesen ist der Name
Charitas Pirkheimer.

Pirkheimer. Die Pirkheimer sind eine alte Patricierfamilie in der schönen St
an der Pegnitz, sie thun sich im Rath, wie auf dem Felde der Schl
hervor, zeichnen sich durch edlen und frommen Sinn, wie durch einen
fürstlichen Reichthum aus. Ein Franz Pirkheimer that sich 1450 in d
Treffen bei Pillenreuth und Aurach hervor; einen Thomas Pirkheim
empfahl Äneas Sylvius dem Papst Nikolaus V. als einen Mann von an
kannter Gelehrsamkeit, namentlich im kirchlichen Rechte; ein Johann Pir
heimer (gestorben 1497) galt für einen der bedeutendsten Kenner des bürg
lichen und göttlichen Rechtes. „Alle Pirkheimer", schreibt der Rechtsgelehr
Christoph Scheurl aus Bologna, „waren von jeher wackere, ho
achtbare Männer, Feinde alles Schlechten und als Rechtsgelehrte vielbelobt
Der berühmteste, als Staatsmann, Redner und Heerführer im Schweize
Wilibald. krieg, den er auch beschrieb, ist Wilibald Pirkheimer, von welch
derselbe Scheurl bemerkt: „Gewiſs, wenn wir im ganzen Reich nach mannig
faltiger Gelehrsamkeit, Rednergabe, Staatsklugheit und hinwieder nach Ahne
ruhm, Reichthum und ausnehmender Gestalt uns umsehen, so wird kaum
einer diesem Manne vorgezogen, wenige ihm gleichgestellt werden können."
Aber auch die Frauen in diesen Familien waren edel und reichgebildet. Von
Wilibalds Großmuhme, Katharina, schreibt derselbe Scheurl, daſs Nürnberg
nie etwas Gelehrteres, Gebildeteres, Vollendeteres besessen hat. Die schönste

lume im Kranze des Ruhmes ist jedoch Wilibalds Schwester, Charitas
rkheimer, die geistreiche, gelehrte, fromme und weltkluge Äbtissin des
losters zur heiligen Clara in Nürnberg;[1]) selbst Protestanten rühmen sie
s kräftige und geistreiche Gegnerin ihres Glaubens, die durch ihre Bildung
ie ihren Charakter immerdar bewundernswert bleiben werde.

Der Drang nach Bildung schien in dieser Familie im Blute zu liegen.
aras Vater Johann, der berühmte Rechtsgelehrte, der Rath des Bischofs von
chstädt, des Herzogs Albrecht von Bayern, des Erzherzogs Sigismund, stiftete
ch seiner Rückkehr von Bologna eine Poetenschule nach Art der italienischen.
ein Sohn Wilibald wurde der Liebling Kaiser Maximilians I. Von
nen sieben Töchtern nahmen sechs den Schleier; die begabteste darunter, Cha-
itas (geboren 1466) in Sancta Clara in Nürnberg, in welchem der Regel Sancta Clara.
ach nur „verbürgerrechtete" Nürnbergerinnen Aufnahme fanden; der Rath der
Stadt hielt auf diesen Brauch, so dass zur Aufnahme einer Fremden 1491
ogar die Fürbitte des römischen Königs nöthig war. Das Kloster war berühmt
ls Herd musterhafter Sitte und hochbegeisterten Sinnes. Gebet, Betrachtung,
Studium, Unterricht der Jugend füllten die Stunden aus, das Kloster war eine
Stätte der Frömmigkeit, der Tugend, der Arbeit, der Bildung; hier wurden
von geschickten Händen die schönsten Teppiche für Kirchen gefertigt; als zur be-
vorstehenden Krönung Karls V. die alterthümlichen Gewänder ausgebessert und
die Reichskleinodien zugerichtet werden sollten, sandte man sie in das Kloster
St. Clara: hier hörte man den schönsten Kirchengesang und das vollendetste
Orgelspiel, hier wurde täglich im Convent die Bibel gelesen, hier kannte man
die Kirchenväter. Hier wurde Clara 1503 zur Äbtissin gewählt, ihre gleich-
gesinnte Freundin, Apollonia Tucher, ein Spiegel der Tugend, war Priorin.
60 Nonnen standen unter ihr — alle waren einig im Eifer für ihren Beruf,
für die Bildung der Jugend.

Die erste Zeit ihres Waltens als Äbtissin war eine freudige und er- Charitas Äbtissin.
folgreiche, die spätere eine stürmische, es galt im Kampf mit der Reformation
den Bestand des Klosters zu retten. Clara Pirkheimer hat diesen Kampf mit
ebenso hohem Geist als ungebrochenem Muth geführt.

Obschon von dem Verkehr mit der Welt abgeschlossen, kam Clara doch
durch ihren Bruder mit den berühmten Gelehrten ihrer Zeit in Berührung. Wili-
Wilibalds Haus war die Gastherberge der Gelehrten, er selber der groß- bald.
müthige Förderer aller Wissenschaften und Künste. Claras Briefwechsel mit
ihrem Bruder liefert darum einen anziehenden Beitrag zur Culturgeschichte jener
Zeit. So sendet die Äbtissin 1502 ihrem Bruder die Hymnen des Prudentius
und eine Schrift des Hieronymus zurück, den sie den gottbegeisterten Redner der
Celle nennt; sie finde in solchen Büchern „ihre wahre Ergötzung und einen
Schatz des Lebens und göttlichen Heils", und drückt unter Entschuldigung ihres
lateinischen Stils die Bitte aus, der Bruder möge kommen und in Erklärung
der Heiligen Schrift ihnen Unterricht ertheilen: „Es müsste von hohem Nutzen
sein, wenn talentvolle Jungfrauen, die dem göttlichen Dienste Tag und Nacht

[1]) Franz Binder, Charitas Pirkheimer, Äbtissin von St. Clara in Nürnberg. Zweite Auflage. Freiburg 1878.

sich geweiht haben, einen solchen Meister fänden, der sie lehrt, Honig aus dem Felsen und Öl aus dem harten Stein zu saugen." Wilibald gab seiner Liebe zur Schwester öffentlich Ausdruck, indem er seine lateinische Übersetzung der Schrift des Plutarch „Über die zögernde Rache der Gottheit" ihr widmete, nicht blos weil sie durch das innigste Band der Natur und des Blutes mit ihm verbunden sei, sondern weil sie neben ihrem Lebensberufe den Studien sich hingebe und ein besonderes Verlangen nach den schönen Wissenschaften trage, zudem sei ihre Familie mit tugendreichen und ausnehmend gelehrten Frauen immer geschmückt gewesen — woraus wir sehen, dass in der classischen Literatur bewanderte Frauen in jener Zeit gar keine Seltenheit gewesen; war doch auch Peutingers Frau in Augsburg, die Margaretha Welser, in der classischen Literatur wie in der deutschen bewandert. Charitas dankt erröthend über die Auszeichnung, findet aber in der Schrift einen herrlichen Edelstein, kostbarer als Gold und Silber, den er ihr zum Nutzen und Frommen und der ganzen Christenheit zum Gewinn aus dem Dunkel gezogen habe. Für die Schwester als Weihnachtsgeschenk und Neujahrsangebinde gab Wilibald die Werke des heil. Fulgentius heraus, „weil sie nichts Irdisches oder aus bloß menschlicher Überlieferung Geschöpftes, sondern rein Göttliches oder Himmlisches athmen". Ihr und der andern Schwester Clara, welche ebenfalls Nonne in demselben Kloster wurde, zuliebe, übersetzte er auch die Reden des heil. Gregor von Nazianz, welche damals in den gelehrten Kreisen noch wenig bekannt waren, und die gute Aufnahme bewog ihn, noch dreißig weitere Reden dieses ausgezeichneten Kirchenschriftstellers ins Lateinische zu übertragen und herauszugeben. Der Grundsatz Gregors: „Der Glaube und das Thun sind die Vorstufe zur Erkenntnis und Theorie, denn es ist unmöglich, dass, wer nicht weise lebt, weise denken und an der Weisheit theilnehmen könne" — war namentlich für jene Zeit vollkommen am Platz.[1]) — Freund Cochläus schrieb an Pirkheimer über seine Schwester Charitas: „Würdig in der That ist diese heldenmüthig bewährte Jungfrau, dass sie vom Bruder gerade in Gregor von Nazianz ein unvergängliches Denkmal erhalte, der ja einst in gleicher Weise seine Schwester Gorgonia verherrlicht hat." Für ihre Schwester Clara, welche der Charitas anhänglich und treu im gleichen Kloster durch fast vierzig Jahre an die Hand gieng, gab Wilibald die moralischen Sprüche des Märtyrers und Bischofs Nilus 1516 in lateinischer Übersetzung heraus. Clara hatte einen gleich edlen und festen Charakter, dabei auch einen munteren und geraden Sinn. Über beide Schwestern schreibt Wilibald an Erasmus: „Es grüßen Dich meine beiden Schwestern; die eine Äbtissin in der heiligen Clara, die andere Nonne von derselben Regel, welche Deine Schriften emsig in Händen haben; besonders finden sie ein wunderbares Vergnügen an dem Neuen Testament und zeigen sich kundiger als manche Männer, welche sich auf ihr Wissen etwas einbilden. Sie würden Dir selbst in lateinischer Sprache schreiben, wenn sie nicht einem solchen Manne gegenüber zu schüchtern wären."

Cochläus.

Clara Pirkheimer.

So wirkte der Bruder für die Belehrung der Schwestern; durch ihn stiegen sie in der Kenntnis der Classiker wie der Kirchenväter, und Charitas gesteht, sie habe nie eine weltliche Anfechtung gehabt, als dass sie einmal aus ihrem Kloster in seine Bücherei gehen möchte, um ihm etwa ein Werk zu nehmen, das er zweimal habe.[2]) Wilibald erlangte aber dafür auch manches Gute von den

Bruder und Schwester.

[1]) Binder, l. c. S. 63.
[2]) Ibid. S. 66.

Schwestern: wir fühlen, wie er durch die Berührung mit ihnen sichtlich veredelt, Herr über die naturalistische Lebensanschauung wird, zu welcher er von Haus aus Anlage hatte, und Meister über seine Leidenschaftlichkeit, und wie die Schwestern ihn, trotz seiner Schwankungen, bei der christlichen Lebensanschauung festhalten. Ein Mann in seiner Stellung musste viele Feinde, viele Anfechtungen haben. — Sie trösten sie ihn nun in seinen Bedrängnissen, wie läutern, wie klären sie seine Seele, wie beten sie für ihn, so dass er an Charitas einmal schreibt: „Wie der Schiffer, eben gerettet und noch von den Schrecken des Schiffbruchs durchzittert, das Land unter Freudenthränen begrüßt, so umarme ich Dich, theuerste Schwester und bester Theil meiner tiefbetrübten Seele, der ich von vielen Mühsalen erschöpft, den Gefahren zwar entrissen, noch immer zwischen Furcht und Hoffnung schwebe, und begrüße Dich mit von Thränen erstickten Worten. Dass Du mich beglückwünschest und so geschwisterlich mich tröstest, war mir herzerquickender, als ich es Dir zu schreiben vermag: denn außerdem, dass ich auf einzige Weise Dich liebe, weiß ich nicht, warum all Deine Briefe mir so wohl thun und meiner tiefsten Seele so heilig sich eingeprägt haben."

Die literarischen Verbindungen Wilibalds reichten durch ganz Europa und manchen gelehrten Freund brachte er zu seiner Schwester an das Sprachgitter des Klosters; unter diesen auch Konrad Celtes,[1]) den von Friedrich III. 1487 auf der Burg zu Nürnberg gekrönten Dichter, der in Italien, Polen, Ungarn, wie in Deutschland, anregend für die Kenntnis des classischen Alterthums, besonders des hellenischen, gewirkt hatte. Voll Verehrung für die Äbtissin, sandte Celtes 1502 die Werke der Nonne Roswitha, die er eben im Kloster Sanct Emmeram in Regensburg gefunden, und mit Holzschnitten aus der Werkstatt des Michael Wohlgemut in Nürnberg versehen, herausgegeben hatte. Auf Anbringen des Bruders entschloss sich Charitas zu einem Dankschreiben in lateinischer Sprache, worin sie ihre Freude ausdrückt, „dass der Spender des Geistes nicht nur den rechtskundigen und gelehrten Männern tiefe Weisheit mittheilte, sondern auch dem schwachen Geschlecht und den zurückgesetzten Wesen einige Brosamen, welche von dem Tische der Gelehrten fallen, nicht versagte. An jener verständigen Jungfrau bewährt sich das Wort des Apostels: „Gott erwählt das Schwache, damit er das Starke verwirre!" — Auch rühmt sie die herablassende Sorgfalt, mit welcher er sich bemühte, „die Schriften eines Weibes ans Licht zu bringen, ohne Verachtung des gebrechlichen Geschlechts und des geringen Standes eines armen Nönnleins". Celtes ward durch diesen Brief so begeistert, dass er die Äbtissin in einer lateinischen Ode in sapphischem Versmaß als „die Zierde Deutschlands" pries, als „der Frauen leuchtenden Stern und Krone", als „würdig, besungen zu werden".[2]) Charitas fühlte aber wohl, wes Geistes Kind Celtes sei, und er war bekanntlich gar zu geneigt, den Ovid nachzuahmen, und darum mahnt sie ihn in ihrem Dankschreiben, als Liebhaberin seines Seelenheils, und bittet ihn von ganzem Herzen, die weltliche Weisheit zwar nicht aufzugeben, wohl aber dieselbe höher auszuprägen, das heißt „von den Schriften der Heiden zu den heiligen Büchern, von dem Irdischen zum Himmlischen, von dem Geschöpf zum

Celtes.

Roswitha.

[1]) Er hieß eigentlich Pickel, war geboren zu Wipfeld bei Würzburg und starb 1508 in Wien.

[2])
Virgo, Romana bene docta lingua,
Virginum clarum jubar et corona,
Hoc meum parvum, rogo, tronte laeta
Suscipe donum.

Schöpfer Euch zu erheben; wie wohl keine Wissenschaft, noch irgend eine Kenntnis der Erfahrung, die von Gott geordnet, zu verwerfen ist, so ist es doch die mystische Theologie und ein gutes, tugendhaftes Leben allezeit höher zu achten; denn die menschliche Vernunft ist schwach und kann sich täuschen, der wahre Glaube aber und ein gutes Gewissen kann niemals getäuscht werden — zur Betrachtung der Heiligen Schrift, in welcher wahrhaft beglückende Weisheit verborgen ist, lade ich Eure Würdigkeit mit vertrauensvoller Herzlichkeit ein, als meinen sonderlich theueren Freund und Meister, den ich gern großgeachtet wünsche vor den Augen des Herrn, und bitte Euch, solches nicht auf den morgigen Tag zu verschieben."[1] Die gutgemeinte Mahnung verletzte Celtes nicht, bekehrte ihn aber auch nicht; denn er verbreitete durch ganz Deutschland den Ruf ihrer hohen Bildung.

Scheurl. Christoph Scheurl, „der Cicero der Republik Nürnberg", von 1504 bis 1506 Syndicus der deutschen Nation zu Bologna, war durch die Berichte über das Leben und Streben im Kloster Santa Clara zu Nürnberg so begeistert, dass er sein Büchlein „Über den Nutzen der heil. Messe", wozu er viele Aussprüche von Kirchenlehrern gesammelt hatte, der Äbtissin widmete und dabei erklärte: er habe nur zwei Frauen bis jetzt kennen gelernt, welche durch Geist und Glück, durch Wissenschaft und Reichthum, durch Züchtigkeit und Schönheit gleich ausgezeichnet, mit den Töchtern des Hortensius und Lälius und mit Cornelia, der Mutter der Gracchen, zu vergleichen wären, nämlich die fromme Kassandra in Venedig und Charitas Pirkheimer in Nürnberg. Unter der ersteren ist

Fedele. Kassandra Fedele gemeint, eine Dichterin, die schon in jungen Jahren den poetischen Lorbeer errang und als Zierde Italiens gepriesen wurde. Noch 1519 zählt er in einem Schreiben an Luther die Äbtissin Charitas zu den „freundlichsten, rechtschaffensten, reinsten und aufrichtigsten" Menschen; und erzählt im Jahre 1515, es sei herkömmlich in Nürnberg, das alle, welche durch Geist und Macht über andere hervorragen, auch die Geschicklichkeit, Gelehrsamkeit und edle Sittenreinheit der Äbtissin

Leib. bewundern und verehren. So gedenkt auch der Chronist Kilian Leib ihrer in seinen „Annalen", als einer mit dem Schmuck der Sittsamkeit und jeder Tugend gezierten Jungfrau. So schrieb ihr der berühmte Albrecht Dürer Briefe, die von seiner Verehrung zeigen, so andere ausgezeichnete Männer, und es ist ein Zeichen von der Kräftigkeit und Tiefe ihres Wesens, dass Charitas sich dadurch nicht zum Hochmuth und zu dünkelhafter Gefallsucht verführen ließ, dass sie immer dasselbe einfache, gemüthvolle, selbständige, aber bescheidene Wesen blieb. Alles Wissen zielte bei ihr nur dahin, Gott in der Wissenschaft zu lieben; der geistreiche Darsteller ihres Lebens sagt in dieser Beziehung eben so schön als richtig:[2]

Echter Humanismus. „Sie war eben eine echte Humanistin, im Gegensatz zu so vielen humanistischen Schönrednern ohne Herz und Gemüth! Ihre Seele war offen und empfänglich für alles Schöne und Wissenswürdige; aber sie athmete am freiesten und glücklichsten in jenen erhabenen Regionen, zu welchen sie auf den Flügeln einer gläubigen, durch Opfergeist geläuterten Liebe sich emporschwang. — Ihr Leben ist eine Bestätigung dafür, dass hohe Bildung und tiefe Frömmigkeit friedlich und förderlich nebeneinander sich vertragen, und in ihrer Vereinigung den schönsten Schmuck des Menschen bilden."

So war Charitas Pirkheimer in den Tagen des Glückes; aber nicht minder bewährte sich ihr edler und starker Geist in der Zeit der Verfolgung.

[1] Binder, l. c. S. 86.
[2] Ibid. S. 90—101.

Der große Sturm gegen die Kirche brauste heran — sie erkannte bald sein Wesen, schneller, als ihr gelehrter Bruder, welcher nur langsam den umstürzenden Charakter der ganzen Neuerung begriff, dann aber, ohne weiteres Schwanken, um so inniger der alten Kirche treu blieb.

Die Reformation.

Im Rathe von Nürnberg waren viele Anhänger der Neuerung, welche mit raschem Blick den Machtzuwachs erkannten, den ihnen das neue Evangelium gewährte; klagte doch Melanchthon selber: „Nach der Lehre und Religion fragen die Reichsstädte nicht viel, es ist ihnen alles um die Regierung und um die Unabhängigkeit zu thun.“ — Das Einziehen der reichen Klostergüter war für die Reichsstädte und für die kleinen Fürsten ein Grund des Abfalls.

Wahl der Beichtväter.

Die Prediger der neuen Lehre donnerten in ihren Reden gegen das Klosterwesen: es sei ein verdammliches Leben, die Nonnen wären alle des Teufels. Man suchte diese Überzeugung den Nonnen beizubringen; die Verwandten machten Anstalt, sie mit Gewalt aus dem Kloster herauszunehmen, aber weder die Äbtissin noch irgend eine ihrer Mitschwestern wollten etwas vom Austritt wissen. Da hieß es, diese Hartnäckigkeit komme von der Leitung des Barfüßerordens; man müsse den Frauen Prädicanten zu Beichtvätern geben. Charitas berief den Convent und erklärte, was bevorstehe, worauf alle Schwestern betheuerten, „sie wollten nie und nimmer aus der Leitung der ordentlichen Väter unter die Gewalt der wilden Pfaffen und ausgeloffenen Mönche kommen“. In einem Schreiben hob die Äbtissin das Ungerechte des Verfahrens hervor: sie sollten denen beichten, die selber keinen Glauben an die Beicht haben; sie sollten denen gehorsam sein, die weder dem Papste, noch dem Bischofe, noch der ganzen heiligen christlichen Kirche gehorsam seien; sie hätten das alte und neue Testament drinnen wie draußen und wollten beim Text des Evangeliums bleiben. Charitas hebt in der Eingabe an den Rath hervor, welche Beeinträchtigung ihrer Freiheit darin liege, wenn man ihnen willkürlich Beichtväter aufdringen wolle; das habe die Zerstörung ihrer ganzen klösterlichen Verbindung zur Folge. „Warum wolle der Rath dieses Gärtlein lang hergebrachter Pflanzung zerstören, warum ihnen durch Gewissensbeschwörung eine Bürde auflegen, die so schrecklich und grausam wäre, wie der Tod? Was verschlage es, wenn etliche gern und ungezwungen bei einander im Kloster leben? Vor Gott seien sie alle Sünderinnen, vor der Welt aber wüßten sie sich von Tadel frei und rein.“ [1])

Nürnberg lutherisch.

Diese Gründe waren richtig und im Rath sprachen auch einflussreiche Stimmen für das Recht der Frauen, so dass beschlossen wurde, die Sache einstweilen bis auf weiteren Bescheid in Ruhe zu lassen. Aber dieses Einstweilen war von kurzer Dauer. Schon 1525 beschloss der Rath die neue Lehre in der Stadt und auf ihrem Gebiete — damals über fünfzig Ortschaften — durchzuführen und die Ordens-Genossenschaften aufzuheben.

Die Augustiner, die Karmeliter, die Karthäuser fügten sich dem Machtgebote schon 1525. Die Barfüßer leisteten Widerstand, bis der letzte Mönch

[1]) Binder, l. c. S. 122—124.

Aufhebung der Orden.

starb; der Rath verbot ihnen aber zu predigen und Beicht zu sitzen. Die Dominicaner hörten 1543 auf. Die Frauen von St. Clara vertheidigten muthvoll ihr Recht und standhaft ihre Überzeugung, als am 19. März 1525 eine eigene Deputation kam, und ihnen bedeutete, nachdem die ganze Stadt durch die Predigt des Evangeliums erleuchtet sei, müssten die Barfüßer entfernt werden und wolle der Rath den Nonnen für bessere Beichtväter sorgen; sie aber verwahrten sich feierlich gegen jede Beeinträchtigung ihrer Freiheit und blieben fest auf ihrem Sinn, es handle sich hier um das Gewissen. Die alten Väter mussten aus der Stadt scheiden und die Nonnen die Predigt der vom Rath bestellten Neuerer anhören — ein katholischer Geistlicher ward nicht mehr zugelassen. Die Clariissinnen blieben ohne Seelsorge und geistlichen Trost, aber sie harrten aus. Dem Losunger Nützel erklärten die Äbtissin und alle Nonnen einstimmig: „Wir merken, dass alles darauf abgesehen ist, uns zu dem neuen Glauben zu zwingen; den aber werden wir so lange in keinerlei Weise annehmen, bis ihn nicht die allgemeine Kirche annimmt. Wir haben uns alle miteinander geeinigt und weder im Leben, noch im Sterben lassen wir uns von der Kirche drängen und von den Dingen, die wir Gott gelobt haben." Wolle man ihnen ihren alten Beichtvater nicht lassen, so wollten sie lieber der Beichte entbehren und ihre Sünden mit herzlicher Reue Dem beichten, welchem alle Abgründe der Herzen offenbar sind, und gänzlich hoffen, Gott werde in seiner grundlosen Barmherzigkeit gnädiglich verzeihen.[1] Kein Versprechen, keine Schmeichelei wollte helfen — weder Menschengunst noch Menschenfurcht auf die armen Frauen wirken; sie hielten standhaft die Fahne

Prediger

der religiösen Freiheit aufrecht. Und sie waren im guten Recht, sich gegen die Beichtväter zu wehren, welche man ihnen aufdringen wollte; auch Wilibald erklärte in einem Schreiben an Melanchthon sie für Männer, denen auch er sein Gewissen nicht eröffnen möchte, und der Protestant Lochner bezeichnet sie als leidenschaftliche, sittlich-rohe, eitle und hochmüthige Emporkömmlinge.[2]

und Nonnen.

Die von den Nonnen zurückgewiesenen Prädicanten fühlten sich gekränkt, „sie schreien, fluchen, wüthen und setzen Stein und Bein in Bewegung, um den Unwillen der Massen gegen die armen Nonnen zu erregen". Man drohte ihnen, wenn sie nicht pünktlich bei der Predigt erscheinen würden; man wollte sich vergewissern, ob sie nicht Wolle in die Ohren stopften. Die Nonnen hörten, wie ihnen befohlen war, die Predigt an, waren aber nicht von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. „Man predigt uns Dinge," klagt Charitas, „dass einem jungfräulichen Herzen tausendmal nutzer wäre, aus der Welt hinweg, als solches anhören zu müssen." Sie klagt ferner, „wie diese Prediger die Heilige Schrift auf einen fremden Sinn zwingen, die heilige Messe und den katholischen Gottesdienst herabsetzen, Papst und Kaiser öffentlich Tyrannen, Teufel und Antichrist nennen". Böse Tage kamen: das Volk wurde gegen das Kloster aufgehetzt, die Dienstmägde, wenn sie den Lebensunterhalt einkaufen wollten, mit Schmähungen empfangen; die Frauen fürchteten, jählings ausgetrieben zu werden oder dass man das Kloster anzünde. Jede Stunde brachte bittere Nachrichten.

Glaubenszwang.

Da kam am 6. Juni 1525 vom Rath der Befehl, den Stand des Klostervermögens vorzulegen, eine freiere Regel einzuführen, die Ordenstracht abzulegen, die vergitterten Redefenster derart umzuwandeln, dass jedermann

[1] Binder, l. c. S. 131—184.
[2] Lochner, Geschichte der Reformation von Nürnberg, S. 64.

die Nonnen ohne Zeugen sprechen könne, und jeder Nonne, auf den Wunsch der Eltern, den Austritt zu gestatten und ihr eingebrachtes Gut zurückzugeben; nur wenn sie diesen fünf Forderungen nachkommen, könne sie der Rath vor der Gemeinde beschützen.

Gewalt gegen die Nonnen.

Das Inventar wurde vorgelegt, ein Gesichtsfenster ward angebracht; keine Schwester aber wollte allein reden, weil sie besorgte, man würde ihre Reden verdrehen, wenn niemand da wäre, der zuhörte. Zwei Mütter kamen mit Verwandten und forderten ihre Töchter zurück — drei junge Nonnen, welche auf die Knie stürzten, weinten und die Äbtissin flehend umklammerten, sie möchte doch nicht zugeben, dass sie aus dem Kloster gerissen würden. Rathsherren waren Zeugen. Die Äbtissin konnte der Gewalt keine Gewalt entgegensetzen, sie umarmte unter heißen Thränen die Waislein, die laut aufschrien, als sie fortgeschleppt wurden. Die jungen Nonnen schrien noch auf dem Wege, sie litten Gewalt und Unrecht, und begehrten in ihr Kloster zurück und äußerten bei ihren Eltern stets ein Verlangen nach der edlen Genossenschaft. Charitas und ihre Schwester wollten ob der weggenommenen Schwestern vor Leid sterben.[1]) Die Eiferer für die neue Lehre hatten jedoch kein Erbarmen — es war eine harte Zeit! „Wer uns am meisten schänden, lästern und betrügen kann," schreibt die Äbtissin, „der meint, er habe Gott ein sonderlich Gefallen erzeigt. Da ist keine Liebe, kein Mitleiden, keine Barmherzigkeit. Da wird nicht bedacht die Noth der alten verlebten Menschen, da wird nicht zu Herzen genommen der jungen Personen Fährlichkeit; nur allein, wenn die Klöster zerrissen werden, so wären alle Dinge ausgerichtet! Ist das die Frucht der christlichen Liebe, so ist es wahrlich eine bittere Frucht, dieweil sie so viel heiße Zähren vergießen macht, so viel Herzleid, Mühe, Jammer und Noth verursacht." So gieng es aber damals an vielen Orten her, es war eine tief erschütterte, eine schmerzenreiche Zeit.

Melanchthon

Der würdige Widerstand der Nonnen machte damals dennoch Aufsehen. Melanchthon missbilligte selber die Gewaltthätigkeit des Rathes. Er kam am 12. November 1525 nach Nürnberg, um über die Errichtung eines neuen Gymnasiums und über die Besetzung der Lehrstellen seine Vorschläge zu machen. Er besuchte das Clarakloster und sprach längere Zeit mit der Äbtissin, die darüber in ihrem Tagebuch meldet: „Er war bescheidener in seiner Rede, als alle, die ich noch gehört habe. Er sagte viel Dings auf die neue Lehre; da er aber hörte, dass wir unsere Zuversicht nicht auf die Werke, sondern auf die Gnade Gottes setzen, — sprach er, wir mögen ebensowohl im Kloster selig werden, als in der Welt. — Wir verständigten uns in allen Punkten mit Ausnahme der Gelübde, von denen er meinte, sie binden nicht. Dagegen missbilligte er sehr die Gewalt, die man sich gegen die Schwestern erlaubt hat. Er schied mit guter Freundschaft von uns und hat darnach dem Pfleger und den anderen Herren heftiglich zugeredet, besonders darüber, dass man den Barfüßern den Gottesdienst untersagt und die Kinder mit Gewalt aus dem Kloster gerissen habe: ‚Saget ihnen unter vier Augen, dass sie große Sünde daran gethan hätten.'"[2]) So gieng auch hier der blinde Eifer der Schüler weiter, als die Meinung der Lehrer, und diese wären wahrscheinlich in tausend Fällen dem wilden Treiben ihrer Anhänger entgegengetreten, wenn sie Zeugen des Jammers gewesen wären, den ihre Lehren

bei Charitas.

[1]) Binder, l. c. S. 161—162.
[2]) Ibid. S. 169.

hervorriefen. „Ich hoffe, Gott habe diesen Mann zur rechten Zeit hergesendet", meldet die Äbtissin; dem Melanchthon schrieb sie es zu, dass der Rath vom Plane abstand, die jüngeren Nonnen insgesammt in die Welt hinauszutreiben und die älteren in ein Kloster zusammenzustoßen.

Doch kam ein eigentlicher Friede nicht mehr zustande, wenn auch die Verfolgung durch Melanchthons Einreden für den Augenblick aufhörte. Der Gegensatz der Ansichten war zu tief. Die Prediger konnten es nicht lassen, von der Kanzel gegen alles Klosterwesen loszuziehen. Man drückte die Genossenschaft mit Steuern: freiwillige Gaben wurden spärlich, wenn auch Kaiser Karl V. während des Reichstages zu Augsburg 1530 auf einmal fünfzig Goldkronen sandte, wahrscheinlich um andere zu Gaben einzuladen. Die armen Nonnen mussten darben; die alten Mütterlein kam dies oft schwer an. Bitterer aber als alle leibliche Entbehrung traf sie die geistige: sie waren aller Seelsorge beraubt, sie mussten sterben ohne den Trost der Sacramente;[1]) dennoch hielten sie zusammen. Es fehlte nicht an ernsten Versuchen, Zwiespalt in der Genossenschaft anzufachen und sie aufzulösen.

Eine Abordnung des Rathes erschien 1527, um die Nonnen einzeln über ihre Anliegen zu verhören, denn es sei des Rathes Wille, „dass alle Schwestern frei und unerschrocken, eine nach der anderen, die Mängel und Gebrechen des Klosters ansagen, ihre Beschwernisse in geistlichen und weltlichen Dingen und was sie für Scrupel in ihrem Gewissen hätten; sonst würde der Rath die Schuld auf sich laden, nicht für der Nonnen Seelenheil zu sorgen, während er Gott und dem Kaiser Rechenschaft schuldig sei." — Charitas entgegnete sinnig: „Ihr seid heftige Beichtväter. Die Ohrenbeicht hat man abgeschafft, die allein vor einem Menschen abgelegt und verschwiegen bleibt, und nun verlangt Ihr, dass wir vier Männern beichten und die Mängel unserer Gewissen vor ihnen auslegen sollen, und sagt dabei noch, dass es nicht verschwiegen bleibe, sondern vor die Gelehrten komme. Das dünkt uns eine seltsame Sache." Im Namen des Convents erklärte sie dann: „Ihr fragt nach unsern Mängeln und Gebrechen: am meisten liegt uns am Gewissen, dass wir sündige Menschen sind, die täglich fehlen; doch glauben wir uns keiner Fehler schuldig gemacht zu haben, welche vor die Gelehrten gebracht werden müssen oder worüber es viel Rathschlagens bedarf. — Wisst Ihr jedoch von solchen, so theilet sie uns mit, auf dass wir uns verantworten und mit Gottes Hilfe bessern können." — Als entgegnet wurde, die Abgesandten seien da, um solche Mängel zu erfahren, entgegnete die Äbtissin: man habe ja von bestimmten Mängeln und Gebrechen geredet, sie wolle jetzt dieselben angeben: „Wir haben uns durch drei Jahre geduckt und geschmuckt, wie die armen Würmlein; hätten wir uns unter einem Stein können verbergen, so hätten wir es gern gethan; wir sitzen nun schier drei ganze Jahre mitten unter Christen, ohne alle christlichen Sacramente, selbst in Todesnoth des Trostes beraubt. Daraus entspringt eine Erschwerung unserer Gewissen, die freilich nur erkennt, wer sie empfindet. Unsere würdigen Väter hat man uns ohne Ursache genommen; die Väter von der neuen Secte können wir nicht annehmen. Hätten wir diesen gefolgt, so

Beicht vor Beamten.

Charitas.

[1]) Binder, l. c. S. 171.

hätten wir längst das Kloster hinter uns lassen müssen.[1]) Wir ungelehrten Frauenbilder wollen uns in die zwiespältige Sache nicht legen, erfahren aber wohl, wie diese Gelehrten sich zanken und untereinander streiten und wie von den Gelehrtesten einer nach dem andern abfällt, als Ökolampadius von Zwingli. Ihr habt uns einen Prediger gegeben, der das Wort Gottes verkünden soll. Ich habe meiner Tage viel gehört und gelesen, habe aber nie seltsameres Evangelium gehört, mit so viel Lästern und Schmähen und dem Teufelgeben. Aber ich will nicht klagen, ich habe seinen Predigten mit besonderem Fleiß zugehört und Nutzen daraus geschöpft, denn er hat uns mehr bestätigt in dem alten Glauben, als irgend ein Barfüßer es zu thun vermochte, der uns etwa diese Zeit gepredigt hätte, indem er in seinen Predigten sich selber sechs- bis achtmal widersprochen. Daraus haben wir gemerkt, was Abenteuer in der neuen Lehre steckt, dass ich mich mit der Hilfe Gottes mein Leben lang davor behüten will. Das sei nicht gesagt, um den guten Vater zu verkleinern; er redet aus dem Geiste, den er hat.“[2]) — Sofort erlaubte die Äbtissin jeder Nonne, die es thun wolle, allein vor die Herren zu treten und zu sagen, was ihr gutdünke. Es geschah, fiel aber so wenig zur Zufriedenheit der Herren aus, dass diese, nachdem sie neununddreißig Schwestern verhört, genug hatten und verdrießlich erklärten: alle sängen ein Liedlein und pfiffen aus einem Rohr. Alle Nonnen sprachen nämlich gegen die Maßlosigkeit der Prediger und gegen des Rathes Eingriffe in ihre Rechte.

Unbestand der neuen Lehre.

So zeigten sich schwache Nonnen stark: sie bleiben treu der Kirche, beharrlich in der alten Lehre, nachdem sie wohl über hundert Predigten der Neuerer hatten anhören müssen. Charitas schreibt: „Man sagt immer: folge der Wahrheit, wie sie in der Heiligen Schrift enthalten ist. Es will aber jeder die Wahrheit haben, jeder das Recht, und jeder führt die Schrift für seine Meinung an — und des Streites ist kein Ende. — Gottes Lehre bleibt aber immer dieselbe. Menschen sind Menschen, heute wie vor tausend Jahren. Besser wäre gewesen, zu lehren, wie der Bauernaufruhr zu verhindern, bevor so viele Menschen todtgeschlagen worden. — — Missbräuche sind allerdings überall schlecht, aber sie kommen von den Menschen; wo wir solche merken, sollen wir sie abstellen.“

Subjectivismus.

Die Verfolgungen ertrugen die Nonnen mit geduldiger Ergebung. „Das befehlen wir dem ewigen Gott,“ schreibt die Äbtissin, „der wohl weiß, warum er, in seinem gerechten und unerforschlichen Urtheil, solches und anderes über uns verhängt. Wir wollen lieber Unrecht leiden als Unrecht thun; er gebe uns nur die Kraft, alles mit Geduld und Gleichmuth zu ertragen.“ — Die armen Nonnen hielten aus, obschon der Rath ein Recht und Herkommen um das andere ihnen abschnitt, jetzt den Kirchengesang, jetzt das Glockengeläute, jetzt den Lebensunterhalt ihnen beschränkte. Die Zeitlage unterstützte die Verfolger. Als 1527 der Herzog Wilhelm von Bayern in Prag Beschwerde bei König Ferdinand einlegte, und dieser dem Rathe von Nürnberg bedeuten ließ, er möge sich nicht die Ungnade des Kaisers zuziehen, so stellte dieser frischweg jede Bedrängung in Abrede. 1530 starb der letzte Vertheidiger des Klosters, der Äbtissin Bruder, der berühmte Wilibald Pirkheimer,[3]) nachdem er noch eine gehaltvolle Schutzschrift für das Clarakloster an den Rath überreicht hatte; sie blieb jedoch ohne Wirkung und unbeachtet. Die große Äbtissin folgte im Tode dem

Tod Wilibalds.

[1]) Binder, l. c. S. 167—170.
[2]) Ibid. S. 172—173.
[3]) Seine Werke gab Goldast heraus: V. illustris Bilibaldi Pirkheimeri opera. Francof. 1610.

Tod Charitas. Bruder 1532.[1]) Ihr Geist aber blieb in der Genossenschaft bis auf die letzte Nonne.[2]) Als Oberin folgte ihr die gleichgeartete Schwester Clara, und als auch diese 1533 starb, ihre Nichte Katharina. Die letzte Äbtissin war Ursula Muffel, sie starb 1590. Nach dem Tode der letzten Nonne konnte der Rath die Güter des Klosters einziehen: die Genossenschaft war ausgestorben. Die Clarakirche wurde ein Warenmagazin, erst 1857 wurde wieder katholischer Gottesdienst darin gefeiert.

Der standhafte und ritterliche Kampf schwacher Frauen für ihre Überzeugung, für Freiheit des Bekenntnisses hat ihnen immer wieder Theilnahme, auch unter Protestanten, erworben: „Wie eine Schar reiner Engel", sagt Wolfgang Menzel, „standen diese Nonnen unter den rohen Pöbelhorden, die, von weltlichen Beamten geleitet, sie durchaus befreien wollten, während sie nichts verlangten, als in ihrem Kloster zu bleiben."[3]) Der neueste Biograph der Charitas schließt seine Darstellung mit den schönen Worten: „Ein

Wert der Treue. solches Kämpferleben ist nicht umsonst vollbracht. Nein, ein hochherziger Akt der Treue und Standhaftigkeit geht nie verloren. Es gibt nichts Unschuldiges und Gutes, das gänzlich verlischt. Es gibt nichts wahrhaft Großes und Tüchtiges, das nicht einen Samen in die Zukunft legt. Jeder einzelne, auch der Geringste, der sich weigert, in einer heiligen Sache sich selbst etwas zu vergeben, erfüllt eine Mission. Es quillt aus solcher Handlung eine läuternde sittliche Kraft, die der ganzen Menschheit zu Gute kommt. Die Wirkung erstreckt sich nicht bloß auf die Zeitgenossen, sie reicht über die Jahrhunderte hinaus. Sie glänzt als ein großes Beispiel opfermuthiger Hingebung und wahrer Willensgröße lebendig durch die Geschlechter fort, tröstend, erhebend und befreiend, und entzündet in manchem stillen Gemüthe den Sinn und Willen zu gleicher Beharrlichkeit, zu gleicher Hingebung, Hochherzigkeit und Treue."[4])

So siegte im Innern die Neuerung. Nach außen trat jedoch Nürnberg nie als Vorkämpferin derselben auf, der Rath fürchtete Verwickelungen und suchte sich vorsichtig stets mit Kaiser und Reich gut zu stellen: man hatte des Handels wegen auf das katholische Bayern und Österreich Rücksicht zu

Nürnberg im Schmalkaldischen Kriege. nehmen. Im Schmalkaldischen Krieg glaubte die Stadt durch Abzahlung von 100.000 Gulden an die protestantischen Fürsten ihre Neutralität zu sichern, aber der Markgraf von Ansbach, Albrecht Achilles, verlangte völligen Anschluß an die protestantische Sache und verheerte das Nürnberger Gebiet und dieser Streit zog sich zum großen Schaden Nürnbergs fort, bis Kaiser Ferdinand I. 1558 den Frieden vermittelte. Auch im siebzehnten Jahrhundert ward diese

[1]) Der hochberühmten Charitas Pirkheimer, Äbtissin von St. Clara zu Nürnberg. Denkwürdigkeiten aus dem Reformationszeitalter. Herausgegeben von Constantin Höfler. Bd. IV der Quellensammlung der fränkischen Geschichte. Augsburg 1852.

[2]) Das Verzeichnis der neueren Literatur bei Binder, l. c. S. 213—215.

[3]) W. Menzel, Geschichte der Deutschen, V, 3, S. 69.

[4]) Binder, l. c. S. 211—212.

olitik festgehalten — im Inneren strenges Lutherthum, man duldete keine tholische Kirche, man ertheilte keinem Katholiken mehr Anstellung oder ürgerrecht; mit dem Kaiser und mit Bayern suchte man jedoch stets auf utem Fuß zu stehen. 1612 ward Kaiser Matthias glänzend empfangen; aiser Ferdinand II. wurde durch eine Gesandtschaft so sehr für die Stadt ewonnen, dass er der 1575 gegründeten hohen Schule zu Altdorf am . October 1622 alle Rechte einer Universität verlieh. In Nürnberg wurde axi milian von Bayern 1624 in das Kurfürsten-Collegium aufgenommen, 627 schenkte ihm die Stadt das berühmte Gemälde, die vier Apostel, und rhielt von ihm eine Copie dafür vom Münchener Maler Fischer. Durch ieſe Politik der Neutralität sank das Ansehen der Stadt und musste sie sich m dreißigjährigen Kriege bald von diesem, bald von jenem Feldherrn um chweres Geld Schonung erkaufen, bis der Schwede innigen Anschluss erwang, was Nürnberg viele Opfer kostete und der Umgegend unsäglichen Schaden verursachte. Eine pestartige Krankheit raffte 1634 in der Stadt 1.000 Menschen weg. Von den Wunden, welche der dreißigjährige Krieg einem Wohlstande schlug, hat sich Nürnberg nicht mehr erholt. Der ärgste Schaden aber war die durch denselben verursachte Abnahme der Kaisermacht: mit der Herrlichkeit des Kaiserthums sank auch die der Reichsstädte. —

Universität Altdorf.

Nürnberg im dreißigjährigen Kriege.

Nikodemus Frischlin. — Die satirische Poesie.

Von der berühmten Reichsstadt an der Pegnitz, auf die wir bei der Geschichte der deutschen Malerei wieder zurückkommen, wenden wir uns nach Tübingen zum Dichter und Philologen Frischlin. Dieser ist ein Mann von hoher Begabung und in seinem Leben bieten sich manche Züge zur Charakteristik seiner Zeit. Er war der Sohn eines protestantischen Pfarrers, geboren zu Balingen 1547. Seine Studien machte er zu Königsbronn, Bebenhausen und seit 1563 in Tübingen. Früh zeichnete er sich durch umfassendes Wissen, durch reiche Phantasie, durch Witz aus, aber er machte auch durch unbedachtsame Streiche von sich reden und ein verständiger Mann, der ihn genau beobachtete, sprach früh seine Befürchtung aus, „dass er sich verrenne und verlaufe".

Frischlin.

Der eigene Vater fand sich nicht in die Weise seines Sohnes: „Der Lecker lege sich zu weit in den Laden und werde einmal hinausfallen." [1]) Nach Vollendung seiner Studien wurde Frischlin Repetent und las als Stellvertreter des Professors über die Briefe des Horaz. Dann wurde ihm die Poetik übertragen mit einem Gehalte von sechzig Gulden! Die Gunst der Studierenden gewann der junge Professor schnell, 1568 auch eine Frau aus guter Familie, bald auch

Jugend.

Professor.

[1]) Strauß, l. c. S. 14—24.

Ruhm außerhalb Wirtembergs durch seine Paraphrasen alter Dichter und durch
Paraphrase. eigene Dichtungen. Die Paraphrase vertrat in jener Zeit die Übersetzung und den Commentar zugleich. Die Verse waren darin in lateinische Prosa umgesetzt, also in die Sprache, die allen geläufig war. Latein verstand jeder Gebildete und so war in der Paraphrase in der That der Dichter erklärt, so daſs er ihn verstehen konnte. Frischlins Paraphrasen wurden wegen der Gewandtheit des Ausdrucks und wegen der Alterthumskenntnis sehr geschätzt und öfters nachgedruckt, namentlich ist die „Paraphrase des Persius" sehr gerühmt, zumal die schroffe Kürze und der schwunghafte Gedankengang des Dichters der Deutlichkeit sehr widersteht. Auch Übersetzungen Aristophanischer Komödien fallen in diese Zeit, desgleichen die der Hymnen und Epigramme des Kallimachos.[1])

Dichtungen. Unter den eigenen Dichtungen gewann ihm namentlich eine, in welcher er das theologische Stift in Tübingen pries, dessen Zögling er gewesen war, Gunst bei dem wirtembergischen Clerus und ein schwungvoller Hymenäus auf die Vermählung der Erzherzogin Elisabeth, der Tochter Kaiser Maximilians II., mit König Karl IX. von Frankreich, hohes Lob.[2]) Der Dichter trug ihn in Speier dem Kaiser Maximilian II. selber vor. Frischlin war nun ein berühmter Mann geworden. Graf Friedrich von Wirtemberg zog ihn nicht selten zur Tafel und wurde Pathe seines zweiten Sohnes. Als Herzog Christophs Sohn Ludwig sich 1575 vermählte mit Dorothea Ursula, einer badischen Prinzessin, begrüßte Frischlin diese Hochzeit mit zwei zarten Elegien, schilderte in epischer Form die Hochzeitsfeierlichkeiten mit einer selbst von Gegnern angestaunten Gewandtheit und war zugleich als Dramatiker, Anordner
Gunst bei Hof. und Mitspieler dabei thätig und kam durch seine beifällig aufgenommenen Gaben beim Herzog in hohe Gnade und bei allen am Hofe in großes Ansehen. „Damals," sagt er, „fieng mir vom Hofe her die Sonne an zu scheinen." Der junge Herzog Ludwig hatte seine Freude an Komödien und da war Frischlin der rechte Mann für ihn; er hatte seine Freude an Wein und guter Unterhaltung dabei — und da war wieder Frischlin wie geschaffen für ihn. Der Herzog hatte genug gelernt, um die Bedeutung des Mannes zu begreifen, und Frischlin gab sich umsomehr Mühe, am Hofe in Gnaden zu sein, als er sich von seinen Collegen an der Universität mit Mißgunst behandelt sah. Sein Selbstgefühl stieg noch höher, als Kaiser Maximilian II. ihn 1576 in den Adelsstand erhob und 1582 Kaiser Rudolf II. ihm und seiner Familie alle Rechte von Reichsunmittelbaren verlieh, und die Würde eines Poeta laureatus mit Wappen und Gürtel. Seine „drei Panegyriken auf die österreichischen Kaiser" in drei Büchern, in epischem Versmaß, welche namentlich das Leben und Wirken Maximilians II. mit Liebe fließend und edel behandeln, gewannen ihm die Gunst Kaiser Rudolfs II. derart, daſs er ihn durch Diplom

[1]) Strauß, l. c. S. 37—38.

[2]) „Stipendium Tubingense" heißt das erste Gedicht, und das andere heißt: „Hymenaeus de nuptiis . . . Galliarum regis Caroli IX cum ei . . . Maximiliani II. filia . . . Elisabetha ex Nemetum urbe Spira in Franciam duceretur."

m 29. September 1577 „in Erwägung der ausbündigen Gelehrsamkeit Pfalzgraf.
d der herrlichen Dichtergabe und der besonderen Ergebenheit gegen Kaiser
d Reich", zum Pfalzgrafen erhob. Es war der Höhepunkt in Frischlins
ben.[1]) Neid erweckte es ihm genug.

Dazu kam der Gegensatz von Frischlins Art und Weise zu dem Charakter Crusius.
s einflussreichen Crusius.[2]) Martin Kraus (wie er eigentlich heißt) war ein
ner aus Grebern im Gebiete von Nürnberg, drei Meilen von Bamberg, hatte
Straßburg unter Johann Sturm seine Studien gemacht und war als
ofessor der griechischen und lateinischen Sprache nach Tübingen gekommen. Im
riechischen war Crusius besonders tüchtig, er hielt auch diese Sprache für vor-
glicher als die lateinische, und bekämpfte den in jener Zeit schon auftauchenden
danken, dass man die griechischen Classiker in der Schule durch die Lectüre von
echischen Kirchenvätern ersetzen solle; denn man lerne das Griechische besser aus
n alten Classikern als aus ihren christlichen Nachahmungen. Von reisenden
riechen hatte er das Neugriechische erlernt und literarische Verbindungen mit
m Patriarchen zu Constantinopel und andern vornehmen Griechen angeknüpft,
d in seiner „Turco-Graecia" die Geschichte der Griechen seit der Eroberung
nstantinopels geschildert. Crusius war dabei eifriger Lutheraner, und er und
r Kanzler Andreä trugen sich damals sogar mit dem Gedanken, die Hohe Pläne
iechische Kirche zum Lutherthum zu bekehren, und sandten die der Tü-
ugsburgische Confession und ein Handbuch der Dogmatik, ins Griechische über- binger.
t, nach Constantinopel. Crusius war mehr fleißig als talentvoll, sehr eitel,
d um seinen Einfluss auf die Tübinger und auf andere Universitäten sehr be-
rgt. In seiner Haltung war er übrigens würdig und „stets geneigt, sich selber
verehren".

Frischlin aber war gerade das Gegentheil: sein Benehmen frei, voll Lachen Frisch-
d Scherz, offen; er war ein Sanguiniker: schnell aufbrausend, aber schnell auch lins Cha-
ieder gut, in seiner Haltung sorglos; oft prahlerisch und dem Crusius, der rakter.
les mühsam erarbeitete, an Talent unendlich überlegen. Beide Naturen stießen
h ab. Crusius war der Lehrer Frischlins, der Schüler aber war unedel und
besonnen genug, sich über die Schriften, über die Ansichten des Lehrers da
d dort lustig zu machen. — Das hatte üble Folgen, zumal er sich in seiner
altung hin und wieder Blößen gab und mehr trank, als ihm gut war. So Fehler.
m es, dass Frischlin im Senate viele Gegner hatte, die seine Entschuldigung,
nem freien und freimüthigen Dichter müsse man auch eine gewisse Ungebunden-
it zugestehen, nicht gelten ließen. Frischlin wollte als Pfalzgraf einen Platz
ben dem Rector haben, während der Senat ihn nicht einmal zum ordentlichen
ofessor befördern wollte, trotz aller Fürsprache des Herzogs. Als sich Frischlin
rüber beschwerte, sagte ihm der Kanzler Andreä geradezu: „Ihr zieht die Andreä.
ofessoren in der Weinfeuchte, bei Mahlzeiten, durch und streicht Euch allein
raus; lasset fremden Mund Euch loben, und nicht den eigenen. Ihr redet
anches, was Ihr hinterher leugnet. Eure Sitten sind das Hindernis Eurer
eförderung. Auch in Euren Vorlesungen und Schriften stechet Ihr auf die Mit-
ieder des Collegiums. Euer Stolz und Lästermaul steht Euch im Weg; wäret

[1]) Strauß, l. c. S. 68—99.
[2]) Ibid. S. 53—56.

Ihr auch zehnmal gelehrter, so hättet Ihr doch Eure Lehrer ehren sollen." Diese Vorwürfe hatten guten Grund — und Frischlin wurde trotz seiner hervorragenden Begabung ein unglücklicher Mann, weil er sich nicht selbst zu beherrschen verstand.

Universität Freiburg.

Frischlin gab einmal seine Vorlesungen in Tübingen auf, als er Aussicht hatte, nach Freiburg im Breisgau an die Stelle Glareans zu kommen. Dort nahm man ihn auf einer Reise freundlich auf, stellte ihm vor, dass sein Gewissen und seine Religion nicht gefährdet würden, im nahen Basel könne er seine Werke drucken lassen. Die Anmuth der Gegend, die Wohlfeilheit gefiel ihm, er sagte zu, ließ sich sogar ein Draufgeld auszahlen, kam aber doch nicht, da seine Frau wollte nicht in einen papistischen Ort ziehen. Und dann sträubten sich die Kirchenräthe in Stuttgart dagegen, dass man ihn hinauslasse, weil er etwas draußen, wie poetische Genies es im Brauche haben, aus Unbedacht Spottgedichte schreiben könnte, woraus Unruhe und Beschwerung entstehen möchten; auch wäre sein Abgang ein Nachtheil für die hohe Schule. — Man verweigerte ihm den Urlaub, besserte ihm den Gehalt auf und Frischlin blieb über Mahnung des Herzogs, dass er auf Kosten des Landes erzogen worden sei.[2])

Streit mit dem Adel.

Ein Streit Frischlins mit dem Adel kann als Zeichen, was damals sagen für erlaubt oder nicht erlaubt galt, und als Beitrag zur Sittengeschichte betrachtet werden. Frischlin eröffnete 1578 seine Vorlesungen über die „Georgica Virgils mit einer Rede „über das Bauernleben"[3]) und machte dabei seinem Unmuthe über einen Adeligen, mit welchem er in Streit gerathen, in einem derben Ausfall gegen den Adel überhaupt Luft. Er preist den Ackerbau, der von Gott Schöpfer eingesetzt, die älteste von jenen Thätigkeiten sei, welche Gott für das menschliche Leben angeordnet habe, denn schon den Garten Eden solle der Mensch bauen. Die Patriarchen seien Landleute gewesen, die sich von Viehzucht ernährten; diejenigen dagegen, welche die ersten Burgen erbauten, seien gottlose und schlechte Menschen gewesen, wie Kain und Nimrod. Auch sei das Landleben von jeher die Lebensweise der besten und frömmsten Menschen gewesen. Man dürfe also den Landbau nicht für eine gemeine Beschäftigung halten, die sich nur für unfreie und ungebildete Menschen schicke; im Alterthum hätten sich ja die größten Staatsmänner in Mußestunden mit dem Landbaue beschäftigt. Darum sei der Stand des Landmannes kein knechtischer, sondern ein ursprünglicher und edler, allerdings harter, aber im Schweiße seines Angesichtes sein Brot zu essen, sei der Mensch von Gott bestimmt. Der Ackerbau sei die nothwendigste, nützlichste und gesündeste Beschäftigung. Zum Beweis dürfe man nur die Landmädchen mit den Stadtjungfrauen vergleichen. Darum seien die Landleute auch die frömmsten und redlichsten Menschen. Vergleiche man sie mit den Adeligen, so werde man das finden. Wo höre man greulichere Gotteslästerungen als bei den Adelspersonen? Wo sei größerer Übermuth im Umgang mit anderen? Wo mehr aufrührerische Reden über die Fürsten und den Kaiser? In etlichen Landschaften haben ja die Adeligen zusammengeschworen und einen Vertrag miteinander gemacht, dass keiner niedergehen oder aufstehen, oder die andern grüßen solle, außer in des Teufels Namen. Was solle man aber erst von dem Wüthen etlicher Leutfresser[4]) unter dem Adel gegen ihre Bauern sagen, da jeder schon einige unschuldige Bauern

Lob des Landbaues.

Adel der Bauern.

Tadel der Edelleute.

[1]) Strauß, l. c. S. 153—154.
[2]) Ibid. S. 57—60.
[3]) De vita rustica.
[4]) Centauri.

: schlechter Ursache willen, auf den Tod oder schon zu Tod geschlagen habe? Übermuth.
x habe je gehört, dass man einen solchen vor das Strafgericht gestellt oder
n Henker übergeben habe? „Wohlan, seiest du, wer du wolltest, wenn dir von
em solchen Bauernschinder eine Schmach widerfährt, nimm dir vor, solche zu
hen. — Gott weich von mir, wenn nicht die andern Bauernschinder alle wie
e Kette gegen dich zusammenhalten und wider dich Einzigen eine Meuterei, wie
r Zeiten Catilina zu Rom, anrichten werden. — Alle stimmen zusammen:
mt man einen, kennt man alle. Einer ist an der Übelthat schuldig, die andern
rtheidigen ihn alle. Die deutschen Fürsten und sonderlich der Kaiser, würden
n Menschengeschlecht eine besondere Gnade erweisen, wenn sie solche Unmenschen,
nmt ihren Pferden und Schlössern vertilgten, und wenn man sie auf einer Übel-
at ergriffe, ihnen keinen andern Genuss von ihrem Adel gestatteten, als dass sie
eselben, als höhere Personen auf ein höheres Rad legen ließen. Wozu ihre
offart andern gegenüber, die nicht rostige Bildnisse oder Wappen aufweisen oder
er Ahnen herzählen können? Sie verachten die gelehrtesten Leute, aufgeschwollen
m Wahne ihres Herkommens, wollen allenthalben am Brette sitzen und in allen
ingen den Vorzug haben; in Höfen und Kanzleien sollen wir ihrer Gnaden
oh sein und ihnen zu Füßen fallen. Unserem Stande geben sie Gutes unter die
ugen; heimlich, wo es ihnen zu gut wird, schüren sie die Brände; der Teufel
t jedoch der Brunn und Vater der Hoffart. Wer ist je treuloser gewesen als
e Hofleute? Wären die Bauern nicht treuer gewesen als der Adel, so wäre es
m das Haus Wirtemberg geschehen und wäre von diesem uralten Geschlecht
um ein Schatten mehr übrig; dies zeigt die Geschichte vom Schleglerkrieg.
Darum hat Graf Eberhard im Bart vor vielen Fürsten seiner Bauern
reue und Beständigkeit allen andern Schätzen vorgezogen."

Also Frischlin! Das hieß offenbar die Ehre eines ganzen Standes angreifen Frischlins
nd Frischlin hatte umsoweniger Grund dazu, als er sich ja unter die Edelleute Unrecht.
edrängt, mit ihnen gegessen und getrunken, oft ihre Gastfreundschaft genossen, von
men Gutes empfangen, Geld geliehen, hin und wieder einem seinen Stammbaum
usammengestellt hatte. Offenbar kam ihm dieses Bedenken selber bei der Frage,
ob alle miteinander eines Leders, eines Kopfes oder alle miteinander über
inen Leisten geschlagen seien?" und da antwortet er: „Es sei fern von mir,
ass ich also von ihnen allen urtheilen soll", denn er habe selber unter ihnen
liche kennen gelernt, welche Gott fürchten, die Frömmigkeit ehren, die Fürsten
or Augen haben, die Gerechtigkeit lieben, gelehrtere und geschicktere Leute, als
ie sind, in Ehren halten, sich nicht auf ihren Adel, sondern auf Zucht, Tugend
nd Verstand verlassen, und gegen Menschen geringeren Standes holdselig und
reundlich sich erzeigen, daheim ein züchtig, nüchtern, draußen ein ehrbares und
nsehnliches Leben führen. Solche, deren es aber wenige gebe, seien von ihm mit
ieser Rede nicht gemeint, wohl aber die Cyklopen und Scharrhanse, die edlen
Centauren und Unmenschen, die edlen Rottierer und Aufwiegler, über die einmal
in anderer Herkules kommen sollte, als Maximilian I. und seinesgleichen
waren, um sie auszurotten.[1])

Die Hofleute werden von unserem Dichter mit „schwitzenden, ausgestopften Hofadel.
Mastochsen" verglichen. Nirgends sei die Missgunst größer als an Herrenhöfen.
Jeder suche den andern, der ihm gleichkomme, durch List, Verleumdung und
Schmachreden, durch allerhand Trug um sein Glück zu bringen und in Ungnade

[1]) Strauß, l. c. S. 178—183.

zu stürzen; vermöge er das nicht, so stelle er ihm heimlich nach dem Leben. Namentlich gelte dieser Hass den Gelehrten. So sei Aratus vergiftet worden, so hätten die Schranzen am makedonischen Hof auf den Euripides ihre Hunde gehetzt, dass dieser herrliche Dichter von ihnen zerrissen wurde.

Die Rede wurde gedruckt, und ohne dass die Erlaubnis zum Verkaufe gegeben war, kamen Exemplare herum und auch in die Hände der Edelleute, und, wenn diese irgend Standesgefühl besaßen, so musste es zu harten Dingen kommen. Bald entstand „ein Gemürmel" unter dem Adel. Die Ritter des Schwarzwaldes versandten sie an die Ritterschaft von Schwaben. Tagsatzungen wurden in Bamberg und Bruchsal gehalten und bald waren alle Ritterschaften von Schwaben, Franken und dem Rheinstrom gegen den Redner in Erregung.

Zorn des Adels.

Frischlin hielt sich auf Reisen nicht mehr für sicher; er soll streckenweise seinen langen Bart, der ihn am kenntlichsten machte, in den Mund genommen haben. Als er von Heilbronn einmal Tübingen erreichte, dankte er Gott, dass er ihn vor „den Hofteufeln" behütet habe. Der verordnete Ausschuss der fünf Viertel im Lande zu Schwaben klagte wegen Schmähung beim Herzog. Frischlin schrieb eine Apologie: er habe nicht jemanden zur Schmach, aus Neid oder Hass geschrieben, sondern allein aus christlichem Eifer, aus Liebe zur Gerechtigkeit und guten Sitten und sonderlich zum warnenden Beispiel für seine Schüler. Der Adel habe kein Privilegium, dass man in den Kirchen und Schulen von der Edelleute Laster und Sünden nicht reden und schreiben dürfe; überdies habe er die Frommen und Ehrliebenden vom Adel ausgenommen. Man habe ein Bruchstück seiner Rede in einer ihm ungünstigen Übersetzung verbreitet. Wenn er in seiner Rede sage: „Nennst du einen, so nennst du alle", so heiße das nicht „alle Edelleute", sondern „alle von dieser verkommenen Art". Übrigens habe er sich in seinen übrigen Schriften nur als Freund des Adels bewiesen. Er unterscheide wohl den aufrichtigen, eifrigen, gottseligen Adel, der um der Ehre Gottes willen Leib und Leben in die Schanzen schlage, von jenen Adeligen, welche in der Religion „nur lau und kuhwarm" seien, welche „unserm Herrgott nicht ein Hölzlein spitzen", von den Schreiern und Schnarchern, die eher über die Leute herfallen, als ihnen einen christlichen Gruß sagen würden. Ein Seitenstück zu dieser Apologie sandte Frischlin an Kaiser und Reich. Er war sehr in Sorgen um seine Sicherheit, er musste den Vorwurf eines Lügenmannes oft hören und manche Drohungen: er hielt sich zu Haus und arbeitete umso fleißiger, nur vor den Schülern machte er hin und wieder seinem gepressten Herzen Luft gegen die „Cyklopen, gegen die ehr- und treulosen Schelme, die nach seinem Leib und Leben ständen".

Klage. Apologie.

Entschuldigung.

Ein Glück für Frischlin, dass der Herzog Ludwig von Wirtemberg ihm wohlwollte und ein feingebildeter Mann war, sowie dass in seiner Familie noch vom Schleglerkriege her bittere Erinnerungen gegen den Adel lebten. Die Sache gieng mit einer Rüge vor dem Senate ab.

Herzog Ludwig.

Der Kanzler Andreä hielt Frischlin Überschreitung seiner Befugnis vor, er habe sich in den Grenzen seines Amtes zu halten, nicht in fremde Dinge zu mischen, über Höfe und Adel zu richten. Die Mängel und Laster der verschie-

nen Stände zu tadeln, sei Sache der Propheten (Prediger), nicht der Rüge vor dem Senat.
oeten. Aber auch einen Propheten würde man nicht dulden, wenn er immer
mit Schelmen um sich werfen würde", wie er es thue. Er müsse deshalb rund-
eg bekennen, dass er übel gethan habe, dass ihm seine Rede missdeutet worden
i, dass er nicht den ganzen Stand, sondern nur einige Mitglieder habe tadeln
ollen, dass er übrigens, durch Privatsachen gereizt, etwas zu heftiger Worte
ch bedient habe. Ein Mitglied des Collegiums solle dann eine Rede zum Lob
s Adels halten, damit dieser sehe, dass die Universität an der Unbescheidenheit
nes Mannes keinen Gefallen finde, und damit er seine Söhne wieder an die
niversität sende; weigere sich Frischlin, so drohe ihm Dienstentlassung. Der
Dichter wollte nicht gerne bekennen, dass er in dieser Sache Unrecht habe. Er
ies auf Hutten hin, auf Sebastian Brandt, Thomas Murner, und unter den Entgegnung.
lten auf Horaz, Persius und Juvenal. Man dürfe die Meinung nicht auf-
ommen lassen, dass es den christlichen Poeten, Philosophen und Rednern, nicht
ustehe, über die Sitten zu richten, sondern nur den Predigern; das sei ja der
Poeten Amt, zu welchem sie von Gott berufen, und mit sonderlichem Geschick,
nit Reden und Schreiben, vor anderen geziert seien, dass sie in den süßesten
Weisen Gott und Gottes Freunde loben, den Teufel aber und seine Knechte mit
atirischer Bitterkeit verfolgen.

Nun kam noch die Klage der fränkischen Ritterschaft, welche sich auf Der Adel Frankens
die Reichsgesetze gegen Schmähschriften berief, wonach ein Lästerer an Leib
und Leben bestraft werden müsse; ebenso verlangte die rheinische und wetter- und am Rhein.
auische Ritterschaft Bestrafung des „verlogenen Schanddichters", welcher die
Stände verhetze. Die Klagen wurden zwar abgewiesen, aber Frischlin bekam
die derbste Mahnung, fürderhin „sein unbehäbes und unverschämtes Maul
zu halten" und nichts zu schreiben oder drucken zu lassen, ohne des Herzogs
oder Senates Genehmigung.

Damit war aber dem Adel nicht genug gethan. Des Herzogs Schwager, Ludwig von Hessen.
der Landgraf Ludwig von Hessen, wurde hinter den Fürsten geschickt,
dass er ihn abmahne, die Stühle auf den Tisch, oder den Bauern über den
Edelmann zu stellen, und „um eines Hofnarren willen", sich den ganzen Adel
auf den Hals zu hetzen. Er möge der Literaten Meister sein, und nicht diese des
Herzogs, und bedenken, wie durch solche Reden und Schreiben vor 60 Jahren
der „arme Konrad", der allgemeine Bauernaufruhr, entstanden sei. Zum Glück
für Frischlin war durch dieses Schreiben das zarte Ehrgefühl des Herzogs be-
leidigt und dieser wies die Einrede seines Schwagers schneidig zurück, desgleichen
die Gesammteingabe der drei Kreise Schwaben, Franken und Rheinstrom.

Die Ritterschaft schlug nun einen andern Weg ein — den literarischen.
Ein gewisser Wagner, der unleugbar dafür bezahlt war, wurde zu einer Wagner.
Gegenschrift gewonnen. Derselbe Wagner war ein Mitarbeiter der „Magde-
burger Centurien". Er war ein Mann von großem Sammelfleiß;[1]) ein
lebhaftes Interesse für Auffindung seltener Bücher und Urkunden, eine rege
Thätigkeit auf dem Gebiet historischer Forschung können ihm nicht abge-

[1]) Vergl. die gelehrte Arbeit von Dr. J. Wilh. Schulte. Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Magdeburger Centurien. Neisse 1877. S. 133—148.

sprochen werden, wohl aber zeigt sich bei ihm Mangel an Kritik und Befangenheit des Urtheils in der Auffassung vergangener Zeiten. Er war höchstens ein literarischer Handlanger, ein rühriger Marktschreier, der um Geld zu allem zu haben war. Es war gut, dass der Adel zuletzt auf den Gedanken kam, dem Buch ein Buch entgegenzusetzen, und mit historischen Gründen ungenaue Angaben zu widerlegen, aber nicht durch Misshandlung eines Schriftstellers mit Schlägen, Wunden und Ränken am Hof. Doch die Wahl des Vertheidigers war ein Missgriff.

Von des Adels Ankunft.

Wagners 1581 zu Magdeburg gedruckte Gegenschrift hat den Titel „Von des Adels Ankunft" und ist „den Edlen, Ehrenhaften und Gestrengen von der Ritterschaft und den Uralten vom Adel in Sachsen, Meißen, Thüringen, Franken, Schwaben und Hessen, meinen Großgünstigen Junkern" gewidmet. „Der Adel", heißt es in der Vorrede, „sei unvernemlich von Gott selbst eingesetzt. Der heilige Geist nenne sie Schilde der Erde, darum gebüre es sich von solcher geordneter Gewalt und Creatur Gottes ehrlich zu reden und dem Volke einzubilden, sie, als Statthalter Gottes, wie andere Obrigkeiten zu verehren und lieb und wert zu achten, nach dem Gebot Christi: gebt Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist." Darum habe er, der Schriftsteller Wagner, „in dieser letzten Grundsuppe der Welt, da alles sich zum Ende neigt und wir des letzten Gerichtes erwarten müssen", dem ritterlichen, adeligen Geschlecht zu Ehren einen kurzen einfältigen Bericht von des Adels Ankunft und warum der geordnet und wofür der zu achten sei, zu veröffentlichen, ebenso wie man sich vornehmen soll, „eines jeden Geschlechtes Altherkommen zu erforschen und herauszugeben, damit die vom Adel darin, wie in einem schönen Spiegel, sich besehen können und sich erinnern, warum sie Gott in solchen Stand geordnet und wie sie sich verhalten sollen, dass sie und ihre Nachkommen länger darin verbleiben, und dass sie sich fleißiger, als bisher geschehen, um ihre Geschichte bekümmern. — Es würden dadurch viele edle Thaten zum Nutzen der Nachwelt bekannt werden." — Da hätte also Frischlin mit seinem Angriff etwas Gutes bewirkt, nämlich die Erforschung der Geschichte des deutschen Adels, auf dem doch größtentheils die Geschichte des Mittelalters beruht! — Allein was Wagner vorbringt, ist sehr mangelhaft und beweist, dass der Verfasser in den Grundanschauungen über die deutsche Geschichte im Irrthum ist. Seine genealogischen Arbeiten wimmeln von Fehlern, von Hirngespinsten, und es ist begreiflich, dass es Frischlin leicht war, dem Manne Eines anzuhängen, seine Arbeit einen „Lügenwagen", einen „Lumpensack" zu nennen, und ihm „36 landkündige Lügen" nachzuweisen. Beide kommen überein in Derbheit der Polemik, in Grobheit und Geschmacklosigkeit. Strauß hebt mit Recht hervor: „Hatte Wagner unsern Poeten ein quäckend Fröschlein, einen unverschämten Gäckeler genannt, so heißt dieser jenen einen Wag-Narren, Wagenschmierer, einen großen Dilltapp, Bierenderlin, seinen Vorredner Sigfried Sack einen Sackpfeiffer und Säusack; in der lateinischen Rede aber heißt Wagner, wegen seines thörichten Vagierens Vaga-narrus, beide zusammen Asinus et saccus ejus." Im allerschönsten grobianischen Tone sind vollends die angehängten Reime abgefasst, wovon eine kurze Probe unter dem Text stehen möge.[1]) — Wie Wagner

Derbe Polemik.

[1]) Sie sind zwei lutherische Pfaffen — Affen.
Was macht sie also vermessen? — Essen.

on Frischlin, so sagt Frischlin von Wagner, er sei ein neuer Thomas Münzer, nd dass er nur einen neuen Edelmannskrieg gegen die Fürsten entzünden wolle. jeder erklärte den andern für würdig des Galgens und Rades.

Für Frischlin hatte die Schrift bittere Folgen. Der Herzog hatte den Streit beschwichtigen wollen, nun lebte er wieder neu auf; Frischlin hatte versprochen, ohne Erlaubnis des Herzogs nichts drucken zu lassen, und nun hat er es doch und brach damit den Bann. — Die erste Folge war eine neue Strafverhandlung vor dem Senat, bei der jedoch Frischlins Feinde mit ihren Klagen gegen ihn das Übergewicht gewannen: Hopfen und Malz seien an diesem gottlosen, stolzen, meineidigen und undankbaren Menschen verloren; der Adel sei so erbittert, dass er seine Söhne nicht mehr nach Tübingen schicken wolle. Frischlin musste Urfehde schwören, sich alles Schreibens gegen den Adel zu enthalten und keine Schriften mehr öffentlich oder heimlich zu jemands Unglimpf herauszugeben. Bruch mit dem Herzog.

Nach solchen Vorgängen konnte dem unruhigen Gelehrten ein Ruf als Schulrector nach Laibach nur erwünscht sein. In Krain hatten nämlich die protestantischen Edelleute ein Gymnasium errichtet, wie die Protestanten in Graz. Ruf nach Laibach.

Von seinem Herzog, der ihm immer Wohlwollen bewies, verabschiedete sich Frischlin brieflich, als von „seinem höchsten Patron und liebsten Schatz auf Erden". In der That bewies dieser Herr auch eine große Güte gegen den unbändigen Mann und hatte in Rücksicht auf dessen seltenes Talent und beharrlichen Fleiß, sowie seine literarischen Leistungen, Nachsicht mit seinen Fehlern, mit seiner Verleumdungswuth gegen die Mitprofessoren. Die Stände von Krain hatten beim Herzog um Frischlin angefragt, und dieser sein Wissen und sein Talent in der Antwort hervorgehoben, aber auch vorsorglich bemerkt: Frischlin sei ein Poet, ein Genie, und solche Leute seien bisweilen „etwas frisch" und verständen sich nicht zu beherrschen: die Verordneten möchten deshalb auf ihn, als einen jungen Mann, umsomehr acht haben und ihn zu geziemender Mäßigung anleiten, namentlich ihm bedeuten, dass er in Reden und Schreiben alles Spottes und alles Schmähens sich enthalte. Auch Frischlin sagte einem Freund im Vertrauen beim Abschied: „Mein stolzer Kopf und übelredend Maul bringen mich hinweg von hier." — Er schied von Tübingen mit den besten Vorsätzen, dem Herzog und dem Evangelium und der Universität Tübingen in der Fremde Ehre zu machen. Herzog Ludwig.

In Laibach ließ sich anfangs alles gut an. Schon in Graz machte man ihm auf der Durchreise lockende Anerbietungen. In Laibach bezog Frischlin 450 Gulden — für jene Zeit viel —, hatte eigene Wohnung, welche die Verordneten noch mit Hausrath versahen; dazu kamen noch tägliche Wildbretsendungen und andere Geschenke vom Adel. Gerade die Edelleute nahmen sich Frischlins sehr an, schickten ihre Söhne in seine Schule, die rasch emporkam, so dass für die „vielen jungen Setzlinge es an Raum fehlte". Der Dichter rühmt auch in einem Schreiben an den Herzog den Adel Krains, wie er bescheiden sei, nüchtern und verständig, sowie es selten vorkäme, dass einer nicht drei bis vier Sprachen verstehe und mehrere Feldzüge gegen Frischlin in Laibach.

Krains Adel. die Türken mitgemacht habe. Als von der Ritterschaft der drei Kreise von Schwaben, Franken und Rheinstrom, sammt Wetterau, die Mahnung nach Laibach kam, die Krainer möchten den Mann, der den Adel so und so geschmäht, nicht allein aus dem Lande schaffen, sondern auch der Gebür nach mit Ernst behandeln, sonst müsse man sich an den Kaiser wenden, antworteten die Krainer der klagenden Ritterschaft: sie fänden in der angeschuldigten Rede keine Schmähung, sondern hielten dafür, dass die in derselben vorgetragene Meinung, in ihrem rechten und überflüssig erläuterten Verstand billig und zu loben sei: an Frischlin hätten sie, so lange dieser in ihren Diensten stehe, solche Ehrbarkeit, Bescheidenheit und vortreffliche Geschicklichkeit vermerkt, dass sie nicht allein damit wohl zufrieden und überzeugt seien, seine Wirksamkeit werde der Schule und Kirche, sowie der zarten adeligen Jugend zum Nutzen gereichen. — Man sieht übrigens, wie damals unter dem gesammten deutschen Adel des Reiches das Gefühl obwaltete, man müsse zusammenhalten. Um ihrer Sache sicher zu sein, fragten die Krainer vorher noch beim Herzog von Wirtemberg an. Dieser antwortete zu Gunsten Frischlins: er sei nicht, wie seine Gegner vorgeben, außer Landes verstoßen, sondern bloß auf das bewusste, emsige, hochfleißige Anhalten und Bitten der Verordneten von Krain, ihnen zu Gunsten und Gnaden, der Schule in Laibach zu Nutzen, sei er entlassen worden; an der hohen Schule zu Tübingen habe man ihn wohl brauchen können. Gerne habe der Herzog vernommen, dass Frischlin im neuen Dienst fleißig und den Ständen annehmlich sei; und er versehe sich auch, dass derselbe seine von Gott empfangenen Talente zu dessen Ehren verwende und zu Zucht und Ehrbarkeit die Jugend erziehe. Man sieht, der Herzog hatte Freude, dass sein Landeskind in der Fremde sich auszeichnete.

Neue Reibung. Aber lange konnte Frischlin seinen Hass gegen die Feinde in Tübingen nicht beherrschen. Es gab bald Gelegenheit, ihnen eines zu versetzen, und er war nicht der Mann danach, den Anlass nicht zu benutzen. In Graz hatte er von einem Briefe seines Gegners Crusius, an einen Notar Finkeltaus, zu seinen Ungunsten gehört — und nun redete er sich sein gegebenes Versprechen, nichts gegen die Tübinger zu schreiben, also aus: „Ich habe zwar mein Wort gegeben und werde es halten, dass ich sämmtliche Tübinger Professoren lieben und ehren und Gutes von ihnen denken und reden wolle — aber nur unter der Bedingung, dass sie von mir recht denken und reden und meine Ehre nach Kräften in Schutz nehmen, denn das erfordert die Billigkeit, gebieten die Gesetze, erheischt meine Würde; wenn also einer in Reden oder Schriften meine Ehre antastet, so halte ich ihn nicht für einen Doctor, noch für einen Professor oder Biedermann, sondern für einen Feind, und werde gegen ihn schreiben."

Frischlin machte 1583 eine Ferienreise nach Venedig und Verona, und lernte zu dieser Zeit erst das Werk des Julius Cäsar Scaliger „De causis linguae latinae" kennen und las es wieder und wieder, vom Schatz der darin enthaltenen Gelehrsamkeit entzückt. Scaliger und Frischlin hatten in Umfang des Wissens, in Reichthum der Phantasie, in keckem Selbstvertrauen, in Unbändigkeit des Charakters vieles miteinander gemein. In Scaliger bewunderte Frischlin eigentlich sein eigenes Wesen und äußerte sich auch, seit Aristoteles sei kaum ein größerer Gelehrter aufgestanden. Mit den lateinischen Grammatiken lag es damals im Argen, auch die von Melanchthon, obschon er der Lehrer Germaniens hieß, hatte ihre großen Gebrechen. Frischlin arbeitete deshalb ungemein rasch an einem Buch, in welchem er das tadelte, was in den bisherigen Grammatiken dem lateinischen Sprachgebrauch widerstritt — und daraus entstand der „Gramma-

Gram-matik.

Scaliger

ische Striegel",[1]) — und an einer Zusammenstellung der wahren Regeln der lateinischen Sprache, wie sie sich durch Beispiele aus den Classikern erweisen lassen.[2]) Im „Grammatischen Striegel" sind eine Menge grammatischer Bemerkungen in guter Fassung und lichtvoller Darstellung. Es zeigt sich darin „reiche Belesenheit in den alten Schriftstellern, gesunder Sinn für das Natürliche und Ursprüngliche, selbständiges, von keiner Autorität befangenes Urtheil und ein logischer, architektonischer Kopf",[3]) überall fordert er für eine Regel den Beweis aus dem Sprachgebrauch der besten Schriftsteller. Aber es zeigt sich auch eine wahre Schadenfreude an den Fehlern des früheren Lehrers und späteren Amtsgenossen Crusius. Ihn meint er, wenn er von Grammatikern spricht, die „schläfriger seien als Ratten, dann wieder am unrechten Ort geschwätziger als Frösche"; wenn er von Schultyrannen schreibt, die ihre Irrthümer den armen Knaben einbläuen, welche dann später genug zu thun haben, dieselben wieder loszubekommen. Damit man ja nicht vergesse, dass Crusius gemeint sei, ist sein Name auf einer spätern Ausgabe des „Striegels" geradezu genannt.[4]) Crusius, der viel auf seinen guten Ruf als Gelehrter hielt, fasste darob einen unversöhnlichen Hass. Beide Bücher wurden 1583 in Venedig gedruckt, wo Frischlin sechs Wochen blieb.

Der grammatische Striegel

gegen Crusius.

Ihr Erscheinen schadete ihm aber in Laibach; man klagte über Herabsetzung der bisherigen Lehrbücher; er scheint auch länger ausgeblieben zu sein, als gestattet war, und erhielt einen Verweis auf seine Antwort, er müsse am besten wissen, was der Jugend fromme. Als er in der Hitze seine Entlassung anbot, da nahm man sie an.

Fort von Laibach.

Nach anderen Nachrichten hätte er durch Trinken, durch kecke Späße gegen Vornehmere seine Entlassung verschuldet. Frischlin schiebt die Schuld, warum er fortgieng, auf seine Frau und Kinder, welche immer unbass gewesen, und sich weder an die Luft, noch an das Wasser, noch an die windische Sprache hätten gewöhnen können und Heimweh bekommen hätten. Die Stände priesen im Abschied seine seltene Gelehrsamkeit, bemerkten aber, dass sie ihn dem göttlichen Schutz und Segen empfehlen und wünschen, dass sie einst im Himmel sich selig wiederfinden mögen, da sie sich auf Erden trennen müssten. Mit andern Worten: man suchte beiderseits gut voneinander loszukommen; er, um durch ein gutes Zeugnis bei seinem Herzog sich wieder anmelden zu können, und die Verordneten, weil sie sein böses Maul und seine spitzige Feder fürchteten. Dass Frischlin nur ungern aus Österreich schied, sieht man daraus, dass er noch in Graz und in Ungarn eine Anstellung suchte — aber vergebens.

Zunächst dachte der unbändige Mann wieder an Tübingen, wo er Ende August 1584 allen unerwartet erschien und wenigen willkommen; sagte ihm doch einer gerade heraus: es wäre ihm lieber, ihn nicht mehr zu sehen. Um wieder angestellt zu werden, ließ Frischlin seine Dramen in Straßburg drucken und seinen

Wieder in Tübingen.

---

[1]) Frischlini Strigilis Grammatica poetae et oratoris laureati, Com. Pal. Caes. Venet. 1584.

[2]) Nicod. Frischlini Quaestionum grammaticarum libri VIII, ex probatissimis auctoribus collecti. Venet. 1584, oder Grammatica latina compendiose scripta.

[3]) Strauß, l. c. S. 255—281.

[4]) Adversus Martinum quendam Crusium Professorem Tubinganum 1587.

„Striegel“. Mit Widmungen seiner einzelnen Komödien an verschiedene Städte oder Fürsten, bekam er etwas Geld. Damals zahlte nämlich selten ein Buchdrucker Honorar; der Verfasser musste froh sein, wenn er einige Freiexemplare bekam. Überallhin sandte er Exemplare und Bitten um eine Anstellung — vergebens! So blieb ihm nichts übrig, als sich nochmals an seinen guten Herzog Ludwig zu wenden, der wirklich auch Schritte that, um ihn wieder an die Universität zu bringen. Zunächst wurde Frischlin als außerordentlicher Professor wieder angestellt, aber mit dem Bedeuten, sich fürderhin bescheidener zu erzeigen, nicht Spottschriften drucken zu lassen: sollte er sein altes Wesen wieder annehmen und Unruhe daraus erfolgen, so würde sich der Herzog seiner entschlagen. Die Professoren wollten nichts von dem unruhigen Menschen wissen, der von jedermann übel rede, und seine Amtsgenossen, auch wenn er sie nicht mit dem Namen benenne, so deutlich beschreibe, dass, wer sie kenne, wohl verstehe, wen er meine. Der Herzog wollte keinen Gewaltstreich thun, die Universität aber widerstand mit Zähigkeit einer definitiven Wiederanstellung.

Honorar.

Frischlins einzige Stütze blieb jetzt der Herzog, umso eifriger war er, ihm zu dienen. 1583 war Dorothea Ursula gestorben und auf Ermunterung der Stände schritt der Herzog zu einer zweiten Ehe mit Ursula, der Tochter des Pfalzgrafen von Lützelstein. Da dichtete Frischlin ein „Epithalamion“ und ward sein „Wiedererstandener Julius“ aufgeführt. Bei diesem Feste fühlte sich aber der Adel als Stand und Frischlin wurde ausgeboten, als er sich in der Ritterstube zum Nachtessen setzte; er musste mit den Silberkämmerlingen speisen. Für seine Beschreibung der Hochzeit erhielt er eine Besoldung von 100 Gulden, 50 Scheffel Getreide und 8 Eimer Wein, doch „auf jeder Zeit wieder Abkünden“, d. h. auf Wohlverhalten hin. Als bald darauf der Herzog im Nagolder Forst einen Bären fieng, verherrlichte Frischlin diese That in schönen Hexametern. Um den Groll des Adels zu beschwichtigen, ließ der Dichter eine Entschuldigung an den Adel deutscher Nation drucken, wie er in seiner Rede über das Landleben ihn weder zu schmähen, noch zu verkleinern getrachtet habe: „Obschon alle Menschen, Edel und Unedel, die angeborene Sünde mit auf die Welt bringen, so dürfe man doch nicht leugnen, dass in den adeligen Geschlechtern viele herrliche Tugenden der Nachkommen fortgepflanzt werden“.[1]) — Es war jedoch alles vergeblich und die Losung ergieng: „Wer mit Frischlin esse und trinke, sei kein Redlicher vom Adel.“

Neue Hochzeitsgedichte.

Groll des Adels.

Auch in Tübingen nahm seine Frage eine üble Wendung. Seine Grammatik, die er im Namen des Herzogs gedruckt und in den Schulen eingeführt zu sehen wünschte, ward ihm zurückgestellt: er könne sie auf seine Kosten drucken lassen, seine Neuerungen würden die lernende Jugend nur verwirren. Mit Grund schrieb er diese Abweisung dem Einfluss des Crusius zu, welchem er dafür in einer Streitschrift die Worte zuwarf: „Du bist eifersüchtig, da Du Deiner alten, unförmlich dicken und häßlichen Tochter, nämlich Deiner Grammatik, in

Grammatik.

Crusius.

[1]) Strauß, l. c. S. 301—311.

der ganzen Welt Anstände suchst und fürchtest, meine hübschere Tochter, noch jung, frisch und saftig, möchte Deiner ranzigen und schimmligen Vettel von Freiern vorgezogen werden." — Auch gegen den Druck eines Bandes Elegien auf Kosten des Herzogs, und anderer Werke Frischlins, die er in fünf Bänden herauszugeben gedachte, machten die Censoren Anstände. Die Fürsprache des Herzogs, dass der Dichter an der Universität angestellt werde, wurde vom Senate wiederum abgelehnt: „Wenn der Herzog den Mann durchaus angestellt haben wolle, so möge er ihn zum Rector in Stuttgart machen." Der Landesfürst ließ bemerken, „dass solches aus einem tiefgefassten Neid fließe". Elegien.

Die Gegner wollten aber den unruhigen Spottvogel ein für allemal vom Hals haben und rührten eine alte schmutzige Geschichte auf, einen Ehebruch Frischlins, worauf in jener Zeit, im zweiten Falle, Todesstrafe stand, im ersten Falle Gefängnis mit Kirchenstrafe. Der Herzog bewies kirchlichen Eifer gegen die in seinem Jahrhundert so stark gewordene Erschlaffung und Verwilderung der Sitten — und jetzt gieng dem Dichter die Gnade seines Fürsten für immer verloren. Den Rest gab ihm eine Elegie, nach welcher er wegen eines verjährten Jugendvergehens von Tübingen Abschied nehmen müsse, obschon er nicht dieses und jenes gethan habe, und dabei zählte er alles witzig und bissig auf, was die böse Welt seinen Gegnern nachredete. Das Gedicht „platzte in Tübingen wie ein Mordschlag". Die Universität klagte sogleich beim Herzog, dass Frischlin nicht bloß dies Schmähgedicht allhin versendet, sondern auch den Studenten mündlich erklärt habe, welche Personen mit den einzelnen Versen gemeint seien; seine eigene Hausfrau habe Exemplare verkauft. Ehebruchsklage.

In Stuttgart war man sehr entrüstet; Frischlin wurde vorgeladen, war aber schon nach Frankfurt abgereist. Man gab ihn jetzt auf: er sei „ein verlorener Mann"; man war in Sorge: bleibe er im Auslande, so werde man keine Ruhe vor ihm haben; ins Land werde er aber nicht mehr kommen, wenn man ihm keine Straflosigkeit verspreche, denn das gehe nicht an. Er sei ein unruhiger Kopf, der vielleicht von der lutherischen Religion abtrete und sich zum Trutz zu den Papisten oder Calvinisten schlagen könne; das Beste wäre, wenn man ihn zur Hand brächte, eine Zeitlang einsperrte und unsichtbar mache, bis er sich demüthig eines andern bedenke; man werde ihn aber wohl am besten bekommen, wenn man ihm den Gehalt sperre. Frischlin flieht. Vorgeladen.

Solches geschah: Frischlin kam wieder nach Tübingen. Dies fand man in Stuttgart frech und es wurde ihm Hausarrest bis zum Austrag der Sache angesagt. Der Dichter aber hielt sich nicht an den Arrest, sondern verließ in der Nacht das Haus und zog mit Studenten herum. Nun wurde ihm mitgetheilt: entweder müsse er sich dem strengen Rechtsgang unterwerfen oder eine Verschreibung von sich geben, dass er das Herzogthum gänzlich räumen, dabei aber weder den Herzog, noch seine Unterthanen, oder die Universitätsverwandten in Tübingen, weder mündlich noch schriftlich, weder heimlich noch öffentlich, noch auch die Anhänger der Augsburgischen Confession angreifen wolle. Sollte er aber sein Wort brechen, so stehe es dem Herzog zu, ihn, wohin er wolle, vorzufordern und gegen ihn als einen Meineidigen, brief- und siegelbrüchigen Mann zu verfahren, oder, wenn er nicht erschiene, ihn Kehrt wieder. Hausarrest. Urfehde.

öffentlich zu verrufen, oder andere rechtmäßige Mittel gegen ihn zu gebrauchen; wovon ihn keine Freiheit, Gnad und geistlich oder bürgerlich Recht, das er von Fürsten, Städten oder Kaisern und so fort erlangen möchte, auch nicht die Einrede, als wäre er zu diesem Gelöbnis gezwungen worden, schützen solle.[1]

Frischlin unterschrieb und besiegelte 7. Juli 1586 alles. Als aber am 11. Juli des Crusius Gegenschrift, der „Antistrigilis", verkauft wurde, drohte er mit einem neuen Angriff auf seinen Gegner — so dass ihm nachträglich noch alles Schreiben gegen Crusius verwehrt wurde. Im Zorne darüber drohte Frischlin, er werde seine Muse zum Hause Österreich hinüberführen, er werde es noch erleben, dass im Stifte Jesuiten seien — und verließ Tübingen und Wirtemberg.

Frischlin in Speier,

Zunächst begab sich der Verbannte nach Speier, dessen gelehrter Bischof, Eberhard von Dinheim, seine dichterischen Arbeiten immer gerne gelesen hatte — er ward wohlwollend aufgenommen und mit einem Geschenke von dreißig Gulden unterstützt.

in Frankfurt.

In Frankfurt, wo seine Übersetzung des Aristophanes gedruckt wurde, erhielt Frischlin von Kaiser Rudolf II. das Privilegium gegen Nachdruck, welches später für ihn und seine Erben auch auf seine übrigen Werke ausgedehnt wurde. Dort erschien auch sein „Nomenclator trilinguis" im Druck — eine Art Lexikon, nur nicht alphabetisch, sondern nach der Sachordnung eingerichtet, in griechischer, lateinischer und deutscher Sprache.

Neue Streitschriften.

Dort ließ er neue Streitschriften gegen seine Feinde in Gesprächsform, erscheinen, die witzig, gelehrt, aber auch voll Persönlichkeiten waren, im derben Ton jener Zeit. So heißt es von Crusius: er verstehe von Philosophie weniger, als ein geschlachtetes Schwein: wenn dem Adam im Paradiese Martin Crusius vorgeführt worden wäre, so würde

Derber Ton.

er zu diesem gesagt haben: „Du bist ein Esel und sollst auf lateinisch Asinomartinus, auf griechisch Onokrusios heißen".[2] Er nennt seinen Gegner einen vergesslichen, verschimmelten Alten, einen Steinblock mit grauen Haaren und mit Moos bedeckt; er ist ihm ein meineidiger Schurke, ein lebendiges Bild des Neides, eine Cloake des Satans; er laufe durch die Straßen wie die Schuster, wenn sie auf den Markt eilen. Zwei seiner Dialogen widmete Frischlin dem Joiei Scaliger, einen dem Justus Lipsius, welcher in der Antwort den Crusius mit dem Troilus, den Frischlin mit dem Achilles verglich, aber auch ihm bemerkt, durch Hitze und Maßlosigkeit könnte er seiner Sache schaden. — Crusius unter-

Crusius' Antwort.

ließ es nicht, in derber Weise zu antworten: es sei keine Classe von Menschen, die Frischlin nicht schon geschmäht und verkleinert habe. Wer werde einen Professor anstellen wollen, der ein neuer Catilina und Clodius sei, der sich gegen seinen Lehrer des greulichsten Vatermordes schuldig gemacht, der gegen alle wie ein wüthender Hund sich geberde; der, wo er hinkomme, für sich den Fluch des Herrn, für andere aber Feuer und Schwert mit sich bringe. Jedermann werde sich vor der Berührung eines solchen, wie vor der eines Verpesteten inacht nehmen. In ähnlicher Weise schrieb Crusius Privatbriefe, um für Frischlin jede Anstellung unmöglich zu machen. Dieser aber zeigte sich gleich unermüdlich in der Feindseligkeit: in einer neuen Streitschrift[3] stellte er ein Rennen oder ein Scharmützel[4] dar mit gestriegelten Pferden, wozu es jetzt Zeit sei, nachdem die alten

---

[1] Strauß, l. c. S. 368.
[2] Ibid. S. 373—389.
[3] Zelotismus grammaticus, 1588.
[4] Poppysmus grammaticus.

Türkengäule, das heißt die schlechten Grammatiker, gehörig gestriegelt und die Antistrigilatoren hinausgeschnalzt wären. Man sieht, beide gaben sich Blößen und der Ton der Zeit, in welchem dieser Streit gehalten, ist mehr als roh.

Bruch des Eides.

Übrigens hatte Frischlin sein Versprechen gebrochen — und besaß noch die Keckheit, dem Herzog Ludwig eine Streitschrift zu widmen; jedoch Crusius erwangelte nicht, diesen Bruch des gegebenen Wortes vorzuhalten und ihn zu fragen, ob er noch länger dulden wolle, daſs seine getreuesten Professoren an den Haaren gezogen und mit Füßen getreten werden von einem schlechten und meineidigen Menschen? Am Hof war man verletzt; selbst ein früherer Freund bemerkte: Frischlin sei unheilbar; der Mensch erbarme einen, aber seinen Übelthaten müsse man auch gram sein. Man könnte der Schärfe nach mit ihm verfahren, da er der Verschreibung stracks zuwider gethan. Es sei aber alles vergebens, wie man es mit diesem Manne anfange. Am besten wäre es, man würde ihm noch einmal drohen. Als Antwort auf die Widmung ergieng also von Seite des Herzogs ein Verweis. Von Frischlin kam trotzige Gegenantwort aus Prag:

Frischlin in Prag.

es sei niemand verpflichtet, öffentliche Beleidigungen einzustecken; übrigens habe er nicht im Sinn, weitere Streitschriften in dieser Frage herauszugeben. Zwei kaiserliche Leibärzte hätten ihm den Auftrag gegeben, die acht Bücher des Aristoteles über die Naturgeschichte zu übersetzen. Der Kaiser habe ihn in seinen Schutz und großmüthigen Sold genommen; der Heimat sage er für immer Lebewohl. Dem Kaiser, diesem höchsten Patron, habe er sich verpflichtet, für ihn sei er bereit, Blut und Leben zu vergießen: „Es lebe der Kaiser, es lebe das Haus Österreich!“ Matthias möge England und Erzherzog Ernst möge Polen davon tragen! Kein Gesandter komme aus irgend einem Lande nach Prag, der ihn nicht zu Gast lade. — Er unterzeichnete sich als böhmischer Historicus und Bibliothekar.

Hohe Freunde.

Frischlin hatte wirklich vornehme Freunde, und stolz auf den Schutz derselben, beschwerte er sich sogar über die harte Behandlung seiner Frau durch die Beamten des Herzogs, und schrieb nach Tübingen: es sei noch nicht aller Tage Abend und es könne schon noch kommen, daſs ein Österreicher als Herr im Wirtemberger Land regiere.[1]) Das waren unvorsichtige Worte. Es hieß dem Herzog trotzbieten, der doch immer wohlwollend gegen ihn gewesen war. Seine Gegner in Wirtemberg trösteten sich mit der Zeit: „Frischlin werde in Prag bald ausgekocht haben“, und ihre Rechnung erwies sich als nur zu richtig. Seines Bleibens war nirgends lang; bald hieß es, er sei in Prag in Ungnade gefallen.

In Wittenberg.

Auf einmal zeigte sich Frischlin in Wittenberg, wo er Absicht auf einen rhetorischen Lehrstuhl hatte; vor einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Edelleuten und Universitätsangehörigen hielt er einen öffentlichen Vortrag über rhetorische Übungen, welcher sehr gefiel. Am 11. Februar 1588, dem zweiten Jahrestage vom Tode des Kurfürsten August, las er ein episches Gedicht über die fünf letzten Herzoge und Kurfürsten vor, welches zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehört.[2]) Von da schickte er seine neuen Streitschriften mit trotzigen

[1]) Strauß, l. c. S. 405—406.
[2]) Ibid. S. 409—413.

Worten an den Herzog und die Räthe nach Stuttgart. Der Herzog meinte darüber: „Der Pfalzgraf hat ihn verdorben.“ — Doch auch in Wittenberg war Frischlins
Leyser. Bleiben nicht lange. Ein Jugenfreund von ihm, Leyser, wurde Superintendent in Braunschweig und verschaffte ihm eine Anstellung als Rector eines neuen
In Braunschweig. Gymnasiums in dieser Stadt; auch suchte er ihn mit den Tübingern wieder auszusöhnen und mahnte ihn, seinen Zorn und seine Leidenschaft zu bezwingen: „Wer hat Nutzen davon, wenn du aus deiner Heimat verbannt, unstet und flüchtig umherstreichst, da du daheim in Ruhe, Muße und Ehre, bei Weib und Kindern leben kannst?“ [1]) Einstweilen eröffnete Frischlin im März 1588 seine Schule mit einer Rede, die viel Gutes, aber auch viel Eigenliebe enthält. Er behandelte den Stufengang des Schulunterrichtes, verlangte gute Schulbücher, mit wenigen, aber richtigen Regeln und vielen Beispielen, wie seine Bücher seien, denen der Kaiser selber einen Freibrief ertheilt habe. Der Kargheit protestantischer Fürsten und Städte für die Schulen wurde die Freigebigkeit der Katholiken gegenübergestellt; es sei Mangel an Lehrern bei den Protestanten und es herrsche Abneigung gegen diesen Beruf, weil diese Lehrer, wenn sie heimkämen, nachdem sie den ganzen Tag im Gestank und Lärm der Knaben halb schwindsüchtig und taub geworden seien, das Brot des Jammers essen, und das Wasser der Bekümmernis trinken müssten. Der Zerrissenheit und Planlosigkeit der Protestanten gegenüber wird das harmonische Zusammenwirken, werden die großartigen Leistungen der Jesuiten in ihren Schulen hervorgehoben. — Diese Rede gefiel. [2])

Frischlin wurde es aber doch nie behaglich in Braunschweig, weil ihm „Luft, Wasser und Bier sehr zuwider und das Schulgeld zu gering wäre.“ Auch mischte er sich unbesonnen in einen Streit der Prediger. Schließlich äußerte er über den braunschweigischen Rath: „Er bestehe der Mehrzahl nach aus ungelehrten Männern, die über seine und anderer Schriften weniger Urtheil hätten, als geschlachtete Schweine, erwürgte Hunde oder abgehäutete Esel.“ Dafür nahmen ihm die Braunschweiger bei seinem Abzug den größten Theil seiner Habseligkeiten in Beschlag. — Er that Schritte, um sich mit seinen Gegnern in Tübingen zu vertragen, aber Crusius blieb unversöhnlich. So saß denn Frischlin wieder auf
Bei Herzog Julius. dem Zweig. Ein Besuch in Helmstädt beim Herzog Julius von Braunschweig hatte keine Anstellung, sondern nur ein Geschenk von 50 Thalern zur Folge.
In Speier. In Speier erhielt er vom Bischof gütige Pflege — und ein namhaftes Geldgeschenk. Seine Klage beim Reichskammergerichte in Speier gegen die Braunschweiger hatte jedoch nicht den gewünschten Erfolg. An der Universität Mar-
Letzte Reisen burg vermochte er nicht anzukommen. In Frankfurt sah man ihn 1589 bei der Herbstmesse „grau und mittellos, aber noch immer trutzig, toll und voll“. — Versuche um Wiederaufnahme in Wirtemberg wurden dahin beantwortet, er müsse seines vorigen Wesens sich gänzlich entschlagen, sonst werde man mit strenger Strafe gegen ihn verfahren; wenn er das wolle, so möge er sich in Stuttgart bei der Kanzlei melden.

und Streitschriften. Jedoch neue Streitschriften erschienen, und da kam man in Stuttgart auf den Gedanken, einen Gewaltboten des Herzogs abzusenden, um den rasenden Poeten niederzuwerfen und handfest zu machen. Amtsschreiben ergiengen an die Regierung, wo Frischlin sich aufhielt, ihn ausfolgen zu lassen; es

[1]) Strauß, l. c. S. 420.
[2]) Ibid. S. 420—426.

olle ohne rechtliches Erkenntnis nichts gegen ihn vorgenommen werden. Der Intervogt von Vaihingen wurde mit einigen Knechten an den Rhein geschickt, m Frischlin wohlverwahrt, in höchster Stille, so viel wie möglich bei Nacht nd wie es sich am füglichsten schicke, nach Stuttgart zu bringen, auf sein Bitten und Rechtanrufen nicht zu hören und ihn behutsam zu behandeln, amit er ihnen nicht entgehe. In Mainz ward denn der Dichter festgenommen, Frischlin in Haft. uerst in den Eisenthurm auf den Rhein gebracht, dann nach Stuttgart, von ier nach dem Schloss Wirtemberg und von da nach Hohenurach geführt, wo er anfangs in harter Haft gehalten wurde. Noch immer grollte der Adel „dem Schmach- und Schanddichter". Keine Abbitte Frischlins wollte etwas frommen; diejenigen, welche über ihn zu entscheiden hatten, fanden immer, seine Besserung sei noch nicht gründlich, seine Reue noch nicht tief genug. Als man ihm Papier und Feder gab, so erwachte, trotz seiner Krankheit, Sorgen, seines Jammers, der Arbeitstrieb des Mannes wieder, und er schrieb nebst zahllosen Briefen und Bittschriften zwei deutsche Komödien und ein lateinisches Epos, die „Hebräis", in fünf Büchern, von denen jedes ungefähr Letzte Dichtung. tausend Hexameter zählt und von vielem Talent und Frische des Geistes zeigt. Die Geschichte der hebräischen Könige ist der Stoff und die „Äneide" das Muster. Als Dichter und Gelehrter trug er sich mit weitreichenden Plänen, wenn man ihm Freiheit gewähre, oder wenn man ihm wenigstens in einem Kloster Aufenthalt und Unterhalt gebe, damit er die Jugend unterrichte. Ein derartiger Plan war auch in Verhandlung. Seine Familie kam indes in bittere Noth. Dies und der Freiheitsdrang brachte den Mann zum verzweifelten Entschluss, in der Nacht zu entfliehen; er entkam auch aus seinem Kerker: der Strick aber, den er sich aus dem Bettzeug geflochten und an dem Flucht und Tod. er den steilen Felsabhang hinuntergleiten wollte, riss unter der Schwere des Mannes. Am 30. November 1590 fand man das Gefängnis leer, aber Frischlin mit gebrochenem Genick und großen Wunden todt am Fuße des Felsens.

So endete der hochbegabte Mann, der als Lehrer und Schriftsteller Frischlin als Dichter. Außerordentliches hätte leisten, im höchsten Glanz hätte dastehen können, wenn er Mäßigung und Selbstbeherrschung besessen hätte. — Er war ein gründlicher Kenner der alten Literatur in allen ihren Richtungen; seine Schriften wurden von allen Gebildeten gelesen; er galt als ein Classiker im damaligen lateinisch schreibenden Deutschland.[1]) Er war ein Dichter von reicher Phantasie, von Witz und Laune. Er dichtete auch in deutscher Sprache; dass er hierin aber nicht leistete, was er hätte leisten können, daran war sein Eifer für die Alten schuld.

Strauß[2]) bemerkt zutreffend: „Bei dem Philologen Frischlin war auch der Dichter Frischlin in die Schule gegangen, und hatte in dieser Schule eben-

[1]) Strauß, l. c. S. 569.
[2]) Ibid. S. 4.

soviel an Fertigkeit und Geschmack gewonnen, als an Eigenthümlichkeit und bleibender Bedeutung eingebüßt. Daß Frischlins Werke verschollen sind, sein Name in der deutschen Literaturgeschichte nur eine untergeordnete Stelle einnimmt, kommt nicht daher, daß er ein zu schlechter, sondern daß er ein zu guter Lateiner war. Wäre er nicht so geschickt in lateinischen Versen gewesen, so hätte er mehr deutsche gemacht, und das wäre gleicherweise der Entwickelung unserer einheimischen Dichtung, wie seinem Nachruhm zu Gute gekommen. Aber dem Aschenbrödel zu huldigen, während er sich mit allen Fertigkeiten ausgestattet wußte, um der glänzenden Schwester den Hof zu machen, dazu war Frischlin nicht der Mann."

als Humanist.

Aber auch Frischlin als Humanist ist ein Zeichen seiner Zeit. Die Philologie richtete jetzt auf praktische Aneignung der alten Sprachen, auf verständliche Auslegung und künstliche Nachbildung der Classiker ihr Auge. Strauß meint: „Frischlin bezeichnet den Gipfelpunkt in dieser Richtung. Denn, wem sei das Latein in Prosa und Versen vollständiger zugebot gestanden? Wer habe die römischen Dichter vollständiger auszulegen, wer ihre Werke in allen Richtungen, in Epos und Drama, in Elegie und Epigramm, mit solchem Geschick und zugleich mit so viel Selbständigkeit nachzubilden verstanden? Die grammatischen und kritischen Forschungen der großen Philologen Casaubonus, Scaliger und Lipsius suchte er für Deutschland zu verwerten. In Ungebundenheit der Zunge und der Sitte, erinnert er an die Humanisten kurz vor der Reformation, in der Raufluft, im Wandern und Dienstwechseln, in der Entfesselung aller Kräfte, in der steten Unruhe, an die Abenteurer des dreißigjährigen Krieges." In seinem spannend bewegten Leben lernen wir seine Zeit, ihre Gewohnheiten und Denkweise kennen. Darum verdiente er eingehendere Erwähnung.

Frischlin führt naturgemäß zur Erwähnung der satirischen Poesie in Deutschland zu jener Zeit.

Geist der Zeit.

Im fünfzehnten Jahrhundert wird in der Dichtung der Hang zum Lehrhaften und Allegorischen überwiegend,[1]) namentlich der Hang zu Witz und Satire, die übrigens im deutschen Leben immer vorhanden waren, besonders aber stark hervortraten, als eine alte und eine neue Zeit im Kampf miteinander lagen. Vilmar meint, es habe kein Jahrhundert gegeben, in welchem neben der ungebundensten materiellsten Genußsucht, einer unersättlichen Eß- und Trinklust, sich so viel Lebensernst und Gemüthstiefe, so viel strenge Gelehrsamkeit und unermüdlicher Eifer, so viel Fähigkeit zur Resignation und Aufopferung gefunden hätten, neben fremdländischem Geschmack so viel Respect und Tölpelhaftigkeit und neben stillem Heimatsgefühl eine so rastlose, fast gespensterhafte Unruhe. Eine alte Zeit lag in den Todeswehen und der Witz beleuchtete ihre Verkehrtheit, in welche sie sich verrannt hatte. Heimat dieser

[1]) Vergl. den reichhaltigen Aufsatz von Schönbach: „Über Hans Sachs" — in Abendblatte der „Wiener Zeitung".

Dichtungsweise war insbesondere das lebensheitere Elsass mit seiner alten Hauptstadt Straßburg.

Hier wurde 1458 Sebastian Brant geboren, der Verfasser des „Narrenschiffes". Er machte seine Studien in Basel, zuerst in den alten Sprachen und freien Künsten, dann in der Rechtsgelehrsamkeit, in welch beiden Fächern er dort als akademischer Lehrer thätig war. 1501 wurde er Syndikus in seiner Vaterstadt, später kaiserlicher Rath und von Maximilian I. zum Pfalzgrafen ernannt. In dem 1494 zum erstenmal erschienenen (1854 von Zarncke zum erstenmal richtig erklärten) „Narrenschiff" werden hundertdreizehn Arten von Narren geschildert, die ein Schiff ausrüsten, ins Meer hinausfahren und untergehen. Ein Schiff wählt der Verfasser, weil er auf einem Karren oder Wagen die Narren alle nicht unterbringe. Wer sich selbst für einen Narren halte, werde nicht aufgenommen, nur wer sich für witzig halte. — Zu den Narren rechnet sich der Verfasser zuerst selbst, nämlich für einen Büchernarren, der viel Bücher habe und immer neue kaufe und sie doch nicht verstehe. Ein System ist in der Eintheilung der Thorheiten nicht, es ist „die unendliche Mannigfaltigkeit der krummen Linien". Das Buch, im elsässischen Dialect, in kurzen Reimen geschrieben, hatte einen außerordentlichen Erfolg. Ausgabe auf Ausgabe erschien, 1488 in Lyon eine lateinische Übersetzung, bald wurde es ins Englische, Französische und Holländische übertragen. Die Erfindungsgabe, die glänzenden Bilder eines Horaz und Juvenal besitzt Brant nicht. Seine Stärke ist die moralische Stimmung, die philosophische Betrachtung, welche hoch über dem Leben steht; aber gerade diese Richtung schlug in die Zeit ein und machte das Buch beliebt. Der Verfasser rügt freimüthig kirchliche Missbräuche, hängt aber doch treu an seiner Kirche und räth, einfach zu glauben, was sie lehre. Brant.

Sein Freund Geiler von Kaisersberg hielt in Straßburg hundertzehn Predigten über das „Narrenschiff". Geiler gehört zu den genialsten Predigern des deutschen Volkes. Er ist 1445 geboren zu Schaffhausen, hat jedoch den Namen „von Kaisersberg" vom Orte, wo er von seinem Großvater erzogen worden ist. Seine Studien machte er in Schlettstadt unter Dringenberg, 1460 bis 1464 an der Universität Freiburg, an welcher er bald Vorlesungen über Aristoteles hielt. Geiler wirkte dann als Lehrer in Basel, als Prediger von mächtiger Wirkung, von tiefem Gefühl und Humor, namentlich in Straßburg. Seine kühnen, einschneidenden, oft bizarren Schilderungen fesselten die Zuhörer derart, dass die Kathedrale nicht Raum haben mochte, sie zu fassen. Es bezeichnet die Stimmung der Zeit, wenn Geiler in Gegenwart Maximilians I. 1492 große Erschütterungen in der Kirche voraussagte: „Es muss brechen, ich werde es nicht erleben, aber eurer viele werden es sehen."[1] Geiler von Kaisersberg.

Diese Erschütterung kam und der ganze Hass, welcher im neuen Bekenntnis gegen das alte sich ansammelte, zeigt sich wieder in einem Satiriker und ebenfalls in einem Elsässer, in Fischart. Er ist 1545 geboren zu Mainz[2] und Fischart.

[1]) Strobel, Beiträge zur deutschen Literatur Straßburg 1827. — Birlinger, Alemania, I.

[2]) Er nennt sich zuweilen Mentzer, Mögeintzer, Moguntinus, Menatzer, mit Umkehr Retzneu. Er besuchte die Schule zu Worms, bezog die Universität Heidelberg zum Studium der Rechte, zuletzt Siena. Wir finden ihn dann in Frankfurt und nach 1590 in Straßburg, wo sein Schwager Jobin eine Druckerei gründete, 1581 in Speier als Advocaten am Reichskammergericht. Seiner Schriften sind über fünfzig, seiner angenommenen Namen gegen vierzig, darunter Ifgem (= Johann Fischart, genannt Mentzer), auch Huldrich Elloposskleros, Hartfisch und dergl.

starb 1614 als Amtmann in Forbach, lange war er Reichskammer-Advocat. Er ist der sprachgewaltigste Satiriker der Deutschen und zugleich ein Erzähler von bedeutendem Talent, unerschöpflich in genialen, oft schmutzigen Späßen. Seine Bearbeitung von Rabelais' „Gargantua und Pantagruel" hat so viel Eigenthümliches, daß sie als Originalwerk betrachtet werden kann. Sein „Römischer Bienenkorb" beruht auf einer niederländischen Arbeit des Marnix von Aldegonde, sein „Ehzuchtbüchlein" auf Plutarch und Guevara. Seine „Flohhatz" ist voll grober Späße über die Weiber, seine „Geistlose Mühle" und sein „Vierhörniges Jesuitenhütlein" voll des boshaftesten Spottes über die Hierarchie und die Mönche. Schwächen anderer zu verspotten war Hochgenuß für Fischart. Dabei ist er immer neu in Worten, und Vilmar sagt darum: „Freier, kühner, dictatorischer, man könnte fast sagen, despotischer, hat noch niemand die deutsche Sprache behandelt, als er: zu den seltsamsten Begriffen muß sie ihm neue Wörter, zu den abenteuerlichsten Einfällen nie gehörte Satzgefüge, zu den ausschweifendsten Gedankenverbindungen die halsbrechendsten Perioden liefern." [1]) — Als erzählender Dichter mit Meisterschaft in der Malerei schildert er im „Glückhaften Schiff" eine Fahrt der Züricher nach Straßburg am 20. Juni 1576. Die Züricher wollten den Straßburgern beweisen, daß sie ihren Freunden im Fall der Noth schnell zuhilfe kommen könnten, und lieferten zum Scheibenschießen in Straßburg abends neun Uhr auf der Tafel des Ammeisters einen Kessel voll Brei noch warm ab, den sie in der Frühe aus Zürich mitgenommen hatten.

Im Lager der Katholiken stand als genialer, vielleicht als der bedeutendste aller Satiriker, ein Straßburger, Thomas Murner. Er war ein unruhiger Geist und sein Leben ist sehr bewegt. Früh trat er in das Barfüßerkloster seiner Vaterstadt, und wegen seiner hervorragenden Fähigkeiten sandten ihn seine Oberen auf mehrere Universitäten, zuerst nach Paris, dann nach Freiburg, wo er Doctor der Theologie wurde; hier schrieb er 1499 eine Schrift gegen die Astrologen, welche dem Kaiser Maximilian I. Unglück im Krieg gegen die Schweizer verkündet hatten; hier erklärte er auch seinen Ordensbrüdern Virgils „Aneis". In Frankfurt erregte Murner als Prediger großes Aufsehen, in Worms wurde er von Maximilian I. als Dichter gekrönt. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, ein erfinderischer Kopf: so brachte er die Regeln der lateinischen Prosodie auf ein beliebtes Brettspiel, so entwarf er ein Kartenspiel der Logik, weshalb man ihn in Krakau anfangs für einen Zauberer hielt, bis die Universität es für eine göttliche Erfindung erklärte. [2]) Sein Leben ist fortan ebenso bewegt, als seine Feder thätig. 1509 ist er Doctor und lehrt und predigt in Freiburg, in Frankfurt, in Trier, in Straßburg. 1512 erscheint seine „Narrenbeschwörung", worin er eine Reihe von Narrenteufeln, nachdem er sie derb gezüchtigt und ihnen die Haut abgezogen, ins Welschland durch Exorcismus verbannen will. Murner zeigt hier mehr Witz und Erfindung als Brant in seinem „Narrenschiff". Schnell darauf folgt die „Schelmenzunft", welche mehr Lug und Trug unter den Menschen, als ihre Thorheit geißelt. Die „Badenfahrt" verhöhnt das Leben schlechter Geistlicher, die „Gäuchmatt" (Kuckuckswiese, der Kuckuck ist hier der Vogel der Venus) verspottet die weibischen Männer, welche sich von ihren Frauen äffen und gängeln lassen. Murner hat mehr satirischen Witz als Brant, weiß sich aber weniger zu beherrschen. Uhland sagt in seiner

Murner.

[1]) Vilmar, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur.
[2]) W. Menzel, Deutsche Dichtung, II, S. 126—128.

Vergleichung beider: „Brant verfolgte nicht absichtlich poetische Zwecke, aber seine Satire gieng aus einem tieferen, ernsteren Geiste, aus einem religiös und dichterisch bewegten Gemüthe hervor, was beides bei Murner fehlt; daher stammt die Ruhe, die wir bei Murner so sehr vermissen; darum ist bei Brant der Ernst die Folie des Scherzes, während Murner sich vergebens abmüht, das Verhältnis von Scherz und Ernst, von Thorheit und Sünde ins reine zu bringen. Gemeinsam ist ihnen die aphoristische Form der Behandlung, der gesunde Verstand und die Derbheit des Tadels und Spottes. An sprichwörtlichen Redensarten von sinnlicher Kraft und lebendiger Anschaulichkeit ist unser Volk seit drei Jahrhunderten verächtlich ärmer geworden. Aber den Lauf der Welt in kernhaften Sinnsprüchen, in scharf hingestellten und rasch vorüberziehenden Lebensbildern aufzufassen, ist eine für alle Zeiten giltige Aufgabe und ihre Lösung aus den Tiefen eines reichen Geistes könnte uns mit einemmale der systematischen Breite entheben, die wir als das Erbtheil der didactischen Poesie zu betrachten gewohnt wurden." — So witzig auch Murner die Fehler der Geistlichen verhöhnte, so entschieden stellte er sich auf die Seite der alten Kirche in den Zeiten der Reformation. Sein berühmtes Werk ist das „Vom großen lutherischen Narren" (1525). Luther ist darin verspottet als Narr, der die Wahrheit nicht versteht, der die Nonnen aus den Klöstern reißt, der die Marienbilder anzündet, der das dumme Bauernvolk verführt und den Bundschuh schmiert, von welchem aus allen Taschen, aus den Stiefeln, Ohren, in einemfort Narren ausgehen. Der beißende Spott, mit welchem er Luther und seine Anhänger angriff, ward dem Verfasser mit bitterem Hasse vergolten. Als Murner 1523 aus England, wohin ihn Heinrich VIII. berufen hatte, zurückkehrte, fand er in Straßburg keinen Drucker für seine Schriften; als er eine Presse in seinem Hause errichtete, wurde dieses erstürmt und er selber misshandelt. Der Dichter flüchtete nach Luzern, wo er eine Pfarre und eine Professur erhielt. Als unermüdlicher Vertheidiger des katholischen Glaubens geißelte er auf dem Gespräche zu Baden die Reform. Seine Entfernung war eine der Bedingungen, unter welchen Luzern den Frieden erhielt. Über die letzten Jahre dieses bewegten Lebens sind wir ohne Nachrichten. Lessing sagt mit Recht: „Wer den Geist jener Zeit, wer die ganze Kraft und Derbheit der deutschen Sprache kennen lernen will, der muss die Schriften Murners lesen."[1] —

Schwänke, Faustsage, Zauberei und Hexenwesen.

Humor.

Zur anziehenden und heitern Richtung der Zeit gehören noch die Sammlungen von Schwänken von einfachen Bauern und Schildbürgern. Vom Seelenadel und Ernst der ritterlichen Poesie ist hier natürlich keine Spur zu

[1]) Die politischen Zustände riefen einen Reichthum satirischer Dichtungen hervor. Ein höchst merkwürdiges Spottgedicht aus den Zeiten Rudolfs II. steht in Hormayrs Taschenbuch für vaterländische Geschichte, 1847, S. 289 ff. Praesagia sacra comprehendentia statum belli Austriaci. In lauter Bibelsprüchen ist das Elend der damaligen Zustände dargestellt. Dem Kaiser ist z. B. Malachias 3 in den Mund gelegt: „Ach, dass ich dazu geboren bin, dass ich meines Volkes Zerstörung ansehen und dazu still sitzen muss und die Feinde ihren Muthwillen treiben lassen muss." Die Germania aber ruft: „Heulet und sprechet: o wehe des Tages, denn der Tag ist da, die Zeit ist da, dass die Heiden kommen sollen." Vom Kriegsvolk in Ungarn wird gesagt: „Nehmet alle Obersten, die Tyrannisierer des Volkes, und henket sie dem Herrn an die Sonnen, auf dass sein grimmiger Zorn gewendet werde."

finden, wohl aber Humor und Spottlust. Von diesem Humor ist mit Recht gesagt worden, er sei dem deutschen Wesen eigenthümlich, dieses unschuldige und gemüthliche Lächerlichmachen seiner selbst, dieses Hervorheben der schwachen Seiten in der eigenen Volksthümlichkeit wurzle in einer gewissen Demuth und in einem tiefen Gefühl für Wahrheit. In den alten Volksmärchen, in Geschichtschreibern wie Paulus Diaconus lässt sich dieser Hang nachweisen; er lebt in der „Geschichte der sieben Schwaben", die in Schwaben selber verfasst wurde. Mit der deutschen Abneigung gegen das Aufgehen in einem grossen Ganzen ist die Lust zur Verspottung des Nachbars gegeben. Je harmloser ein Schwank ist, um so älteren Ursprunges ist er: erst von dem Hader der Reformationszeit stammt der Ton der Verbissenheit. In jene ältere Classe gehören „Die Schildbürger",[1]) die „Geschichte der Schalksnarren", wie die des „Eulenspiegel",[2]) aus den Sagen und Schwänken von Jahrhunderten zusammengestellt und schließlich an einen Landfahrer Till geknüpft, der 1350 zu Möllen im Mecklenburgischen starb. Der Name Eulenspiegel bezeichnet den thörichten Weisen, in dem die Welt ihre Thorheit beklagt, ohne sie an sich selbst zu erkennen, denn die Eule erkennt ihre Häßlichkeit nicht, auch wenn sie in den Spiegel sieht.

Das sind die heitern Richtungen einer verfallenden Zeit. All die Verwilderung in Folge religiöser Zänkereien, die finstere Richtung, welche die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kennzeichnet, zeigt sich in der 1588 erschienenen „Historie von Dr. Fausti des ausbündigen Zauberers und Schwarzkünstlers teuflischer Verschwörung." W. Menzel charakterisiert die Entartung des Zeitgeistes mit den wahren Zügen also:[3]) „Schon vor Luther hatte sich in der schuldbeladenen Welt das böse Gewissen in einer neuen, nie vorher so arg grassierenden Teufelsangst geregt und zu Verfolgung der Hexen angetrieben. In der Leidenschaft derer, welche die alte Kirche zerstörten, lag auch etwas von bösem Gewissen. In dem gallenbittern Hasse beider Parteien nistete sich immer behaglicher das böse Princip ein und beide wetteiferten im Herumschlagen mit Teufelsgespenstern und in immer gräßlicheren, immer zahlreicheren Hexenprocessen. Der reichen poetischen Flora, die auf dem Grunde des Glaubens gedieh, trat daher am Ausgang des Mittelalters und im Reformationszeitalter eine vom Teufel besessene Dichtung entgegen. Die alte Gottesminne verwandelte sich in Teufelsminne, denn die in ihrem Glauben gestörte und geirrte Welt wurde nicht bloß von einer entsetzlichen Furcht vor dem Teufel angesteckt, sondern entbrannte auch im wahnsinnigen Gelüste, mit des Teufels Hilfe alle Arten irdischen Glücks zu gewinnen. Die uralten, noch im Volke lebenden Erinnerungen aus dem deutschen Heidenthum mischten sich

Die Hölle in der Dichtung.

[1]) Gedruckt 1597.
[2]) Zum erstenmal gedruckt 1519.
[3]) Deutsche Dichtung, II, S. 147.

in dieses Teufels- und Zauberwesen ein, aber in entsetzlicher Verzerrung. Von der Milde und Klarheit, von der Herzensgüte und Gemüthlichkeit der Riesen- und Elbenmärchen blieb keine Spur mehr übrig. Alles verfinsterte und verbitterte sich zur Teufelei. Dazu gesellte sich der ganze, durch die Humanisten wieder aufgewärmte Aberglaube der späteren Römerzeit und der gelehrten Mohammedaner, deren magische Künste von Spanien und Süditalien aus in unsere Universitätsgelehrsamkeit eindrangen. Die Literarhistoriker haben bisher versäumt die betreffenden Dichtungen in ein Gesammtbild unter dem richtigen Gesichtspunkt zusammenzufassen — als poetische Spiegelung des vom Dämon besessenen Zeitalters überhaupt. Sie bilden eine Masse, die nothwendig zusammen gehört. Der in ihnen ausgeprägte Geist übte zwei Jahrhunderte hindurch den größten Einfluss im gesammten Volke. Auch ist, der rohen Form ungeachtet, mehr Poesie in ihnen, als in den Ausläufern des Meistergesanges und den Anfängen der Renaissance, zwischen welchen sie in Verbindung mit den Schwänken die Mitte einnehmen. Zwischen ihnen und den Schwänken besteht eine eigenthümliche Wahlverwandtschaft. Beide sind aus dem Zerfall des Glaubens hervorgegangen, der Spottgeist wie die Teufelsangst und Teufelssucht. Auch greifen sie ineinander über. In kunstgerechten Dichtungen oder auch nur in zusammenhängender romanhafter Erzählung, wie in dem Buche von Faust und einigen andern berühmten Zauberern, ist nur wenig aufgezeichnet worden, desto mehr in Sammlungen, die den Stoff nur roh zusammenhäufen, in der zahlreichen Literatur über die Hexerei, und in fast allen Chroniken, Relationen der Tagesgeschichte und Ortsbeschreibungen der Zeit. Die alten Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts wimmeln davon. Überall steckt der Teufel die Hörner heraus oder spuken Gespenster und macht sich der größte Aberglaube breit. Die Buchhändler speculierten damals auf die Teufelsfurcht und Teufelssucht und überschwemmten den Büchermarkt mit Dämonologie, magischen, sympathischen, alchymistischen Lehrbüchern und Höllenzwängen. Zauberei.

„Das Hexenwesen, wie es hauptsächlich erst nach der Reformation in beiden getrennten Kirchen überhandnahm, zeigt uns die tiefste Entartung jener Zeit, die Umkehrung der alten Gottesfurcht in Teufelsfurcht, ja selbst das Vertrauen zu Gott in Vertrauen zum Teufel. Zugleich erscheint die Verfolgung der alten (und jungen) Weiber in den Hexenprocessen als das Gegenbild der früheren Minne und Frauenehre, die Angst vor den alten Weibern als das Gegenbild des altdeutschen Heldenthums. Grundzug des Hexenglaubens ist die Furcht der Männer vor den Weibern und der Hass der Männer gegen die Weiber, sofern die letzteren nicht nur dem Teufel gewähren und dadurch den Männern entziehen, was sonst den Männern gebürt, sondern auch mit Hilfe des Teufels stärker als die Männer werden und die Männer jeden Übermuth fühlen lassen. Nach psychologischen Gesetzen Hexen.

steigert sich die Furcht, wie der Zorn, in rascher Progression. Nur daraus erklärt sich, wie es möglich war, dass man am Ende die ganze Welt voll Hexen sah und dem Teufel eine Macht zuschrieb, vor welcher die göttliche kaum mehr Platz fand. Nicht das geringste Übel oder Unangenehme konnte im gemeinen Leben sich ereignen, man sah den Teufel dahinter. Kein Wetter, das nicht die Hexen gemacht hätten; keine Krankheit an Menschen oder Vieh, die nicht aus Behexung entstanden wäre; kein Misswachs, kein Ungeziefer, das nicht die Hexen erzeugt hätten; aber auch kein Glück, kein Talent, keine Wissenschaft, die nicht Gabe des Teufels gewesen wäre! Wie bei einer Sonnenfinsternis der schwarze Schatten allmälich die ganze goldglänzende Scheibe bedeckt, so umnachtete der Hexenglaube die abendländische Christenheit. Neben der Angst vor dem Teufel auf der einen Seite — hatte sich in der rohen Zeit ein freches Gelüsten nach dem Bündnis mit dem Teufel und nach dem daraus zu erwartenden Gewinn geoffenbart, bei Weibern wie bei Männern. Wenn wirklich Adepten die ernstlichen Versuche anstellten, Gold oder den Stein der Weisen zu machen, wenn wirklich Astrologen und Magier die Sterngeister zu bannen hofften, wenn wirklich selbst gelehrte Männer, wie Agrippa von Nettesheim und andere, Zauberbücher studierten und den Teufel zu citieren sich alle Mühe gaben, wenn im gemeinen Leben Jäger nach Freikugeln, Soldaten nach magischen Mitteln, um sich fest zu machen, Spieler nach untrüglichen Mitteln zu gewinnen, Freudenmädchen nach Liebeszaubermitteln trachteten, wie hätte es nicht auch Weiber geben sollen, die sich nach der Hexenweise mit dem Teufel einzulassen wirklich Lust bezeugten!

Teufelsangst. Magie.

„Wie die Welt im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert voll Teufel war, so auch voll Gespenster. Die Geister der Verstorbenen konnten in jener aufgeregten Zeit weniger Ruhe finden, als je vorher. Man hat zwar immer Geister gesehen, allein in solcher Menge kamen sie früher nicht vor und so lebhaft beschäftigten sie jetzt erst die Einbildungskraft. Das böse Gewissen des Volkes, das überall rächende und hohnlachende Teufel sah, machte sich auch in der Gespensterseherei geltend. Ein Gefühl von ungesühnter Schuld gieng durch die Welt. Im Aberglauben der Reformationszeit mischte sich uralter heidnischer Volksglaube mit den phantastischen Vorstellungen, die man den alten Classikern, den gelehrten Mohammedanern und den Juden entlehnte, und zwar suchte man, wie Paracelsus that, ein System hineinzubringen oder man verfolgte dabei praktische Zwecke des Nutzens. Man wollte mittelst der Magie die geheimen Kräfte der Natur zum Dienste des Menschen zwingen. Die Systematiker wandten die alte Sterndeutung an, erkannten in den sieben Planeten die Urkräfte der Natur, wirksam in den Elementen, Gesteinen, Pflanzen und Thieren, wie in den Organen und Temperamenten des Menschen. Man suchte das Schicksal des Menschen aus dem Stande der Sterne bei seiner Geburtsstunde zu lesen. Man bildete sich ein, in dem Stein oder dem

Gespenster. Magie.

letalle den darin wirkenden Planetengeist selbst sich dienstbar machen zu nnen. Die Chemie in ihren rohesten Anfängen musste dieses Bestreben terstützen. Man suchte durch chemische Kunst die Urmaterie, das alle anderen sich vereinigende Urmetall, den Stein der Weisen, das fünfte alle vier idern vereinende Urelement, die quinta essentia, im flüssigen Zustand das ebens-Elixir herauszubringen. Durch den Stein der Weisen hoffte man Herr ber alle Naturkräfte zu werden, durch das Lebens-Elixir die Zeit in Ewigit zu verwandeln, sich ewig jung zu erhalten. Sofern die Naturkräfte an ie Zahl gebunden sind, bildete man eine Magie der Zahlen aus. In der Dreizahl, Siebenzahl u. s. w. sollten besondere Kräfte verborgen sein. Ebenso n den geometrischen Zahlen des Dreiecks, des Pentagramms. Daraus folgt ine ebenso wunderliche Medicin und Anwendung der abergläubigsten Heilnittel, wie auch der Gebrauch von Amuletten. In allen Edelsteinen oder urch irgend eine seltene Eigenschaft auffallenden Mineralien, — womit man uch oft Meerproducte und organische Stoffe verwechselte, suchte man eine besondere Wunderkraft der Natur und bewahrte sie sorgfältig zum Gebrauche uf. Eben solche Kräfte schrieb man den Kräutern und Thieren zu. Die Galle, das Herz, die Asche u. s. w. von besonders scharfblickenden Thieren sollten gut für die Augen sein, die von kühnen Thieren diente zur Stärkung, die von buhlerischen Thieren zum Liebestrank u. s. w. Überall suchte man in roher summarischer Weise ein Gesetz der Verwandtschaft in der Natur, durch welches man die magischen Wirkungen bedingt glaubte.

„War dieses ganze abergläubische Treiben, die Verwegenheit des Menschen, sich zum Herrn der geheimnisvollen Naturkräfte und sich dadurch von Gott gewissermaßen unabhängig machen zu wollen, auch vom religiösen Standpunkte ebenso verdammlich, wie aus dem Gesichtspunkte der Vernunft lächerlich, so kann man doch nicht leugnen, dass ihm viele Poesie einwohnte. Es knüpfen sich daran eine Menge Volkssagen, die man in der deutschen Poesie nicht übergehen darf."

Unter denjenigen, welchen man die Kraft der Zauberei zuschrieb, ist viel genannt Albertus Magnus, der berühmte Scholastiker,[1]) welcher mitten im Winter dem König Wilhelm von Holland einen Garten mit blühenden und fruchttragenden Bäumen und singenden Vögeln hinzauberte. Dann Deutsch, Domherr in Halberstadt, welcher nach der Sage bei einem großen Gastmahl, das er gab, allen Gästen ihre verstorbenen Väter als Geister sehen ließ. Agrippa von Nettesheim, von dem früher[2]) schon geredet wurde, der unzufrieden mit den Ergebnissen der Wissenschaft, auf übernatürlichem Wege ins Centrum alles Wissens eindringen wollte. Ferner Trithemius, Abt zu Sponheim, welcher Kaiser Maximilian I. das Bild der geliebten Maria von Burgund mit solcher

Albertus Magnus

Agrippa

Trittheim.

[1]) Über Albert den Großen, wie er in Wirklichkeit war, vergl. Bd. VI, S. 286—293 dieses Werkes.

[2]) Der wahre Agrippa ist Bd. VIII, S. 169—170 dieses Werkes geschildert.

Täuschung vor die Augen führte, dass dieser sich kaum enthalten konnte, mit ihr zu sprechen. Der echte Tritheim ist eine Zierde der Zeit Kaiser Maximilians I., ein wahrer Gelehrter von umfassendem Wissen, geboren in dem Dorfe Trittenheim an der Mosel 1462, von 1483 bis 1503 Abt zu Sponheim bei Kreuznach. Die Sage von der Vorführung des Bildes der geliebten Maria von Burgund vor Maximilian I. zeigt nur den Glauben an, dass die Natur vor ihm kein Räthsel hatte, dass er sie beherrschte, dass sie ihm leisten musste, was er wollte. Das Zutrauen, welches das Volk ihm schenkte, beruhte nicht bloß auf der Vielseitigkeit seines Wissens, sondern auch auf der Würde seines Wesens: „Sein rein leuchtender Blick," sagt ein Zeitgenosse, „ist ein Wiederschein vom himmlischen Licht."[1]) Für seinen Wissensdrang und die Kraft seines Geistes zeugt auch, dass er mit den lateinischen und griechischen Classikern vollkommen vertraut, im hebräischen wohl bewandert, in der Geschichte, im canonischen Recht, in der Mathematik, in der Astronomie, in der Physik, in der Chemie zu Hause war und selbst medicinische Praxis ausübte. Eine solche Vielseitigkeit seines Wissens war das Staunen seiner Zeit. Selbst aus Italien fragten ihn Gelehrte um Rath; französische Bischöfe sandten ihm Geschenke; Kurfürsten, ja selbst Kaiser Max I., warben um seine Freundschaft.[2]) Der Umfang seines Wissens entsprach die Bibliothek, welche er in Sponheim mit großen Opfern gründete: sie zählte 2000 Bände aus allen Gebieten der Literatur; der Wert der Handschriften ward auf 80.000 Kronen veranschlagt. Der Mann war unermüdlich als Lehrer, als Prediger, als Arzt, nebstbei leitete er auch als Abt ein großes Kloster und fand außerdem noch Zeit, selber Handschriften abzuschreiben: so fertigte er eigenhändig eine Handschrift des Neuen Testamentes und der Gedichte der Roswitha, verfasste ein allgemeines Gelehrten-Lexicon, eine Literaturgeschichte Deutschlands und wertvolle historische Schriften. Begreiflich, dass man Tritheim den Fürsten der vaterländischen Wissenschaft nannte, dass Männer von Bedeutung sich glücklich priesen, mit ihm zu gleicher Zeit zu leben. Tritheim war unermüdlich, er schien keiner Ruhe zu bedürfen: „Wer möchte ruhen, wenn er bedenkt, wie vieles es jeden Tag für uns und andere zu thun gibt, wie hinfällig unser Leben und wie rasch der Tod aller Arbeit ist." — Das Ziel der Wissenschaft, die Pflicht des Gelehrten fasst er im edelsten Sinne auf. Die wahre Wissenschaft ist ihm diejenige, welche zur Erkenntnis Gottes führt, die Sitten bessert, die Gelüste einschränkt, die Neigungen reinigt, und das Herz zur Liebe des Schöpfers entzündet. Die Gelehrten sollen Prediger der Wahrheit, Verkündiger der Liebe sein. Die Sage machte Tritheim zum Zauberer, der Todte auferweckte. In Wahrheit bekämpfte er die Zauberer und nannte Zauberformeln einen Aberglauben, nannte die Alchymisten Gecken, Feinde der Natur, Verächter der himmlischen Dinge; hieß die Schwarzkünstler gefährliche Betrüger, die Astrologen leichtfertige Schwätzer und Lügner. „Der Geist", behauptet er, „ist frei, nicht den Sternen unterworfen, er empfängt weder Einflüsse von denselben, noch folgt er ihrer Bewegung; sondern er hat nur mit dem übersinnlichen Princip, von dem er geschaffen und befruchtet wird, Gemeinschaft." Tritheim räth immer zum ernsten Studium der Wissenschaft an, zum Lesen der Classiker, um unsere Geisteskräfte an ihnen auszubilden; zum Studium der Schrift und der Kirchenväter, zu denen aber das Studium der

Thorheit der Magie.

[1]) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. I, S. 84—90.

[2]) Ibid. I, S. 88.

Klassiker die nöthigen Vorkenntnisse biete, endlich zum Studium der Natur, dem Werke Gottes. So fern war also dieser merkwürdige Mann von dem Bilde, wie ihn die Sage zeichnet, dass er gerade zur Erforschung der Natur auf dem einzig richtigen Weg trieb, nämlich ihre Gesetze kennen zu lernen, und alles Beherrschenvollen derselben durch Zauberformeln — als Thorheit oder Betrug brandmarkte.

Vor allem aber ist es Dr. Johann Faust, an den sich alle Strebungen und Sagen dieser Art anknüpfen.[1] „Die Sage vom Faust ist eine Allegorie der Reformation. Aus einer katholischen Schule entstanden, die Schöpfung eines tiefsinnigen Dichters, personificiert sie im Faust die große Geisterbewegung, die zum Abfalle von der alten Kirche führte. Sie will zeigen, wohin der menschliche Geist gelangt, wenn er sich vom Mutterschoße der Kirche losreißt und der eigenen Kraft allein vertraut. Sie lässt den Faust sein Werk in Wittenberg beginnen, wo Luther das seinige begann; sie lässt ihn aus der Theologie flüchten zur Sternkunde, Chemie, Magie; sie lässt ihn schmachten nach der Herrschaft in der ganzen Natur; sie erfüllt ihn mit dem Stolze, ein von Gott selbst unabhängiger, absolut freier Geist zu sein, der selbst über Himmel und Hölle stehe, weil in ihm die höchste Einheit der Dinge realisiert, also auch der Gegensatz von gut und böse für ihn verschwunden sei. Sie macht ihn zum Herrn, nicht nur über die Natur, sondern auch über die Geschichte. Er kann die Vergangenheit reproducieren, Alexander der Große, die schöne Helena müssen für ihn wieder lebendig werden. Damit bezeichnet die geniale Dichtung den Zusammenhang der Reformation mit dem Humanismus, die Wiederaufnahme der classischen Studien, der neuen Schwärmerei für das Alterthum. In der Helena ist der ganze verführerische Reiz der Renaissance personificiert." Sinn der Faustsage.

Demnach ist in der That das älteste im Jahre 1583 zu Frankfurt erschienene Faustbuch die Schöpfung eines genialen Dichters, welcher in dem Faust die ganze geistige Richtung der Zeit vortrefflich wiederzugeben verstand. Ein Faust hat in der That gelebt. Der Abt Tritheim sah ihn 1506 zu Gelnhausen, Mucius Rufus sah ihn zu Erfurt 1513, beide nennen ihn einen Schwärmer und Landstreicher. Er soll aus Knittlingen in Schwaben, der Sohn eines vermöglichen Bauern gewesen sein; er soll zu Wittenberg zuerst seine Studien gemacht, zu Ingolstadt den Doctorgrad erlangt, zu Krakau sich der Astrologie und Magie ergeben haben. 1550 endete er in Wittenberg, nachdem er verschiedene Städte Deutschlands besucht und sogar am Hofe Maximilians I. durch seine Künste Aufsehen erregt hatte. — Er rühmte sich des Besitzes geheimer Weisheit, er prahlte mit Wundern, die er verrichten könne; er war unverkennbar bestrebt, den Glauben an seine Verbindung mit höheren Mächten zu verbreiten, — ein fahrender Schüler, der seltene Kenntnisse und ein seltenes Geschick in Taschenspielerei besaß, unstet bald da, bald dort auftauchte und in einem wüsten Leben zugrunde gieng. Darum die Rede, dass ihn der Teufel geholt habe.[2] Die Sage hat ihm ein Der historische Faust.

[1] W. Menzel, Deutsche Dichtung, II, S. 191.

[2] Ihr historischer Theil gründlich behandelt von Dr. Düntzer: Die Sage vom

edleres Streben angedichtet und ihn unsterblich gemacht. Goethe hat die Sage zum inhaltvollsten Werke seines ganzen Dichterlebens benützt und dadurch zur Erforschung des historischen Kerns wie des Sinnes der ganzen Sache mächtig angeregt. —

Geschichtschreiber und Reiseberichte.

Den Übergang aus der mittelalterlichen annalistischen in die neuere Geschichtschreibung bildet Aventin, sofern in ihm zuerst die Grundsätze der historischen Kunst zum Bewusstsein kommen. Er sammelte nicht bloß mit unermüdlichem Fleiße die Quellen, sondern behandelte sie auch kritisch und wusste zwischen ursprünglichen und abgeleiteten Zeugnissen zu unterscheiden.

Aventin. Aventin hat gemäß der Gewohnheit seiner Zeit von seiner Vaterstadt Abensberg an der Donau den Namen, er heißt eigentlich Johann Turmair und wurde geboren am 4. Juli 1477. Seine Eltern waren wohlhabend, studiert hat er in Ingolstadt und Wien unter Konrad Celtes, in Krakau; in Paris war er länger denn ein Jahr, hierauf hielt er Vorlesungen in Ingolstadt. Vom Herzog Wilhelm von Bayern zum Erzieher seiner jüngeren Brüder Ludwig und Ernst berufen, bekleidete er dieses Amt 1509—1517, hielt sich in Berghausen oder in München auf, 1515 machte er mit seinem Zögling Ernst eine Reise nach Italien und begleitete ihn dann an die Universität Ingolstadt; hier stiftete er 1516 die „Sodalitas literaria Angilostadensis", unter deren Schriften auch die berühmte „Vita Henrici IV." herausgegeben wurde.[1]) Nach Vollendung der Erziehung beider Prinzen, für die er auch eine lateinische Grammatik herausgab, wurde Aventin 1517 zum bayrischen Historiographen ernannt und als solcher hat er die berühmten „Annales Bojorum" verfasst und die deutsche Bearbeitung derselben, die „Bayrische Chronika". Er hielt sich meistens in Ingolstadt auf, wo er Haus und Garten besaß, oder in Regensburg, wo er sich 1531 ankaufte und er am 9. Januar 1434 vom Tode ereilt wurde.[2])

Döllinger hat betont, wie Aventins Werke nicht bloß Erzeugnisse gelehrten Fleißes und ruhiger objectiver Forschung, sondern zugleich Denkmale der Sinnesweise und Geistesrichtung seien, wie sie in den Jahren ihrer Entstehung in Deutschland vorherrschte.[3]) „Der Eindruck der gewaltigen Begebenheiten, welche unmittelbar vorhergegangen waren oder während der Abfassung mit dramatischer Raschheit, Schlag auf Schlag, auf der Weltbühne sich folgten,

Geist der Zeit und eigener Geist.

Faust — in Scheibles „Kloster", V, Stuttgart 1847 und in seinem Commentar zu Goethes „Faust". Douise, Die Faustsage und der historische Faust. Eine Untersuchung und Beleuchtung nach positiv-christlichen Principien. Luxemburg 1862. — Peter, Die Literatur der Faustsage. Leipzig 1851.

[1]) Th. Wiedemann, Johann Turmair, genannt Aventinus, Geschichtschreiber des bayrischen Volkes. Freising 1857. — Ditmar, Aventin. Nördlingen 1862. — Wegele, Aventin, I, S. 700 — in der „Allgemeinen Deutschen Biographie".

[2]) Aventin und seine Zeit. Rede, gehalten im Namen der historischen Classe in der öffentlichen Sitzung der kgl. Akademie der Wissenschaften, von J. v. Döllinger. München 1877. S. 4—5.

t überall bei ihm sichtbar und selbst da für den Kenner fühlbar, wo er icht in bestimmten Worten sich ausdrückt. So nöthigt uns der Historiker, icht nur die dargestellte Vergangenheit, sondern auch das Stück gleichzeitiger Geschichte mit ihm zu durchleben. Denn da Aventin weder bloßer Copist, och bloß trockener Annalist sein wollte oder konnte, so war er eben auch a, wo er sich streng an das in jener Vorgefundene hielt, doch Bildner; in einem Geiste hatten Erlebtes und aus der Vergangenheit Erforschtes sich u der Einheit einer Theorie des Weltlaufs, einer Theodicee verschmolzen; us dieser Theorie heraus wählte, ordnete und erklärte er die vorzuführenden Begebenheiten und warf er die überquellenden Gefühle, wo sich nur eine Gelegenheit zur Anknüpfung bot, seine Urtheile über die Gegenwart in das Erzählte hinein. — Es ist also die Lage Europas und zunächst Deutschlands, n der Zeit von 1477 bis 1534, die uns den Schlüssel bietet zum Verständnis und zur Würdigung von Aventins Schriften, und wiederum dienen uns diese Schriften als eine lehrreiche Erkenntnisquelle für eine Zeit, welche mit dem Reichthum die in ihrem Schoße gährenden Kräfte und treibenden Interessen selbst noch nach langjährigem Forschen immer neue und überraschende Gesichtspunkte dem Suchenden enthüllt."

Humanist.

Aventin verdankt den Humanisten seine classische Bildung und theilte ihre religiöse und politische Stimmung. Mit den Humanisten theilt er die Wanderlust, er war auf nicht weniger denn fünfzehn Universitäten gewesen, darunter der in Wien, Paris, Krakau; er kannte die Schweiz, Polen, Italien, Frankreich aus eigener Anschauung; er theilt das patriotische Gefühl, den Nationalstolz der deutschen Humanisten, ihre Abneigung gegen Frankreich, er hängt am Kaiser. Das Reich ist ihm die erste Weltmonarchie, die Fortsetzung des Römischen, der Grundpfeiler und eiserne Rahmen der großen christlichen Republik, der Vorkämpfer gegen die Türken, der Hort, der edelste Schutz des Lebens. Die Lockerung des Reichsverbandes, das Abfallen der Schweiz, die Losreißung des niederdeutschen Kreises, die Wegnahme Preußens beklagt er bitter; die Wahl Karls V. ist für ihn wie das Aufgehen eines glänzenden Sternes. Mit den Humanisten theilt er den Eifer im Sammeln der Urkunden, aber auch den Mangel an Kritik, und aus den Reden in den Geschichtswerken der Classiker hat er gelernt, seine eigenen Gefühle, Klagen und Rügen, Wünsche und Urtheile den handelnden Persönlichkeiten der Vergangenheit in den Mund zu legen. Darum ist Vorsicht beim Gebrauche seiner Reden nöthig: er legt Männern der Vergangenheit die Ansichten seiner Zeit in den Mund. Mit den Humanisten theilt er den Mangel an Kritik der Quellen: seine Freude an dem deutschen Volke und der Gebrauch des falschen Berosus, des Dominicaners Annius von Viterbo, läßt ihn eine deutsche Urgeschichte voll Glanz und Größe schildern, die über die Zeiten des Priamus und Trojas hinausgeht. Er macht die Bajuvaren zu Bojern und kommt hiemit dazu, daſs er die ganze Geschichte der Kelten zu einer Geschichte der Germanen macht. Deutsche sind es, die unter Belovesus und Sigovesus über die Alpen und donauabwärts zogen, die Makedonien niederwarfen, die den Osten mit dem Glanze ihrer Tapferkeit blendeten. Paulis Brief an die Galater ist ihm ein Brief an die Deutschen. So spricht er den Deutschen ein Jahrtausend der Geschichte zu, das ihnen nicht

Reden erdichtet.

Mangel an Kritik

macht die Kelten zu Germanen.

gehört. Die Griechen und Römer haben Germanen und Kelten verwechselt[1] — erst Julius Cäsar erkannte in der Berührung mit ihnen, dass Kelten und Germanen zwei ganz verschiedene Völker seien. So findet sich in Aventin schon die Theorie unseres Zeitgenossen Holtzmann. Dann benutzt er die Sagen, welche im bajuvarischen Stamme noch lebten, zur Ausfüllung des großen Zeitraumes der Urzeit. Er spricht von einem König Schwab, König Bayer, von einem König Gambrinus, wie Saxo Grammaticus von einem König Dan und Angul spricht und ein Dänemark schon zur Zeit König Davids bestehen lässt;[2] oder wie Kadlubek eine glänzende Urzeit der Polen schildert, in welcher Tugend und Tapferkeit walteten und das Reich der Polanen unermesslich war und der Zuwachs ihrer Tugenden gar keine Grenzen kannte.[3] Je größer der Ruhm der Deutschen in jener erträumten Urzeit war, umso schmerzlicher ist für Aventin der Verfall des Reiches in seiner Zeit, umso bitterer schildert er die Eigensucht der Fürsten, umso glühender spricht er den Wunsch aus, dass die alte Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Treue, die Grundbedingungen der alten Größe, wieder zurückkehren, umso dringender erscheint ihm die Nothwendigkeit einer starken Centralgewalt. Den Päpsten schreibt er die Unterstützung der Fürsten gegen den Kaiser zu, darum erscheinen sie ihm als die gefährlichsten und unversöhnlichsten Feinde des Reiches. Gründliche Kenntnis der Papstgeschichte geht ihm allerdings ab. Gregor VII. ist bei ihm ein Zerrbild — hier ist die Rom feindliche Stimmung seiner Zeit sichtbar.

Maximilian I.

Der Gedanke einer Sammlung aller Quellen der deutschen Geschichte rührt von keinem Geringeren her, als von Kaiser Maximilian I., dem Vater der Künste und Wissenschaften, von dem Wimpheling bemerkt:[4] Alles, was die Vergangenheit des deutschen Volkes aufklären könne, nehme die volle Thätigkeit des Kaisers in Anspruch; er vertiefe sich in die alten Chroniken und Geschichtschreiber, er lasse sie sammeln und herausgeben und stehe darüber mit den berühmtesten Männern in mündlichem und brieflichem Verkehr; er betreibe die Abfassung eines für das Volk bestimmten Geschichtswerkes unter dem Titel „Bildersaal deutscher Ahnen"; dann solle Peutinger ein umfassendes „Kaiserbuch" ausarbeiten; auch werde ein „Regestenbuch zur Geschichte des Kaiserhauses" in Angriff genommen. Um handschriftliche Quellen aufzutreiben, mussten Stabius, Sundheim und Manlius Deutschland, Italien und Frankreich bereisen. Vom Kaiser unterstützt, machte auch zu diesem Zwecke Konrad Celtes seine Reisen. Bei drückendem Geldmangel habe der Kaiser sogar ein ihm theures Kleinod versetzt, um eine auf seine Anregung unternommene wissenschaftliche Reise zu ermöglichen.[5] So konnten Otto von Frei-

Quellensammlungen.

---

[1] Dass es schon in seiner Zeit Gelehrte gab, welche an Vorsicht gegen Aventins kühne Hypothesen mahnen zu müssen glaubten, zeigt ein Brief des berühmten Augsburger Stadtpflegers Marx Welser an Dr. Gewold: „Achte, ich werde nitt sonders viel darauf fußen finden, waren mir lieber die Fontes, deren sich Aventinus bedient." Abgedruckt in Hormayrs „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte", 1833. S. 98—99.

[2] Vergl. Bd. IV, S. 307 dieses Werkes.

[3] Ibid. VI, S. 159.

[4] De arte impressoria föl. 12. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, I, S. 180.

[5] „Als er zu seinen jaren kam", berichtet Max Treizsauerwein im „Weißkunig",

sing und Radewic herausgegeben, und die „Gudrun" bewahrt werden, „die Nebensonne der Nibelungen". Maximilians rechte Hand war dabei der Augsburger Patricier Peutinger,[1]) der eine eigene Bibliothek der Quellenwerke für ältere deutsche Geschichte, Alterthümer und Münzen sammelte, der den Druck des von Konrad Celtes im Kloster Eberach gefundenen Ligurinus unterstützte, der die Ursperger Chronik, den Jornandes und den Paul Diaconus herausgab. Peutinger.

Sammlungen von Quellen erschienen von Freher (1565—1614), Goldast (1576—1635), Hortleder, Lindenbrog, Vater und Sohn (1540—1616 und 1573—1648), Pistorius (1544—1607), Reuber (1542—1607), Schard (1573—1574), Urstisius oder Wursteisen (1585).

Marquard Freher, der Sohn eines Patriciers zu Augsburg, geboren 1565, gebildet auf mehreren Universitäten — den Cujacius hat er in Bourges gehört — wurde Rath des Pfalzgrafen Johann Kasimir. 1596 war er Professor der Rechte in Heidelberg, welche Stelle er aber wieder niederlegte, weil er so oft zu Gesandtschaften verwendet wurde, z. B. nach Polen. Er war ein kluger, feiner, gelehrter und dabei bescheidener Mann; seine Losung war: „Sum memor ipse mei atque satis mea frivola novi." — Die Liebe zur Geschichte verband ihn mit Leunclavius, mit Sylburg, Commelin, Janus Gruter, Janus Dousa. Er selber gab eine Reihe wichtiger Quellen für die Geschichte heraus;[2]) er starb in Nürnberg 1614. Freher.

Melchior Goldast war ein Schweizer, geboren 1576 in Esperi bei Bischofszell, von Haus aus sehr arm: die Universität Ingolstadt musste er verlassen, ohne seine Studien vollendet zu haben; seine Schuld bei Professor Ritterhus konnte er erst ein Jahr nachher abtragen; ein mitleidiger St. Galler nahm ihn einige Zeit bei sich auf; dann ward er 1599 Erzieher in Genf und durchirrte hierauf, ohne sichere Stellung zu finden, die Schweiz, bis er Secretär des Herzogs von Bouillon wurde; aber auch hier war seines Bleibens nicht lange: er wurde wegen allzugroßen Freimuthes entlassen. Von 1606 an finden wir ihn in Frankfurt als Corrector in einer Buchdruckerei. In dieser Stadt war er am rechten Platz; sie war der Mittelpunkt des Reiches und hier hatte er am besten Gelegenheit, die Urkunden zur Reichsgeschichte kennen zu lernen und zu veröffentlichen. Dazu kamen die Quellen der schwäbischen, der alamannischen Geschichte, zur Abgrenzung der Rechte des Kaiserthums und Papstthums;[3]) auch gab er die Werke Goldast.

„sparet er keine kosten, sondern er schicket aus gelert Leut, die nichts anders teten, dann dass sie sich in allen stifften, klöstern, puechern und bei gelerten Leut erkundigeten alle geschlecht der könig und fürsten. Und ließ solichs alles in schrift bringen zu er und lob der kuniglichen und furstlichen Geschlechten."

[1]) Vergl. Bd. VII, S. 625, 657 dieses Werkes.

[2]) Jus Graeco-Romanum 1596. Origines Palatinae 1599. De feudis constitutio Caroli crassi 1599. Germanicarum rerum SS. Corpus franc. hist. 1613.

[3]) Suevicarum rerum SS. 1655. Alamannicarum rerum SS. 1605. Tractatus de translatione imperii Romani a Graecis ad Francos. 1606. Imperatorum Caesarum, Regum, Principum Electorum rescripta et statuta a Carolo magno usque ad Rudolfum II. 1606. Politische Reichssatzungen. Reichshandlungen. 1609. Monarchia Sacri Rom. imperii sive tractatus de jurisdictione imperiali et pontificia.

de Thous und Wilibald Pirkheimers heraus. Goldast stieg wegen seiner seltenen Kenntnisse im Reichswesen rasch empor: 1611 wurde er Rath des Herzogs von Weimar, 1627 kaiserlicher Rath, 1635 Kanzler des Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Seine Eigenliebe verwickelte ihn in viele Streitigkeiten mit Gelehrten, z. B. mit dem oben (S. 536) genannten Schoppe, bei denen er nicht immer ganz wahrheitsliebend erschien. So gab er einen Brief von Justus Lipsius für echt aus, der von Anfang bis Ende gefälscht war.

Die zwei Lindenbrog.

Die Lindenbrog wurden oben schon als Humanisten genannt. Erpold ist geboren in Bremen 1540, gestorben in Hamburg als kaiserlicher Notar 1616. Er gab heraus die „Chronika von dem Krieg der Cimbrier", dann auch einige Quellen zur Geschichte des Nordens.[1]) Sein Sohn Friedrich (1573 bis 1648) studierte die Rechte in Leyden und machte dann Reisen durch England, Frankreich, Italien, ließ sich als Advocat in Hamburg nieder, welche Stadt ihn oft zu Gesandtschaften an fremden Höfen verwendete. Zur Herausgabe von Classikern bekam er gleichfalls in Leyden die Anregung; so gab er den Statius, Terenz, den Ammianus Marcellinus, den Heliodor heraus. Bedeutsam sind die Ausgaben von Quellen zur Geschichte des Mittelalters.[2])

Leunclavius.

Leunclavius oder Löwenklau war in Almesbeuern in Westfalen 1533 geboren, lebte einige Zeit in Livland, trat dann in kaiserliche Dienste, begleitete hierauf den obengenannten Zierotin auf seinen Reisen durch verschiedene Länder Europas, begab sich 1582 mit dem kaiserlichen Gesandten Liechtenstein nach Constantinopel, lernte hier die türkische Sprache kennen, durchreiste einen großen Theil der Türkei und lebte zuletzt in Rom, wo er 1593 starb. Man hat von ihm eine Reihe griechischer Schriftsteller ausgezeichnet ins Lateinische übersetzt: so den Xenophon, Gregor von Nazianz, den Zosimus, den Dio Cassius, Manuel den Paläologen, Michael Dukas, den Constantin Manasses; auch gab er den Prokopius, den Agathias, den Jornandes heraus; ferner Werke zur Geschichte der Osmanen und Russen, sowie eine Sammlung des griechisch-römischen Rechtes.[3])

Schard.

Simon Schard war ein Sachse, zuerst Rath des Herzogs von Zweibrücken, dann Assessor am Kammergericht zu Speier, wo er 1573 starb. Er hat Verdienst durch einige eigene gelehrte Arbeiten und durch Ausgaben von Quellen zur Geschichte des Mittelalters, wie er auch zuerst die Briefe des Pietro da Vigne herausgab.[4])

---

[1]) Historica Narratio de origine gentis Danorum. Hamb. 1603. Historia ecclesiastica. Historia regum Daniae. Rerum Germanicarum septentrionalium Scriptores. Francof. 1609.

[2]) Liber legis Salicae a Fr. Pithoeo emendatus et ex bibliotheca ejus editus. Paris 1602. Legum Wisigothorum de non criminando principe. Hamburg 1608. Codex legum antiquarum continens leges Wisigothorum, Edictum Theodorici, legem Burgundionum, legem Salicam, legem Alamannorum, legem Bajuvarum, decretum Tassilonis, legem Ripuariorum, legem Saxonum, Anglorum et Werinorum, Frisionum, Langobardorum, Capitularia Caroli magni, formulas solemnes etc. Francofort. 1613.

[3]) Annales Sultanorum Othmanidarum a Joanne Gaudier, dicto Spiegel. e turco germanice translati, a Leunclavio latine redditi. Francof. 1588. Historiae Musulmannicae libri XVIII. usque ad Suleimanem II. Francofort. 1595. Juris Graeco-Romani, tam canonici quam civilis, tomi II., graece et latine, ex versione Leunclavii. Francofort. 1596, 2 voll. Commentarius de Moscovitarum bellis adversus finitimas gentes ab annis jam LXX.

[4]) De jurisdictione, autoritate et praeeminentia imperiali ac potestate

Hortleder, geboren 1579 in Ampfurth bei Magdeburg, Sohn wenig bemittelter Eltern, machte seine akademischen Studien zu Helmstädt und Jena (1599—1606), wo er Doctor der Rechte, 1608 Lehrer der Söhne des Herzogs Johann von Weimar mit einem Jahresgehalt von 200 Gulden wurde; er blieb vier Jahre in Jena und gab ihnen Unterricht in der lateinischen Literatur und in der Geschichte; nach seinen Ansichten von der verfassungsmäßigen Beschränkung der kaiserlichen Macht durch die Reichsstände und von der Bedeutung der Reformation haben sie, als sie Männer wurden, gehandelt. Als die Erziehung vollendet war, wurde er der Berather und Geschäftsmann des Weimarischen Hofes, 1616 herzoglicher Rath, und bekam die Oberaufsicht über das Archiv in Weimar. In der Geschichte des Wettinischen Hauses galt er als eine Autorität. 1620 war er beim Kreistag in Leipzig, 1623 in Jüterbogk; auf sein Gutachten hin blieben die Weimarer auch nach der Schlacht am Weißen Berge der Sache des Winterkönigs zugethan. Dabei hatte er großen Einfluss auch auf die innere Verwaltung des Landes. Hortleder starb in ziemlich gedrückten Verhältnissen am 5. Juni 1640 in Jena. Sein Werk über die Geschichte des Schmalkaldischen Krieges ist eigentlich mehr eine Urkundensammlung zu Sleidan, die Erzählung tritt darin zurück; es reicht in den beiden vorhandenen Bänden von 1522 bis 1545. Die Fortsetzung, welche sein Schwiegersohn Pruschenk, mit Benutzung der Vorarbeiten herausgeben wollte, wurde aus politischen Rücksichten von Seite des Hofes unterdrückt.[1] Hortleder.

Pistorius (Pfister), geboren 1546 zu Nidda in Hessen, gab Quellen zur Geschichte Polens und Deutschlands heraus.[2] Pistorius.

Von Sebastian Frank und seiner „Chronik", „Zeitbuch" und „Geschichtbibel von Anbeginn" war früher[3] schon die Rede; gleich bedeutsam ist seine „Chronika des ganzen Teutschen lands" (Augsburg 1538). Sebastian Frank.

Reichthum an Thatsachen, treffliche Anordnung und eine einfache, aber kräftige Schreibweise zeichnen die „Schweizerische Chronik" von Ägidius Tschudi aus. Der Verfasser (geboren 1505 und gestorben 1572 zu Glarus) aus einer edlen Familie, die sich oft in Waffen hervorgethan, hatte Zwingli, dann Glarean zum Lehrer, der ihn mit nach Paris nahm, wo er mit Lefèvre d'Etaples bekannt wurde; Tschudi blieb jedoch in der katholischen Kirche. 1558 war er Landamman von Glarus, 1559 Abgesandter am Reichstag zu Augsburg, wo Ferdinand I. seinen Adel erneuerte. Eine Reihe lateinischer Werke zeigt, dass er namentlich der Geschichte der Schweiz seine Lebenskraft widmete. Tschudi.

Neben diesen drei hochbegabten Männern sind noch zu bemerken Thomas Kantzow (geboren 1505 zu Stralsund und gestorben 1542 zu Stettin, der Geheimschreiber mehrerer pommerischer Fürsten) wegen seiner „Pommerischen Chronik", Neocorus wegen seiner „Ditmarsischen Chronik", Peter Russow wegen seiner „Livländischen Chronik" und Lucas David wegen seiner „Preußischen Chronik". Kantzow. Neocorus. Russow. David.

---

ecclesiastica variorum autorum scripta. Opus historicum de rebus Germanicis. 1574. De electione germanorum principum 1609. Germanicorum regum quatuor vetustiores chronographi. 1556. Chronik von Turpin, Regino, Sigebert von Gembloux, Lambert von Aschaffenburg.

[1] Wegele, Allgemeine deutsche Biographie, XIII, S. 165—169.

[2] Polonicae histor. corpus. III voll. Basil. 1582. SS. rerum Germanicarum. III voll. Francof. 1583—1613.

[3] Vergl. Bd. VIII, S. 170 dieses Werkes.

Was die Italiener längst in Vollendung besaßen, gewannen jetzt auch die Deutschen, nämlich Autobiographien. Dahin gehören die ritterlichen Thaten des

Götz von Berlichingen.

Götz von Berlichingen (1480—1562), anziehend durch die Frische des Tones, aber abschreckend durch das Bild der Entartung des deutschen Adels, welches sich vor unsern Augen entrollt, und durch die Verzerrung der Vorstellung, was ritterliche Ehre sei, was Beruf des Adels, was ehrenhafte, was unehrenhafte Beute sei.[1])

Schärtlin.

Wichtiger für die Geschichte sind die „Denkwürdigkeiten des Schärtlin von Burtenbach“ (geboren 1498), welcher 1518 bis 1553 fast in allen deutschen Kriegen thätig war und diese, wie die Streitigkeiten mit seinen Nachbarn, beschrieb: die Kriege, in welchen er große Heere befehligte, wie die kleinen Raubfehden, in denen ein oder zwei Bauern verwundet oder gefangen genommen wurden. Der Ton in den Berichten bei Götz ist herzlicher, bei Schärtlin trockener, die Darstellung geordneter. Götz ist ein tapferer Kämpfer, Schärtlin ein Heerführer und Diplomat, jener hat es bei all seiner Kampflust zu nichts, dieser mit seiner selbstsüchtigen Klugheit zur Stelle eines kaiserlichen Großmarschalls und zu hohem Vermögen gebracht.

Wie derb das Treiben im Norden war, zeigt die Selbstbiographie, welche

Sastrow.

Bartholomäus Sastrow, Bürgermeister von Greifswalde, verfaßte. Das Leben war rauh und arm, nicht wie im Süden, in den Reichsstädten, in welchen, wie oben gezeigt wurde, einzelne Bürger einen Reichthum und eine Feinheit der Sitte hatten, die an die Mediceer erinnert.

Aus Augsburg, und zwar aus einem Kaufhause, stammt auch der merkwürdige Reisebeschreiber und Botaniker des sechzehnten Jahrhunderts, Leonhard

Rauwolf.

Rauwolf (Dasylycus), welcher seine Studien auf deutschen und französischen Universitäten machte, 1562 in Valencia den Doctorgrad erhielt, dann Arzt in Kempten, seit 1570 in Augsburg war und sich 1573 zu einer Reise in den Orient entschloss, um in Wirklichkeit die Pflanzen zu sehen, die er nur aus der Beschreibung des Theophrast, Plinius und Dioscorides kannte. Mit Ulrich Kraft von Ulm gieng Rauwolf über Chur, Como nach Marseille, wo er sich nach Tripolis einschiffte; von da wanderte er nach Damascus und Aleppo, als türkischer Kaufmann verkleidet; er fuhr den Euphrat hinab nach Babylon, dessen Trümmer er beschreibt; von da durchreiste er Mesopotamien, sah Bagdad, das er in der Lage am Tigris mit Basel vergleicht, durchzog Medien und Kurdistan, hielt sich in Mosul auf, „das einst Niniveh hieß“, und gelangte über Nizib, Aleppo, Jaffa nach Jerusalem, von dem er eine sehr interessante Schilderung gibt, wobei er aber auch klagt, dass die Türken nur zerstören, nie aufbauen. Auf dem Libanon fand er nur noch 24 Cedern. 1576 kehrte er über Venedig nach Augsburg zurück, wo er als Pestarzt mit 100 Gulden Besoldung angestellt wurde; später lebte er in Linz und starb als Militärarzt bei der Belagerung der Festung Hatvan in Ungarn. Sein Werk: „Eigentliche Beschreibung der Raiß, so er vor

Reisen ins Morgenland.

dieser Zeit gegen Aufgang in die Morgenländer nicht ohne geringe Mühe und große Gefahr selbs vollbracht“ erschien 1582 in Lauingen und wurde bald ins Englische, Holländische, Französische, Lateinische übersetzt und nicht nur für die Kenntnis des Ostens, sondern namentlich für die Pflanzenkunde sehr wichtig. Mit dem heiligen Lande beschäftigte man sich jetzt noch wenigstens im Lesen von Reisebeschreibungen; das 1544 in Frankfurt am Main erschienene „Reysbuch des

[1]) Vergl. Bd. VII, S. 696, 698—699 dieses Werkes.

heiligen Landes" enthält 21 zwischen 1093 und 1580 unternommene Reisen. Schweiggers „Reise in das Morgenland" erschien 1608.

Reisen ins heilige Land waren bei vornehmen Herren noch im sechzehnten Jahrhundert im Gebrauch. So ist noch eine Beschreibung einer Pilgerfahrt gegen Jerusalem, in Ägypten und auf den Berg Sinai vorhanden, welche Albrecht Graf zu Löwenstein und Herr zu Scharfeneck, ein Sprössling Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz 1561 und 1562 unternommen und eigenhändig beschrieben hat. Er ritt am Palmsonntag, 30. März 1561, von Löwenstein aus und kam am 6. August des folgenden Jahres dahin zurück. In Venedig traf er nach Verabredung einen Pappenheim, einen Khevenhiller, einen Törring, einen Merode und andere. Dort sahen sie der Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere zu. Am 4. Juli nahm die Seefahrt ihren Anfang, am 28. August warf das Schiff, welches den Namen „Santa Maria da Gracia" führte, bei Jaffa Anker, am 29. August hielten die Pilger ihren Einzug in Jerusalem; am 4. September erhielten sie vom Guardian der Franciscaner den Ritterschlag, und besuchten dann im gelobten Lande alle Merkwürdigkeiten, von denen in den Büchern des Alten und Neuen Bundes Erwähnung geschieht. Am 27. September verließen die Pilger Jerusalem, am 29. October erreichten sie Kairo, welches der Graf als eine Stadt bezeichnet, „sehr groß und weitläufig, viel größer als Rom, Paris oder London, die er zuvor auch gesehen habe; sie sei grausam groß, zähle 2000 Kirchen und sei in drei Tagen kaum zu umreiten". Die Pyramiden nennt der Graf „Pharaons steinerne Pfeiler"; auch Memnons Bildsäule fand er noch sehr groß: „Vor Zeiten sollte sie geredet und wahrgesagt haben".[1]

Graf Löwenstein.

Ägypten.

Die Grafen von Löwenstein, seit 1711 und 1812 Fürsten von Löwenstein und Wertheim, stammen bekanntlich aus der Ehe von Friedrich dem Siegreichen, Kurfürsten von der Pfalz, dem seinen Zeitgenossen an Scharfblick und Thatkraft so überlegenen und durch die Schlacht bei Seckenheim[2] so berühmt gewordenen „Pfälzer Fritz" und der schönen Clara Tettin von Augsburg, von welcher der Geschichtschreiber Matthias von Kemnat erzählt:[3] „Sie war klar, d. h. berühmt von Sitten, klar an Gütigkeit, klar an Wohlredenheit, klar an Süßigkeit und Treue, klar über die hohen Weiber, schamhaft, demüthig, mäßig, sanftmüthig, schimper (scheinbar, stattlich) und klar in allen Tugenden, am allerklarsten aber in Weisheit und Vernunft: also hielt sich die Clara in allen klaren Sachen, dass sie männiglich gelobt und liebgehabt wurde. — Ein Nachkömmling dieser Ehe ist Maximilian Josef, erster König von Bayern.

Wie die Kunde der Länder und Völker überhaupt zunahm, zeigen Sebastian Franks „Weltbuch", und Sebastian Münsters „Cosmographia oder Beschreibung aller Länder". Münster ist ein Schwabe, geboren zu Ingelheim 1489, war anfangs Franciscaner, gieng aber zu den Lutheranern über und

Frank. Münster.

[1] Hormayrs Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, 1833. S. 16—28.

[2] Chr. Roder, Die Schlacht bei Seckenheim in der Pfälzer Fehde 1462—1463. Villingen 1877.

[3] Die eheliche Abstammung des Fürstlichen Hauses Löwenstein-Wertheim von dem Kurfürsten Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz, und dessen Nachfolgerecht in den Stammländern des Hauses Wittelsbach, von Dr. J. L. Klüber. Frankfurt 1837. S. 86. Vergl. namentlich Beilage V, S. 366: Beweis der Abstammung Sr. Majestät des verewigten Königs Maximilian Joseph von Bayern und dessen Nachkommenschaft aus des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen Ehe mit Clara Tettin.

wurde als Professor des Hebräischen nach Basel berufen, wo er 1552 an der Pest starb. Mit einem riesigen Wissen verband er eine seltene Bescheidenheit. Sein Grabmal preist seine Leistungen im Hebräischen und in der Geographie mit den wenigen Worten: „Germanorum Esdras hic Straboque conditur". —

Italien. Die Pest. — Spanien und Portugal.

Die Pest von 1575 und 1576.

Von neuem, geistigem Leben ließ sich wenig sagen.[1]) — Italien litt durch die Pest von 1576 und 1630 und ihre Folgen gar schwer. Sie kam aus dem Orient und trat schon 1575 in einzelnen Fällen in Triest und in Sicilien auf — nach Messina soll sie ein Korsar aus der Berberei gebracht haben, der von der Pest angesteckte Wolle dort verkaufte. Sie wirkte nun verheerend in den Küstenstädten, in Messina allein sollen 60.000 Menschen gestorben sein.[2]) Die Krankheit begann mit Drüsengeschwulst an den Weichen, unter den Achseln und hinter den Ohren, begleitet von großer Erschlaffung und Kopfweh, das sich oft bis zum Delirium steigerte, dann überzog sich der Leib mit Pestbeulen, die einen ekelhaften Geruch verbreiteten. In den meisten Fällen trat nach kurzer Zeit der Tod ein, häufig am vierten Tag. Gleich heftig hauste die Krankheit am nördlichen Ende Italiens, in Trient, von wo sie nach Mantua und Venedig verbreitet wurde.[3])

Der milde Winter von 1575 auf 1576, die raschen Wechsel in der Temperatur steigerten die Pest. Der Kirchenstaat blieb verschont, weil man durch Absperrung der Krankheit wehrte; Venedig aber litt entsetzlich, wo man von der Absperrung der Erkrankten und Verdächtigen und der Verbrennung der inficierten Gegenstände Umgang nahm, weil zwei berühmte Ärzte aus Padua, die man zur Berathung hatte kommen lassen, erklärten, die Krankheit sei nicht die orientalische Pest, und sich erboten zu bleiben und die Kranken selber zu behandeln.[4]) Die Folgen dieser irrigen Ansicht waren entsetzlich; die Krankheit nahm reißend überhand, vom März an starben binnen eines Jahres 51.000 Menschen,[5] worunter 58 Ärzte. Wer aus der Stadt fliehen konnte, entfloh. Die Maßregeln, welche Doge und Senat jetzt anordneten, waren wirkungslos, niemand gehorchte mehr. Gesetz und Bande des Blutes galten nicht mehr. Verbrecher drangen in die Häuser, raubten und mordeten. Viele Kranken blieben ohne Pflege, der Verzweiflung überlassen, viele Leichen wurden nicht begraben und verpesteten die Luft. — Von Venedig verbreitete sich die Krankheit nach den österreichischen Ländern, in denen die Absperrung zu spät angeordnet wurde. Die Wege waren geheimnisvoll. Der sorgfältige Beobachter der Pestkrankheiten, der Schwabe

Venedig.

Österreich.

---

[1]) Außer dem was in Bd. VIII, S. 642—698 dieses Werkes schon aufgezählt wurde.

[2]) Storia della Sicilia di Gio. Battista Caruso publicata con la continuazione fino al presente secolo per cura di Gioacchino di Marzo. Palermo 1877, vol. III, p. 459—460.

[3]) Vergl. Max Lossen, Die Pest des heiligen Karl Borromeo. Historisches Taschenbuch, begründet von Raumer, herausgegeben von Riehl. 1874. S. 249.

[4]) Peinlich, Geschichte der Pest in Steiermark, I, S. 392.

[5]) Nach andern 70.000. Peinlich, l. c. — Wedel, Doctorrede zu Jena 1681.

Sculletus, sagt: „Die Pest wirkt weiter durch die menschlichen Leiber durch ein sonderbares Wesen, das in ihrer Natur sitzet, welches hart zu erforschen ist, absonderlich weil es sich so weit austheilen kann. Bisweilen kriecht ein Geist oder subtiler Dunst aus dem Leib, mit welchem der Nebenstehende angeblasen oder verletzt wird. Die Bosheit der Pest (der Pestfunke) dringt in die kleinsten Poren der Haut und dieser giftige Same wirkt gleich einem Sauerteige, der eine ganze Masse ansäuert. Sie spaziert hinein durch die Luftfensterlein des ganzen Leibes, gleichwie sich ein Geruch ausbreitet; es geschehe am Haupt oder an den Fußsohlen, so spannt solches Gift doch nach dem Herzen."

Mailand.

Das Auftreten dieser Krankheit in Mailand ist berühmt durch die Stärke, dann durch das, was ein Heros der Bruderliebe, was der heil. Karl Borromeo gegen die Verbreitung und für die Milderung der Leiden that, und endlich durch die Beschreibung, welche ein genialer Mailänder unseres Jahrhunderts von ihr entworfen hat; sie ist mit der Genauigkeit eines Künstlers entworfen, dessen Genie den höchsten Triumph feiert. Mariotti hat darüber mit Recht bemerkt:[1] „Von Thukydides bis Boccaccio, Botta und de Foe hatten wir Beispiele effectvoller Schilderungen der Pest, aber alle hat Manzoni übetroffen; die überströmende Menschlichkeit und Frömmigkeit seines Herzens haucht über das ganze Gemälde einen unaussprechlich zarten Ton der Empfindung, der mehr Eindruck macht, als die sinnreichste Zusammenstellung von Schrecken und Jammer."

Manzoni.

Anfangs Juli 1576 feierte Mailand noch Feste zu Ehren der Anwesenheit Don Juans, der zur Übernahme des Oberbefehls nach den Niederlanden durchzog, Ende des Monats zeigte sich aber die Pest schon in den Vorstädten und im August wüthete sie schon in der innern Stadt. Die Behörden suchten anfangs die Krankheit abzusperren, das Übel spottete aber aller Vorkehrungen. Da trat Entmuthigung ein; der spanische Statthalter floh auf das Land; wer konnte, suchte aus der Stadt fortzukommen. Das arme Volk, das nicht fliehen konnte, war in Verzweiflung. Nur der Erzbischof Karl Borromeo, er war damals achtunddreißig Jahre alt — welcher zur Zeit auf dem Lande war, eilte in die Stadt, als er das Unglück vernahm, und das arme Volk empfieng ihn mit der Freude, der Verehrung und dem Troste, den die von Übermacht bedrängten Krieger empfinden, wenn ein Held ihnen zuhilfe kommt. „Bei Canonisten wie Juristen war es eine alte Streitfrage, ob der Träger eines geistlichen oder weltlichen Amtes verpflichtet sei, auch während der Pestzeit dasselbe zu verwalten. Karl löste dieselbe nicht nur für sich, sondern auch für den Clerus durch sein Beispiel."[2] Die Pfarrgeistlichkeit riss das muthige Vorgehen des Erzbischofs mit fort; eine begeisternde Anrede an die Ordensgeistlichen zündete namentlich. Von Karl Borromeos Heldenmuth bekam die Pest den Namen Pest des heiligen Karl. „So stark ist die Menschenliebe!" bemerkt Manzoni.[3] „Aus so mannigfaltigen, ungewöhnlichen Erinnerungen eines allgemeinen Unglücks kann sie vorzugsweise das Andenken eines Mannes hervorheben, weil es diesem Manne Ge-

Carlo Borromeo.

Peste di San Carlo.

[1] Mariotti, Italien in seinem gegenwärtigen Zustande. Leipzig 1848. S. 104.
[2] Lossen, l. c. S. 260.
[3] La peste di San Carlo. Manzoni, I promessi sposi, cap. 31.

fühle und Handlungen eingeflößt hat, die noch denkwürdiger als die Übel sind, — dasselbe wie ein Wahrzeichen all der Begebenheiten den Gemüthern einprägen, weil sie ihn angetrieben, sich in alles als ein Führer, Helfer, Vorbild, freiwilliges Opfer einzumischen, — aus einem Elend für alle gleichsam ein Sinnbild für diesen Mann machen, es wie eine Eroberung oder Entdeckung nach ihm benennen." Das Vorbild des Erzbischofs riss die Geistlichen zur Aufopferung, zur allgemeinsten und eifrigsten Treue gegen ihre Pflichten hin. Was Manzoni von der Pest von 1630 sagt, gilt auch von der von 1576: „In dem Lazarethe, in der Stadt gebrach es nie an ihrem Beistande: wo es Leiden gab, waren Priester; man sah sie immerdar unter die Hinfälligen und Sterbenden gemischt und verstreut, zuweilen selbst hinfällig und sterbend. Geistliche Hilfe theilten sie freigebig aus, zeitliche, soviel sie konnten; sie leisteten jedweden Dienst, der erfordert wurde. Mehr als sechzig Pfarrer, allein aus der Stadt, starben an der Seuche: von neune etwa acht." — Das Vorbild ihrer Hingebung begeisterte dann die Weltlichen zu ähnlichem Wagnis, Männer und Frauen fanden sich zur Krankenpflege bereit. Manche, auch Vornehme, eilten vom Lande wieder in die Stadt, um an Opferwilligkeit hinter anderen nicht zurückzubleiben.

Der Clerus.

Weltliche.

Absperrung.

Barackendörfer.

Vor allem galt es, die Kranken von den Gesunden zu sondern, damit diese nicht angesteckt würden, und dann zu pflegen, dass sie wieder zu den Gesunden zurückkehren durften. Vor jedem der sechs Thore wurde darum ein eigenes Dorf mit Hunderten von kleinen Häusern aus Holz errichtet, jedes zur Aufnahme von einem oder zwei Kranken oder Verdächtigen hergerichtet. Vornehme konnten sich bequemer einrichten. Streng aber waren die Geschlechter geschieden, streng die Kranken von den Verdächtigen, den Genesenden. Für kleine Kinder, deren Mütter gestorben, waren eigene Ammen oder auch Ziegen bestimmt. In jedem solchen Dorfe war ein großes Crucifix aufgestellt und ein Altar, an welchem täglich die heilige Messe gelesen wurde. Jedes Dorf hatte seinen Vorstand, der strenge die Ordnung aufrecht erhalten musste. Manzoni weist [1]) auf einen Pater Casali in der zweiten Pest hin, der im glänzenden Rufe der Menschenliebe und Thätigkeit stehend, mit höchster und vollkommenster Macht zum Vorstande eines solchen Dorfes ernannt wurde und immer geschäftig, immer sorgsam Tag und Nacht durch die Hallen, durch die Stuben gieng, zuweilen eine Hellebarde tragend, zuweilen nur mit dem härenen Gewande bewehrt; „er munterte zum Dienste und ordnete ihn an, beschwichtigte Lärm, ließ Klagen ihr Recht widerfahren, drohte, strafte, schalt, tröstete, trocknete und vergoss Thränen. Er zog sich im Anfange die Pest zu, genas davon und widmete sich nun mit erneuter Thätigkeit seinem ersten Berufe. Seine Mitbrüder ließen darin meistentheils und alle freudig ihr Leben." — Genesene mussten einige Zeit eine Quarantaine bestehen, ehe man sie zu den Gesunden zurückkehren ließ; dann gaben sie aber die besten Krankenpfleger ab, denn niemand bekam die Pest zum zweitenmale. Für Dienst bei den Pestkranken war vollkommener Ablass bewilligt.

Casali.

Genesende.

Die Krankheit raffte schrecklich viele Opfer hinweg: neun Zehntel starben. Der Stimmung der Verzweiflung vorzubeugen, ordnete der Erzbischof Processionen an: er selber gieng dabei im Bußgewand und barfuß, einen Strick um den Hals, ein Crucifix tragend, das Domcapitel und der übrige Clerus gleich so. Geißelbrüder geißelten sich und riefen dabei: „Misericordia!" und die Frauen und Kinder, welche an den Fenstern standen, wiederholten diesen Ruf und dann das

Religiöser Trost.

Bittgänge.

[1]) I promessi sposi, cap. 34.

ganze Volk. Zum Schlusse predigte der Erzbischof. Die Stimmung wurde ruhiger, gefasster, eine Vermehrung der Krankheit durch Berührung, welche die Ärzte befürchtet hatten, trat 1576 nicht ein, im Gegentheil eine Verminderung in den nächsten Tagen. Dann forderte das Volk 1630 ebenfalls Processionen, bei denen dann die Leiche des heiligen Carlo, wie eines Helfers und Schützers, getragen wurde. Der jetzige Erzbischof, ein Neffe des Heiligen, weigerte sich lange, denn Federigo Borromeo. er fürchtete Vermehrung der Krankheit durch Ansteckung; auch missfiel ihm die Zuversicht in ein willkürliches Hilfsmittel, und er besorgte, dass diese Zuversicht sich in ein Ärgernis verkehren möchte, wenn der Erfolg der Erwartung nicht entspräche. Die Decurionen und die öffentliche Stimme sprachen aber immer wieder für den allgemeinen Umgang und so gab der Prälat endlich nach und am 11. Juni bewegte sich der Zug mit Tagesanbruch vom Dome aus, vorne das Volk, besonders die Frauen, verschleiert, barfuß; darauf die Zünfte mit ihren Fahnen, die Bruderschaften in ihren verschiedenen Trachten, die Orden und der Clerus und hinter dem Sarge des Heiligen der Erzbischof Federigo, an Muth, mit dem er sich in die Pest gleichsam gestürzt hatte, seinem Oheim nicht nachstehend. Die Häuser waren festlich geschmückt; viele Kranken standen an den Fenstern und sprachen die Gebete nach. Der Zug bewegte sich durch alle Viertel der Stadt und kehrte erst am Mittag wieder in den Dom zurück. Was aber Federigo befürchtet hatte, traf ein: die Seuche nahm zu, die Todesfälle wurden noch häufiger, die Ansteckung hatte also gewirkt. Karl hatte auf allen öffentlichen Plätzen Altäre errichten und jeden Tag siebenmal Gottesdienst halten lassen, um den Geist der Religion, um den Muth zu heben; dabei war aber das Mögliche geschehen, um einer Ansteckung vorzubeugen.

Soviel von Italien! — Unter den Spaniern hatte damals, als Spanien. Kenner des Alterthums, Ludwig Vivès einen Namen.

Er ist geboren in Valencia 1492, und starb in Brügge 1540. Seine Ludwig Vivès. Studien begann er in seiner Vaterstadt, setzte sie dann in Paris im Collegium Beauvais fort, wo ihn jedoch die Behandlung der Philosophie wenig befriedigte. 1512 finden wir ihn in Brügge, dann in Löwen, wo er unter Erasmus sich in den Classikern ausbildete und 1520 als Lehrer auftrat. Er erklärte den Cicero, den älteren Plinius, den Virgil; einer seiner eifrigsten Schüler war Wilhelm von Croy, der später Erzbischof von Toledo wurde. Eines seiner ersten Werke war eine Erklärung zu Augustins Werk „Vom Staate Gottes", welches Heinrich VIII. derart entzückte, dass er ihn zum Unterricht seiner Tochter Maria von England berief, worauf er in Oxford oft über die Classiker, wie über das römische Recht Vorträge hielt, aber von Zeit zu Zeit nach Brügge zurückkehrte, weil das feuchte englische Klima seiner Gesundheit nicht zuträglich war. Seine Beziehungen zum König wurden aber auf einmal getrübt durch die Scheidungsfrage: Vivès vertrat in einer Schrift die Rechtmäßigkeit der Ehe mit Katharina von Aragonien. Dafür kam er sechs Monate in den Tower und er durfte nicht mehr am Hof erscheinen. Das verleidete ihm England und er zog sich 1529 nach Brügge zurück, wo er dem Unterricht und der Schriftstellerei, der Herausgabe seiner Schriften sich widmete, deren nicht weniger als sechzig sind. Er ist ein geschickter Kritiker, ein scharfer Denker und in seinen Grundsätzen viel entschiedener als Erasmus, hinter dem er jedoch in Witz und Anmuth des Ausdruckes zurücksteht.

Portugal. Von Portugal ist nur zu melden, wie es aus der tiefen Zerrüttung sich erhob, in welche es die Verbindung mit Spanien, die ihm all dessen Feinde auf den Hals lud, ferner der Abfall von demselben und die zweimalige Revolution gebracht hatte. Die Colonien waren verloren oder verwüstet, der Staatsschatz war erschöpft, die Verarmung war allgemein, denn Ackerbau, Schiffahrt und Handel lagen darnieder. Noch ärger als all das war aber die Zügellosigkeit des Volkes — es hatte in zwei Revolutionen entschieden, wer herrschen solle, und wollte auch ferner seine Launen verwirklicht sehen. Joao IV. hatte mit seiner Hilfe die Spanier vertrieben, diese hatten ihm dann geschmeichelt, um den neuen König wieder zu verdrängen; Affonso II. hatte sich Fehler zuschulden kommen lassen und Dom Pedro hatte ihn mit Hilfe des Volkes gezwungen,[1]) die Regierung niederzulegen — nun meinte der Pöbel, der Regierung alles abtrotzen zu können, und gab sich zum Spielball jedes Gesandten her, der ihn schlau für seine Zwecke zu gewinnen verstand. Ein Engländer berichtete damals an seine Regierung, es werde ein halbes Jahrhundert nöthig sein, um das Volk von Lissabon wieder an Gehorsam zu gewöhnen.[2])

üble Zustände.

Das Volk.

Dom Pedro II. Der junge Braganza, Dom Pedro II.,[3]) war also nicht auf Rosen gebettet, aber er löste seine schwere Aufgabe, eine langjährige und tiefgreifende Revolution zu schließen und viele schwere Wunden zu heilen, mit Umsicht und Beharrlichkeit.

Er war gerade kein Mann von tiefer wissenschaftlicher Bildung, aber er besaß eine schnelle Fassungsgabe, einen gesunden Verstand, ein richtiges Urtheil und hatte guten Willen; er war tief religiös und pflichteifrig;[4]) er war mäßig im Genießen, so einfach in seinem Essen, dass er — wie man sagt, nach alter Landessitte, welche die Frauen bis auf seine Zeit befolgten — auf dem Boden aß, der mit einem einfachen leinenen Tuch bedeckt war, und zwar nur mittelmäßige Gerichte, die für eine einzige Person zubereitet waren. Er trank nur Wasser, nie ein hitziges Getränk, und mochte Trinker nicht leiden. Der König zwang alle, welche in seine Nähe kamen, zu gleicher Enthaltsamkeit, was so gute Folgen hatte, dass ein Franzose jener Zeit berichtet: es gebe in ganz Europa kein Volk, welches der Trunkenheit weniger ergeben sei, als das portugiesische — und doch war Trunkenheit das Hauptlaster des siebzehnten Jahrhunderts. In seinem Gebaren war Pedro II. ohne allen Stolz; einfach, meist schwarz gekleidet, stets anständig; ernst, aber doch gefühlvoll, gegen Nothleidende sehr mildthätig: große Summen konnte er für Missionen verwenden. In der Arbeit war er beharrlich, Fremden gegenüber etwas schüchtern; das Spanische sprach er gut, das Portugiesische mit höchster Vollendung. — Seine Erholung waren körperliche Übungen, namentlich die Jagd; er war der geschickteste Reiter. Das Lieblings-

[1]) Vergl. oben S. 382.

[2]) Schäfer, Geschichte von Portugal, V, S. 1—51.

[3]) Geboren am 26. April 1648.

[4]) Der Geschichtschreiber Sousa theilt nach einem, von seiner Hand geschriebenen Blatt Vorsätze mit, „die er mit Gottes Gnade sich vorgenommen hat".

vergnügen der Portugiesen jener Zeit waren Stiergefechte, und der König theilte diese Neigung und setzte sich in hohes Ansehen bei der Menge, dass er bisweilen selbst zu Pferd, mit der Lanze gegen die wilden Thiere anrannte, ja sogar oft zu Fuß gegen sie kämpfte und dabei häufig eine bewunderungswürdige Thatkraft und Geschicklichkeit bewies. — Kein Volk war in jener Zeit freimüthiger, ja kecker in Äußerungen über die Obrigkeit, sogar über den König, als die Portugiesen. An Dom Pedro II.[1]) aber fanden sie nichts zu tadeln, als dass er zu sehr auf

[1]) Stammtafel des Hauses Braganza (vergl. Bd. VII, S. 381 dieses Werkes):

Johann IV., Herzog von Braganza, 1640—1656

Alfonso VI., König 1656—1668, † 1683.	Peter II., Regent 1668—1683, König 1683—1705
	Johann V., 1705—1750
Joseph Emanuel, 1750—1777	Peter III., Mitkönig 1777.
Maria I., Königin 1777—1816, Gemahl: Peter III.	

Johann VI., Regent 1792, König 1816—1826

Dom Pedro IV., entsagt 1826 in Portugal, 1831 in Brasilien, Gem.: Leopoldine, Tochter Kaiser Franz I., † 1836	Maria, Regentin, 1826—1828	Dom Miguel I., geb. 26. Oct. 1802, König 1828—1834, vermählt 1851 mit der Prinzessin Adelheid von Löwenstein-Wertheim

Maria II. da Gloria, 1826—1853, 1. Gem.: August, Herzog von Leuchtenberg, 2. Gem.: Ferdinand von Sachsen-Koburg	Pedro II., geb. 1825, Kaiser in Brasilien 1831, regiert seit 1840, vermählt mit Therese, der Tochter Franz I. von Neapel.	
Pedro V., 1855—1861.	Luis I., König seit 1861	
Karl, geb. 1863.	Alfonso, geb. 1865.	
	Isabella vermählt 1872 mit Ludwig v. Orleans	
Pedro, geb. 1875.	Ludwig, geb. 1878.	

Maria das Neves, Infantin de Braganza, geb. 1852, vermählt mit dem Infanten Alfons von Spanien.	Dom Miguel, geb. 1853, verm. 1877 mit der Prinzessin Elisabeth von Thurn und Taxis, (gestorben 7. Februar 1881).	Maria Theresia, geboren 24. August 1855, verm. 1873 mit Seiner kais. Hoheit dem Erzherzog Karl Ludwig, Bruder Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I.	Maria Josepha, geb. 1857, verm. 1874 mit Herzog Karl Theodor von Bayern 5 Kinder.	Adelgunde, geb. 1858, verm. 1876 mit Prinz Heinrich von Bourbon, Graf zu Bardi.	Maria Anna, geb. 1861.	Maria Antonia, geb. 1862, verm. 1884 mit Robert, Prinz von Bourbon Infanten von Spanien 5 Kinder.

Maria Annunciata, geb. 31. Juli 1876.	Elisabeth, geb. 7. Juli 1878.

Miguel, geb. 1878.	Franz Joseph, geb. 1879.	Maria Theresia, geb. 1881.

seine Räthe höre. Er wog nämlich alles zuerst sorgfältig ab, dann aber führte er unerschütterlich einen gefassten Beschluss durch und alle gestanden ein, dass ihm das Wohl und Gedeihen des Volkes am Herzen liege, wenn er auch zu strenge gegen die Schuldigen sei. Strenge war aber nothwendig, sollten die Räubereien auf den Straßen, sollten die Duelle, die Mordthaten aufhören. Gegen Ende der Regierung Dom Pedros konnte man zu jeder Stunde in der Nacht überall hingehen, ohne gefangen, beleidigt oder misshandelt zu werden, während man sonst nur immer das Geklirr der Schwerter hörte; an die Stelle der Armut war Wohlhabenheit getreten und an die Stelle der Leidenschaftlichkeit Humanität und feinere Bildung; auch die Fidalgos standen in Streitigkeiten vom Zweikampf ab und fügten sich dem Urtheil der Gerichte.

Marie de Nemours.

Dem König stand mit Rath und That seine Gattin zur Seite; zwar von Haus aus eine Französin, Maria de Nemours, lebte und webte sie jedoch in Gedanken nur für das Wohl Portugals. Ihre Briefe an Ludwig XIV. zeigen ihren Muth dem Monarchen gegenüber, welcher damals Europa beherrschte, die Selbständigkeit eigenen Urtheils, sowie ihre Liebe zu ihrem Gatten und feurigen Eifer für das Wohl ihrer neuen Heimat. Mehr als einmal hat der französische Herrscher auf ihren Wunsch einen Gesandten wieder zurückberufen, oder ist von einer Maßregel wieder abgegangen, die er sonst mit Leidenschaftlichkeit betrieb. Als sie 1683 aus dem Leben schied, schien Dom Pedro untröstlich; erst auf Andringen des Papstes entschloss er sich zu einer neuen Wahl. Sie fiel auf Maria Elisabeth, Tochter des Pfalzgrafen Wilhelm.

Alegrete. Vieira.

Der Werber um die neue Braut war Manuel Telles de Silva, Graf von Villa Mayor und Marquez von Alegrete, neben dem Jesuiten Vieira der bedeutendste Schriftsteller Portugals in dieser Zeit.[1]) In reinem Latein und mit Geist schrieb er das Leben Joaos II. Er holte die Braut in Heidelberg ab, und so hoch war das Ansehen Portugals schon gestiegen, dass ihm der Kurfürst den Vortritt ließ, den Ehrenplatz an der Tafel, auch den Vorrang vor der Kurfürstin und den Prinzessinnen. Welch ein Gegenstück zur Behandlung Portugals von Seite der Mächte im Anfang der Regierung Dom Pedros II. Da wollte jeder Gesandte den König hofmeistern; Frankreich wollte ihn zwingen, gegen Spanien Krieg zu führen; Spanien wollte ihn zwingen, mit ihm zu England und Holland zu halten; England wollte ihn zwingen, gegen Frankreich Krieg zu führen. Ludwigs XIV. wollte verfügen, wen des Königs Tochter, die Infantin Isabella, heiraten sollte; sie war schön, gut, geistreich und gebildet, machte aber durch ihren Tod all seinen Plänen ein Ende. Die Rührigkeit Ludwigs XIV., Portugal in die Bahnen französischer Politik zu lenken, ist außerordentlich: ein Zeitgenosse nennt sie ein wahres politisches Meisterstück.

Steigendes Ansehen Portugals.

Dom Pedro II. sah bald mit seinem klaren Verstande ein, dass Portugal vor allem der Ruhe bedürfe, dass es nicht Krieg führen könne, nicht einmal gegen das matt gewordene Spanien — klagte doch Schomberg, dass man ihm zwölfjährige Knaben als Rekruten sende. Des Landes Vortheil war,

---

[1]) Joseph Vieira heißt der lusitanische Cicero ob der Kraft seiner Beredsamkeit: sein Wissen war umfassend, sein Geist tief. Joao IV. verwandte ihn oft zu wichtigen diplomatischen Sendungen. Früher war er Missionär in Südamerika, später erwirkte Christine, welche den genialen Mann bewunderte, seine Berufung nach Rom. Er starb in Rom, Anton Vieira dagegen starb als Märtyrer in Japan.

wenn die Mächte, welche es früher bedrängten, miteinander Krieg führten. Als er im großen europäischen Kampf Stellung nehmen mußte, schlug sich Pedro II. auf die Seite Österreichs; dafür machten sich die Verbündeten anheischig, dem König von Portugal im Frieden die Abtretung der Rechte zu erwirken, welche sich Frankreich auf die Länder des Nordcaps anmaßte, so jenseits des Amazonenstroms liegen. Außerdem verzichtete Karl II., als König von Spanien, auf die Städte Badajoz, Albuquerque, Valencia und Alcantara, auf Guarda, Tuy, Bayona und Vigo. Die Mächte anerkannten, daß Portugal ein schweres Gewicht in die Wagschale von Europa werfe. Innocenz XIII. bat den König, seinen Einfluß auf Ludwig XIV. für den Frieden zu verwenden. Der Gesandte Englands bezeichnete Portugal als die Macht, welche am meisten für den allgemeinen Frieden Europas wirken könne. Das war die Folge einer weisen Politik. Sterbend noch empfahl Dom Pedro II. seinem Sohn Joao V., den Lauf der Gerechtigkeit durch keine menschliche Joao V. Rücksicht zu hindern, den Niedern wie den Großen gehörig Aufsicht zu schenken, und das Volk mehr als etwas anderes zu lieben. Weit entfernt, unumschränkt regieren zu wollen, berief Dom Pedro II. bei allen wichtigen Fragen die Cortes. — Zur Charakteristik dieser Zeit gehört noch

Die Musik.

Die Liebe zu ihr steigt, große Tondichter schaffen Meisterwerke. Der geistreiche Kaiser Maximilian II. ertheilte dem großen Componisten Orlandus de Lassus 1570 den Adelstand, ihm und seinen rechtmäßigen Nachkommen beiderlei Geschlechtes, und bemerkt im Diplom über die Bedeutung der Musik, daß sie Heiligem wie Profanem diene, für jedes Alter, für jede Lage passe Max II. über die Musik. und für alle Menschen angenehm und freudebringend sei, ein Aufmunterungsmittel für Menschen gewöhnlichen Standes, eine Zier für die höheren Stände; sie tröste im Unglück, sie erfreue im Glück. Darum hätten die Alten die Musik immer hochgeschätzt und sie als ein nothwendiges Erfordernis angesehen für ästhetische, wissenschaftliche und feine Bildung, für edle Denkungsart und Vollkommenheit. Er, der Kaiser, glaube auch, daß die Kenntnis dieser Kunst den Menschen zutheil geworden sei, um sie anzuspornen, die Mühen des Lebens zu ertragen, um der Bereitwilligkeit der Menschen entgegenzukommen, den Schöpfer des Weltalls nach Gebür zu preisen — und halte er darum für nützlich, diese herrliche Kunst zu fördern und ihre Jünger zu begünstigen und auszuzeichnen.

Die Geschichte verzeichnet den Fortschritt im Denken der Menschheit, sie Wort und Gesang. kann auch den Fortschritt im Fühlen nicht unbeachtet lassen. Wie das Wort der lautgewordene Gedanke ist, so ist der Ton das lautgewordene Gefühl, der Aus-

druck der inneren Erregung. „Wenn die Seele in Bewegung ist," heißt es bei Athenäus,[1]) „so pflegt sie in Gesängen und Tänzen sich zu ergehen, welche bei freien und schönen Menschen frei und schön sind, bei anderen anders." Ähnlich äußert sich Cicero,[2]) ähnlich unser Sprichwort: „Wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über"; was der Mensch im Innern still und verborgen denkt und will, muss aus ihm heraus in Tönen, Worten und Handlungen.[3]) Während aber die Sprache der Gedanken nur dem Genossen des eigenen Volkes, ist die Sprache des Gefühls allen Menschen verständlich, ist also Weltsprache. Der Tondichter wird darum viel weiter verstanden, als der Dichter in Worten. Wie aber jedes Volk wieder eigenthümlich ist in seinen Stimmungen, so ist es auch seine Musik, sie dient zur Charakteristik des Volkes. Die Tonkunst war mit dem innerlichen Leben der Völker aufs innigste verknüpft, galt den Alten als das Wissen des Wissens, als die Grundlage aller höheren Bildung. Bei den Griechen war Apollo der Führer der Musen und waren die alten Weisen Dichter und Musiker zugleich. Gesang und Musik begleiteten den Gottesdienst bei den begabten Völkern des Alterthums. Musik galt als wesentlich bei der Erziehung, als vorzugsweise geeignet, auf Leib und Seele zu wirken, als Mittel, die Seele zu reinigen, sie an Maß und Wohlordnung zu gewöhnen und ihr Liebe zum Schönen und Guten einzuflößen. Pythagoras soll täglich vor dem Einschlafen und nach dem Erwachen einen altdorischen Hymnus des Thaletas zur Harfe gespielt und gesungen haben, um mit beruhigter und rein gestimmter Seele in die Arme des Schlafes zu sinken und gleicherweise das neue Tagewerk zu beginnen. Plato verlangt, dass die Regierung auf die jeweilig herrschende Musik das strengste Augenmerk richte, damit diese keinen unsittlichen, weichen und frivolen Charakter annehme; eine neue Tonweise einführen, heiße die Stimmung der Gemüther, das Fundament der ganzen Staatsordnung ändern. Auch Aristoteles lehrt, dass die Musik zur sittlichen Tüchtigkeit beitrage, indem, wie die Gymnastik dem Körper, so die Musik dem sittlichen Charakter eine gewisse Beschaffenheit gebe und ihn gewöhne, sich auf die rechte Weise zu freuen.[4])

Die Alten über die Musik.

Pythagoras.

Plato.

Aristoteles.

Die Christen.

Naturgemäß war auch der Gesang beim Gottesdienste der Christen. Nach der Feier des Abendmahls „sangen sie den Lobgesang". Der Apostel mahnt: „Ermuntert einander in Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, mit Worten und Gesang den Herrn preisend in eurem Herzen."[5]) Der Statthalter von Bithynien meldet dem Kaiser Trajan, dass die Christen bei ihren Zusammenkünften heilige Lieder singen.[6]) Augustinus bemerkt,[7]) man habe gefühlt, wie der Gesang das Herz erweiche, dass fromme Gefühle in ihm aufwallen und dass die durch Musik erwärmte Sprache die Gemüther mächtiger ergreife, als die gesprochene; darum habe man die alte morgen-

---

[1]) Deipnosoph, XIV, 25.

[2]) Omnis enim motus animi suum quendam a natura habet vultum et sonum et gestum. De oratore. III, 57, 216.

[3]) Forkel, Allgemeine Geschichte der Musik, I, S. 53.

[4]) Vergl. die vielen Stellen der Alten über die Wirkung der Musik bei Lasaulx, Philosophie der schönen Künste. S. 132—145. München 1880.

[5]) Matth. 26, 30. Epheſ. 15, 19.

[6]) Plinius, Epist. X, 97. — Vergl. Bd. III, S. 308 dieses Werkes.

[7]) Conf. 18, 6, 14.

ländische Sitte, Hymnen und Lieder in den Kirchen zu singen, zur Zeit des Ambrosius auch in die abendländische Kirche eingeführt.

Ambrosius.

Die schönsten Tonweisen des Alterthums sind von der conservativsten Anstalt, die je war, von der katholischen Kirche erhalten worden. Die Juden brachten ihre Psalmen mit und die Heiden ihre Tonweisen. Vom großen Bischof von Mailand heißt es, er habe dem Chorale, den Antiphonen und Collecten vier alte Tonweisen (die dorische, phrygische, lydische und mixolydische) zugrunde gelegt und aus ihnen einen melodischen Gesang zusammengefügt,[1]) und dieser Ambrosianische Kirchengesang habe sich dann über das ganze Abendland verbreitet, bis er durch den Gregorianischen Choral (Cantus plenus) verdrängt wurde. Gregor der Große († 604)[2]) schuf durch das Aufstellen von acht Tonreihen und die Scheidung derselben in vier authentische (selbständige) und vier plagale (abhängige) Tonreihen ein vollständiges, der größten Mannigfaltigkeit fähiges musikalisches System:[3]) „Er ordnete die Gesänge nach den heiligen Zeiten, sorgte für die Aufzeichnung derselben in Tonschrift (Neumen), gründete eine Gesangsschule, in welcher er selber Unterricht ertheilte und statt der früheren metrischen Vortragsweise einen Gesang einführte, der sich mehr in gleichmäßigen Rythmen bewegte und auf freier Recitation beruhte." — Papst Vitalian führte um 660 die von Archimedes erfundene Orgel in den katholischen Gottesdienst ein, die als angemessenstes Tonwerkzeug fortan in der Kirche blieb, deren Gebrauch der Mönch Hucbald (um 930) durch seine Ars organandi und der Mönch Guido von Arezzo (gestorben 1037) durch Verbesserung der Tonschrift förderte.

Gregor der Große.

Die Orgel.

War es die Nachwirkung von Karls des Großen[4]) Eifer für Kirchenmusik oder die Begeisterung der Bevölkerung, oder richtiger das Zusammenwirken beider — genug, am Niederrhein stand die kirchliche, wie die weltliche Gesangkunst in höchster Blüte, bildete sich die Kunst der Polyphonie („der Vielstimmigkeit, in der jede Stimme für sich Melodie hat") zum vollständigen System aus und wurde der Grund für die weitere Entwickelung der Tonkunst überhaupt gelegt. Es ist in der Schule der Niederländer das Streben, die Kunst der Polyphonie allmählich zu entwickeln und ihrer höchsten Vollendung entgegen zu führen, und zwar auf Grundlage der kirchlichen Tonarten zur Verherrlichung des katholischen Cultus.

Die niederländische Schule.

Die Kunst der Niederländer war also eine wesentlich kirchliche Kunst.[5]) Zu den Berühmtheiten dieser Schule gehören Guilelmus Dufay aus Chimay im Hennegau 1360—1432, Sänger der päpstlichen Kapelle zu Rom. Ein jüngerer Dufay unterrichtete im Contrapunkt[6]) am burgundischen Hof (1455—1465).

Wilhelm Dufay.

---

[1]) Gerbert, De cantu et musica sacra, I, p. 45, 60, 90. — Lasaulx, l. c. S. 144.

[2]) Vergl. Bd. III, S. 714 dieses Werkes.

[3]) Bäumker, Palestrina. Freiburg 1877. S. 2.

[4]) Einhardi, Vita Caroli, cap. 26.

[5]) Das Nähere hierüber bei Bäumker, Orlandus de Lassus, l. c. S. 1—7, auf Grundlage von Coessemakers Werk: „Les harmonistes des XII, XIII et XIV siècles", 1864, und Ambros, Geschichte der Musik.

[6]) „Die Kunst des Contrapunktes bestand darin, einer Stimme eine oder mehrere

Okenheim. Sein Schüler Okenheim, Sänger der Kapelle Karls VII. von Frankreich, vervollkommnete die Kunst des Tonsatzes und brachte mehr Harmonie und Seele in

Pasquin de Prés. den Gesang. Sein fähigster Schüler war der geniale Pasquin de Prés, Mitglied der päpstlichen Kapelle bis 1484, wo Sixtus IV. starb, hierauf am Hofe zu Ferrara, dann erster Sänger der Kapelle Ludwigs XII. und zuletzt von Kaiser Maximilian I. zum Canonicus in Condé ernannt, wo er 1521 starb; wegen seiner geistvollen und anmuthigen Melodien der Liebling seiner Zeit, in kirchlichen Compositionen aber nicht bloß schön, sondern auch ernst und feierlich. Aus seiner Schule gieng namentlich Willaert hervor, der Gründer der venetianischen Tonschule, welche mehrchörige Compositionen aufführte, und Johann Tinctoris, der Gründer der neapolitanischen Tonschule.

Orlando Lasso Ihre höchste Höhe erreichte die niederländische Schule in Orlando Lasso oder Roland Laß, eigentlich Roland Lattre geheißen, geboren 1520 zu Bergen im Hennegau, dort anfangs Chorknabe, der aber durch seine herrliche Stimme solche Bewunderung erregte, dass er dreimal entführt wurde. Zweimal bekamen ihn die Eltern wieder, das drittemal kam er in die Dienste des Generals Ferdinand

in Palermo, von Gonzago, welcher, als Karls Vicekönig in Sicilien, ihn nach Palermo mitnahm. Im achtzehnten Jahre brach seine Stimme und verließ er deshalb seinen Herrn; er fand zuerst in Neapel, dann in Rom gastliche Aufnahme. Dort gab er 1545 das erste Buch vierstimmiger Messen heraus. Auf die Kunde von der Erkrankung seiner Eltern kehrte Orlando nach Mons zurück und bereiste dann mit einem Edelmann England und Frankreich, lebte hierauf in Antwerpen, vielfach im Verkehr mit Granvella, dem er das erste Buch seiner Motetten widmete. Durch die Fugger, welche so manches Talent großmüthigst unterstützten, kam

in München. Orlando 1557 nach München an den Hof des kunstliebenden Herzogs Albert V. von Bayern, welcher am genialen und zugleich gutgesitteten und liebenswürdigen Künstler ein solches Gefallen fand, dass er ihn zum Director seiner Kapelle ernannte und mit Gunstbezeugungen überschüttete. Zum Danke widmete Orlando dem Herzog seine geniale Composition „Die Bußpsalmen", die ebenso schöne Harmonie, als Fülle und Kraft zeigen, und ebenso erheben und trösten, wie sie erschüttern. Eine Abschrift dieser unsterblichen Leistung auf Pergament, vom Maler Hans Mielich mit Gemälden ausgestattet, in prachtvollem Einband, ist noch eine Zierde der Hofbibliothek in München. Dieser Composition folgte ein Band heiliger Gesänge zu fünf Stimmen und andere weltliche und geistliche Tondichtungen, die seinen Ruhm verbreiteten. Der Kaiser ertheilte dem Künstler den Adel, Papst Gregor XIII. machte ihn zum Ritter des goldenen Sporns, König Karl IX. verlieh ihm das Malteserkreuz, lud ihn an seinen Hof ein und ertheilte ihm

Albert V. prachtvolle Geschenke; Herzog Albert V., welcher ihn zu verlieren fürchtete, ehrte den Rückkehrenden mit einem Lobgedicht, dem Zeugnis seiner Liebe und Be-

---

andere Stimmen von ebenso bedeutendem Inhalte entgegenzustellen. Die Melodie, welche dem ganzen Satze zugrunde gelegt wurde, nannte man Cantus firmus, feststehenden Gesang oder Hauptmelodie. Diese entlehnte man dem Gregorianischen Choral, dem Volkslied oder auch später der eigenen Phantasie. Eine solche Hauptmelodie, welche dem mehrstimmigen Gesange zur Grundlage diente, umgab sich nun mit mehreren, aus ihr selbst entstandenen Gegenmelodieen durch den Contrapunkt, denn contrapunktieren heißt wörtlich punctum contra punctum oder Note gegen Note setzen. Kam auf eine Note der Hauptmelodie auch eine in der Gegenmelodie, so war dies der gleiche Contrapunkt; kamen aber auf eine Note der Hauptmelodie mehrere in der Gegenmelodie, so war der Contrapunkt ungleich. Nach bestimmten Regeln bewegten sich nun diese neu entstandenen Gegenmelodien theils über, theils unter der Hauptmelodie." Bäumker, l. c. S. 2—3.

wunderung. Der Künstler war in München hochgeachtet, hatte nie mit Nahrungssorgen zu kämpfen, besaß ein Haus in der Stadt, einen Garten in Schöngeising, ein Landgut in Putzbrunn. Ein edles Mädchen aus guter Familie wurde seine Gattin. Diese Behaglichkeit förderte seine Productivität, die Zahl seiner Schöpfungen ist groß: 2337, darunter 1527 geistliche; 1594 ereilte ihn, der sich wahrscheinlich überarbeitete, der Tod. Ein Zeitgenosse dichtete ihm die Grabschrift:

„Hic est Lassus, qui lassum recreat orbem
Discordemque sua copulat harmonia“ —

und der kunstsinnige König Ludwig I. setzte ihm ein Standbild in München. Seine Werke sind in neuerer Zeit wieder gedruckt, eifrig studiert und empfohlen worden. Man fand einen heiligen Ernst, eine gewaltige Kraft, einen keuschen Sinn in denselben; er habe alles Frühere nicht bloß vor sich, sondern in sich; er sei aber an sich ein universeller Geist, groß im Lyrischen und Epischen, der jedoch im Dramatischen am größten geworden wäre, wenn seine Zeit schon diese Musikgattung besessen hätte; es fänden sich aber in seinen Werken Züge episch-dramatischer Kraft, so dass man sich vom Geist des Dante und Michelangelo angeweht fühle. Vergleiche man Palestrina mit Raphael, so müsse man Orlando di Lasso dem großen Florentiner an die Seite stellen. Es ist nämlich üblich geworden, Musikwerke mit Gemälden und Bauten zu vergleichen; man nennt die Musik eine aus dem Raum in die Zeit übersetzte Architektur, die Architektur eine erstarrte Musik, denn in beiden herrsche neben der tiefsten Innigkeit der Seele ein streng mathematischer Verstand.[1] In dieser Beziehung bemerkt Lasaulx sinnig und schön: „Wie der Anblick eines hellenischen Tempels, der glänzend auf sonnigem Hügel ruht, durch die Wohlgestalt des Ganzen und das Ebenmaß seiner Theile die Seele harmonisch beruhigt und friedet, so wirkt auch heilige Tempelmusik, durch die Saiten der Seele dahinrauschend, viel Abgründliches aufregend und in den Schauern der Andacht sie schüttelnd, zuletzt reinigend und erhebend, und trägt sie empor von der Erde zum Himmel, aus dem getheilten in das ganze ungetheilte Sein.“[2] — Architectur und Musik.

Die niederländische Schule leistete viel Schönes, aber führte auch vielfach zur Verweltlichung der Kirchenmusik. Die Freude an der Kunst wurde oft zur Freude an der Künstelei; die Ausführung der Gesänge wurde leicht verworren und unangenehm; man grübelte Schwierigkeiten aus und dachte weniger an den einzig wahren Zweck der Kunst. Die Componisten schrieben oft mehr für das Auge und den Verstand, als für das Ohr und das Gefühl. Schon Papst Johann XXII. (1316—1324) klagt, dass einige Schüler der neuen Schule lieber ihre selbstersonnenen, als die alten Noten singen, dass infolge der Notenmenge die züchtig steigenden und die sanft fallenden Gänge, wodurch sich die Kirchentöne voneinander unterscheiden, verdunkelt werden; dass die Sänger das Ohr betäuben, statt es zu erquicken, und dadurch die Andacht stören. Auf dem Concil von Trient gab es deshalb Stimmen gegen jede Instrumentalmusik und nur für den einfachsten Kirchengesang: die heiligen Geheimnisse müssten mit der größten inneren und äußeren Andacht gefeiert Entartung der Musik. Johann XXII. Concil zu Trient.

[1] Hegels Werke, III, S. 133. — Proske, Einleitung zur „Musica divina“.
[2] Lasaulx, l. c. S. 122.

werden. In der zweiundzwanzigsten Sitzung wurde beschlossen, aus der Kirche sei diejenige Musik zu verbannen, welche im Orgelspiel oder Gesang eine Beimischung von Üppigem oder Unreinem zeige, damit das Haus des Herrn in Wahrheit als ein Haus des Gebetes erscheine.

Die Spanier.

Gegen diejenigen, welche alle polyphone Musik aus der Kirche verbannt wissen wollten, traten insbesondere die Spanier auf, weil sie ein ganz vorzügliches Mittel sei, die Herzen zu Gott zu erheben. Der Papst Pius IV. übertrug einer Congregation von Cardinälen die Vorschläge über die Reform der Kirchenmusik. Carlo Borromeo und Vitellozzo hatten Hauptstimmen darin, und es wurde beschlossen, Palestrina solle mit einer Messe beauftragt werden: genüge diese den Anforderungen, so solle die polyphone Musik bleiben dürfen; wo nicht, so sollen andere Verfügungen getroffen werden.

So kommen wir denn auf den größten und unübertroffenen Meister der Kirchenmusik, dessen „Improperien", „Stabat Mater" und „Messen" ewige Muster bleiben und eine stets neuströmende Quelle frommer Erhebung und Andacht sein werden.[1])

Pierluigi.

Lebensgang.

Dieser große Musiker hat seinen Namen von seiner Heimat Palestrina, wo er 1514 geboren wurde. Sein eigentlicher Name ist Giovanni Pierluigi Sante. Seine Eltern waren schlichte Landleute in bescheidenen Verhältnissen, die ihn oft nach Rom schickten, um dort die Früchte des Ackers feilzubieten. Der Kapellmeister von Santa Maria Maggiore war entzückt über die Stimme des singend an der Kirche vorübergehenden Knaben und lud ihn ein, ein Sänger in seiner Kapelle zu werden. Die Eltern willigten ein, denn Aussicht auf ein gutes sicheres Auskommen war damit verbunden. Das sind alle Nachrichten, die wir über Palestrinas Jugend haben; dann dass er beim Tonmeister Claudius Gaudimel aus Vaisson bei Avignon in die Lehre gieng, und dass Animucia und Nanini seine Mitschüler waren. 1544 wurde Pierluigi schon als Organist und Kapellmeister an die Kathedrale seiner Vaterstadt berufen; 1551 finden wir ihn als Singmeister der Knaben an der Basilika von St. Peter, und im gleichen Jahre schon als Kapellmeister an der gleichen Basilika. 1554 gab er sein erstes Werk, einen Band vierstimmiger Messen heraus, und widmete sie Julius III., der ihn dafür zum Sänger der päpstlichen Kapelle ernannte, obschon er nicht Cleriker und bereits verheiratet war. 1555 gab er

Madrigale.

seine „Madrigale", kürzere Gedichte, weltlichen oder geistlichen Inhalts, in Musik heraus, die ihm wegen der originellen Lebendigkeit und Anmuth den Beinamen „des großen Nachahmers der Natur" verschafften. 1560 wurden seine „Improperien" zum erstenmale aufgeführt, welche — wie die „Lamentationen" (1587), ebenso die „Motetten" auf den 137. Psalm, die er nach dem Tode seiner Frau (1581) dichtete und in welchem der Schmerz sich in die reine heilige Sehnsucht des Wiedersehens aufgelöst hat, wie das „Magnificat" (1591) und wie die Messe, welche vom Papst Marcellus den Namen hat — zu den schönsten Leistungen der Tonkunst gehören. Von dieser Messe war Pius IV. so entzückt, dass er ausrief: „Hier gibt ein Johannes im irdischen Jerusalem eine Vorempfindung

[1]) W. Bäumker, Palestrina. Ein Beitrag zur Geschichte der kirchenmusikalischen Reform des 16. Jahrhunderts. Freiburg 1877. — Kandler, Über das Leben und die Werke des Pierluigi de Palestrina.

von jenem Geſang, den der heilige Johannes im himmliſchen Jeruſalem einſt in prophetiſcher Entzückung vernahm.“ — Die kunſtvollen Formen des polyphonen Kirchengeſanges ſind mit der Einfachheit und religiöſen Stimmung der Töne verbunden. Paleſtrinas Meſſe entſchied für Beibehaltung der polyphonen Muſik in der Kirche. Von ſeinem „Stabat Mater“ ſagt ein Neuerer: „Dieſes einzige Werk hätte hingereicht, ihm die Anerkennung der ganzen Welt zu ſichern.“ — Dieſe Tondichtungen ſind derart tief und edel, einfach, erhaben und lieblich, daſs ein Neuerer mit Recht ſagt: „Hätte Italien und die römiſche Kirche nur den Paleſtrina, den Dante, den Leonardo da Vinci und Michelangelo geboren, jeder Spätere müſste es als gerecht anerkennen, daſs ſie länger als ein volles Jahrtauſend an der Spitze von ganz Europa geſtanden habe.“ [1]) — Von Gregor XIII. (1572—1585) erhielt Paleſtrina den Auftrag, den Gregorianiſchen Choralgeſang in ſeiner Reinheit wieder herzuſtellen. Dem König Philipp II. widmete auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch der große Meiſter einen Band ſeiner Meſſen, einen anderen dem kunſtſinnigen Herzog Wilhelm von Bayern. Paleſtrina ſtarb am 2. Februar 1594 unter den Tröſtungen der Religion, welche ihm ſein Freund, der heil. Philipp von Neri, ſpendete. Der Sterbende gab mit ſeinem Segen ſeinem Sohne Hygin den Auftrag, ſeine ungedruckten Compoſitionen, ſobald als möglich, „zur Ehre und zum Ruhm des allerhöchſten Gottes“ drucken zu laſſen. Papſt Clemens VIII. verſprach für eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke zu ſorgen.

Man hat Paleſtrinas Tondichtungen in Tiefe und Innigkeit mit dem Seelenfrieden in den Bildern des Fra Angelico da Fieſole verglichen, deſſen Fresken in der Kapelle des Vatican er ſo gerne beſchaute.[2]) Die Nachwirkung ſeiner Schöpfungen iſt bedeutend, in ſeinem Geiſte dichtete Gregorio Allegri Allegri, ein Verwandter des Correggio, deſſen zweichöriges „Miſerere“ für neun Stimmen einen Weltruhm erlangte. Heute ſtudiert man wieder ſeine Werke, um den hohen und ernſten Geiſt der alten Kirchenmuſik kennen zu lernen.

Der Vertiefung in der Kirchenmuſik folgte der Fortſchritt in der weltlichen Muſik. Schumann pflegte zu ſagen: „Wer Kirchen bauen kann, dem ſind Häuſer ein Leichtes.“

Wie in Florenz die Oper entſtand, iſt früher gezeigt worden.[3]) Dieſe Oper. Vereinigung der Künſte übte einen wahren Zauber auf die Italiener: von den Paläſten der Fürſten wanderte ſie in die Städte. In Venedig wurden von 1637 bis 1700 nicht weniger als 357 Opern aufgeführt. Von Italien gieng dann ihr Triumphzug durch Europa.

Wer möchte heute noch all die Namen dieſer Opern aufzählen! Die Oper iſt am meiſten vergänglich. Die Dichtung dauert unter allen Kunſt-

---

[1]) Laſaulx, l. c. S. 148.

[2]) Bäumker ſagt über dieſen Vergleich mit Fieſole (l. c. S. 58): „Was Fieſole in Farbentönen ausgedrückt, das hat Paleſtrina in anderen Tönen uns nahe gebracht. Beide erheben uns durch ihre Kunſt in den Himmel, während die Künſtler der ſpäteren Zeit, ſowohl in der Malerei wie in der Muſik, auf die Erde niederſteigen und uns den Himmel gleichſam auf die Erde bringen.“

[3]) Vergl. Bd. VII, S. 498, und Bd. VIII, S. 660 dieſes Werkes.

gattungen am längsten. Nicht bloß Shakespeares Stücke gehen heute noch über die Bühne, auch die „Antigone“ fesselt uns noch — an Homer wollen wir gar nicht erinnern, noch an die Psalmen, diese ewigen Lieder. Die Sprache ist eben der unmittelbarste Ausdruck unseres Empfindens und Denkens.

Gemälde und Werke der Plastik haben in der Regel eine lange Dauer. In beiden Kunstgattungen sind aus der Zeit zwischen Maximilian I. und Maximilian II. Leistungen vorhanden, die Deutschland zur Ehre gereichen. Fassen wir sie noch ins Auge, ehe wir an die Schilderung der großen englischen Revolution gehen! —

Albrecht Dürer.

Es wäre ein Frevel an Nürnberg, dieser geistig so regen Stadt, wenn wir eines seiner edelsten und berühmtesten Söhne, des Albrecht Dürer, nicht gedenken würden, des deutschen Apelles, der nach Goethes richtigem Urtheil, wenn man ihn in seinem Innersten erkennen lernt, an Wahrheit, Erhabenheit, selbst Grazie nur die ersten Italiener zu seinesgleichen hat, und der nicht bloß ein genialer Künstler, sondern auch ein edler Mann war.[1])

Abstammung.

Die Dürer stammmen aus einer deutschen Ansiedelung in Ungarn, aus Eytas, nahe bei dem Städtchen Gyula, wo sie von Ackerbau und Viehzucht lebten. Die Magyaren sprechen unsern Künstler vergebens als ihren Landsmann an, die Ansiedelung war deutsch. Ein Anton Dürer gieng zu einem Goldschmied in Gyula in die Lehre. Von seinen drei Söhnen wurde der jüngste Pfarrer in Großwardein, und der älteste, Albrecht, wieder ein Goldschmied. Dieser arbeitete einige Zeit bei großen Künstlern in den Niederlanden und kam dann auf seiner Wanderung 1455 nach Nürnberg, wo er als treuer Geselle beim Goldschmied Holper zwölf Jahre arbeitete, der ihm 1467 seine fünfzehnjährige Tochter Barbara zur Frau gab; damit erlangte Dürer auch das Bürgerrecht in Nürnberg. Diese Ehe war mit achtzehn Kindern gesegnet. Der zweite Sohn derselben ist unser Albrecht Dürer, der am 21. Mai 1471 das Licht der Welt erblickte und in der Taufe von seinem Pathen, dem Buchdrucker Anton Koburger, den Namen Albrecht erhielt. Der Vater heißt darum der ältere, der Sohn der jüngere Albrecht. Noch ist das Bild des Vaters mit dem Ausdruck des Ernstes und des tiefen Pflichtgefühls in der Pinakothek zu München vorhanden, vom Pinsel des Sohnes gezeichnet, der ihn auch mit der Feder innig geschildert hat:

Albrecht der Ältere.

[1]) Die Literatur über Dürer ist jetzt reich. Noch im Jahre 1847 konnte man nur aufzählen: Arend, Das Gedächtnis der Ehren Dürers. Goßlar 1728; Weiße, Dürer und sein Zeitalter, Leipzig 1819; Reliquien von Albrecht Dürer; Heller, Das Leben und die Werke Albrecht Dürers, Leipzig 1831; — jetzt sind eine Reihe von Forschungen über ihn gedruckt, wie die von Reichensperger, von Schnaase, Max Allihn, Hubert, van Weyer, Albert von Zahn, Waagen, Cornill, Rettberg, H. Grimm. Eye gab 1869 sein wertvolles Werk: „Leben und Werke Albrecht Dürers“ heraus; Thausing sein auf langer Jahre Forschungen beruhendes, scharfsinniges Werk: „Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst“, Leipzig 1876. — Sehr reichhaltig und anregend, wenn auch auf wenigen Druckbogen, ist die Schrift „Albrecht Dürer“ von Leopold Kaufmann, Köln 1881.

„Dieser mein lieber Vater hat sein Leben mit großer Mühe und schwerer, harter Arbeit zugebracht und von nichten anders Nahrung gehabt, denn was er für sich und sein Weib und Kinder mit seiner Hand gewonnen hat. Er hielt ein ehrbar-christlich Leben, war ein geduldiger Mann und sanftmüthig, gegen jedermann friedsam und dankbar gegen Gott." — — „Mein lieber Vater wandte großen Albrecht der Jüngere. Fleiß auf seine Kinder, sie zur Ehre Gottes zu erziehen, denn sein höchster Wunsch war, dass er seine Kinder wohl aufbrächte, damit sie Gott und den Menschen angenehm würden. Darum war seine tägliche Rede zu uns, dass wir Gott lieb haben sollten und treulich halten gegen unsern Nächsten. Und insbesondere hatte mein Vater an mir einen Gefallen, da er sah, dass ich fleißig in der Übung war, zu lernen. Und da ich schreiben und lesen gelernt hatte, nahm er mich wieder aus der Schule und lehrte mich das Goldhandwerk. Und da ich säuberlich arbeiten konnte, zog mich meine Lust mehr zu der Malerei, als zu dem Gold- Erziehung. schmiedehandwerk. Das stellte ich meinem Vater vor, aber er war es nicht wohl zufrieden, denn ihn reuete die verlorene Zeit, die ich mit der Goldschmiedlehre zugebracht hatte."

Doch war diese Zeit für Albrecht nicht verloren, denn das Goldschmiede-handwerk wurde damals ganz anders betrieben als jetzt, man arbeitete fast nur aus freier Hand, was ohne Geschicklichkeit im Zeichnen, Modellieren, Gießen, Treiben und Stechen unmöglich war. In diesen Lehrjahren legte Albrecht den Grund zu seinen großen Leistungen in der Kupferstecherkunst.

„Doch ließ er sie mir nach und da man zählte nach Christi Geburt 1486, Schüler Wohl-gemuths. am St. Andreastag, da gab mich mein Vater in die Lehre zu Michael Wohlgemuth, drei Jahre lang ihm zu dienen. In dieser Zeit verlieh mir Gott Fleiß, dass ich gut lernte, aber ich musste auch viel von seinen Knechten leiden."

In wenig Zügen das Bild frommen altdeutschen Familienlebens und der Lehrjahre eines Künstlers. Dass Begabung und Liebe zum Zeichnen sich früh schon bei Dürer kundgab, zeigt ein Selbstporträt, das er vor dem Spiegel nach- Erstes Bild. zeichnete, ein frisches, kühnes Knabengesicht.[1]) Michael Wohlgemuth war damals der erste Maler in Nürnberg, der auch in der Ferne hohen Rufes sich erfreute;[2]) nach den schönen Worten Blancs „einer von den Meistern, die still und ehrbar im bescheidenen Atelier malten, wenig den Ruhm suchten, sondern arbeiteten, als ob sie eine Pflicht erfüllten". Nach den wenigen Gemälden, die noch von ihm erhalten sind, war er ein bedeutender „Meister in kräftiger Ausführung derber Gestalten, in klarer Farbe und in zartem Ausdruck der weiblichen Figuren". Albrecht musste an den Gemälden mitarbeiten unter Wohlgemuths Aufsicht und bekam dabei Zurechtweisung in allen Handgriffen. Er bewahrte seinem Lehrer, der bis 1519 lebte, immer kindliche Liebe und Ehrerbietung, obschon er ihn bald hoch überflog. Seine Hand hat das Bild des Lehrers mit der hochgebauten Stirn und dem großen Auge, aus dem der rege Geist spricht, der Nachwelt erhalten.

Wohlgemuth war aber nicht bloß Maler, sondern auch Zeichner für Holz- Holz-schnitte. schnitte, die damals sehr beliebt waren und auf Jahrmärkten und Messen viel verkauft wurden; anfangs waren sie roh gearbeitet und wurden bemalt. Bei den Dürer'schen Arbeiten ist dies nicht der Fall, ihre Wirkung liegt bloß in

---

[1]) Noch vorhanden in der Sammlung des Erzherzogs Albrecht, wieder mitgetheilt in Thausings „Dürer".

[2]) Sein Bild nach einer Kreidezeichnung in der Albertina zu Wien.

dem Unterschied zwischen Hell und Dunkel, zwischen Licht und Schatten. Dürer hat die Holzstöcke nicht selbst geschnitten, hatte jedoch solche Kenntnis in der Technik, das Holz zu schneiden, dass er imstande war, die Arbeiter zu überwachen, nachdem er das Bild auf den Holzstock gezeichnet hatte. In diesen Bildern ist ein großer Fortschritt; damals waren die Dürer'schen Bilder um Weniges zu haben, heutzutage werden sie hoch bezahlt. Der Grund liegt in Dürers Genie, in der Ideentiefe, in der Schönheit seiner Bilder, in der einfachen Wirkung von Schatten und Licht. Dürer war damals erst siebenundzwanzig Jahre alt.

Dürer erzählt: „Und da ich ausgedient hatte, schickte mich mein Vater hinweg, und ich blieb vier Jahre aus, bis dass mich mein Vater wiederforderte, und als ich 1490 hinwegzog nach Ostern, darnach kam ich wieder, als man zählte 1494 nach Pfingsten." Weiter gibt Dürer über diese vier Jahre keine Nachricht. Wir haben nur eine Nachricht von einem Freunde, dass er Deutschland durchwanderte und 1492 nach Colmar gekommen sei, wo er aber Martin Schongauer, was er so sehr gewünscht hatte, nicht mehr traf, denn dieser war schon 1488 gestorben, aber von dessen Brüdern, den Goldschmieden Caspar und Paul, wohl empfangen wurde; auch in Basel sei er von dessen Bruder, dem Goldschmied Georg, freundlich empfangen und gehalten worden. Weiters hören wir, ein alter Mann sei in Straßburg sein Lehrer geworden auf Pergament. Dürer reiste als Wanderbursche, arbeitete in einer Werkstätte, wo es ihm gefiel und er zugleich etwas lernen konnte. Aus dieser Zeit sind einige Bilder in Sammlungen zerstreut. Thausing verlegt[1]) in diese Zeit eine erste Reise nach Venedig, zu dem ihn hinziehen mochte, was er von Nürnbergern, die viel mit Venedig verkehrten, über die Lagunenstadt gehört hatte, zumal auch sein Freund Wilibald Pirkheimer in Pavia studierte. In eine Reise durch Tirol verlegt auch Thausing in diesen vier Jahren einige schöne Zeichnungen von Landschaften, welche noch vorhanden sind, und seine genialen Fortschritte anzeigen. Thausing bemerkt sehr sinnig:[2]) „Dürer war sich wohl bewusst geworden, dass er den Charakter der Landschaft nur durch Erforschen der Einzelformen ergründen, dass er deren Stimmungen nur mittelst der Farbe nachempfinden könne. In diesem Sinne gab er sich mit ganzem Herzen dem Studium der Natur hin. Mit Vorliebe verwendete er namentlich in früheren Werken landschaftliche Hintergründe, wo der Gegenstand und der Geschmack der Zeit es nur immer gestattete. Hatte die Darstellung der bloßen Landschaft auch noch keinen Markt, für Dürer hatte dieselbe bereits eine ganz selbstständige Berechtigung. Wie mächtig musste der Drang dazu auch schon in ihm sein, wenn er sich ohne Aussicht auf Entgelt ihrem Studium so eifrig hingab zu einer Zeit, da er noch gar sehr auf Erwerb angewiesen war. Die hohe Schule seiner Ausbildung zum Landschafter war aber seine Wanderschaft, auf welcher er nothwendig in steter Berührung mit der treuen Natur blieb. Es muthet uns eigenthümlich an, wenn wir uns denken, wie der deutsche Jüngling fröhlich über Berg und Thal dahinzog, Herz und Auge offen für jeden neuen Eindruck, und ist der Fuß ermüdet oder hat ihn der letzte Anblick hingerissen, dann gibts eine Rast — und aus jeder Rast wird ein Bild. Unzählige Menschen sind vor Dürer schon desselben Weges gezogen, keiner aber vor ihm hatte das Auge, diese Formen und Farben zu sehen, keiner die Hand, sie auf einem Blättchen festzuhalten. Wenn dies den später Nachfolgenden leichter gelang, so hat Dürer ein wesentliches

Wanderschaft.

Landschaftsbilder.

[1]) Vergl. Cap. V: Wanderschaft und Landschaftsmalerei.
[2]) L. c. S. 98—99.

Verdienst daran, er ist der Begründer der selbständigen modernen Landschaftsmalerei.

„Nach solchen Vorstudien, von denen gewiss nur der kleinere Theil auf uns gekommen ist, werden wir den Reichthum von landschaftlichen Motiven begreifen, den Dürer über seine historische Compositionen nur so ausgestreut hat. Sie verleihen seinen Gemälden, wie seinen Holzschnitten und Kupferstichen keinen geringen Reiz; sie bilden auch jenen Theil derselben, der überall und bei jeder Geschmacksrichtung ungetheilte Bewunderung fand, und nirgends mehr, als bei den gleichzeitigen italienischen Meistern, die sich vielfach und bis zu Raphael hinaus in der Benutzung und Entlehnung von Dürers Landschaften gefielen. Fast ein Jahrhundert früher schon hatten Hubert und Jan van Eyck damit begonnen, die Hintergründe ihrer Gemälde der Natur zu entlehnen, statt dieselben mit Gold auszufüllen. Dürer gieng einen Schritt weiter, indem er der wirklichen Landschaft bis ins Einzelne getreulich nachfolgte und sie zuerst zu einem besonderen Gegenstande seiner Darstellung machte, wenn auch mehr nur für sich als für andere. In völliger Selbstvergessenheit und so unbedingt hat er sich an die Natur hingegeben, dass heute noch der Beschauer seine Landschaft ihm ohne allen Vorbehalt nachempfinden kann. Von seinen Nachfolgern in Oberdeutschland hat bloß Albrecht Altdorffer eine Zeitlang seine Bahn weiter verfolgt; die späteren Nürnberger Meister, wie Hirschvogel, Lautensack und andere verfielen alsbald der Manier; und mehr als ein Jahrhundert musste vergehen, bevor die Niederländer auf die schlichten Naturanschauungen Dürers zurückkamen, um dann auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei das Höchste zu leisten."

Dürer

und die van Eyck.

Im Jahre 1494 wurde Dürer von seinem Vater heimberufen: „Und als ich heimgekehrt war, handelte Hans Frey mit meinem Vater und gab mir seine Tochter mit dem Namen Jungfrau Agnes, und gab mir zu ihr 200 Gulden und hielt die Hochzeit, die war am 14. Juli im Jahre 1494." — Das war die Weise jener Zeit: die Väter verhandelten die Ehe. Die Braut war aus dem Kaufherrngeschlechte der Frey, die den rathfähigen Familien für ebenbürtig galten, ihre Mutter stammte aus einem der angesehensten rathfähigen Geschlechter; 200 Gulden war in jener Zeit eine gute Aussteuer, für 270 Gulden hat ja Dürer Haus und Garten gekauft. Dürer war einer der schönsten Männer seiner Zeit[1]). Sein Freund Camerarius schildert ihn mit den Worten:[2]) „Ihm habe die Natur einen Körper gegeben, der ansehnlich von Gliederung und Haltung war und geeignet für den feinen Geist, den er erhielt. Er hatte ein ausdrucksvolles Gesicht, glänzende Augen und eine wohlgebildete gebogene Nase. Sein Hals war wenig gestreckt, seine Brust weit, der Leib mäßig, die Schenkel nervig und die Füße fest. Nichts Schöneres konnte man sehen als seine Hand." Goethe sagt von einem Porträt Dürers aus dem Jahre 1493: „Ein ernstes Jünglingsgesicht, keimende Barthaare um Mund und Kinn, das Ganze herrlich gezeichnet, rein und unschuldig, harmonisch in seinen Theilen, von der schönsten Ausführung, vollkommen Dürers würdig." Dürer hatte also einen eigenen Hausstand und arbeitete mit Gesellen. Ein treuer Sohn, ernährte er mit seiner Hände Arbeit Vater, Mutter und Geschwister. Er war in der Vollkraft und Freude seines Schaffens; Gemälde von hohem Wert, wie Holzschnitte und Kupferstiche entströmten jetzo seiner Hand. 1498 erschien eine seiner herrlichsten Holzschnittfolgen, die „Geheime Offenbarung

Heirat.

Gestalt.

Ein treuer Sohn.

[1]) Vergl. das Bild bei Thausing.
[2]) Kaufmann, l. c. S. 10.

Offenbarung Johannis. Johannis", fünfzehn große Holzschnitte mit lateinischem und deutschem Texte, 1511 in dritter Auflage mit bloß lateinischem Text; sie ist eine seiner genialsten Leistungen. Kaufmann bemerkt darüber: „Wollte man den Versuch wagen, die fünfzehn Blätter der ‚Apokalypse' in allen Einzelheiten zu erklären, so würde man sich eine unlösbare Aufgabe stellen; der Reichthum an Ideen, die Fülle von interessanten einzelnen Zügen, die gewaltigsten Gegensätze, die Schrecken des göttlichen Strafgerichts und der ewige Friede der Seligen lassen bei einem ursprünglichen Studium immer wieder neue und ungeahnte Lichtblicke hervortreten, die es unmöglich machen, für das beschreibende Wort das richtige Maß und die passende Form zu finden." Das alles hat Dürer mit siebenundzwanzig Jahren geleistet; er kam dadurch jetzt mit den ersten Männern seiner Zeit in Berührung.

Dürer in Venedig. 1505 unternahm Dürer eine Reise nach Venedig. Vasari behauptet, er habe diese Reise unternommen, um sich bei der Signoria über die unbefugte Nachbildung seiner Blätter durch Marc Antonio zu beschweren. Wilibald Pirkheimer, sein Gönner und Freund, gewährte dem Künstler einen Vorschuss zu dieser Reise, die er zu Pferd mit einem Vorrath von Kunstwaren in Kupferstichen und Holzschnitten unternahm. Die Deutschen besaßen damals noch in Venedig ein eigenes Stadtviertel, dann am Rialto ein eigenes Kaufhaus und eine Kirche, die, eben neu erbaut, eines Altarbildes bedurfte. Dürer erhielt den Auftrag, ein solches zu malen; es fiel so gut aus, dass man davon sagte, ein erhabeneres und lieblicheres Gemälde habe man im ganzen Lande nie gesehen. Der Doge von Venedig, Lionardo Loredano, der Patriarch von Aquileja, der Gelehrte Domenico Grimani kamen in Dürers Werkstätte, um das Gemälde zu besehen. Die Signoria bot Dürer einen Jahresgehalt von 200 Goldstücken an, wenn er für immer seinen Aufenthalt in der Lagunenstadt nehmen wolle; doch Dürer lehnte ab aus Vorliebe zu seiner deutschen Heimat, obschon er in Venedig hochgeehrt war. Neidlos erklärten ihn berühmte Maler von Bologna für den ersten Künstler seiner Zeit. Das Bild, das er für die deutsche Kirche malte, hat den Namen des „Rosenkranzfestes". Die heilige Jungfrau sitzt mit dem Jesukind vor einem Baldachin, den zwei Engel tragen, in einer heiteren Landschaft, links kniet Papst Julius II., dem das Jesukind, rechts der Kaiser Maximilian, dem die heilige Jungfrau den Rosenkranz überreicht, der heil. Dominicus zur Rechten Marias setzt einem dienenden Priester des Papstes den Rosenkranz auf, kleine Engel geben den Rittern und Bürgern und schönen Frauen in den Gruppen die Rosenkränze. Im Hintergrunde ist die Burg von Nürnberg und Dürer mit der Inschrift: „Albertus Dürer, Germane 1506". Dürer wollte also in Italien die deutsche Malerei zu Ehren bringen, was ihm auch gelang. Kaiser Rudolf II. wusste das Bild ein Jahrhundert später zu erwerben und ließ es auf den Schultern von vier starken Männern, damit es nicht beschädigt würde, von Venedig nach Prag tragen. In Bologna, wohin er von Venedig aus sich begab, war Dürer hochgeehrt; er wollte dort in der Kunst der Perspective sich belehren lassen. Thausing meint durch Luca Paëfoli, einen Freund des Leonardo da Vinci, der wahrscheinlich auch dort weilte, weil Julius II. damals dort Hof hielt. In einer großen Malerversammlung in Bologna soll Dürer aus freier Hand mit der Kohle einen Kreis auf einen Tisch gezeichnet haben, der, nachgemessen, ein vollkommenes Rund ergab.

in Bologna.

Das Rosenkranzfest.

Obschon angeregt durch die Italiener, blieb Dürer doch in seiner Eigenart unberührt. Er stand damals auf der Höhe seiner Kraft und schuf rasch nacheinander eine Reihe von Bildern, welche das Entzücken seiner Zeitgenossen waren,

und welche die Nachwelt als Juwele der Kunst betrachtet. Die auf zwei Holztafeln gemalten Bilder von „Adam und Eva“ gelten als die vollendetsten Menschengestalten, welche die Kunst des Nordens bis dahin hervorgebracht hat; sie befinden sich jetzt in der Gallerie Pitti zu Florenz. Ferner trägt das große Bild, das den „Tod der Märtyrer von Nikomedien“ vorstellt und vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen 1507 bestellt war, den Stempel der Vollendung. Kaiser Rudolf II. wusste später auch dieses Bild zu erwerben, jetzt ist es ein Schmuck der kaiserlichen Wiener Gemäldesammlung. Für die „Himmelfahrt Marias“, welche der kunstliebende Kaufherr Jakob Heller von Frankfurt am Main für die dortige Dominicanerkirche bei ihm bestellte, erhielt Dürer 200 Gulden und seine Frau einen Schmuck. Es wurde so sehr geschätzt, dass 1607 ein Reisender darüber schreibt: „Es ist unglaublich, was dieses Stück den Mönchen jährlich einbringt und nutz ist nur allein von dem Schenken an Trinkgeldern, die von Herren, Kaufleuten, Reisevolk und Kunstliebhabern geschenkt werden.“ Der Kurfürst Maximilian I. von Bayern kaufte dem Kloster das Bild ab gegen eine jährliche Rente von 400 Gulden und gegen eine gute Copie des Bildes von Juvenel. Diese Copie ist in Frankfurt noch erhalten, und zeigt, dass Dürer hier ein Meisterstück geliefert hat, welches von keinem anderen seiner Gemälde übertroffen wird. Das Original aber ist leider bei dem großen Brande des Residenzschlosses in München 1674 zugrunde gegangen.

Adam und Eva.

Märtyrer von Nikomedien.

Himmelfahrt Mariä.

In das Jahr 1511 fällt die berühmte „Anbetung der heil. Dreifaltigkeit“, welches für die Landauer Bruderhalle in Nürnberg bestellt war und jetzt eine Zierde der kaiserlichen Gemäldesammlung in Wien ist: es stellt die heil. Dreifaltigkeit dar, wie sie von Engeln und Menschen verehrt wird. Die Engel und Seligen schweben, die Menschen knien in Anbetung, links die geistlichen, rechts die weltlichen Stände. Thausing bemerkt darüber:[1]) „Alles gehe in einem einzigen jubilierenden Gefühl, in der Freudigkeit an der Erlösung der Creatur auf von allen Leiden durch das Mysterium des einen göttlichen Leidens.“ Goldig, zart und duftig sei das Ganze behandelt, in keinem anderen Gemälde, weder Dürers, noch eines anderen Meisters, sei seitdem eine solche Vergeistigung der Farbe angestrebt worden; es sei, als hätte er nach den malerischen Äquivalenten des Sphärenklangs gesucht. Und heute noch leuchtet es unverändert in seiner ganzen duftigen Farbenpracht, ein wahres Juwel der Kunst.

Heilige Dreifaltigkeit.

In dieselbe Zeit fallen die drei großen Reihenfolgen in Holz geschnittener Blätter, die große und die kleine „Passion“ und das „Leben der Jungfrau Maria“. Hier zeigt sich aufs glänzendste der hohe Sinn Dürers und seine unerschöpfliche dichterische Behandlung und Gestaltungskraft. Die große Passion hat 12 Blätter, die kleine 38, jene beginnt mit dem Abendmahl und endet mit der Auferstehung; die kleine beginnt mit dem Sündenfall und endet mit dem Weltgericht. Springer bezeichnet die große Passion als die dramatische: „Reiche Volksscenen schreiten an unserem Auge vorüber, wildkämpfende Leidenschaft, scharfe Gegensätze drängen sich heran und machen die Handlung lebendig.“ In der kleinen Holzschnitt-Passion greift Dürer weit aus, wie es dem sorgfältigen Erzähler geziemt und führt seinen Gegenstand von dem Sündenfalle bis zur Wiederkehr Christi bei dem Weltgerichte in epischem Gleichmaße fort. Viele Maler selbst ferner Völker haben seither von hier die Motive zu ihren Bildern entlehnt, von den Italienern, z. B. Andrea del Sarto, Ubaldini, Cosimo Tura, Jacopo

Die Passion.

[1]) Thausing, l. c. S. 309. — Springer, Bilder, S. 197.

da Pontorno; noch häufiger wurden die Dürer'schen Holzschnitte von Kupferstechern nachgeahmt, insbesondere von Marcantonio Raimondi, der mehr als 60 Dürer'sche Holzschnitte in Kupferplatten übertrug; namentlich in Deutschland und in den Niederlanden ist Dürer geplündert worden. — Das „Marienleben" erschien 1511 in 20 Blättern im Verlage von Dürer und hat nach Leopold Kaufmans richtiger Bemerkung am meisten dazu beigetragen, in unserer Zeit die Verehrung Dürers in die weitesten Kreise zu verbreiten; denn „es führt unmittelbar in das innerste Heiligthum des kindlich reinen und frommen Meisters und läßt uns theilnehmen an den Huldigungen, die er in Andacht und frommer Verehrung der Königin des Himmels, der Muttergottes, darbringt. Nie tritt das deutsche Gemüth so rein und voll heraus als in diesen Blättern." Wie der Dichter des „Heliand" Christus als deutschen König zeichnet, der in das Seine kommt, seine getreuen Mannen sammelt und für sie stirbt, so zeichnet Dürer Maria als die herrlichste der Frauen mit deutschen Zügen. Das „Marienleben" ist ein deutsches Idyll, das die Herzen des Beschauers durch seine Schönheit, seine Innigkeit, seine Tiefe fesselt. Aus demselben Jahre 1511 ist auch der Holzschnitt der „Heiligen Dreifaltigkeit" von solcher Majestät der Anordnung und Kühnheit der Zeichnung, ferner mehrere „Heilige Familien" und die „Beschenkung des Christkindes durch die heiligen Dreikönige".

Marienleben.

Dürers Ruhm wuchs durch solche Leistungen, aber auch sein Vermögen; im Jahre 1510 war er schon Besitzer von zwei Häusern und einem Garten in Nürnberg. Seine Eltern hatten noch den Ruhm ihres treuen Sohnes und liebevollen Pflegers erlebt. Sein Vater verschied 1502. Wie sehr der Sohn an ihm hieng, ergibt sich aus seinem Tagebuch: „Da er den Tod vor Augen sah, gab er sich willig dar und mit großer Geduld, empfahl mir meine Mutter und befahl mir, gottgefällig zu leben. O, ihr all meine Freunde, wollet seiner Seele gedenken mit einem Vaterunser, auch um euerer Seele willen, auf daſs wir dadurch, daſs wir Gott dienen, auch ein seliges Leben erwerben." — Seine Mutter, die er nach des Vaters Tod zu sich nahm und jahrelang zärtlich pflegte, starb 17. Mai 1514. „Sie gab mir auch zuvor ihren Segen und wünschte mir den Frieden Gottes mit allen schönen Reden, auf daſs ich mich vor Sünden hüten solle. Sie fürchtete auch den Tod sehr, aber sie sagte, vor Gott zu kommen, fürchte sie sich nicht. Ich sah, wie sie Mund und Augen schloſs und mit Schmerzen verschied, während ich ihr vorbetete. Darüber habe ich solchen Schmerz empfunden, daſs ich es nicht aussprechen kann. Gott sei ihr gnädig! Ihre größte Freude ist es stets gewesen, von Gott zu reden, und gerne sah sie die Ehre Gottes. Sie war im dreiundsechzigsten Jahre, da sie starb, und in ihrem Tode sah sie noch viel lieblicher aus, als da sie noch das Leben hatte." Wie Dürer in seinem Tagebuch fromm das Bild der Mutter zeichnet, so hat er mit dem Pinsel ihr Bild erhalten, eine der besten Leistungen der Porträtmalerei.

Tod des Vaters.

der Mutter.

Mit seinem Ruhm in der Welt stieg Dürers Ansehen in der Vaterstadt; er wurde zum „Genannten des großen Rathes" erwählt und erhielt 1510 ehrenvolle Aufträge, so den Saal, in welchem die Reichskleinodien jedes Jahr zur Schau ausgestellt wurden, mit zwei Bildern zu schmücken, nämlich dem Karls des Großen und Sigismunds. Beide Bilder sind noch erhalten, aber stark übermalt. Karl der Große macht einen gewaltigen, majestätischen Eindruck. Es ist ein Idealkopf mit langer, scharfer Nase, reichem Bart und Haar, die nußbraun, ein wenig mit grau gemischt, herabwallen. Ehrfurchtgebietend schaut er aus den braunen Augen, und die etwas vortretende Unterlippe erhöht noch den

Bild Karls des Großen

Ausdruck der Entschlossenheit.[1]) Weniger schön ist das Bild Sigismunds, offenbar nach einem älteren Porträt gemacht. 1512 waren beide Tafeln vollendet, der Künstler erhielt von der Stadt dafür 85 Gulden. und Sigismunds.

In diesem Jahre hielt sich Kaiser Maximilian I. vom 4. bis zum 15. Februar in Nürnberg auf und hatte in seinem Gefolge den gekrönten Dichter und Mathematiker Johann Stab (Stabius), einen Humanisten der Wiener Universität, einen Mann von scharfem Verstand und großer Gelehrsamkeit, der sechzehn Jahre lang ununterbrochen im Krieg oder Frieden des Kaisers Begleiter war. Durch diesen kam Dürer in Berührung mit dem Kaiser, der damals sein ganzes Leben in einem Buch zur Belehrung des Volkes dargestellt wissen wollte. Das Werk sollte den Titel haben „Der Triumph" und den ersten Theil desselben die „Ehrenpforte" bilden und Dürer die Zeichnungen dazu liefern. Den Text, den Plan des Ganzen, machte Stabius. So entstand Dürers größter Holzschnitt, „Die Ehrenpforte des Kaisers Max". Zum Abdruck des Holzschnittes war ein Papierblatt von 126 Zoll Höhe und 108 Zoll Breite erforderlich, denn 46 Druckstöcke gehörten dazu. Dürer ließ sich den Auftrag angelegen sein, seine Zeichnungen sind wertvoll, aber eine einheitliche, ästhetische Gesammtwirkung machte der Verfasser des Textes unmöglich. Hätte Dürer allein den Auftrag erhalten, er hätte sicherlich ein leicht verständliches, kurz zu bezeichnendes Kunstwerk geschaffen, so aber strotzt das Werk von Gelehrsamkeit und Allegorien und ist schwer zu erklären. Übrigens war der Kaiser mit Dürers Leistung sehr zufrieden und machte den Künstler durch Urkunde vom 12. December 1512 steuerfrei. — Die Urkunde hebt hervor, wie Dürer in der Kunst der Malerei über andere Meister gerühmt sei, und verdiene ob seiner Kunst des Kaisers Gnade und die Ehrung der Heimat. — Die Räthe der Stadt ließen jedoch Dürer keine Ruhe mit Bitten, bis er auf die Befreiung von allen Steuern verzichtete. Auch am zweiten Theile des Werkes arbeitete Dürer 24 vortreffliche Holzschnitte aus, Burgkmair deren 66, Wilibald Pirkheimer schrieb den Text. Dieser zweite Theil heißt „Der Triumphwagen" und erschien mit beweglichen Lettern der Text gedruckt 1522 im Verlage von Dürer. Max hatte seinen Dank dem Künstler in einer Anweisung von jährlichen hundert Gulden auf die gewöhnliche Stadtsteuer von Nürnberg ausgedrückt „in Betracht der Kunst, Geschicklichkeit, Verständigkeit, wegen deren unser und des Reiches Getreuer, Albrecht Dürer, vor uns gerühmt wird, desgleichen die angenehmen, nützlichen und getreuen Dienste, die er uns und dem heiligen Reiche, auch unserer eigenen Person in mannigfaltiger Weise oft und bereitwillig gethan hat, noch täglich thut und hinfort wohl thun mag und soll". Diese Anweisung wurde richtig ausbezahlt, auch vom Kurfürsten Friedrich von Sachsen geachtet, als der Kaiser ihm die ganze Nürnberger Stadtsteuer verpfändete. Max gab Dürer auch den Auftrag, die sechs Schutzheiligen Österreichs in Holzschnitten darzustellen, und so entstanden die schönen Bilder des „heil. Koloman", des „heil. Leopold", des „heil. Poppo" und des Bischofs „Otto von Freising". Von Dürer sind auch die Zeichnungen zu dem berühmten Gebetbuch Maximilians, dessen lateinischen Text der Kaiser für seine Person zum Theil selber abgefaßt hatte oder hatte abfassen lassen. — Johann Schönsperger in Augsburg besorgte den Druck auf Pergament, die Ränder um den Text sollte Dürer mit Zeichnungen ausfüllen; 45 Blätter sind darin von Dürer, von gedankenreichem Inhalt; „sie stehen mit dem Text in sinnigen Beziehungen und verhalten

Maximilian I.

Stabius.

Ehrenpforte.

Dürer geehrt durch den Kaiser.

Triumphwagen.

Des Kaisers Gebetbuch.

[1]) Thausing, l. c. S. 368.

Sinn der Bilder.

sich zu demselben theils als Illustration, theils als vieldeutige Anspielung, theils auch wohl als kecke Parodie. Neben den Gebeten an die Heiligen stehen ihre Bilder, neben der Betrachtung über die Gebrechlichkeit schreitet der Arzt mit dem Fläschchen; neben dem Gebete um Trost in der Todesstunde steht der Tod, wie er einen Ritter erschaut, der entsetzt zum Schwerte greift; neben dem Gebete für die Wohlthäter steht ein reicher Bürger, der einem Bettler ein Almosen reicht; an der Spitze des Psalters kniet König David und spielt auf der Harfe. Kampfscenen zwischen Rittern und Lanzknechten erläutern das Gebet um Rettung in der Kriegsgefahr. Wo von der Versuchung die Rede ist, spielt Reinecke auf der Flöte den Hühnern ein Liedlein vor. Beim Psalm: „Singet dem Herrn ein neues Lied" spielt aus Leibeskräften eine Gruppe Dorfmusikanten; zum Loblied auf die heilige Jungfrau, die im Ährenkleide dasteht, singt gleich einem Ständchen unten ein Engel auf der Laute.[1])

Dürer beim Reichstag 1518.

Porträt.

Zum Reichstage in Augsburg sandten die Nürnberger Dürer mit zwei Räthen. Der Künstler verkehrte hier viel mit dem Kaiser, der sich 28. Juni von ihm porträtieren ließ. Die Zeichnung ist mit Kohle schnell gemacht, doch geben die Linien das volle und ganze Leben wieder. Eine verkleinerte Wiedergabe des Bildes in der Albertina trägt von Dürers Hand geschrieben die Worte: „Das ist Kaiser Maximilian, den hab ich Albrecht Dürer zu Awgsburg hoch oben auf der Pfaltz in seinem kleinen Stüble kunterfeit, da man zelt 1518 am Montag nach Johannes Tawffen." Damals war es wahrscheinlich, dass der Kaiser selbst zu zeichnen versuchte, wobei ihm die Kohle mehrmals abbrach, während es Dürer darauf flink fertig machte. Da fragte Maximilian, wie es denn komme, dass ihm die Kohle nicht abbreche. Lächelnd erwiderte Dürer: „Gnädiger Kaiser, ich möchte nicht, dass Euer Majestät so geschickt zeichnen könnten, wie ich." — Damit habe er sagen wollen: „Darin habe ich mich geübt, und das ist mein Reich; du, Kaiser, hast schwerere Aufgaben und einen anderen Beruf."[2])

Reise in die Niederlande.

In das Jahr 1520 fällt Dürers Reise in die Niederlande. In Nürnberg wüthete die Pest so arg, dass, wer immer konnte, der Stadt den Rücken kehrte. Dürer beschloss, die Niederlande zu besuchen, um vom jungen Kaiser Karl V. die Schenkung Maximilians sich bestätigen zu lassen.

Antwerpen.

Das Hauptziel der Reise war Antwerpen, ein Schauplatz des Handels und der Kunstthätigkeit jener Tage, die Kosten der Reise sollten die Abdrücke seiner Kupferstiche und Holzschnitte decken; darum nahm Dürer deren eine große Anzahl mit; sie vertraten ja in Deutschland die Wandmalerei des Südens. Die großen deutschen Meister hatten ja selten Wandmalereien zu liefern, wie ein Raphael und Michelangelo, die gothische Baukunst nahm den Raum weg für die Wandmalerei, das Klima in Deutschland war ihr weniger günstig, auch zieht der Germane das Leben am häuslichen Herd dem Leben in der Öffentlichkeit vor. „Daher," sagt Woltmann sinnig,[3]) „suchte hier die öffentliche Kunst jeden einzelnen Kunstfreund in Gestalt der leicht zu vervielfältigenden Holzschnitte und Kupferstichblätter zwischen seinen vier Wänden auf und die minutiösen Anforderungen dieser Techniker wirkten auch auf die

[1]) Thausing, l. c. S. 381.
[2]) Ibid. S. 399.
[3]) Woltmann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1882. S. 369.

Staffeleimalerei zurück. Die Kunstgeschichte muss diesen Gegensatz zwischen Deutschland und Italien betonen: die Kupferstiche und Holzschnitte jener Tage sind als ebenbürtige Geschwister der Öl- und Temperatafeln zu behandeln."

Also mit einer großen Kiste solcher Holzschnitte und Kupferstiche machte sich Dürer mit seiner Frau und der Magd 12. Juli 1520 auf den Weg in einem großen Reisewagen unter dem Schutze eines berittenen Reisigen. Ein glänzendes Gefolge wie Raphael, dem er an Genie gleichstand, hatte er nie, denn in Deutschland waltete kein kunstliebender Papst. Zunächst gieng es nach Bamberg zum dortigen Bischof Georg III., einem Schenk von Limburg, dem der Künstler ein „Marienleben", eine „Apokalypse" und eine gemalte Madonna verehrte und dafür huldvolle Aufnahme, drei Empfehlungsbriefe, auch Zollfreiheit für seine Kunstware erhielt, die ihm an vielen Orten gute Dienste leistete und wohlwollenden Empfang bereitete. Von all dem gibt ein Notizenbuch Nachricht, in welches Dürer über seine Ausgaben und Erlebnisse berichtet — für ihn selbst die Erinnerungen festzuhalten, für uns wichtig als ein Beitrag zur Culturgeschichte jener Zeit.[1]) Die Maler in Bamberg ehrten ihn durch ein Geschenk an Wein. Von da giengs nach Mainz in einem Nachen, den Dürer um sechs Gulden mietete, an 27 Zollstätten vorbei, an denen Dürer ohne des Bamberger Bischofs Freibrief hätte Zoll für seine Kunstwaren erlegen müssen. In Mainz ehrenvoller Empfang; immer mehr bemerkte Dürer auf dieser Reise, wie groß sein Ruhm als Künstler war. Man streitet um die Ehre, ihn zu bewirten, seine Verehrer versehen sein Schiff nach Köln mit Wein und Lebensmitteln. In Köln trifft er einen Vetter Nikolaus, genannt der Ungar, „der auch ein Goldschmied ist und hat das Handwerk zu Nürnberg bei meinem Vater erlernt". Von da fährt er in einem Wagen über Sittard nach Antorf, wie Antwerpen damals bei den Deutschen genannt wurde, wo er gleich am ersten Abend, 2. August, vom Factor des Hauses Fugger zu einem köstlichen Mahle geladen wurde. Die Nachricht von seiner Ankunft gieng rasch durch die Stadt. Die Maler führten ihn und seine Gattin 5. August auf die Zunftstube und ehrten ihn durch eine kostbare Bewirtung. Dürer bemerkt: „Es waren auch ihre Frauen alle zugegen." Die Kunst war nicht arm in Antwerpen wie in Deutschland; Dürer bewunderte das viele Silbergeschirr, das bei diesem Mahle verwendet wurde. Er wurde behandelt wie eine Größe. „Als ich zu Tisch geführt wurde, da stand das Volk zu beiden Seiten, als führte man einen großen Herrn. Es waren unter ihnen auch Männer von gar stattlicher Persönlichkeit, die sich alle in tiefer Verneigung auf das allerdemüthigste gegen mich benahmen und sagten, sie wollten, so viel wie nur möglich, alles das thun, was sie wüssten, dass mir lieb wäre. Und wie ich so dasaß, kam der Rathsbote der Herren von Antwerpen mit zwei Dienern und schenkte mir im Namen der Rathsherren von Antwerpen vier Kannen Wein, und sie ließen mir sagen, ich solle hiemit ausgezeichnet und ihres Wohlwollens versichert sein." Abends wurden er und die Seinen mit Windlichtern in ihre Herberge bei Jost Plankfelt geleitet und gebeten, ihren guten Willen zu haben, und sie wollten ihm behilflich sein, alles zu machen, was ihm beliebe. Auch der Stadt-Zimmermann, Meister Peter, sandte ihm zwei Kannen Wein mit Erbietung seiner guten Dienste.

Bamberg.

Köln.

Antwerpen.

Ehrung.

[1]) Murr gab es zuerst in seinem „Journal" 1792 im Auszuge heraus, Campe im erweiterten Maß. Seitdem konnte das Original nicht mehr gefunden werden.

Quintin Massys.

Der erste Besuch, den Dürer in Antwerpen machte, galt dem Maler Quintin Massys,[1]) einem Hauptvertreter der niederländischen Kunst; geboren zu Antwerpen 1460, erwarb er mehrere angesehene Bürgerhäuser in dieser Stadt und stand mit den ersten Männern der Niederlande in freundlicher Beziehung: seine Stärke ist die dramatische Lebendigkeit der Gestalten, die rührende Tiefe der Auffassung, so auf dem Mittelbilde des Flügelaltars aus der Peterskirche zu Löwen, jetzt im Brüsseler Museum, so die „Grablegung Christi" im Museum zu Antwerpen. Quintin war auch ein hervorragender Genre- und Porträtmaler, seine Sittenbilder stellen meist Wucherer und Geldwechsler, Anwälte mit ihren Clienten, Einnehmer und Steuerzahler, Kaufleute mit ihrer Frau, mit großer Lebendigkeit und Schärfe dar. Auch sein Sohn Jan Massys hatte einen Ruhm in Genrebildern. Quintin hatte sich vom Grobschmied bis zum Künstler von hohem Ruhm emporgearbeitet.

Dann wurde Dürer in das Zeughaus von Antwerpen geführt, wo für den feierlichen Einzug Karls V. am 23. September ein großer Triumphbau hergerichtet wurde, 40 Bogen, je 40 Schuh weit und 2 Stockwerke hoch, wurden hier bemalt und sollten zu beiden Seiten der Straße aufgestellt werden. Dann giengs in die Kirchen: Dürer rühmt ihren künstlerischen Schmuck und die vorzügliche Kirchenmusik. Überall traten ihm die Anzeichen des Reichthums, der Thätigkeit und Kunstliebe entgegen. „Zu Antorf spart man keine Kosten zu solchen Dingen, denn da ist Geld genug." — Sein Ruhm und seine Liebenswürdigkeit verschafften ihm Freunde in Fülle. Viele wünschten von ihm gezeichnet zu werden und er musste sich einen Gesellen und Farben ausleihen; meist zeichnete er jedoch die Leute mit der Feder und in kleinem Format. Näher trat er dem Lautenschläger und Hauptmann Hungersberg, dem Consul Brandan von Portugal, der ihn mit französischen und portugiesischen Weinen und mit Producten der Colonien beschenkte, dem Genuesen Bombelli, einem reichen Seidenhändler in Antwerpen und Zahlmeister der Erzherzogin Margaretha, durch die er bei dem erwarteten Kaiser Karl V. empfohlen werden sollte.

Porträts.

Die große Procession.

Am 19. August, dem Sonntag nach Maria Himmelfahrt, hatte Dürer in Antwerpen Gelegenheit, die große Procession zu sehen, die an seinem Hause zwei Stunden lang in zwei dichten Reihen nahe aneinander vorbeizog, mit ihren Zeichen jede Zunft, die Goldschmiede, Maler, Bildhauer u. dgl., „die Schützen mit Büchsen, Bogen, Armbrüsten, die Reisigen und Fußgänger, die Amtleute, dann eine ganze Rotte sehr stattlicher Leute, herrlich und kostbar gekleidet. Vor ihnen giengen alle Orden und etliche Stifte in ihren verschiedenen Trachten gar andächtig einher. Es war auch in dieser Procession eine sehr große Schar Witwen, die sich mit ihrer Hand ernähren und eine besondere Regel beobachten, alle mit weißen, leinenen, eigens dazu gemachten Tüchern, vom Haupt bis zur Erde bedeckt, gar rührend anzusehen. Darunter sah ich gar stattliche Personen. Und die Domherren von unserer Frauenkirche mit der ganzen Priesterschaft, den Schülern und Kostbarkeiten giengen zuhinterst. Da trugen zwanzig Personen die Jungfrau Maria mit dem Herrn Jesus auf das kostbarste gekleidet. In diesem Umgange waren gar viel herzerfreuende Dinge angebracht und gar köstlich hergerichtet. Denn da führte man viele Wagen mit Schauspielen auf Schiffen und anderem Bollwerk. Darunter war der Propheten Schar und Ordnung, danach das Neue Testament, als der

[1]) Auch Quentin Matsys, Matsys und Metsys geschrieben; er starb in der Vollkraft seines Schaffens, auf der Höhe seines Ruhmes, 1529 in Antwerpen.

englische Gruß, die heil. drei Könige auf großen Kameelen und auf anderen seltsamen Wunderthieren, ganz artig zugerichtet, auch wie unsere Frau nach Ägypten flieht — sehr Andacht erweckend und viele andere Dinge, die ich hier nur der Kürze halber weglasse. Auf die letzt kam ein großer Drache, den führte St. Margaretha mit ihren Jungfrauen an einem Gurten, der war besonders hübsch. Ihr folgte noch St. Georg mit seinem Knappen — ein gar hübscher Harnischreiter! Auch ritten in dieser Schar gar zierliche und auf das kostbarste gekleidete Knaben und Mädchen, nach mancherlei Landessitten angethan, verschiedene Heilige darstellend. Und war des Dinges so viel, dass ich es in ein ganzes Buch nimmer könnte schreiben, ich lasse es also hübsch bleiben." — Ein Bild aus dem edleren Volksleben einer großen Stadt in jener Zeit. Aus der Ausführlichkeit der Beschreibung, während sonst die Bemerkungen im Tagebuch so knapp sind, lässt sich schließen, wie sehr der Anblick des Reichthums, der regen Gewerbethätigkeit, des künstlerischen Ausdruckes religiöser Stimmung und ernster Frömmigkeit, an der sich alle Würdenträger, alle Classen der Bevölkerung betheiligten, unsern Dürer ergriffen hat.

Volksleben. Edler Eindruck.

Die Ankunft des jungen Kaisers stand bevor. Dürer reiste deshalb 26. August mit Bombelli nach Brüssel. In Mecheln traf er den berühmten Bildhauer Konrad Meyt, einen Schweizer, der in den Diensten der Statthalterin Margaretha stand, der Tochter Kaiser Maximilians I., welche die Liebe zur Kunst mit so vielen Mitgliedern des Hauses Habsburg theilte, dichtete, componierte, Kunststickerei trieb, namentlich aber Künstler ermunterte und begünstigte. Kaum war Dürer in Brüssel angekommen, als sie nach ihm schickte, ihn huldvoll empfieng und ihm zusagte, dass sie für seine Bittschrift ihrem Neffen, dessen Erziehung sie geleitet, Fürsprecherin sein wolle; auch nahm sie von ihm die gestochene Passion als Geschenk an. Eine gute Aufnahme fand er auch bei dem Bürgermeister von Brüssel, an den er ein Empfehlungsschreiben vom Bischof zu Bamberg abzugeben hatte, und bei Bannisis, dem vertrauten Rath und Geheimschreiber Maximilians I., einem gelehrten Freunde Pirkheimers, der ihm von seinem Schreiber die Bittschrift an Karl V. aufsetzen ließ. In Brüssel traf Dürer auch die Krönungs-Deputation seiner Vaterstadt, welche die Kaiser-Insignien zur Krönung nach Aachen zu überbringen und dann wieder nach Nürnberg zurückzustellen hatte, und sogleich ihren berühmten Landsmann in ihre Pflege nahm.

Reise nach Brüssel. Margaretha. Nürnberger.

Was gab es in Brüssel nicht Merkwürdiges für Dürer zu sehen! „Das große Rathhaus mit schön gehauenem Maßwerk und mit einem herrlichen durchsichtigen Thurm!" dann „das Haus des Königs mit seinen Springbrunnen, dem Labyrinth und dem Thiergarten"; nie habe er etwas so Lustiges und Wohlgefälliges gleich einem Paradiese gesehen. Dann erst die Schätze, die aus Mexiko gekommen waren: „eine ganz goldene Sonne, eine ganze Klafter breit, dann ein ganz silberner Mond und gleich groß, allerlei wundersame Gegenstände zu menschlichem Gebrauch, was viel schöner zu sehen ist als Wunderdinge. Ich habe all mein Leben nichts gesehen, das mein Herz so sehr erfreut hatte, als diese Dinge. Ja, ich kann gar nicht genug erzählen von den Dingen, die ich da vor mir gehabt habe." — So sehr war Dürer ergriffen von den Leistungen mexikanischer Künstler, von deren Dasein man noch wenige Jahre vorher keine Ahnung gehabt hatte. „Diese Sachen sind alle so kostbar gewesen, dass man sie 100.000 Gulden wertschätzt. Ich aber habe all mein Lebtag nichts gesehen, das mein Herz so sehr erfreut hätte, wie diese Dinge, denn ich sah darunter wunderbare kunstvolle Sachen und verwunderte mich über die subtilen Ingenia der

Kunstwerke aus Mexiko.

Menschen in fremden Ländern; ja, ich kann gar nicht genug erzählen von den Dingen, die ich da vor mir gehabt habe." — So sehr ergreift ihn der Anblick der Kunstbestrebungen in einem bisher unbekannten Volke. Mentem mortalia tangunt. Schwächer oder stärker lebt in allen Völkern die Idee des Schönen: die Art aber, wie dieselbe ihren Ausdruck findet, ist verschieden und mannigfaltig. Auch Naturmerkwürdigkeiten nehmen die Aufmerksamkeit des Künstlers in Anspruch, er zeichnet den Knochen eines vorweltlichen Riesenthieres ab.

Roger van der Weyden

Aber vor allem ziehen ihn Kunstwerke an. In Brüssel sah er zum erstenmal Gemälde des Roger van der Weyden, den er in seinem Tagebuch den „großen Meister" nennt. Das ist mit Recht; denn Roger war eine der Größen der niederländischen Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts, der Begründer der brabantischen Schule, nach dem Tode des Jan van Eyck der berühmteste Meister in den Niederlanden. Geboren zu Tournay 5. März 1426, eigentlich Rogelet de la Posture genannt, wurde er Lehrling in der Schule eines sonst unbekannten Malers, Robert Campin, siedelte dann nach Brüssel über, wo er sich schnell hervorgethan haben muss, denn 1436 findet man seinen Namen schon urkundlich als Stadtmaler genannt. Roger machte in Rom 1450 das Jubiläum mit, stand in hohem Ansehen und war als Maler im burgundischen Reich viel beschäftigt.

Roger war eine streng religiöse Natur und hat namentlich das Leiden Christi herzergreifend darzustellen verstanden und ist dadurch ein Liebling des Volkes geworden. Mit der Eyckischen Schule hat er viel Verwandtes in der Richtung auf das Realistische und Individuelle, weicht aber von ihr ab, indem bei jener die Ruhe, das Tiefsinnige und Gemüthliche, bei ihm aber der Zug des Affectes und der Erregung hervortritt, so in seiner berühmten „Kreuzabnahme": seine Köpfe sind stets sehr ausdrucksvoll und von innerem Leben erfüllt, seine Zeichnung aber oft herb.[1]) Die „Kreuzabnahme" befindet sich jetzt in Madrid, das berühmte Marienaltärchen aus der Karthause Miraflores bei Burgos, durch König Johann II. dahin gestiftet und in alten Aufzeichnungen „als das Werk des großen und berühmten flandrischen Meisters Rogel erwähnt", ist jetzt im Museum in Berlin. Aber nicht diese Bilder preisten Dürer den Namen des großen Meisters Roger aus, sondern vier große Gemälde in der goldenen Kammer, so hieß der Gerichtssaal im Rathhaus zu Brüssel, welche aber bei der Beschießung Brüssels im Jahre 1695 zugrunde gegangen sind. Es ist charakteristisch für den Geist der niederländischen Bevölkerung, dass sie in Räumen, wo Recht gesprochen wurde, Beispiele strengster und selbstloser Gerechtigkeit anstellen ließ.[2]) Vier Bilder dieser Art hatte Roger im Gerichtssaal zu Brüssel gemalt: das erste stellte Trajan dar, wie er beim Aufbruch zum Feldzug Halt macht auf das Flehen einer Witwe, um den Mörder ihres Sohnes zu richten. Das zweite stellte Papst Gregor I. dar, der, durch diese Nachricht gerührt, für die Seele dieses Kaisers Gnade von Gott erbittet und als himmlische Bürgschaft für die Gewährung die Zunge des Kaisers, welche dieses Urtheil gesprochen, wohlerhalten schaut. Das dritte und vierte betraf einen Grafen Erkenbald, der vom Krankenlager aus wegen eines Frevels seinen Neffen zum Tod verurtheilte, wie das Gesetz es befahl. Das Urtheil wurde aber nicht vollzogen, weil man den Tod des strengen Greises erwartete. Als der Jüngling nach fünf Tagen wieder in das Zimmer trat, winkte der Alte ihn heran und erstach mit eigener Hand

Vier Bilder Rogers.

[1]) Woltmann und Woermann, Die Malerei der Renaissance. Leipzig 1882. S. 30.
[2]) Ibid. S. 31.

den Neffen. Der Bischof verweigerte ihm dafür die Absolution, weil er den Mord des Neffen nicht als Sünde beichten wollte. Schon wollte der Bischof gehen, als ihm der Sterbende in seinem Munde die Hostie zeigte, die ihm durch ein göttliches Wunder zutheil geworden war. Von den Gemälden, welche diese Volkssage darstellten, ist keine Copie mehr vorhanden.

Hugo van der Goës.

Von Meister Hugo van der Goës sah Dürer gleichfalls Gemälde in Brüssel. Wir wissen von ihm nur, dass er 1465 Mitglied der Genter Malergilde und für die Festmalereien zur Einholung Karls des Kühnen und seiner jungen Gattin, Margaretha von York, beschäftigt war; später Mönch in Soignies und aus dem Kloster geholt wurde, um ein unvollendetes Bild von Dirk Bouts abzuschätzen; er starb im Kloster 1482. Nur ein Bild ist von diesem Meister noch vorhanden: die „Anbetung der Hirten" in Santa Maria Nuova in Florenz. Tommaso Portinari, ein Agent des Hauses Medici, hatte es für das von seinen Vorfahren gestiftete Spital bestellt. Niederländische Bilder und Maler kamen ja damals oft nach Italien. Das Bild dieses Meisters, welches Dürer in Brüssel sah, „Die sieben Sacramente", ist nicht mehr vorhanden. Italienische Malerei kam zu Dürers Zeit nach den Niederlanden. Der Lieblingsmaler in Brüssel war damals Bernard von Orley, der rückhaltlos die Italiener nachahmte, desungeachtet aber Dürer huldigte und ihn mit Geschenken und Einladungen beehrte.

Bernard von Orley.

Am 2. September reiste Dürer mit Thomas Bombelli wieder nach Antwerpen zurück. Dort luden ihn die Herren von Roggendorf zu einem Mahle, Östreicher, einer davon, gehörte zu den Vertrauten Maximilians im Krieg und im Frieden. Für ihr Wappen, das er ihnen auf einen Holzstock zeichnete, erhielt er ein Geschenk von sieben Ellen Sammet, der in jener Zeit sehr kostspielig war. Dort sah jetzt Dürer den Einzug des jungen Kaisers, über dessen Pracht und Glanz er sich nur kurz im Tagebuch ausspricht, da er die gedruckte Beschreibung zu seiner Erinnerung kaufte. Dürer folgte dem Zuge des Kaisers nach Aachen, wo er von der Nürnberger Deputation herzlich und gastfreundlich empfangen, am 23. October der Krönung beiwohnte. Er spricht von einer „Herrlichkeit, dergleichen keiner, der mit uns lebt, etwas Prächtigeres gesehen hat", und verweist auf die gedruckte Beschreibung. Die antiken Säulen, die Karl der Große aus Ravenna für die Marienkirche hatte kommen lassen, fielen ihm sogleich auf. Mit den Nürnbergern und von ihnen stets kostenfrei bewirtet, reiste er von Aachen nach Köln, wo er den großen Festlichkeiten zu Ehren des Kaisers beiwohnte. Dort erhielt er auch 12. November die für ihn so wichtige Bestätigungs-Urkunde der Schenkung Maximilians.

Karl V.

Dürer in Aachen,

in Köln,

Von Köln fuhr Dürer am 14. November rheinab nach Nymwegen und traf von da zu Land reisend am 22. November wieder in Antwerpen ein. Wo immer er sich nur kurze Zeit aufhielt, kannte man seinen Namen und empfieng er Ehren, traf er auch Nürnberger Kaufleute, welche ihn gern in ihre Gesellschaft zogen und ihm nöthigenfalls Hilfe leisteten. Ein gutes Zeugnis für seinen Charakter. Dürer wurde auch immer um Porträtzeichnungen gebeten und rastete nie in seiner Thätigkeit. Wie sehr seine Kunst in Ansehen stand, zeigen die vielen Bestellungen, die man bei ihm machte, zeigt auch das Angebot des Rathes von Antwerpen, ihm ein eigenes Haus zu schenken und jährlich 200 Goldstücke zu geben, wenn er in dieser Stadt seinen dauernden Aufenthalt nehme. Dürer lehnte jedoch ab aus Liebe zu seiner Heimat. Sehr erfreute ihn die rasche Verbreitung seiner Holzschnitte und Kupferstiche. Bei dieser Gelegenheit hören wir, wie billig

in Antwerpen.

seine Werke, für die man jetzt das Hundertfache bieten würde, verkauft wurden:[1] „Die kleine Passion", „Das Marienleben", „Die große Passion", „Die Apokalypse" je um einen Viertelgulden, die gestochene Passion um einen halben Gulden. Die anderen einzelnen Kupferstiche verkaufte er nach dem Formate des Papierblattes, auf welches sie gedruckt waren. Von den ganzen Bogen gab er acht, von den halben Bogen zwanzig, von den Viertelbogen fünfundvierzig zu einem Gulden. Der rasche Absatz und die Bewunderung seiner Holzschnitte und Kupferstiche erfreute und ermunterte ihn.

Preise für Dürers Bilder.

Reise nach Brügge

Im April 1521 rüstete Dürer zur Heimreise: vorher wollte er aber noch die alten Kunststädte Flanderns, Brügge und Gent, besuchen. Der Maler Jan Proost aus Brügge gab ihm das Geleit. Ehrenvolle Aufnahme fand unser Künstler in beiden Städten: des Merkwürdigen sah er viel. Zuerst führten ihn die Künstler in Brügge in die alte Residenz der Herzoge von Burgund, daselbst sah er die von Rudiger, „einem großen alten Meister", gemalte Kapelle — es ist Roger van der Weyden. In der Jakobskirche sah er Bilder wieder von Roger, aber auch von Hugo van der Goës und ein Marienbild aus Alabaster, das Michelangelo für die Familie Moscron gemacht hatte. „Darnach führten sie mich in viele Kirchen und ließen mich alle guten Gemälde sehen, an denen ein Überfluss da ist, und nachdem ich des Johannes und der anderen Werke alle gesehen hatte, kamen wir zuletzt in die Malerkapelle, wo gute Gemälde darin sind. — Darnach richteten sie mir ein Bankett zu und ich gieng von dort mit ihnen auf die Gildestube. Da hatten sich viele ehrenfeste Leute zusammengefunden, sowohl Goldschmiede und Maler, als auch Kaufleute. Ich musste mit ihnen zu Nacht essen; sie beschenkten mich, suchten meine Bekanntschaft zu machen und thaten mir große Ehre an. Und zwei Brüder, Rathsherren, schenkten mir zwölf Kannen Wein, und es geleitete mich die ganze Gesellschaft, mehr als sechzig Personen, mit vielen Windlichtern heim."

und Gent.

Nicht mindere Ehre ward Dürer am 9. April in Gent erwiesen. „Als ich nach Gent kam, da kam der Decan der Malergilde zu mir und brachte mit sich die ersten Meister in der Malerei; sie erwiesen mir große Ehre, empfiengen mich gar herrlich, boten mir ihren guten Willen und Dienst an und aßen mit mir zu Nacht. Am 10. April führten sie mich auf den Johannesthurm, da übersah ich die große wunderbare Stadt, darin ich gleich für groß angesehen ward." Über das Hauptwerk der Brüder van Eyck, den großen Altar, den sie für die Begräbniskapelle des Bürgermeisters Jodocus Vyt ausgeführt hatten, schreibt Dürer voll Bewunderung: „Das ist eine überköstliche, hochverständige Malerei, und insbesondere die Eva, Maria und Gott Vater sind sehr gut. — — Gent ist eine hübsche, wunderliche Stadt, in der ich viele seltsame Dinge gesehen habe. Und die Maler mit ihrem Decan haben mich nicht verlassen, haben zu Morgen und zu Nacht mit mir gegessen und alles bezahlt und sind gar freundlich mit mir gewesen."

Verdienst der van Eyck.

Neidlos sprach Dürer seine Bewunderung für die Werke der Brüder van Eyck aus, sie verdienen diese Anerkennung aus dem Munde eines großen Malers. Sie sind die Gründer der flandrischen Malerschule. Woltmann charakterisiert ihre Malerei sehr richtig mit den Worten: „Das Neue ihres Stils besteht in der unbedingten Wahrheit der Auffassung; sie haben die

[1] Thausing, l. c. S. 431.

Augen für die volle Wirklichkeit geöffnet, diese ganz in ihr Bewusstsein aufgenommen und sind dabei Herren aller Mittel, um das darzustellen, was sie erblickt haben. Ausgebildetes Formgefühl verbindet sich mit einem Colorit, das die feinsten Nuancen wiederzugeben und die größte stoffliche Wahrheit zu erreichen weiß. Einer wahrhaft malerischen Darstellung, die seit dem Alterthum verloren gegangen war, sind sie infolge ihrer Kenntnis der Perspective fähig, und außer der Linien-Perspective wissen sie auch die Luft- und Farben-Perspective zu handhaben. Durch letztere erreichen sie auch volle harmonische Gesammtwirkung, obwohl sie in ihrer Auffassung der Natur überall von dem einzelnen ausgehen und dieses zunächst in ganzer Schärfe und Klarheit herausbilden, nicht nur die Menschen, die Charaktere und die Vorgänge, sondern auch Costüm und Schmuck, die Scenerie, mag sie freie Landschaft oder häusliches Gemach sein, und zwar bis auf jedes Geräth, jeden Grashalm und jedes Blümchen festhalten und somit das Bild durchaus als ein Stück der gesammten Welt behandeln. Ihre Auffassung ist bei aller Objectivität niemals mechanisch und kühl, sondern mit hingebender Wärme und Liebe ergreifen sie alles Einzelne, es gibt für sie nichts Untergeordnetes und Geringfügiges. Dabei ist die Wiedergabe der Wirklichkeit doch nicht ihr letztes und einziges Ziel; sie sind vom inneren Gehalt der Gegenstände durchdrungen, die sie darzustellen haben, glauben aber ihn umso eindringlicher offenbaren zu können, je anschaulicher und naturtreuer sie verfahren. Gerade ihre religiöse Wärme, das Streben, Gott in seinen Creaturen zu erkennen, führt sie zur Natur. So geht bei aller freudigen Lebensfülle eine Stimmung feierlichen Ernstes durch diese Bilder hin. Von dem Gefühl, in der Nähe des Heiligen zu stehen, sind die Menschen durchdrungen, und diese friedvolle Stimmung klingt in der Umgebung nach. Was dem modern gebildeten Auge noch am meisten alterthümlich vorkommt, ist, dass alle Gestalten so bescheiden auftreten, dass keine sich durch lebhaftere effectvolle Action in Scene setzt. Aber geschähe dies, so würde die Gleichwertigkeit in der Behandlung alles Einzelnen, auch des Beiwerks und der Scenerie nicht mehr so wohlthuend sein, dem Auge würde die Ruhe für die Aufnahme fehlen. Gerade das ist das Eigenthümliche dieses Werks, dass sich in ihm noch die mittelalterliche Demuth mit der modernen Naturanschauung vereinigt.[1])

Charakter dieser Schule.

Glaube und Weltverstand.

Demuth und Kraft.

Die Gebrüder van Eyck haben ihren Namen von ihrem Geburtsort Maaseyck, einem Städtchen unweit Mastricht: schon ihr Vater soll die Malerei geübt haben. Hubert, der ältere der Brüder, ist geboren 1366, Jan um 1380; auch ihre Schwester Margaretha war Malerin. Von Hubert wissen wir nur, dass er mit dem noch in zarter Jugend stehenden Jan nach dem reichen Brügge übersiedelte, „weil die Kunst gern bei dem Reichthum ist“. Hubert ist der Gründer der Größe dieser Familie. Beide Brüder waren bei Philipp dem Guten sehr in

Hubert und Jan van Eyck.

[1]) Woltmann, l. c. S. 16—17.

Philipp der Gute.

Geltung; von Brügge zogen sie später nach Gent, wo Hubert 1426 starb. Jan war besonders beliebt beim Herzog, „der auch, um seine Ausgezeichnetheit und seinen großen Verstand zu ehren, ihn zu seinem geheimen Rathe machte und gern in seiner Gesellschaft hatte und oft in wichtigen Angelegenheiten auf Reisen sandte. So wurde Jan im Herbst 1428 an Juan I. nach Portugal gesandt in Angelegenheit der Verehelichung Philipps mit der Prinzessin Isabella. Am 19. October kamen die Gesandten in Lissabon an. Jan vollendete 12. Februar 1429 das Bild der Prinzessin und sandte es an den Herzog. Am 8. October 1429 verließen die Gesandten Lissabon mit der Prinzessin und landete Gachard am Weihnachtstag 1429 an der Küste Flanderns. Bald nachher starb Jans Schwester, Margaretha, Jan nahm nun eine Frau. Um das von seinem Bruder unvollendet gelassene Altarbild zu vollenden, zog Jan nach Gent. 1432 kehrte er nach Brügge zurück, wo er seine reiche Begabung entfaltete bis 1445, wo er starb. In der Donatuskirche, wo er begraben liegt, wurde bis in die neuere Zeit herein alljährlich eine Seelenmesse für diesen Künstler gehalten.

Die Leistungen der Brüder van Eyck sind oft für ein kunstgeschichtliches Wunder erklärt worden. Die Forschungen Dr. Waagens zeigten jedoch Vorstufen, von denen der Genius der beiden Brüder sich emporschwang.[1]) Dinant und Tournay waren vom zwölften Jahrhundert an Blütensitze der Bildnerei in Erz und Stein, in der sich schon ein entschiedener Realismus mit richtigem Stilgefühl zeigt. Auch in der Malerei fanden die van Eyck schon einen künstlerisch vorbereiteten Boden in der Buchmalerei der Niederländer, welche sich aus der altfranzösischen Illuminierkunst entwickelte. Die genaueste Sorgfalt für die Nachbildung individueller Charaktere und naturwahrer Formen ist darin bemerkbar. Der Realismus, geadelt und geheiligt durch die religiöse Idee, ist das Wahrzeichen der van Eyck'schen Kunst. Wir befinden uns in den reichen flandrischen Städten und grünenden Landschaften — alles ist naturgetreu. „Aber dieser Reichthum der Formen und Charaktere ist nur die Außenseite. Das Innere, das sich hindurch ergießt, gibt ihnen die unergründliche Tiefe. Jede Hand ruht, keine Kraft wagt sich zu regen. Tief nur schaut jeder ins eigene Herz, wo der lebendig wird, welcher die Herzen und Nieren prüft. Und doch führt dies Insichversinken nicht den Ausdruck harter Büßung. Die Bürger, die Krieger, die vor uns stehen, sind wie in der Kirche fromm, so auch im Weltleben tugendreich; sie suchen nichts als die Heiligung ihres Wandels, die doppelt nothwendig wird bei selbständiger Kraft und der Sorge um die Güter dieser Welt."[2])

Adel des Ziels.

Hauptwerk der genialen Brüder ist das große Altarwerk in der Kirche St. Bavo zu Gent,[3]) von Hubert begonnen, nach seinem Tode von Jan vollendet; ursprünglich aus vielen Tafeln bestehend, die jetzt zerstreut sind, und viel beschrieben. Dürer sah noch das Ganze vereinigt und sicher vieles andere, was durch den großen Bildersturm vernichtet worden ist. Unter den noch vorhandenen Bildern ist eine „Anbetung der drei Könige" dem Hubert zuzuschreiben, sowie der „Heil. Hieronymus" in den Studj zu Neapel, dem Jan die „Bischofsweihe des Thomas Becket" in der Sammlung des Herzogs von Devonshire, eine „Maria auf dem Throne", 1436, jetzt im Museum zu Brügge. Zur Schule der van Eyck gehören

[1]) Waagen, Über Hubert und Jan van Eyck. Breslau 1862. Handbuch der deutschen und niederländischen Malerschulen. Stuttgart 1872.

[2]) Faber im „Conversationslexikon für bildende Kunst", III, S. 602—603.

[3]) Waagen, Über das von den Brüdern Hubert und Jan van Eyck ausgeführte Altargemälde — im „Tübinger Kunstblatt", 1824, Nr. 23—27.

Antonello von Messina, Gerhard van der Meeren, Justus von Gent, Peter Christophsen, Hugo van der Goës und der Titularkönig René von Anjou, Rogier van Brügge und dessen Schüler Hans Memling oder Hemling, wahrscheinlich deutscher Herkunft, der zuerst urkundlich 1478 in Brügge vorkommt, nach Stil und Malweise ein Schüler des Roger van der Weyden, aber mit noch größerem Schönheitssinn begabt; „er erquickt durch eine holde Innigkeit und stille Heiterkeit, die er über seine Gestalten ausgießt. Bescheidenheit und sanfte Würde ziert seine Männer, Huld, Sinnigkeit, Demuth und Seelenreinheit seine Frauen aus“.[1] Seine meisten Gemälde sind im St.-Johannis-Spital in Brügge, wo er aus Dankbarkeit dafür gearbeitet haben soll, dass er als kranker und armer Soldat einst dort Pflege fand. Früher soll er in Italien, später in Spanien gearbeitet haben und der Juan Flamengo sein, den die Spanier rühmen. Zu seinen schönsten Arbeiten wird ein Altarwerk im Dom zu Lübeck, dann seine Kästen der heil. Ursula gerechnet. In Miniatur war er nicht minder ausgezeichnet wie in Porträts. Die beiden Deutschen, Friedrich Herlin und Martin Schön, sollen seine Schüler sein.[2] Schule. Hans Memling.

Doch kehren wir zu Dürer zurück, dem die Bilder der Niederländer so viele Anregung boten und den Ausdruck so warmer Bewunderung entlockten! In Antwerpen wurde er noch mit dem Genremaler und Kupferstecher Lukas von Leyden bekannt, „seinem niederländischen Nebenbuhler“.[3] „Mich hat zu Gast geladen Meister Lukas, der in Kupfer sticht, ist ein kleines Männlein und gebürtig aus Holland, der war zu Antwerpen.“ Dürer gab ihm von seinen Bildern für acht Gulden gegen einen Druck von dessen ganzen Werken. Lukas von Leyden.

Am 2. Juli wollte Dürer abreisen, da sandte Christian II., König von Dänemark, Schweden und Norwegen, zu ihm, dass er ihn porträtiere. Dürer zeichnete den „schönen Mann“ zuerst mit Kohle, musste dann mit ihm speisen und ward von ihm eingeladen, ihn nach Brüssel zu begleiten. Dort war Dürer Zeuge des glänzenden Empfangs, den Christian bei Karl V. fand, und des glänzenden Banketts, das ihm der Kaiser und Margaretha gaben. Christian gab 7. Juli dagegen dem Kaiser ein Bankett, zu dem auch Dürer eingeladen wurde. Für das Porträt Christians in Ölfarben erhielt Dürer dreißig Gulden. Christian II.

Am 12. Juli 1221 trat Dürer die Heimreise an über Mastricht, Aachen, Köln. Er hatte sehr viel Schönes gesehen, viele Anregung zu weiteren Fortschritten erhalten, viele Ehren waren ihm erwiesen worden, er konnte schwelgen im Hochgefühle seines Ruhmes. Zwei große Güterballen mit Merkwürdigkeiten und Geschenken für Freunde und Verwandte sendete er nach Nürnberg voraus. Dann eröffnete er wieder seine Werkstatt, nahm Gesellen an und arbeitete mit neuem Eifer an Altarbildern, an Porträts, lieferte Holzschnitte und Kupferstiche. Heimkehr.

Zu den vollendetsten Porträts gehört das seines Freundes Varnbühler, eines kaiserlichen Rathes, dann das des Kurfürsten Albrecht von Mainz, Porträte.

[1] Woltmann, l. c. S. 45.
[2] Kugler, Geschichte der Malerei. Zweite Auflage. Umgearbeitet und vermehrt von Burkhardt. Berlin 1847. II, S. 136.
[3] So nennt ihn Thausing, l. c. S. 439.

des Cardinals, ferner das Bildnis seines Freundes Wilibald Pirkheimer, das des Erasmus und das des Melanchthon, in Farben mehrere Porträte von Nürnberger Freunden und Rathsherren. Unter die prachtvollen Holzschnitte, die er zu dieser Zeit lieferte, gehören der „Heil. Christoph", ein „Abendmahl", „Die heil. Familie" — ein liebliches Idyll; dann ein „Haupt Christi", von dem Eye[1]) sagt: „Nie ist tiefstes Leid des Opfers und höchstes Bewusstsein des Überwinders in so erschütternder Weise vorgestellt; wir haben zugleich Christus den Gekreuzigten und den Richter der Welt, voll Majestät im Schmerz und streng zugleich". Dazu kamen ein Wappen für Nürnberg und Zeichnungen für Bücher, die seine Freunde herausgaben, z. B. Pirkheimer. Dieser widmete ihm hinwieder seine Übersetzung der ethischen Charaktere des „Theophrast aus Eresus". „Ich weihe es Dir griechisch und lateinisch, als meinem besten Freunde. Du aber, mein Albrecht, nimm diese geschriebene Malerei des Theophrast freundlich hin, und wenn du sie nicht in dem Bilde nachzuahmen vermagst, so erwäge sie wenigstens sorgsam im Gemüthe." Thausing zieht[2]) aus dieselben und anderen Anzeichen den Schluss, dass diese Freunde zusammen an der Erforschung des Menschen arbeiteten, des Menschen in seiner äußeren Erscheinung, wie in seinen geistigen Anlagen. „Indes Dürer rastlos bemüht war, die äußeren Verhältnisse und das Wachsthum des menschlichen Körpers zu ergründen, unterstützten ihn die gelehrten Freunde auch in der Erfassung der inneren Welt des Menschen, in der Seelenmalerei. Nachdem er sich bis zum Jahre 1514 in den ergreifendsten Darstellungen vom Leben und Leiden Jesu erschöpft hatte, vertiefte er sich nun in die Lösung der gemeinsamen humanistischen Probleme. Er suchte zunächst in der genauen Durchbildung componierter Männerköpfe geistige Persönlichkeiten, völlige Charaktere zu schildern." In diesem Sinne habe er schon 1514 eine Folge von Apostelgestalten in Kupferstich geschaffen. Dürer habe der damals geltenden Lehre von den vier Temperamenten oder Complexionen gehuldigt. Diesem Studium verdanken wir die Kupferstiche, die ihn zugleich auf der Höhe seiner schöpferischen Kraft und seiner technischen Vollendung zeigen, es sind die „Melancholie", der „Heil. Hieronymus in seiner Zelle" und der „Reiter", gewöhnlich genannt „Ritter Tod und Teufel", vielbewunderte und mannigfach gedeutete Bilder. Die „Melancholie" bezeichne die menschliche Vernunft verzweifelnd am Rande ihrer Kraft, den rastlosen, stets unbefriedigten Genius, der zuletzt eingestehe, dass wir nichts wissen können. Der „Heil. Hieronymus" sei der Phlegmatiker im höheren Sinne, das Urbild weltentrückter geistlicher Behaglichkeit, der Humanismus, wie er in Erasmus von Rotterdam seinen Vertreter gefunden habe. Der „Reiter", der über Tod und Teufel lächle und getrost fortreite, sei der Sanguiniker, der Mensch überhaupt.

Studien.

Die Temperamente.

Die vier Apostel. Die Idee von den vier Temperamenten drückte Dürer in den Gestalten der vier Apostel aus, die er der Stadt Nürnberg schenkte und die ihn den größten Malern aller Zeiten ebenbürtig an die Seite stellen. Sie sind jetzt eine Zierde der Pinakothek in München. Wohl selten hat jemand diese reiche und so wohlgeordnete Sammlung durchwandelt und ist nicht voll Bewunderung vor diesen vier herrlichen Gestalten stehen geblieben und hat sie nicht für immer tief seiner Erinnerung eingeprägt.

[1]) Eye, Leben und Wirken Albrecht Dürers. Nördlingen 1869.
[2]) Thausing, l. c. S. 449—458.

Der alte Neudörffer berichtet, dass in den vier Aposteln die vier Temperamente dargestellt seien, dass Johannes den Melancholiker, Petrus den Phlegmatiker, Paulus den Choleriker, Marcus den Sanguiniker bedeuten. Sie bilden den Schluss von Dürers künstlerischer Thätigkeit; Dürer übersandte diese Bilder 1526 im Herbste dem Rath seiner Vaterstadt zum Andenken; frühere Bilder seien ihm zu mangelhaft gewesen, auf diese aber habe er mehr Fleiß gelegt; der weise Rath möge dieses kleine Geschenk gefällig und günstig annehmen und es zum Gedächtnisse behalten. Am 6. October willfahrte der Rath diesem Ansinnen und nahm die Doppeltafel dankbar an, doch nicht umsonst, sondern erbötig, diese ihm nach Verdienst zu bezahlen. Da Dürer keinen Preis bestimmte, so sandte ihm der Rath hundert Gulden, für seine Frau zwölf und für seinen Diener zwei. In der Losungsstube wurden diese Tafeln aufgehängt. Sie hiengen dort hundert Jahre. Da bewarb der kunstliebende Kurfürst Maximilian I. sich so ernstlich darum, dass der Rath ihm die Wahl ließ zwischen dem Original oder einer sehr guten Copie; Maximilian zog das Original vor. So kam nach München dieses Kunstwerk, von welchem Thausing sagt, es lasse sich kein zweites aufweisen von so großartiger Einfachheit, so gedankenschwer, so reich an anderen geistigen Beziehungen; es sei Dürers Testament als Künstler, als Mensch, als Patriot, als evangelischer Christ.[1])

Geschenk dem Rath von Nürnberg,

erworben von Max I.

Damit kommen wir an die Frage, welche Stellung Dürer zur großen geistigen Bewegung seiner Zeit, zur Reformation, einnahm. Die protestantischen Kunsthistoriker sehen in ihm einen eifrigen Anhänger der Reformation, die Katholiken[2]) weisen auf seine „große und kleine Passion", auf sein „Marienleben" hin, um zu beweisen, dass er ein treuer Anhänger der katholischen Kirche war. Thatsache ist, dass er das Auftreten Luthers mit Freuden begrüßte, dass er vertraut mit Melanchthon war. Thatsache ist, dass Reformation an Haupt und Gliedern ein Jahrhundert hindurch die Losung der Concilien, der Wunsch edler Herzen und das Streben kräftiger Geister war. Thatsache ist aber auch, dass Dürer nie an einen Abfall von der Kirche gedacht hat, und dass er bald durch das Auftreten der Prediger von der neuen Lehre abgeschreckt wurde.[3])

Dürer und die Reformation.

Seinem Busenfreund Pirkheimer gieng es ebenso. Derselbe schrieb an den kaiserlichen Baumeister Tscherte in Wien: „Ich bekenne, dass ich anfangs auch gut lutherisch gewesen bin, wie auch Albrecht seliger, denn wir hofften, die Büberei, Schalkheit sollte gebessert werden; aber, wie man sieht, hat sich die Sache so geärgert, dass die evangelischen Buben jene Buben fromm machen. Ich kann wohl denken, dass Euch solches zu hören fremd ist; wenn Ihr aber nun bei uns wäret und sähet das schändlich böß und sträflich Wesen, so die weggelaufenen Pfaffen und Mönche treiben, würdet Ihr Euch höchst verwundern. Die vorigen haben uns mit Gleißnerei und List betrogen, die jetzigen wollen ein schändliches und sträfliches Wesen führen und die Leute mit offenen Augen blind reden, indem sie sagen: man kann sie aus ihren Werken nicht beurtheilen, wo

Pirkheimer.

Herbe Täuschung.

[1]) Thausing, l. c. S. 486.
[2]) Kaufmann, l. c. S. 77.
[3]) Ibid. S. 77—78, 83—93.

uns doch Christus ein anderes gelehrt hat, und obschon die guten Werke nicht leicht erkannt werden können, so zeigt er doch, wenn er schlecht und sträflich handelt, dadurch an, dass er kein Biedermann ist, wenn er sich gleich auf den Glauben beruft, denn ohne die Werke ist der Glaube todt, wie auch die Werke ohne den Glauben — der liebe Gott wolle dem frommen Albrecht gnädig und barmherzig seyn, denn er hat wie ein frommer pidermann gelebt, so ist er auch ganz christenlich und seliglich verstorben, darum seines Heyls nicht zu fürchten ist". d. h. dass er als Katholik die Sterbesacramente empfangen habe. — Derselbe

Spengler. schreibt über Lazarus Spengler, den Juristen und Theologen, die Haupttriebfeder, dass Nürnberg der Lehre Luthers sich zuwandte: „Er ist etwan mein und Albrechts seligen gar guter Freund gewest, ist nur auch gutes von inn geschehen, aber mit unser peyder Nachtheil haben wir inn also erlernt, daß wir peyde sein müssig gestanden sind", d. h.: daß wir den Umgang mit ihm aufgegeben haben. — Wer die Jahre 1848—1852 mit Aufmerksamkeit durchgelebt hat, erinnert sich wohl, wie viele damals die Revolution mit Freude begrüßten und dann, durch ihre Folgen und ihre Vertreter erschreckt, sich nach der Wiederherstellung geordneter Zustände sehnten. So ergieng es Pirkheimer und seinem Freunde Albrecht Dürer — beide endeten als fromme Katholiken.

Streben nach Vollendung. Dürer war ein stets nach Vollendung Strebender, er übte rastlos Selbstkritik an seinen Schöpfungen.

Melanchthon schreibt 1547 über ihn: „Der an Geist und Tugend ausgezeichnete Maler Albrecht Dürer sagte, er habe als Jüngling die bunten und vielgestaltigen Bilder geliebt und habe bei der Betrachtung seiner eigenen Werke die Mannigfaltigkeit eines Bildes ganz besonders bewundert. Als älterer Mann habe er aber begonnen, die Natur zu beobachten und deren ursprüngliches Antlitz nachzubilden, und habe erkannt, dass diese Einfachheit der Kunst höchste Zierde sei. Nun nicht mehr imstande, diese zu erreichen, habe er bei der Betrachtung seiner Bilder nicht mehr wie früher Bewunderung empfunden, sondern ob seiner Schwachheit geseufzt." In Dürer waren zwei Geister vereint, ein Kunst-

Schiller. genie und ein philosophischer, gerade wie in Schiller. Als bei letzterem die erste Periode des Dichtens vorüber war, studierte er Kant, und als seine philosophischen Ansichten sich geklärt hatten, begann die zweite Periode seiner Schöpfungen.

Gesetze des Schönen. aber verbunden mit stetem Forschen nach den Gesetzen des Schönen neben der poetischen Productivität. Dürer forschte neben seinem Schaffen in der Kunst „nach dem Grunde aller Kunst" und hat seine Forschungen über die Gesetze der Kunst in drei gedruckten Büchern und in zahlreichen Handschriften hinterlassen — und er ist in der Theorie originell wie in seinen Holzschnitten und Gemälden. Thausing spricht den berechtigten Wunsch nach einer vollständigen Ausgabe seiner wissenschaftlichen Schriften aus, der Frucht seiner schöpferischen Thätigkeit. Die Bestrebung war zeitgemäß; gleich das erste Buch, das Dürer herausgab, „Unterweysung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheyt, in Linien, ebenen und ganzen corporen, durch Albrecht Dürer zusammengetzogen und zu nutz aller Kunstliebhabenden mit zugehörigen Figuren in Truck gebracht im jar 1525", seinem Freunde Pirkheimer gewidmet, erschien in mehreren Auflagen, auch in lateinischer Übersetzung. Das Buch ist „ein Lehrgang angewandter Theorie an die Geometrie des allerscharfsinnigsten Euklid für die Jungen und solche, die gar niemand haben zur Unterweisung, die man ohne alle Unterweisung bloß nach

täglichem Brauche lehrt, die also in Unwissenheit wie ein wilder unbeschnittener Baum aufwachsen". Das Buch ist reich illustriert mit Holzschnitten. 1527 folgte diesem Werke eine andere Schrift: „Etlehr Unterricht zur Befestigung der Statt, Schloß und Flecken, dem Reichsstatthalter König Ferdinand I. von Ungarn und Böhmen gewidmet, wegen der Gnaden und Wohlthaten, die ihm von weiland seinem Großvater Kaiser Maximilian I. zutheil geworden seien. Dieweil sich nun zuträgt, daß Eure Majestät etliche Städte und Flecken zu befestigen befohlen hat, bin ich dadurch veranlaßt, meine Kenntniß von diesen Dingen bekannt zu geben." Dieses Buch ist erst in neuerer Zeit bedeutsam geworden; es hatte großen Einfluss auf die Entwicklung der neuen preußischen Befestigungskunst. Befestigungskunst. Eine neue Ausgabe mit Erläuterungen erschien 1823 in Berlin, eine Prachtausgabe in französischer Übersetzung 1870 in Paris. 1535 war eine Übersetzung in lateinischer Sprache von Camerarius erschienen.

An der Proportionslehre arbeitete Dürer lange. Das Buch erschien Lehre der Proportionen. erst 1528 nach seinem Tode unter dem Titel: „Hierin sind begriffen vier Bücher von menschlicher Proportion, durch Albrechten Dürer von Nürnberg erfunden und beschrieben zu nutz allen denen, so zu dieser Kunst Lieb tragen" und hatte einen großen Erfolg; es erschien in lateinischer, italienischer, französischer, holländischer, englischer und portugiesischer Übersetzung. Der Lehrer des Velasquez empfahl es als mustergiltig. — Das Werk sollte der erste Theil einer Encyklopädie für werdende Künstler sein, „durch Gottes Gnade und Hilfe zu dienen allen Kleinen, die da gerne lernen, denen sie hernach aufgethan alles dasjenige, was ich durch meine Übung erfahren habe als zum Malen dienend." — Viel ungedrucktes Manuscript ist noch vorhanden. Dürer scheint sich im Eifer für seine Kunst überarbeitet zu haben. Auf der Reise in den Niederlanden hatte er sich, um einen vom Meere ans Land geworfenen Wallfisch zu sehen, eine Verkühlung zugezogen, infolge deren er öfter an Fieber litt. Pirkheimer sagt, er habe in der letzten Dürer Tod 1528. Zeit mager ausgesehen wie eine Schraube. Unerwartet schnell erlag er im siebenundfünfzigsten Jahre, 6. April 1528, einem Fieberanfall.

Einen warmen Nachruf weihte ihm Pirkheimer in einer lateinischen Elegie, Erasmus in dem Vorworte seiner Schrift über die richtige Aussprache Erasmus' Lob. des Lateinischen und Griechischen: „Dürer ist die erste Berühmtheit in der Malerei. Einige nennen ihn den Apelles unserer Tage. Ich aber meine, lebte Apelles heute, er würde als ehrlicher Mann Dürer die Palme überlassen haben. Apelles Vergleich mit Apelles. bediente sich zwar weniger und anspruchsloser Farben, aber doch der Farben. Dürer jedoch, obschon auch sonst zu bewundern, was drückt er nicht einfärbig, d. h. in schwarzen Linien aus! Schatten und Licht, Hervortreten und Zurückweichen, dazu je nach der Lage nicht bloß die sich gerade darbietende Seite eines Dinges; er beobachtet auch vollkommene Symmetrie und Harmonie. Ja, er weiß auch das gar nicht Darstellbare, als Feuer, Strahlen, Gewitter, Blitz, Wetterleuchten und Nebel, wie sie sagen, auf die Leinwand zu zaubern, die Leidenschaften, die ganze aus dem Körper hervorleuchtende Seele des Menschen, ja fast die Sprache selbst. Das alles stellt er mit jenen schwarzen Linien so glücklich dem Auge dar, dass dem Bilde eine Unbill widerführe, wenn man es mit Farben übergösse. Ist es nicht bewunderungswürdiger, ohne den buhlerischen Reiz der Farben das zu leisten, was Apelles mit Hilfe derselben geleistet hatte!"

Auch Raphael spendete Dürer hohes Lob, und gieng in Anerkennung Dürers den italienischen Malern voran; er hatte Kupferstiche und Holzschnitte von ihm in seiner Werkstatt hängen und lobte sie höchlich. Sein Kupferstecher

Marc Antonio Raimondi hat Dürers „Marienleben“ im Kupferstich copiert. Raphael entlehnte selber Züge aus der großen „Passion“. Vasari legte Raphael die Worte in den Mund: „Hätte Dürer die Antike gekannt, er würde uns alle übertreffen.“ Um in persönliche Berührung mit Dürer zu treten, sandte er ihm 1515 mehrere Zeichnungen von seiner Hand; eine dieser Zeichnungen ist noch heute in der Albertina erhalten. Ein Bild, das Dürer Raphael als Gegengeschenk sandte, war für Raphael ein Gegenstand der Bewunderung und wurde von ihm seinem Lieblingsschüler Julio Romano im Testamente vermacht. Nach dessen Tode ist es verschollen.

Einfluss Dürers

Das Jahrhundert nach Dürers Tod war der Malerei wenig günstig. In Zeiten der Glaubensstreitigkeiten liegen Kunst und Wissenschaft darnieder. Durch den dreißigjährigen Krieg kam das deutsche Volk an den Rand des Abgrunds, nur langsam und mühsam kam es wieder zur Kraft. Lange herrschte fremder Geschmack. Erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts wandten geniale Geister sich wieder den Leistungen des Nürnberger Meisters zu. Goethes weithallende Stimme ertönte für ihn. Raphaels und Dürers Geist schienen sich in Cornelius und Overbeck zu vereinigen. Der mit Recht berühmte Maler Führich gesteht in seiner Selbstbiographie, wie gewaltig das Studium von Dürers Holzschnitten auf ihn wirkte: „Hier stand eine Form vor mir, freilich in schneidendem Gegensatz zu derjenigen, die vor den Verächtern unserer großen Vorfahren Gnade gefunden und die ihre charakterlose Glätte und Gedunsenheit, der missverstandenen Antike entborgt, gern als Schönheit und affectierte Weichlichkeit als Grazie verkaufen möchten. Hier stand eine Form, hervorgegangen aus der tiefen Erkenntnis ihrer Bedeutung, und diese erschien wieder, gestützt auf Kirchlichkeit, als Allgemeines und Nationalität als Besonderes, wie beides sich in einer Persönlichkeit abbildet.“ Die Künstler unserer Tage wenden sich wieder Dürer zu und die Gunst der Gebildeten überhaupt. 1836 wurde ihm in seiner Heimat ein Denkmal aus Erz gesetzt. Kaufmann hofft, die ernste Vertiefung in den Werken Dürers werde ein Jungbrunnen werden, aus dem sich der Sinn für wahre und echte Kunst mit frischer Empfänglichkeit belebe, und schließt seine anregende Schrift mit den schönen Worten: „So mächtig ist die Kraft, welche das selbstlose Schaffen Dürers ausübt, dass man im Anschauen seiner Werke einen vollen Antheil an jener Weihe empfinden wird, die ihn selber beseelte. Darin liegt mit die hohe Bedeutung Dürers, dass er bildend, reinigend und läuternd wirkt.“[1])

auf die Nachwelt.

[1]) Kaufmann, Albrecht Dürer, S. 101.

Hans Holbein.

Es sind vier Maler Holbein: Hans Holbein der ältere und sein Bruder Siegmund. Der erstere hatte zwei Söhne, Hans Holbein den jüngeren und Ambrosius. Der jüngere Hans hat dem Namen Holbein den größten Ruhm erworben, er ist einer der größten Porträtmaler aller Zeiten.[1] Holbein

Der ältere Hans Holbein war einer der berühmtesten Maler in Augsburg. Handel, Industrie und Kunst blühten hier, es war eine der reichsten Städte, und ob der vielen Reichstage, die dort gehalten wurden, auch eine der glänzendsten und heitersten Städte, namentlich in den Tagen Maximilians I. Unter den Malerfamilien haben namentlich die Burkmair und Holbein einen Namen. Der ältere Hans Holbein (1460—1524) gieng jedoch von Schongauer aus, der sein Vorbild und Meister war; Hans war der Sohn eines Lederers, der aus der benachbarten Gemeinde Schönfeld eingewandert war. Von seinen Arbeiten finden sich in Donaueschingen ein „Ecce Homo", vier Bilder im Dom zu Augsburg, in der Moritzkapelle und auf der Burg zu Nürnberg, im Katharinen-Kloster zu Augsburg, in der Dominicanerkirche zu Frankfurt, in der Pinakothek zu München. Seine späteren Bilder haben dramatisches Leben, klare Handlung, sprechende Charaktere. Zu seinen schönsten Bildern gehören „Die heil. Anna selbdritt", das Mittelbild des Sebastianus-Altars in der Münchener Pinakothek, „Die heil. Elisabeth", eine Erscheinung voll Hoheit und Milde, ein Flügelbild des Sebastianus-Altars. Auch seine Handzeichnungen in den Skizzenbuchblättern geben uns einen hohen Begriff von seiner Sicherheit der Beobachtung und der Darstellungsgabe. Traurige Vermögensverhältnisse zwangen ihn, 1517 Augsburg zu verlassen, er zog nach Isenheim im Elsass und starb 1524. Sein Bruder Siegmund zog nach Bern und brachte es zu einem Vermögen. Bilder jedoch, nach denen wir sein Talent und seine Malweise bemessen könnten, sind keine mehr vorhanden. Hansens Söhne Hans und Ambros haben schon vor ihm Augsburg verlassen, Hans ist seit 1515, Ambrosius seit 1516 in Basel nachweisbar. Sich selber und seine Söhne hat der ältere Hans Holbein in der Basilika des heil. Paulus gezeichnet, jetzt ist das Bild in der Augsburger Gallerie. Der Vater hat einen langen Pelzrock, lange braune Haare und einen großen Bart, das Antlitz eines geistvollen, gemüthreichen, in seiner Bescheidenheit liebreichen Mannes. Vor ihm stehen seine beiden Söhne, der ältere Brosy links, stämmig und gesund, mit Tintenfass und Pennale, also als Schulknabe. Auf des jüngeren Haupt aber ruht die rechte Hand des Vaters, wie wenn er zeigen wollte, dass dieser seine Freude und seine Hoffnung sei. Der ältere, Ambros, scheint in Basel früh gestorben zu sein. Dort sind noch Silberstift- und Federzeichnungen von ihm vorhanden, Im Auftrag der Verleger Froben, Petri und Gengenbach schuf er Buch-Illustrationen, Buchtitel und Initialen, welche Gefälligkeit, Humor und leichte Erfindungsgabe bekunden. der Ältere.

Basel war nicht reich und groß wie Augsburg, aber es war eine schöne, durch die Gewerbthätigkeit ihrer Bürger reiche Stadt. Das Concil und die Schlacht Basel.

[1]) Ein gehaltvolles Werk über ihn ist: „Holbein und seine Zeit. Des Künstlers Familie, Leben und Schaffen." Von Alfred Woltmann. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig 1874.

bei St. Jakob haben ihm ihrerzeit einen großen Ruhm verschafft. Äneas Sylvius, der spätere Papst Pius II. schildert die Stadt als wie aus einem Guss gebaut, mit schönen Kirchen; es fehle nicht an Silber und Gold. Die Dächer der Kirchen und vieler Privathäuser seien mit buntfarbigen glasierten Ziegeln gedeckt, so dass sie wunderbar glitzern im Sonnenschein und es nichts Schöneres gebe, als die Stadt von obenher anzuschauen. Die Bürgerhäuser seien schön, zierlich und so wohl eingerichtet, wie kaum in Florenz, vielfach bemalt, alle mit eigenem Garten und Brunnen und schönen Zimmern mit Glasfenstern, Getäfel und Teppichen. Die Straßen seien weder zu eng, noch zu breit; dann gebe es Matten in der Stadt, von Eichen und Ulmen beschattet, wo das Volk in der Sommerzeit sich zur Kurzweil versammle, wo die jungen Burschen sich im Laufen und Ringen üben, im Speer- und Steinwerfen, Rossebändigen und Ballspiel. Die Mauern und Kriegswehren seien weder hoch, noch stark, doch Basels Stärke liege in der Eintracht seiner Bürger. Das Volk selbst regiere die Stadt, sie habe kein geschriebenes oder kaiserliches Recht, sondern richte nach ihrer alten Gewohnheit, streng, aber auch unerschütterlich durch Bitten und Geld.

In dieser Stadt brachte Holbein einen großen Theil seines Lebens zu, unermüdlich in Zeichnungen, großen Gemälden und Porträtbildern. 1460 wurde die Universität hier eröffnet, von Pius II. gegründet. Geiler von Kaisersberg hat hier gelehrt 1484—1488, auch Reuchlin; Sebastian Brant, der 1495 sein „Narrenschiff" herausgab, fesselte durch seinen glänzenden Vortrag die Zuhörer, der Bischof Christoph von Utenheim (1502—1519) begünstigte die classischen Studien. Wilhelm Textor und Konrad Pellican brachten das Studium des Hebräischen in Schwung. Ulrich Zasius aus Constanz war groß als Lehrer und in classischen Studien. Erasmus schlug hier seinen Wohnsitz auf. 1474 wurde das erste Buch hier gedruckt. Bernhard Richel errichtete hier die erste Presse. In Basel wurde die erste Papiermühle angelegt. Kratander, Johann Petri von Langendorf, Johann Amerbach und Johann Froben waren unternehmende Verleger und sorgten für Correctheit und schöne Ausstattung der Bücher.

Universität.

Hieher zog es die beiden jungen Holbein; es gab geistige Anregung und Gelegenheit zu verdienen an Buchtiteln und Holzschnitten für Bücher, an Façadenmalereien, an Wandgemälden und an eigentlicher Tafelmalerei, an Porträten, und in vielen Bildern wusste Hans Holbein der jüngere sich selbst Dürer an die Seite zu stellen.

Dürer und Holbein.

Woltmann fasst den Unterschied zwischen Dürer und Hans Holbein dem Jüngern in den Worten zusammen:[1] „Es wäre thöricht, zu fragen, wer größer sei, Dürer oder Holbein. Die beiden Meister sind bei aller durch die gleiche Nationalität und dasselbe Zeitalter bedingten Verwandtschaft grundverschieden. Ihre Verschiedenheit lässt sich zum Theil auf den Unterschied zwischen der fränkischen und schwäbischen Schule, zwischen Nürnberg und Augsburg überhaupt zurückführen; zum andern Theil erklärt sie sich dadurch, dass Hans Holbein der jüngere immer ein starkes Vierteljahrhundert jünger war als Dürer.

---

[1]) Geschichte der Malerei. Herausgegeben von Alfred Woltmann und Karl Woermann. II. Band: Die Malerei der Renaissance. Begonnen von Woltmann, fortgesetzt von Woermann. Leipzig 1882. S. 461—462.

Die Hauptsache aber bleibt, dass die beiden Meister verschieden angelegte Naturen waren. Dürer ist im ganzen in sich gekehrter, subjectiver und religiöser; Holbein ist freier, objectiver und weltlicher. Dürer hat sein Leben lang ringend nach Formen gesucht; Holbein fand die neue, weiche und heitere Formenwelt bereits als ererbten Besitz vor und konnte ohne Schwanken und Zaudern auf gewiesenem Weg zur höchsten Freiheit und Vollendung emporsteigen. Dürer steht noch halb im fünfzehnten Jahrhundert; Holbein ist Hauptvertreter der deutschen Kunst in der reinsten Blütezeit der Hochrenaissance. Dürer, dem in Nürnberg kaum jemals monumentale Aufgaben gestellt wurden, zieht sich in die engumgrenzte Welt des Kupferstiches zurück, um sie durch seinen Genius zum Universum zu erweitern; Holbein, dessen decorativer Sinn früh durch die Augsburger Façadenmalerei Nahrung fand, durfte eine Reihe großer Wandgemälde schaffen und entwickelte so sein monumentales Gefühl. Für den Holzschnitt haben beide Meister gezeichnet, schon aus praktischen Gründen. Die Buchdrucker würden es weder dem einen noch dem andern erlassen haben. Religiöse Tafelgemälde und Bildnisse haben beide gemalt. Sein Eigenstes aber gab Dürer als *Kupferstecher*, und Holbein, der nicht in Kupfer gestochen hat, gab in seinen *Wandgemälden* sicher ein gutes Stück seiner selbst. Alle Leistungen beider Meister bilden diesen Grundunterschied deutlich wieder. So erfreulich es aber uns ist, jede der beiden Arten öffentlicher Kunst in jener Blütezeit deutscher Malerei durch einen Hauptmeister vertreten zu sehen, so tief müssen wir es beklagen, dass von Holbeins Wandgemälden kein einziges dem Zerstörungswerke der Zeit widerstanden hat. Heute tritt uns sein historisches Compositionstalent hauptsächlich in seinen Zeichnungen entgegen. Als Maler lebt er aus zufälligen Gründen in erster Linie durch seine Bildnisse in unserem Bewusstsein."

Reiche Thätigkeit.

Hans Holbeins des Jüngeren Thätigkeit ist sehr reich. Schon aus seinem siebzehnten Jahre besitzt Basel ein Madonnenbild, aus seinem achtzehnten Zürich eine Tischplatte mit Darstellung volksthümlicher Schwänke im köstlichsten Humor, und hat Frobens Ausgabe von des Erasmus „Lobe der Narrheit" geniale Randzeichnungen des jungen Malers; aus seinem neunzehnten Jahre stammt das Prachtbild des Malers Herbster und des Bürgermeisters Jakob Meyer in Basel; im zwanzigsten Jahre versieht er das Haus des Schultheißen Jakob von Hartenstein in Luzern außen und innen mit Wandgemälden; dann schmückt er eine Reihe von Baseler Häusern mit Wandgemälden, in seinem vierundzwanzigsten und fünfundzwanzigsten Jahre vollendete er die Ausschmückung des Hauptsaales im Baseler Rathhause mit Gemälden, welche die Nothwendigkeit strenger und unparteiischer Rechtspflege zu Gemüth führen sollten. Die Bilder sind im vorigen Jahrhundert ein Opfer der Feuchtigkeit geworden, die Originalzeichnungen sind jedoch noch vorhanden. Dann folgen originelle Visierungen für Glasgemälde, Passionsbilder, die übermalten Orgelthüren des Baseler Münsters, die beiden Altarflügel im Münster zu Freiburg im Breisgau, welche die Geburt Christi und die Anbetung der drei Könige darstellen, die Solothurner Madonna mit dem heil. Martin zur Rechten und dem heil. Ursus zur Linken, die Madonna des Bürgermeisters Meyer zu Basel, jetzt im Besitz der Prinzessin Karl von Hessen in Darmstadt. In Dresden ist die gleiche Madonna und lange dauerte der Streit, welche die echte Madonna sei, welche bloß Copie. Die Madonna ist ein Meisterwerk, der Bürgermeister Meyer, der mit seiner Familie in Andacht hingegossen vor ihr kniet, war entschiedener Katholik. Dann das Bildnis des Bonifacius Amerbach in Basel, des Domherrn Ferdinand Angerer in Innsbruck, das Porträt des Erasmus, den

er meisterhaft mehrmals darstellte, das Bild der schönen Offenburgerin — also eine ungewöhnliche Thätigkeit. Dann Zeichnungen von Büchertiteln, von Initialen für Froben, Zeichnungen auf den Block für zwei Bibelausgaben, die Hans Lützelburger, der Erfinder des Feinschnitts, dann auf Holz schnitt, endlich seinen „Todtentanz", geniale Bilder mit bitterem Humor.

Die Reformation störte den Fortschritt der Kunst in ganz Deutschland; Altarbilder wurden eher zerstört, als neue verlangt; auch Basel hatte 1529 seinen Bildersturm, in welchem vielleicht einige Arbeiten Holbeins vernichtet wurden. Es gab auch weniger öffentliche Bestellungen. Die Maler darbten und baten den Rath in Basel, zu bedenken, dass auch sie eine Frau und Kinder hätten. 1526 wüthete die Pest in der Stadt. Da beschloss Holbein, in England sich sein Brot zu verdienen: er ließ Weib und Kinder zurück und machte sich, wahrscheinlich zu Fuß, auf den Weg durch Deutschland über Flandern nach London mit einem Empfehlungsschreiben von Erasmus an Ägidius in Antwerpen und an Thomas Morus in London. Ein Schreiben von Erasmus war viel wert, denn er galt in England als einer der größten und witzigsten Gelehrten, er war dem König wohlbekannt und hatte in England die Mittel zu einer behaglichen Existenz erlangt. Dass er schon 1524 zwei Porträte, die Holbein von ihm gemalt, nach England sandte, war im voraus die beste Empfehlung für den Künstler. Morus beantwortete die Sendung alsbald: „Dein Maler, liebster Erasmus, ist ein wunderbarer Künstler, aber ich fürchte, dass er England nicht so fruchtbar und gewinnbringend finden wird, als er hofft. Dass er es aber nicht ganz unfruchtbar finde, dafür will ich mein Möglichstes thun." — Von Morus wusste man, dass er Wort halte.

Holbein nach London.

Erasmus.

Thomas Morus.

Wir haben wenig Geschriebenes von der Hand Holbeins — wie willkommen war uns das Tagebuch Dürers über das Kunstleben in Antwerpen! Dem Ägidius in dieser Stadt meldet Erasmus bloß: „Der Überbringer ist derjenige, welcher mich gemalt hat — ein ausgezeichneter Künstler. Wenn er den Quintin besuchen will und du selbst nicht Zeit hast, so lasse ihm das Haus zeigen. Hier frieren die Künste. Er reist nach England, um ein paar Engel (englische Goldstücke) zusammenzuscharren. Dem kannst Du an Briefen mitgeben, was Du willst (d. h. er ist verlässlich)."

Ägidius.

Kein Brief Holbeins gibt eine Andeutung, ob er Quentin Messys besuchte, wie ihm die gefürchtete Überfahrt über den Canal bekam, wie das damals schon volkreiche London auf ihn wirkte, wie er sich in die Engländer fand, von denen der Baseler Kosmograph Sebastian Münster sagt: „Sie haben stutzige Köpfe, sind stolz und hochtrabend. Sehen sie aber einen Fremden, dessen Wesen und Auftreten ihnen gefällt, so haben sie kein anderes Wort dies auszudrücken, als: ‚Es ist jammerschade, dass er kein Engländer ist.'" Dagegen lobt Münster den Adel, er sei ehrerbietig und freundlich gegen den Fremden. Erasmus warnt aber einen jungen Freund, der nach England gieng, sich durch diese seltene Humanität nicht zur Nachlässigkeit und Keckheit fortreißen zu lassen, und stets die nöthige Bescheidenheit zu bewahren. „Es ist ein großes Ding, dieses von allen Gelehrten gefeierte England zu sehen und wie bildend zugleich für Sitten und Kenntnisse, mit so vielen Magnaten und Männern der Wissenschaft zu verkehren!"

Quintin Messys.

Die Engländer.

Der Adel.

Thomas Morus.

Diese Großen hatten Sinn für Kunst und niemand konnte Holbein leichter empfehlen als derjenige, an den er empfohlen war, Thomas Morus, denn er war damals Schatzmeister der Lehenkammer, Kanzler von Lancaster und Mitglied des geheimen Rathes und durch sein Wissen, den Adel seiner Gesinnung

und den Zauber seiner Rede dem König so unentbehrlich, daſs dieſer ihn fortwährend holen ließ, um mit ihm über Theologie, Geometrie und weltliche Dinge zu reden oder nachts mit ihm die Himmelskörper zu beobachten. Aber auch in seinem Hause erhielt Morus den Besuch des Monarchen. Heinrich VIII. traf oft plötzlich in Chelsea ein, um mit ihm einige Stunden in heiterem Gespräch zuzubringen. Wiederholt kam er unerwartet zu Tisch und gieng nach dem Essen mit ihm im Garten auf und ab, vertraulich seinen Arm an Morus' Nacken legend. Heinrich VIII.

Einem vielvermögenden, von den Großen verehrten Mann war also Holbein empfohlen, aber auch einem edlen Mann. Erasmus schreibt: „Man glaubt, eine zweite Republik des Plato sei bei Morus; aber nein! das ist nur ein geringer Vergleich! Mit mehr Recht kann man dieſes Haus eine Schule echt christlichen Sinnes nennen. Keiner ist hier, sei es Mann oder Weib, der sich nicht mit schönen Wissenschaften oder mit fruchtbringender Lectüre beschäftigt, mag auch das erste und vorzüglichste Streben auf Frömmigkeit gerichtet sein! Keinen Streit gibt es da, kein ungeziemendes Wort wird gehört, keiner wird müßig gesehen und solchen Geist der Zucht hält der seltene Mann nicht durch Stirnrunzeln oder Scheltworte, sondern durch Milde und Freundlichkeit aufrecht. Seine Pflicht thut jeder, aber es ist Freudigkeit dabei, und zu Scherz und Heiterkeit innerhalb der richtigen Schranken fehlt es auch nicht. Dieſes Hauses Schicksal scheint Glückseligkeit zu sein. Keiner kann darinleben, ohne daſs es zu seinem Besten ist, und daſs jeder Makel von ihm fern ist." Familie des Thomas Morus.

Holbein war in seinen Holzschnitten ein Eiferer für die Reform Luthers, boshaft in der Verhöhnung der Katholiken. In dem Bilde zu „Christus, das wahre Licht" fliehen vor der Leuchte, auf welche Christus hindeutet, Papst, Cardinäle, Mönche und an der Spitze der Fliehenden Aristoteles. Dagegen streckt der Heiland seine Rechte aus zu Luther und andern Häuptern der Reformation und zu dem Bauernburschen, der den Dreschflegel in der Hand hat, um auf die Gegner loszuschlagen. Wie muſs Holbein sich hier verstellt haben, um in Gnaden zu bleiben? Denn Morus war entschiedener Katholik und Gegner der Reformation Luthers. Hätte der hochsinnige Dürer also gehandelt? Holbeins Verstellung.

England hatte damals eine Reihe guter Porträtmaler, aber Holbein schlug sie alle aus dem Felde. Seine Stärke ist das Porträt: er kam bei der englischen Aristokratie in solches Ansehen, daſs Gemälde bis 1554, die erträglich sind, ihm zugeschrieben werden, obschon Holbein schon 1545 starb. Bei der Ausstellung der Porträts in London hat Waagen von 57 Holbein nur 6 als echt erkannt und die anderen alle als unecht nachgewiesen. Rasche Anerkennung.

Thomas Morus muſste, um den Künstler zu empfehlen, sich zuerst selbst von ihm malen lassen. Das gelungene Bild ist vom Jahre 1527 noch vorhanden. Dann malte Holbein die ganze aus zehn Personen bestehende Familie; es ist aber nur noch die Originalskizze und eine Copie von diesem Bilde vorhanden. Dann kam 1527 die Reihe an den Erzbischof Warham von Canterbury, ein wahres Meisterstück; eine Copie davon ist in Paris und die Originalskizze ist eine der 87 mit farbiger Kreide entworfenen Porträtzeichnungen in Windsor-Castle, dann an Bischof Fisher, an Thomas Godsalve, an Guildford, den Stallmeister des Königs, an den deutschen Astronomen Nikolas Kratzer, an Sir Henry Wyat, an Sir Bogan Tuke u. a., an Sir Thomas Elyot und dessen Gattin.

1528 finden wir Holbein wieder in Basel. Er hatte in England so viel gewonnen, dass er in Basel zwei Häuser für seine Frau und Kinder kaufen konnte. Eine Abzeichnung des More'schen Familienkreises schenkte er an Erasmus. Erasmus drückte an Morus seine Freude und seinen Dank dafür aus. „Häufig wünschte ich mir im Inneren, dass noch einmal vor dem Ziel, welches das Verhängnis meinem Leben gesetzt hat, es mir vergönnt wäre, diesen theuern Freundeskreis zu sehen, dem ich von meinen äußeren Glücksgütern und auch von meinem Ruhm, wie immer sie sein mögen, den besten Theil verdanke und lieber verdanke, als irgend einem andern Sterblichen. Einen schönen Theil des Wunsches hat nun die geniale Hand des Meisters mir erfüllt. Alle erkannte ich, doch niemand mehr als dich, und aus der schönen Hülle glaubte ich die noch weit schönere Seele hervorleuchten zu sehen." Ein wichtiges Zeugnis für das Talent Holbeins. — Aus Freiburg ist dieser Brief entsendet, weil die protestantische Revolution den Erasmus Basel entleidete, auch hielt er sich nicht mehr für sicher. — Mit der Kirchenmalerei war es jetzt aus in Basel, denn die siegende Partei befahl: „Wir haben zu Stadt und Land keine Bilder in unseren Kirchen, weil sie vormals viele Anregung zum Götzendienste gegeben, darum sie auch Gott so hoch verboten und alle die verflucht hat, so Bilder machen; deshalb wir künftighin keine Bilder mehr aufrichten lassen, aber ernstlich nachdenken werden, wie wir die armen Dürftigen, so die wahren und lebendigen Bilder Gottes sind, tröstlich versehen mögen." [1])

Erasmus. an Thomas Morus. Erasmus flieht nach Freiburg. Bilderverbot.

In Basel zeichnete Holbein das Bild seiner Familie, dann ein Porträt des Erasmus und einen Holzschnitt dieses Gelehrten für den Titel seiner gesammelten Werke; ferner ein Rundbild des Melanchthon. Damals war Melanchthon in Speier auf dem Reichstage anwesend. 1530 bemalte er um sechzig Gulden die Hinterwand im Rathssaale mit den zwei großen Gemälden „Rehabeam" und „Samuel und Saul", beide großartige historische Darstellungen, von denen nur noch die Originalskizzen in Basel vorhanden sind. Auch die Uhren am Rheinthor, also den Lallenkönig musste der Künstler in dieser bösen Zeit zu malen übernehmen. Für ihn war jetzt in Basel kein Boden mehr. Es war alles verhetzt und herrschte Theuerung. Da gedachte Holbein wieder an die guten Tage in England, wo sein Gönner Thomas Morus jetzt Lordkanzler war. 1532 finden wir Holbein wieder in London und die Baseler reute es, dass sie ihn hatten ziehen lassen, und der Bürgermeister schrieb ihm 2. September 1532, dass er sobald als möglich wieder heimkehren möge, sie wollten ihm, bis bessere Zeiten kämen, jährlich dreißig Gulden zahlen, damit er lieber zu Hause bleibe und Weib und Kinder ernähren möge; aber Holbein hatte keine Lust mehr, in die kleinlichen und verhetzten Verhältnisse von Basel zurückzukehren. London dagegen war eine Weltstadt und der berühmte Maler wurde mit Aufträgen und glänzendem Lohn überschüttet. Hier malte er zunächst den Goldschmied Hans von Antwerpen, dann die Handelsherren des Stahlhofs, der großen Niederlassung der Hansa. Für die Krönungsfeier der Anna Boleyn 1533 malte Holbein die Festdecoration des Schaugerüstes der Hansa; dann zwei große Friesgemälde in der Haupthalle des Stahlhofes, Triumphzüge, und zwar den des „Reichthums" und den der „Armut", reich an lebensvollen männlichen und weiblichen Gestalten, Pferden und Wagen, mit der Grundidee, dass Reichthum und Armut, richtig verstanden, sich in Segen verwandeln können. Die Bilder sind zugrunde gegangen, nur noch eine Originalskizze ist vor-

Stahlhof.

[1]) Woltmann, l. c. S. 457.

)anden und ein vollkommener Stich. — Woermann meint: „Die Herrlichkeit ver Ausführung können wir ahnen.“ [1])

1536 trat Holbein in die Dienste des Königs, der seinen Gönner Thomas Morus 1535 in so grausamer Weise hatte hinrichten lassen. Wäre n ähnlichem Falle Dürer imstande gewesen, sich zum Diener eines solchen Tyrannen zu erniedrigen? Gewiß nicht. Holbein zeichnete nun oft den König, eine vielen Weiber und die Prinzessinen, die er heiraten wollte, zu welchem Zweck er Reisen im Auftrage des Königs machte; so malte er 1538 die verwitwete Herzogin von Mailand, Christine von Dänemark, 1539 die Prinzessin Anna von Cleve; zudem beschäftigte er sich mit Entwürfen zu Geräthen für die englische Kunstindustrie, mit Bildnissen von Kaufleuten und Adeligen. Er ist ein unübertroffener Portraitmaler. 1538 war er noch einmal auf einen Sprung in Basel, „er war in Siden und Sammet bekleidet,“ schreibt Iselin, „da er vormals musste Wein am Zapfen kaufen“.[2]) Seine Vaterstadt suchte vergebens ihn zu halten, sein Herz hieng an England, und er kehrte wieder dahin zurück, weil er im Dienste der Reformation für Cranmers Katechismus Bilder und das Schärfste gegen Rom, die „satirische Passion“, schnitt, zu der er sich selber nicht zu bekennen wagte. Alle Feinde Christi sind hier in der Tracht katholischer Geistlicher. Wie die Schandverse Voltaires über die Jungfrau von Orleans nur unter Vertrauten von Hand zu Hand giengen, so diese Schandbilder gegen die Katholiken unter den mächtigen Hassern des Katholicismus am Hofe Heinrichs VIII. Dort raffte ihn in der Blüte seiner Jahre zwischen den 3. October und 29. November die Pest hinweg. In seinem Testamente[3]) vermachte er alles, was er in England besaß,[4]) zwei unehelichen Kindern in England. Eine Werkstatt mit Atelier hat er in England eigentlich nicht gehabt, daher hinterließ er auch keine Schule. Er war in England nur Portraitmaler, aber der erste seiner Zeit.[5]) Vischer charakterisiert ihn in seiner „Ästhetik“[6]) mit den Worten: „Er tränkt das Bildnis so ganz mit dem Mark des historischen Geistes, der zugleich ganz Fleisch

---

[1]) Woermann. l. c. S. 478.

[2]) Der nicht sein Fass Wein im Keller hatte, war nach alamannischer Anschauung kein ermöglicher Mann. Den Wein krugweise beim Wirt holen lassen, galt für ein Zeichen von Dürftigkeit.

[3]) Abgedruckt bei Woltmann, l. c. S. 479.

[4]) Von Holbeins ehelichen Söhnen wurde der ältere, Philipp, Goldschmied, der jüngere, Jakob, desgleichen. Der letztere starb 1552 in Lissabon, Philipps gleichnamiger Sohn wurde kaiserlicher Hofjuwelier in Augsburg und erhielt von Kaiser Matthias den Adelstand mit dem Beinamen Holbeinbergen.

[5]) Wie hoch war sein Gehalt in des Königs Dienst? 86 Pfund jährlich. Dazu kamen, da der König mit seinem Eifer zufrieden war, hin und wieder namhafte Geschenke. Für seine vielen Porträte von Personen, die nicht zur königlichen Familie gehörten, erhielt Holbein den Lohn, den er verlangte. Er lebte wie ein vornehmer Herr, hielt sich auch ein Pferd. Wir begreifen, wie Holbein in Basel den Zustand Englands als einen höchst glücklichen pries.

[6]) Ästhetik, III, S. 677.

wird im Individuum, dass in diesen Werken die Geschichte selbst athmet und lebt und dass das einzelne Bildnis sich vor ihm aufthut, die sprechenden Lippen mit den fein beredten Mundwinkeln öffnet, mit den hingeschiedenen Zeitgenossen zusammentritt und gegenwärtig wie im Drama das Schauspiel erneuert, dessen Vorhang längst gefallen ist.

Lukas Cranach.

Der dritte vielgerühmte deutsche Maler des Zeitalters der Reformation ist Lukas Cranach, er steht aber hinter Dürer zurück an Tiefe des Gedankens und hinter Holbein im Zauber der Farben; doch haben seine Gemälde manche Vorzüge.

Er ist eigentlich von Franken und der Richtung Dürers ausgegangen und der Gründer der sogenannten sächsischen Schule geworden. Seinen Namen hat er vom Orte seiner Heimat Cranach im Bambergischen; der Streit, ob er Suuder oder Müller geheißen habe, ist entschieden, seit Warnecke die Aufzeichnungen Sternenbokes vom Jahre 1609 veröffentlichte, worin es heißt: „Und der Kaiser ihn gefraget, wie er hieße, und er geandwordtet, er hieße von seinen Eltern Lukas Müller aus der Stadt Cranach in Franken, man hieße ihn aber von seiner Kunst Lukas Maler, und der Kurfürst von Sachsen hätte ihn von seinem Vaterland Lukas Cranach genannt.“ Er trat früh in die Dienste des sächsischen Fürstenhauses, und war Hofmaler von drei Kurfürsten: Friedrichs des Weisen, Johanns des Beständigen (1525—1532) und Friedrichs des Großmüthigen. Schon 1504 finden wir ihn in Wittenberg, wo er eine Werkstatt gründete, viele Bestellungen erhielt und mit vielen Gesellen arbeitete. Das Arbeiten gieng ihm leicht von der Hand und die Arbeiten seiner Gesellen haben seinem Ruhme nicht wenig geschadet, da sie unter seinem Namen giengen. Lukas war auch in Geschäften sehr rührig, er hat auch eine Buchdruckerei angelegt, selbst eine Apotheke eingerichtet. Wittenberg wählte ihn zum Kämmerer des Rathes und zweimal zum Bürgermeister, Friedrich der Weise schenkte ihm einen Wappenbrief und sandte ihn „um mit seinem Talent zu prunken“ zu Kaiser Maximilian, der durch ihn seinen Enkel, den achtjährigen Karl V., malen ließ. Mit Friedrich dem Weisen wallfahrtete Cranach 1493 nach dem gelobten Land; sein inniges Verhältnis zu Friedrich dem Großmüthigen kennzeichnet der Umstand, dass er nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 dessen Gefangenschaft theilte, „um ihm die Sorgen des Kerkers durch treues Gespräch und heitere Bilder zu verscheuchen“; er folgte ihm nach seiner Freilassung 1552 nach Weimar. Hier begann er eines seiner besten Gemälde, starb aber vor dessen Vollendung 1553.

Cranach war auch Kupferstecher und Reißer für den Holzschnitt. Von seinen Kupferstichen sind wenige mehr vorhanden; von seinen Holzschnitten wurden viele verbreitet, namentlich seine Bilder berühmter Zeitgenossen. Größere Folgen sind seine zwölf „Passionsblätter“, seine zwölf „Apostelmartyrien“, seine hundertneunzehn Blätter des „Wittenberger Heiligthumbuches“. Im „Passional Christi und Antichristi“ ist er

eifriger Gegner des Papstthums. Zu einigen seiner satirischen Blätter lieferte Luther die Verse. Seine großen Bilder malte Cranach meist auf Linden- oder Rothbuchenholz in Öltechnik, ursprünglich ganz im Geiste der katholischen Kirche, namentlich Madonnenbilder, wie das Mariahilfbild in Innsbruck, Maria mit dem sie umhalsenden Jesukind in der Pinakothek zu München, noch im Jahre 1525. Dann historische Bilder aus dem Alten und Neuen Testament in biblischer Einfachheit über dem religiösen Streit. Berühmt ist seine „Judith mit dem Haupt des Holofernes", seine „Delila mit Samson", die „Ehebrecherin vor Christus"; dann sind originell einige Bilder aus der antiken Mythologie und Jagdscenen. In Bildnissen hat er sächsische und brandenburgische Herrscher, Luther und dessen Gattin, Melanchthon und Bugenhagen, aber auch den Erzbischof von Mainz treu dargestellt. „Er war ein viel gewandter Mann", meint Woermann, „aber im ganzen ein etwas trockener und handwerksmäßiger Meister." [1]) — Kuglers Urtheil [2]) ist in der Regel in neueren Büchern maßgebend geworden: „Er ist in vorzüglichem Sinne volksthümlich; sein Humor hat etwas von dem Volkswitze seiner Zeit; der Eindruck seiner Vortragsweise mahnt an Volksbücher und Volkslieder, und nicht mit Unrecht mag man ihn den Hans Sachs der Malerei nennen. Freilich hängt damit zusammen, dass er es, wie dieser, mit der Form im höheren Sinne nicht genau nahm und sich oft mit einer gewissen ergötzlichen Lebendigkeit begnügte, wo Ernst, Größe und Reinheit verlangt wurden. Auch ist nicht zu vergessen, dass er sehr rasch und leicht producierte und eine große, überaus thätige Werkstatt beschäftigte, an deren Arbeit oft nur weniges sein Eigenthum sein mag. Sein Colorit ist insgemein von glänzender Frische und Tiefe, oft aber unharmonisch bis ins Grelle." Sein Sohn, Lukas Cranach der jüngere, setzte seine Schule fort, und wurde, wie der Vater, Bürgermeister in Wittenberg.

Dürer, Holbein, Cranach sind die drei großen deutschen Maler des sechzehnten Jahrhunderts. Dürer ist tiefsinnig wie ein Prophet der Kunst, Holbein ist ein geniales, leichtsinniges Weltkind, Cranach versteht am besten mit dem idealen Streben das reale nach vortheilhafter bürgerlicher Stellung zu vereinigen.

Ist Dürers Vater ein Magyare oder ein Germane? [3]) Der ungarische Akademiker, Pfarrer Ludwig Jaan, fand die Ruine des ehemaligen Dorfes Aitos, in welchem nach Dürers Tagebuch seine Vorfahren vom Ackerbau gelebt haben, und fand sieben Urkunden aus den Jahren 1456 bis 1564, durch welche die Existenz der edlen Familie Aitos historisch beglaubigt wird; ihr Wappen ist dasselbe, welches Dürer und sein Vater geführt haben, welches Dürer auf die Rückseite des Bildes seines Vaters gemalt hat.

Die Stelle in Dürers Tagebuch: „Albrecht der ältere ist aus seinem Geschlechte geboren im Königreich Ungarn", bedeutet also, dass die Familie Dürers zum freien ungarischen Kleinadel gehörte, der, mit kleinem Ackerbesitze ausgestattet, vom Ackerbau lebte. Der Kopf von Dürers Vater hat einen magyarischen Typus, [4]) der große Dürer selbst einen echt germanischen — von der Mutter her. Wie der gelehrte Domherr Danko in Gran schon vermuthete, hatte also Dürer ursprünglich Aytos von Ajta = die Thüre geheißen und hatte darum eine offene Thüre in seinem

[1]) Woermann, l. c. S. 431.
[2]) Geschichte der Malerei, II, S. 254.
[3]) Vergl. oben S. 690.
[4]) Thausing, Wiener Kunstbriefe, S. 88—98.

Wappen geführt. Demnach hätte die österreichisch-ungarische Monarchie die Ehre, Deutschland ihren größten Künstler gegeben zu haben.[1])

Die großen Maler gehören in die Weltgeschichte wie die großen Dichter: sie sind Spiegelbilder ihrer Zeit. Die hellenische Malerei war eine würdige Schwester der alten Plastik. Die Malerei des sechzehnten Jahrhunderts steht aber hoch über der alten in der Kunst des Malens an und für sich, dann in der Tiefe und Innigkeit der Empfindung und in der inneren Größe der höchsten Gegenstände der Kunst.

Ernst von Lasaulx bemerkt mit Recht: „Unter den christlichen Völkern des Abendlandes ist das Princip der Persönlichkeit und der subjectiven Innerlichkeit des Gemüthslebens ungleich tiefer erfasst und entwickelt, als dies im classischen Alterthum möglich war. Die Hauptgegenstände der christlichen Kunst, das Leben Christi und aller Heroen des christlichen Lebens, stehen an innerer Größe und Tiefe und an idealer Wahrheit über allem, was die hellenische Kunst darstellen konnte. Bilder wie „Das Abendmahl" des Leonardo da Vinci, wie „Die Verklärung" und „Die Sixtinische Madonna" des Raphael, Wunderwerke wie „Das jüngste Gericht" des Michelangelo hat die vorchristliche Zeit nicht besessen."[2])

---

[1]) Vergl. Graus, Blätter des christl. Kunstvereines der Diöcese Seckau, 1887, S. 72.
[2]) Lasaulx, Philosophie der schönen Künste, S. 103—105.

Register.

A.

Aalborg, Schlacht bei 75.
Abel, König 18—19.
Absage an Erich 42.
Absoluter König, statt Erbkönig, in Dänemark 460, 462.
Absolutismus Ludwigs XIV. 496.
Abydenus 533.
Achte Kur 437.
Adamiten 198.
Adalbert von Bremen 54.
Adel in Baiern 130.
— in Frankreich 216—17, 464.
— Klagen des 478, 484.
— in Österreich 172.
— in Polen 89.
— in Schweden 52, 66. 69, 70, 85, 90—91, 93—95, 109, 114—115, 424, 446.
— und Bauern in Dänemark 58, 59, 77, 113, 375, 378, 459—460, 461, 462.
— — in Deutschland 644 bis 646.
— — in Krain 649—650,
— und Klerus in Schweden 117.
Adelsrepublik in Böhmen 163.
Adelheid von Savoyen 488.
Administrator von Magdeburg 168, 273—274, 279.
Adolf von Holstein 26, 45, 46, 48, 284.
— von Mecklenburg 280.
— von Schauenburg 26.
Ägydius in Antwerpen 716.
Ämtervermehrung in Spanien 380.
Äneas Sylvius 608, 616, 714.
Ären und deren Berechnung 531.
Affonso IV. 680.
— VI., König von Portugal 385.
„Agathias' Epigramme" 533.
Ägira 410.
Agnes von Brandenburg 22.
Agrippa von Nettesheim 638, 663.
Ahausen, Bund zu 133.
Aiguesmortes 229.
Aire, Festung 388.
Akademie der Blumenspiele in Toulouse 561.
— für Dichtkunst und Tonkunst 560.
— in Paris 393.
— in Stockholm 501, 581.
— der Hugenotten 214.
Ake Tott 280, 289.
Alanus, angeblicher Fürst von Kärnten und Tirol 535.
Albertus Magnus 665.
Albrecht Achilles 614.
— Markgraf von Ansbach 640.
— II., König 45.
— Erzherzog 165.
— Erzherzog, Bruder Rudolfs II. 138, 140, 143, 180; 516, 517, 536.
— von Bayern 88.
— V. von Bayern 128, 686.
Alegrete 682.
Alexander VI., Papst 585.
— VII. 508.
— Erzbischof von Mainz 707.
— von Groote 132.
— von Mecklenburg 30—31, 34—35, 36.
— von Parma 132.
Alexandra 443, 508.
„Alexandra" des Lykophron 533.
Alfons der Weise 15
„Alfonsinische Tafeln" 123.
Algier 208.
Allegorie, bekämpft 560.
Allegri 689.
Allen, Geschichtschreiber 378, 462.
Allersheim 405—406.
Alliaga 191, 233.
Aloysius Lilianus 582.
Alphabet 1.
— Geschichte des 535.
Altdorffer 698.
Altenheim 359.
Alterthum 405—406.
Alterthumskunde 514.
Althaldensleben 208.
Altmark, Waffenstillstand in der 1629—1635, 120
Altringer 281, 293, 302, 314, 316, 317, 326, 331.
Amalia von Hessen 365, 369, 405, 407, 417, 431.
Amberg 370.
Ambras 600—601.
— Sammlung zu 601.
Ambrosius 685.
Amerbach 714.
Amnestie 428, 437—438.
Amos Comenius 179.
Ampuez 597.
Amsterdam 454.
Amyot 553.
Anatomie 581.
d'Ancre, Marquis 219, 220, 221, 222—226.
Andalusien 383.
Andaya 491.
Andernach 339.
— Kurfürstentag zu 155.
Andrea del Sarto 695.
Andreä, Kanzler in Tübingen 643, 646.
Angers 474.
Angelico da Fiesole 689.
Anglesea 8.
Anholt 202.

Animucia 688.
Anklam 358.
Anna d'Auſtria 213, 221, 235 bis 236, 386, 465, 466, 468, 469, 470, 471, 472, 474, 475, 477—479, 490.
— Boleyn 718.
— von Cleve 719.
— von Tirol 180, 181, 429.
— Kaiſerin 184.
— Tochter Ludwigs XI. 568.
Annus Lilianus 532.
Antichriſt 576, 699.
Antikenſammlung der Fugger 594.
Antoine de Baif 559—560.
— de la Rovere, Biſchof von Agen 519.
Anton de Dominis 549.
Antonello von Meſſina 707.
Antwerpen 408, 436, 586, 698—699, 703.
— alter Name Antorf 699.
Apelles und Dürer 711.
Apulien 388.
Aquaviva Claudius 130.
Arboga, Reichstag zu 93.
Archäismus 510, 511.
Architektur und Muſik 685.
Ariſtoteles 542, 561, 684.
Armentières 417.
Arnauld 562, 577.
Arnd 562.
Arndt 423—424.
Arndur, S. J. 311.
Arnim 120, 250, 272, 289, 299, 302, 319, 320, 321, 322, 333, 343, 372.
Arras 425.
„Arrians Taktik" 502.
Arſaugour 345.
Artikel, die ſiebenundzwanzig in Paris 446.
Aſchaffenburg 288.
Aslak Bolt, Erzbiſchof von Drontheim 47.
Aſſens, Huldigung in, 39.
Aſtrolabium 617.
Aſtronomie 581.
Athenäus 542, 544, 684.
Attems 161.
d'Aubesſpine 572.
Auersperg 426.
Aufreizung der kaiſerl. Armee in Böhmen 324—325.
Aufſtand in Catalonien 378.
— der deutſch-ſchwediſchen Armee 316.
Augsburg 255, 331, 339, 399, 411, 413, 507, 571, 583ff., 590, 607—608, 713.
Augsburger Bisthum 127.
— Religionsfriede 147.
Auguſt, Prinz von Sachſen 274.
Auguſtin, der heil. 538.
Auguſtiner 635, 684.
Auneau, Schlacht bei 133.
„Aurelius Prudentius" 631.
Ausſprache, richtige des Latein 415.
Auſtraſien 333.
Autobiographien 674 ff.
Auvergne 216.
d'Avaux 345, 426, 430.
Avein 340.
Aventin 665.
— beim Herzog Wilhelm von Bayern 668.
— der deutſche Saxo Grammaticus u. Kadlubek 669.
— Humaniſt 669.
Aventins „Annales Bojorum" 668.
— „Bayeriſche Chronika" 669.
— hält Kelten für Germanen 669.
— Mangel an Kritik 669.
— Reden erdichtet 669.
— Reiſen 669.
Avesne 491.
Avocatorien 413.
Azima 113.
Ayrer, Jakob 622.
Ayrers Lebensgang und raſche Arbeiten 622.
— Kenntnis der Bühnenkunſt 622.

B.

Baco von Verulam 559.
Bach 566.
Bärwalde, Vertrag zu 269 bis 270.
Bäumler 683, 685—690.
Bagler 12.
Bagnols 258.
Bahus 81.
Baillet 539.
Bake, Domprediger 279.
Balderon 284.
Balthaſar, Karl 412.
Balzac 500.
Bamberg 699.
Bamberger 339.
Baner, in Jütland 62.
— in Schweden 94.
— General 271—296, 332, 335, 342, 343.
— Feldmarſchall 345, 349, 351, 354, 358, 359, 365 bis 368, 369, 370.
Baners Tod 371.
Banniſis 701.
Bar 332, 493.
Barackenhäuſer 678.
Barbaroſſa 616.
Barcelona, 1640 Aufſtand zu, 380, 484—486.
Baronius 136, 523, 549, 575, 577.
Barricaden 470.
Barthold 76, 367.
Bartholinus 377.
Bartholomäusnacht 522.
Baſel 713—714.
— Bisthum 435.
— Friede zu (1499) 436.
Baſmanow 100.
Baſſée La 390, 418.
Baſſompierre 306, 308, 467.
Bathory 88, 180, 248.
Bauern in Dänemark 24, 32, 71, 375, 462.
— in Oberöſterreich 326.
— in Rußland 97—98.
— in Schweden 53, 56.
Bauernrepublik 54.
Bautzen 333.
Bayern 399, 410.
Bayle 500.
Beamtenadel in Frankreich 464.
Beamtencollegien in Dänemark 462.
Bearn 227.
Beatus Rhenanus 593.
Beaufort 394, 472, 475, 477.
Beck, Oberſt 417, 422.
Beckum 333.
Beckmann 580.
Begharden 198.
Behaim, Martin 617.
Beicht vor Beamten 638.
Beichtväterwahl 634.
Bekehrung Schwedens 1—2.
Belfort 332.
Belgien 169, 408, 417, 422.
Bellarmin 136, 185, 213, 538, 575.
du Bellay 558, 560.
— „Beleuchtung der franzöſ. Sprache" 560.
Belleau Remy 561.
Benatek 415.
Benedetto de la Scala 519.
Benfeld 315, 338, 400.
Benninghauſen 333.
Bereſtesko 445.
Bergbau im Elſaſs 590.
— in Spanien 590—591.
— in Steiermark 585.
— in Tirol 585.
— in Ungarn 585.

Bergen 16, 36.
Bergen op Zoom 204.
Berka 150, 273, 279.
Bergues 409, 484, 486.
Bernard von Orley 701.
Bernhard von Weimar 208, 247, 281, 286, 289, 293, 303—304, 314, 316, 317, 322, 326, 327, 331, 334 bis 336, 337, 339.
— Bundesfeldherr 341.
— Haß gegen den Kaiser 347, 350, 359—361, 362 bis 365—367.
— seine Armee 398—399.
— in Paris 347.
Berosus 533.
Bethlen Gabor 180, 187, 189, 190, 192, 196—197, 198, 207—208, 244, 247—49, 312—314, 429.
Besançon 437.
Bethune 408.
Beuthen 372.
Biarmier 15.
Bibelleserei 555.
Bibliotheken-Ankauf 499.
Bibliothek der Fugger 588, 595.
— Mazarins 499.
— Richelieus 393.
Biberach 332.
Bidoffoa 221.
Bjelke 94.
Bigot 594.
Bilderfaal deutscher Ahnen 670.
Bilderfturm in Basel 716.
— in Kopenhagen 73.
— in Prag 193.
Binder, Franz 634.
Bingen 349.
Birger Jarl 3, 5.
— Jarl II. 5, 6.
Birkenbeiner 11—12, 13.
Birkenfeld 337.
Birkerecht 472.
Bischöfe in Dänemark 76.
— in Schweden 67.
Blancard 284.
Blanchet, Peter 558.
Blancmenil 469.
Blumenthal 484, 486.
Blutbad zu Stockholm, 8. November 1520, 60—61.
Bo Jonsson 80.
Bochart 441, 501.
Bocskay, Stephan 142, 143.
Bodleianische Bibliothek 548.
Böhmen 151—152, 299, 320, 404.
— und Mähren 148—150.
Böhmen wieder katholisch 198.
Böhmischer Aufstand 182, 184 bis 185, 192.
Böhmische Auswanderung 199.
— Oligarchie 163.
Böhmisches Strafgericht 197 bis 198.
Börse in Kopenhagen 113.
Boëtie 549, 552.
Bogbinder, Andreas 57, 73.
— Ambrosius 73, 76.
Bogdan Bielsky 96.
— Kmielnicki 445
Bogislaw von Pommern 41, 44, 267—268, 378.
Bojaren 97, 106.
Boileau 481, 559.
Boiffiffe 170.
Bolotnikow Iwan 103.
Bombelli 700.
Bonifaz VIII., Papst 23.
— IX. 36.
Bonvisi, Laurentius 137.
Borbone, Benedetto 519.
Bordeaux 477.
Borgathingsgesetz 15.
Boris Godunow 96—100, 113.
Bornholm, Schlacht bei 75.
Borromeo, Carlo 136, 676
— — Pest des heil. Karl 677 bis 678, 688, 689.
— Federigo 678, 688
Bossuet 397, 406, 494, 565.
Boucquoi 189, 194.
Bouillon, Herzog von 204, 212, 213, 215, 387—389, 391, 473, 475, 479.
Bourbon, Karl von, Graf von Soissons 381, 387, 389 bis 391.
Bourbourg 408.
Bourdelot 442.
Bourges 566, 569, 571, 572.
Boutteville 239.
Brabant 340.
Brännkyrka 59.
Braganza, Joao, Herzog von 382.
— König Joao IV., 382 bis 383 (1641).
Brahe, Jürgen 123.
— Peter 384.
Brandau 700.
Brandeis 359.
Brandenburg-Anspach 153.
Brandenburg 145—146, 192, 197, 250, 268, 348, 431.
— Gewinn und Verlust im westfälischen Frieden 437, 448, 449.
Brant, Sebastian 639, 714.
Brask, Nikolaus 87.
Brauereien in Dänemark 116.
Braunau 182.
Braunsberg, Colleg zu 87.
Braunschweig 40, 431.
Braunschweigs Gewinn im westfälischen Frieden 437.
Breda 204.
Bregenz 412.
Breisach 332, 338, 362—364.
— Hungersnoth in 364.
— ergibt sich 365, 400, 435.
Breitenfeld, Schlacht bei 283 bis 285.
Brenner 202, 255.
Breslau 200, 345.
Bretagne 229, 237.
Bretten 407.
Brezé de 290, 339, 340, 409.
— Clara de 396.
Brief an die Korinther 474.
Brieg 200, 345.
Brigitta, heil 7.
Brömsebro, Bund zu 81.
— Friede zu 378.
Brouay 374.
Brouffel 468—470, 701.
Bruchial 407.
Bruderzwist im Hause Habsburg 137—152, 172—175.
Bruder Franz 634.
Brüderunität 141, 157—58, 199.
Brüder von der Dingebank 274.
Brügge 509.
Brünns Belagerung 404.
Brugger 593.
Brulart 259.
Brunkeberg, Schlacht am 50, 53.
Bubna 163.
Buchanan 124, 522.
Buchhandel und Buchdruck in Holland 509.
Buchheim 421.
Buchmalerei 706.
Buckingham, Lord 233, 235. 239, 240—241, 242.
Budowec 161—166.
Budweis 178, 185, 187.
Bürger in Dänemark 71, 73, 76, 458—459, 462.
Burbo 536, 537.
Burgen in Frankreich zerstört 237.
Burggrafen von Nürnberg 611 bis 613, 614.
Burgheim 363.
Burgsdorf 314.
Burgstall 280.
Burkmair 697, 713.

Busbek 510, 601.
Busseker Thal 202.
Bußpsalmen 686.
Butler 327—329, 339.

C.

Cabinetsbefehle 472.
Cacaobaum 599.
Cäsar, Julius 629—630, 670.
Cahiers 218.
Calabrien 383.
Calderon, Dichter 558.
Calmar, Schlacht bei (1611) 114.
Calmarischer Receß 52.
Calmarer Statut 90.
Calmarische Union 2, 87—88.
— — ihr Wert 87—88.
— — ihr Verfall 39—40.
— — ihre Auflösung 66.
Calviner und Lutheraner 153, 314, 334.
Calvisius „Chronologie" 530.
Cambridge 547.
Camden 528, 529.
Camerarius 189, 594.
Camus 217.
Canal von Brügge 408.
Canisius, Heinrich 129.
Canterbury 547.
Caraffa 251.
Cardamus 520.
Cardinalinfant 335, 339, 352, 388.
Cardinalisten 390.
Cardona 380.
Carlos, Don 180.
Carlson 442.
Carné 467, 475, 495.
— Schlacht bei 114.
Carteſius 498, 505, 580.
— bei Christina von Schweden 505.
— Lebensregel des 580.
— Reisen des 581.
— Gelübde des 581.
— Methode des 582.
— Cogito, ergo sum 582.
— Denken und Ausdehnung. Vorzüge und Gebrechen; sein Einfluß auf die französ. Literatur 582—588.
Carvajal 598.
Casale 258, 379, 394—395.
Casali 678.
Las Casas 598.
Cassati Paul 506.
Castaneda 329.
Casaubonus 533—534, 537 bis 538, 540—551, 576.
Casaubonus, Spürtalent und Findergluck des 534.
— „Diogenes Laërtius" 541.
— „Theokrit" 541.
— „Thesaurus graecus" 541.
— „Strabo" und „Polyän" 541—542.
— ausgezeichnete Textkritik des 543.
— „Polybius" 544.
— bei Jakob I. 546—549, 550, 571, 572, 576.
Castelnaudari 310.
Castel-Rodrigo 407.
Castres 295.
Catalonien, Aufstand 378 ff.,
— vgl. Barcelona 380.
— Verfassung 380.
— Militärfreiheit 380, 407, 408, 418, 484.
Celtes, Konrad 671.
Ceylon 382.
Chalais 236.
Chambery 258.
„Chambre ardente" 466, 468, 474—475.
Chambre de Saint-Louis 466.
Champagne 351.
Chanut 440, 505, 581.
Charakterkomödie 558.
Charnacé 257, 259, 269, 290, 347.
Chateauneuf 471.
Chatillon 228, 229, 340.
Chaumont 350—351.
Chavigni 471.
Chemie 665.
Chemnitz, Martin 286, 313, 398, 502.
— Stadt, Schlacht bei 359.
du Chesne 481.
Chevreuse 235, 237.
Chiese 284.
Chigi, Fab., Nuntius 431 bis 433, 489.
Chocolade 599.
Christian von Anhalt 134, 136, 137, 144, 145, 151, 153, 156—159, 166—167, 171, 189, 192, 195, 197. bittet beim Kaiser ab 207.
— von Birkenfeld 293, 314, 317.
— von Brandenburg 134, 153, 255—256.
— von Braunschweig 202; verheert Westfalen 206, 207.
— Administrator von Halberstadt 202, 208, 204, 209, 247.
Christian von Celle 207.
Christian I. von Dänemark 55, 111.
— II. von Dänemark 58.
— Erziehung 57.
— Droste in Norwegen 58.
— König von Dänemark und Norwegen 58.
— und die Handfeste 58, 64.
— vermählt mit Isabella, der Schwester Karls V. 58.
— erster Zug gegen Stockholm 59.
— in Burgund 59.
— bei Franz I. 59.
— zweiter Zug gegen Stockholm 60.
— Rache am Adel 60—61.
— Rückkehr nach Dänem. 61.
— Aufstand in Dänem. 64.
— will die Reformation einführen 65.
— bricht mit Rom 65.
— erregt Haß und muß fliehen 66.
— Absagebrief an ihn 66.
— bei Karl V. 69.
— tritt in Norwegen für die alte Kirche auf 69.
— zu ewiger Haft verurtheilt 69—70.
— macht gute Gesetze 71; sie werden verworfen in Wiborg 72.
— wieder ersehnt 74.
— porträtiert von Dürer 707.
— III. v. Dänem. 73—78, 79.
— IV. von Dänemark (1588 bis 1648) 53, 111.
— Sorge für die Marine 112.
— Wahlcapitulation 113.
— baut Festungen 113.
— führt Kriege 114.
— vermählt mit Anna Katharina v. Brandenburg 118.
— in Vorschlag bei der Kaiserwahl 188.
— in deutscher Sache gegen den Pfälzer 197.
— erhebt sich gegen Ferdinand 206, 244—245, 249 bis 250, 264—265, 314, 374—377.
— V. von Dänemark 462.
— von Oldenburg 46.
— Herzog zu Holstein, König zu Dänemark 51.
— besteigt den Thron von Dänemark 46.
— wird König von Norwegen 47—48.

Christian V., wird Herr von Holstein 48.
— macht eine Pilgerfahrt 51.
Christian II. von Sachsen 173 bis 174.
Christiania 114.
Christina Gülbenstierna 60, 61.
— von Hessen 81.
— Regentin v. Savoyen 379.
Christina von Schleswig-Holstein, die Mutter Gustav Adolfs 108—109.
— von Schweden, Tochter Gustav Adolfs 120—121, 265, 279, 292, 312, 405, 430, 452—498.
— ihre Erziehung 439.
— ihre Fortschritte 439.
— wird unterrichtet in der Politik 439, durch Oxenstjerna 439.
— will d. Thron abtreten 446.
— ihre Memoiren 498.
— beruft Gelehrte 499—502, 581.
— sammelt Münzen und Statuen 506.
— sammelt Inschriften 501.
— und die Lobrede „Christina abdicans" 502.
— ihre Betrachtungen 503 bis 505.
— wird katholisch 503—507.
— ihre Reise nach Rom 508 bis 507, 508.
— und Cartesius 581.
Christine von Dänemark 719.
— de France 490.
— von Lothringen, Tochter Christians II. 78.
— de Pisan 564.
Christoph von Bayern 41, 44—45.
Christoph I., König von Dänemark 20.
— II. von Dänemark 23—26.
— von Oldenburg 74—76.
— von Sötern, Erzbischof von Trier 244, 339—340, 357, 410.
Chronologie 530—531, 573 bis 574.
Chrubim 374.
Chrysostomus 538, 571.
Chyträus 88.
Cicero 513, 629—630.
Ciceronianer 510.
Cinqmars 385—386, 387 bis 390.
Cipangu 617, 618.
Clara Tettin 675.
Clarendon 528.
Classicismus in Frankreich 558.
Clavius 533.
Clemens IV., Papst 21.
— VIII. 128, 130, 134, 136, 140, 144, 516, 689.
— der Alexandriner 578.
Clercs de la Basoche 558.
Clermont 310.
Le Coigneux 308.
Coldinger Recess 79.
Collalto 259.
Collioure 389.
Colloredo 333, 339, 351.
Colmar 491, 494.
Coloma 380, 491, 494.
Colonna von Fels 163, 183.
Columbus 617—618.
Combalet 306, 347.
Comines 417, 547, 563—564.
— sein Lebensgang 563.
— Bewunderer des Erfolgs 564.
— als Pragmatiker 564.
— ein kaltblütiger Rechner und undankbar 564.
Concil von Trient 128, 214, 218, 287, 577, 687.
Concini 212.
Condé, Heinrich 210, 212, 214, 215—222, 227, 229 bis 230, 241, 351—352, 394, 401—402, 406, 409, 410, 418, 422, 472, 473, 474, 476, 477—478, 479, 545.
— Frankreichs Coriolan 481, 484, 489, 490, 491, 492 bis 494, 545.
— Prinzessin 236.
Confessionelle Gehässigkeit 627 bis 628.
Conflans 491.
Conföderation in Tyskiewicz 448.
Congreis zu Bartenstein (1656) 447.
— in Halmstadt 47.
— zu Köln 370.
Conring 501.
Consistorium in Prag 164.
„Conspiration des dames" 235.
Constanz 317, 338.
Constitutio Waldemariana 25.
Contarini 426.
Conti 267, 268, 472, 474 bis 475, 476, 477, 484.
Contrapunkt 685.
Corbie 353.
Cordova 204.
Cornelius 712.
Corneille 481.
Corpus Evangelicorum 487.
Correggio 498.
Cortes in Portugal 688.
Cosimo de Medici 567.
Courtrai 408.
Coustin 482—484.
Cranach, Lukas 720—721.
Crane 426.
Cratz 335—336.
Crequi 354.
Cromwell 329, 485.
Croquants, Aufstand der 386.
Crossen 378.
Croy 679.
Crusius 643, 651—654.
Cujacius 522, 560.
— Stolz des Jahrhunderts, als Jurist 566.
— über die „Institutionen" 566—567.
— seine Commentare über den „Codex Justinianeus" 567.
— edler Lehrer und dankbare Schüler 569, 671.
„Cujus regio, ejus religio" 198, 254, 432.
Culmbach 346.
Czaslau 150.
Czernin 404.

D.

Dacia und Dania 79.
Dachau 420.
Dänemark 18—31.
— mit Norwegen vereint 31, 41.
— Ende des Katholicismus in 71—73, 75—76; Folgen davon 77, 111—112, 118, 337, 375, 449.
Däniische Sprache 78.
Dänisch-schwedischer Krieg (von 1643 bis 1645) 374 ff., (1657—1660) 450—456.
Dänemarks Zerstückelung 26.
— Wiederherstellung 27, 28.
Dahlmann 49.
Dalekarle 42, 50, 53, 67, 77, 93.
Dalfinger, Ambros 587—588.
Damm 268.
Dammerskirch 314.
Dampierre 185.
Dancey, französ. Gesandter in Dänemark 124.
Danebrog 56, 79.

Daurat 559, 561.
Defensoren 182.
Deichwesen 54.
De jure belli et pacis 525.
Delmenhorst 449.
Demetrius 96.
— der erste falsche 98—103.
— der zweite falsche (Michael Moltschanow) 103—105.
Demmin 271.
Denbigh 242.
Desmarets 502.
Desouches 404.
Deutsch, Domherr 665.
Deutsche Dramen 628 ff.
Deutsche und Spanier in Südamerika 598.
Deutschland vor dem dreißigjährigen Krieg 122, 181.
— Elend in, nach dem dreißigjährigen Krieg 422—424.
— wird Binnenstaat 486.
— gerühmt wegen Erfindung des Buchdrucks, der Uhren, des Pendels 529.
— Kunst und Wissenschaft in, 583—595.
Deutschorden 37.
Deventer 509.
Deverges de Hauranne 577.
Deveroux 328—329.
Diego Kao 617.
Diek Boots 703.
Dietrichstein, Card. 137, 148.
— General 284.
Digby 540.
La digue 241.
Dina Schumacher 452.
Dinant 706.
Dinglingen 397.
Dinheim, Eberhard, Bischof zu Speier 654, 656.
„Dionysius Catos Distichen" 533.
Dippold 589.
Directoren, die dreißig, in Böhmen 163, 166.
Dirschau 120.
Ditmarschen 39, 53.
Ditmarschenkrieg (1559) 79 bis 80.
Dixmuiden 418, 486.
„Doctrina temporum" 573.
Döllinger 668.
Dömitz 350.
Dohna 133, 157.
Dôle 351.
Dominicus, Pater 195.
Donauwörth 127—128, 153 bis 154, 165—167, 176, 293, 300, 348, 411.
Doneau, Hugo 567.
Dorothea von Brandenburg 45, 52.
— Tochter Christians II., die Pfalzgräfin 78.
— Ursula, Gem. des Herzogs Ludwig von Wirtemberg 642.
Douay 509.
Dousa, Georg 525, 526.
Drama in England 623.
— auf dem Concil zu Constanz 623, 624.
— in Dänemark 629.
— in Hessen und Braunschweig 624.
— in Wien 624.
— in Memmingen 624.
Dramen, griechische und römische 627—628.
Drei Einheiten, die 558—559.
Dreikönigskapelle in Rothschild 124.
Dreikronenwappen 78, 81, 111, 114.
Dreißigjähriger Krieg 122 bis 439.
Dritte Partei im dreißigjährigen Krieg 271.
Dritter Stand in Frankreich 216, 217, 219.
Droysen 364.
Drusenheim 363.
Duarein, Franz 567.
Duck, Arthur 566.
Duelle 289.
Düben 282.
Dünamünde 119.
Dünen, Schlacht auf den 485.
Dünkelsbühl, Ligatag zu 273
Dünkirchen 409, 484, 488.
Düntzer 667—668.
Düren 389.
Dürer, Albrecht 634.
— der ältere und jüngere 690.
— Abstammung 690.
— Anton 690.
— der jüngere 697—712.
— seine Lehrjahre 691.
— seine Wanderjahre 692.
— seine Reise durch Tirol 692.
— wird Landschafter 693.
— seine Gestalt 691, 693.
— seine Holzschnitte: „Offenbarung Johannes" 694.
— in Venedig 694, und in Bologna 694: „Rosenkranzfest" 694—695.
— malt die „Märtyrer von Nikomedien" 695; „Große und kleine Passion" 695; „Marienleben" 696; „Karl der Große" 696; „Sigismund" 697.
— wird ausgezeichnet (1512) von Kaiser Maximilian I. 697.
— u. die großen Holzschnitte: „Gebetbuch Maximilians", „Ehrenpforte u. Triumphwagen" 697.
— großartiger Porträtzeichner 698, 708—709, und Kupferstecher.
— seine Reise in die Niederlande 698.
— und die großen Ehrungen in Antwerpen 699—700.
— bei der Krönung Karls V. in Aachen 703.
— und seine Studien 703.
— malt „Die vier Apostel" 708—709.
— und sein Verhältnis zur Reformation 709.
— und seine Schriften 710 bis 711.
— hochgeachtet von Raphael 711—712.
— verglichen mit Apelles 711; mit Holbein 714.
— forscht nach den Gesetzen des Schönen, wie Schiller 710 und 711.
— ein treuer Sohn 696.
— ein treuer Freund 711.
— immer ein frommer Christ 711.
— seine Einwirkung auf die neuere deutsche Kunst 712.
— sein früher Tod 711.
Düwecke 58—59.
Dufay, Wilhelm 685.
Dufwenäs 59.
Duperron 538, 545, 546, 549, 561, 559—560, 561.
Duplessis Mornay 136, 213, 545, 549.
Dupuy, Pierre 333.

E.

Eberhard im Bart 645.
Eberhard Otto 566.
Eckermann 539.
Edict von Blois 222.
— von Nantes 230, 565.
Eduard VI. von England 587.
— Fortunatus, Markgraf von Baden 208.
Effiat 387, sieh Cinqmars.

Eger 299, 327, 415, 416.
Eggenberg, Graf 263.
— Balthasar, Münzmeister 602.
— Herkunft der 602.
Eggenberg, Hans Ulrich 602.
— wird katholisch 602.
— ein politischer Kopf, sein Thatendrang 602—603.
— steigt rasch bei Ferdinand II. 603.
— wird Freiherr 1698, Reise nach Spanien 603.
— Geheimer Rath, im Türkenkrieg vor Kanisa 603.
— ein Rathgeber voll Umsicht 603.
— übertrifft Khlesl 603—604.
— eine feste Stütze Kaiser Ferdinands II. in drangvollen Tagen 604.
— wird Landeshauptmann der Steiermark 604.
— kaiserlich belohnt 604 bis 605; reicher Fürst.
— weiten Blickes will er eine deutsche Flotte schaffen 605.
— sucht den Kaiser von der Liga unabhängig zu machen 605—606.
— für Wallenstein und dessen zweites Generalat 606 bis 607.
— ist aber nicht verwickelt in Wallensteins Fall 606 bis bis 607.
— genießt bis zu seinem Ende das Vertrauen des Kaisers 607.
Ehbruch, Strafe für, 653.
Ehrenbreitstein 291, 354.
Ehvertrag zu Fontainebleau 214.
— zwischen Ludwig XIV. und Maria Theresia 493.
Ehzuchtbüchlein 660.
Eibenschitz, Bund zu 150.
Eidforcet 3.
Eidgenossenschaft unabhängig 496.
Eidhelfer 15.
Eisenprobe 13.
Elba 409.
Elbepaß 407.
Elbing 447.
Eleonore v. Brandenburg 376.
— Gem. Ferdinands II. 429.
— Christine Ulfeld 452; in Haft 454—455.
Elisabeth von Dänemark 625.
— von England 56, 586, 623.
Elisabeth von Holstein 29.
— Tochter Max' II., Gem. Karls IX. 128, 642, 692.
— Pfalzgräfin 189.
Elmenhorst 530.
Elsaß 333, 338, 347, 351, 431, 433, 435, 496.
Elsborg 81, 114.
Else, Fahnenträgerin 56.
Emanuel der Glückliche, König von Portugal 586.
— Philibert v. Savoyen 567.
Emery 466—467.
„Encore mille!" 401.
Endingen 315, 360.
Enfants sans-soucy 557.
Engelbrecht Engelbrechtson 42 bis 43
Engelhart 532.
Engen 399.
Enghien 391, 396, (sieh Ludwig v. Bourbon) 405, 430.
England 208, 292, 616.
Engländer, Adel und Volk 716.
Englisches Theater in Deutschland 623—625.
Enkevort 360.
Enköping (Schlacht bei 1365) 30.
Ensisheim 315, 332.
Eoban Hesse 594.
Epernon 226.
Epiphanius 573.
Episkopat 546.
Erasmus 64. 509, 520, 679, 714, 716, 718.
Erbfolge-Ordnung, Wert einer guten 9.
Erbhuldigung in Dänemark 461.
Erbkönigthum, als Schutz gegen den Adel 459.
Erbrecht der Töchter in Schweden 15.
Erd- und Himmelskugeln 615.
Erfurt 286, 346, 369.
Erich der Sohn Abels 21.
— Erichson 3, 6.
Erich II. (Priesterfeind) 17, (König von Norwegen).
— IV. Pflugpfennig (Dänemark) 18.
— V. Glipping, (Blinzler) 21—22.
— VI. Menved (Manneswitz) 6, 22—23
— Unionskönig 39—45, 46.
— XIV. (von Schweden) 80 bis 84.
— will die Herrschaft über die Ostsee 81.
Erich XIV. (von Schweden) wird wahnsinnig 82—83.
— verhaftet und vergiftet 84.
— von Pommern 30, 37.
— Puke 42—43.
— Sohn Albrechts 34, 37.
— Sohn Christophs II. 25.
— Sparre 90, 92.
— Trolle 57.
Erkenbald 702.
Erlach 366—367.
Erlernen alter Sprachen 551.
Erling Skakke (der Schiefe) 11—12.
Ermland 446, 447.
Ernestiner (Sachsen) 165.
Ernst von Bayern, Bischof zu Freising 133.
— Erzherzog, Sohn Maximilians II. 138.
— Kurfürst von Köln 161, 17.
— von Mansfeld 185.
Erzherzog Ferdinand und Philippine Welser 599.
Erziehung 553—554.
Essener 535.
Esterhazy 248.
Esthland 18, 36, 81, 115, 119, 120, 436.
Etienne, Heinrich 589.
Ettenheim 360.
Eugen, Prinz 490.
Eulenspiegel 662.
Eusebius, „Chronik" des 533, 534.
Excellenzenstreit 487.
Eyck, van, Gebrüder 693, 702.
— Hubert van 705.
— Jan van 704.
— Margaretha van 705 bis 706.
— Vorstufen 706.
— und seine Schule 707.
Eystein 8—9.
— II. 10.
— Meyla (der Kleine) 11.
Eystein, Erzbischof 12.

F.

Fabricius 183.
Fadinger, Stephan 200.
Falkenberg, Oberst 268, 275 bis 277.
Falkenberger Heide, (Schlacht auf der, 1565) 82.
Falköping, Schlacht bei 34.
Falster 30, 452.
Fasaneninsel 491.
Fastnachtsspiele 618 ff.
Faulhaber 580.

Dr. Faust 662.
— der historische 667.
Faustsage, Sinn der 667.
— die Helena der 667.
Federmann 598.
Fedor I, Sohn Iwans des Schrecklichen 96–97.
— Sohn des Boris 100.
Fehmarn 41, 377.
Feldkirch 412.
Felsberg 271.
Fensterſturz in Prag 183 bis 184.
Ferdinand I., Kaiser 139, 600, 615, 640, 711.
— II., Kaiser 115, 129, 138, 139, 142, 146, 149, 153, 161, 170, 175, 178, 181, 184, 186–188, 197–198, 199, 205, 233, 246, 248, 252–258, 259–263, 266. 290, 296–297, 319, 323 bis 326, 329–330, 336, 340, 346, 354–357, 425, 429, 639.
— III. 233, 248, 331–332, 335, 344, 345 ff., 351, 353, 354, 358, 368, 369, 378, 402, 413, 415, 425, 429, 434, 436, 449.
— III., Charakter u. Tod 487.
— IV., römischer König 484 bis 486.
— Erzherzog 139.
— — und Philippine Welser 589.
— Karl von Tirol 139, 435.
— von Medici 516.
Feria 317, 321, 332.
Fermat 581.
Fernando, Don, Cardinal-Infant 317.
Ferrari 502.
Ferrier 566–567.
Feuerscharen 202.
Feuquières 312, 320.
— sein Ziel 334–335.
— ist doppelzüngig 334, 341, 347.
Fiesco 469.
Fimreid, 1184 Schlacht bei 12.
Finnen 94–95.
Finnlands Bekehrung 5.
Fischart 659.
— auch Ellopossikeros 659.
— sein „Römischer Bienenkorb“ 660; die „Geistlose Mühle“ 660; das „Glückhafte Schiff“ 660.
Fisher, Bischof 717.
Flamengo, Juan 707.
Flandern 408.
Flandrische Malerschule 705 bis 706.
Flassan 235.
La Flèche 572.
Fleming, Clas 376.
Flensburg 40.
Fleurus 204.
Florentia, Etienne 541.
Florentio 283.
Försters, vergebliche Rechtfertigung Wallensteins 330.
Foix, Paul de 565, 567.
Folkunger 2, 3–4, 30.
Fontainebleau, die Conferenzen von 545.
Fontenay 230.
Fontrailles 389, 390.
La Force 228, 339.
Fors von Bearn 225–226.
Forstner 398 399.
Franche-Comté 351, 354.
Franck, Sebastian 673–675.
Franeker 509.
Frankenthal 204, 222.
Frankfurt a. M. 286, 288, 656.
— an der Oder 268, 272, 321.
Frankreich 238.
— Finanzen in 217, 233, 288.
— Kirche und Staat in 217.
— Macht des Königs in 221, 224.
— Standesbücher in 218.
— Zollschranken in 218.
— Reformen in 225.
— Stehendes Heer in 238.
— Flotte in 238.
— Unterschleife in 238.
— Ende der freien Städte in 243.
Franz I., König von Frankreich 78, 557–560.
— II. 561.
— von Lauenburg 372.
— von Malignes 506.
Französisch-deutscher Krieg 340 ff. (1635).
Französisches Drama 557 bis 562.
Frauen, Erbrecht der 3.
Frederiksborg 111, 113.
Freher, Marquardt 671.
Freibriefe 435.
Freiburg 314, 317, 362, 367, 400, 401–402.
— (1644) Schlacht bei 401 bis 402.
Freie Diener in Rußland 98.
Freie Schiffahrt der Niederlande 78.
Freiheiten Cataloniens 380.
Freiheit des Gewissens und Glaubenszwang in Dänemark 72.
Freinsheim 441, 499.
Freisingen 331.
Freizügigkeit der Bauern in Rußland 79–80.
Friedberg 420.
Friedenssehnsucht in Deutschland 418.
Friede zu Kopenhagen 455.
— zu Lübeck 250–251.
— zu Münster 436–438.
— zu Oliva 456.
— zu Prag (1635) 342, 344 bis 345, 370.
— zu Preßburg 248.
— der Pyrenäische 490, 492.
— zu Roeskilde (1658) 452 bis 453.
— zu Rothschild 452–453, 455, 464.
— zu Saint-Germain (1649) 475.
Friedland 246; s. Wallenstein.
Friedrich II., Kaiser 15.
— III., Kaiser 51.
— II., König von Preußen 265, 345.
— I., König von Dänemark 71–73; reformiert 72.
— II., König von Dänemark 79, 81, 111–112, 124, 263.
— III., König von Dänemark 451–453, 454–468.
— Wilhelm, Kurf. von Brandenburg (1640 bis 1688) 265, 446.
— Wilhelm von Brandenburg 371.
— IV., von der Pfalz 134, 137, 144, 146, 153
— V. von der Pfalz 187 bis 188, 189.
— „der Winterkönig“ 189 bis 191, 192–195.
— und „die Prager Jagd“ 195; Flucht 203, 207.
— gestorben (1632) 292.
— Markgraf von Baden 134, 153, 208, 208, 314.
— Herzog von Wirtemberg 134, 153, 623.
— von Braunschweig-Wolfenbüttel 249.
— Prinz von Dänemark 208.
— Bruder d. Königs Hans 51; als Norwegens König 52.
Friedrich von Holstein 65–66, 69.

Friedrich von Sachsen 697.
— der „Freidige“ 621.
— der Siegreiche 675.
Friesen 54.
Friesenheim 363.
Friesland 4, 206, 207.
Frischlin, Nikodemus 627, 641 bis 657.
— dichtet deutsche und lateinische Dramen und führt sie mit seinen Schülern vor dem Volke auf 627.
— u. s. Trilogie „Joseph“ 628. „Hildegarde“, „Priscian“ satirisch; „Phasma“ gegen Calviner und Zwinglianer in streng lutherischem Geist 628—629. „Der wiedererstandene Julius“ gibt den Deutschen den Vorzug vor den Römern; ahmt antike Chöre nach. „Paraphrasen“ 642. Pfalzgraf 643; Panegyriken.
— tadelt den Adel 644—646; deshalb verfolgt.
— seine „Apologie“ 646; zieht nach Laibach 649—650.
— und sein „Strigilis“ 651.
— und sein „Nomenclator trilinguis“ 654.
— und seine böse Zunge; verhaftet auf Hohenurach, Flucht und Tod 657.
— und sein großes Talent als Dichter und Gelehrter 657; aber unstet und abenteuerlustig.
Fritze, der lange 284.
Froben 713, 714.
Fronde 471—483.
— die neue 477.
Frondeur 471.
Fronton le Duc 572.
Frostethingsgesetz 15.
Fuensaldegna 492.
Fuentes 397.
Fühnen 26, 75, 376.
Führich 712.
Fürstenberg, Egon 281, 283, 288.
Fürstentag in Prag (1610) 173—176.
Fugger, Johann, ein Weber 584. Durch Geist und Fleiß steigt seine Familie rasch empor; sein Sohn schon einer „der Zwölf“ in Augsburg u. Schöffe des Vehmgerichts 584. Von seinem Enkel Jakob stammen die heutigen Fugger. Dessen Söhne werden reich durch Handel und gute Waren um billigen Preis 585.
Fugger, Jakob, die Söhne gründeten eine Weltmacht 585; sind geehrt von den Kaisern und Päpsten 585; betrieben Bergwerke 585; waren zugleich Beschützer von Kunst (Musik 686) und Wissenschaft; waren edler als die Medici in Florenz 586. Versenden ihre Waren nach Ost- und Westindien 586—587. Reich an Ehren, Gut und Kindern, zweigt sich der edle Stamm in fünf Linien 589. Karl V. gab dem Anton Fugger einen Gnadenbrief, wie er nie einen solchen Jemand verliehen 590—591; erhob die Fugger in den Fürstenstand 591—592; sie unterstützten Gelehrte großartig, wie Nikolaus V. und wie Matthias Corvinus; sie sammelten Bücher 588, und antike Statuen 592—593. Sie blieben treu dem Reich, dem Kaiserhaus und der Kirche. Als Anton wegen seiner Anhänglichkeit an den Glauben der Väter aus Augsburg vertrieben wurde, erbat er vom zürnenden Kaiser Gnade für die Vaterstadt 591—592. Einige haben auch einen Namen als Gelehrte und Schriftsteller 588, 592, 593. Auch ihre Frauen glänzen durch edlen Sinn 593.
Fulgentius 632.
Fulnek 199.
Furnes 422, 484, 486.
Furtenbacher, Martin 588.
Furthpaß 371.

G.

Gabel, Christian 459.
Gaëtano 161.
Galigai, Leonore 214, 222, 223—224.
Gallas 288, 302, 325—326, 327, 329, 331, 339, 349, 350, 351—352, 354, 358, 368, 370, 377, 402, 412.
— gestorben 1647 415.
Gallicanismus 218, 393.
Galth 377.
Gamelerio 173.
Gardie, Jakob de la 117.
— Magnus de la 441.
Garisolles 502.
Garnet 549.
Garz 268.
Gassendi 502.
Gassion 408, 417, 418.
Gaston 235—236, 257, 306, 307—309, 310, 311, 333, 386, 389, 390, 394, 408, 409, 472, 477, 481, 494.
Gaudimel, Claudius 688.
Gazette de France 309.
Gebhard, Erzbischof von Mainz 129, 143.
Geest 52.
Gefühl ungesühnter Schuld 663.
Geijer 63—64, 81, 89, 286, 424.
Geiler von Kaisersberg 714.
Geislingen 900.
Geiso 407.
Geldnoth in Schweden 49, 50.
Gemälde in Gerichtssälen 702.
Gemeinfreie in Schweden 2—3.
Gemmen der Königin Christine 500.
General des oceanischen und baltischen Meeres 250.
Generalstaaten 206, 209, 280, 292, 333, 376, 446.
Genèvre. Mont 257.
Genf 509, 542—544.
Gengenbach 713.
Genlux 585.
Genofeva, heil., Fest der 479.
Gennaro, Anese 385.
Gent 509, 704.
Genter Altarbild 706.
Genua 284, 235.
— Seeschlacht bei 379.
Georg III., Bischof von Bamberg 699.
— von Hessen-Darmstadt 288, 314, 407.
— von Meiningen 598, genannt von Speier 598.
— von Sachsen, Johann 196, 255, 271—278, 284, 285 bis 286, 289, 313, 314, 342, bis 343, 348, 354—355.
— im Bund mit Gustav Adolf 281—282; Vertrag 282.
— von Lüneburg 247, 265, 292, 312, 318, 334, 343, 346, 369, 370, 377.
— von Stettin 585.

Georgius Syncellus 534.
Georgslied 50.
Geraldin 328.
Gericht 363. ?
Gerhard, Paul, Dichter 439.
— Graf von Holstein 25 bis 26, 55.
— van der Meeren 707.
— von Roo 601.
Gesang in der Urkirche 684.
Gesangsweisen, antike, in der Kirche erhalten 685.
Geschichte, Nutzen der 344 bis 345, 554.
Geschichtschreiber 668—675.
Geschlechtsbuße 15.
Geschlechtsverband 54.
Gesichtsfenster 637.
Gespensterglaube 663.
Geulinx 585.
Gewissensfreiheit 160—161, 556.
Gfrörer 261, 298, 322.
Gibbon 520.
Gien 479.
Gille-Krist 9—10.
Gindely 136, 141, 179, 183, 185, 186, 188.
Giphanius 129.
Glarean 673.
Glaubensfreiheit und Glaubenszwang 668—675.
Gleichberechtigung der Bekenntnisse 164.
Gode 14.
Godefroy 333.
Gödeke 621.
Görlitz 302.
Goethe 539, 621, 668, 693.
Götz von Berlichingen 674.
Götz, General 262—263, 284, 289, 329, 339, 347, 402.
Goldast, Melchior 671.
Goldene Bulle 615.
Goltz 421—222.
Gomar 535.
Gomaristen 546.
Gondi, Paul de 337.
— -Retz 469—470, 477, 481, 487.
Gonsalez v. Cordova 202, 256.
Gonzaga, Cesare 256.
— Maria 571.
Good, William 87.
Gordon 327—328.
Gothen 4.
— Geschichte der 501.
Gothland 28, 36—37, 46, 52, 81.
Gottlosigkeit in der schwedischen Armee 399.
Gottorpischer Antheil von Schleswig-Holstein 52, 79.
Grävius 539.
Grafenfehde 74.
Grammont 390, 406, 408, 488.
Granada, Ludwig von 578.
Grand, Johann, Erzbischof von Lund 22—23.
Granvella 78, 510, 686.
Graubündten 244, 258, 263, 354.
Gravelingen 408, 484, 486,
Gravina 566.
Graz 87, 406, 649, 651.
Gregor der Große 685, 702.
— von Nazianz 632.
Gregor X. 21.
— XIII, 86, 569, 601, 686.
— XV. 185, 205.
Gregorianischer Choral 685.
Gregorianische Kalender 531 bis 532.
Gregorio Allegri 689.
Gregorius, Feldherr 10.
— von Valencia 129.
Greifswalde 268, 271, 280.
— Tag zu 29
Griesheim 374.
Grey 192.
Griechische Fragmente 538.
— Inschriften 530.
Griechische Kirche 89.
Grimani, Domenico 694.
Gröningen 509.
Grönland, norwegisch 15.
Gronovius 502.
Gronsfeld 417.
Großadmiralswürde in Frankreich aufgehoben 237.
Großconnetableswürde aufgehoben 237.
Großtod von Norwegen (die Pest) 7.
Grotius, Hugo 109, 262
— und sein „De jure belli et pacis“ 341, 342.
— in Schweden 441, 501, 525, 528, 547.
— will katholisch werden 575 bis 576.
Grundgesetze in Frankreich 468.
Gruters Sammlung römischer Inschriften 530.
Gualdo Priorato 337.
Gudrun 671.
Guébriant 366, 370—371, 374, 388, 389, 394, 399, 400.
Günther Ligurinus 671.
Güter der Deutschherren 292.
Guido von Arezzo 685.
Guise 212, 213, 221, 307, 385, 418.
— Heinrich von 387, 388.
Guiton 41—42.
Gulathinggesetz 15.
Gulborg 114.
Gunderode 159.
Gunhild 11.
Gunnila Bjelke 89.
Gustav II. Adolf 85.
Gustav Adolf wird die Czarenwürde angeboten 107, 108. Name, Erziehung, Krieg mit Rußland 115; Friede zu Stolbowa 115; besiegt bei Warberg die Dänen 114; schließt Friede zu Sjöröd 115; hebt die Kräfte seines Landes durch Ordnung des Handels 116, Fabriken 116, Ordnung des Staates 117, verstärkt die Gewalt der Krone 117, beschränkt die Stände 117, erhöht die Geldmittel (Accise, Mahlsteuer) 117, gibt die Ritterhausordnung 117, macht Adel und Clerus abhängig, hebt die Volksschulen, die Gymnasien 118, und Universitäten 118; führt glücklichen Krieg gegen Polen (1620—1627) 118 bis 120; da ruft ihn Richelieu zum Kriege gegen Deutschland 121 — 122; 244, 257—258. Grund und Vorwand zum Einbruch in Deutschland 268 — 269. Abschied von den Ständen 265; landet in Pommern 265—268; Proclamation 267. Grund der Siege 267. Bärwalder Vertrag 269 bis 270. Bund mit Magdeburg 275—277, mit Brandenburg 277; läßt Magdeburg im Stich 288—289; Grund des Sieges bei Breitenfeld 283—285; will Kaiser werden 286—291; in Würzburg 286; am Rhein 289—291; weist Richelieus Antrag auf das linke Rheinufer zurück 290. Will die Reichsstädte gewinnen 292; in Nürnberg (März 1632) 293; in Augsburg 294; Spannung mit Frankreich 295; in München 295; in Nürnberg

299—300. Plan eines demokratischen Kaiserthums 300; Bruch mit den Fürsten 301. Ein vergeblicher Sturm auf Wallensteins Lager 300–301. Rückzug nach dem Norden, in Arnstadt 392; fällt bei Lützen 1632, 30. November 303 bis 304. Vergleich mit Pappenheim 304—305, 423, 498. Gustavus = Augustus 502.
Gustav Erichsson 84, 97.
Gustav Trolle, Erzbischof von Upsala 59, 60, 66.
Gustav Wasa 59, woher der Name 62, Studien 62, Geisel in Kallö 62, in Lübeck 62, geächtet 62, bei den Dalekarlen 62, in Möra 63, Hauptmann des Reiches 63, Sieg bei Westerås 63, belagert Stockholm 64, in Wadstena Reichsverweser 64; gekrönt 66, führt die Reformation ein 67, gewinnt Bürger und Bauern 68, wird Herr über die Kirche 69, siegt über Aufstände 70, mächtiger durch die Erbvereinigung, als irgend ein früherer König 70, stirbt er (23. September 1560) 70, wird von Dänemark anerkannt 70.
Guthorm Sigurdson 12.
Guyenne 216, 228, 474.
Guzmann, Louise von 382.

H.

Haager Vertrag 244.
— Concert 455.
Habeas-corpus-Acte, die, in Frankreich 467, 472, 475.
Habsburger, Lob der 343.
— ungegründete Klagen gegen sie 426.
Hadersleben 79.
Hadrian IV. 10.
Hadrian Romanus 533.
Hagenau 202, 263, 333, 347.
Hakon Hardebred 10—11.
— III., Sohn Sverrirs 12.
— IV., Hakonson 12—15.
— V., Haleggr (Hochbein) 17.
— VI. 18, 30—33.
Halberstadt 255, 343.
— Bisthum 344, 431.
Halle 284.
Halmstadt 81, 114.
Hamburg 39, 55, 249—250.
Hameln 247.
Hamilton, Jakob 280.
Hammer-Purgstall 185.
Hanau 288.
Handfeste 52.
— Friedrichs III. 451.
Hannewaldt 162—563.
Hans König 52 ff.
Hansa 17, 29—32, 35, 36 bis 37, 40, 42, 45, 55, 73, 74—78.
Hansen, Christoph 459.
Harald IV., Gille 10.
Harcourt 379, 389, 408, 410.
Haro de, Don Luis 383, 408, 489, 490, 491.
Harrach, Gräfin 246.
Harris 548.
Haselünne 351.
Hatzfeld 349, 354, 389, 402.
Hauteforte, Fräulein von 387.
Havelberg 375.
Hayek 125.
Hebräische Gelehrte 500.
Hedwig von Südjütland 27.
Hegius 509.
Heide 54, 55, 78.
Heidelberg 204, 323, 339, 407.
Heidsiwiagesetz 15.
Heilbronn, Tag zu 197, 289, 313.
— Bund zu 314, 334; tagt in Frankfurt a. M. 339, in Worms 341.
Heimskringla 14.
Heinrich IV., Kaiser 610.
— V. 610.
— VI., 62—63, 610.
— V. von England 623.
— VIII. von England 74, 145, 168, 587, 623, 661, 679, 716—719.
— II. von Frankreich 558, 560, 561.
— III. 565, 569.
— IV. 112, 125, 133, 135, 136, 144, 154, 167, 170 bis 172.
— IV. und sein großer Plan 210, 211, 212, 218, 219, 310, 516, 518, 523, 532, 544—545, 547, 555, 565, 568, 572.
— von Angoulême 562.
— von Anjou 522.
— von Holstein 40.
— Jasomirgott 428.
— Friedrich von Oranien 340.
Heinrich von Schleswig 30.
— der Stolze 610.
— Suspensor 32.
— von Valois 578.
Heinrichson, Johann 87.
Heinsius, Daniel 441, 500, 520, 528.
— Nikolaus 526. 538.
Heiratsvertrag Marias, der Tochter Philipps III. 209.
Hele, Peter 616.
Helsingborg, Vergleich zu 6, 29.
Helsinaforsius 501.
Helmling, Hans 707.
Hemming Pudbusk 31, 32.
Hennigsen, Nils 111.
Hennigstedt 56.
Hennot 155, 161, 168.
Henriette de France 234, 235, 237.
— von Lothringen, Amazone 350.
Hentzner 623.
Herbsthausen 405.
Hercelles 132.
Herlin, Friedrich 707.
Hermogen, Patriarch 107.
Hersfeld 208, 255, 437.
Hesse, Eoban 629.
Hessen 333, 428.
— -Darmstadt 334.
— -Kassel 334, 355, 408, 437.
Hexenwesen 668.
Hieronymus 533, 534, 538, 708.
Hinze Canonicus 57.
Hippolytus a Lapide 427.
Hirdskraa (Hofrecht) 16.
Hirschberg 372.
Hirschvogel 618.
Historisches Recht 429.
Hoë 313.
Höchst, Schlacht bei 204.
Höfler, Constantin, Geschichtschreiber 640.
Hölle, in d. Dichtung 662—63.
Hoeschel, David 530.
Höxter 247, 333, 411.
Hofgottesdienst 432.
Hof, Kurfürstentag in 155.
Hoheit über den Ocean 111.
Hohenembs 412.
Hohenfall 183.
Hohenlohe 612.
Hohentwiel 317, 400.
Hohenzollern 191.
Holbein 713—719.
— seine Familie 718, 719.
Holk 302, 319, 322.
Holland 116, 118, 208, 284. 235, 240, 244, 344, 346.

Holland und seine Flotte 377, 408.
— wird selbständig 436, und souverän 437, 509, 616.
Holling 129, 171.
Holper, Goldschmied 691.
Holstein, die Grafen von 39, 40, 41.
— und die Handfeste 48, 250.
— -Gottorp 452.
Holstenius, Lukas 507.
Holzapfel 412, 419.
Holzschnitte 691, 715, 717.
Holzschuher, Wolf 617.
Homburg 412.
de l'Hôpital 567.
Horace de Vere 202.
Hormayr 600, 661.
Horn, General 274, 289, 292, 300, 314, 316, 317, 332, 334—336, 376, 404 bis 405, 420.
Horner 156, 160.
Horst 363.
Hortleder 671—672, 673.
Huebald 685.
Huetius 441, 501.
Hufnagel 601.
Hugenotten 213.
— und ihr Tag zu Saumur 213, 221, 222, 225, 228 bis 229.
— und ihr Aufstand (1625) 234, 243—244, 246, 257.
Hugo van der Goës 708.
— Victor 558.
Humanismus, echter 684.
Humor 661—662.
Hurter 143, 144, 179, 357.
— Jobst von 617.
Huskarle 16.
Huyn van Gheelen 338, 339, 369, 371, 406—407.
Hvein 111, 124.
Hvitfeld 75.
— Arrild 111.

J.

Jäger, Karl 596.
Jagdrecht 462.
Jagellonen 140.
Jakob I. von England 114 f., 124, 157, 171, 189, 201, 203, 206, 208, 209, 528, 539, 540, 546—549, 576, 625.
— V. von Schottland 561.
— Erlandson 20—21.
— le la Gardie 104—106, 107.
Jakob Länge, Dompropst 28.
— Graf 22.
Jametz 510.
Jamblichius 499
Jankou, Schlacht bei (1645) 402—406.
Jansenius 577.
Jansenisten 577.
Jarle 16.
Jarl Skule 13, 14.
Jarlthum der Bischöfe 17.
Jaromar von Rügen 21.
Jena 283.
Jens Beng sen, Erzbischof von Upsala 51.
— Vogt in Dalekarlien 42.
Jerusalem, Reisen nach 674.
Jessenius 125.
Jesuiten 116, 128, 129, 184, 186, 213, 225, 286, 372, 393, 537, 540, 545, 548 549, 572, 656.
Jesuitenschulen 527.
Ilewold, 1180 Schlacht bei 12.
Illeshazy 158—159.
Illuminierkunst 706.
Ilow 325, 328.
Importuns 398.
Improperien 189, 688.
Indictionen 531.
Ingolstadt 295, 322, 420.
Inga 13.
Inge I., König von Norwegen 10.
— II., Baardson 12.
Innocenz III., Papst 12.
— IV. 20—21.
— X. 403, 409, 434.
— XIII. 688.
Innsbruck 507, 601.
Intendanten 466, 468, 475.
Inschriften, römische 515.
Institutionen 566.
Interdict über Dänemark 21.
Interregnum in Dänemark 26.
Joachim von Brandenburg 134.
Joachimsthal 327.
Jodelle 558—559.
Jönköping, Reichstag zu 1599, 94—95
Johann XXII., Papst 687.
Johann I. von Portugal 706.
— II. von Portugal 702.
— IV. (Joao) von Portugal, der Glückliche 382, 680, 682.
— V. 683.
— III. von Schweden 84 bis 85; katholisiert 85.
— Herzog von Dänemark 98.
Johann, Bruder Christians IV. 113
— von Mecklenburg 36.
— der Milde von Holstein 26.
— von Nassau 174.
— Herzog von Ostergothland 80, 82, 83, 84.
— Georg von Sachsen 192, 196, 207.
— — Durchlaucht 207.
— Schweikard, Erzbischof von Mainz 135, 145, 154 f.
— von Zweibrücken 134.
— der Deutsche 598.
— Jerichini 41.
— Tinctoris 686.
Johanna d'Albret 225.
Jon Aresen, Bischof von Holum 77.
Jones Innigo 113.
Jornandes 671.
Josephus Flavius 533, 584.
„Journée des dupes" 308.
Irinia 96—97.
Isambert 571.
Isabella, Schwester Karls V. 65.
— Clara Eugenia, Tochter Philipps II. 138, 139, 180, 192, 206, 233—234, 287 bis 288, 316, 333, 517.
Isarnus, Erzbischof von Lund 23.
Island 13—15.
— gewaltsam reformiert 77.
Italien 676—679.
Itzehoe 24.
Juan d'Austria, Don, Sohn Philipps IV. 384, 407, 412, 418, 485, 511.
Juden 178, 421.
Jülich-Cleve 165.
— — und der Erbfolgestreit 165, 173, 212.
— Festung 168—169, 174, 491.
Jüten 75.
Jütland 28, 65, 375, 376.
Julianus Apostata 572, 574.
Julio Romano 712.
Julius II., Papst 586, 694.
— III. 688.
— Africanus 534.
— v. Braunschweig 625, 656.
— Cäsar de la Scala 537.
— v. Sachsen-Lauenburg 328.
Julianische Periode 57, 531.
Juliusspital 286.
Justinians Gesetzbuch 625.
Justin von Gent 706.
Ivry 188.

Iwan Bolotnikow 108.
— IV., der Schreckliche 96, 101.
— Schuyski 96.
— Sohn der Marina 108.
Iwar Axelson 53.
— Wa 3.

K.

Kaisermacht, geschwächt 484.
Kaiserslautern 349.
Kalenberg 249.
Kaluga 108.
Kamin 431.
Kammergericht 145, 254.
Kanoffsky 400.
Kanzow 673.
Kaplire 183.
Kappel 359, 368.
Karelier 5.
Karl der Große 54, 630.
Karl IV., Kaiser 615.
— V., 65, 69, 78, 165, 177, 252, 278, 384, 564—565, 590, 596—597, 598, 631, 638, 669, 700, 705.
— I. von England 205, 208.
— und seine Brautwerbung in Madrid 205, 208, 233 bis 234, 235, 239—240, 242—243, 280, 341, 386, 474.
— VIII. von Frankreich 564.
— IX. von Frankr. 555, 559 bis 560, 561.
— X. 570.
— der Kühne 51, 563—564, 703.
— Herzog von Südermanland 80, 84, 88.
— IX. 91—95, 1604 König von Schweden 104, 107, 109, 114—115.
— X. Gustav von Schweden 421, 437, 440, 441, 444, 447, 448, 449.
— X., überfällt Dänemark 452.
— X., belagert Kopenhagen 453.
— X., geschlagen bei Nyborg, stirbt 1660 aus Gram 453.
— X. und sein Charakter 454.
— XII. von Schweden 463.
— von Bourbon 386, 387, 388.
— Markgraf von Burgau 139, 601.
— IV. von Lothringen 288, 289, 310, 332, 335, 350.
Karl IV. von Lothringen 352, 357, 368, 489, 492—493, 495.
— von Nevers 256, 259, 268.
— Ludwig von der Pfalz 367, 437, 486—487, 488.
— von Sachsen-Lauenburg 268.
— Emanuel v. Savoyen 136, 185, 187, 188, 212, 234, 256, 257, 258.
— von Steiermark 600.
— Knudson Bonde 43, 45, 47—48, 50.
— Paris 482.
Karlstadt 65.
Karmeliter 68.
Kartenspiel der Logik 660.
Karthäuser 635.
Kasimir, König von Polen 448, 445, 446, 447.
— und sein Vertrauen auf göttlichen Schutz, erkennt die Gefahr, die von Rußland her Europa bedroht 448.
Kassandra Fedele 634.
Kassel 280.
Katharina von Bora 628.
— Jagellonica 82, 85, 88.
— von Medici 522, 560,
— Möns 83, 84.
Katholikenverfolgung die, in Schweden 92.
Kaufbeuren 255.
Kaufleute in Dänemark 459.
Kaufmann 664, 696, 699, 712.
Kempten 332.
Kenzingen 315, 360, 363.
Kepler 125—126.
Kerschbaumer 185.
Ketschenbroda, Stillstand zu 407.
Kexholm 104.
Khevenhiller 191, 253, 254, 266, 413, 416.
Khlesl 147—148, 150, 158, 172, 175, 180, 181, 184 bis 185, 429.
Keller und Goetze 621.
Kemnat, Matthias von 675.
Kempen 389.
Kiel 377.
Kinsky 148, 162, 183, 328.
Kirchberg 586, 588.
Kirchengesang 631.
Kirchenmusik 688.
Kirchenstreit in Dänemark 20.
Kircher, Athanasius 508.
Kirchhofen 314.
Klempenow 271.
Klaus von Holstein 30, 39.
— Martensen 72.
Klerus und Adel in Dänemark 375, 458—459.
— — in Frankreich 216, 217,
— — in Schweden 116.
Klopp, Onno 152, 181, 186, 190, 265, 274, 284, 294.
Klostergrab 182.
Klüfte 54.
Knipphausen 271, 351.
Knittelkrieg 93.
Koburger, Buchdrucker 690.
Koch, Matthias 421—422.
Köln 699.
Königreich der Inseln 8.
Königsberg 447.
— Vertrag zu 449.
„Königsgesetz" (Lex regia) in Dänemark 461.
Königshofen 286, 316, 350, 374.
Königsmark 407, 421.
Königsverzeichnisse, antike 534.
— griechische 534.
Königswahl, böhmische 199.
Königthum und Parlament in Frankreich 480.
Köpenik 331.
Kolberg 268.
Kolding 375.
Koldingerheide 376.
Kolmar 315.
Kolonien, portugiesische 381.
— der Welser 595, 597.
Konrad III. 610.
— IV. 610.
— Magister 57.
Kopenhagen 31, 40.
— wird Hauptstadt 45, 65 bis 66, 72, 73—78, 375.
— Rechte der Stadt 453, 462.
Korsum 445.
Kosaken 99, 445.
Kosel 373.
Kosma, Minin 104.
Kotwa 183.
Knut 18.
Knut Alsson 56.
Kraft, Ulrich, Reise ins heil. Land 675.
Kragge Lars 331—332, 335.
Krakau 447.
Kratander 714.
Kratzer, Nikolaus 717.
Kreml 102.
Kremnitz 586.
Krempe 376.
Krems 404.
Krepostnye 98.
Kronborg 111, 453.

Krumau 185.
Küstrin 273, 279, 355.
Kugler 721.
Kulmbach 613.
Kupferstecher 615, 698.
Kurfürsten in Norwegen 18.
Kurfürstentag in Frankfurt 153—154.
Kurland 119—120, 436.
Kurpfalz 205.
Kurz, bayrischer Minister 419.
Kutscher 627.

L.

Laaland 376, 452.
Labiau, Vertrag zu 449.
Ladulas 4.
Ladubrott 4.
Laetus Erasmus 111—112.
Lafayette, Fräulein von 387.
Lagfaga 5.
Lahr 360.
Lamboy 352, 388, 389, 418.
Lameilleraye 388, 408.
Lamormain 198.
Lamotte 408.
Landau 202, 339.
Landeshandfeste Dänemarks 23—24.
Landrecies 417, 485.
Landsberg 268, 272, 314, 316, 321, 412.
Landshut 331.
Lang, Philipp, Kammerdiener Rudolfs II. 143—144.
Lange, Wilhelm 461.
Langebeck 22.
Langendenzlingen 401.
Langendorf 714.
Languedoc 241, 257.
Latino Latini 510.
Lauenburg, Tag zu 245—246, 377.
Laufenburg 360.
Lauge Gudmundson 19.
Lauingen 411.
Laurentius 67, 68, 70.
— Gothus 86.
— Nikolai 86.
— Petri 85.
Lausitz 207, 345, 373.
Lavalette 349.
Lebenselixir 665.
Leclerc 547.
Leclerc de Tremblay 226.
Lehengesetz 17.
Lehensfreiheit Preußens 447.
Leib, Kilian 635.
Leibeigenschaft der Bauern in Rußland 97—98.
Leipzig 288, 302, 358.
— Schlacht bei 373, 407.
Leipziger Convent 271—272.
Leitmeritz 405.
Lens 390, 417, 418, 422.
Leo XI. 136.
Leonardo da Vinci 694.
Leopold I., Kaiser 486.
— und seine Wahl 487—488.
— gekrönt in Regensburg 486.
— und seine Bildung 487.
— und seine Wahlcapitulation 485, 484, 488.
— Wilhelm, Erzherzog, Sohn Ferdinands II., Bischof zu Passau und Straßburg 255, 344, 368—369, 402, 404, 407, 411, 412, 417, 422, 474—477, 488.
— Erzherzog 158—159, 160, 163, 164, 165, 167, 168, 174, 176—178.
— Erzherzog, Herr von Tirol und Breisgau 255, 259, 300.
— Bischof v. Passau 139, 142.
Lesdiguières 228, 229.
Lerida 408, 410.
Lerinische Inseln 378.
Lerma 379.
Leslie 327—328, 349.
Lessing 661.
Leubelfing 304.
Leunclavius 672.
„Lex Julia majestatis“ 4—5.
Leyden 544.
Leyser, Superintendent 656.
Liäpunow 105.
Lichteneck 363.
Liefendeeler 86—87.
Liechtenstein, Karl von 148, 196, 198.
Liegnitz 200, 333.
Liga 184, 169—170, 190, 192, 205, 245, 252, 263, 273, 280, 297, 314, 410, 414.
Ligatag in München 174.
Lilienhöck 373.
Lindenbrog, Erpold und Friedrich, 671—672.
Lindau 412.
Linz 404, 421.
— Tag in 156.
Lionardo Loredano 694.
Lipsius, Justus, geboren 1547 in Brabant, Jugend 510, will Jesuit werden 510, in Löwen 510. Erste Leistung „Variae lectiones“; gehoben durch Granvella 510; in Rom, stark an Geist, schwach an Charakter 511; bleibt hängen in Jena, geehrt von Kaiser Max II. 512. „Antiquae lectiones“. „Quaestiones epistolicae“ 511; „Satyra Menippaea“ 411; thut lutherisch in Jena, calvinisch in Leyden, Gewissensbisse. Sein „Ure et seca“ macht ihn unmöglich in Leyden; wieder in Löwen 516, Philipp II. will ihn berufen 516. Erzherzog Albrecht besucht seine Vorlesungen und gibt auf seine Mahnung zur Milde dreihundert Gefangene frei 517. Briefe 515. Seine glänzenden Forschungen über römische Alterthümer und Gesetze 514. Selbstschilderung 510: regt die Jugend mächtig zu Studien an 517, selbst in Ausgaben von Classikern unermüdlich; stirbt 1606 als frommer Katholik. Ein Denkmal 1853 in Isque, seiner Heimat 533.
List, Friedrich, 595, 608.
„Lit de justice“ 465, 468, 480.
Litthauen 90, 446, 447.
Liverdun, Vertrag zu, 310.
Livius 499.
Livland 90, 115, 119, 120, 436.
Lleganes 379, 410.
Lobkowitz, Popel von 148, 182.
Lochner 686.
Löffler 338.
Löwen 340.
Löwenstein, Graf Albrecht 675.
Lohhaide, 1260 Schlacht auf der 21.
Londorp 181.
Longberg 125.
Longueval, Boucquoi 185, 187.
Longueville 330. 363, 429, 472, 475, 477.
— Herzogin von 482.
Loptson 14.
Lorenzo von Brindisi 168, 169.
Loretto 230, 508.
Lorettoberg bei Freiburg 401.
Lothar von Sachsen 26, 610.
Lothringen 332.
Luçon, Bisthum 217, 218.
Ludolph 501.

Ludwig IX., heil., von Frankreich 15.
— XI. von Frankreich 557, 563, 564.
— XII. 557, 564.
— XIII. 145, 210, 213, 215 mündig, gekrönt 215; vermählt 221. Charakter 223; zieht ins Feld 227—228, 230, 234, 235, 241—243; geht nach Italien 257; gegen Gustav Adolf 289, 306, 329, 340, 342, 353. Graf von Barcelona 380 bis 381, 386, 388, 390. Testament 394; Charakter 393—394; Tod 394, 426, 562.
— XIV. 145, 386, 394, 468, 474, 479, 481 mit der Reitpeitsche im Parlament; 484 gekrönt, 485, 489, 491; Ehevertrag mit Arglist 493. Vermählung 494. „Der große König" 495. Lehrjahre 497, mag Mazarin nicht 497; Ehrgeiz und Ruhmliebe 497, ohne Mäßigung 497, ohne Weite des Blickes wie Richelieu 497.
— XIV. und Portugal 682 bis 683.
Ludwig der Große 140.
— I. von Bayern 617.
— Herzog von Wirtemberg 642, 646, 648—652.
— von Anhalt 285, 346, 628.
— von Hessen-Darmstadt 173 bis 174, 192, 313.
— Landgraf von Hessen 647.
— von Nassau 427.
Lübeck 28.
— Tag zu 35, 45, 55, 57, 67, 70, 71, 74, 85.
Lübische Chronik 49.
Lüneburg 40.
Lüttich 352.
Lukas David 673.
— von Leyden 707.
Lurrendreher 376.
Luther 65, 623, 661, 721.
Lutheraner in Böhmen 161.
— in Ungarn 141.
Lutter am Barenberg 249.
Luxemburg 346.
— Marschall 239.
Luxus in Deutschland 626.
— eingeschränkt in Spanien 380.
Luynes 223—224, 225, 227, 228—229.
Luz, Jean de 494.
La Luzerne 258.
Lwowsky 128.
Lydiat, Thomas 532.
Lykophron 544.
Lynköping 88.
— Synode und Vertrag 94.
Lyon, Congreß in 490, 545.
Lyonne 488, 489, 491.
Lys 408.

M.

Macchiavelli 540.
Macedo, Anton 506.
Madeira 587.
Mademoiselle 479—480.
„Madlot", Regiment 373.
Madrid, Vertrag von 1627, 240.
Mäcenas 502.
Mähren 152.
— und die Mährer 156, 162, 184, 198, 247, 402.
Maslée, Baron 226.
Magdeburg 255.
— belagert von Wallenstein 258, 268, 273.
— Parteien in 274.
— Bund mit Gustav Adolf von Schweden 275.
— belagert von Tilly 275 bis 278.
— wird erstürmt 277—278.
— Brand von 277—278.
— ein Erzstift 344, 348, 351, 407.
Magie 664, 666.
Magnus I., König der Schweden und Gothen 4—5.
— III., Barfod, König von Wigen 7—8.
— IV., der Blinde, Sigurdson 9—10.
— IV., Lagabetter, König von Norwegen 14—17.
— V., Erlingson 11—12.
— der Sohn Birgers 6.
— Erichson 6—7.
— Smek 7, 17—19, 28.
— Sohn Gustav Wasas, wahnsinnig 91.
„The Maid of Norway" 17.
Majoritätsbeschlüsse 147.
Majestätsbrief 164—167, 179, 192, 199.
Mainau 412.
Mainz 289, 314, 349, 350, 402.
— und Köln im Streit 486.
Malberg 360.
Maldonat 568.
Malmoe 36, 75.
Man 8, und die Hebriden 17.
Mancini, Olympia 490, 491 bis 492.
Manlius 670.
Mannbuße 54.
Mannheim 204, 314, 339, 428.
Mans Bengtson 43.
Le Mans 474.
Mansfeld, Ernst von 200 bis 204, 206, 209, 245—248, 363.
Mantua 256, 258, 259, 268.
Manucius Strategikon 502.
Manutius 560.
Manzoni 676—677.
Maracaibo 598.
Maranon 598.
Marburg, Zankapfel beider Hessen 208, 407.
Marcellinus, Comes 533.
Marco Polo 618.
Mardyk 408, 409, 485.
Mare clausum 341.
Marsée, Kampf bei 388.
Margaretha, Tochter Maximilians I. 700, 701.
— Tochter Maximilians II. 700, 701. 707.
— de France, Tochter Franz' I. 560, 567.
— von Lothringen 383.
— von Portugal 706.
— von Savoyen 382, 490.
— von Valois 316, 560.
— von York 703.
— Gemahlin Hakons 29, 32.
— Haupt der drei Reiche 38 bis 39.
— Vormünderin von Dänemark 33.
— Vormünderin von Norwegen 34.
— Fridkulla 8.
— das Mädchen von Norwegen, Erbin von Schottland 17.
— Sprengheft 21.
Mariana, S. J. 213.
Maria, die Jungfrau, Schutzpatronin Polens 448.
Maria, Gem. Max' II. 87.
— Tochter Karls V. 126, 138.
— Tochter Philipps III. 209, 233—234.
— von England 679.
— Stuart 561.
— von Medici und der Erbfolgestreit von Jülich-Cleve 173—174.

Maria von Medici wird Regentin von Frankreich 210 bis 211, 222—223, 225 bis 227, 241, 256, 257, 306—308, 309, 310, 391, 546—547, 562.
— Thereſia, Infant. 489, 496.
— von Bayern, Gemahlin des Erzherzogs Karl v. Steiermark 139, 603-604.
— Eleonore von Brandenburg 120.
— von Burgund 564.
— von Gonzaga 256.
— von Lothringen 361, 561.
— von Nemours 385, 682.
— von Zweibrücken 88.
— Nagoy, Czarin 96.
Marienberg 339, 491.
Marienburg 120.
Marienwerder 447.
Marillac 237—238, 306 bis 307, 309.
Marina, G. d. falſch. Demetrius 99, 102, 104, 106—108.
Mariotti 676.
Marodeurs 397—398.
Marot, Clemens 561.
Marſchland 53.
Marſillac 472, 477, 482, 488.
Martianus Capella 525.
Martin V., Papſt 40, 45.
— Henri 220, 243.
— del Rio 516.
Martinitz 161, 182 183.
Maſaniello 384, 465.
Maſovien 120.
Mats Kettilmundſon, Reichsverweſer in Schweden 6.
Matthiä, Dr. Johannes 441.
Matthias, Kaiſer 138—140, 142—144, 147—152, 155 bis 162, 172—173, 174 bis 175, 176—177, 186 bis 188, 246, 429.
Matthias Corvinus 140.
— de los Royos 451.
Maximilian I., Kaiſer 51, 55, 564, 584, 586, 587, 599, 601, 631, 645, 659, 660, 665—666, 670—672, 686, 698, 711, 713.
— II., Kaiſer 600, 641, 683.
Maximilian I., Herzog von Bayern, 127, 129, 130, 131—133.
— und ſeine weiſe Regierung, gründet die Liga 134, 144, 164, 168—170, 172, 174, 177, 181, 183, 187, 189, 193, 194—196, 201.
Maximilian wird Kurfürſt 205, 209, 252—253, 260, 263, 270, 288, 290, 298, 295, 299, 302, 321, 335, 353, 403.
— und ſeine Unterhandlung mit Frankreich 405. 406, 410, 411, 417, 431.
— u. ſeine Umkehr zum Kaiſer 429, 430, 437, 473, 475, 477, 488, 626, 695, 703.
— Erzherzog, Bruder des Kaiſers Matthias 138—140, 142—144, 151—153, 154, 175—176, 180.
Maximilian Joſeph 675.
— Deutſchmeiſter 184.
Mayer, Hans 587.
Maynard 563.
Mazarin, Miniſter 395, 493.
— und ſeine Jugend 394.
— und ſein Syſtem der Kampf gegen Habsburg 395, 405, 406, 408, 409, 411, 412 bis 413, 414, 430, 431, 464, 466, 467—471.
— und die „Mazarinaden" 476.
— wird flüchtig und als Hochverräther geächtet 477 bis 479, 480.
— als Sieger 483.
— und ſeine Milde im Sieg 484—485.
— und die Kaiſerwahl Leopolds I. 487, 488—489.
— und die Friedensverhandlungen 491.
— und die ſpaniſche Heirath 491—493.
— und ſein Urtheil über Ludwig XIV. 494—495.
— und ſeine Nichten 495.
— und ſeine Angſt vor dem Tod 495.
Mazarin, Michael, Erzbiſchof von Rheims 418.
Mecheln 701.
Mecklenburg 250—251, 252, 268, 271, 292, 346, 431.
Medina Sidonia 383.
Meibom 441—442.
Meier, Max 73, 74—79.
Meiſſen 255.
Melanchthon 637, 708, 718.
Melander 333, 346, 415, 417.
Meldorp 54, 55, 78.
Melino, Cardinal 154.
Melos, Francesco da 388, 390, 396, 407.
Memmingen 314.
Memoiren von Retz 481—482.
Menage Ägidius 502.
Menander 369, 533.
Menehould, Vertrag zu 214.
Menin 486.
Menzel, Wolfgang 640, 662.
Mercy, Franz 317, 369, 399 bis 400, 401—402, 405 bis 406.
Mergentheim 389.
Meriméé, Proſper 103.
Merode 318.
Merſeburg 255, 282, 285.
Meſſe des Papſtes Marcellus 686.
Meſſenius 118.
de Mesmes 216.
Meſſys Quentin 700.
— Jan 700.
Metoniſches Jahr 531.
Metternich, Karl von 339.
Metz 350.
Meurſius 525.
Meuterei im deutſchen Heer 371.
Mexia, Diego 566.
Mexikaniſche Kunſtwerke 701.
Meyt, Konrad 701.
Mezières 215.
Michael Moltſchanow, der zweite falſche Demetrius 108.
— Romanow 115.
Michelangelo 704.
Michelet 488.
Michelſen 66, 112.
Middelford 375.
Mignet 496.
Mielich, Hans 686.
Miltenberg 288.
Mindelheim 412.
Minden 431.
Minderjährigkeit in Dänemark 451.
Miſſionen 129.
Modena 409, 493.
Mömpelgard 346.
Moen 452.
Moenbo 66.
Mörter, Oberſt 346, 373.
Mohac 590.
Molé 470, 474, 477, 494.
Moleſworth 463.
Molière 481, 494.
Monaco, Fürſt von 379.
Monaldeſchi 443.
Mondcyklus 531.
Mondjahr 531.
Monluc, Jean 522.
Monopole in Frankreich 467, 472, 475.

Montaigne, Michael 551.
— und seine Jugend 551 bis 552. Begabung 553, über Tacitus 553. und Plutarch 553. Ähnlichkeit mit Rousseau 556, über den Naturzustand 556, bitter über die Schulen, Ärzte 556, Juristen 557, u. das Söldnerwesen. Schwäche des menschlichen Geistes 556. Skeptiker 557, gegen Revolutionäre 555, 561, 565. Sein Lateinlernen 571.
Montauban 214, 228, 230, 235.
Montecuculi 412, 416, 417, 418.
Montesquieu über Montaigne 557.
Montferrat 256.
Montlheri 563.
Montmorency 237, 241, 258, 308, 310.
Montpellier, Friede zu 229, 544.
Montpensier, die 235, 237, 443.
Moralitäten in Deutschland 621.
— in Frankreich 558.
Moraštein 37.
Moriz von Hessen-Kassel 135, 206—207, 247, 249, 269, 280, 310.
— von Oranien 185, 189, 525, 560.
— Sohn des Winterkönigs 196.
— Cardinal 379.
Morus, Thomas 716—718.
Moskau 97, 100, 106–107.
Moting, Michael 594.
Motteville 445, 507.
Mouzon 485.
Mstislawsky 96, 106, 108.
Mucius Rufus 667.
Mühlfeld 429.
Mühlhausen, Kurfürstentag in 253.
— Reichsstadt, französisch 333.
Müller, S. J., Lehrer Leopolds I. 487.
Münster, Sebastian 675.
Münster, 202, 429.
— Friede zu 436.
Muffel, Ursula 690.
Munk, Christina 451.
Murad IV. 402.
Murdog, irischer König 8.
Muret 510, 518, 521, 561.
Murner, Thomas 623, 660.
— und seine „Narrenbeschwörung", „Schelmenzunft", „Badenfahrt" und „Gäuchmatt" 660. „Vom großen lutherischen Narren"; verfolgt stirbt er als Pfarrer in Luzern 661.
Murr, Gottlieb von, 617.
Musik, 683.
— der Alten 684.
Mynter, Jürgen 78.
Mysterien 621.

N.

Nancy 383, 498.
Nani 261.
Nanini 688.
Nansen 458, 459.
Napoleon 329.
Nationales Drama in Deutschland 626.
Naudé 441, 502.
Naumburg 255, 282, 411.
Neapel 379, 647.
— Aufstand 1647, 383—385, 418.
Negrepelisse 229.
Neidhart 487.
Neisse 373.
Neocorus 673.
Nestved, Schlacht bei 21.
Neu-Brandenburg 271—272.
Neuburg an der Donau 316, 352, 412.
Neudorffer 709.
Neuenburg 317, 362.
Neulateinische Dichtung in Holland 526; ihr Werth 527; sie schadet der Nationalliteratur 526.
Neu-Pölln 194.
Neuß 389.
Neutralität 314.
Nidaros, Erzbisthum 10.
— Suffraganstühle des Erzb. 10, 11—12.
Niebuhr 278, 534.
Niederdeutschland, Kriege in 206.
Niederlande 185, 192, 204, 698—704.
Nieder-Österreich 156, 186, 190, 200.
Niedersächsischen Kreisstände, die 342—343.
Niedersachsen 369.
Niels Ebbesen 27.
Niemann 328.
Nikephorus Gregoras 572, 593.
Niketas 593.
Nikita, Jurjew 96.
Nikolaus Breakspeare (Papst Hadrian IV.) 10.
Nikolsburg, Friede zu 198.
Nils Hennigsen 111.
Nisard 518—519, 522—523, 539, 542, 545.
„No bishop no king" 548.
Nördlingen, Schlacht bei (am 5. Sept. 1634) 335—337, 405, 415.
Nordalbingien 53.
Norddeutschland, Krieg in 244.
Nordischer Krieg 15, 63—70.
Normaljahr 319, 431, 433.
Normaltag 344.
Northfiord 124.
Norwegen 7—8.
— und sein Wappen 8.
— ein Wahlreich, Erbe des heil. Olaf 11—13, 21.
— tritt in Personalunion mit Schweden 17, 31—32, 41, 45.
— gegen Christian II. 51, 56.
— vereint mit Dänemark 48, 65.
— unter Dänemark 77, 375, 449.
Notabeln in Rouen 225 (1626 bis 1627), 237
Nothjahr 1634 348.
Nowgorod 28, 100, 107, 115.
Nürnberg, 134, 286, 346.
— ist ein Sammelpunkt des Reichthums, der Kunst, das Aug' und Ohr Deutschlands 608: Schilderung von Hans Sachs 609; genannt erst seit 1050; Privatbesitz des fränkischen Hauses 610, gehoben von den Stauiern 610—611, von Rudolf von Habsburg 611.
— übt strenge Ordnung 611, ist tüchtig im Gewerbe und reich durch Handel. Ort der Reichsinsignien 610, 615. Monographien 609, Geschlechter 612. Der Rath steht für die Güte der Ware 612. Die Burggrafen (sieh Zollern) und Reichsschultheiße 612—614. Völlige Handelsfreiheit 615, höchste Blüte der Industrie bis 1615: Brillen, Buchdruck, physikalische Instrumente 615—16, Kartenmaler 616.

Nürnberg, Uhren nach Genua, Antwerpen, Kiew 616, nach Oſt- und Weſtindien 618.
— ein Fürſtenthum mit eilf Pflegämtern 616. Parteikämpfe 612, 640. Muſikaliſcher Verlag, Schutz gegen Nachdruck 615. Seit 1668 ein Theater 621; ſinkt durch die Reformation 638; ſieh unter „Pirkheimer" und Parteinahme für die Schweden 641. Poetenſchule 631.
Nürnberger Krönungs-Deputation 701—708.
Nützel 636.
Nunnenbeck, Leonhard 619.
Nupieds, Aufſtand der 386.
Nyborg, Tag zu 20, 22.
Nymwegen 703.

D.

Oberdeutſcher Krieg 200.
Oberöſterreich 156, 186, 190, 200.
Oberpfalz 201, 437.
Ochſenberg, 1585 Schlacht am 75.
Ochſenfeld 368.
Octavian 596
Odenſee, Herrentag zu 72.
Odowalsky 421.
Öffentliche Buße u. Vorbereitung zur Communion 577.
Öland 82.
Öls 200.
Öſel 86.
Öſterreichs Verheerung 348.
— höchſte Gefahr für, 373.
Öſterreicher in Pommern 455.
Offenburg 346, 363.
Ogier 378.
Oginate, Graf 385.
Ohlau 333.
Oie 241.
Ojeda 597.
Oiſonville 367.
Okenheim 686.
Olaf V. 18, 32—33.
— Sohn Magnus' III. 8.
— Sohn Hakons VI., König von Dänemark 30, 32—33.
Olaus 501.
Olaus, Petri 61, 67, 70.
Oldenbarneveld 525.
Oldenburg 271.
Oldenburg, das Haus, 1448 auf dem Thron von Dänemark 46, 449.
Oleron 235, 240.
Olivarez 233—234, 240, 379 bis 380, 382—383, 389, 390.
Olivier de la Marche 564.
— iſt ehrlich in ſeinen Memoiren 564.
Olmütz, Landtag zu, 156, 372, 404.
Opdam 458.
Oper in Florenz und Venedig 689—690.
Opitz 262.
Oppeln 199, 373.
Oppenheim 289.
Opslo, 1214 Schlacht bei, 13, 114.
Orbitello 409.
Orgelſpiel, Fortſchritte im 631, 685.
Orkaden und Shetlandsinſeln 8, 17.
Orkneys und Shetlandsinſeln an Schottland verpfändet 51.
Orlando da Laſſo 683, 686.
Orleans, Herzog von 386, 389, 466, 467. 470, 473, 479.
l'Ormée in Bordeaux 484.
Ornano 236.
Orſini 316.
Oslo, 1161 Schlacht bei 10.
Osnabrück 431.
— Friede zu 436.
Oſſa 288, 296.
Oſtende 422.
Oſtfriesland 271.
Oſtindien von Deutſchen beſucht 586.
Otto von Freiſing 670.
— Ludwig, Rheingraf, 314, 332, 339, 451.
— Johann, erſter Verleger 615.
Otrepiew 99—100.
Oudenarde 486.
Overbeck 762.
Oxe, Peter 111.
Oxenſtjerna, Axel 109—110, 264—265, 289, 300, 302, 312—318, 314, 316, 320, 321, 326, 331, 332, 334 bis 335, 337, 339, 341, 342, 346, 347—348, 349, 350—351, 368, 371, 374 bis 375, 439, 444, 501.
— Axel in Paris, Mainz und Worms 238, 342.
Oxenſtjerna, Johann 436.

P.

Pachhälbl 328.
Pachymeres 572.
Paderborn 202, 411.
Padua 540.
Paëſoli, Luca 694.
Päſſe zu Piemont 258.
Palais Cardinal, ſpäter Palais Royal 391.
Palermo, Aufſtand zu 383.
Paleſtrina 688—689.
Panegyriker 642.
Paolo Sarpi 136.
Pappenheim 193, 252, 268, 275—278, 281—284, 287 bis 288, 301—302.
Pappus 189, 203, 205, 208, 255, 277, 283, 305, 354, 359, 368, 373.
Papſtthum, angeklagt 118.
Paracelſus 664.
Pare 535.
Paris und die Pariſer 222 bis 223, 465, 470, 509, 562.
Parlamente zu Aix und Rouen, Poitiers und Toulouſe für Paris 474.
Parlament in Paris 210—211, 213, 220, 225—226, 309, 382, 392, 468.
— — Macht des 469.
— — ſtatt der Reichsſtände 464, 467, 470, 471, 474. 494.
— in Metz 333.
Parma 493.
Parsberg 123.
Partiſans 464.
Pascal 502, 581.
Paſſau 318.
Paſſauer Kriegsvolk 176 bis 177.
— Vertrag 253, 432.
Paſſewalk 268.
Pasquier 558.
Pasquin de Pres 686.
Pater Guy 578.
Pathelin, Patheliner 558.
Patois 361.
Patriarchat, katholiſches, in Schweden 87, 89.
Patricier 612.
Patrimonial-Jurisdiction 462.
Paul V., Papſt 136, 154 bis 155, 169, 185, 190, 218, 226.
Pau 228.
Pedro II., Dom 680—683.
— von Toledo 154—155.
Pellican 714.

Pelotonfeuer 283.
Père Joseph 226, 228, 241, 259, 311, 365, 393.
Perpignan 388, 389, 391.
Persans 228.
Persius 550.
Perth, Friede zu 17.
Peruſi 271.
Petavius 570—571.
Peter Chriſtoffen 706.
Peter der Große 463.
Peterſen Chriſtian 72.
Peterskirche 130.
Petrspfennig 10.
Petitsmaîtres 476.
Petrarca 451.
Pfalz 423.
Pfalzburg 351.
Pfalzgraf Friedrich IV. (geſtorben 1610) 175.
Pforte 374.
Pforzheimer, die vierhundert 203.
Philipp II., König von Spanien 86—88, 126, 138, 139, 515, 689.
— III., König v. Spanien 115, 135, 140, 154, 169—170, 176, 178, 180, 191, 233.
— IV., König v. Spanien 138.
— IV., vermählt mit Eliſabeth von Frankreich 221, 233, 243, 316—317, 357, 379, 384, 407, 408, 426, 485, 490, 493, 494, 536, 574.
— V. von Burgund 565.
— der Gute 706.
— der Schöne 558.
— Neri 689.
— von Neuburg 153.
Philippa, Gemahlin Erichs 40.
Philippeville 491.
Philippot 362.
Philippsburg 291, 339, 402.
Piccolomini 304, 325—326, 341, 342, 352, 358, 359, 369, 371, 373, 407, 408, 412, 417, 420, 421.
Piemont 235.
Pignerol 258, 395
Pilſen 185, 200, 325.
Pimentel 409, 442, 490.
Pirna erſtürmt 358.
— Verhandlungen zu 343.
Pirkheimer, Franz 630.
— Johann 630.
— Thomas 630.
— Wilibald 630—634, 694, 697, 708—710.
— Clara 632, 640.
Pirkheimer, Charitas 631 bis 634; reiche Bildung, Briefwechſel 634.
— Eifer für die Kirche, Umſicht, Muth und Stärke in der Verfolgung 636—639.
Piſtorius 671, 673.
Pithou 539.
Pius II., Papſt 714.
— IV. 688.
Place du Trône 494.
Plädling 318.
Planeten 126.
Plato 499, 502, 684.
Plautus und Terenz nachgeahmt 627—628.
Pleiade 361.
du Pleſſis 408.
Plinius 510.
Ploch, Georg, S. J. 421.
Plotin 499.
Plutarch 547, 632.
Pock, Georg 618.
Podiebrad 166.
Podolien 445.
Pöpping 279.
Poitiers 221.
Polen und Ruſſen 99—102, 118, 119, 163, 200, 257, 337, 374, 443—444, 449.
— Sieg der, über die Ruſſen bei Kluſchino 106.
Politik, franzöſiſche, gegen die Proteſtanten 193.
Polozk 445.
Polybius 544—545, 551.
Polyphonie 685.
Pommern 265—266, 267 bis 268, 280, 321, 375, 431.
— Streit um (1637) 358—59.
Ponce de Leon 384.
Pont de Cé 227.
Pontus de la Gardie 86, 88.
Popen 100.
Porphyr 534.
Portolongone 409.
Porträtmalerei 714, 719.
Portugal 111, 381—383, 385 bis 386, 680—683.
— und ſein ſteigendes Anſehen 682.
Portus 540.
Poſharsky 107.
Poſſedierende Fürſten 168, 171.
Poſſevin, Anton 87—88, 89.
Poſtellus 520—521.
Poſtweſen in Dänemark 71.
Prädicanten, Treiben der 636.
Prag 151, 153, 162, 319.
— Landtag (1611) in 160 bis 164, 177—178, 262, 289.
Prag belagert 1634, 332, 359, 367.
Prager Friede 144—145.
Prenzlow 271.
Presbyterianer 549.
Preßburg 147, 149.
— Friede zu 248.
Preußen 119.
— vom Reich aufgegeben 436.
Prieſterehe 87.
Prince des Sots 557.
Proteſtantismus in Italien 136.
Prouſteau 578.
Pſeudo-Demetrius 98—104.
Pufendorf 377, 417.
Puritaner 548.
Puylaurens 308.
Pyrenäen 496.
Pythagoras 684.

Q.

Quadratur des Cirkels 533.
Quaestiones epistolicae 511.
Le Quesnoy 485.
Quellenſammlungen 670.
— von Max I. angeregt 670.
Quinteſſenz 665.

R.

Raabs, Grafen von 612.
Rabelais 650.
Racan 563.
Racine 495.
Radevic 671.
Radolfzell 332.
Raimondi 696, 712.
de Rain 514.
de Ram 293, 411, 420.
Rakoczy 370, 374, 402, 404, 448, 449.
Rambervillers 350.
Ramée 176, 178.
Ramel 112.
Rangoni 99.
Ranke 329.
Rantzau, Breide 80.
— Daniel 82.
— Heinrich 112, 125, 400.
— 408, 417, 418, 421.
— Johann 44, 75, 80.
Raphelengius 532.
Raſchin 320.
Rauſchenberg 168.
Rauwolf, Leonhard 674.
Ravaillac 172, 210, 213, 546.
Ravensburg 317.
Reboul 546.

Receſs von Weſteräs 1557 68.
Rechte der Reichsfürſten 434.
— der Reichsritter 434.
— der Reichsſtädte 435.
— der Reichsſtände 435.
— des Reichsrathes 435.
Redemptions-Vertrag 451.
Reformationsluſt der Reichsſtädte 634.
Reformationsrecht 432, 438.
Regensburg 124.
— Reichstag zu (1607) 146 bis 147, 169.
— Reichstag zu (1622) 205.
— — (1630) 259—263, 293 bis 294, 322, 317, 331 bis 332, 355, 369.
— — (1640), bedroht 370, 414.
Regeſtenbuch 670.
Regiomontanus 615, 617.
Rehlinger 286.
Reichenbach 358.
Reichsadmiral 127.
Reichsdeputation, transferierte 427.
Reichs-Deputations-Hauptſchluſs 434.
Reichserzſchatzmeiſter 437.
Reichshofrath 145.
Reichskammergericht 433.
Reichsrath in Wadſtena 42.
Reichstag (1660) in Kopenhagen 458—460.
Reinach 362—364.
Reinhard, Martin 65.
Reiſen, ruſſiſcher Edelleute 97—98.
„Reiter der" 708.
Religiöſe Freiheit und Tyrannei 636.
Religionsfriede von Augsburg 432.
René von Anjou 707.
Renata von Lothringen 83.
Rendsburg 18, 19.
Republik der Reformierten 228.
Requetenmeiſter 465.
Reservatum ecclesiasticum 431—432.
Reſtitution 437—438.
Reſtitutionsedict (1629) 254 bis 255.
— des Kirchengutes 253—54.
Rethel 477, 485.
Retz, Cardinal 387, 467, 469 bis 470.
Reuchlin 714.
Reval, Bisthum 18, 81.
Revolution, unblutige, 1660 in Kopenhagen 457.
Rhé 229, 240, 242.
Rheinau 359—360.
Rheinbund 496.
Rheinfelden, Schlacht bei 1638 360.
Rheiniſche Allianz 489.
Rheinſperre 127.
Rhodomanus 530.
„Rico como un Fucar" 595.
Rican 183.
Richard III. 623.
Richel, Bernhard 714.
Richelieu 121, 209, 211, 218, 222 — 224; „Turkiade" 226; Miniſter 230; Politiſches Teſtament 230 bis 233. Gegen Spanien 233, 235—236, 241, 253, 256 bis 257, 258, 270. Bund mit Guſtav Adolf: „Cardinal des Teufels" 289; unterhandelt zu Mainz 290; in Gefahr 306—307, Parteikampf. Pläne 311—312. Vertrag von Bärwalde 314. Rheingrenze 333. Eroberungspläne 337 bis 339. Vertrag mit Schweden zu Paris 338; ſoll Coadjutor in Trier werden 339. Pläne in Spanien 340—341. Gegen den Prager Frieden 345—347. Bund mit Savoyen, Mantua, Parma, mit Holland 346, mit Schweden 341, 353, 357, 362, 365, 368, 370, 378, 382; ſchürt in England 386—370, wie in Portugal 382, unterſtützt die Schotten 386; Cardinaliſten und Royaliſten 390; ſiegt über die Gegner, ſtirbt 391, Teſtament 390. Wirkſamkeit 392. Vergleich mit Mazarin 395—396, 425, 469. Schriftſteller 225 bis 229. Hetzt an Wallenſtein 321. Pläne gegen Öſterreich 337—339, 425.
Riehl 587.
Riga 119.
Ritterakademie zu Sorve 114.
Ritterhuſius 536, 671.
Ritterthum in Schweden 5.
Ritterſchlag in Jeruſalem 675.
Robortello 515.
La Rochelle 225, 228, 235.
— Reglement 238, 240—242.
La Rochefoucauld, Memoiren 473; Gedanken 483.
Rochepoſay 521, 522—523.
Rocroy 395—397, 485, 496.
Römiſche Alterthümer 530.
Roennow, Biſchof von Rothſchild 76.
Röſe 364.
Rötheln 360, 362.
Roger van der Weyden 702.
Roggendorf 703.
Rogier von Brügge 707.
Rohan 213, 214, 221, 228, 229, 235, 241, 243—244, 354.
Roticzan, Kriegsgericht zu 373.
Romanow, Michael 108.
— Philaret 108.
Roman Rozynski 104.
Ronſard 559—561.
— „der Fürſt der franzöſiſchen Dichter", empfiehlt das Studium der Alten, hohe Ehren 561—562; „Franciade" 561.
Roſas 408.
Roſen 363.
Roſenburg 110.
Roswend, Heribert 523.
Roswitha 633, 666.
Rotebro, Schlacht bei 53.
Rothenburg 134.
— an der Tauber 288.
Rothes Buch, das 86, 90, 92.
Rothſchild, Tag zu, 18, 19.
— Synode zu 20.
Roſtock 36, 37.
Rouen 386.
Rubbeck 118, 499.
Rudolf II., Kaiſer, 84, 88, 112, 122, 124—126; in Spanien 122; Studien 122 bis 123; Kunſtſammlung 123. Rudolfiniſche Tafeln 125. Geſtalt 126. Grübelei 126 bis 127. Radius vector 126. Stürmiſche Regierung 130, 133, 134, 137, 138 bis 139, 140—145, 147 bis 152, 156—165, 172 bis 173, 177; dankt ab und ſtirbt 179. Richtiges Urtheil 532—533, in gelehrten Fragen 626. Kunſtliebe 642, 654—655, 695.
Rügen 267.
Runen 1.
Runeninſchriften 501.
Ruppa 183.
Ruremonde 341.
Ruriks Haus endet 96.
Ruſſen und Ruſsland 7, 85, 96, 115, 445.

Rußland, deutsche Einwanderung in, 97.
— Tatarenzins in, 98.
Rußow, Peter 673.
Rußwurm 132.
Rutgersius 525, 528.

S.

Saalfeld 369.
Saarbrücken 351.
Sachs, Hans 608—621.
— und sein Lebensgang 619.
— und die vielen Gaben seiner Muse 621.
— und seine Wanderschaft 619 bis 620.
— und sein frommer Sinn 620; anfangs für die Reformation, klagt er bald über ihre Prediger.
Sachsen 145—146, 259, 289, 321, 332.
— vor Prag (1634) 403, 407.
— Hungersnoth in 641.
Sackville, Thomas 624.
Säckingen 360.
Säcularisation 431.
Sämund 14.
Saint-Antoine, Schlacht in der Vorstadt 479.
— -Beuve 562, 577.
— -Cyran 577.
— -Germain, 1648 Berathung in 472.
— -Guilain 485.
— -Hillière 186.
— -Jean d'Angely 228.
— -Louis 235, 240.
— -Menehould 484.
Salisbury, Graf 565.
Salm, Fürst, Feldmarschall 489.
Salmasius 441, 500, 515 bis 516, 525—526, 576—77.
Saluzzo 258.
Salvius 371, 430, 445.
Salzsteuer in Spanien 381.
Samogitien 446.
Sanct Peter 314, 363, 401.
— Trudpert 314.
San Clemente, Guille de 140, 151, 154.
Sancta Clara in Nürnberg 630—634.
Santia 408.
Sapieha 104, 105, 106.
Sardinien 378.
Sarpi, Paolo 157.
Sas de Gand 408.
Sastrow, Bartholomäus 674.
Satirische Bilder 717, 719, 721.
Savaron 216.
Savelli 267, 268, 271, 360 bis 361, 363.
Sayller, Hieronymus 597.
Savoyen 490, 493.
Scaliger, Joseph 519—540.
— und seine Abstammung 519, riesige Lernbegier 520, im Latein, Griechischen und d. orientalischen Sprachen, im Talmud 521, Raschheit, Scharfsinn, Finderglück. Lebensgang 519—524; nach Leyden berufen 525 bis 528; hochgeehrt, anregend, aber auch anmaßend und unbarmherzig im Urtheil. Vorzüglich in neulateinischer Dichtung, Urheber der wissenschaftlichen Chronologie 531, der Kritik der Schrift, Baumeister in der Philologie — will aber auch Fragen entscheiden, zu deren Lösung ihm die Vorstudien abgehen, so die Quadratur des Cirkels 533, und beantwortet jede noch so gegründete Gegenvorstellung mit scharfer und origineller Beschimpfung, erregt derart zahllose literarische Fehden. Tödtlich trifft ihn Schoppe, der seine Ableitung von den Scaligern als freche Lüge nachweist 536; daß er Schoppe nicht widerlegen kann, gibt Scaliger den Tod. Maßlos war sein calvinischer Haß gegen die Jesuiten und alle katholischen Gelehrten. Seine Ausgaben der Classiker sind voll von genialen Combinationen 544.
— und Casaubonus 542.
— und Cujacius 568.
— und Petavius 571.
— Julius Cäsar, und Nikod. Frischlin 650.
Scaliger Hyperbolimäus 536.
Scaligeriana 538—539.
Scarron 502.
Scavenius 451.
Schärtlin von Burtenbachs Denkwürdigkeiten 674.
Schaffgotsch, Ulrich 329.
Schalksnarren 662.
Schard, Simon 671—672.
Schauenburger die, Grafen von Holstein 26—27.
— Kieler Linie, der 27.
— Rendsburger Linie, der 21.
Schauenburg, Adolf I. 26.
— Adolf III. 27.
— — IV. 27.
— — V. 27.
— Johann I. 27.
— Reinhard 314.
Scheffer 502.
Schelde geschlossen 436.
Schellenberg 293.
Schenkenschanze 341.
Scheurl, Christoph 630.
Schildbürger 662.
Schiller 278.
Schlesien 167, 179, 184, 185, 196, 197, 198, 247, 302, 319, 333, 372—373, 402.
Schleswig 25.
— -Holstein 41, getheilt.
Schlettstadt 315, 659.
Schlick 183.
— bei Wallenstein 320—321, 368, 421.
Schmidt, Freiherr von 179.
Schmidt, Hauptmann 276.
Schmidtberg 369.
Schön, Martin 707.
Schönberger 697.
Schomberg 310, 385, 418.
Schongauer 62, 713.
Schonen 26, 75, 376, 447.
Schoppe 536—537.
Schorndorf 339.
Schreiber, Historiker 411, 413.
Schreibweise in Frankreich 559.
Schreiner, Christoph 129.
Schryber 528.
Schuldramen 627.
Schumacher, Peter 461.
Schuttern 360.
Schuyski, Basil 101—106.
— Skopin 103, 105.
Schwarze Garde 55—56.
Schwarzenberg, Graf, brandenburgischer Minister 269, 271, 273, 346, 371, 378.
Schweden 1—3, 7.
— Hungersnoth in 37, 41 bis 43, 45, 50.
— ein Erbreich 85, 86—87.
— wird lutherisch 94.
— Charakter der 118, 347.
— Streit mit 350.
— Kriegsräthe der 368.
— Verwilderung des Heeres 418, 498 ff.
— und Brandenburg 219.

Schwedens Pallas 502.
Schwedische Gesetze 5.
Schweidnitz 372.
Schweigger 675.
Schweikhart von Mainz 154.
Schweinfurt 415.
Schweinichen, Hans von, Ritter in Fuggers Haus 591 bis 592.
Schweizer in Paris 470.
Schynberg, bei Freiburg im Breisgau 401.
Scribanius, S. J. 586.
Scudery 502.
Scultetus 189, 193, 676.
Seckendorf 371.
Sedan 386, 388, 391.
Seefrieden 35.
Seeräuber in der Ostsee 35.
Segeberg 75.
Seguier 470.
Sehestedt, Hannibal 459.
Selbstsucht der französischen Großen 475.
Selden 341, 528.
Seneca 510.
Seripandi 515.
Serrarius 535.
Servien, Abel 426.
Shakespeare 558, 623.
— in Deutschland 624.
Sibylle von Jülich 601.
Sicilien 383.
Siebenbürgen 180, 428.
Siebengestirn von Dichtern 560.
Siebenmannsregiment 90 bis 91.
Sieger von Olympia, Tafel der 534.
Sigismund, Kaiser 39—40, 696.
— II., König von Polen 82, 103—105, 106—107
— III., Sohn Johanns 88, 90, 91—92, 93—95, 111, 115 bis 116, 119, 138, 507.
Sigrid, Stammutter der Tott 84.
Sigonius 514—515.
Sigtuna 3.
Sigurd Jonson 47.
— König der Inseln 8.
— Sohn des Magnus 8, Jorsalafara 9.
— Slemmedegn 10.
Simplicissimus 363, 398.
Sinn des Hexenwesens 663.
Sjöröd, Friede zu 114, 116.
Sixtus IV. 51.
Skel Christian 457.
Skramm, Peter 75.
Skytte 109—110, 118, 254, 401.
Slaghoek 59, 60, 63, 65.
Slawata, Wilhelm 151, 182.
Sleidan 673.
Smiricky 183.
Smolensk 445.
Snorra Edda 14.
Snorri-Sturluson 14.
Söderköping, Reichstag zu 93.
Soissons, Graf von 307.
Sonderburger 79.
Sophia Amalia, Königin von Dänemark 124, 451, 453, 459.
Sorbonne 393, 571.
Sosigenes 630.
Sottise 557.
Soubise 228, 229, 235.
Sourdis 578.
Spandau 275, 279, 321, 355.
Spanheim 278.
Spanien 191.
— und die spanische Heirat 233, 240.
— erhält von Frankreich die Kriegserklärung 340.
— und sein Verfall 379, 474, 479, 679.
Speerreuter 346.
Speier 289, 339, 351.
Spengler, Lazarus 710.
Spinola 180, 191, 194, 202, 352.
Spittler 463, 626.
Sponheim 363
Spork, Oberst 358, 400, 416, 418, 420.
Spottmünzen 377.
Springe, Balthasar 587.
Springer, Kunsthistoriker 695.
Staatsverbrechen in Frankreich 238
Stab, Johann 697.
Stabat mater 688.
Stabius 670.
Stacket, Schloss 59.
Stade 26, 250.
— die Grafen von 54.
Stadtlohe 207.
Städte in Österreich 172.
Städteboten in Dänemark 19.
Stände Frankens 410.
Ständeversammlung 1614 in Paris 215—220; Art der Berathung 215; Abschied 219; Resultat 220.
Stahlhanske 372.
Stahlhof in London 718.
Stahrhemberg 148.
Stalmann 275, 279.
Stammtafel der Braganza 681.
— der Könige von Dänemark 32.
Stangebrücke, Schlacht bei 93 bis 94.
Stargard 268.
Staubacher 508.
Stein 317, 404.
Steinau, Sieg Wallensteins bei 321.
Stempelsteuer 381.
— in Dänemark 459.
Stenay 310, 485.
Sten Sture I., Reichsverweser 50; gebannt 51.
— Reichshofmeister 53, 56.
— II. 57, 59—60.
— Svante 53.
— — Reichsverweser 56—57,
— Nils 83.
— Svenon, Erzbischof zu Upsala 57.
Stephanus 317, 541.
Sterbohol, Vertrag zu 151. 154.
Sternberg 182.
Sterndeutung 664.
Stetten von, Paul 595.
Stettiner Friede 85 (1570), 111, 267.
Steuergleichheit in Frankreich 238.
Stjernhelm 502.
Stimmenmehrheit gilt nicht in Religionssachen 435.
Stockerau 26, 51, 403.
Stockholm 3, 35, 42, 50, 53.
Stolbowa, Friede zu 115.
Stormarn 26, 51.
Stortebecker 37.
Strabo 544.
Stralsund 31.
— Friede zu 31, 71, 120, 250, 267, 350, 452.
Strandrecht 65, 115, 462.
Straßburg 134, 286.
— das Bisthum 202, 338, 346, 435, 522, 627.
Straßen in Dänemark 72.
Strauch, Cornelius 404.
Strauß, David 648, 657.
Streben nach der Urmaterie 663, um sich von Gott unabhängig zu machen 665.
Streif 338.
Strengnäs, Reichstag zu 67.
Studium des römischen Rechts 566.
Stuhmsdorf, Waffenstillstand zu 345.
Sturen 59, 67, siehe Sten Stur.

Sturla 14.
Suarez Diego 382.
Subjectivismus 639.
Sueton 550.
Sully 207, 212—213, 545, 548.
Sulzer 362.
Sundheim 670.
Sundzoll 40, 45, 111, 127, 376. 378, 451.
Susa 257.
Suy, Marschall 22.
Svein Estrithsons Geschlecht endet 31.
Sverrir Sigmundsson 11—12.
Swane, Hans 458, 459, 461.
Sylburg, Aristoteles 580.
Sylvius Pater 277.
Synesius 542.
Synode zu Upsala 92.
„Syrus' Sentenzen" 533.

T.

Tabakrauchen 361—362.
Tabor 178, 403, 421.
Tachau 416.
Tacitus 517, 547.
Taille 466, 468, 472, 475.
Talon 394, 465, 468.
Tangermünde 280.
Taraccon 390,
Tarragona 408.
Taupadl 363.
Tausen, Hans 72.
Tennagel 168, 178.
Tenstin, Friede zu 93.
Terzka 323—325, 328.
Tetschen 421.
Teufelsangst 663—664.
Teufelsminne 662.
Teufelssucht 663—664.
Textkritik 543.
Textor, Wilhelm 714.
Thann 332.
Thaya 404.
Theben 404.
Themistius 572.
Theodosius, Kronprinz in Portugal 388.
Theologen, Bildung der 578.
Theologie, positive 373.
Theologische Streitschriften 547.
Theophanes 572.
Theophrast 544, 550.
Theophrastus Paracelsus 59.
„Thing des Königs" 24.
Thionville 397.
Thomas von Carignan 340. 379, 409, 490.
Thonradl 186—187.
Thorn 120, 447.
De Thou, Franz 388, 390, 391, 522.
— August 565, 568.
Thurn, Graf 148, 163, 181, 182, 183, 186—187.
— belagert Wien 189. 318, 321.
Tiefenbach, General 282, 289.
— in der Lausitz 202.
Till 662.
Tilly 132—133. 192, 194 bis 196, 197, 201—205.
— wird Reichsgraf 205, 206, 244—245, 246, 247, 249, 250, 252, 263, 267, 268 bis 271, 273, 280—288, 293, 294.
— und sein Charakter 294.
— Lied auf ihn 294, 305. 580.
Tirano, Pass von 354.
Tirlemont 340.
Toiras 308.
Torben Oxe 59.
Torgau 281, 358, 407.
Torkel Knudson 5, 6.
Torquato Tasso 129—130, 561.
Torstenson 371—374, 375, 376, 402, 404.
— Graf von Ortala 405.
— und seine Gattin Beata 405, 407, 444.
Tortosa 418.
Tournay 705.
Trautson 140.
Trauttmansdorff 428—429.
— Alter des Geschlechtes 428.
— die Stüchse von 428.
Trier, der Kurfürst von 290.
Tritheim, Abt zu Sponheim 665—667.
Triumvirat, literarisches 518.
Troiza, Kloster 105.
Tromp 408, 409.
Troppau 328.
Trost, Oberst 276.
Trubetzkoy 108.
Tschernembl 148, 156, 157, 158, 159—160, 172.
Tschudi, Ägydius 678.
Turco-Graecia 645—647, um die griechische Kirche zu lutherisieren.
Tyrol 423.
Tucher, Apollonia 63.
Türken 119.
— in Ungarn 142—143.
Tula 103.
Turenne 363, 388, 400, 401, 405, 406, 411, 412, 417, 420, 474, 477, 479, 494.
Turgeniew 108.
Turin 258.
Turmair, sieh Aventin.
„Tuschin, Dieb von" 104.
Tuttlingen 317. 400.
Tycho de Brahe 111, 123 bis 126.
— und seine Studien 123.
— und sein Ruhm 123.
— und die Physik des Himmels 126, 189.

U.

Überlingen 332, 400, 412.
Übersetzungen 659.
Uhland 660—661.
Ulfeld, Corfiz 114; vertheidigt Christine Munk, heiratet deren Tochter Christine Eleonore, sucht die königliche Macht einzuschränken, Handfeste 451; schließt den Redemptionsvertrag; der König hasst und verfolgt ihn 452; Ulfeld flieht nach Schweden; hilft Karl X. Gustav gegen Dänemark und geräth nach dessen Tod in die Gewalt König Friedrichs III., der ihn als Vaterlandsverräther verfolgt, und entkommt nach der Schweiz, er endet landflüchtig bei Breisach 455; sein Sohn Leo entkommt nach Österreich, gewinnt die Hand einer Gräfin Zinzendorf.
Ulm 134, 286, 302, 346.
Ulmer Vertrag von 1620 193, 413.
Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel 292.
Uneinigkeit, deutsche 385.
Ungarn 140—141.
— Reformation in 141—142.
— und der Reichstag zu Preßburg 141, 181, 184, 195, 402.
Ungarisch-Hradisch 374.
Union 166—167.
— Tag der, in Schwäbisch-Hall 165, 170—171.
— Kriegsplan der 171—174, 185.
— Tag der, in Nürnberg 191, 192.

Union und Liga 134, 145 bis 146, 193.
— und ihre Mitglieder 153.
— und ihre Ziele 153—154.
— Ausgleich zwischen ihr und der Liga 193.
— Ende der 197.
Union von Calmar 33—39.
— — und ihr Verfall 39—42.
— — und ihre Verbesserung 43—44.
Uniformen 627.
Universalgenie 522.
Universalmonarchie Spaniens 118—120.
Universalwissen 522.
Universität zu Altdorf 641.
— zu Basel 659, 714
— zu Cahors 566.
— zu Freiburg 644, 659, 660.
— zu Grénoble 567.
— zu Heidelberg 509.
— zu Helmstädt 625.
— zu Jena 510, 673.
— zu Ingolstadt 128—129, 668, 671.
— zu Kopenhagen 45, 51, 78, 111, 113, 114.
— zu Leipzig 123.
— zu Leyden 509, 511, 583, 544. 672.
— zu Löwen 509, 511, 516, 517.
— zu Lyon 545.
— zu Oxford 547, 548.
— zu Padua 566.
— zu Paris 570, 660.
— zu Prag 164.
— zu Rintelen 501.
— zu Rostock 125.
— zu Straßburg 659, 660.
— zu Toulouse 566.
— zu Tübingen 594; Roheit der Studenten zu 594; Crusius und Frischlin 643, 651—653.
— zu Turin 567.
— zu Upsala 51, 117, 118, 501.
— zu Utrecht 509.
— zu Valence 567—568.
— zu Wittenberg 123, 501.
Universitätszwang 51.
Uplandgesetz 5.
Upsala, Reichstag zu 92.
Unterpfalz 201.
Unterschleife in Frankreich 288.
Urakowicz 248,
Uranienborg 111, 124.
Urban III., Papst 259.
— IV. 21.
Urban VIII. 256, 338, 340, 357, 370, 424, 515, 251.
Urbino 516.
Urfehde 653.
Urkunden der Reichs- und Rechtsgeschichte 671.
Ursperger Chronik 671.
Ursula von Lützelstein 652.
Urzustände der Kirche 577.
Usedom 256, 265.
Usseling 118.
Utenheim, Christoph, Bischof zu Basel 714.
Uzeda 379.

V.

Väß, Erzbischof von Lund 66.
Vagliano 258.
Valerius Maximus 510.
Valesius, Heinrich 502.
Valtelin 244, 354, 498.
Vane 292.
Vasari 694.
Vasconcellos, Miguel 382.
Vassan, Jean 539.
Vedel 111.
Veile, Synode zu 20.
Vellejus 510.
Vendôme 394.
Venedig 136, 157, 516, 586, 697.
Venezuela 598.
Venius, Otto 514.
Verfassung, neue in Dänemark 1660, ohne Grundgesetze 461; aus individuellen Verhältnissen 463.
Vergleich von Angoulesme 226 bis 227.
Vertrag zwischen Ferdinand II. und Max I. in München 190.
Vertunianus 539.
de Vicq 544.
Victor Amadeus, seit 1630 Herzog von Savoyen 259, 340.
Victor Emanuel 346.
Vieira 682.
Vielwisserei 554, getadelt.
Vietus 533.
de Vigeau 396.
Vilmar 660.
Vilshofen 414.
Vincenz von Paul 577.
Vincenz II. von Mantua 256.
Vischer 719.
Visconti Galeazzo 565.
Vitalienbrüder 36—37.
Vitellozzo 688.
Vitri 223.
Vives, Ludwig 679.
Volk und Adel in Frankreich 215, 217.
Volksfeste 701.
Volmar 364, 426.
Vorpommern 447.
Vossius 441, 499.
— Gerhard und Isaak 525, 539.

W.

Waagen 706, 717.
Wachler 574.
Wadstena 93.
Wagrien 26.
Wahlhandfeste Olafs (1376) 32—33.
Waldburg, Max, Truchseß von 317.
Waldemar II., der Sieger 18.
— III., Sohn Abels, Herzogs von Südjütland 20, 25, 32,
— Sohn Erichs 21.
— IV., „Atterdag" 27, 28 bis 30, 32.
Waldendorf 124.
Waldshut 360, 399.
Wallenstein 120, 240.
— und sein erstes Generalat 245, 250—251.
— und seine Pläne 251, auf die Türkei 251, Flotte 251, Fürsten 251, 257.
— seine Gegner und seine Vertheidiger 260—261.
— und sein kühner Plan 261. Entlassung 261. Fassung 262, in Gitschin 262. 274. 289.
— und sein zweites Generalat 296; stellt ein Heer 297, lagert vor Nürnberg 300. Schlacht 30. Juni 1632. Zieht nach Thüringen; bei Lützen 16. November 1632, 303, 316; Verrath 318. Verhandelt mit Schweden und Frankreich 319—320. Stillstand mit Arnim 319, 321—330.
— und sein Sieg bei Steinau 321. Lügen 322, will König von Böhmen werden 323; die Karte Europas verändern 323; durch Geld im Bund mit Frankreich 324. Anzeige von Spanien u. Savoyen 324. Betrug der Officiere beim Bankett 325.

Wallenstein, des Oberbefehls enthoben 325; geächtet 326; Flucht nach Eger 327; das Heer bleibt treu 331; ermordet 328. Von Forster vergebens vertheidigt 330.
Walter, holstein. Officier 452.
Wandmalerei in Italien 698.
Warham 717.
Warsewicz 86.
Wasa, Christian Nielson 43
— Name der 62.
— Spaltung des Hauses 94.
Wehrgeld 54.
Weißen Berg, Schlacht am (8. Nov. 1620) 195.
Weißenburg 202, 400.
Wenden 81.
Wenzel, Bruder Rudolfs II. 138.
Werben, Lager bei 280, 351, 377.
Werth, Johann von 305, 316, 318, 331, 336, 339, 350, 358, 359—360; gefangen 361, nach Paris ausgeliefert 361, ausgelöst 1642 362, 399—400, 401—402, 405, 406, 412, 414, 415, 416, 418, 426.
Wertheim 288.
Westerås, Reichstag zu 67.
— Recefs zu 68.
— Erbvereinigung von 70.
Westfälischer Frieden — schwierig 424, Verzögerung 425. Wahl des Ortes 425. Beginn der Verhandlungen 3. April 1642. Präliminarien 425. Forderungen Schwedens 425—426, 430. Was Frankreich will 427, 430—431. Klugheit des österreichischen Ministers 430. Geheime Vollmacht 430. Katholische Verluste 432. Katholische Städte 433. Evangelische 433. Minderung der Kaisermacht 434. Stimmenmehrheit ist in Religionssachen ungiltig 435. Unterzeichnung am 30. Juni 1648. Verluste des Reichs an Frankreich und Schweden 439. Kriegsentschädigung 437. Verdienste Trauttmansdorffs 428—430. Vollziehung des Friedens erst 1650. Dennoch Freude über den Frieden 438—439.
Westfalen 287.
Westminster 547.
Wettiner 339.
Wettstein 436.
Wetzer, Oberst 364.
Wetzlar 411.
Whitelocke 506.
Wibeke Kruse 450.
Wiborg 5, 46. 72.
— Vertrag von (1609) 104.
Wiederhold 400.
Wiellinger 200.
Wien, 1605 Waffenstillstand in 143.
— Familienrath in 143, 186, 403, 404.
Wiesloch 208.
Wilhelm V., der Fromme, Herzog von Bayern 128, 130, 636.
Wilhelm, Friedrich, von Brandenburg 1640 bis 1688 446. Vertrag mit Schweden 447. Zerfall (1656) mit Schweden. Klugheit des Kurfürsten 447. Sieg bei Warschau 448. Vertrag von Königsberg, Labiau und Welau 449; souveräner Herr von Preußen 449; gegen Schweden 450.
— Georg von Brandenburg 250, 292, 334—371.
— von Weimar 286—287, 346.
— von Kassel 124, 288, 346 bis 347.
Willaert 688.
Willums Sigbritt 58—66.
Willerich von Bremen 54.
Wimpfen 208.
Wimpfeling 670.
Wirtemberg 145, 255, 339, 346, 399.
Wisby 46.
Wismar 36—37, 350, 351.
— Vertrag von 431.
Wisnowiecki 99, 104.
Witepsk 445.
Wittenberg, General 421, 447, 655—656.
Wittinger Verhandlung 157.
Wittstock 354.
Wladislaw II. 141.
Wladislaw, Sohn Sigismunds III. 94, 345—346.
Woermann 719, 721.
Wohlau 200.
Wohlgemuth, Michael 633.
Wok von Rosenberg 145, 149, 151, 157.
Wolf, Isebrand 56.
Wolf, Hieronymus 589, 598.
Wolf von Wrzesewicz 328.
Wolfsegg 412.
Wolfsschanze 404.
Wollin 267.
Woltmann 698, 704, 714.
Worms 289, 402, 428.
Wotton 136, 546.
Wouvern und seine „Polymothia" 580.
Wrangel, Karl Gustav 349, 355, 368, 373, 377, 405, 411, 414, 415, 452.
— Helmold 416, 417, 420.
Würzburg 286, 316, 339.
Wüstungen 399.
Wulf Wulflam, Bürgermeister von Stralsund 35.
Wullenweber, Jürgen 73.
— und seine Pläne 73—76.
Wuttke 462.

X.

Xenia, Tochter des Czaren Boris 97, 98.

Y.

York, Herzog von 485.
Ypern 486.

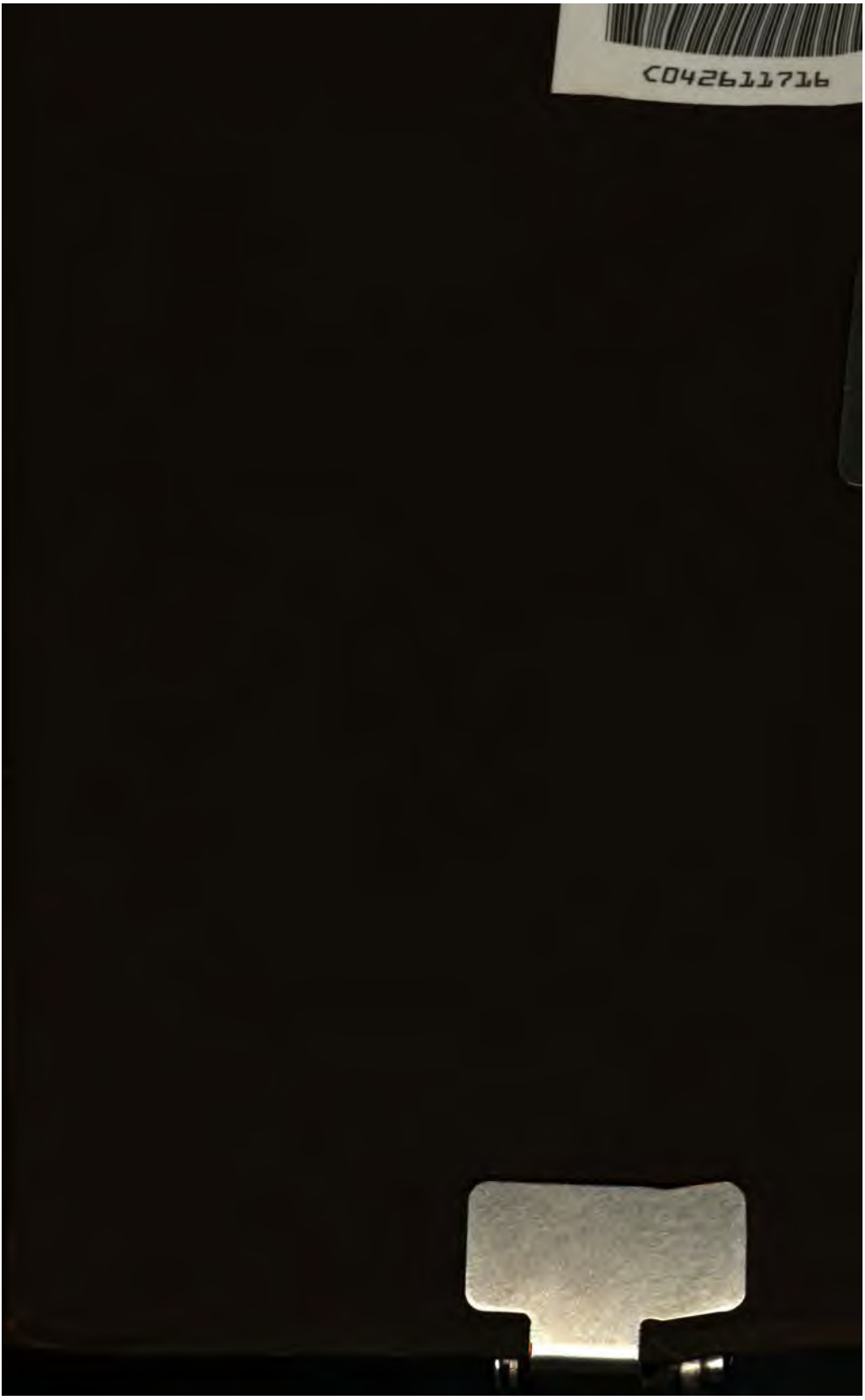
Z.

Zabern 333, 351.
Zahlenmagie 665.
Zamoiski 99.
Zaporoger 99.
Zasius 714.
Zauberwesen 663.
Zehnten 10.
Zeitgeist 638—639.
Zeughaus zu Antwerpen 700.
Zeugnis des Königs 224.
Zierotin, Karl von 136, 156, 157, 158, 160.
Zittau 302.
Znaimer Vertrag (von 1631) 296—298.
Zollern, Hohenzollern, Burggrafen zu Nürnberg (Zollrenses) zuerst unter Kaiser Heinrich IV. 613.
— dann unter Kaiser Friedrich I. 613.
— Friedrich I. von 612 bis 613.
— Friedrich II. von 613, gewinnt durch Heirat die Grafschaft Abensberg 613.

Zollern, Hoherzollern, Burggrafen zu Nürnberg 613.
— Friedrich III. von 613, legt den Grund zum Fürstenthum Bayreuth 613; eifrig für die Wahl Kaiser Rudolfs I. 613.
— IV. von, eifrig für Ludwig den Bayern 613.
— Johann II. von 613, für Kaiser Karl IV.
— Friedrich V. von, 1398 bis 1402, Conquestor, errundet das Besitzthum des Hauses ab 613; seine Söhne Johann III. und Friedrich VI. theilen. Johann stirbt kinderlos.
— Friedrich VI. von, erwirbt Brandenburg sammt der Kurwürde 613.
— Albrecht Achilles von, erbt 1476 das Kurfürstenthum, er ist schlau, kühn und mächtig 614.
Zonaras 593.
Zrinyi, Georg 248.
Zsitva-Török 140, 148, 149.
Zuchtlosigkeit des schwedischen Heeres in Deutschland 398 bis 399.
Zürich 660.
Zunniga 154, 162, 169, 176, 177, 180.
Zusmarshausen 419.
Zweibrücken 349.
Zweiundzwanzigster Artikel Rudolfs II. 141.
Zwickau 411.
Zwischenreich in Dänemark (1533—1534) 73.

Die Stammtafel der in diesem Band vorkommenden Habsburger ist schon Band VI S. 98—99 dieser dritten Auflage mitgetheilt.

Die Nachkommen Kaiser Maximilians II. sind in diesem Band S. 138—139 geschildert; die Kinder des Erzherzogs Karl von Steiermark und der edlen Maria von Bayern sind S. 139 verzeichnet.


C042611716